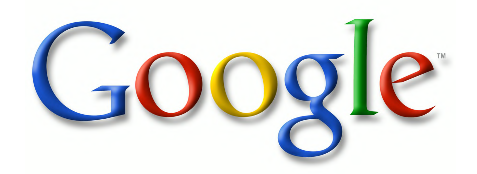
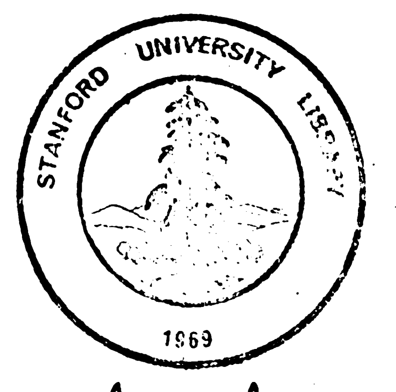
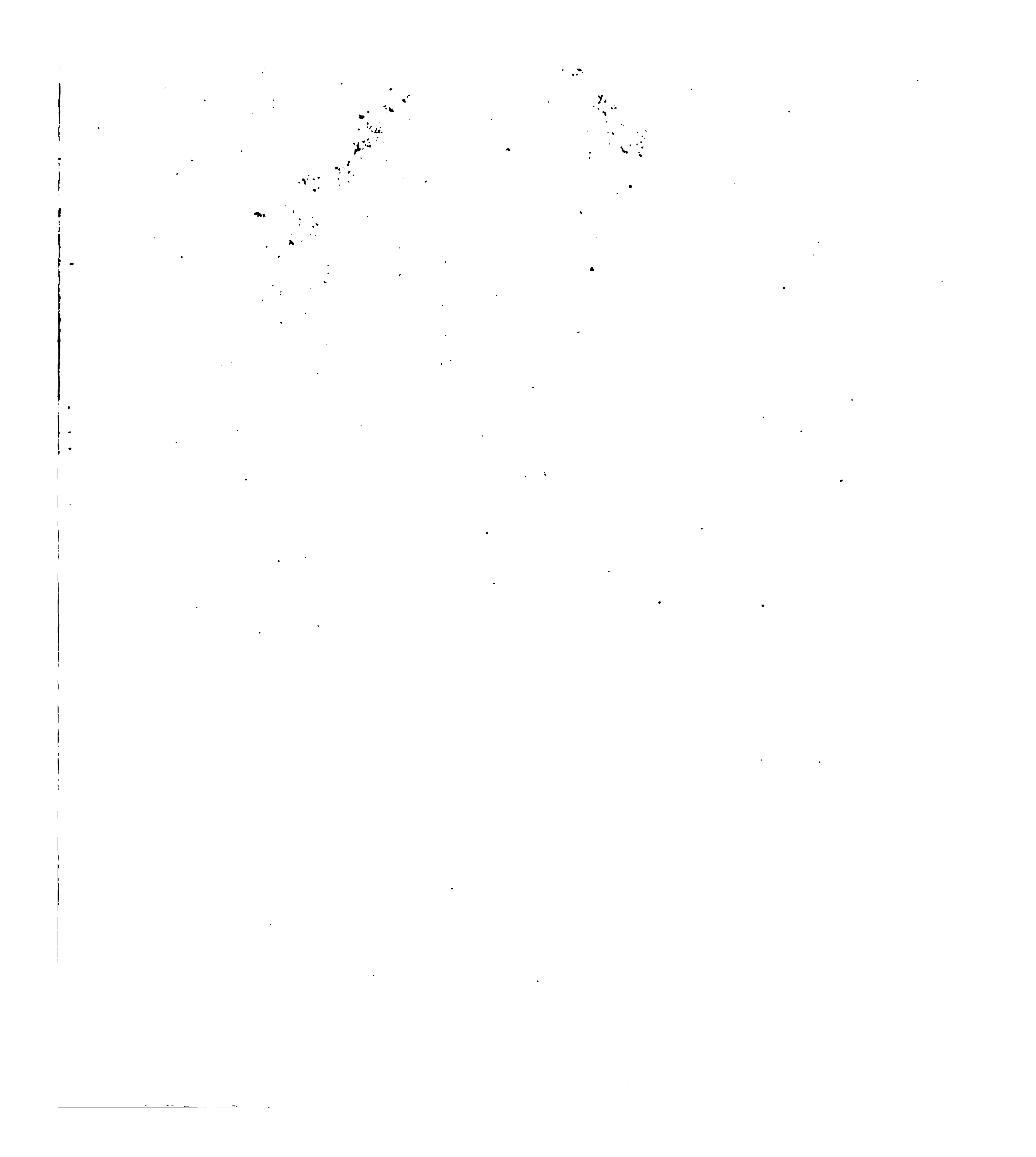


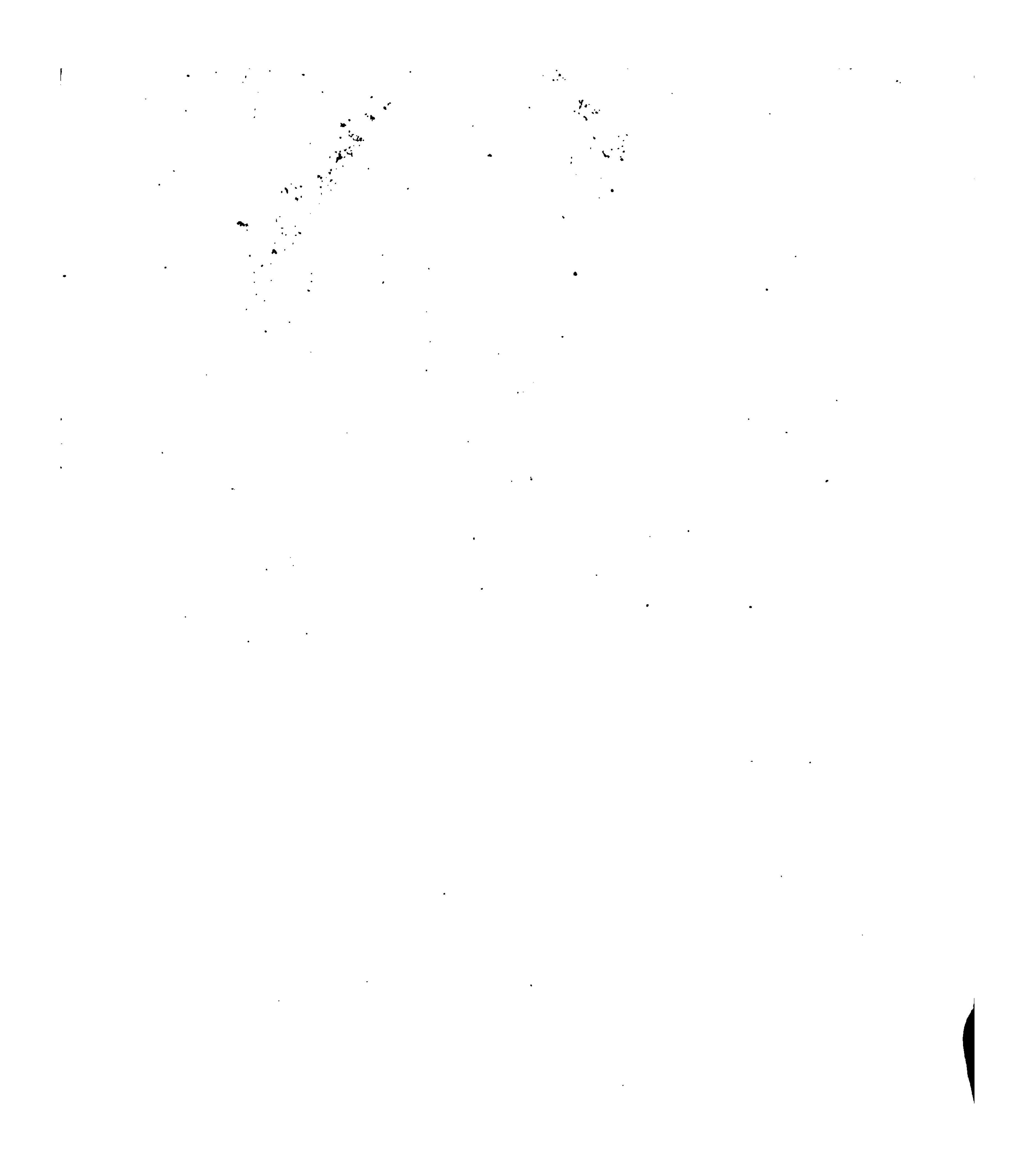



STANFORD UNIVERSITY LIBRARY
1969









Allgemeine

Encyklopädie der Wissenschaften und Künste.

Allgemeine
Encyklopädie der Wissenschaften und Künste.
Erste Section.
A — G.

Zweiundsiebzigster Theil.

GODUNOW — GÖTZ.

GODUNOW.

GODUNOW. Des Geschlechtes Stammvater wurde der tatarische Mursa Tschet, der zu Zeiten des Großfürsten Johann Daniilowitsch aus der Horde nach Moskau kam, 1328—1340, in der Taufe den Namen Sacharia empfing und das Kloster des heiligen Ipatius bei Kostroma stiftete. Ein Godunow befehligte 1519 gemeinschaftlich mit dem Fürsten Jeletzky und Saßjekin die zahlreichen tatarischen Geschwader, welche die Städte Witepsk und Polock bestürmten, die Vorstädte abbrannten, die Außenwerke nahmen, überhaupt arge Verheerung anrichteten. Ein Enkel dieses Godunow wird sein Boris Feodorowitsch Godunow, der, Schwager von Maljuta-Skuratow-Bielsky, des Zaren Iwan des Schrecklichen Liebling, ebenfalls, etwa von 1572 an, der Gunst des Tyrannen sich zu erfreuen hatte. „In dieser Zeit der Greuel stand der jugendliche Boris, geschmückt mit den seltensten Naturgaben, von majestätisch-herrlicher Gestalt und durchdringendem Geiste, an dem blutigen Throne, selbst rein vom Blute — den scheußlichen Antheil an den Mordthaten mit seiner Schlauheit vermeidend, bessere Zeiten erwartend, und glänzte in der Mitte der mordlustigen Opritschnina nicht nur durch Schönheit, sondern auch durch sittliche Sanftheit — im Aeußern geschmeidig — im Innern unbiegsam in seinen weitaussehenden Plänen. Mehr Höfling als Krieger, erschien Godunow unter den Fahnen des Vaterlandes nur um die eigene Person des Monarchen und war, ehe er noch eine hohe Staatswürde bekleidete, auf Iwan's Hochzeit (im J. 1571) der Drushka (Brautführer) der Zarin Martha, und seine Frau, Maria, die Schwacha (Freiwerberin), was zum Beweis der ungewöhnlichen Gnade Iwan's gegen ihn dient. Vielleicht wirkte der schlaue, ehrgeizige Godunow, um sich ein Recht auf die Dankbarkeit des Vaterlandes zu erwerben, zur Abschaffung der Opritschnina mit bei, indem er nicht im Namen der geächteten Tugend, sondern im Namen einer gegen Tyrannen nachsichtigen, willfährigen Politik sprach, welche ihnen Manches, was Religion und Sittlichkeit verdammen — gleichsam als nothwendig für ihr eigenes persönliches Wohl zu Gute hält, und nur das in diesem Sinne nutzlose Böse verwirft; denn der Zar hatte sich nicht gebessert und war, ob er gleich das ihm bisher theure Werkzeug der Tyrannei zertrümmerte, dennoch Tyrann geblieben." Wie theuer bereits Godunow dem Monarchen geworden, erscheint in dem Rechtshandel, welchen dieser 1578 mit dem Bojarenfürsten Sitzky führte, nachdem dessen Sohn an der Tafel des Zaren nicht in einer Reihe mit Godunow dienen wollte. Ohne Rücksicht für des Fürsten Sitzky Bojarenwürde ward Godunow durch eine großfürstliche Entscheidung um viele Stufen höher erklärt, weil sein Großvater in den alten Dienstlisten höher als die Sitzky stand. Nicht lange und er trat in verwandtschaftliche Verbindung zu dem regierenden Hause. Während Rußland den siegreichen Waffen des Königs Stephan von Polen zu erliegen schien, 1580, „feierte der Zar Hochzeiten: er verheirathete seinen zweiten Sohn, Theodor, mit Irinja, der Schwester von Boris Godunow, und vermählte sich, zum sechsten oder siebenten Male, ohne alle kirchliche Dispensation, mit einer edlen Jungfrau, Maria, einer Tochter des Würdenträgers Theodor Nagoi: zwei durch ihre unerwarteten Folgen für Rußland verderbliche Ehebündnisse, die Ursache und der Anfang langer Uebel. Vielleicht erblickte Godunow, der damals zur Bojarenwürde erhoben wurde, schon von fern, obgleich noch undeutlich, das kühne Ziel seiner in unserer Geschichte bis dahin noch beispiellosen Herrschsucht. Als Liebling des Zaren konnte er nur den Zeugmeister, Bogdan Bielski, den nächsten Diener, den Tag und Nacht nicht zu entfernenden Wächter der Person Iwan's, beneiden; als Schwager des Zarewitsches genoß er gleiche Achtung und Ehre mit den Verwandten des Zaren, mit dem Fürsten Iw. Mir. Glinski und den Nagois. Als Mitglied des Reichsrathes sah er noch viele ältere Bojaren über sich, aber keinen einzigen, der sich in Hinsicht auf staatskundigen Geist mit ihm hätte messen können." Der Zarin Maria Brautführer war Godunow. Bei allem dem schützte die hohe Gunst, deren er genoß, ihn nicht immer gegen die Wuthausbrüche seines Gebieters. Als dieser den Sohn erschlug, hatte Godunow abzuwehren gesucht, und er empfing darüber mehre Wunden, die eine längere Cur erforderten. „Da Iwan den zerschlagenen, für den Zarewitsch verwundeten Godunow lange nicht gesehen hatte und von Theodor Nagoi (seinem jüngsten Schwiegervater) hörte, daß sich dieser Jüngling nicht aus Krankheit, sondern nur aus Verdruß und Groll verberge, wollte er die Wahrheit untersuchen. Er kam selbst zu Godunow, erblickte offene Wunden an ihm und ein Haarseil, das ihm ein in Heilung von Krankheiten



GODUNOW.

GODUNOW. Des Geschlechtes Stammvater wurde der tatarische Mursa Tschet, der zu Zeiten des Großfürsten Johann Daniilowitsch aus der Horde nach Moskau kam, 1328—1340, in der Taufe den Namen Sacharia empfing und das Kloster des heiligen Ipatius bei Kostroma stiftete. Ein Godunow befehligte 1519 gemeinschaftlich mit dem Fürsten Jeletzky und Saßjekin die zahlreichen tatarischen Geschwader, welche die Städte Witepsk und Polock bestürmten, die Vorstädte abbrannten, die Außenwerke nahmen, überhaupt arge Verheerung anrichteten. Ein Enkel dieses Godunow wird sein Boris Feodorowitsch Godunow, der, Schwager von Maljuta-Skuratow-Bielsky, des Zaren Iwan des Schrecklichen Liebling, ebenfalls, etwa von 1572 an, der Gunst des Tyrannen sich zu erfreuen hatte. „In dieser Zeit der Greuel stand der jugendliche Boris, geschmückt mit den seltensten Naturgaben, von majestätisch-herrlicher Gestalt und durchdringendem Geiste, an dem blutigen Throne, selbst rein vom Blute — den scheußlichen Antheil an den Mordthaten mit seiner Schlauheit vermeidend, bessere Zeiten erwartend, und glänzte in der Mitte der mordlustigen Opritschnina nicht nur durch Schönheit, sondern auch durch sittliche Sanftheit — im Aeußern geschmeidig — im Innern unbiegsam in seinen weitaussehenden Plänen. Mehr Höfling als Krieger, erschien Godunow unter den Fahnen des Vaterlandes nur um die eigene Person des Monarchen und war, ehe er noch eine hohe Staatswürde bekleidete, auf Iwan's Hochzeit (im J. 1571) der Drushka (Brautführer) der Zarin Martha, und seine Frau, Maria, die Schwacha (Freiwerberin), was zum Beweis der ungewöhnlichen Gnade Iwan's gegen ihn dient. Vielleicht wirkte der schlaue, ehrgeizige Godunow, um sich ein Recht auf die Dankbarkeit des Vaterlandes zu erwerben, zur Abschaffung der Opritschnina mit bei, indem er nicht im Namen der geächteten Tugend, sondern im Namen einer gegen Tyrannen nachsichtigen, willfährigen Politik sprach, welche ihnen Manches, was Religion und Sittlichkeit verdammen — gleichsam als nothwendig für ihr eigenes persönliches Wohl zu Gute hält, und nur das in diesem Sinne nutzlose Böse verwirft; denn der Zar hatte sich nicht gebessert und war, ob er gleich das ihm bisher theure Werkzeug der Tyrannei zertrümmerte, dennoch Tyrann geblieben." Wie theuer bereits Godunow dem Monarchen geworden, erscheint in dem Rechtshandel, welchen dieser 1578 mit dem Bojarenfürsten Sitzky führte, nachdem dessen Sohn an der Tafel des Zaren nicht in einer Reihe mit Godunow dienen wollte. Ohne Rücksicht für des Fürsten Sitzky Bojarenwürde ward Godunow durch eine großfürstliche Entscheidung um viele Stufen höher erklärt, weil sein Großvater in den alten Dienstlisten höher als die Sitzky stand. Nicht lange und er trat in verwandtschaftliche Verbindung zu dem regierenden Hause. Während Rußland den siegreichen Waffen des Königs Stephan von Polen zu erliegen schien, 1580, „feierte der Zar Hochzeiten: er verheirathete seinen zweiten Sohn, Theodor, mit Irinja, der Schwester von Boris Godunow, und vermählte sich, zum sechsten oder siebenten Male, ohne alle kirchliche Dispensation, mit einer edlen Jungfrau, Maria, einer Tochter des Würdenträgers Theodor Nagoi: zwei durch ihre unerwarteten Folgen für Rußland verderbliche Ehebündnisse, die Ursache und der Anfang langer Uebel. Vielleicht erblickte Godunow, der damals zur Bojarenwürde erhoben wurde, schon von fern, obgleich noch undeutlich, das kühne Ziel seiner in unserer Geschichte bis dahin noch beispiellosen Herrschsucht. Als Liebling des Zaren konnte er nur den Zeugmeister, Bogdan Bielski, den nächsten Diener, den Tag und Nacht nicht zu entfernenden Wächter der Person Iwan's, beneiden; als Schwager des Zarewitsches genoß er gleiche Achtung und Ehre mit den Verwandten des Zaren, mit dem Fürsten Iw. Mir. Glinski und den Nagois. Als Mitglied des Reichsrathes sah er noch viele ältere Bojaren über sich, aber keinen einzigen, der sich in Hinsicht auf staatskundigen Geist mit ihm hätte messen können." Der Zarin Maria Brautführer war Godunow. Bei allem dem schützte die hohe Gunst, deren er genoß, ihn nicht immer gegen die Wuthausbrüche seines Gebieters. Als dieser den Sohn erschlug, hatte Godunow abzuwehren gesucht, und er empfing darüber mehre Wunden, die eine längere Cur erforderten. „Da Iwan den zerschlagenen, für den Zarewitsch verwundeten Godunow lange nicht gesehen hatte und von Theodor Nagoi (seinem jüngsten Schwiegervater) hörte, daß sich dieser Jüngling nicht aus Krankheit, sondern nur aus Verdruß und Groll verberge, wollte er die Wahrheit untersuchen. Er kam selbst zu Godunow, erblickte offene Wunden an ihm und ein Haarseil, das ihm ein in Heilung von Krankheiten

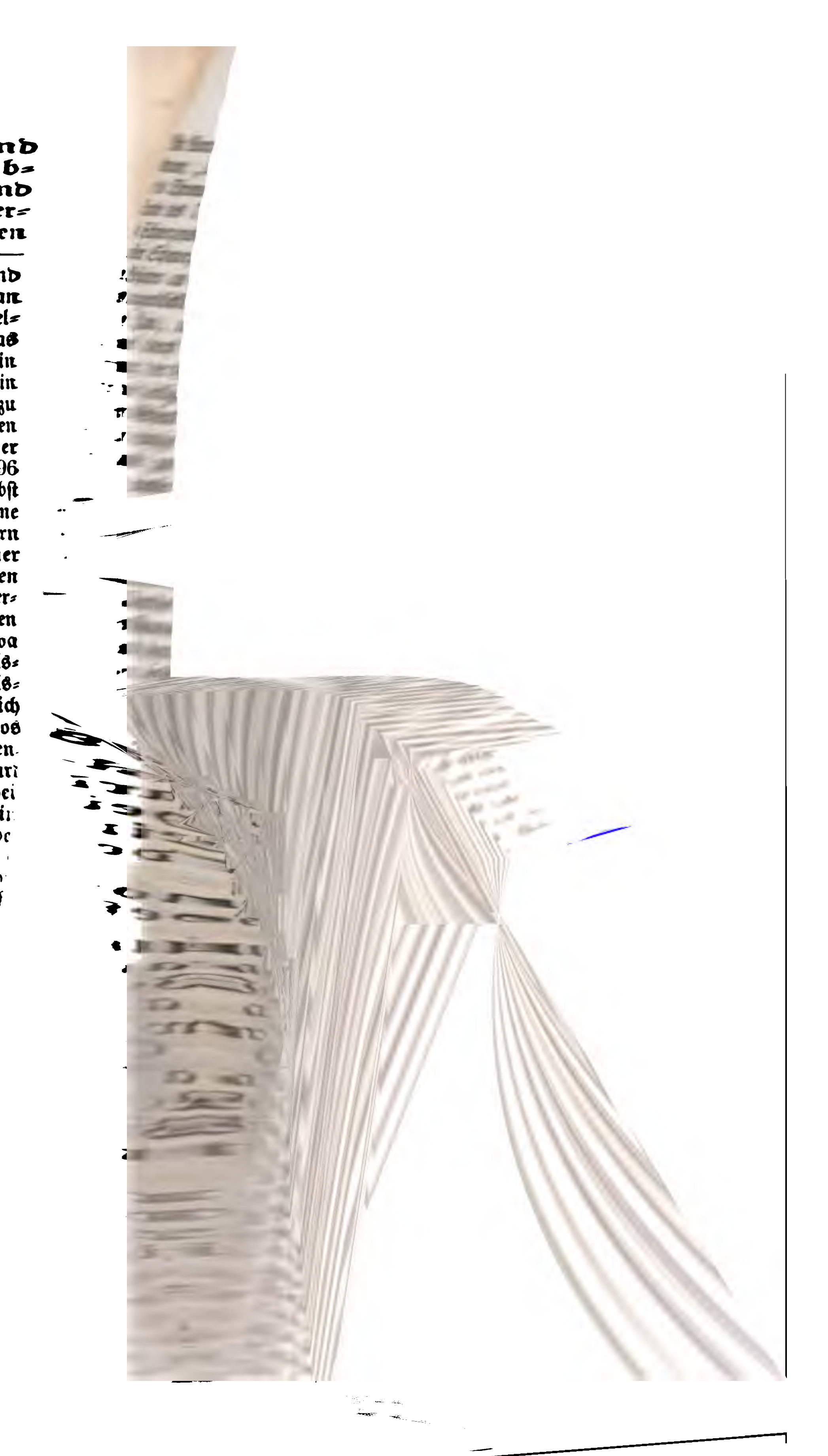
geschickter Kaufmann, Stroganow, gesetzt hatte. Er umarmte den Kranken, ertheilte seinem Arzte, als Zeichen besonderer Gnade, das Recht der namhaften Leute, den vollen Vatersnamen oder das Witsch zu führen, was nur die vornehmsten Staatswürdenträger durften, und befahl, daß Stroganow noch denselben Tag dem Verleumder Nagoi die schmerzlichsten Haarseile in den Seiten und auf der Brust einziehen sollte." Dem Tode nahe, 1584, bestellte Iwan Räthe und Hüter für seinen Nachfolger, die ausersehen waren, dem an Geist und Körper schwachen Theodor die Bürde der Staatssorgen zu erleichtern. Der neuen Pentarchie oder dem obersten Reichsrathe, aus fünf Gewalthabern zusammengesetzt, durfte Godunow nicht fehlen. „Seine seltenen Naturgaben kannte man schon und fürchtete ihn um so mehr; denn auch er hatte sich die besondere Gunst des Tyrannen zu erwerben gewußt, war der Schwager des abscheulichen Maljuta-Skuratow und (doch wol kaum aufrichtig) der Freund Bielski's. Nachdem der oberste Reichsrath das Staatsruder übernommen hatte, wurden gleich in der ersten Nacht (den 18. März) die Diener der Grausamkeiten Iwan's in großer Anzahl aus der Residenz verbannt, die Nagoi bewacht, angeblich aus Furcht ihrer aufrührerischen Gesinnungen. Nicht lange und die verwitwete Zarin, Maria Nagoi, mit ihrem Söhnlein, ihr Vater und ihre fünf Brüder wurden nach Uglitsch verwiesen. Dahin folgte nicht der von dem verstorbenen Zar zum Hofmeister und Vormund des jungen Zarewitsch ernannte Bogdan Jakowlewitsch Bielski. Diesem und seinen Freunden gab das Volk Schuld an Iwan's Tode. Bald hieß es, Bielski beabsichtige auch noch den regierenden Zar zu verderben, alle Bojaren zu ermorden, seinen Freund und Rathgeber Boris Godunow zum Throne zu erheben. Das Volk im Aufruhre verlangte und erhielt, daß Bielski aus Moskau verwiesen wurde und die Ruhe stellte sich wieder ein. Die Empörer, in Godunow den Bruder der Zarin ehrend, hatten seinen Namen nicht genannt, seinen Kopf nicht verlangt, aber er durchschaute das Gewebe der Verleumdung, er sah die Urheber des Aufruhrs beschäftigt, ihm den Untergang zu bereiten, und mußte auf seine Sicherheit bedacht sein. Der Oheim des Zaren hatte von Anfang her, nach den durch das Herkommen geheiligten Vorrechten der Verwandtschaft, für den ersten Gewalthaber gelten können; seine Stelle jedoch einzunehmen, bereitete sich Godunow. Man kannte den unwiderstehlichen Einfluß, welchen er auf seine Schwester, die zärtliche tugendhafte Irene (Irinja), übte, man kannte Irenens Gewalt über Theodor; allein Godunow hatte, so schien es, seinen Freund preisgegeben, man freute sich seiner Ohnmacht oder Zaghaftigkeit, ohne zu errathen, daß er dem Bielski wol nur Freundschaft geheuchelt habe, eigentlich aber in ihm einen geheimen Nebenbuhler fürchtete, und diese Gelegenheit benutzte, seine Macht zu befestigen; denn der schwache Theodor, der in dem Schrecken über den Aufruhr die Nothwendigkeit einsah, zur Aufrechthaltung der Ordnung strenge Maßregeln zu ergreifen, suchte mehr als einen Rathgeber oder Gehilfen, er suchte Jemanden, dem er die ganze Last der Herrschaft aufbürden könne, und ergab sich gänzlich dem kühnen, ehrgeizigen, dem Herzen seiner trauten Gemahlin so nahe stehenden Manne. Godunow, damals 32 Jahre alt, stand grade in der Blüthe des Lebens, in der Vollkraft von Körper und Geist, durch majestätische Schönheit, Herrschergestalt, Raschheit und Tiefe des Geistes, hinreißende Beredsamkeit den Großen insgesammt weit überlegen und von seinen Naturgaben, von den Vortheilen seiner Lage den zweckmäßigsten Gebrauch zu machen, hat er nicht verfehlt. Sein erstes Geschäft ward die Bestrafung des Ljäpunow, des Kikin und anderer Hauptaufwiegler des moskowitischen Pöbels, sie wurden in entfernte Gegenden verwiesen oder auch eingekerkert. Am 31. Mai 1584 wurde des Zaren Krönung vorgenommen, für Godunow die Gelegenheit, in seiner ganzen Herrlichkeit sich zu zeigen. Den Scepter trug er während des Krönungszuges dem Beichtvater nach, in der Kirche hatte er als nächster Bojar seinen Platz neben dem Zar; Georg und Demetrius Iwanowitsch Godunow, Irenens Oheime, hielten die Zarenkrone auf einer goldenen Schüssel, drei andere Kronen zu tragen waren Stephan, Gregor und Iwan Wasiliewitsch Godunow ausersehen. Während der Krönung saß Irene, die Krone auf dem Haupte, umgeben von den Bojarinnen, an dem geöffneten Fenster des Palastes, und es dankte ihr der Jubelruf: „Lange lebe die Zarin!" Es folgten viele Gnadenbezeigungen, namentlich wurden drei Godunow zu Bojaren ernannt. Aber Alles war Nichts im Vergleich zu den Gnaden, womit Theodor seinen Schwager überschüttete. Diesem wurde gegeben, was immer in einer absoluten Monarchie ein Unterthan besitzen mag, nicht nur die alte hohe Würde eines Stallmeisters, die seit 17 Jahren unbesetzt war, sondern auch der Titel eines nahen oder Groß-Bojaren, sammt der Statthalterschaft der beiden Königreiche Kasan und Astrachan. Der beispiellosen Würde entsprach beispielloser Reichthum, Godunow erhielt oder nahm sich die besten Ländereien und Güter, die Einkünfte des Dwinagebietes Waga, alle die schönen Wiesen an den Ufern des Moskwaflusses, nebst Wäldern und Bienengärten, verschiedene Krongefälle aus den Gebieten von Moskau, Räsan, Twer und Severien, unabhängig von einem bedeutenden Geldeinkommen. Bei Fletcher heißt es: „Godunow hat jährliche Einkünfte von seinen Erbgütern in Wjäsma und Dorogobusch 6000 Rubel, von den Stallmeisterdörfern, den Wiesen und Bienenhäusern lang des Moskwaflusses (30 Werst Strom auf-, 40 Werst Strom abwärts), 12,000 Rubel oder Mark, von dem Zar 15,000 Rubel Gnadengehalt, von Kreis und Stadt Waga (oder Schenkursk) 30,000 Rubel, von Twer und Torschok 8000 Rubel, von den moskowitischen Badstuben 1500 Rubel, ungerechnet, was ihm die Lehengüter einbringen." Nach Horsey bezog er aus dem Gebiete von Waga jährlich 35,000 Mark (oder Rubel), was noch nicht den fünften Theil seines ganzen Einkommens ausmachte, und er und seine Angehörigen waren dermaßen mächtig, daß sie binnen 40 Tagen ein wohlgerüstetes Heer von 100,000 Mann hätten ins Feld stellen können. „Er war jetzt

nicht mehr Günstling, sondern Beherrscher des Reichs. Boris war zwar Theodor's gewiß, aber er fürchtete noch Neider und Feinde; daher wollte er sie durch seine Größe in Bestürzung setzen, damit sie auch nicht einmal den Gedanken zu fassen wagten, ihn von einer solchen, dem gewöhnlichen Ehrgeize der Hof-Großen unerreichbaren Stufe der Größe herabzustürzen. Diese in der That bestürzten Neider und Feinde nährten eine Zeit lang insgeheim ihren Haß, schwiegen und sannen auf einen Streich; Godunow aber strebte mit der Gluth einer ruhmliebenden Seele seinem großen Ziele entgegen, durch Thaten allgemeinen Nutzens das Zutrauen des Volkes und die Dankbarkeit des Vaterlandes zu verdienen. Die von Iwan eingesetzte Pentarchie verschwand wie ein Schatten; es blieb der ehemalige Zarenrath, den Winken des Reichsverwesers gehorchend; denn so nannten die Zeitgenossen Boris, welcher in den Augen Rußlands allein das Staatsruder mit kühner Hand führte, und zwar im Namen des Zaren, aber nach eigenem Gutdünken Befehle ertheilte, indem er wol Rathgeber, aber keine Nebenbuhler noch Gesellen hatte." Eine seiner verdienstlichsten Handlungen ist die mehr durch Klugheit als durch das Schwert bewirkte Dämpfung der unter den Tscheremissen ausgebrochenen Empörung, welcher in demselben Jahre 1584 die abermalige Unterwerfung Sibiriens folgte. In seinen Verhandlungen mit der englischen Elisabeth handhabte Godunow mit Geschick die Würde und den Vortheil des Staates; in der Königin Schreiben wird er our most deare and loving cousin genannt. Gegen 17 Monate hatte Godunow, der durch eine thätige und weise Staatsverwaltung die Dankbarkeit des Volkes und durch Liebkosungen die Freundschaft der vornehmsten Bojaren zu gewinnen suchte, ruhig geherrscht und die Misgünstigen verachtet, indem er das Herz des Zaren in seiner Hand und die besondere Freundschaft der beiden ersten Großen, des Bojaren Jurjew und des Fürsten Mstislawsky, erworben hatte; allein führte er die Herrschaft, aber er berieth sich mit ihnen und befriedigte dadurch ihren bescheidenen Ehrgeiz. Diese glückliche Verbindung ward durch Jurjew's Tod zerrissen; denn der wankelmüthige Mstislawsky, ob man ihn gleich Borissens Vater nannte, ließ sich durch dessen Feinde, die Schuisky, Worotünsky und Golowin, bethören, und wurde, der Sage nach, Theilnehmer einer niederträchtigen Verschwörung; Boris, durch ihn zu einem Schmause eingeladen, sollte Mörderhänden überliefert werden. So erzählten dem Reichsverweser besorgte Freunde, so berichtete er selbst dem Zaren. Ob ein gerichtliches Verfahren, eine Untersuchung stattgefunden habe, ist unbekannt; Mstislawsky wurde wider Willen eingekleidet und in das Cyrillische Kloster verwiesen, die Worotünsky und Golowin traf Verbannung, die Schuisky blieben unangetastet. Von Hinrichtungen ist keine Rede. Vielleicht wollte Godunow, dunkle Sage von einer Verschwörung benutzend, nur seine persönlichen Feinde entfernen. In Bezug auf das Ausland verfolgte er eine zugleich feindliche, zugleich ehrgeizige Politik, nicht ohne Schlauheit, nicht ohne Erfolg. Vielmehr vorsichtig als kühn, abwechselnd drohend und schmeichelnd, versprach er häufig, ohne durch ein Versprechen sich gebunden zu wähnen. „Unter diesen für die Größe und Unversehrtheit Rußlands günstigen Verhältnissen, wo Alles für die Einsicht und Thätigkeit der Regierung, das heißt Godunow's, zeugte, war er selbst, ungeachtet aller seiner Gewandtheit in der Kunst, Menschen für sich einzunehmen, der Gegenstand des Hasses und boshafter Anschläge. In seinem eigenen Namen mit den Monarchen Asiens und Europa's verkehrend, Geschenke mit ihnen wechselnd und ihre Gesandten in seinem Hause feierlich empfangend, wünschte der stolze Boris bescheiden zu scheinen; deshalb trat er im Rathe die ersten Plätze anderen, älteren Großen ab, aber, indem er auf dem vierten Platze saß, machte er durch ein einziges Wort, einen einzigen Blick, eine Bewegung des Fingers den Widerspruch verstummen. Er erfand Auszeichnungen, Beweise der Gnade des Zaren, um der Eitelkeit der Bojaren zu schmeicheln, und brachte deshalb die Einladungsmahlzeiten für die Mitglieder des Reichsrathes in den innern Gemächern des Palastes in Gebrauch, wo Theodor die Godunow sowol als die Schuisky mit einander bewirthete, zuweilen wol auch Boris nicht einlud. Vergebliche List! Wen der Groß-Bojar an solchen Tagen zu seiner Tafel lud, den beneideten die Gäste des Zaren. Alle wußten, daß der Reichsverweser Theodoren nur den Namen des Zaren ließ — und nicht allein viele von den ersten Staatspersonen, sondern auch die Bürger der Residenz zeigten im Allgemeinen Abneigung gegen Boris. Man bemitleidete die Nichtigkeit Theodor's und sah in Godunow einen Räuber der Zarenrechte; man gedachte seiner mongolischen Abkunft und schämte sich der Erniedrigung des Herrscherstammes Rurik's. Selbst durch die allgemeinen Wohlthaten, durch die glänzendsten Erfolge seiner Regierung verstärkte er nur den Neid, schärfte seinen Stachel und bereitete sich die unglückliche Nothwendigkeit, die Waffen des Schreckens zu gebrauchen; aber noch suchte er diese Nothwendigkeit abzuwenden; deswegen wünschte er Frieden mit den Schuisky, welche, da sie Freunde im Reichsrathe und Anhänger im Volke, besonders unter den Handelsleuten hatten, nicht aufhörten, Godunow sogar öffentlich anzufeinden." Eine Aussöhnung wurde im J. 1585 durch den Metropoliten vermittelt, ohne jedoch von Wirkung zu sein, da der Vermittler selbst Godunow's entschiedenster Gegner geworden. Um den Gehaßten zu stürzen, sollte der Zar bestimmt werden, die unfruchtbare Irene zu verstoßen; schon war eine Braut für ihn ermittelt, die Schwester des Fürsten Mstislawsky, Tochter jenes Mstislawsky, den Godunow gestürzt hatte und im Cyrillischen Kloster sterben ließ. Aber Boris entdeckte noch zu rechter Zeit eine Verschwörung, die das Ende seiner Herrschaft herbeiführen sollte; ohne Zorn, ohne Vorwürfe suchte er auf des Metropoliten Gewissen zu wirken, ihm vorstellend, daß die Scheidung den Kirchengesetzen zuwider sei, daß Theodor von der im Glanze der Jugend und Schönheit blühenden Irene wol noch Kinder haben könne, und daß der Thron in keinem Falle ohne Erben bleiben werde, da der Zare-

zu gewinnen. Im Falle einer Begnadigung hieß es in der Urkunde: „Der Herrscher verzeiht rücksichtlich der Fürbitte des Dieners und Marstall-Bojaren." In Todesurtheilen wurde dessen Name nie genannt. Aber plötzlich schienen des Reichsverwesers Hoffnungen auf die Thronfolge sich zu verdunkeln. Irene wurde Mutter der am 14. Juni 1592 zur Taufe gebrachten Theodosia, die jedoch schon im folgenden Jahre starb. Boris blieb nicht frei von dem Verdachte, den Tod des Kindes veranlaßt zu haben. Dafür fand er in dem Verlaufe des Krieges mit Schweden Gelegenheit, seine Unparteilichkeit zu bekunden. Ruhmlos war der Feldzug von 1591 abgelaufen, die Heerführer, zwei Godunow und ein Trubetzky, legten dies einander wechselsweise zur Last. Der Zar kündigte ihnen für das dem Dienste nachtheilige Hadern seine Ungnade an und gab ihnen vom Palmsonntage bis zu Ostern Hausarrest. Bei dem feierlichen Empfange des kaiserlichen Gesandten, des Burggrafen Abraham von Dohna, den 22. Mai 1597, stand Godunow, den Reichsapfel tragend, neben dem Zar; ihm, wie dem Herrscher, hatte der Gesandte Geschenke darzubringen. Godunow erhielt einen kostbaren, mit Smaragden besetzten Pokal, eine Stutzuhr und zwei Hengste mit sammetnen Decken, sein Söhnlein, Theodor Borissowitsch, Affen und Papageien. Nach Verlauf einiger Tage stattete der Gesandte in Godunow's Hause einen Besuch ab und vernahm huldreiche Worte, in der vollen Würde eines Monarchen gesprochen, die Gesandtschaftscavaliere wurden zum Handkuß gelassen. Der Königin Elisabeth Gesandter, D. Fletcher, schrieb an Godunow: „Durchlauchtigster Herr! Die Königin hat mir befohlen, von Herzen die Stirn vor dir zu schlagen. Sie kennt dein Wohlwollen für ihr Volk und liebt dich mehr als alle Herrscher der Christenheit. Ich wage nicht, den zu belästigen, auf dem das ganze Reich liegt; allein ich würde mich von ganzem Herzen freuen, wenn du mir erlaubst, deine erlauchten Augen zu schauen, denn du bist die Ehre und der Ruhm Rußlands." Trotz solcher Schmeicheleien glückte Fletcher's Sendung nur theilweise, selbst nicht die Geschenke der Königin wollte Godunow annehmen, „weil du," heißt es in seinem Schreiben an Elisabeth, „unserm großen Zaren, gleichsam als Zeichen deiner Geringschätzung, kleine Goldmünzen zum Geschenk geschickt hast." Von den Anordnungen Godunow's für die innere Verwaltung ist vor allen folgenreich geworden das Gesetz, die Leibeigenschaft der Bauern und Diener betreffend. „Seit undenklichen Zeiten genossen die Bauern bürgerlicher Freiheit, aber ohne bewegliches Eigenthum: nämlich der Freiheit, in einer durch das Gesetz bestimmten Frist von einem Orte zum andern, von einem Gutsbesitzer zum andern überzuziehen, unter der Bedingung, einen Theil des Landes für sich, den andern für den Herrn zu bearbeiten oder ihm Erbzins zu bezahlen. Der Reichsverweser sah den Nachtheil dieses Ueberziehens, welches gar oft die Hoffnung der Landleute, einen bessern Herrn zu finden, täuschte, sie verhinderte, sich einzuleben und sich zum Besten der Landwirthschaft und des Gemeingeistes an Gegenden und Menschen zu gewöhnen — und die Zahl der Landstreicher und Armuth überhand nehmen ließ. Der Reichsverweser rühmte sich der Abgabenfreiheit, welche er in den Erbgütern des Zaren und vielleicht auch in seinen eigenen dem Bauernstande ertheilt hatte. Ohne Zweifel wünschte er nicht nur den Gutsbesitzern, sondern auch den Landarbeitern Gutes — wünschte ein unauflösbares, auf Gemeinschaftlichkeit und Unzertrennlichkeit des Wohlstandes gegründetes — man könnte sagen — Familienband zwischen ihnen herzustellen — und hob deshalb im J. 1592 oder 1593 das freie Ueberziehen der Bauern aus einem Amtsbezirke in den andern, aus einem Dorfe in das andere durch ein Gesetz gänzlich auf und machte sie auf ewige Zeiten zu Leibeigenen ihrer Herren." Gleichwie Boris den Süden Rußlands durch neue Festungen geschützt hatte, legte er auch zur Sicherung der westlichen Grenze im J. 1596 eine steinerne Festung in Smolensk an, reiste auch selbst dahin, um die Stellen für Gräben, Mauern und Thürme anzuweisen. „Diese Reise hatte auch noch einen andern Zweck, Boris wollte durch seine Gnade die Einwohner des abendlichen Rußlands gewinnen; in allen Städten und Dörfern hielt er an, half leutselig allen Beschwerden ab, theilte Geld unter die Armen aus und gab den Reichen Feste. Als der Reichsverweser nach Moskwa zurückkam, sagte er dem Zaren, daß Smolensk der Halsschmuck Rußlands werden würde. Aber in diesem Halsschmucke (entgegnete ihm der Fürst Trubetzky) kann sich Ungeziefer einnisteln, das wir sobald nicht wieder los werden. Ein merkwürdiges Wort, sagt der Chronikenschreiber; denn das von uns befestigte Smolensk ward ein Rückenhalt für Lithauen." Des Zaren Gesundheit scheint bereits im J. 1596 angegriffen gewesen zu sein. Bei Uebertragung der Gebeine des heiligen Alexius, des Metropoliten, in einen neuen silbernen Schrein soll er in dem Ausdrucke schmerzlicher Rührung zu Godunow gesprochen haben: „Berühre das Heiligthum, Verweser des christlichen Volks! Verwalte es auch künftig in Treue. Du wirst deinen Wunsch erreichen, aber Alles auf Erden ist eitel und vergänglich." Daß die Krankheit tödtlich geworden, erfuhr die Hauptstadt am 6. Jan. 1598. Der Patriarch, die Großen, jede Hoffnung aufgebend, bewachten das Lager des Sterbenden in Erwartung der letzten Handlung seiner selbstherrschenden Gewalt, seines letzten Willens in Bezug auf Rußlands Zukunft. „Allein Theodor hatte, sowie sein ganzes Leben hindurch, auch am Ende desselben keinen andern Willen als Boris, und ward auch in dieser feierlichen Stunde dem unbeschränkten Vertrauen zu seinem Meister nicht untreu; des Gesichts und Gehörs schon fast beraubt, suchte sein erlöschender Blick nach Godunow und mit Anstrengung horchte er auf dessen Zuflüstern. Die Bojaren schwiegen, der Patriarch, Hiob, sprach mit zitternder Stimme: Herr! wem befiehlst du dein Reich, uns Verwaisete und deine Zarin? Theodor antwortete leise: „„Ueber das Reich, über Euch und meine Zarin waltet Gott der Allerhöchste . . . ich hinterlasse ein Testament."" Darin war die Herrschaft Irenen vermacht, seine Seele aber befahl der Sterbende dem Patriarchen, seinem Bet-

ter Nikita Romanow-Jurjew und seinem Schwager Boris Godunow, „das heißt, er bestellte sie zu den ersten Räthen des Thrones." Theodor entschlummerte in der ersten Stunde des 7. Jan. Schreckhaft, unbeschreiblich waren die Schmerzensausbrüche der Zarin. Godunow, in dem tiefsten Schmerze die Fassung nicht verlierend, erinnerte die Bojaren an die der Zarin darzubringende Huldigung und augenblicklich wurde sie geleistet. Das Begräbniß, den 8. Jan., war über alle Beschreibung ergreifend, nicht sowol durch seine Pracht, als durch eine rührende Unordnung; der Geistlichkeit Thränen und Schluchzen unterbrachen die heilige Handlung, der Chor verstummte, denn über dem Geheul des Volkes war der Gesang nicht zu hören. Die einzige Irene weinte nicht mehr, sie ward als eine Todte zur Kirche getragen. Godunow's Auge wurde nicht trocken über dem Anschauen seiner beklagenswerthen Schwester und während er die der Feier, die der Lage der Dinge überhaupt angemessenen Befehle ertheilte. Bald erfuhr die bekümmerte Hauptstadt, daß Rußland, seines Zaren beraubt, auch keine Zarin habe. Der gottesfürchtige Theodor soll, seinem Testamente unbeschadet, scheidend der Gemahlin anbefohlen haben, irdische Größe zu verachten und dem Herrn sich zu weihen. „Vielleicht war auch Irenen selbst, in ihrer ungeheuchelten Verzweiflung, die Welt zuwider geworden; aber weit wahrscheinlicher ist es, daß Godunow, der über das Herz und das Schicksal der zärtlichen Schwester volle Gewalt übte, es also wolle. Er konnte unter Irenens Regierung schon nicht mehr höher steigen, da er auch unter Theodor unumschränkt geherrscht hatte; er konnte am Ende des fünften Jahrzehends seines Lebens nicht länger warten oder aufschieben; er hatte Irenen das Reich übergeben, um es aus den Händen einer Blutsverwandtin gleichsam nach Erbrecht zu empfangen, auf dem Throne nicht den Platz von Monomach's Herrscherstamme einzunehmen, sondern an die Stelle einer Godunow zu treten und so in den Augen des Volkes weniger thronräuberisch zu erscheinen. Niemals war dieser hinterlistige Ehrgeizige, öffentlich und insgeheim, so thätig gewesen, als in den letzten Tagen der Regierung Theodor's und in den ersten Tagen der Scheinherrschaft Irenens, öffentlich, damit das Volk auch nicht einmal den Gedanken an die Möglichkeit einer Ordnung im Staate, ohne Boris' Vorsorge, aufkommen lasse; insgeheim, um der Wirkung der Gewalt, der Verführung und der Hinterlist den Schein der Freiheit und der Liebe zu geben. Er leitete durch seine unzähligen Diener alle Bewegungen Moskwa's, gleich als halte er es mit unsichtbarem Arme umfangen; von der Kirche bis zum Synklitt, bis zum Heere und dem Volke hörte und folgte Alles seinen Eingebungen, welche von der einen Seite durch Furcht, von der andern durch wahrhafte Dankbarkeit für Godunow's Dienste und Gnaden begünstigt wurden. Man versprach und drohte; man bewies flüsternd und schreiend, daß Rußlands Heil unzertrennlich von der Gewalt des Reichsverwesers sei, und nachdem die Gemüther oder die Leidenschaften zu dem großen Theaterstreiche vorbereitet waren, machte man am neunten Tage nach dem Tode des Zaren feierlich bekannt, daß Irene der Krone entsage, um sich auf immer in ein Kloster zurückzuziehen und das Engelsgewand einer Nonne anzunehmen. Diese Nachricht war ein Donnerschlag für Moskwa; die Bischöfe, der Reichsrath, Großwürdenträger, Edelleute und Bürger warfen sich in einer Versammlung der gekrönten Witwe zu Füßen, weinten untröstlich und beschworen sie, nicht in der gräßlichen Verwaisung sie zu lassen; allein die sonst stets weichherzige Irene ließ sich durch Flehen und Thränen nicht rühren; sie antwortete, daß ihr Wille unabänderlich sei und daß die Bojaren, zugleich mit dem Patriarchen, das Reich verwalten sollten, bis die Stände nach der Eingebung Gottes über das Schicksal des Vaterlandes entscheiden würden. Denselben Tag noch zog Irene aus dem Kremlpalast in das Nowodjewitschykloster und nahm unter dem Namen Alexandra den Schleier. Wo war Godunow und was that er? Er hatte sich mit seiner Schwester im Kloster eingeschlossen, weinte und betete mit ihr. Es schien, als ob er, gleich ihr, die Welt, Größe, Macht, das Staatsruder verschmähe und Rußland den Stürmen preisgebe; allein der Steuermann wachte unermüdlich und Godunow hielt in der engen Klosterzelle mit fester Hand das Reich." In großer Versammlung, nach dem Kreml berufen, wurde die Nothwendigkeit, dem Bojarenrathe zu huldigen, vorgetragen; Alle riefen: „Wir kennen weder die Fürsten, noch die Bojaren, wir kennen nur die Zarin; ihr haben wir den Eid geleistet und leisten ihn keinem Andern, auch als Nonne bleibt sie Rußlands Mutter!" Diesem wurde entgegengesetzt, daß die Zarin, nachdem sie die Welt verlassen, sich nicht mehr mit den Angelegenheiten des Reiches beschäftige, und daß demnach das Volk den Bojaren huldigen müsse, um der vollständigen Zerrüttung des Staates zuvorzukommen. Da erhob sich der einstimmige Ruf: „So möge denn ihr Bruder herrschen!" Keiner unterstand sich zu widersprechen, keiner wagte zu schweigen. „Es lebe unser Vater Boris Feodorowitsch, er sei der Nachfolger unserer Mutter, der Zarin!" hieß es in Aller Munde. Unverzüglich zog die ganze Versammlung nach dem Nowodjewitschykloster, wo der Patriarch, im Namen des Vaterlandes sprechend, die Nonne Alexandra um der Liebe ihres himmlischen Bräutigams willen beschwor, ihren Bruder für die von ihr verschmähte Zarenschaft zu segnen, den Aufruhr in den Gemüthern zu stillen, die Thränen der armen, verwaisten, hilflosen Russen zu trocknen. Alle, auch die Nonne, weinten über seine Rede. Darauf wandte Hiob sich an Godunow, trug demüthig ihm die Krone an, nannte ihn den von Gott zur Erneuerung des Zarenstammes Erkorenen, den natürlichen Erben des Thrones nach seinem Schwager und Freunde, der ihm alle die Erfolge seiner Regierung zu verdanken gehabt habe. Aber mit Abscheu wies Godunow zurück, was ihm hier feierlich und einmüthig angetragen wurde; er schwur, daß er, als ein treuer Unterthan geboren, niemals an die Krone gedacht habe, niemals sich erkühnen werde, den durch die Hand des entschlummerten Engels-Zaren, seines Vaters und Wohlthäters, geheiligten Scepter zu ergreifen; erinnerte an die vielen Bojaren und

und die Zahl der Landstreicher und Armuth überhand nehmen ließ. Der Reichsverweser rühmte sich der Abgabenfreiheit, welche er in den Erbgütern des Zaren und vielleicht auch in seinen eigenen dem Bauernstande ertheilt hatte. Ohne Zweifel wünschte er nicht nur den Gutsbesitzern, sondern auch den Landarbeitern Gutes — wünschte ein unauflösbares, auf Gemeinschaftlichkeit und Unzertrennlichkeit des Wohlstandes gegründetes — man könnte sagen — Familienband zwischen ihnen herzustellen — und hob deshalb im J. 1592 oder 1593 das freie Ueberziehen der Bauern aus einem Amtsbezirke in den andern, aus einem Dorfe in das andere durch ein Gesetz gänzlich auf und machte sie auf ewige Zeiten zu Leibeigenen ihrer Herren." Gleichwie Boris den Süden Rußlands durch neue Festungen geschützt hatte, legte er auch zur Sicherung der westlichen Grenze im J. 1596 eine steinerne Festung in Smolensk an, reiste auch selbst dahin, um die Stellen für Gräben, Mauern und Thürme anzuweisen. „Diese Reise hatte auch noch einen andern Zweck, Boris wollte durch seine Gnade die Einwohner des abendlichen Rußlands gewinnen; in allen Städten und Dörfern hielt er an, half leutselig allen Beschwerden ab, theilte Geld unter die Armen aus und gab den Reichen Feste. Als der Reichsverweser nach Moskwa zurückkam, sagte er dem Zaren, daß Smolensk der Halsschmuck Rußlands werden würde. Aber in diesem Halsschmucke (entgegnete ihm der Fürst Trubetzky) kann sich Ungeziefer einnisteln, das wir sobald nicht wieder los werden. Ein merkwürdiges Wort, sagt der Chroniken schreiber; denn das von uns befestigte Smolensk war ein Rückenhalt für Lithauen." Des Zaren Gesundhei scheint bereits im J. 1596 angegriffen gewesen zu sei Bei Uebertragung der Gebeine des heiligen Alexius, de Metropoliten, in einen neuen silbernen Schrein soll in dem Ausdrucke schmerzlicher Rührung zu Goduno gesprochen haben: „Berühre das Heiligthum, Verwe des christlichen Volks! Verwalte es auch künftig Treue. Du wirst deinen Wunsch erreichen, aber All auf Erden ist eitel und vergänglich." Daß die Kra heit tödtlich geworden, erfuhr die Hauptstadt am 6. J. 1598. Der Patriarch, die Großen, jede Hoffnung gebend, bewachten das Lager des Sterbenden in Erw tung der letzten Handlung seiner selbstherrschenden walt, seines letzten Willens in Bezug auf Rußl Zukunft. „Allein Theodor hatte, sowie sein ganzes L hindurch, auch am Ende desselben keinen andern W als Boris, und ward auch in dieser feierlichen St dem unbeschränkten Vertrauen zu seinem Meister untreu; des Gesichts und Gehörs schon fast be suchte sein erlöschender Blick nach Godunow un Anstrengung horchte er auf dessen Zuflüstern. Di jaren schwiegen, der Patriarch, Hiob, sprach mit der Stimme: Herr! wem befiehlst du dein Reich Verwaisete und deine Zarin? Theodor antwortet „„Ueber das Reich, über Euch und meine Zarin Gott der Allerhöchste ... ich hinterlasse ein Testan Darin war die Herrschaft Irenen vermacht, sein aber befahl der Sterbende dem Patriarchen, sein



ter Nikita Romanow-Jurjew und seinem Schwager Boris Godunow, „das heißt, er bestellte sie zu den ersten Räthen des Thrones." Theodor entschlummerte in der ersten Stunde des 7. Jan. Schreckhaft, unbeschreiblich waren die Schmerzensausbrüche der Zarin. Godunow, in dem tiefsten Schmerze die Fassung nicht verlierend, erinnerte die Bojaren an die der Zarin darzubringende Huldigung und augenblicklich wurde sie geleistet. Das Begräbniß, den 8. Jan., war über alle Beschreibung ergreifend, nicht sowol durch seine Pracht, als durch eine rührende Unordnung; der Geistlichkeit Thränen und Schluchzen unterbrachen die heilige Handlung, der Chor verstummte, denn über dem Geheul des Volkes war der Gesang nicht zu hören. Die einzige Irene weinte nicht mehr, sie ward als eine Todte zur Kirche getragen. Godunow's Auge wurde nicht trocken über dem Anschauen seiner beklagenswerthen Schwester und während er die der Feier, die der Lage der Dinge überhaupt angemessenen Befehle ertheilte. Bald erfuhr die bekümmerte Hauptstadt, daß Rußland, seines Zaren beraubt, auch keine Zarin habe. Der gottesfürchtige Theodor soll, seinem Testamente unbeschadet, scheidend der Gemahlin anbefohlen haben, irdische Größe zu verachten und dem Herrn sich zu weihen. „Vielleicht war auch Irenen selbst, in ihrer ungeheuchelten Verzweiflung, die Welt zuwider geworden; aber weit wahrscheinlicher ist es, daß Godunow, der über das Herz und das Schicksal der zärtlichen Schwester volle Gewalt übte, es also wolle. Er konnte unter Irenens Regierung schon nicht mehr höher steigen, da er auch unter Theodor unumschränkt geherrscht hatte; er konnte am Ende des fünften Jahrzehends seines Lebens nicht länger warten oder aufschieben; er hatte Irenen das Reich übergeben, um es aus den Händen einer Blutsverwandtin gleichsam nach Erbrecht zu empfangen, auf dem Throne nicht den Platz von Monomach's Herrscherstamme einzunehmen, sondern an die Stelle einer Godunow zu treten und so in den Augen des Volkes weniger thronräuberisch zu erscheinen. Niemals war dieser hinterlistige Ehrgeizige, öffentlich und insgeheim, so thätig gewesen, als in den letzten Tagen der Regierung Theodor's und in den ersten Tagen der Scheinherrschaft Irenens, öffentlich, damit das Volk auch nicht einmal den Gedanken an die Möglichkeit einer Ordnung im Staate, ohne Boris' Vorsorge, aufkommen lasse; insgeheim, um der Wirkung der Gewalt, der Verführung und der Hinterlist den Schein der Freiheit und der Liebe zu geben. Er leitete durch seine unzählbaren Diener alle Bewegungen Moskwa's, gleich als halte er es mit unsichtbarem Arme umfangen; von der Kirche bis zum Synklitt, bis zum Heere und dem Volke hörte und folgte Alles seinen Eingebungen, welche von der einen Seite durch Furcht, von der andern durch wahrhafte Dankbarkeit für Godunow's Dienste und Gnaden begünstigt wurden. Man versprach und drohte; man bewies flüsternd und schreiend, daß Rußlands Heil unzertrennlich von der Gewalt des Reichsverwesers sei, und nachdem die Gemüther oder die Leidenschaften zu dem großen Theaterstreiche vorbereitet waren, machte man am neunten Tage nach dem Tode des Zaren feierlich bekannt, daß Irene der Krone entsage, um sich auf immer in ein Kloster zurückzuziehen und das Engelsgewand einer Nonne anzunehmen. Diese Nachricht war ein Donnerschlag für Moskwa; die Bischöfe, der Reichsrath, Großwürdenträger, Edelleute und Bürger warfen sich in einer Versammlung der gekrönten Witwe zu Füßen, weinten untröstlich und beschworen sie, nicht in der gräßlichen Verwaisung sie zu lassen; allein die sonst stets weichherzige Irene ließ sich durch Flehen und Thränen nicht rühren; sie antwortete, daß ihr Wille unabänderlich sei und daß die Bojaren, zugleich mit dem Patriarchen, das Reich verwalten sollten, bis die Stände nach der Eingebung Gottes über das Schicksal des Vaterlandes entscheiden würden. Denselben Tag noch zog Irene aus dem Kremlpalast in das Nowodjewitschykloster und nahm unter dem Namen Alexandra den Schleier. Wo war Godunow und was that er? Er hatte sich mit seiner Schwester im Kloster eingeschlossen, weinte und betete mit ihr. Es schien, als ob er, gleich ihr, die Welt, Größe, Macht, das Staatsruder verschmähe und Rußland den Stürmen preisgebe; allein der Steuermann wachte unermüdlich und Godunow hielt in der engen Klosterzelle mit fester Hand das Reich." In großer Versammlung, nach dem Kreml berufen, wurde die Nothwendigkeit, dem Bojarenrathe zu huldigen, vorgetragen; Alle riefen: „Wir kennen weder die Fürsten, noch die Bojaren, wir kennen nur die Zarin; ihr haben wir den Eid geleistet und leisten ihn keinem Andern, auch als Nonne bleibt sie Rußlands Mutter!" Diesem wurde entgegengesetzt, daß die Zarin, nachdem sie die Welt verlassen, sich nicht mehr mit den Angelegenheiten des Reiches beschäftige, und daß demnach das Volk den Bojaren huldigen müsse, um der vollständigen Zerrüttung des Staates zuvorzukommen. Da erhob sich der einstimmige Ruf: „So möge denn ihr Bruder herrschen!" Keiner unterstand sich zu widersprechen, keiner wagte zu schweigen. „Es lebe unser Vater Boris Feodorowitsch, er sei der Nachfolger unserer Mutter, der Zarin!" hieß es in Aller Munde. Unverzüglich zog die ganze Versammlung nach dem Nowodjewitschykloster, wo der Patriarch, im Namen des Vaterlandes sprechend, die Nonne Alexandra um der Liebe ihres himmlischen Bräutigams willen beschwor, ihren Bruder für die von ihr verschmähte Zarenschaft zu segnen, den Aufruhr in den Gemüthern zu stillen, die Thränen der armen, verwaisten, hilflosen Russen zu trocknen. Alle, auch die Nonne, weinten über seine Rede. Darauf wandte Hiob sich an Godunow, trug demüthig ihm die Krone an, nannte ihn den von Gott zur Erneuerung des Zarenstammes Erkorenen, den natürlichen Erben des Thrones nach seinem Schwager und Freunde, der ihm alle die Erfolge seiner Regierung zu verdanken gehabt habe. Aber mit Abscheu wies Godunow zurück, was ihm hier feierlich und einmüthig angetragen wurde; er schwur, daß er, als ein treuer Unterthan geboren, niemals an die Krone gedacht habe, niemals sich erkühnen werde, den durch die Hand des entschlummerten Engels-Zaren, seines Vaters und Wohlthäters, geheiligten Scepter zu ergreifen; erinnerte an die vielen Bojaren und

Fürsten, denen er, im Range nachgeordnet, auch an persönlichem Verdienste nicht gleich sei, versprach aber, mit ihnen vereinigt, eifriger als je zuvor das Beste des Reiches zu warten. Der künstlich einstudirten Rede antwortete der Patriarch in gleich reiflicher Vorbereitung, sprach von Godunow's übermäßiger Bescheidenheit, von seinem Ungehorsam gegen den durch die einmüthige Stimme des Volkes so deutlich offenbarten Willen Gottes, bewies, daß der Höchste ihm und seinem Geschlechte von jeher das Reich der durch Theodor's Tod erloschenen Nachkommenschaft Wladimir's beschieden habe, erinnerte an David, den König von Juda, an den großen Theodosius, an Marcian, Michael den Stammler, Basilius den Macedonier, Tiberius und andere byzantinische Kaiser, verglich ihre und Godunow's Tugenden und Verdienste, bat und verlangte, vermochte aber weder jetzt, noch in den nächsten Tagen, weder im Angesichte des Volkes, noch ohne Zeugen, weder durch Flehen, noch durch geistliche Drohungen des Unerbittlichen Festigkeit zu besiegen. Entschieden sagte Godunow sich von der Krone los. Er wollte nicht von der Hauptstadt allein, er wollte von dem gesammten Rußland zum Throne berufen sein, und hatte zu dem Ende einen großen Convent von Deputirten aus allen Provinzen veranstaltet. Der Schein einer allgemeinen einstimmigen Wahl dünkte ihm nothwendig, „war es nun zur Beruhigung seines Gewissens, oder zur Befestigung und Sicherstellung seiner Herrschaft! Unterdessen lebte Boris im Kloster, den Staat aber verwaltete der Reichsrath, der in wichtigen Angelegenheiten den Patriarchen zu Rathe zog; allein die Befehle stellte er im Namen der Zarin Alexandra aus und empfing in ihrem Namen die Berichte der Landschaftswoywoden. Unterdessen zeigten sich Ungehorsam und Unordnung in Smolensk, Pskow und andern Städten, es folgten die Woywoden weder einer dem andern, noch den Vorschriften des Reichsrathes. Unterdessen ging das Gerücht von einem Einfalle des Khans von der Krim in die Grenzen Rußlands, und das Volk sagte voll Schreckens: der Khan wird vor Moskwa stehen, wir aber sind ohne Zaren und Vertheidiger. Mit einem Worte, Alles begünstigte Godunow, denn Alles war von ihm veranstaltet." Am 17. Febr. wurde im Kreml die Reichsversammlung eröffnet; außer der ganzen hohen Geistlichkeit, dem Synklitt und dem Hofstaate erschienen da nicht weniger denn 500 Beamte und Deputirte aus allen Provinzen. Der Patriarch nahm das Wort, zuvörderst der Versammlung mittheilend, daß Irene weder selbst herrschen, noch ihren Bruder zur Herrschaft segnen, auch Godunow gleich wenig die Krone annehmen wolle. „Rußland," fuhr er fort, „welches sich nach einem Zaren sehnt, erwartet ihn mit Ungeduld von der Weisheit der Versammlung. Ihr Bischöfe, Archimandriten und Aebte, ihr Bojaren, Edelleute, Gerichtspersonen, Bojarensöhne und Leute jeglichen Ranges, erklärt uns eure Meinung und gebt euren Rath, wer unser Herr sein soll. Wir zwar, die Zeugen des Todes unseres Zaren Theodor Iwanowitsch, sind der Meinung, daß wir außer Boris Fedorowitsch keinen andern Selbstherrscher suchen dürfen." Darauf antworteten einstimmig Geistlichkeit, Bojaren, Ritterschaft und Volk: „Eben das ist auch unser Rath und Wunsch, unverzüglich vor Boris Fedorowitsch, als unserem Herrn, die Stirn zu schlagen und keinen andern Herrscher für Rußland zu suchen." Die Begeisterung war allgemein und lange Nichts zu hören als der Name Boris, der in der ganzen Versammlung stürmisch wiederhallte. Als die Ruhe wiederhergestellt war, trat einer der Großen auf, von der ganzen Vergangenheit Godunow's eine gedrängte Uebersicht zu geben. „Die Zarin Irene und ihr erlauchter Bruder wurden von der zartesten Kindheit an in dem Palaste des großen Zaren Iwan Wasiljewitsch erzogen und von seinem Tische gespeiset. Als der Zar Irenen der Ehre würdigte, sie zu seiner Schwiegertochter zu wählen, lebte Boris Fedorowitsch von dieser Zeit an unausgesetzt bei ihm, von dem Zaren empfing er den Unterricht in der Staatsklugheit. Da der Zar einst vernommen, daß sein junger Liebling erkrankt sei, besuchte er ihn, von uns begleitet, und sprach gnädig zu ihm: „„Boris, ich leide um dich wie um meinen Sohn, um meinen Sohn wie um meine Schwiegertochter, um meine Schwiegertochter wie um mich selbst,"" — dann hob er drei Finger seiner rechten Hand auf und setzte hinzu: „„das ist Theodor, Irene und Boris; du bist nicht mein Knecht, sondern mein Sohn."" In den letzten Stunden seines Lebens, als Iwan beichten wollte und Alle deshalb sich entfernten, hielt der Zar den Liebling an seinem Lager zurück, zu ihm sprechend: „„Dir enthülle ich mein Herz, dir befehle ich meine Seele, meinen Sohn, meine Tochter und das ganze Reich. Hüte sie, oder du wirst bei Gott dereinst Rechenschaft geben."" Dieser unvergeßlichen Worte eingedenk, hatte Boris Fedorowitsch sowol den jungen Zaren als das große Reich wie seinen Augapfel bewahrt." Weiter beschrieben die Bojaren, wie der Reichsverweser durch unermüdliche weise Thätigkeit das Reich gehoben, den Khan und die Schweden gedemüthigt, Lithauen im Zaume gehalten, die Grenzen erweitert, die Zahl der zinspflichtigen Fürsten und Diener vermehrt habe, wie die vornehmsten Herrscher in Europa und Asien demselben Achtung und Freundschaft bezeigten, welcher Ruhe das Reich in seinem Innern genossen habe, wie Gnade dem Heere und dem Volke, Allen Gerechtigkeit, Armen, Witwen und Waisen Schutz geworden sei. Am Schlusse solcher Lobrede hieß es: „Wir erinnern euch an einen denkwürdigen Fall. Als der Zar Theodor nach dem glorreichen Siege, den er durch den Geist und den Muth des Reichsverwesers über den Khan erfochten hatte, mit der Geistlichkeit und dem Synklitt fröhlich beim Schmause saß, nahm er in der Rührung der Dankbarkeit den goldenen Zaren-Griwna von der Brust und hing ihn seinem Schwager um. Der Patriarch aber erklärte der Versammlung, daß der Zar, von dem heiligen Geiste erfüllt, durch diese geheimnißvolle Handlung die künftige, von Ewigkeit her vorbestimmte Regierung Godunow's bezeichnet habe." Von Neuem ertönte das Geschrei: „Es lebe unser Herr Boris Fedorowitsch!" und der Patriarch sprach: „Die Stimme des Volkes ist die Stimme Got-

tes, es geschehe nach dem Willen des Höchsten!" Am folgenden Tage, den 18. Febr., strömte die Menge nach der Kirche zu Mariä Himmelfahrt; Alle, Geistlichkeit, Bojarenrath, Volk, niedergeworfen zur Erde, flehten inbrünstig zu Gott, daß der Reichsverweser sich erweichen lassen und die Krone annehmen möge. Das Gebet wurde ganzer drei Tage fortgesetzt und den 20. Febr. kündigten Hiob, die Bischöfe und die Großen dem hartnäckigen Thronverächter an, daß er nicht mehr von Moskwa allein, sondern von Rußland in seiner Gesammtheit zum Zaren erwählt worden sei. Abermals entgegnete Godunow, daß seine Seele vor der Höhe und dem Glanze von Theodor's Thron zurückbebe; wiederum bekräftigte er durch Schwüre, daß ein so kühner Gedanke in dem Tiefsten seines Herzens niemals gekeimt habe; bei allen den Bitten, bei den Thränen, die um ihn flossen, unbewegt, wies er die Versucher, die Geistlichkeit und den Synklitt aus dem Kloster und verbot ihnen, wiederzukommen. Um das felsenfeste Herz zu brechen, sollte ein letzter Versuch gemacht werden. Den 21. Febr. wurde in sämmtlichen Kirchen der Stadt ein feierliches Gebet abgehalten als die Einleitung zu einem großen Zuge nach dem Nowodjewitschykloster. Was die Macht der Ueberredung, Bitten und Thränen vermöchten, sollte dort nochmals erprobt werden. „Wenn sich unser Landesherr," dahin hatten die Bischöfe im tiefsten Geheimnisse sich geeinigt, „Boris Fedorowitsch, unserer Noth erbarmt, so entbinden wir ihn seines Schwures, nimmer Zar von Rußland sein zu wollen; erbarmt er sich nicht, so thun wir ihn in der Kirche Bann, legen dort im Kloster die bischöfliche Würde, die Kreuze und Panagien ab, verlassen die wunderthätigen Bilder der Heiligen, untersagen Gottesdienst und Gesang in den Kirchen und geben das Volk der Verzweiflung, das Reich dem Verderben, Aufruhr und Blutvergießen anheim, und mag der Urheber dieser unübersehbaren Uebel sie am Tage des jüngsten Gerichts bei Gott verantworten." Mit der Morgendämmerung des 21. Febr. gerieth die Hauptstadt unter dem Geläute aller Glocken in Bewegung. Alle Kirchen und Häuser standen offen, unter Gesang zog die Geistlichkeit aus dem Kreml, schweigend drängte das Volk sich auf den Plätzen zusammen. Der Patriarch und die Bischöfe trugen die durch glorreiche Erinnerungen berühmten Heiligenbilder, das Wladimir'sche und das Don'sche, dem Klerus folgten der Rath, der Hofstaat, die Ritterschaft, die Gerichte, die Deputirten der Landschaften, die gesammte Bevölkerung der Stadt, und in solcher Ordnung ging es dem Nowodjewitschykloster zu. Von dort aus wurde, unter anhaltendem Glockengeläute, das smolenskische Muttergottesbild entgegengetragen, hinter dem Bilde ging her Godunow, sichtlich in Bestürzung über die so ungewöhnlich feierliche Procession. Vor dem Wladimir'schen sank er zur Erde nieder, unter Thränen ausrufend: „O Mutter Gottes, welches ist die Veranlassung zu deinem Zuge? Nimm mich, o nimm mich unter die Obhut deiner Gnade." Darauf gegen Hiob sich wendend, sprach er in dem Tone des Vorwurfs: „Du, der oberste Hirt, wirst Gott Rechenschaft geben." Hierauf antwortet der Patriarch: „Geliebtester Sohn, verzehre dich nicht in Kummer, sondern vertraue der Vorsehung! Diesen Zug hat die Mutter Gottes unternommen, auf daß du dich schämest!" Er ging, von der Geistlichkeit und den Vornehmen gefolgt, in die Klosterkirche, die nächsten im Range fanden Platz innerhalb der Klostermauern, das übrige Volk füllte ganz und gar das ausgedehnte Feld Djewitschy. Der Patriarch las, unter Assistenz seiner Geistlichkeit, die Liturgie, und drang sodann, immer vergebens, in Boris, daß er die Krone nicht von sich weise; die Heiligenbilder und Kreuze ließ er in die Zelle der Zarin tragen, da neigte er mit allen Bischöfen und Großen bis zur Erde das Haupt, und in demselben Augenblicke fiel auf ein gegebenes Zeichen die ganze Menschenmasse in den Zellen innerhalb und außerhalb des Klosterberings mit einem donnernden Rufe auf die Kniee, Alle in Boris ihren Zaren, ihren Vater begehrend. Mütter, die ihre Säuglinge an der Brust trugen, warfen sie zum Boden, nicht achtend das Jammern der zarten Wesen. Die Aufrichtigkeit überwand die Verstellung, die Begeisterung wirkte auf Gleichgültige und auf Heuchler. Manche, denen die Thränengabe versagt, und die deshalb fürchteten, wegen dieser übelgesinnten Trockenheit mit einer wachsamen Polizei in Conflict zu gerathen, suchten den Defect durch Bestreichung der Augen mit Speichel zu ersetzen. Schluchzend, lange und inständig beschwor der Patriarch die Zarin im Namen der vor ihr stehenden Heiligenbilder, im Namen Christi des Erlösers, im Namen der Kirche und Rußlands, den Millionen Rechtgläubiger einen zuverlässigen Herrscher, ihnen ihren großen Bruder zu geben. Da vernahm man endlich das Wort der Gnade, die Augen der bis dahin ungerührten Zarin füllten sich mit Thränen. Sie sprach: „Nach dem Willen des allmächtigen Gottes und der allerreinsten Jungfrau Maria nehmt von mir meinen einzigen Bruder zum Herrscher, auf daß der Jammer des Volkes sich stille. Möge der Wunsch eurer Herzen zum Glücke Rußlands in Erfüllung gehen! Ich segne den von euch Erwählten und befehle ihn dem himmlischen Vater, der Mutter Gottes, den heiligen Gerechten von Moskwa und dir, Patriarch, und euch, Bischöfen, und euch, Bojaren. Er möge meinen Platz auf dem Throne einnehmen!" Alle fielen der Zarin zu Füßen, während sie, einen wehmüthigen Blick auf Boris werfend, ihm befahl, über Rußland zu herrschen. Aber er verrieth immer noch Abneigung, fürchtete die schwere, seinen schwachen Schultern aufgelegte Last, bat, ihn zu verschonen, äußerte gegen seine Schwester, daß sie aus reiner Barmherzigkeit ihn nicht dem Throne zum Opfer hätte bringen dürfen, schwur aufs Neue, daß sein zaghaftes Gemüth niemals zu solcher, dem Sterblichen furchtbaren Höhe sich zu erheben gewagt habe; er rief das allsehende Auge und Irenen selbst zum Zeugen an, daß sein einziger Wunsch gewesen sei, bei ihr zu leben und ihr Engelsantlitz zu schauen. Entschieden bestand die Zarin auf ihrem Willen. Da rief Boris in scheinbarer Zerknirschung: „Herr, geheiligt sei dein Wille! Leite mich auf der rechten Bahn und gehe mit deinem Knechte nicht

ins Gericht! Ich gehorche dir, den Wunsch des Volkes erfüllend!" Die Bischöfe, die Großen fielen ihm zu Füßen. Der Patriarch, nachdem er zuvörderst über die Zarin und ihren Bruder das Kreuzeszeichen gemacht, eilte der harrenden Menge zu verkündigen, daß der Herr ihr einen Zaren geschenkt habe. Von der Zelle der Zarin bis zu dem äußersten Rande des Djewitschyfeldes erhob sich der stürmische Ruf: Preis, Lob und Preis! Umringt von den Großen, gedrängt, geküßt von dem Volke, folgte Boris der Geistlichkeit in die Klosterkirche, wo ihn der Patriarch vor den Heiligenbildern der Wladimir'schen und Don'schen Mutter Gottes zur Herrschaft über die gesammte Moskau segnete, ihn zum Zaren ernannte und ihm zum ersten Male das Lied für langes Leben singen ließ. Den 26. Febr. ritt Boris in die Hauptstadt ein; vor den Mauern der hölzernen Festung ward er von den Kaufleuten mit goldenen und silbernen Pokalen, Perlen, Zobeln und vielen andern Zarengeschenken empfangen; er dankte freundlich, wollte aber nur Brod annehmen, denn, sagte er, Reichthum sei ihm lieber in den Händen des Volkes als im Schatze. Nach dem Te Deum, in der Kirche zu Mariä Himmelfahrt gesungen, wurde Boris abermals zur Herrschaft eingesegnet, ihm, der Zarin Miria Gregoriewna und ihren Kindern, Theodor und Xenia, das Lied für langes Leben gesungen. Nach der Liturgie und den empfangenen Glückwünschen warf Boris sich in der St. Michaelskirche, in einem Gefühle von Dankbarkeit betend, vor den Gräbern Iwan's und Theodor's nieder, darauf besuchte er den Patriarchen im Tschudowkloster, vertraute diesem, daß er seine Schwester in ihrem Kummer vor Ostern nicht verlassen dürfe, und kehrte sodann in das Kloster Nowodjewitschy zurück, nachdem er dem Bojarenrathe aufgegeben hatte, unter seinem Vorwissen und nach seiner Entscheidung die öffentlichen Angelegenheiten zu leiten. Unterdessen wurde allen Staatsdienern der Treueid abgenommen. Sie schwuren, weder durch Wort, noch durch That den Zaren zu verrathen, keine Anschläge auf dessen Leben oder Gesundheit zu machen, ihm weder durch Gift, noch durch Zauber zu schaden, an den ehemaligen Großfürsten von Twer, Simeon Bekbulatowitsch, oder dessen Sohn als allenfallsigen Throncandidaten nicht zu denken, mit denselben weder ein geheimes Verständniß, noch Briefwechsel anzuknüpfen, alle geheimen Verbindungen und Verschwörungen, ohne Rücksicht für Freunde und Verwandte, anzuzeigen und nicht in fremde Länder zu entfliehen. Außerdem verpflichteten sich die Bojaren, die Beamten des Reichsraths und der Gesandtschaftskammer, in Staatsangelegenheiten und Geheimnissen verschwiegen zu sein, die Richter, falscher Urtheile sich zu enthalten, die Schatzmeister, den Zaren nicht zu betrügen, die Djäken, sich nicht bestechen zu lassen. Der Patriarch ließ durch die Synode vom 9. März ein allgemeines Gebet beschließen, zu dem Zwecke, daß Gott den gesegneten Zaren würdigen möge, Krone und Purpur anzulegen; er verordnete für ewige Tage die Feier des 21. Febr., als des Tages von Godunow's Thronbesteigung; endlich schlug er dem Landtage vor, den Huldigungseid durch eine Synodalurkunde zu bestätigen, mit der Verbindlichkeit für sämmtliche Beamte, sich keiner Art des Dienstes zu entziehen, nichts die Würde des Geschlechts oder das Verdienst Uebersteigendes zu begehren, überall und in allen Stücken den Befehlen des Zaren und dem Urtheilsspruche der Bojaren zu gehorchen, um dem Landesherrn in Dienst- und Landgerichtsangelegenheiten kein Misvergnügen zu bereiten. Einstimmig und insgesammt erwiderten die Mitglieder des hohen Rathes: „Wir geloben für den Zaren, die Zarin und ihre Kinder Leib und Leben zu lassen," und es wurde über diese Verpflichtung eine Urkunde aufgenommen. Die Geschäfte, mit denen Boris angelegentlichst, bald in seiner Zelle, bald im Reichsrathe, sich beschäftigte, waren niemals so emsig betrieben worden. Man wußte nicht, wie der Zar die Zeit zum Ruhen, Schlafen oder zur Tafel finden könne, unausgesetzt sah man ihn mit Bojaren und Djäken rathschlagen, oder bei der betrübten Irene trauern und trösten Tag und Nacht. Irene schien in der That der Gegenwart des Einzigen, der ihrem Herzen theuer geblieben war, zu bedürfen; tief gebeugt durch den Verlust des von ihr aufrichtig und zärtlich geliebten Herrn, welkte sie dahin, sichtlich der Auflösung entgegengehend. Vergeblich mühten sich Bischöfe und Große, den Zaren zu bestimmen, daß er den Ort der Trübsal, das Kloster, verlassend, nach dem Kreml übersiedele und dem Volke im Zarenschmucke auf dem Throne sich zeige. Jederzeit lautete die Antwort: „Ich kann mich von der hohen Fürstin, meiner unglücklichen Schwester, nicht trennen," und neuerdings betheuerte er, nicht Zar sein zu wollen. Allein Irene befahl ihm abermals, den Willen Gottes und des Volkes zu erfüllen, den Scepter zu führen und nicht in der Zelle, sondern vom Throne aus zu herrschen. Also gedrängt, setzte er endlich den 30. April fest, als den Tag seines Einzuges in die Hauptstadt. Von der Geistlichkeit, den Großen, den Behörden, einer unübersehbaren Volksmenge erwartet, kam er in der Morgenstunde in einem prachtvollen Wagen aus dem Kloster Nowodjewitschy herangefahren; die Kirchenfahnen, die Heiligenbilder und das Volk erblickend, stieg er aus; er verneigte sich vor den Heiligenbildern, begrüßte huldreich einen Jeden, Vornehme und Geringe, stellte ihnen die wegen ihrer Tugend und Frömmigkeit allgemein verehrte Zarin vor, seinen neunjährigen Sohn und seine 16jährige Tochter, zwei Engel von Schönheit. Ihnen, dem Vater und der Mutter, wurden Geschenke, Gold, Silber und Perlen, dargeboten, sie schlugen Alles aus, nahmen nur Salz und Brod an und luden auch die Anwesenden insgesammt zur Tafel. Dann wendete der Zug sich der Kirche von Mariä Himmelfahrt zu, wo der Patriarch dem Monarchen das lebenschaffende Kreuz des heiligen Peter's des Metropoliten auf die Brust legte (was ein Anfang der Krönung war) und ihn zum dritten Male als den Beherrscher der Moskau einsegnete. Die Liturgie wurde gelesen, dann besuchte, unter der Bojaren Begleitung, Boris alle Hauptkirchen des Kreml, betete aller Orten mit heißen Thränen und erhob sich endlich nach dem Palaste, wo er das Volk speiste; die Zahl der Gäste wußte Niemand, war doch Alles geladen, vom Patriarchen bis zum Bettler. Daß die Krönung ohne Verzug folge,

verlangten der Patriarch und der Bojarenrath; „das wollte ohne Zweifel auch Boris selbst, um sich und sein Geschlecht durch eine wichtige kirchliche Handlung auf dem Throne zu befestigen; allein da er seinem schlauen Geiste die Herrschaft über die Neigungen seines Herzens ließ, so ersann er einen neuen Zauber; statt des Scepters nahm er das Schwert in die Rechte und eilte ins Feld, um zu beweisen, daß ihm die Sicherheit des Vaterlandes theurer sei als Krone und Leben. So begann die friedlichste Regierung mit einer Kriegsrüstung, welche den Aufstand der Russen zur Schlacht mit Mamay ins Gedächtniß zurückrief!" Don'sche Kosaken waren mit raubenden Haufen krimischer Tataren handgemein geworden; Gefangene sollten ausgesagt haben, der Khan der Krim rüste sich zu einem gewaltigen Kriegszuge, 7000 Janitscharen würden seine Unternehmungen unterstützen. Alsbald ließ Boris alles Volk entbieten, zu Serpuchow an der Oka, dem gewöhnlichen Sammelplatze für dergleichen Fälle, sich kriegsfertig einzufinden. Am 2. Mai 1598 brach er selbst von Moskau auf, begleitet von einem zahlreichen und glänzenden Generalstabe, von allen zum Kriege und im Rathe und zum Hofstaate erforderlichen Personen. In Serpuchow vertheilte er die Befehlshaberstellen nach den fünf Abtheilungen des Heeres: Vorhut, Haupttreffen, rechter und linker Flügel, Nachhut. Die Päffe, die Verhaue ließ er besetzen: die Flotte auf der Oka konnte den Operationen sehr förderlich werden. Man sah, was man noch nicht gesehen hatte, eine halbe Million Soldaten (wie versichert wird) in geordneter rascher Bewegung, von dem lebhaftesten Diensteifer und unbegrenztem Vertrauen beseelt. Täglich nahm der Zar neue Musterungen vor, er begrüßte die Anführer und die Gemeinen und veranstaltete Gastmähler, wo jedesmal nicht weniger als 10,000 Mann unter den Zelten auf Silber gespeist wurden. Dies dauerte sechs Wochen. Dann kam, statt des erwarteten Feindes, aus der Krim eine friedliche Gesandtschaft, um schon früher Unterhandeltes abzuschließen. Die Gesandten wurden durch den Anblick einer ganz eigentlich unübersehbaren Parade geschreckt, dann in der friedlichsten Weise entlassen. An demselben Tage, Peter und Paul, nahm der Zar Abschied von dem Heere bei einem großen Schmause, wo 500,000 Gäste auf der Okawiese zu bewirthen waren; die Speisen, Meth und Wein wurden auf Wagen herumgefahren, dann Geschenke, kostbare Stoffe, an die Befehlshaber und Beamten ausgetheilt. Boris eilte nach Moskau, um dort die Ehren eines Triumphes und am 3. Sept. die Krone zu empfangen. Von ungewöhnlicher Pracht war die Handlung begleitet, in deren Laufe, mitten in der Liturgie, der Zar laut ausrief: „Heiliger Vater, großer Patriarch Hiob! Gott ist mein Zeuge, daß es unter meiner Herrschaft weder Waisen noch Arme geben soll," und den Saum seines Hemdes fassend, setzte er hinzu: „Auch dieses Letzte gebe ich dem Volke!" Worte, die allgemeines namenloses Entzücken verbreiteten; das Volk weinte, die Bojaren priesen den gütigen Herrscher, der, wie man versichert, in diesem wichtigen Augenblicke noch ein zweites Gelübde ablegte, des Lebens und des Blutes selbst der Verbrecher zu schonen und sie nur in die Wüste zu verbannen. An der Kirchenthüre wurde Boris von dem Fürsten Mstislawsky mit Gold bestreut, dann angethan mit Krone, Scepter und Reichsapfel, ließ er sich im Zarenpalaste nieder auf dem Throne, um durch Austheilung von Gnaden und reichen Geschenken, durch allgemeine Wohlthaten diesen großen Tag zu feiern. Daß bei den vielen Beförderungen die Godunow nicht vergessen wurden, stand zu erwarten. Demetrius Godunow wurde zum Stallmeister, Stephan zum Haushofmeister ernannt (anstatt des wackern Gregor Godunow, der allein über die Erhöhung seines Geschlechtes sich nicht freute, vielleicht aus Verdruß darüber starb). Vier Godunow wurden Okonitschy, mehre Stolniks und dergleichen. Allen in Kriegs-, überhaupt Staatsdiensten stehenden Personen ließ der Zar den doppelten Gehalt reichen, den moskowitischen und andern Kaufleuten verstattete er auf zwei Jahre zollfreien Handel, die Kronbauern und selbst die wilden Eingeborenen von Sibirien befreite er auf ein Jahr von Abgaben. Er bestimmte, wie viel die herrschaftlichen Bauern, gesetzlich und ungekränkt, für ihre Herrschaft zu arbeiten oder an Geld zu entrichten hätten. Nachdem diese Wohlthaten vom Throne aus verkündigt worden waren, veranstaltete der Zar auch noch Schmausereien für das Volk, die ganzer zwölf Tage währten. Kurz vorher, den 20. Aug., war die kleine Schar, mit welcher Kutschium, der landflüchtige Zar von Sibirien, immer noch Miene machen wollte, der Russen Fortschritte zu hemmen, vernichtet worden. Kutschium entkam; unbekannt sind seine ferneren Schicksale. Um den leichten Sieg zu feiern, ließ Boris vom 5—8. Sept. 1598 alle Glocken der Stadt Moskau läuten. Fortan war kein Krieg mehr in Sibirien zu fürchten; mit geringem Aufwande von Kräften konnte die Widerspenstigkeit der Zinspflichtigen gezügelt werden. In neuen Städten siedelten viele Russen sich an. Werchoturje wurde gleich 1598 erbaut, 1600 Mangasei und Turinsk, 1604 Tomsk. Am 6. Oct. 1600 traf zu Moskau eine polnische Gesandtschaft ein, um am 11. März 1601 Waffenstillstand auf 20 Jahre abzuschließen. Diesen hat K. Sigismund zu Wilna am 7. Jan. 1602 beschworen, ohne daß er von Rußland seine Anerkennung als König von Schweden hatte erhalten können, wogegen er aber dem russischen Großfürsten die Titel eines Zaren und Selbstherrschers verweigerte. Bereits war im Januar 1601 von Seiten des Herzogs Karl von Südermanland in Moskau eine Gesandtschaft angelangt, um den Zaren für ein Bündniß gegen Polen zu gewinnen. Sehnsüchtige Blicke richtete Boris nach dem ihm so wohlgelegenen Livland, und er hatte den schwedischen Prinzen Gustav, Erich's XIV. Sohn, gastlich aufgenommen und mit einem reichen Leibgedinge ausgestattet, wol in der Absicht, sich seiner zu bedienen, wie Iwan IV. mit seinem Scheinkönige Magnus in Livland gethan hatte. Sogar war dem Prinzen des Zaren Tochter zur Gemahlin verheißen, wenn er die griechische Religion annehme; allein Gustav wollte seinem Glauben nicht untreu werden, die aus Danzig mitgebrachte Geliebte nicht verlassen und ebenso wenig zum Nachtheile Schwedens das

blinde Werkzeug russischer Politik sein; er fiel in Ungnade und starb, ein Gefangener, im J. 1607. Was ihm auf diesem Wege fehlgeschlagen war, suchte der Zar durch Verrath zu erreichen; Narwa, den Schlüssel von Livland, sollten erkaufte Verräther ihm überliefern. Als auch dieses mislungen war, verlangte er für die den Schweden gegen die Polen zu leistende Hilfe die Abtretung von Ehstland. Daß sie verweigert wurde, mag nicht ohne den Einfluß auf den Waffenstillstand mit Polen geblieben sein; ohnehin lag es nicht in dem Interesse des Zaren, durch eine Allianz das Uebergewicht des einen seiner Nachbarn über den andern zu vervollständigen. Der Versuch, die russische Herrschaft über Daghestan auszudehnen, nahm nach einigen scheinbaren Erfolgen den unglücklichsten Ausgang (1604). Im J. 1601 gingen russische Gesandte nach Kopenhagen, dänische nach Moskau, um den alten Streit wegen der Wüsteneien von Kola und Wargau zu schlichten. Christian IV. suchte zu beweisen, daß ganz Lappland zu Norwegen gehöre, die Russen beriefen sich auf den Umstand, daß unter der Regierung des Wassilii Iwanowitsch der nowgorodische Priester Elias die heidnischen Lappen getauft habe. Doch zeigte Boris sich nachgiebig und überließ es der nächsten Zusammenkunft dänischer und russischer Beamten, an der Kola die Grenzen beider Staaten zu bestimmen, vorläufig dem Könige alles Land nördlich des Klosters Petschen abtretend. Der Vertrag wegen der Handelsfreiheit dänischer Kaufleute in Rußland wurde erneuert. Boris hegte noch andere Absichten, er wünschte seine Familie in verwandtschaftlicher Verbindung mit einem auswärtigen Regentenhause zu sehen. Ein derartiger Antrag war, bei den fortwährenden Reibungen mit Schweden, in Kopenhagen ungemein willkommen. Der von dem Zaren in Aussicht genommene Bräutigam, K. Friedrich's II. von Dänemark jüngster Prinz, Johann, stand, für Spanien fechtend, im Lager vor Ostende. Er eilte nach Hause, um sich einzuschiffen, und ankerte am 10. Aug. 1602 vor der Mündung der Narowa. Hier erwartete seiner das mit Sammet ausgeschlagene Boot des Zaren. In dem Augenblicke, wo er den moskowitischen Boden betrat, begrüßte ihn der Donner der Kanonen und dieser wiederholte sich in allen Städten, welche der hohe Reisende berührte. Am 19. Sept. erreichte er die Hauptstadt, am 28. war große Vorstellung bei Hofe. Allein die Prinzessin Xenia bekam der Bräutigam nicht zu sehen, er mußte sich mit den Beschreibungen begnügen, welche man von ihren Reizen, ihrer Liebenswürdigkeit und Tugend machte. Von mittler Größe, üppiger Gestalt und schönem Wuchse, das wird von ihr gerühmt, hatte sie eine milchweiße Haut, schwarzes, dichtes, lang auf die Schultern herabwallendes Haar, ein frisches, durch die Gesundheit geröthetes Angesicht, zusammenlaufende Augenbrauen und große, feurige, schwarze Augen von unendlicher Schönheit, besonders wenn Thränen der Rührung oder des Mitleids in ihnen glänzten; sie entzückte nicht minder durch die Milde ihres Gemüthes, durch die Tiefe ihres Verstandes, durch die Süßigkeit ihrer Rede, durch einen gebildeten Geschmack, welchen sie ihrer Liebhaberei für Bücher und heilige Gesänge verdankte. Verlobung und Hochzeit wurden auf den Winter verschoben; dazu bereitete man sich nicht durch Gastmähler, sondern durch Gebet; die Aeltern, die Braut und ihr Bruder wallfahrteten nach dem Kloster Troizkoi Sergiew. Einstweilen wurde der Bräutigam täglich in seinem Hause mit einer Zarentafel beehrt; man schickte ihm Sammet, Mohr und Spitzen zum russischen Anzuge, mit Gold und Silber ausgenähte Wäsche und ein reiches Bett. Er gab sich große Mühe, die Sprache zu erlernen, gefiel ungemein, aber Unmäßigkeit, wie es heißt, verkürzte ihm das Leben. Er starb nach kurzem Lager den 28. Oct. 1602, für Boris ein herber Schmerz, der sich namentlich in seinem Bestreben, für die Tochter einen anderen Bräutigam in dem oldenburgischen Hause zu finden, ausspricht. Abermals (1604) kamen russische Gesandte nach Dänemark, es wurde auch, unter K. Christian's IV. Mitwirkung verabredet, daß sein Vetter Philipp, wol jener Sohn des Herzogs Johann von Holstein-Sonderburg, von welchem die Linie in Glücksburg abstammt, die Zarentochter heirathen solle, eine Verbindung, welche indessen wegen des Umsturzes aller Verhältnisse in Rußland nicht zur Ausführung kam. Im J. 1599 erneuerte Boris, dem Patriarchen Hiob zu Liebe, den von Iwan dem Metropoliten Athanasius ertheilten Gnadenbrief, wonach alle Leute des Patriarchen, seine Klöster, Beamten, Diener und Leibeigene von der Gerichtsbarkeit der Bojaren, Statthalter, Bezirksvorsteher und Richter befreit sein, wegen keines Vergehens, Todtschlag allein ausgenommen, von ihnen gerichtet werden, nur unter des Patriarchen Gerichten stehen und von allen Abgaben an die Krone frei sein sollten. Im Allgemeinen gibt sich in allen Anordnungen des Zars das eifrige Bestreben kund, das Beste des Landes zu fördern und Unwissenheit und Barbarei zu verscheuchen. Das schildert Busso in kurzen Worten: „Boris ließ sonderliche Gerichtshäuser und Kanzleien bauen, gab neue Gesetze und Statuten. Er schaffte ab alle heidnische und sodomitische Grobheit und Sünde, so im Lande gebräuchlich waren. Er verbot das Vollsaufen und öffentliche Krüge und Schenken ganz ernstlich und verkündigte, daß er viel eher wollte Mord und Diebstahl nachgeben, ehe er wollte ungestraft lassen denselbigen, der wider sein Gebot Krug halten und Branntwein, Meth oder Bier auszapfen oder verkrügen würde. Jedermann möchte in seinem Hause genießen, was ihm Gott bescheere, auch seinen Freund zu Gast haben, aber kein Getränk den Moskowitern verkaufen, und wer sich sonst nicht zu ernähren wüßte ohne den Krug und die Schenke, der sollte suppliciren, er wollte ihm Land und Leute geben, davon er leben könnte. Die Deutschen so bey des Tyrannen Iwan Wassiljewitsch Zeiten aus Livland dahier ins Land gefänglich verführet und an einem lustigen Ort bald eine halbe Meile von dem zarischen Schloß zusammen wohnten, und gute Nahrung hatten, ihrer viele auch dem Zaren zu Felde dienten und darum auch mit guten Landgütern versehen waren, gab er frei, ihren Gottesdienst in ihren Häusern zu halten, und damit er unter seinen Unterthanen künftig möchte auch weise und verständige

Leute haben, bot er dem ganzen Lande die Gnade und Freiheit an, daß er aus Deutschland, England, Spanien, Frankreich und Italien gelehrte Männer verschreiben und in allerlei Sprachen wollte Schule halten lassen. Allein die Mönche und Pfaffen waren dawider, und wollten mit nichten consentiren; gaben vor, ihr Land wäre weit und groß, auch jetzo einig in der Religion, Sitten und Zungen, würden mehr Sprachen denn die ihrige unter die Russen kommen, so würde Zwiespalt und Gezänk im Land sich erheben und der innerliche Friede nicht also wie jetzo erhalten werden. Ob nun wohl solches sein gutes Vorhaben durch den Mönch- und Pfaffenrath eingestellt werden mußte, ließ er doch nichtsdestoweniger achtzehn Edelknaben, der Moskowiter Kinder, auslesen, von denen wurden 6 nach Lübeck, 6 nach England und 6 nach Frankreich geschickt, daß sie allda zur Schule sollten gehalten werden, haben die fremden Sprachen auch leichtlich gelernt. Allein noch zur Zeit ist von ihnen allen nicht mehr denn nur einer wieder nach Rußland kommen, welchen Carolus König von Schweden dem Herrn Ponto de la Gardie zum Dolmetscher mitgegeben. Die andern haben nach ihrem Vaterlande wiederzukommen keine Lust gehabt, sondern sich in die weite Welt verfügt. Boris bauete und besserte viel im Land an Schlößern und Städten. Die ganze große Hauptstadt Moscoviam ließ er mit einer starken hohen Mauer aus gehauenen Steinen ringsherum zieren und befestigen, desgleichen auch eine solche Mauer rings um die Stadt und Festung Smolensk ziehen, 23 Schuh dick und sehr hoch. Auf der tartarischen Grenze ließ er zwei starke Festungen erbauen und die eine nach seinem Namen Borissogorod, die andere nach aller Kaiser Namen Zarigorod nennen, der Tartaren jährlichen Ueberfall dadurch zu verhindern. In Summa Boris richtete seine Regierung dahin, daß sein Namen sollte weit und breit gepriesen werden, er auch in seinem Lande Frieden haben und die Unterthanen in guter Wohlfahrt leben möchten. Doch aber war gleichwohl der Segen des Herrn nicht bei seinem Regiment, weil er mit Mord und List zum Kaiserthum sich gedrungen." Aus England, Teutschland, Niederland berief er nicht nur Aerzte, Künstler und Handwerker, sondern auch Beamte in seinen Dienst. Livländer, Edelleute und Bürger, 35 an der Zahl, die durch die Polen aus ihrer Heimath vertrieben worden waren und sich anfänglich in dem Kloster Petschersk oi bei Pleskow aufhielten, wurden von dem Zaren nach Moskau berufen. „Sie begrüßten ihn den 23. Dec. 1601. Er sagte zu ihnen durch Vermittelung eines Dolmetschers: „„Ausländer, seid mir gegrüßt in meinem Reich. Ich freue mich, daß ihr eure Reise glücklich vollendet habt. Eure traurige Verbannung rührt mich; ich werde jedem von euch dreimal so viel geben, als ihr zugleich mit eurem Vaterlande verloren habt. Ich werde euch Land, Diener und Arbeiter schenken, euch in Sammet, Seide und Gold kleiden, eure leeren Seckel mit Gold füllen; ich werde nicht Zar, sondern ein wahrer Vater für euch, ich werde allein euer Herr und Richter sein. Haltet in Frieden und Freiheit euren Gottesdienst. Legt nur das Gelübde ab, mir nicht treulos zu werden, nicht zu unsern Feinden überzugehen, es nicht zu verschweigen, wenn ihr von irgend einem Anschlag gegen mich höret, und mir weder durch Gift, noch durch Zauberei nach dem Leben zu trachten. Dann werde ich euch mit Gnaden überschütten, daß das ganze deutsche Reich davon sprechen soll."" D. von Tiesenhausen hielt in Aller Namen eine kurze Danksagungsrede, und schwur, daß alle Teutsche ihrem Vater, dem Regenten von Rußland, treu sein würden bis zum Tode. Der Zar antwortete: „„Bittet Gott, ihr Deutschen, für meine Gesundheit! so lange ich lebe, sollt ihr an nichts Noth haben."" Auf seine Perlenohrgehänge zeigend, fügte er hinzu: „„auch das werde ich mit euch theilen."" Darauf hielt er ihnen die Hand mit seinem Stabe entgegen, und gab sie ihnen allen zu küssen. Bei der Tafel saßen die Teutschen alle so, daß ihnen der Zar ins Gesicht sehen konnte. Er sagte: „„Ich habe euch, ihr lieben Deutschen, zu meinem zarischen Salz und Brod eingeladen, ich trinke auf eure Gesundheit! folgt meinem Beispiel."" Die Bojaren suchten die Gäste betrunken zu machen, die waren aber auf ihrer Hut, da ihnen bekannt, daß der Zar ein Freund der Nüchternheit sei; er bemerkte es und fragte: „„warum trinkt ihr nicht, wie es bei euch Gebrauch ist?"" Sie gaben zu verstehen, daß sie in Gegenwart des enthaltsamen Zaren ebenfalls mäßig sein müßten. Er lächelte und sagte: „„Ich nöthige euch zum Trinken als Wirth; macht euch getrost lustig, trinkt in die Runde auf meine Gesundheit. Die Pferde sind angeschirrt, man wird euch wohlbehalten nach Hause bringen, wenn es Zeit ist."" Der Zar stand auf, um zur Zarin zu gehen, ließ aber silberne Fäßchen, die mit verschiedenen Arten von Wein gefüllt, bringen und befahl den Bojaren, die Gäste also zu bewirthen, daß sie alles irdische Leid darüber vergäßen." Diese verbannten Livländer wurden unter vier Classen gebracht. In der ersten, vornehme Edelleute, erhielt jeder 50 Rubel zum Geschenk und 50 Rubel jährlichen Gehalt, ein ungarisches Kleid aus Goldstoff, ein Stück schwarzen Sammet, 40 Zobel, 800 Tschetwert Land und 100 Bauern, jeder Edelmann der zweiten Classe erhielt 30 Rubel baar, an Gehalt 30 Rubel, ein Kleid von Silberstoff, ein Stück Damast, 40 Zobel, 500 Tschetwert Land und 50 Bauern; für die dritte Classe betrugen Geschenk und Gehalt 20 Rubel, dazu ein Stück Sammet und rothes Tuch, 40 Zobel, 400 Tschetwert Land, 30 Bauern; in der vierten Classe wurden an Geschenk und Gehalt 15 Rubel, ein Stück Damast, 40 Zobel, 300 Tschetwert Land und 20 Bauern gegeben. Dergleichen Freigebigkeit stimmte gar wohl mit dem blühenden Zustande des Reiches, wenn auch die Begünstigung der Ausländer keineswegs geeignet war, dem Zaren die Anhänglichkeit der Eingeborenen zu sichern. Dafür suchte er die sonst nur dem Purpurgeborenen gezollte Ehrfurcht bei dem Volke und den Großen durch stolze Zurückgezogenheit zu ertrotzen. Die Religion sollte ihm das Mittel werden, seine Person zu heiligen. Nicht zufrieden mit dem gewöhnlichen Kirchengebete für Zar und Zarin, ließ er für sich und seine Familie ein besonderes aufsetzen, das in allen Häusern bei dem Mittags- und Abendessen gelesen werden sollte,

für Seelenheil und körperliches Wohlbefinden „des Dieners Gottes, des von dem Höchsten erkorenen und erhobenen Zars, des Selbstherrschers über das ganze östliche und nördliche Land; für die Zarin und ihre Kinder, für die Ruhe und Wohlfahrt des Vaterlandes und der Kirche, unter dem Scepter des einzigen christlichen Herrschers in der Welt, auf daß alle übrigen Herrscher sich vor ihm beugen und als Sklaven ihm dienen, seinen Namen verherrlichend von Meeren zu Meeren und bis ans Ende des Weltalls, auf daß die Russen gerührten Herzens immerdar Gott preisen für einen solchen Monarchen, dessen Geist ein Abgrund der Weisheit, dessen Herz von Liebe und Langmuth erfüllt ist; auf daß alle Länder vor dem Schwerte der Russen erzittern, das russische Land aber immer wachse und zunehme, auf daß die jungen blühenden Zweige des Hauses Borissens emporschießen, und durch den Segen des Himmels Rußland ununterbrochen beschatten von Ewigkeit zu Ewigkeit." Aber mit der Güte gegen die Gehorchenden ging Hand in Hand unerbittliche Strenge gegen die Verdächtigen. Wie Boris früher als Reichsverweser seine persönlichen Gegner verfolgt hatte, so fuhr er als Zar fort, Geschlechter, die ihm oder seiner Familie gefährlich werden könnten, zu unterdrücken. Einige suchte er durch verwandtschaftliche Verbindung mit seinem Geschlechte, Andere durch Hintertreibung der von ihnen projectirten Verbindungen zu isoliren. Das Haus Romanow-Jurjew, die fünf Muttersbrudersssöhne des Zars Theodor nebst ihren Angehörigen, wurden wegen ihrer Verwandtschaft mit Theodor als gefährlich angesehen, unter dem Vorwande, daß sie durch Anwendung zauberischer Mittel sich des Zars zu entledigen gesucht hätten, ihrer Güter beraubt und in die Verbannung geschickt. Erfinder des angeblichen Complots war der allmächtige Simon Godunow, indessen ein anderer Godunow, der Krägtschy Iwan, sich bemühte, seiner Schwäger, der Romanow Schicksal zu mildern. Ihren Dienern, die theilweise auf der Folter gestorben waren, konnte er freilich das Leben oder die Gesundheit nicht wiedergeben. Die Romanow waren keineswegs die einzigen Schreckbilder für Borissens Phantasie. Er verbot den Fürsten Mstislawsky und Wassily Schuisky zu heirathen, damit ihre Kinder nicht dereinst seinem Sohne das Reich streitig machen könnten. Bogdan Bielski, des Zaren unruhiger Freund, wurde eingekerkert, seines Vermögens beraubt wegen eines prahlerischen Wortes; der Wundarzt Gabriel mußte ihm den langen dichten Bart ausraufen. Von Argwohn gequält, unaufhörlich in der Furcht geheimer Feinde und nicht weniger fürchtend, durch Handlungen der Tyrannei den öffentlichen Haß herauszufordern, verfolgte und begnadigte Boris. Er verwies den Woywoden Fürsten Bachtejarow-Rostowsky und vergab ihm; er entfernte den angesehenen Djäken Schtschelkalow von den Geschäften, ohne das Schuldig über ihn auszusprechen; mehrmals entfernte er die Schuisky, dann zog er sie wieder heran, liebkoste sie und bedrohte zugleich Jeden, der mit ihnen verkehrte, mit seiner Ungnade. Oeffentliche Hinrichtungen unterblieben, allein auf bloße Angeberei erfolgten Einkerkerungen ohne Zahl und mit demselben Leichtsinne wurde die Folter angewendet. Scharen von Spähern, welche für Lügen und Verleumdung nicht jedesmal Belohnung empfingen, stets aber unbestraft blieben, strömten aus den Häusern der Bojaren, aus Hütten, Klöstern und Kirchen dem Palaste des Zaren zu; Diener brachten Angaben gegen ihre Herren vor, Mönche, Popen, Diakonen, Hostienbäcker gegen Leute jeglichen Standes, Weiber gegen ihre Ehemänner, Kinder gegen die Väter. „Auch in wilden Horden," schreibt die Chronik, „kommt solches Uebel nicht vor: die Herren wagten nicht, ihre Sklaven anzublicken, noch Angehörige frei unter einander zu sprechen, oder wenn sie sprachen, so verbanden sie sich gegenseitig durch fürchterliche Eide zu unverbrüchlichem Schweigen." Mit einem Worte, es walteten nicht mehr die von Iwan ausgehenden Greuel, aber stumme Tyrannei lastete auf dem Reiche und zu ihr gesellte sich schreckliche Hungersnoth, vom Ausgange des Jahres 1601 an bis in das Jahr 1604. Um dem Uebel zu steuern, machte Boris die großartigsten Anstrengungen, ohne darum in seinen prachtliebenden Neigungen sich beschränken zu lassen; in jener Zeit bewirthete er seinen künftigen Eidam, den Herzog von Holstein, in der verschwenderischsten Weise, er verschönerte den alterthümlichen Kreml durch Neubauten; im J. 1600 hatte er den ungeheuren Thurm Iwan Weliky aufgeführt, 1601 und 1602 baute er, an der Stelle des abgebrochenen Palastes Iwan's, dem goldenen und dem Granowitensaale zwei große steinerne Flügel an. Mit solchen Arbeiten und durch reiche Unterstützung verschaffte er vielen Bedürftigen Brod, allein eine ungleich größere Zahl erlag der harten Zeit, wie denn in der einzigen Stadt Moskau über 500,000 Menschen Hungers gestorben sein sollen. Ueberhaupt blendete Boris die Unterthanen nicht durch seine Wohlthaten, denn in den Gemüthern waltete ein für ihn schrecklicher Gedanke, die Ansicht, daß der Himmel wegen der Missethat des Zaren das Reich heimsuche. „Reiche Spenden über die Armen ausgießend," schreiben die Chroniken, „bot er in goldener Schale ihnen das Blut der Unschuld, auf daß sie tränken zur Gesundheit; er nährte sie mit Gott misfälligem Almosen, da er das Vermögen ehrenwerther Großen geplündert, und die alte Schatzkammer der Zaren mit der Beute des Raubes verunreinigt hatte." Rußland gedieh nicht in dem neuen Ueberflusse, es hatte nicht Zeit, sich zu beruhigen, ein anderes Uebel offenbarte sich, wovon die Zeitgenossen dem Zaren unmittelbar die Schuld beimessen, mit Unrecht ohne Zweifel, da gleichzeitig verwandte Zustände in allen Ländern der Christenheit bemerkbar wurden. Es war dieses unter den Großen der Hang zur Ungebundenheit, welchem zu fröhnen sie ganze Scharen von Banditen um sich versammelten, im Volke eine unbändige Sucht nach Raub und Genuß, erzeugt wol durch der Regierung unvorsichtige Schritte für Erleichterung des Schicksals der Leibeigenen. Mächtige Räuberbanden traten auf, Vorboten einer allgemeinen gesellschaftlichen Auflösung. Inmitten solcher trüben Aussichten starb die Zarin Irene, nachdem sie in dem Laufe der sechs Jahre ihrer freiwilligen Gefangenschaft niemals die demüthige Zelle verlassen

hatte, außer zum Besuche der anstoßenden Kirche. Eine sowol durch ihre Gemüthseigenschaften als durch ungewöhnliche Schicksale merkwürdige Frau; ohne Vater, ohne Mutter, in trauriger Verwaisung aufgesucht von einem außerordentlichen Glücke; erzogen, geliebt von dem schrecklichen Iwan, doch tugendhaft; die erste regierende Zarin von Rußland und Nonne in blühender Jugend; reinen Herzens vor Gott, aber in der Geschichte beeinträchtigt durch die Liebe zu dem herrschsüchtigen Bruder, dem sie den Weg zum Throne bahnte. Schmerzlich empfand Boris ihren Verlust, sie stand dem Herrscher nicht im Wege, blieb ihm, als des Volkes wahrhaftige Mutter von Allen geliebt, auch in der Zelle ein Schutzengel. Eines solchen ward er jetzt um so mehr bedürftig, da eben, gleichsam durch eine höhere Macht gerufen, eines gemordeten Kindes Schatten dem Grabe entstieg, um durch den von ihm ausgehenden Schrecken den Mörder zu vernichten und Rußland zu verwirren. Ein armer Bojarensohn, Jurii Otrepjew aus Galitsch in dem Bezirke von Kostroma, nachdem er frühzeitig den Vater verloren hatte, diente in der Romanow und des Fürsten Boris Tscherkassky Häusern; des Lesens und Schreibens mächtig, nicht ohne Verstand, wurde er des Herrndienstes überdrüssig und suchte im Kloster ein bequemeres Leben, nach dem Beispiele seines Großvaters, des Samjätna Otrepjew, der längst schon Mönch im Tschudowkloster zu Moskau war. Geweiht von dem Abte Triphon von Wjätka, Gregorius genannt, trieb der junge Mönch sich in verschiedenen Klöstern umher, dann lebte er in dem Tschudowkloster in der Zelle und unter Aufsicht des Großvaters. Hier zur Berührung gekommen mit dem Patriarchen Hiob, wurde er von diesem zum Diakonus geweiht und als Schriftsteller verwendet, denn Gregorius war ein guter Abschreiber und Hymnendichter. Bei Hiob in Gnaden stehend, begleitete er ihn häufig nach dem Kreml; er sah, staunte an des Zaren Pracht, er belauschte vertrauliche Gespräche, in denen nicht selten der Name des Zarewitschen Demetrius genannt wurde, er verfolgte die also vernommenen Winke, forschte nach den Schicksalen des unglücklichen Prinzen und brachte das Resultat seiner Forschungen zu Papier. Bereits keimte in seiner Seele ein wunderbarer, ein kühner Gedanke an die Möglichkeit, des Volkes Leichtgläubigkeit und Verehrung für des Demetrius Andenken zu benutzen und der himmlischen Gerechtigkeit zu Ehren den Mörder eines heiligmäßigen Kindes zu bestrafen. Gregorius las fleißig in den Chroniken der Alten und sagte zuweilen von dem Inhalte des Gelesenen ergriffen zu den Brüdern: „Wisset ihr, daß ich einst Zar der Moskwa sein werde?" Die Einen lachten, Andere spieen dem frechen Aufschneider ins Angesicht. Dergleichen Reden kamen dem Metropoliten von Rostow zu Ohren, und „daß der unwürdige Mönch Gregorius ein Gefäß des Teufels werden wolle," hat dieser dem Patriarchen und dem Zaren selbst eröffnet. Der Zar befahl seinem Djäken Smirnoi Wassiljew den Thoren Gregor, angeblich wegen Ketzerei, zu immerwährender Buße nach Solowky oder in die bjeloserschen Wüsten zu bringen. Davon erzählte Smirnoi seinem Collegen Jephimjew; dieser, dem Otrepjew verwandt war, bat, mit der Vollstreckung des Befehls nicht zu eilen, verschaffte aber daneben dem geächteten Vetter die Mittel, mit zwei anderen Tschudowschen Mönchen, dem Priester Warlaam und dem Sänger Missaël Powadin, zu entkommen (im Febr. 1602). Sie zu verfolgen, fiel Niemandem ein, der Zar hörte Nichts von der Flucht. Gregor und seine Gefährten, von Kloster zu Kloster wandelnd, erreichten Nowogorod Sewersky, wo sie der Archimandrit des Spaßkischen Klosters freundlich aufnahm, auch einen Diener und Pferde ihnen gab, sie nach Putiwl zu bringen, allein die Flüchtlinge eilten nach Kiew und der Archimandrit fand in der Zelle, welche Gregor innegehabt hatte, einen Zettel, worin zu lesen war: „Ich bin der Zarewitsch Demetrius, Iwan's Sohn, und werde deines Liebesdienstes nicht vergessen, wenn ich den Thron meines Vaters besteige." Von Schrecken erfüllt, schwieg der Archimandrit, indessen Gregor auf Seitenpfaden die russische Grenze überschritt und Kiew erreichte. Hier, unter dem Schutze der Woywoden, des Herzogs Basilius Constantinowitsch von Ostrog, lebte er im Kloster Petscherskoi, zuletzt in Derman, aller Orten sein Amt als Diakonus übend, führte dabei aber einen anstößigen Wandel. Bei Fremdgläubigen unterrichtete er sich über das Abweichende ihrer Glaubensformen, mit Wiedertäufern pflegte er Umgang. Ein Gerücht von der Rettung des Prinzen Demetrius war schon seit dem Anfange der Hungersnoth aufgetaucht und in Lithauen sollte derselbe Zuflucht gefunden haben. Dieses Gerücht zu benutzen, verfehlte Gregor nicht. Er beredete einen anderen Mönch, den Leonidas, seinen Namen anzunehmen. Er selbst legte die Kutte ab und soll unter den Saporogern in der Bande des angesehenen Aeltesten Gerossim Evangelik sich geübt haben, Schwert und Lanze zu führen. Dann soll er, während eines friedlichen Aufenthaltes zu Kaszogrod in Volhynien, polnische und lateinische Grammatik studirt haben. Sattsam für seine Rolle vorbereitet, mit den dazu erforderlichen Kenntnissen und Fertigkeiten ausgerüstet, trat er in den Dienst des Fürsten Adam Wisnowiecki, der in seiner Residenz zu Brachin, in der Woywodschaft Kiew, die volle Pracht eines sarmatischen Magnaten entfaltete. Mit Umsicht benahm sich Otrepjew in dieser neuen Lage; er floh alle niederen Belustigungen, nahm einzig bei kriegerischen Belustigungen eifrigen Antheil und legte dabei ausgezeichnete Gewandtheit an den Tag. Vollständig ersetzte er dadurch den Mangel seines vortheilhaften Aeußeren, sodaß zeitig seines Herrn Aufmerksamkeit und Gunst sich ihm zuwendete. So weit gekommen, schützte er eine Krankheit vor, verlangte den Beichtvater und sprach zu diesem: „Ich sterbe, bestatte meinen Leichnam ehrenvoll zur Erde, wie man die Söhne der Zaren zu begraben pflegt. Ich werde bis zum Grabe mein Geheimniß bewahren; wenn aber für immer meine Augen sich schließen, dann wirst du unter meinem Lager eine Rolle finden, die Alles aufklärt." Der Beichtvater, ein Jesuit, theilte das Vernommene dem Fürsten mit, dieser gönnte sich die Zeit nicht, den Tod desselben abzuwarten, sondern durchwühlte

des Sterbenden Bett und fand einen Zettel, worin gemeldet ward, daß sein Diener der durch einen Getreuen, den Arzt, dem Mordstahle entrückte Zarewitsch Demetrius sei; daß die nach Uglitsch entsendeten Mörder an des Demetrius Statt einen Priestersohn geschlachtet hätten, er selbst aber von wohldenkenden Großen und den Djäken Schtschelkalow's versteckt und späterhin, zufolge eines für dergleichen Fall von dem Zaren Iwan gegebenen Befehls nach Lithauen gebracht worden sei. Noch wollte Wisnowiecki zweifeln, da entblößte, in dem Unwillen über des Beichtvaters Schwatzhaftigkeit, der Sterbende seine Brust, und der Fürst zweifelte nicht länger bei dem Anblicke des goldenen, mit Edelsteinen besetzten Kreuzes, das Demetrius von seinem Pathen, dem Fürsten Iwan Mstislawsky, empfangen zu haben erklärte und durch einen Strom von Thränen diese Erklärung besiegelte. Der Kranke, durch das Geständniß erleichtert und fortan von der regsten Sorgfalt umgeben, genaß in Kurzem. „Godunow erfuhr es und bot dem Wisnowiecki einige Schlösser und Städte an, unter der Bedingung, ihm den Betrüger auszuliefern. Der Sicherheit wegen zog Wisnowiecki mit seinem Zarewitsch weiter von den russischen Grenzen nach der Stadt Wisnowiec, wo er ihm Borissens Brief zeigte. Pseudo-Demetrius fiel ihm zu Füßen und sagte: Gott und Dir ist es bekannt, wer ich bin, thue mit mir, was Du willst! Der Fürst Adam wollte seinem vermeintlichen Zarewitsch auf keinen Fall untreu werden, Boris aber schrieb noch einmal an Wisnowiecki und schickte einige Leute mit, den Pseudo-Demetrius zu erschießen; darauf schickte ihn der Fürst Adam zu dem Woywoden von Sendemorien, seinem Schwiegervater." Dieser, Georg Mniszek und des Fürsten Adam Bruder, Constantin Wisnowiecki, wurden des Abenteurers eifrigste Beschützer. Sie berichteten dem K. Sigismund, daß des Zaren Theodor rechtmäßiger Nachfolger lebe, bei ihnen lebe. Der päpstliche Nuntius Rangone ward leicht überzeugt. Demetrius verpflichtete sich schriftlich, zur katholischen Kirche überzugehen und für sie das russische Volk zu gewinnen. Der Nuntius hingegen verpflichtete sich, in Polen, in Rom, in Europa für seine fürstliche Herkunft einzustehen. Demetrius, von seinen Patronen begleitet, erschien in Krakau. „Ich war Zeuge," berichtet Cilly, des Königs Geheimschreiber, „wie der Nuntius den Demetrius umarmte und ihn ermahnte, katholisch zu werden behufs der Förderung seiner Angelegenheit." Demetrius beschwur die unfehlbare Erfüllung seines Versprechens und wiederholte den Schwur in des Nuntius Wohnung, in Gegenwart mehrer Großen. Dann fuhr Rangone mit ihm nach dem Schlosse. Der gewöhnlich ernste und zurückhaltende König empfing den Zarewitsch stehend, mit huldreichem Lächeln. Demetrius küßte ihm die Hand, erzählte seine Lebensgeschichte und schloß mit den Worten: „Erinnere Dich, daß Du selbst in Banden geboren, nur durch die Vorsehung errettet worden. Ein Flüchtling aus Herrscherstamm verlangt von Dir Mitleid und Hülfe." Der König besprach sich allein mit dem Nuntius und sagte dann: „Gott helfe Dir, Fürst Demetrius von der Moskau. Wir sehen in Dir, nachdem Wir alle Deine Zeugnisse angehört und untersucht haben, den Sohn Iwan's, und bestimmen Dir, zum Zeichen unseres aufrichtigen Wohlwollens, jährlich 40,000 Gulden zum Unterhalt. Ueberdies magst Du, als der Republik wahrer Freund, mit unsern Baronen handeln, ihrer Hülfe Dich bedienen." Rangone bestand darauf, daß vor Allem Demetrius sich bekehre, das sollte aber, da man der Russen bittern Haß für die lateinische Kirche kannte, vorläufig nicht bekannt werden. In Lumpen gehüllt, bedeckten Angesichts ging der Neophyt nach dem Jesuitencollegium. Er beichtete, schwur den griechischen Glauben ab und empfing aus den Händen des Nuntius das Abendmahl und den Chrysam. Sigismund wollte den 20jährigen, mit Boris abgeschlossenen Waffenstillstand nicht förmlich brechen, befahl aber gleichwol dem Woywoden Mniszek und den Wisnowiecki im Namen von Iwan's Sohn das Panier gegen Boris zu erheben und Freiwillige anzuwerben. Um diese Werbungen zu beschleunigen, wendete sich Demetrius nach der Gegend von Lemberg, nach Sambor, wo Mniszek seine Güter hatte, daneben eine junge reizende Tochter. Des Demetrius wahre oder erkünstelte Leidenschaft für Marina wurde von ihr wahr oder erkünstelt erwidert. Durch den am 25. Mai 1604 unterzeichneten Ehevertrag machte Demetrius sich anheischig, nach seiner Vermählung mit Marina zu ihrer Reise nach Moskau und zur Bezahlung der für ihn gemachten Schulden erstens eine Million Gulden zu erlegen, außer den Kostbarkeiten, welche er seiner Zukünftigen aus dem Schatze der Zaren zuschicken werde; zweitens ihr zwei Großstaaten, Nowgorod und Pleskow nebst allen dazu gehörigen Kreisen und Städten, sammt Rathsmännern, Dworänen, Bojarensöhnen und der Geistlichkeit abzutreten, sodaß sie daselbst eigenmächtig schalten und walten, Statthalter einsetzen, Erb- und Dienstgüter unter ihre Dienstleute vertheilen, Schulen anlegen, Klöster und Kirchen lateinischen Glaubens bauen, auch diesen Glauben frei und ungehindert ausüben könne. Durch eine andere Urkunde vom 12. Juni 1604 trat Demetrius dem Mniszek die Fürstenthümer Smolensk und Severien als eine Erbherrschaft ab, einige Kreise ausgenommen, welche zu Geschenken für Sigismund und die Republik bestimmt waren. Dergleichen großartige Verabredungen auszuführen, waren nur spärliche Mittel vorhanden. Um dem Mangel abzuhelfen, ließ er die Don'schen Kosaken auffordern, für den Sohn Iwan's die Waffen zu ergreifen. Die Hetmane Andreas Korela und Michael Njeschokosch eilten zur Stelle, den angeblichen Demetrius zu begrüßen, sie sahen ihn von Sigismund, von den größten Magnaten geehrt und kehrten mit der Ueberzeugung zurück, daß der wahre Zarewitsch sie rufe. Zwei russische Mönche übernahmen es, die östliche Ukraine aufzuwiegeln. Landstreicher und Räuber strömten nach Kiew, wo Ratomski, der bereits die Saporoger gewonnen hatte, eine Freischar anwarb. Die Fortschritte der Gährung suchte Boris zu hemmen, indem er die Geschichte Otrepjew's, die Aussagen glaubhafter Zeugen von dessen Wanderungen seit dem Austritte aus dem Kloster bekannt machen ließ. Niemand wollte die Wahrheit wissen. Am 15. Aug. 1604

hatte Rasstriga (der Läufling aus dem Kloster) die Bewegung gegen den Dnieper angetreten; zu Sokolniki wurde Chruschtschow ihm vorgeführt. Dieser blickte ihn an, brach in Thränen aus und sank auf die Kniee mit den Worten: „Ich sehe Iwan in deinen Zügen, dein Knecht bin ich auf ewig." Dies Zeugniß und seine ferneren Reden wirkten wundersam auf die Zeugen dieser Scene, indessen Godunow, statt sich gegen den bevorstehenden Angriff zu rüsten, den König von Polen beschickte, Klage führte ob des einem Betrüger geleisteten Beistandes, auch durch den Patriarchen an die Geistlichkeit von Polen und Lithauen abmahnend schreiben ließ. Sämmtliche Bischöfe mußten das Schreiben besiegeln und an Eidesstatt erklären, daß sie den Mönch Otrepjew gekannt hätten. Außerdem verwendete sich der Patriarch bei dem Woywoden von Kiew, Herzog Basilius von Ostrog, von welchem er die Verhaftung des Landstreichers zu erwirken hoffte. Eine Antwort ist ihm jedoch nicht geworden, indessen K. Sigismund mit glimpflichen Redensarten sich absand. So mochte denn Demetrius mit seinem Häuflein, etwa 1500 Mann, ungerechnet das beutelustige Gesindel, vorwärts gehen, in der Nähe von Kiew die von Swirsky geführten donischen Kosaken, 2000 Köpfe, und die von Ratomsky geworbenen Freischärler an sich ziehen und am 16. Oct. die russische Grenze überschreiten. Jetzt endlich schien Boris zu erwachen, er ließ für die Sicherheit der Grenzfestungen sorgen, schickte angesehene Bojaren, den Fürsten Demetrius Schuisky, den Iwan Godunow, den Michael Soltykow nach Brjänsk, um dort eine bedeutende Streitmacht zusammenzuziehen. Aber schon waren die Provinzen durch die von Demetrius ausgehenden Manifeste überschwemmt, die Bevölkerungen der Ukraine von aufrührerischen Gesinnungen beherrscht, aller Orten ergaben sich die bedenklichsten Symptome, welchen Strenge entgegenzusetzen die Beamten nicht mehr wagten. Bereits fühlte Otrepjew sich stark genug, einen Theil seines kleinen Heeres gegen Bjelgorod auszusenden, indessen er selbst an der Desna hinaufzog. Kaum auf russischem Boden angelangt, in der Slächetskaja-Sloboda (den 18. Oct.) feierte er den ersten Triumph; Volk und Besatzung von Morawsk überlieferten ihm die Woywoden, welche sie in Banden gelegt hatten, und brachten dem vermeintlichen Herrscher Brod und Salz dar. Er dankte Gott, verwies keineswegs den Woywoden ihre Anhänglichkeit an Boris, setzte sie in Freiheit, einzig ihre Verblendung beklagend, belohnte und belobte das treue Volk von Morawsk und spielte in Blick und Rede so meisterhaft die übernommene Rolle, daß der Ruf von seinen hohen Vollkommenheiten in unglaublicher Geschwindigkeit bis zu den innersten Provinzen des Reiches sich verbreitete. Am 26. Oct. unterwarf sich das altberühmte Tschernigow; auch hier wurden die Woywoden ausgeliefert, von denen der oberste, Fürst Iwan Tatew, alsbald in des Betrügers Dienst trat und so thaten 300, theils Strelitzen, theils Bürger. Den vorgefundenen bedeutenden Schatz vertheilte er unter seine Krieger, unaufhaltsam drang er gegen Nowogorod-Sewersky vor, denn überall an den Ufern der Desna, der Swina und des Snow sah er das Kniebeugen des Volkes und hörte den Freudenruf: Es lebe unser Herr Demetrius! Nur aus Nowogorod wollte keine Botschaft ihm zukommen; hier gebot Basmanow und durch Wahrheit und Strenge zügelte er die Meuterei; überzeugt von dem Betruge, überzeugte er auch Andere, den Tod nicht fürchtend, schreckte er die Aufrührer durch das Blutgerüst; er brannte die Vorstädte ab und verschloß sich in der Festung. In deren Angesicht zeigte sich Demetrius den 11. Nov. und zum ersten Male wurde er von einem Kugelregen empfangen. Er verlangte zu unterhandeln. Basmanow, die brennende Lunte in der Hand, stand auf der Mauer und hörte den Polen Butschinski, der lobend und drohend von dem Zar Demetrius sprach. „Der Zar ist in Moskau," erwiderte Basmanow, „euer Demetrius ein Räuber, der sammt euch gespießt werden soll." Ein Sturm mislang, die festen Mauern widerstanden den von ungeübten Artilleristen geschleuderten Projectilen; viele Leute hatte Demetrius verloren, entmuthigt schienen die Uebrigen und zum Ueberflusse war für des Zaren Rüstungen Zeit gewonnen. In scheinbar verzweifelter Lage wurde durch unverhoffte Botschaft Rasstriga aufgerichtet. In dem festen Putiwl befehligten Michael Soltykow und der Fürst Basilius Rubetz-Massalski; dieser wiegelte die Bürger und die Besatzung auf, band eigenhändig seinen Collegen und übergab die ihm anvertraute Feste (den 18. Nov.), um von da an des Demetrius Liebling und Rathgeber zu werden. Für diesen erklärten sich gleichzeitig das nicht minder wichtige Rülsk, das komarnitzische oder sewsche Amt Borissow, Bjelgorod, Wolniky, Oskol, Woronesch, Kromy, Liwny, Jeletz. Der ganze Süden war in Gährung, überall wurden die Beamten gebunden, dem Afterzar vorgeführt, der unverzüglich sie befreite und huldreich in seinen Dienst aufnahm. Von allen Seiten strömten Verstärkungen ihm zu. Basmanow ging eine Capitulation ein, wodurch er sich verpflichtete, nach Ablauf von 14 Tagen seine Feste zu übergeben. Statt selbst an des Heeres Spitze sich zu stellen, übergab Boris dasselbe dem Fürsten Mstislawsky, während er gleichsam in der Hauptstadt sich versteckte, nur bedacht war, durch die strengsten Maßregeln ein starkes Heer aufzubringen, daneben den Beistand der Kirche anrief. Es wurde geboten, in allen Kirchen für des wahrhaften ermordeten Demetrius Gedächtniß zu beten, es wurde Rasstriga, sammt seinen Genossen, jetzigen oder künftigen, in den Kirchen und auf den Marktplätzen verflucht als ein boshafter Ketzer, der nicht nur der Zaren Reich zu rauben, sondern auch in demselben den lateinischen Glauben einzuführen gedenke. Von jeden 200 Tschetwert Pfluglandes wurde ein Reisiger gefordert und für dessen Stellung bei schweren Strafen, Confiscation, Gefängniß, Knute, die größte Eile geboten. Allen Dienern der Patriarchen, der Bischöfe und Klöster sollte der gleiche Befehl gelten. „Es gab Zeiten," heißt es in dem Beschlusse des Reichsrathes, „wo Mönche, Priester, Diakonen, das Vaterland zu retten, sich bewaffneten, ohne ihres Blutes zu schonen, aber das verlangen wir nicht, wir lassen sie in den Kirchen, auf daß sie beten für den Landesherrn und das Reich." Durch solche

Mittel, Drohungen und Strafen wurden doch in dem Laufe von sechs Wochen 50,000 Reiter in der Umgebung von Brjänsk zusammengebracht. Daraus erklärt sich, wie Boris die von Schweden ihm angebotenen Hilfsvölker, das Bündniß zurückweisen konnte. Solches Heer setzte sich in Bewegung, um den Entsatz von Nowogorod-Sewersky zu bewerkstelligen. Nach einigen unbedeutenden Gefechten rückte Demetrius, sein befestigtes Lager verlassend, den Russen entgegen, um in einer seinem schwachen Heere von höchstens 12,000 Mann keineswegs günstigen Fläche die Schlacht vom 18. Dec. anzunehmen. In fester Haltung sprach er zu seinen Waffenbrüdern: „Der Augenblick ist gekommen, daß der Herr meinen Streit mit Borissen entscheiden wird! Wir wollen ruhig sein, weil gerecht ist der Höchste. Er hat mich wunderbar errettet, um den Bösewicht zu strafen. Fürchtet nicht der Feinde Zahl, man siegt durch Muth und Tugend, nicht durch die Menge, wie die Geschichte lehrt. Mir wird das Reich zu Theil, auch der Ruhm, der Tugend schönster Lohn in diesem kurzen Leben." Dann gegen den Himmel die Hände erhebend, fuhr er mit gleich vernehmbarer Stimme fort: „Allhöchster! Du schauest meines Herzens Tiefe. Wenn ich zu Unrecht das Schwert ziehe, so zerschmettre mich mit deinem Donner. Bin ich aber gerecht und reinen Herzens, so verleihe meiner Hand unüberwindliche Kraft für die Schlacht! Du aber, Mutter Gottes, schirme unsere Streiter!" Ziemlich lau entwickelte sich die Schlacht, aber plötzlich stürzte sich die polnische Reiterei unter Geschrei auf der Russen linken Flügel; er wurde geworfen und riß fliehend das Centrum, wo Mstislawsky befehligte, mit sich fort, kaum entging dieser der Gefangenschaft. Hätte Demetrius zu einem allgemeinen Angriffe die Erfolge jener verwegenen Reiter benutzt, so würde das ganze moskowitische Heer in der schimpflichsten Flucht sich aufgelöst haben, allein er ließ den Wankenden Zeit zur Besinnung, dem verspäteten Sturme traten 700 teutsche Reiter, russische Söldner, beherzt entgegen und der linke Flügel blieb unversehrt. Da fiel auch Basmanow aus der Festung, um des Demetrius Lager in Brand zu stecken; beim Anblicke der Flammen brach dieser die Schlacht ab. 4000 gefallene Russen bedeckten das Schlachtfeld: „On eût dit que les Russes n'avoient point de bras pour frapper." Tags darauf wurde des Demetrius Heer durch 4000 Saporoger verstärkt und einen neuen Angriff beabsichtigend, ließ er die Nachricht verbreiten, daß Chodkiewicz nächstens mit einer starken Macht auf Livland bei ihm eintreffen werde. „Man hörte im russischen Lager das Freudengeschrei, das Trompetengeschmetter, den Donner der Kanonen und die Woywoden zogen sich weiter zurück." Aber gleichzeitig traf in ihrer Feinde Lager der Eilbote ein, von K. Sigismund entsendet, um alle Polen nach Hause zu rufen und diese, misvergnügt, daß ihnen von dem durch Massalski ausgelieferten Schatze nicht ein stärkerer Antheil geworden war, gehorchten ungesäumt, bis auf etwa ein halbes Tausend; alle Uebrigen zogen heim, darunter selbst der Woywode Mniszek. Sein Unternehmen hat jedoch Demetrius nicht aufgegeben; er bezog ein Lager in dem Gebiete von Komarnitz, besetzte die Schanze bei Sewsk und bewaffnete Bürger und Bauern. Viel Zeit dazu haben ihm aber die russischen Woywoden nicht gelassen, wenn schon ihre Verwirrung so übertrieben war, daß sie sogar verabsäumten, von der Schlacht an den Zaren zu berichten. Was seine Generale verschwiegen, mußte Boris von Anderen erfahren, den 1. Jan. 1605; er schickte den Fürsten Wassily Schuisky als zweiten Befehlshaber zum Heere und den Oberschenken Weljäminow an den verwundeten Mstislawsky, mit dem Befehle, wegen des aus Eifer für das heilige Vaterland von ihm vergossenen Blutes die Stirn vor ihm zu schlagen und im Namen des Gebieters ihm zu sagen: „Wenn du nach Ablauf deines rühmlichen Dienstes die Bilder des Heilands, der Mutter Gottes und der moskowitischen Wunderthäter wieder siehest, dann werden Wir dich über deine Erwartung belohnen. Jetzt schicken Wir dir einen erfahrenen Arzt, auf daß du gesund werden und das Streitroß wieder besteigen mögest." Allen übrigen Woywoden wurde ihr strafwürdiges Schweigen verwiesen und das Heer der höchsten Gnade versichert. Basmanow, nach Moskau berufen, empfing seltene Ehre; Boris schickte ihm die Großwürdenträger und seinen eigenen Prachtschlitten entgegen, auf daß er in der ganzen Herrlichkeit des Zaren in die Hauptstadt einziehe, gab ihm mit eigener Hand eine schwere goldene, mit Dukaten übersäete Schüssel, 2000 Rubel, eine Menge Silbergeschirr aus dem Kremlschatze, ein werthvolles Lehengut und die Würde eines Rathsbojaren. Schuisky, von Stolniks und Sachwaltern in großer Zahl begleitet, fand das Heer in Unthätigkeit und Niedergeschlagenheit in den Waldungen von Starodub, zwischen Verhauen, wo es, unangesehen der ihm zugekommenen Verstärkungen, gleichsam vor dem Feinde sich verbarg; eine Reserve, von Theodor Scheremetjew befehligt, sammelte sich bei Kromy, sodaß Boris nicht unter 80,000 Mann im Felde hatte. Mstislawsky, obgleich von seinen Wunden noch nicht genesen, und Schuisky setzten sich ungesäumt gegen Sewsk in Bewegung. Ihrer 60—70,000 Mann dort zu erwarten, fand Demetrius nicht rathsam; keck zog er mit seinen 15,000 ihnen entgegen in der Meinung, in Dobrin sie zu überfallen. Die Bewegung wurde ausgekundschaftet und vereitelt, zu weit war jedoch Demetrius vorgerückt, um die Schlacht vom 21. Jan. 1605 vermeiden zu können. Er betete, hielt eine Rede wie am Tage der Schlacht von Nowogorod und ordnete seine Scharen. Im Vordertreffen hielten 400 Polen und 2000 russische Reisige, „die hatten über ihre Rüstungen weiße Hemden, damit sie von den anderen Muscovittern erkannt möchten werden." Denen folgten 8000 Kosaken, alle beritten, den Schluß machte das Fußvolk, 4000 Mann mit den Kanonen; Demetrius fiel auf eine Vorhut von 5000 Russen, säbelte deren an die Tausend nieder und machte viele Gefangene, darunter zwei Bojaren. „Die Uebrigen flohen mit Geschrei ihrem Lager zu, aus welchem Borissens Woywoden ungesäumt in die Fläche herabrückten. Das Heer des Demetrius erschrak vor ihrer Macht, er selbst, sitzend auf einem kastanienbraunen türkischen Pferde,

einen bloßen Pallasch in der Hand haltend vor dem ersten Haufen, sprach ihnen Muth ein" und stürmte blind auf die fremden Söldner ein. Diese wurden durchbrochen, „après quelque résistance que firent les dits étrangers, tout tourna le dos.“ Jetzt sollte es dem Fußvolke gelten; dieses stand unbeweglich, durch 40 Kanonen gedeckt. Eine furchtbare Salve empfing die vermeintlichen Sieger, sie schwankten, sie wichen, Demetrius selbst. Er wollte, um das Treffen herzustellen, die Kosaken heranziehen, diese aber, von Godunow bestochen, jagten davon, zuerst die Saporoger, hernach die Doner. Nur die 4000 kosakischen Knechte, das Fußvolk bei den Kanonen, hielten sich wacker, wurden aber zuletzt überwältigt und bis auf den letzten Mann erschlagen. Was dem Blutbade zu entkommen vermochte, wurde acht Werste weit verfolgt, unter der Teutschen Ruf: Hilf Gott! dem die Russen, so gut es eben gehen wollte, beistimmten. Mit der Meldung solchen Erfolges, der vollständigen Ueberwältigung des Aufruhrs, jagte der Bojar Scheïn nach Moskau und traf den Zaren betend in der Laura des heiligen Sergius. Sofort wurde ein Dankgebet angeordnet, mit allen Glocken geläutet, die Trophäen des Sieges, die Fahnen, Trompeten, Becken, ließ der Zar dem Volke vorzeigen, den Boten ernannte er zum Okolnitschy, den Woywoden schickte er goldene Denkmünzen, dem Heere 80,000 Rubel; den Woywoden schrieb er daneben, daß er die Nachricht von dem Ende der Empörung von ihnen erwarte und bereit sei, für treue Diener auch das letzte Hemd hinzugeben. Aber Demetrius lebte, sein verwundetes Roß hatte ihn nach Sewsk getragen und von da eilte er, noch in derselben Nacht, von Wenigen begleitet, nach Rülsk. Am anderen Tage stellten sich die flüchtigen Saporoger bei ihm ein, den Verräthern oder Memmen versagte er den Eingang in die Stadt. Diese war aber auch für ihn selbst kein sicherer Aufenthalt, er ritt nach Putiwl, das der Grenze näher und auch fester war. Während dessen lagen Borissens Woywoden fortwährend in Dobrin, einzig mit Morden sich beschäftigend. Die Gefangenen, nur die Lithauer und den Fürsten Tyskiewicz ausgenommen, wurden gehängt, die Insassen des Gebietes von Komarnitz gefoltert, dann erschossen. Otrepjew oder Demetrius aber, seine Sache als verloren betrachtend, war des Willens, heimlich nach Lithauen zu entweichen, konnte aber nur durch die Vorstellungen und Drohungen seiner Anhänger in Putiwl festgehalten werden und höchst gelegen kam ihm der Zuzug von 4000 donischen Kosaken, während andere sich in den Städten festsetzten, entschlossen, sie bis zum letzten Hauche zu vertheidigen. Gezwungen oder freiwillig blieb Demetrius, schickte den Fürsten Tatew ab, um von K. Sigismund schnelle Hilfe zu begehren, ließ auch ein zweites Manifest ausgehen, worin sein angebliches Thronrecht noch weiter ausgeführt war. Außerordentliche Wirkung thaten die von ihm vorgebrachten Gründe, Menschen in großer Zahl, vornehmlich aus dem Gebiete von Komarnitz, wo Borissens Rache wüthete, strömten nach Putiwl, Waffen verlangend und die Ehre, für Demetrius zu sterben. Des Zaren Feldherren setzten sich endlich wieder in Bewegung und forderten die Stadt Rülsk zur Uebergabe auf. Sie wurden nach Gebühr empfangen, verloren zwei volle Wochen und entliefen bei dem ersten Anblicke des Entsatzes, um, so hieß es, das ermüdete Heer einiger Ruhe genießen zu lassen. Etwas Anderes hatte Boris erwartet, er schickte den Okolnitschy Peter Scheremetjew und den Djäken Wlaßjew in das Hauptquartier nach Radogoßky Ostrog; diese mußten der Generale Fahrlässigkeit rügen und ihnen den Vorwurf machen, daß sie den After-Zarewitsch aus den Händen gelassen und dadurch alle Früchte des Sieges aufgegeben hätten. Der Verweis erregte im Heere allgemeine Unzufriedenheit und der Wunsch, des ungerechten Herrschers sich zu entledigen, erfüllte alle Herzen. Mstislawsky und Schuisky, anstatt Putiwl, wo die Entscheidung geboten war, zu nehmen, legten sich vor Kromy, das seit mehren Wochen durch die Reservearmee unter Theodor Scheremetjew bedrängt war und jetzt einer Armee von wenigstens 80,000 Mann, die mit allem Kriegsmateriale reichlich versehen war, widerstehen sollte. Die Vertheidigung des hölzernen Städtchens hatten neben den Einwohnern 600 donische Kosaken übernommen, diese befehligt durch ihren tapferen Hetman Koresa, dem seine Thaten den Ruf eines Herenmeisters erworben haben. Die Stadt ward sehr bald in Brand gesteckt, der Wall genommen, aber die Kosaken behaupteten sich hinter einer Umzäunung und den gebotenen Sturm hintertrieb der Bojar Michael Soltykow, indem er die Truppen zurückzog, ohne die Generale darum zu befragen. Mstislawsky und Schuisky, der Stimmung im Heere mistrauend, beschränkten sich von dem an auf die Anwendung ihrer Geschütze, ohne damit den Belagerten viel zu schaden. Diese hatten Höhlen gegraben, worin sie unter dem Schutze des Walles in vollkommener Sicherheit sich befanden; zuweilen krochen sie auch aus ihren Löchern hervor, um einen kühnen Ausfall zu versuchen. In dem Belagerungsheere brach die Ruhr aus, welche zu bekämpfen Boris in lobenswerther Sorgfalt Arzneien und Stärkungsmittel anführen ließ, aber das Uebel lähmte vollends die Thatkraft der Belagerer; sie ließen es geschehen, daß bei hellem Tage 100 Brodwagen und 500 Kosaken, aus Putiwl kommend, in dem niedergebrannten Kromy einzogen. In der Zwischenzeit (den 8. März 1605) trafen zu Putiwl drei Mönche ein, Ueberbringer von des Zaren und des Patriarchen Schreiben; in jenem waren den Einwohnern ausgezeichnete Gnaden verheißen, wenn sie den Betrüger todt oder lebendig ausliefern würden, der Patriarch hingegen bedrohte sie mit dem Kirchenbanne. Die Mönche, welche den Diakon Otrepjew gekannt zu haben versicherten, wurden ergriffen und dem Demetrius vorgeführt oder, wie es heißt, dem Polen Iwanitzki; mit dem Zarenschmucke bekleidet, auf dem Throne sitzend, fragte dieser: „Kennt ihr mich?" Nein, sprachen sie, wir wissen nur, daß du in keinem Falle Demetrius bist. Hingegen schreibt der allerdings für Demetrius parteiische Peyerle: „Der eine, ältliche Mönch bestand darauf, den Demetrius selbst zu sehen. Augenblicklich ihn erkennend, warf er sich auf die Kniee, in dem Schrecken keines Wortes fähig. Demetrius befahl ihm aufzustehen, zu sprechen.

Der Mönch sagte: Das ist unser rechtmäßiger, von Gott wunderbar geretteter Zar! Wir haben gesehen, daß der Mann, der an des Demetrius Stelle saß, nicht der wahre Demetrius war. Er bat den Zarewitsch, seine Begleiter abführen zu lassen, zu verfügen, daß Niemand aus dem Schlosse sich entferne. Alle, bis auf drei Vertraute, mußten abtreten und der Mönch hob wieder an: Allergnädigster Herr! wisse, daß meiner Gefährten einer verschiedene Arten von Gift bei sich führt, wovon das tödtlichste zwischen den Sohlen seiner Stiefel verborgen ist; wer von diesem Gifte berührt wird, der schwillt am neunten Tage fürchterlich auf, bis daß er platzt. Zwei deiner Bojaren haben es übernommen, dasselbe mit Weihrauch zu mischen und dich mittels des Räucherns in der Kirche zu vergiften. Diese Verräther sind im Einverständnisse mit Boris. Demetrius ließ die Bojaren herbeirufen, sprach: Ihr Bösewichter! Könnt ihr so alt schon, noch so treulos sein? Lohnt ihr also meiner Gnade? Erinnert ihr euch, wie ihr gefesselt mir vorgeführt wurdet und das Volk eure Bestrafung verlangte und wie ich damals als ein Vater mit euch handelte? Jetzt ist kein Erbarmen mehr! Sie gestanden, wurden den Bürgern ausgeliefert und auf dem Markte erschossen. Die beiden Mönche büßten ihr fortwährendes Schweigen im Kerker, den dritten aber, durch welchen Demetrius vom Tode errettet worden, hat er mit Gnaden überhäuft." Er schrieb auch, jetzt als des Himmels Günstling sich betrachtend, an den Patriarchen und an den Zaren. Jenem warf er den Misbrauch der kirchlichen Gewalt zu Gunsten eines Thronräubers vor, den Zaren mahnte er, dem Throne und der Welt friedlich zu entsagen, um in einem Kloster seiner Seele Heil zu erwerben, für welchen Fall er dem Büßer seine zarische Gnade verhieß. Statt dessen beschäftigte Boris sich eifrig mit den Mitteln, dem Misvergnügen im Volke, das ihm kein Geheimniß mehr sein konnte, entgegen zu wirken. Gewalt und Strafen waren die einzigen, ihm bekannten, vielleicht auch der Lage angemessenen Mittel. Auf allen Punkten vermehrte sich die Angeberei, Vorlauten wurde die Zunge ausgeschnitten, der leiseste Verdacht reichte hin, um ganze Familien zum Kerker zu schicken. Denn Boris fühlte die Macht in seinen Händen erstarren und schaute den Abgrund, der unter seinem Throne sich öffnete. Er war 53 Jahre alt, hatte schon im kräftigsten Mannesalter an Krankheiten, besonders am Podagra gelitten; nicht befremden kann es, daß ein solchermaßen angegriffener Körper den Besorgnissen, dem Seelenleiden erlag. In der Morgenstunde des 13. April 1605 richtete und ordnete Boris in dem hohen Rathe seiner Großen, empfing vornehme Ausländer, speiste mit ihnen zu Mittag in dem goldenen Saale und empfand gleich nach aufgehobener Tafel Uebelkeiten, die zu einem heftigen Blutsturze übergingen. Das Blut, aus Mund, Nase und Ohren strömend, vermochten die Aerzte nicht zu stillen. Der Patient verlor die Besinnung, hatte aber noch Zeit, den Sohn als den künftigen Zaren einzusegnen, die Kutte nebst dem Klosternamen Bogoljew anzunehmen und gab zwei Stunden darnach den Geist auf in dem Gemache, worin er mit den Bojaren und den Fremdlingen getafelt hatte. Die Leiche wurde mit allen Ehren in St. Michael's Kirche, zwischen den Gräbern der vormaligen Herrscher beigesetzt, die Encyclica der Bischöfe sprachen von der fleckenlosen, zu Gott gegangenen Seele, alles Volk huldigte „der Zarin Maria und ihren Kindern, dem Zaren Theodor und Xenien, durch furchtbare Eide sich verpflichtend, sie nicht zu verrathen, nicht nach dem Leben ihnen zu trachten, weder den ehemaligen Großfürsten von Twer, den blinden Simeon, noch den Bösewicht, der sich Demetrius nennt, zum Herrscher zu begehren; sich dem Zarendienste nicht zu entziehen und in demselben weder Mühseligkeiten noch den Tod zu scheuen."

Theodor Godunow, zu des Vaters Erbschaft berufen, empfahl sich durch den Zauber einer fleckenlosen Jugend, männlicher Schönheit und eines festen, doch milden Gemüths; mit dem Geiste des Vaters die Tugenden der Mutter vereinigend, setzte er, nur 16 Jahre alt, durch Redegabe und ungewöhnliche Kenntnisse, Früchte einer von Ausländern geleiteten Erziehung, die Großen in Erstaunen; die Süßigkeit des Wohlthuns hatte er geschmeckt, da er von dem Vater stets als Vermittler zwischen Gesetz und Gnade verwendet worden war. Aber seine Jugend bedurfte der Rathgeber, als solche wurden die drei vornehmsten Bojaren Mstislawsky, Wassily und Demetrius Schuisky von der Armee abgerufen, auf daß sie den Vorsitz im Rathe der Bojaren einnähmen. Zum Feldherrn den geprüften Basmanow ernennend, sprach Theodor zu ihm: „Diene uns, wie du meinem Vater gedienet hast" und der Gefeierte schwur, für Zar und Zarin zu sterben. Er brach auf, begleitet von dem Metropoliten Isidor von Nowogorod, der das Heer auf Theodor's Namen das Kreuz küssen lassen sollte. Am 17. April traf Basmanow im Lager ein und sprach zu dem versammelten Heere von Theodor's Thronbesteigung, dann wurde das Schreiben verlesen, worin der junge Monarch seinen Kriegern nach Ablauf der Trauerzeit beispiellose Belohnungen verhieß. Es wurde gehuldigt wie in der Hauptstadt, doch fiel es auf, daß in der Eidesformel der Afterzarewitsch nicht Otrepjew genannt war: wir schwören, hieß es darin, uns nicht demjenigen anzuschließen, welcher sich Demetrius nennt. Folglich, meinten Mehre, wird das Mährchen von dem verlaufenen Tschudowschen Diakonus schon öffentlich als eine Erdichtung behandelt. Wer ist denn dieser Demetrius, wenn er nicht der echte ist? Der Gegenstand solchen Zweifels hatte die ihm vergönnte Frist von drei Monaten benutzt, um seine Städte zu befestigen, seine Anhänger zu bewaffnen und die Ankunft frischer Streitkräfte aus Polen zu beschleunigen; schon hatte Michael Ratowski ihm eine Reiterschar zugeführt und das baldige Eintreffen der von dem Woywoden von Sendomir befehligten königlichen Truppen angekündigt. In solcher Lage vernahm Demetrius die Kunde von des Zaren Tode zu Ausgang

Aprils. Am 7. Mai kam in dem russischen Heere die ungezweifelt von Basmanow vorbereitete Revolution zum Ausbruche. Davon berichtet Peyerle also: „Aus Kromy schrieb man an Demetrius, die Festung würde unausbleiblich durch die russischen Woywoden genommen werden, so er sie nicht rette. Er hatte nur 100 Polaken um sich, wurde aber durch den Zuzug von anderen 500 verstärkt. Diese insgesammt, dann 3000 Russen untergab er den Befehlen des Polen Saporski und ließ sie gen Kromy vorgehen. In bedeutender Entfernung noch von der Stadt schrieb Saporski in des Demetrius Namen an den Commandanten; diesem sollte ein treuer Bote das Brieflein überbringen, er wurde aber von den russischen Vorposten aufgegriffen und dem Fürsten Galitzin und dem Basmanow vorgeführt. Man nahm ihm das Schreiben ab, las darin: Ich schicke euch 2000 Polaken und 8000 Russen, des nächsten werde ich mit den königlichen Truppen, 40,000 Mann, die schon in der Nähe von Putiwl stehen, folgen. Galitzin und Basmanow erschraken; sie bedachten, daß Demetrius Iwan's wahrhaftiger Sohn sei, entdeckten sich dem Anführer der teutschen Söldner, dem von Rosen, bewegten ihn zum Abfalle und ließen ihn mit 4000 Teutschen auf die weite Ebene jenseits des Flusses gehen. Als Iwan Godunow, der mit 90,000 Russen auf der anderen Seite der Festung stand, diese Bewegung inne ward, wollte er von Rosen wissen, wohin er gehe. Der antwortete: mit den Polen zu fechten, die nicht mehr weit sind. Unterdessen führte auch Basmanow 50 oder 60 Mann Russen dahin, machte auf der Brücke Halt, hob den Brief des Demetrius in die Höhe und rief: Hier ist ein Schreiben von unserem rechtmäßigen Zaren! Wer dem Demetrius dienen will, der komme zu uns, wer aber jenseits des Stromes bleibt, der ist ein Verräther, ein Sklave der Godunow. Da entstand Verwirrung und innerer Zwist, worüber nicht weniger als 1000 Mann umkamen. Die für Demetrius behielten die Oberhand, Iwan Godunow ward gefangen genommen. Den Tag darauf ging Basmanow mit 4000 Reitern nach Putiwl, sah den schwachen Haufen von Saporski und merkte, daß es ein Betrug mit dem Briefe gewesen, schwur jedoch dem Demetrius." Jedenfalls war der Krieg zu Ende, die Vertheidiger von Kromy krochen aus ihren Löchern hervor und begrüßten freudig die, welche noch eben ihre Feinde gewesen waren. Iwan Galitzin aber eilte nach Putiwl zum Zaren (so betitelte sich Demetrius bereits am 14. Mai, Zarewitsch nannte er sich nach am 1.), die Abbitte und Unterwerfung des Heeres anzumelden und den gefesselten Iwan Godunow als ein Pfand der Treue auszuliefern. Dem Throne gegenüber demüthig die Stirn schlagend, sprach Galitzin: „Sohn Iwan's! das Heer übergibt dir die Herrschaft Rußlands und ist deiner Barmherzigkeit gewärtig. Durch Boris getäuscht, haben wir lange unserem rechtmäßigen Zaren widerstanden, jetzt, da wir die Wahrheit kennen, alle einmüthig dir gehuldigt. Besteige den väterlichen Thron, herrsche glücklich und lange Jahre! Deine Feinde, Borissens Gesellen, sind in Banden. Wenn Moskau widerspenstig zu sein wagt, so werden wir es zähmen. Ziehe mit uns nach der Hauptstadt, die Krone des Zaren zu empfangen." Demetrius dankte nicht, verzeih nur dem Heere, das nach seinem Befehle gegen Orel sich in Bewegung setzte. Er selbst, von 600 Polaken, den Donern und vielen Russen begleitet, brach den 19. Mai aus Putiwl auf. Zu den Trümmern von Kromy gelangt, beschaute er den Aschenhaufen, den Wall, die Höhlen der Kosaken und das unübersehbare feste Lager, Schauplatz der sechswöchentlichen Unthätigkeit von mehr als 80,000 Kriegern, denen 70 ungeheuere Kanonen beigegeben waren; von Erstaunen erfüllt, pries er das Wunder, welches der Himmel an ihm gethan hatte. Weiter seinen Weg verfolgend traf er auf die Woywoden, Michael Soltykow, Basil Galitzin, Scheremetjew, Basmanow. Ueberall wurde er von dem Volke und den Kriegsleuten mit Geschenken empfangen, Städte und Festungen ergaben sich wetteifernd, selbst aus dem fernen Astrachan ward ihm der Woywode Michael Saburow, Theodor's naher Anverwandter, in Ketten zugeschickt. Unaufhaltsam wälzte sein Triumphzug sich gen Moskau. Dort waren die Woywoden Katürew-Rostowsky und Teljätewsky, die allein in dem Abfalle des Herres treu gebliebenen, die ersten Verkündiger des Misgeschicks gewesen. Theodor gab ihnen durch öffentliche Belohnungen seine Dankbarkeit zu erkennen, aber zu handeln besaß er die Mittel nicht mehr bei der allgemeinen Erstarrung, bei der sichtbaren Hinneigung zu dem glücklichen Empörer. Am 1. Juni wurden dessen Boten zu Moskau mit Begeisterung aufgenommen, man verlas in großer Volksversammlung das von Demetrius an die Bewohner der Hauptstadt gerichtete Schreiben; die vornehmsten Bojaren, Mstislawsky, Basil Schuisky, Bielsky, kamen vom Kreml herunter, versuchten die Tobenden zu beschwichtigen und des Demetrius Boten zu greifen. Dies wehrte ihnen das Volk, es wurde ihnen zugerufen: „Die Zeit der Godunow ist vorüber! Wir waren mit ihnen höllischer Finsterniß verfallen; die Sonne geht auf über Rußland. Es lebe Zar Demetrius! Fluch dem Andenken Borissens! Untergang dem Geschlechte der Godunow!" Unter diesem Rufe stürmten die Haufen nach dem Kreml, sodaß die Wachen insgesammt verschwanden. Theodor wurde von dem Throne, auf dem er Sicherheit gesucht hatte, herabgerissen. Um sein Leben nur flehte die Mutter und dieses wurde für den Augenblick geschont. Den Zar, seine Mutter und Schwester nahmen die Rasenden in ihre Mitte, um sie in Borissens eigenem Hause, im Kreml zu bewachen. Alle ihre Verwandte, die Godunow, Saburow, Weljäminow, wurden eingesperrt, ihre Häuser geplündert und niedergerissen, dann schickte man sie in Fesseln nach entfernten Gefängnissen; in dem ihm angewiesenen zu Pereslawl wurde der verhaßte Simon Godunow erdrosselt. Dem gleichen Schicksale konnte die entthronte Familie nicht entgehen. Die Fürsten Massalski und Galitzin, Moltschanow und Scherefedinow, von drei Strelitzen begleitet, suchten die Unglücklichen in ihrem letzten Zufluchtsorte heim. Theodor und Xenia, des göttlichen Willens erwartend, saßen ruhig neben der Mutter; sie wurden der Zarin aus den Armen gerissen und nach ab-

gesonderten Zimmern gebracht; ein Wink an die Strelitzen und die Zarin Maria war nicht mehr. Theodor, mit ungewöhnlicher Stärke begabt, rang lange mit vier Mördern, die nur mit Mühe seiner mächtig wurden und zuletzt ihn erdrosselten. Alles das ereignete sich den 10. Juni 1605; die beiden Leichen wurden ausgestellt und es hieß, Maria und Theodor hätten sich vergiftet, wiewol die Spuren der Erdrosselung unverkennbar waren. Xeniens Schicksal war noch trauriger; der Wollüstling Demetrius oder Otrepjew hatte von ihren Reizen gehört und dem Fürsten Massalski befohlen, sie in sein Haus aufzunehmen. Sie wurde die Beute des Mörders ihrer Mutter und ihres Bruders; einige Monate später, nachdem seine rohe Leidenschaft gesättigt war, ließ Demetrius sie zur Nonne einkleiden und sie in der Wüste am Bielo Osero, unweit des Klosters Cyrill, einsperren. Sie erhielt den Klosternamen Olga. Dagegen wurden Borissens Verwandte von Demetrius der Acht entbunden und mit Woywodschaften in Sibirien und anderen entlegenen Provinzen begnadigt. Die weiteren Schicksale des Demetrius und seiner Nachahmer gibt der Art. Dmitri. — Noch ist von Gregor Godunow, dem Hofmarschalle Theodor's I., zu rühmen, daß er durch Einführung einer besseren Wirthschaft bei Hofe den Ertrag der darin entbehrlich gewordenen und daher zum Verkaufe bestimmten Lebensmittel von jährlich 60,000 auf 230,000 Rubel erhöht hat. Diesen seinen Vetter soll Boris haben vergiften lassen. Der Okolnitschy Iwan Iwanowitsch Godunow, ein eifriger Anhänger des Zaren Basilius Schuisky, in dem Kampfe mit einem neuen Demetrius, wurde im J. 1610 zu Kaluga ermordet. Man warf ihn von einem Thurme herab in den Fluß, noch lebend hielt er sich an einem Boote fest, Michael Buturlin hieb ihm die Hand ab und der Märtyrer der Treue ertrank Angesichts seiner verzweifelnden Hausfrau, Schwester Philaret's. Einige Jahre vorher, im J. 1606, hatte Basilius Schuisky, nur eben zum Zaren gekrönt, für den Zaren Boris und dessen Familie eine öffentliche Todtenfeier angeordnet. „Er befahl, die Leichname des Boris, der Maria und des jungen Theodor aus dem ärmlichen Kloster des heiligen Warsonoffi mit Pracht und Pomp nach dem berühmten Sergejewkloster zu bringen. Nach der feierlichen Verkündigung der Ermordung und Heiligkeit Dimitri's wagte es Schuisky nicht, den Reliquien desselben den Sarg seines Mörders zu nähern und ihn aufs Neue unter die Denkmäler der Zaren hinzustellen, aber er wollte, selbst ein erwählter Herrscher, durch diese Handlung den gesetzmäßigen Regenten in Godunow ehren; er wollte das Bedauern, wenn auch nicht für den schuldigen Boris, so doch für Maria und Theodor, die Schuldlosen, rege machen, um einen desto lebhafteren Abscheu gegen ihre schändlichen Mörder, die nach neuem Zarenmorde lechzenden Genossen Schachowskoi's zu erwecken. In Beisein einer zahllosen Volksmenge, der gesammten Geistlichkeit, des Hofes und des Synklits wurden die Gräber eröffnet; 20 Mönche nahmen Boris' Sarg auf ihre Achseln (denn dieser Zar war als Mönch gestorben); die Särge Theodor's und seiner Mutter wurden von 40 Bojaren getragen, denen Bischöfe, Geistliche, Mönche, Nonnen und Bojaren bis zu dem Troitzkoischen Thore im Trauerzuge folgten; dort setzten sich die Bojaren zu Pferde, die Leichname aber wurden auf Todtenbahren gelegt. Hinterher fuhr in einem verdeckten Schlitten des Zaren Boris unglückliche Tochter Xenia; sie jammerte laut über den Untergang ihres Hauses und klagte den Pseudo-Dimitri vor Gott und Rußland als den schändlichen Urheber ihres Elendes an. Die Zuschauer weinten, indem sie der glücklichen Tage ihrer Familie und der für Rußland so segensreichen beiden ersten Jahre der Regierung Godunow's gedachten. Viele, durch die Gegenwart beunruhigt und für die Zukunft fürchtend, bedauerten sogar sein Ende. Im Kloster außerhalb der Himmelfahrtskirche bestattete man unter inniger Andacht den Vater, die Mutter und den Sohn; auch wurde ein Platz für die Tochter übrig gelassen, welche noch 16 kummervolle Jahre im Wladimir'schen Jungfrauenkloster verlebte, ohne einen anderen Trost als den himmlischen zu haben." Xenia starb den 30. Aug. 1622.

(*v. Stramberg.*)

GODWIC (auch Gotwic und Goodwyck), Johann, ein englischer Augustinermönch des 14. Jahrh., zu Kings-Lynn in Norfolkshire geboren, trat daselbst in früher Jugend in den Augustinerorden und besuchte, nachdem er seine Vorbereitungsstudien beendigt hatte, die Universitäten Cambridge und Oxford, um sich in den verschiedenen Zweigen der theologischen Wissenschaft weiter auszubilden. Er lehrte darauf längere Zeit zu Oxford die Theologie, ward Provinzial seines Ordens in England und Irland und erwarb sich sowol durch sein ausgezeichnetes Rednertalent, als auch durch seine gründliche Gelehrsamkeit, großen Ruhm. Seine exegetischen Schriften (Lecturae in Genesin, Commentarii in Danielem, De hebdomadibus Danielis, In quaedam D. Pauli dicta, Quaestiones disputatae) wurden von seinen Zeitgenossen sehr hoch gehalten, aber weder diese Schriften noch seine Predigten (Sermones per annum) sind bis jetzt gedruckt, Handschriften derselben sind jedoch in den Bibliotheken Englands nicht selten. Godwic starb um das Jahr 1360 im Kloster zu Kings-Lynn, wohin er sich in seinem Alter zurückgezogen hatte*).

(*Ph. H. Külb.*)

GODWIN, der Graf (Ealdorman) von Wessex, ist unstreitig der mächtigste Unterthan, der je in England gewesen ist, mächtiger als sein Großoheim Eadric Streona, wenn dieser auch der Begründer der Größe seines Geschlechtes geworden und lange Zeit auf schwindelnder Höhe sich behauptet hat. Des Eadric Vater, Aegelric, aus niederem Geschlechte, war an Söhnen überreich; neben Eadric werden Brithric, Aelfric, Goda, Aethelwin, Aethelweard, Aethelmer genannt. Alle seine Brüder hat Eadric, die ihm zugewandte Gunst K. Ethelred's benutzend, zu übergroßen Herren gemacht. Aethelweard, der Ealdorman und Aelfric, der aus der Verbannung zurückberu-

*) *Joh. Bale*, Scriptorum illustrium majoris Britanniae Catalogus. Cent. V. c. 91.

fene Ealdorman von Mercia, beredeten den König, was im Großen wenigstens bisher nie geschehen war, die Verwüstungen eines norwegischen Heeres mit der Summe von 10,000 Pfund abzukaufen. Da jedoch die Räuber die von ihnen besetzten Landestheile nicht räumten, so rüstete Ethelred eine Flotte aus und besetzte sie mit einer starken Mannschaft, die er den Befehlen seines Schwiegervaters Thored und dem Ealdorman Aelfric untergab. Dieser aber verrieth den Feinden den zum Angriffe bestimmten Tag und entfloh sodann mit ihnen; sie wurden jedoch verfolgt und erreicht, viele von ihnen erschlagen; das eigene Schiff Aelfric's, jedoch ohne den Verräther, führten die Sieger im Triumphe zum Hafen. Eadric selbst, durch des Königs Gunst zu der wichtigsten aller Ealdormanschaften, zu der von Mercia erhoben, nachdem dieselbe durch Aelfric's Tod erledigt worden war, übertraf in schamlosen Verräthereien, pflichtvergessener Selbstsucht, Stolz und Grausamkeit Alles, was bis dahin unter den Angelsachsen sich ergeben hatte. Den Sturz des ersten Günstlings, des Wulfgeat hat er herbeigeführt. Den mächtigen Ealdorman Alfhelm von Deira lockte er zu einer großen Hochzeit, um ihn am vierten Tage des Festes im Walde abschlachten zu lassen. Bald darauf wurden Alfhelm's Söhne, Wulfheah und Ufegeat, um des Königs willen geblendet. Eadric war es auch, der bei Gelegenheit des am 13. Nov. 1002 unter den Dänen angerichteten Blutbades, die an den treulosen Dänen Palling verheirathete Schwester des Königs Sueno, die Gunhilde hinrichten ließ, damit aber zu schwerer Rache den zürnenden Bruder herausforderte. Abermals mußte der Verräther Aelfric an die Spitze des den Feinden entgegengesetzten Heeres berufen werden und nach seiner Weise hat er dem Vertrauen des Königs entsprochen. Als der Tag der Schlacht erschien, heuchelte er eine Krankheit, welche zum Fechten ihn untüchtig mache. Dem elenden Anführer folgten widerwillig die Angelsachsen und Sueno zog ungefährdet seinen Schiffen zu. Von da an verschwindet Aelfric's Name und es ersetzt ihn, wie in des Königs Gunst, so in der Ealdormanschaft von Mercia, der um Nichts bessere Eadric, dem der König seine eigene Tochter Edgitha zum Weibe gab. Dafür stand ihm zur Seite als sein böses Princip, Eadric, beigenannt und mit allem Rechte Streona (der Erwerber), doch nicht allein dem Staate verderblich, sondern Allen, die mit ihm in Berührung kamen, wie z. B. den beiden ältesten Thanen der sogenannten sieben Burgen von Mercia, Sigeferth und Morcar, die er auf der Reichsversammlung zu Oxford in seine Wohnung lockte und meuchlings mordete. Auf die Nachricht von des Dänenkönigs Kanut Landung zu Sandwich, im J. 1016, schärten sich die Angelsachsen, welche anzuführen dem Prinzen Edmund Eadric beigegeben war. Daß dieser aber lediglich trachte, dem Prinzen das Leben zu nehmen, wurde bemerkt und veranlaßte die Auflösung des Heeres, Eadric aber, um so sicherer der verdienten Strafe zu entgehen, verlockte die Bemannung von 40 Schiffen, meistentheils Dänen, daß sie sammt ihm der Flotte des Königs Kanut sich anschlossen. Einige von Eadric's Landschaften, Stafford, Salop und Chester, büßten sein Treiben durch arge Verheerung, dafür nahm er offen Partei für die Dänen. Mit ihnen vereinigt schlug er das Treffen bei Sceorstan (Wilts), das zu entschiedener Niederlage der Dänen führen konnte, ohne die von Eadric ersonnene List. Er schlug dem Osmear, der in Zügen und Haar dem K. Edmund sehr ähnlich war, den Kopf ab und hoch ihn emporhaltend, rief er den nächsten seiner Feinde zu: „Ihr Männer von Dorset, Devon, Wilts, fliehet, denn euer Führer ist gefallen. Schaut in meiner Hand das Haupt eures Herrn, des Königs Edmund! Fliehet oder ergebt euch, so schnell ihr könnt!" Ohne Edmund's Geistesgegenwart, welcher einen Hügel bestieg, auf daß er von den Seinen gesehen werde, hätten die bestürzten Engländer sich in die Flucht geworfen, so blieb der Sieg unentschieden, nur daß die Dänen in der Nacht sich zurückzogen. Wahrscheinlich war es eine mit Kanut verabredete List, daß Eadric jetzt sich seinem des Sieges frohen Schwager Edmund nahte, um Gnade zu suchen und Treue zu schwören. Edmund gab der scheinbaren Reue Gehör und schenkte ihm, der jetzt die Dänen zu verrathen schien, alles Zutrauen. Die Dänen wurden bei Brentford, dann bei Ottford geschlagen, flohen der Insel Shepey zu und konnten leicht aufgerieben werden, hätte nicht der König durch Eadric sich bereden lassen, die Verfolgung aufgebend, nach Wesser heimzukehren. Kanut, zeitig durch neue Ankömmlinge verstärkt, lieferte die Entscheidungsschlacht bei Ashdown, in deren Beginne Eadric, der einen Flügel des Heeres befehligend die Flucht ergriff und also über den Ausgang der Schlacht und das Schicksal Englands entschied. Bis in Glocestershire hinein verfolgt, ließ Edmund sich unter Eadric's Vermittelung eine Theilung des Reiches mit dem unwiderstehlichen Kanut gefallen. Den Vertrag überlebte Edmund nur kurze Zeit; er starb den 30. Nov. 1016, wahrscheinlich von der Hand eines Meuchelmörders. Eadric und sein Sohn wurden dieses Verbrechens beschuldigt, nur blieb es zweifelhaft, ob dazu Dolch, Gift oder ein Automat in Gestalt eines Bogenschützens ihnen gedient habe. Daß Eadric hierdurch dem K. Kanut einen Dienst zu erweisen glaubte, bleibt ausgemacht, daß dieser um die That gewußt habe, wird wenigstens von den englischen Schriftstellern nicht behauptet, welche vielmehr erzählen — was sich jedoch als Misverstand ergibt — daß Kanut den Eadric wegen dieser That sogleich habe aufknüpfen lassen. Wol aber versuchte der Däne, welchem vor allen Brüdern des verstorbenen Königs der Aetheling Eadwig fürchterlich war, diesen durch Eadric zu tödtlichen Gefahren verleiten zu lassen und nur der Muth des einflußreichen Aethelweard ersparte dem Könige und seinem stets fertigen Helfer ein neues Verbrechen. Noch soll Eadric den Rath gegeben haben, die kaum zweijährigen Söhne des K. Edmund, den Eduard und Edmund, sogleich zu tödten; sie wurden außer Landes gebracht. Dafür aber sollte Eadric den Lohn der vielfachen Verräthereien, durch welche er sich bei Dänen und Angelsachsen gleich sehr verhaßt gemacht hatte, empfangen. In dem Besitze der Grafschaft Mercia bestätigt, wohnte er an des Königs

Hoflager dem Weihnachtsfeste 1017 bei. Er sprach von den Diensten, welche er der alten Dynastie geleistet hatte. Da wendete Kanut sich dem Jarl Erich zu mit den Worten: „So laßt ihn denn haben, was er verdient, damit er Uns nicht verrathen möge, wie er Ethelred und Edmund verrieth." Der Normann hieb ihn mit der Streitart nieder und der Leichnam wurde über die Mauer in die Themse geworfen. Sein Fall mag auch seinen Brüdern verderblich geworden sein, daher Aethelmer's Sohn Wulfnoth nur noch unter dem Namen des Junkers von Sussex vorkommt. Wulfnoth's Sohn Godwin folgte dem K. Kanut in dem Zuge nach Dänemark im J. 1025, in das unglückliche Treffen mit den Schweden Olaf und Ulfr, welches aber Godwin durch einen für eigene Rechnung unternommenen nächtlichen Anfall rächte. Die Schweden wurden gänzlich zerstreut. Godwin verdiente sich damit die Jarlswürde und die Hand von Gythe, Schwester des Jarls Ulfr, der in der Ehe mit K. Kanut's Schwester Astrith der Stammvater der späteren Könige von Dänemark geworden ist. Godwin, als Graf von Wessex vor anderen mächtig, war der verwitweten Königin Emma hauptsächlichste Stütze in dem Bestreben, die Krone ihrem Sohne Hartekanut zu verschaffen, ein Bestreben, das an des Prinzen Unthätigkeit scheiterte, das aber wol seinen Halbbruder Alfred zu dem Versuche ermuthigte, seines Vaters, des K. Ethelred Erbe zurückzufordern. Er landete, von Sandwich abgewiesen, zu Dover und wurde von den Kentern freudig aufgenommen. In den nächsten Stunden fand Graf Godwin sich zu ihm, um ihn, so hieß es, seiner Mutter zuzuführen. Willig folgte solcher Einladung der Prinz, dessen erstes Nachtlager in Guilford war. Da wurden seine Begleiter einquartiert und reichlich bewirthet. Godwin schied unter dem Versprechen, am anderen Morgen dem Prinzen wieder aufzuwarten. Um Mitternacht wurde die Stadt einer Abtheilung königlicher Völker geöffnet; diese überfielen in ihren Quartieren die vereinzelten Fremdlinge, um sie für die Metzelei des folgenden Tages aufzusparen. Die Hände hinter den Rücken gebunden, wurden sie in einer Reihe aufgestellt; von den 600 erhielt jeder zehnte Mann seine Freiheit, auch wurden einige wenige verschont, um ihrer als Sklaven sich zu bedienen, die Uebrigen, nach der Laune oder Grausamkeit ihrer Henker verstümmelt, geblendet, scalpirt, ihnen die Flechsen an den Knieen abgeschnitten, oder die Gedärme aufgewunden. Kein größer Unglück geschah im Lande, seit die Dänen nach England kamen, klagt ein gleichzeitiger Dichter. Der Prinz Alfred wurde dem Könige vorgeführt. Dieser ließ ihn weiter nach der Insel Ely schleppen, unter der Hut eines Thanes, dessen Drohungen und Beschimpfungen dem Gefangenen nur zu deutlich seine Zukunft ankündigten. Auf elendem Rosse, in der dürftigsten Bekleidung, die Füße unter dem Sattel zusammengebunden, wurde Ethelred's Sohn in jeder Stadt, in jedem Dorfe dem Hohne, vielleicht dem Mitleiden der Zuschauer ausgesetzt. Zu Ely vor ein Gericht von Abtrünnigen gestellt, wurde er zum Verluste der Augen verurtheilt. Ueber der Operation wurde, man darf wol annehmen absichtlich, das Gehirn verletzt, wovon nach mehrtägigem Leiden der Tod die Folge war. Harald und noch mehr Godwin, der sich hier seinem Großoheime Eadric Streona nur zu ähnlich zeigte, luden sich schweren Haß auf und keine Berufung auf des Königs Befehl, keine Entschuldigung überhaupt, konnte den Grafen je in den Augen der angelsächsischen und normännischeu Zeitgenossen oder der Nachwelt entsündigen. K. Harald starb plötzlich den 17. März 1039. Sein Nachfolger wurde sein Halbbruder Hartekanut, der bisher auf Dänemark beschränkt gewesen war. Als nun Emma die Wünsche erfüllt sah, die sie, bevor noch ihr Sohn geboren war, für ihn gehegt hatte, wandten sich ihre Gedanken alle, und denen war blindlings der König ergeben, auf Rache an denen, welche bisher seine Thronbesteigung in England verhindert und ihre Verbannung veranlaßt hatten. Eadulf, der Graf von Northumberland, ein Verwandter Hartekanut's und von diesem in geheuchelter Freundlichkeit empfangen, wurde auf sein Geheiß von Siward ermordet und dem Mörder die große Grafschaft verliehen. Godwin, Aelfric, der Erzbischof von York, Eadric, Thrond, insgesammt einflußreiche Männer, wurden in eine Untersuchung über die Ermordung Alfred's und die damit zusammenhängenden Vorfälle gezogen. Die Vorwürfe über den Mord, mit welchen der Erzbischof und Godwin sich gegenseitig überhäuften, brachten kein Licht in die Angelegenheit, Godwin leugnete die gegen ihn erhobene Anschuldigung, reinigte sich im Wege Rechtens durch seinen Eid und durch Eideshelfer die vornehmsten Edlen des Königreiches und erhielt sogar die Gunst des Königs sammt bedeutendem Einflusse auf die Regierung. Auf Hartekanut wirkte vorzüglich ein von Godwin dargebrachtes Geschenk, ein Schiff von gewöhnlicher Größe, dessen Kiel mit goldenen Platten beschlagen war. Es trug 80 Krieger, Godwin's Lehensleute. Ihre Lanzen, Helme und Panzerhemden waren vergoldet; ihre Streitärte schimmerten von goldenen und silbernen Verzierungen; die Griffe ihrer Schwerter, die Nägel und Buckel ihrer Schilder waren von Gold und Mann für Mann trug an jedem Arme zwei goldene, 16 Unzen schwere Armbänder. Hartekanut starb ohne Nachkommenschaft den 8. Juni 1042; noch befand sich seine Leiche nicht in der Königsgruft zu Winchester und schon hatte sein Halbbruder Eduard der Bekenner den Thron bestiegen, hierzu hauptsächlich durch Godwin's Zureden bestimmt, gleich wie dieser auch der Dänen Einwendungen gegen einen König angelsächsischen Stammes zum Schweigen brachte. Daß er selbst und seine gewaltigen Söhne statt des schwachen Königs die Zügel der Regierung ergreifen und behaupten würden, daran durfte Godwin kaum zweifeln nach dem Standpunkte, zu welchem er seine Familie erhoben hatte. Seine Grafschaft umfaßte, außer dem von dem Vater auf ihn vererbten Sussex, Kent und die größere südliche Hälfte von Wessex. Von seinen Söhnen besaß Harald, dux genannt, noch unter Hartekanut, Ostangeln und Essex, Suen das nördliche Wessex, Landschaften, die neben einander gelegen beinahe die eine und sicherlich die reichste Hälfte von England ausmachten und denen Harald sehr bald Hun-

tingdon und Cambridge, Suen Glocester, Somerset, Oxford und Berks hinzufügte. Vier jüngere Söhne, Tostig, Gurth, Leofwin und Wulfnoth, trugen nicht wenig bei, den Einfluß des Hauses zu erhöhen, unwiderstehlich sollte er werden durch des Königs Vermählung mit Godwin's Tochter Editha, welche eine der Bedingungen von Godwin's Verwendung zu Gunsten des Bekenners war. Editha, wie feindselig auch die Chroniken ihrer Familie sind, empfängt von ihnen nur Lob. Die Rose unter den Dornen, wie sie im Vergleiche zu den Brüdern heißt, verband mit hoher Liebenswürdigkeit, Sanftmuth, Frömmigkeit, Grosmuth eine ungemein seltene Bildung. Ingulf erzählt von ihr, sie habe ihn, den Knaben, wenn er aus der Schule kam, häufig festgehalten, ihn seine Lection wiederholen lassen ihn, mit einigen Silberpfennigen beschenkt und ihn endlich in die Speisekammer geschickt. Sie wurde im J. 1043 getraut, nachdem der König ihr vorher mitgetheilt hatte, daß er durch ein Gelübde zur Enthaltsamkeit verbunden sei. Das streng gehaltene Gelübde ließ Edithen niemals des Gemahles Zutrauen gewinnen. Auch seiner Mutter grollte K. Eduard. Sie betrachtete als ihr Eigenthum die in Winchester gehäuften Schätze. Die Rechtmäßigkeit dieses Besitzes konnte Eduard um so weniger anerkennen, da Emma's Ansprüche auf einer Schenkung Kanut's beruhten, der in des Bekenners Augen nur ein Usurpator war. Die drei größten Herren im Reiche, Godwin, Leofric und Siward, wurden beauftragt, in der Stille nach Winchester zu reiten, um der überraschten Königin die bestrittenen Gegenstände, Gold, Silber, Geschmeide, mit Gewalt zu entreißen. Leofric, in dieser widerwärtigen Sendung Godwin's Kumpan, erscheint nicht selten als dessen Widersacher im Rathe. Diesem mag auch nicht wenig Sorge gemacht haben Suen's, seines ältesten Sohnes, unbändige Gemüthsart. Dieser kam aus Westwales zurück, siegreich und von Geiseln umgeben. Edgiven, die Aebtissin von Leominster (Hereford), erblickend, fühlt er von rohem Gelüste sich ergriffen, gesättigt, hat er die Entehrte von sich gethan. Nachträglich wollte er sie heirathen, aber solche verspätete Reue konnte den Frevel nicht sühnen. Der geächtete Graf mußte aus dem Lande weichen, seine Grafschaft verlieh der König Godwin's anderem Sohne Harald und dem Grafen Beorn, Bruder des Königs Suen von Dänemark. Bei diesem, seinem Vetter, suchte der Geächtete Zuflucht, dann wendete er sich mit einer guten Anzahl Schiffe nach Flandern, um das Gewerbe eines Seekönigs zu treiben. Dessen zuletzt überdrüssig kehrte er nach England zurück, um dem Könige seine Unterwürfigkeit zu bezeigen, wogegen ihm Verzeihung verheißen wurde. Der Erfüllung des Versprechens widersetzten sich aus leicht begreiflichen Gründen sein Bruder Harald und der Vetter Beorn. Dieser, nachdem er von Wenigen begleitet, der Rhede von Bosham, wo Suen's Schiffe ankerten, sich genähert hatte, wurde ergriffen, gefesselt und zu Schiffe nach Dartmouth gebracht und dort auf Suen's Befehl ermordet. Der Urheber dieser Unthat, abermals geächtet, entfloh nach Brügge, von wo er jedoch schon im nächsten Jahre, 1049, zurückgerufen wurde. Fürwahr ein auffallendes Zeugniß des grenzenlosen Einflusses des Hauses Godwin. Eine weitere Folge des Ereignisses war die Verbannung von Beorn's Bruder Esbern und aller seiner Anhänger, wodurch der Dänen Macht in England gänzlich gebrochen wurde. Dafür besaßen französirte Normänner des Königs volle Gunst, sie wurden nicht nur zu den einträglichsten Pfründen ernannt, sondern auch ihrer mehre mit bedeutenden Besitzungen begnadigt. Diese Verletzung der Indigenatsrechte trug das Volk mit sichtlichem Unwillen, welchen auszubeuten die Godwin nicht verfehlten. Den König, seinen Schwager, zu besuchen, war Graf Eustach von Boulogne mit stattlichem Gefolge herübergekommen. Als er heimkehrte, wurde bemerkt, daß er in des Erzbischofs von Canterbury, des Franken Robert Hofe speiste, vielleicht mit diesem Anschläge, den Sachsen zum Nachtheile schmiedete, daß er auf seiner ferneren Reise nahe vor Dover, einer von Godwin's Burgen, den Harnisch anlegte, wie auch die Männer seines Gefolges thaten. In die Stadt einreitend, äußerten sie die Absicht, sich nach Gutdünken Quartiere auszusuchen. Gegen den Misbrauch des königlichen Beherbergungsrechtes wußten die Bürger sich zu wehren, den Fremdlingen, die man als offenbare Feinde, als eine Landplage verabscheute, wollte Niemand sein Haus öffnen. Zwischen einem der Widerspenstigen und dem sich ihm aufdringenden Gaste kam es zur Schlägerei; der Fremde verwundete den Hauseigenthümer, wurde aber zur Stunde von den Nachbarn erschlagen. Ohne Säumen stiegen Eustach und seine Ritter zu Pferde und es fielen unter ihren Schwertern jener Hausmann auf seinem eigenen Herde und 20 andere, nicht ungerächt, denn der Franzosen blieben nicht weniger auf dem Platze, noch mehr wurden verwundet und nur mit Mühe retteten sich der Graf und wenige seiner Diener. Dieses vernehmend, entbrannte der König in heftigem Zorne. Er legte dem Grafen Godwin auf, in Dover selbst über die Strafbaren Gericht zu halten. Er war aber weit entfernt, eine That zu ahnden, die in allen Theilen Englands als ein Triumph der Nationalität gefeiert wurde, einigte sich vielmehr mit seinen Söhnen Suen und Harald, die Klagen des Volkes über die unverschämten Fremdlinge vor den Reichstag zu Glocester, den 8. Sept. 1051, zu bringen. Um der Bitte um so mehr Gewicht zu verschaffen, hatten die Herren zu Byrerstone und Langtree in Glocestershire ein zahlreiches, wohlgerüstetes Gefolge um sich versammelt, was indessen des Königs Anhänger, Leofric, Siward, Raulf, veranlaßte, ebenfalls ihre Hausmacht, ihre Anhänger zu bewaffnen, sodaß zwei schlagfertige Heere einander gegenüberstanden und kaum durch besorgte Vermittler ein blutiges Zusammentreffen abzuwenden war. Nachdem für den Augenblick die Ruhe hergestellt war, versuchte Godwin eine Rechtfertigung seines Beginnens, mit welcher doch eine zu auffallende Forderung verbunden war. Er verlangte die Auslieferung des Grafen Eustach mit seinem Gefolge. K. Eduard begnügte sich, beiden Parteien Geiseln abzufordern und eine zweite Tagfahrt anzuordnen. Als dem zufolge Godwin und seine

Söhne mit ihren Thanen zu Southwark eintrafen, fanden sie den König von dem stattlichsten, süd- und nordwärts der Themse herangezogenen Heere umgeben, dazu wurde Harald von vielen seiner Begleiter, die sofort die Hofpartei verstärkten, verlassen. In solcher Lage wurde Suen von dem Witenagemot für gesetzlos erklärt, seinem Vater und seinem Bruder Harald Termin für ihre Rechtfertigung angesetzt. Diese verlangten des Königs Geleit und Geiseln für ihre Sicherheit, entließen jedoch, nach des Königs Begehren, zu dessen Händen alle ihre Thane. Eduard gestattete ihnen, mit zwölf Helfern vor seinem Rathe zu erscheinen, um die einzelnen Beschwerden untersuchen zu lassen und sicherte ihnen Frieden und Geleit zu; indem sie aber auf der das königliche Ansehen verletzenden Stellung von Geiseln bestanden, wurde ihnen, dem Vater und den Söhnen, auferlegt, binnen fünf Tagen England zu räumen. Dem Gebote sich fügend, eilte Godwin sammt Frau Gythen, seinen Söhnen Tostig, Suen und Gurth, auch Tostig's Frau Judith, die des Grafen Balduin V. von Flandern Tochter war, nach seinem Gute Bosham und Thorney Island in Sussex, von denen ein Schiff, in der Eile mit Gold, Silber und Kostbarkeiten, so viel es zu tragen vermochte, beladen, sie nach Flandern brachte. Graf Harald und sein jüngerer Bruder Leofwin flohen nach Bristol, wo sie eines für Suen ausgerüsteten und befrachteten Schiffes sich bedienten, um Irland zu erreichen. Der König hatte sie verfolgen lassen, man konnte aber, oder wollte sie nicht einholen und sie brachten in jener Insel den folgenden Winter zu. Um ihren Sieg zu vervollständigen, bestimmten die französischen Rathgeber den König, sich von seiner Gemahlin zu trennen und sie, aller Ehren beraubt, der Obhut seiner Schwester im Kloster Wherwell zu untergeben. Die Grafschaften Devonshire, Somerset, Dorset und Cornwallis wurden an Odda, Harald's Grafschaft Ostangeln u. s. w. an Algar, den Sohn Leofric's, verliehen. Indessen hatte die Verbannung der Godwine zu viele Interessen verletzt, um dauernd sein zu können, sie selbst feierten nicht in den Anstrengungen für eine baldige Restauration. Harald und Leofwin, abermals zu Schiffe gehend, im J. 1052, griffen des Grafen Odda Gebiete an und erschlugen viele seiner Vasallen, die Wallisen unterstützten durch einen Einfall in Herefordshire der Brüder Operationen. Godwin selbst ging von der Mündung der Yser aus unter Segel, den Küsten von Kent zusteuernd; hier fand er nur Freunde, die Schiffer von Hastings, die Männer von Sussex, Surrey, Essex, begehrten für ihn zu leben und zu sterben. Die zu seiner Abwehr ausgerüstete königliche Flotte wurde durch Stürme in den Häfen festgehalten, bis aus Langeweile die Equipagen sich verliefen. Bei der Insel Portland trafen Godwin's und Harald's Armaden zusammen und vereinigt, aller Orten Verstärkungen an sich ziehend, richteten sie ihren Lauf der Themse, zuletzt der Stadt London zu. Dort lag der König mit seinen Großen und 50 Schiffen und zeigte wenig Lust, dem Begehren der Godwine um Wiedereinsetzung in den vorigen Stand zu willfahren. Nur mit Mühe konnte Godwin sein über die Zögerung ergrimmtes Volk von dem Angriffe abhalten. Endlich am 14. Sept. 1052, beinahe ein Jahr nach seiner Verbannung, stellte Godwin seine Schiffe Angesichts von London auf, indessen seine Landungstruppen längs dem Strande heranzogen. Die Bürger von London begünstigten ihn, das königliche Heer zeigte sich abgeneigt, für die Fremdlinge gegen Landsleute zu fechten. Es wurden Unterhandlungen angeknüpft, der König ließ, um den Frieden zu sichern, von beiden Seiten Geiseln stellen. Daß ihre Sache verloren war, erkannten die Franzosen, sie flüchteten über See, Godwin aber rechtfertigte sich und seine Söhne in Ansehung der gegen sie erhobenen Beschuldigungen. Sie insgesammt erhielten ihre Besitzungen zurück, die Königin wurde in ihre Rechte wieder eingesetzt. Suen war unterdessen, heimkehrend von einer Pilgerfahrt nach dem heiligen Lande, mittels deren er den Mord seines Vetters Beorn zu sühnen meinte, gestorben. Auch Godwin sollte den ihm bereiteten Triumph nicht lange überleben. Kränkelnd, wie sich gleich nach den Verhandlungen in London, 1052, ergab, hatte er seine Grafschaft verlassen, um am königlichen Hoflager der Osterfeier 1053 beizuwohnen. Hier wurde er am Ostermontage bei der Tafel von einem Schlagflusse getroffen und besinnungslos von seinen Söhnen in ein Nebengemach getragen. Am Donnerstage war er eine Leiche. Normännische, dem Hause Godwin feindliche Schriftsteller erzählen, der Mundschenk, bei dem Gelage mit dem einen Fuße strauchelnd, habe schnell mit dem anderen Beine sich aufgerichtet, was Godwin's Bemerkung veranlaßt: So hilft ein Bruder dem andern. Ja, habe der König erwidert, lebte Alfred noch, so könnte er mir helfen, solche Worte mit einem strengen Blicke auf Godwin begleitend. Dieser habe sich hierdurch aufgefordert gefühlt, seine Unschuld an Alfred's Ermordung zu betheuern. „Bin ich schuldig," sprach er, „so möge dieser Bissen mir in der Kehle stecken bleiben," und der Bissen wurde ihm alsbald tödtlich. Die Erzählung scheint nur ein letzter Versuch der normännischen Partei zu sein, um sich an dem gehaßten Gegner zu rächen. Ihre Chroniken haben überhaupt mit blutigen Farben den Grafen Godwin gemalt. Er ist ihnen ein Ungeheuer in Grausamkeit, Treulosigkeit, Ehrsucht. Allein ihre Glaubwürdigkeit wird durch die Betrachtung geschwächt, daß sie nach der Eroberung schrieben, da jede Lüge benutzt wurde, um die Engländer zu überzeugen, der Mann, welchen der Normann vom Throne stieß, sei wegen der eigenen und des Vaters Verbrechen denselben einzunehmen unwürdig gewesen. Ihren Schmähungen kann die Lobrede von K. Eduard's Biographen, dessen Arbeit der Königin Editha zugeeignet war, verglichen werden. Diesem nach war der große Graf ein Vater des Volkes und die Stütze der Nation. Den Friedfertigen und Tugendhaften gütig, war er großmüthig und versöhnlich; die Unruhigen, die Zügellosen hingegen zitterten ob seiner löwenartigen Haltung und der Strenge seiner Gerechtigkeit. Die Engländer beklagten seinen Tod als ein Unglück für die Nation und setzten ihre einzige Hoffnung in seinen Sohn Harald, der nicht minder die Tugenden des Vaters als dessen Ehren-

stellen geerbt hatte. Die Wahrheit liegt vermuthlich zwischen den übertriebenen Lobeserhebungen der Einen und den rücksichtslosen Schmähungen der Andern. Godwin's ältester Sohn Harald erhielt die von dem Vater besessene Grafschaft Wesser, mußte dagegen Ostangeln an des Grafen Leofric Sohn Aelfgar überlassen, hingegen erhielt sein Bruder Tostig die durch das Ableben Siward's, des Ueberwinders von Macbeth, erledigte Grafschaft Northumberland. Ganz eigentlich schien Harald berufen, das Werk seines Vaters fortzusetzen, sowol durch seine angenehme Persönlichkeit als durch Erfolge im Felde. Den Wallisen, die bis zu den Thoren von Glocester vorgedrungen waren, brachte er vollständige Niederlage bei; das Haupt ihres Anführers Hris, Bruder des Königs Griffith, ließ er über dem westlichen Thore jener Stadt aufstecken, 1055. Einen zweiten Angriff derselben Feinde mußte Harald, dem für jetzt die Gesammtmacht des Königreichs anvertraut war, im Herbste desselben Jahres zurückweisen. Mit den Wallisen vereint focht jetzt Leofric's Sohn Aelfgar, der durch Harald's Umtriebe verdächtig geworden war, in Irland Zuflucht gesucht hatte und jetzt seiner Verbündeten Fortschritte mächtig beförderte. Harald trieb sie in ihre Berge zurück und erzwang einen Frieden, durch welchen jedoch Aelfgar seine Besitzungen zurückerhielt. Aber schon im folgenden Jahre 1056 besiegt, erschlugen die Wallisen bei Glastonbury den kriegerischen Bischof Leofgar von Hereford, und Harald, nicht sattsam gerüstet, um solche Verwegenheit zu züchtigen, suchte und erhielt Frieden, der ihm um so erwünschter war, da das bevorstehende Ableben des mächtigen Grafen Leofric von Mercia weitaussehende Veränderungen nach sich ziehen mußte. Des Vaters Nachfolger in der Grafschaft wurde sein Sohn Aelfgar, das von diesem zeither besessene Ostangeln wurde getheilt, Suffolk namentlich an Harald's Bruder Gurth gegeben. Diese Bestimmung und die Erledigung der von Harald's und Aelfgar's Gebieten begrenzten Grafschaft Hereford mögen die Streitigkeiten veranlaßt haben, welche Aelfgar's zweite Verbannung im J. 1058 nach sich zogen. Der Handel wurde jedoch zeitig verglichen, und es trat ein Ruhepunkt ein, welchen Graf Tostig zu einer Wallfahrt nach Rom, 1061, benutzte, auf welcher seine Gemahlin ihn begleitete. Aelfgar's Tod und eine neue Fehde Harald's mit Griffith von Wales, dem Schwiegersohne von Aelfgar, scheinen verwandte Ereignisse zu sein. Harald hatte sich überzeugt, daß seine bisherige Kriegsmanier niemals zu einem dauerhaften Frieden mit dem leichtbeweglichen, zähen, durch Schluchten und dichte Wälder gesicherten Bergvolke führen werde. Den Krieg, durch die Wallisen zu Anfange des Jahres 1063 erneuert, beschloß er in das Herz ihres Landes zu tragen. Zu dem Ende mußten seine Truppen sich an die dürftige Nahrung der Wallisen gewöhnen, leichte Waffen, Helme und Schilde von gebranntem Leder anlegen. Im tiefsten Winter wurden sie zu einem unerwarteten Angriffe auf Griffith's Gebiete geführt; dieser entschlüpfte kaum, aber seine Häuser, seine Schiffe gingen in den Flammen auf. Mit dem Beginne des Sommers drang Tostig mit seinen Reisigen vom Norden her in Wales ein, während Harald im Süden, den Kanal von Bristol durchschiffend, die Küsten des Landes heimsuchte, dann, stets zu Fuße, das Innere nach allen Richtungen durchzog. Die höchsten Berge, verwachsene Waldungen schirmten die Eingeborenen nicht mehr gegen eine planmäßige Verfolgung. Wo sie Widerstand versuchten, wurde er besiegt, aller Orten erhoben sich Steinpyramiden mit der Inschrift: Hier siegte Harald. Ueberwältigt und entmuthigt, baten die Wallisen um Gnade, Griffith fiel 1064 unter den Streichen seiner Unterthanen, die das blutige Haupt als das Pfand ihrer Unterwerfung dem Sieger überbrachten. Zwei Halbbrüder Griffith's wurden mit seiner Herrschaft von K. Eduard belehnt, dem sie Treue schworen, und nicht minder dem Grafen Harald. Für eine lange Folge von Jahren war des Volkes Kraft gebrochen. Um so eher mochte Harald die Reise nach der Normandie antreten, wo er von Herzog Wilhelm die Freigebung seines Bruders Wulfnoth, seines Neffen Haco, Suen's Sohn, zu erhalten hoffte. Diese hatte Godwin als Geiseln dem K. Eduard überliefert, dieser zu größerer Sicherheit und als Gewährleistung für seine Erben dem Herzoge der Normandie anvertraut; K. Eduard soll ihn daneben beauftragt haben, diesem Herzoge die Versicherung zu bringen, daß er zum Erben der englischen Krone bestimmt sei. Dies behaupten die Normänner von Harald selbst vernommen zu haben, als er durch Sturm an die Küste von Ponthieu getrieben, von dem Herrn des Landes, von Guido von Abbeville, in Anwendung des Strandrechts, in den Thurm von Beaurain geworfen, durch Herzog Wilhelm's kräftige Verwendung befreit oder losgekauft und von demselben ehrenvoll aufgenommen war. Er fand aber bald Veranlassung, sich in das Verließ von Beaurain zurückzuwünschen. Mit Ehrenbezeigungen überhäuft, war er in der That ein Gefangener, und demnach nicht im Stande, den ihm gemachten Zumuthungen sich zu entziehen. Es wurde verlangt, daß er sich verpflichte, des Herzogs Candidatur um den englischen Thron zu unterstützen, demselben jetzt schon verschiedene Burgen einzuräumen, daß er seine Schwester einem Normanne, sich selbst mit des Herzogs Tochter Adelisa verlobe, wogegen sein Neffe Haco sofort, sein Bruder Wulfnoth bei Wilhelm's Thronbesteigung freigegeben, auch einer Nachricht zufolge die Hälfte von England die Aussteuer der Prinzessin Adelisa sein sollte. Harald versprach, was man von ihm verlangte. Noch nicht befriedigt, forderte Wilhelm seine Ritterschaft nach Bonneville, auf daß in dieser Versammlung Harald die übernommenen Verpflichtungen durch einen Eid bekräftige. Als der Eid auf einen Heiligenschrein gesprochen war, wurde die dem Schrein aufgelegte Decke weggenommen, und die darunter geborgenen Reliquien vorzeigend, ermahnte Wilhelm seinen Gast, ein durch diese feierliche Anrufung bestätigtes Versprechen gewissenhaft zu erfüllen. Der Sachse, von Entsetzen ergriffen, beruhigte sich jedoch und wiederholte seine Zusage. Er begleitete den Herzog in einem Feldzuge gegen die Bretagner und erwarb sich durch Tapferkeit, Geist und vollendete Rittersitte die Bewunderung der

Normannen. Mit kriegerischen Ehren und Geschenken überhäuft, kehrte er nach England zurück. Hier hatte sein Bruder Tostig ihm neue Verwickelungen bereitet. An sich von den Northumbriern wenig angesehen, erhob dieser eine widerrechtliche Steuer zur Unterhaltung seiner Hirdmannen oder Huscorle und zur Bestreitung der durch die Ausdehnung seiner Herrschaft und die fürstlichen Verbindungen gesteigerten Ausgaben: „er hatte mit der Raubsucht eines Despoten und der Grausamkeit eines Barbaren regiert," in seinem Palaste zu York die Thane Gamel und Ulf ermorden lassen, und das nämliche Schicksal ward auf sein Ansuchen von seiner Schwester, der Königin Editha, dem Gospatric, einem northumbrischen Edelherrn vom ersten Range, bereitet. Die ganze Provinz gerieth in Aufruhr: in den ersten Tagen des Octobers 1065 wurde York von den Insurgenten überfallen. Tostig floh, seine Schätze, sein Zeughaus wurden geplündert, seine Haustruppen niedergemetzelt. Das Wittenagemot sämmtlicher Thane der Landschaft York verbannte den Tostig mit allen seinen verderblichen Rathgebern und übertrug das Grafenamt an Morcar, Aelfgar's Sohn, der, um allenfalls auch gegen den Willen des Königs darin sich zu behaupten, das Aufgebot der Provinz nach Lincoln, Derby, Nottingham bis Northampton vorrücken ließ. Hier vereinigten sich mit ihm sein Bruder Edwin und die gewöhnlichen Verbündeten des Hauses Leofric, viele Walliser. Zu Oxford stellte Harald sich ihm entgegen, jedoch nur, um die Sache seines Bruders aufzugeben und zu versprechen, daß der König die Wahl des Grafen Morcar bestätigen werde. Tostig's [illegible] Versuch, das Verlorene mit Waffengewalt wieder zu gewinnen, wurde sehr bald vereitelt; er flüchtete sammt seiner Gemahlin nach Brügge und von da nach [illegible]. Wenn Harald bei dieser Gelegenheit der Sache seines Bruders ungetreu zu werden schien, so mögen [illegible] eine Mäßigung nicht allein der furchtbaren Haltung der [illegible], sondern auch einer klugen Berücksichtigung seines eigenen Vortheils beimessen. Der König [illegible] sich mit schnellen Schritten dem Grabe und die [illegible] des Grafen, dessen Anwesenheit zu London [illegible] Zeitpunkte der Ruhe und den guten Willen [illegible]. Er [illegible] am 30. Nov. 1065 in die [illegible]; am 5. Jan. 1066 starb K. Eduard; [illegible] hatte er, auf Ansuchen seiner Ba[illegible] zu seinem Nachfolger er[illegible] welche er für die dem Reiche [illegible] durch Tostig's Entfernung [illegible] mit Aelfgar's Tochter [illegible] Interesse dieses Gra[illegible] [illegible] sie wählten zu [illegible] Sohn Harald, einige wenige [illegible] der statt der [illegible] Harald, als König [illegible] welche einer [illegible] hat, strenge Gerechtigkeitspflege, Einführung besserer Gesetze, Sicherheit der Landstraßen, eifrige Sorge für die Herstellung des Kriegswesens, Schutz und Begünstigung der Geistlichkeit, alles dieses wurde von dem für sein hohes Amt lange schon vorbereiteten Könige erwartet, verheißen, eingeleitet. Ueber seinen Beruf zu regieren, die Kraft, mit welcher er seine Talente entwickelte, ist selbst unter seinen Gegnern, welche so viel Ungünstiges ihm anzudichten bemüht waren, doch nur eine günstige Stimme. Im Norden ergab sich anfänglich eine von Tostig's Anhängern ausgehende Abneigung, doch Harald's Auftreten in York, für welche Reise der Bischof Wulfstan von Worcester sein Begleiter war, bewirkte eine durchaus veränderte, befriedigende Stimmung. Tostig mag sich mit dem Herzoge der Normandie, seinem Schwager, mit dem Grafen Balduin von Flandern, seinem Schwiegervater, verbündet haben, um für seine Ansprüche Unterstützung zu erhalten; wahrscheinlicher aber ist es doch, daß er für eigene Rechnung den Angriff auf England vorzunehmen beschloß. Im April erschien er mit einer ansehnlichen Flotte, worauf viele Flamänder waren, Angesichts der Insel Wight, wo er Geld und Proviant raubte, dann wendete er sich nach Sandwich, wo er in gleicher Weise verfuhr, daneben Matrosen preßte. Vernehmend, daß auch der Herzog der Normandie eine Landung beabsichtige, hatte Harald ein Heer aufgeboten, zahlreicher als man je in England gesehen; mit einem solchen es aufzunehmen vermochte Tostig nicht, er räumte Sandwich in Eile, sodaß Harald dort sein Hauptquartier nehmen und seine Flotte versammeln konnte. Von der Insel Wight aus beobachtete der König die Rüstungen in der Normandie, während seine Truppen die Küsten hüteten, bis der Abgang der Lebensmittel ihn nöthigte, am 8. Sept. 1066 sein Volk zu beurlauben. Er begab sich nach London, seine Flotte, ebenfalls nach der Mündung der Themse bestimmt, wurde großentheils durch Stürme vernichtet. Tostig, nachdem er an der Insel Thanet eine Niederlage erlitten, war mit 60 Schiffen zur Mündung des Humber gesegelt und verwüstete die Landschaft Lindsey, von wo ihn aber die Grafen Edwin und Morcar vertrieben. Von seinen Seeleuten verlassen, wendete er sich mit zwölf ihm gebliebenen Schiffen nach Schottland, sodaß der König ihn den Sommer hindurch ernährte. Er suchte, doch vergeblich, den König der Dänen gegen England zu bewaffnen. Besser gelang ihm dies bei K. Harald Hardrada von Norwegen. Tostig scheint sich hier als Godwin's ältester Sohn, als der eigentliche Thronerbe gegeben zu haben. Dem norwegischen Könige verhieß er die Hälfte von England. Eine Flotte von 200 Segeln, in Norwegen ausgerüstet, traf an der Küste von Schottland mit Tostig's Schiffen und dem Geschwader seiner Verbündeten, Paul und Erling, die Grafen der Orcaden, zusammen. Zu Anfange Septembers wurde bei Scarborough gelandet und die Stadt, um den hartnäckigen Widerstand der Bürger zu bestrafen, verbrannt. Diesem folgte am 20. Sept. der Ueberfall des Lagers der Grafen Edwin und Morcar bei Fulford unweit York. Sie erlitten vollständige Niederlage. Nicht nur unzählige Laien, auch viele

Geistliche, deren Gesinnung für Harald, wie jene ihres Erzbischofs, fanden hier den Tod. Schon befand sich der König im Anmarsche. Gleich nach jenem Unfalle erreichte er Tadcaster, indessen seine Flotte in der Mündung des Humbers ankerte. Tostig und der König von Norwegen hatten York verlassen, um sich nach dem 1½ geograph. Meile von da am Derwent gelegenen Stamfordbridge zu wenden. Dort wurden sie am 25. Sept. durch den Anzug der Engländer so vollständig überrascht, daß Tostig in den aufsteigenden Staubwolken die Annäherung der ihm verheißenen Verstärkungen zu erkennen glaubte. Den Irrthum einsehend, rieth er, schnell den Schiffen zuzueilen, damit die bei denselben gebliebene Heeresabtheilung herangezogen werden könne. Hardrada beschränkte sich auf die Absendung von drei Reitern, um die Zurückgebliebenen zur Stelle zu fordern, ließ sein Banner Landeyda aufrichten und um dasselbe durch sein Fußvolk einen Halbmond bilden; Schild an Schild, die Spieße vor sich in die Erde und dem Feinde entgegengestreckt, sollte diese Infanterie den Angriff der feindlichen Reiterei abwehren, während die Bogenschützen die am meisten bedrohten Punkte vertheidigen würden. Harald, mit den dichten Massen der Engländer vorrückend, bemerkte einen feindlichen Führer, der in hellblauem Mantel, mit glänzendem Helme, die Schlachtlinie musterte. Im nämlichen Augenblicke stürzte der Rappe mit seinem Reiter. „Wer ist," fragte Harald, „jener Riese, den sein Gaul niederwarf?" und als er vernommen, daß sein königlicher Gegner zu Fall gekommen, rief Harald, seinen Scharen vernehmbar: „ein stattlicher Mann, aber ihr sehet, das Glück hat ihn verlassen!" Tostig's Banner wehte auf dem andern Flügel. Zu diesem ritt hin ein Fähnlein englischer Thingemanne oder Husceorle, alle 20, gleich ihren Rossen, in Eisen gehüllt. Einer fragte nach Tostig, dem eine Botschaft von seinem Bruder zu hinterbringen sei. „Hier ist er," entgegnete der Graf selbst. „Harald der König," hob der Reisige an, „entsendet dir seinen Gruß und frohe Botschaft: Frieden und ganz Northumbrien bietet er dir, ja um in dir einen Bundesgenossen und Freund zu gewinnen, ist das Drittel von England ihm kein zu hoher Preis." Tostig beklagte, diesen Vorschlag nicht früher, bevor das viele Blut vergossen, vernommen zu haben, fragte zugleich, welcher Ersatz dem Harald Hardrada für seine Anstrengung werden solle. „Von Englands Boden sieben Fuß, oder so viel mehr als seine Länge die gewöhnlicher Menschen überragt," lautete des Geharnischten Antwort. Darauf entgegnete der Graf: „So reitet zurück und laßt euern Herrn zum Strauß sich rüsten, denn nimmer sollen die Normänner hören, daß Graf Tostig ihren König in Feindes Land verlassen habe. Gemeinsam wollen wir England erobern oder mit Ehren sterben." Hardrada vernehmend, daß jener Wortführer mittler Größe, dessen festen Sitz zu Gaul er, der abgeworfene Reiter, besonders bemerkt, der König von England selbst gewesen sei, tadelte die unzeitige Großmuth Tostig's, welcher die wichtige Beute frei ziehen ließ. Tostig bezeugte, daß er lieber das eigene Leben geopfert hätte, als den Friedensboten anzutasten. Die Angriffe der englischen Reiterei wurden durch die Speere der Normänner zurückgewiesen, sie begann zu weichen. Die Normänner, um ihren Sieg durch Verfolgung des Feindes zu vervollständigen, brachen ihre Ordnung, was die Vereinzelten den heftigen Angriffen der sich ermannenden Engländer aussetzte. Der König der Norweger, Wunder der Tapferkeit verrichtend, wurde von einem Pfeile am Halse getroffen, sodaß er zur Stunde des Todes war. Seinen Platz neben dem Landeyda nahm Tostig ein; den zweiten, ihm und den Normännern gemachten Friedensantrag wies er zurück, das Gefecht wieder aufnehmend, starb auch er als ein Held. Entschieden schien für die Engländer der Sieg, als Eystein Orri, der Liebling Hardrada's, von der Flotte her mit frischen Streitkräften eintraf und ein drittes Treffen begann. Der unerschütterliche Muth eines Norwegers hielt die vordringenden Engländer lange auf, 40 derselben hat er mit der Streitart erschlagen, bis ein Engländer, mit seinem Boote unter die von dem Hünen vertheidigte Brücke schlüpfend, ihm von dem niedrigen Standpunkte aus eine tödtliche Wunde beibrachte. Sein Fall wurde entscheidend: der Abend fand die Engländer als Sieger. Alle Anführer der Norweger, auch ein König aus Irland, waren gefallen. Olav, der Sohn des norwegischen Königs, der ihn begleitende Bischof, Paul der Orcaden Graf, wurden verschont; der Sieger ließ sie nach gegebenen Geiseln und abgelegten Eiden mit den Ueberresten ihres Heeres auf 21 Schiffen heimkehren. Die Beute war sehr bedeutend: darunter soll eine große Masse Goldes, welche Hardrada aus seinen Kriegszügen im Osten heimbrachte, gewesen sein. Diese hat Harald sich vorbehalten, damit aber viele seiner Anhänger ungehalten gemacht, sie entfremdet zu einer Zeit, da er fester Anhänglichkeit am meisten bedurfte. Wilhelm, der Herzog der Normandie, war zeither eifrig beschäftigt gewesen mit den Rüstungen, welche seine Absicht, das seinem Bedünken nach auf ihn rechtmäßig vererbte Nachbarreich zu erobern, erforderte. Er hatte nur eben damit den Anfang gemacht, als er durch eine Gesandtschaft von Harald die Erfüllung der eingegangenen Verpflichtungen fordern ließ. Eine derselben, die Vermählung mit Adelisa, Tochter des Herzogs, war durch den Tod der Jungfrau erledigt. Ablehnenden Bescheid vernehmend, drohte die Gesandtschaft mit Krieg und der Drohung folgte die Austreibung aller noch in England geduldeten französirten Normänner. Harald feierte zu York den Sieg über Tostig und die Norweger, als ein Ritter, der Tag und Nacht hindurch von Hastings hergeritten kam und die Meldung brachte von der am 29. Sept. 1066 erfolgten Landung Wilhelm's mit einem Heere von 60,000 Mann. Ungesäumt eilte der König nach London, die Söldner mit sich führend, schon war die Landwehr aufgeboten. Diese bedurfte aber Zeit, sich zu rüsten, Northumberland konnte nicht ganz von Volk entblößt werden. Harald's Schwäger, Edwin und Morcar, blieben zurück und mögen mit Andern absichtlich einem Kampfe fern geblieben sein, dessen Veranlassung sie gleich der königlichen Witwe, Harald's Schwester, misbilligten, dessen Erfolge sie mistrauten

Normänner. Mit kriegerischen Ehren und Geschenken überhäuft, kehrte er nach England zurück. Hier hatte sein Bruder Tostig ihm neue Verwickelungen bereitet. An sich von den Northumbriern wenig angesehen, erhob dieser eine widerrechtliche Steuer zur Unterhaltung seiner Hirdmannen oder Huscearle und zur Bestreitung der durch die Ausdehnung seiner Herrschaft und die fürstlichen Verbindungen gesteigerten Ausgaben: „er hatte mit der Raubsucht eines Despoten und der Grausamkeit eines Barbaren regiert," in seinem Palaste zu York die Thane Gamel und Ulf ermorden lassen, und das nämliche Schicksal ward auf sein Ansuchen von seiner Schwester, der Königin Editha, dem Gospatric, einem northumbrischen Edelherrn vom ersten Range, bereitet. Die ganze Provinz gerieth in Aufruhr: in den ersten Tagen des Octobers 1065 wurde York von den Insurgenten überfallen. Tostig floh, seine Schätze, sein Zeughaus wurden geplündert, seine Haustruppen niedergemetzelt. Das Witenagemot sämmtlicher Thane der Landschaft York verbannte den Tostig mit allen seinen verderblichen Rathgebern und übertrug das Grafenamt an Morcar, Aelfgar's Sohn, der, um allenfalls auch gegen den Willen des Königs darin sich zu behaupten, das Aufgebot der Provinz nach Lincoln, Derby, Nottingham bis Northampton vorrücken ließ. Hier vereinigten sich mit ihm sein Bruder Edwin und die gewöhnlichen Verbündeten des Hauses Leofric, viele Wallisen. Zu Oxford stellte Harald sich ihm entgegen, jedoch nur, um die Sache seines Bruders aufzugeben und zu versprechen, daß der König die Wahl des Grafen Morcar bestätigen werde. Tostig's schwacher Versuch, das Verlorene mit Waffengewalt wieder zu gewinnen, wurde sehr bald vereitelt; er flüchtete sammt seiner Gemahlin nach Brügge und von da nach St. Omer. „Wenn Harald bei dieser Gelegenheit der Sache seines Bruders ungetreu zu werden schien, so mögen wir seine Mäßigung nicht allein der furchtbaren Haltung der Insurgenten, sondern auch einer klugen Berücksichtigung seines eigenen Vortheils beimessen. Der König näherte sich mit schnellen Schritten dem Grabe und die Pläne des Grafen erheischten dessen Anwesenheit zu London, einen Zeitpunkt der Ruhe und den guten Willen des Volkes." Er kehrte am 30. Nov. 1065 in die Hauptstadt zurück, am 5. Jan. 1066 starb K. Eduard; auf seinem Sterbebette hatte er, auf Ansuchen seiner Barone, den Bruder der Königin zu seinem Nachfolger ernannt, eine Bestimmung, welche er für die dem Reiche zuträglichste halten durfte, da durch Tostig's Entfernung und Harald's zweite Vermählung mit Aelfgar's Tochter Editha, der Witwe Griffith's, das Interesse dieses Grafen mit den beiden andern mächtigsten Landesherren enge verknüpft war. Was eigentlich nur des sterbenden Königs Wunsch gewesen, wurde sofort durch die in großer Anzahl versammelten Großen bestätigt, sie wählten zu ihrem Könige Godwin's Sohn Harald, einige wenige stimmten doch für den Etheling Edgar, der statt der Krone die Grafschaft Oxford erhielt. Harald, als König anerkannt, entfaltete alsbald die Eigenschaften, welche einer großen Provinz ihn so werth gemacht hat; strenge Gerechtigkeitspflege, Einführung besserer Gesetze, Sicherheit der Landstraßen, eifrige Sorge für die Herstellung des Kriegswesens, Schutz und Begünstigung der Geistlichkeit, alles dieses wurde von dem für sein hohes Amt lange schon vorbereiteten Könige erwartet, verheißen, eingeleitet. Ueber seinen Beruf zu regieren, die Kraft, mit welcher er seine Talente entwickelte, ist selbst unter seinen Gegnern, welche so viel Ungünstiges ihm anzudichten bemüht waren, doch nur eine günstige Stimme. Im Norden ergab sich anfänglich eine von Tostig's Anhängern ausgehende Abneigung, doch Harald's Auftreten in York, für welche Reise der Bischof Wulfstan von Worcester sein Begleiter war, bewirkte eine durchaus veränderte, befriedigende Stimmung. Tostig mag sich mit dem Herzoge der Normandie, seinem Schwager, mit dem Grafen Balduin von Flandern, seinem Schwiegervater, verbündet haben, um für seine Ansprüche Unterstützung zu erhalten; wahrscheinlicher aber ist es doch, daß er für eigene Rechnung den Angriff auf England vorzunehmen beschloß. Im April erschien er mit einer ansehnlichen Flotte, worauf viele Flamänder waren, Angesichts der Insel Wight, wo er Geld und Proviant raubte, dann wendete er sich nach Sandwich, wo er in gleicher Weise verfuhr, daneben Matrosen preßte. Vernehmend, daß auch der Herzog der Normandie eine Landung beabsichtige, hatte Harald ein Heer aufgeboten, zahlreicher als man je in England gesehen; mit einem solchen es aufzunehmen vermochte Tostig nicht, er räumte Sandwich in Eile, sodaß Harald dort sein Hauptquartier nehmen und seine Flotte versammeln konnte. Von der Insel Wight aus beobachtete der König die Rüstungen in der Normandie, während seine Truppen die Küsten hüteten, bis der Abgang der Lebensmittel ihn nöthigte, am 8. Sept. 1066 sein Volk zu beurlauben. Er begab sich nach London, seine Flotte, ebenfalls nach der Mündung der Themse bestimmt, wurde großentheils durch Stürme vernichtet. Tostig, nachdem er an der Insel Thanet eine Niederlage erlitten, war mit 60 Schiffen zur Mündung des Humber gesegelt und verwüstete die Landschaft Lindsey, von wo ihn aber die Grafen Edwin und Morcar vertrieben. Von seinen Seeleuten verlassen, wendete er sich mit zwölf ihm gebliebenen Schiffen nach Schottland, sodaß der König ihn den Sommer hindurch ernährte. Er suchte, doch vergeblich, den König der Dänen gegen England zu bewaffnen. Besser gelang ihm dies bei K. Harald Hardrada von Norwegen. Tostig scheint sich hier als Godwin's ältester Sohn, als der eigentliche Thronerbe gegeben zu haben. Dem norwegischen Könige verhieß er die Hälfte von England. Eine Flotte von 200 Segeln, in Norwegen ausgerüstet, traf an der Küste von Schottland mit Tostig's Schiffen und dem Geschwader seiner Verbündeten, Paul und Erling, die Grafen der Orcaden, zusammen. Zu Anfange Septembers wurde bei Scarborough gelandet und die Stadt, um den hartnäckigen Widerstand der Bürger zu bestrafen, verbrannt. Diesem folgte am 20. Sept. der Ueberfall des Lagers der Grafen Edwin und Morcar bei Fulford unweit York. Sie erlitten vollständige Niederlage. Nicht nur unzählige Laien, auch viele

die Seinigen ermunterte und würdig der bestrittenen Krone sich zeigte. Seine Brüder, Gurth und Leofwin, waren gefallen, doch dachte, so lange er bei Leben war, nicht einer an die Möglichkeit, vom Schlachtfelde zu weichen. Da traf kurz vor Sonnenuntergang ein blindlings abgeschossener Pfeil den König ins Auge. Er stürzte augenblicklich, sein Banner wurde gefällt, welches zu gewinnen 20 edle Normänner sich verbündet hatten, und der entscheidendste Sieg war den Normännern geworden, die Blüthe des sächsischen Volkes gefallen. Wilhelm der Eroberer ertheilte zwei Mönchen von Waltham, welche zuletzt um den erschlagenen König gewesen waren, den Auftrag, den Leichnam zu suchen. Unvermögend, ihn auf dem greulichen Blachfelde aufzufinden, ließen sie Harald's Geliebte Editha „mit dem Schwanennacken" um ihre Begleitung bitten, und Editha erkannte die theuern Züge. Harald's Mutter Githa bot dem Herzoge für die Leiche deren Gewicht in reinem Golde; dies wies der Herzog zurück, da dem, welcher so vieler Menschen Elend durch seinen Treubruch veranlaßte, kein Ehrengedächtniß werden dürfe. Er befahl vielmehr, den Monarchen, welcher lebend so treulich das Ufer hütete, in dessen Sand zu begraben. Nach spätern Nachrichten haben die Mönche von Waltham, Harald's Stiftung, die Leiche eingelöst oder heimlich aus der ungeweihten Stätte erhoben und in ihrer Kirche beigesetzt. Harald hinterließ aus einer früheren, wie es scheint rechtmäßigen, Ehe die Söhne Godwin, Edmund und Magnus, dann die Töchter Githa und Gunhilde. Ein vierter Sohn, Ulf, könnte das Kind der Editha gewesen sein. Die Söhne flohen nach Irland, Githa zu ihrem Vetter Suen von Dänemark; sie hat den Großfürsten zu Kiew, Wladimir II. Monomach, geheirathet. Godwin, Edmund und Magnus, die bei K. Dermod von Leinster eine Schutzstätte gefunden hatten, versuchten im J. 1068 eine Landung in Somerset, scheiterten aber an dem Widerstande der Stadt Bristol und in Folge der feigen Unterwerfung des Grafen Edwin und Morcar. Zwei Brüder versuchten nochmals ihr Glück nach Johanni 1069. Mit 64 Schiffen legten sie an der Mündung des Tavy an und von Tavystok zogen sie nach Exeter. Sie wurden jedoch durch die von Brian von Bretagne ihnen beigebrachte Niederlage genöthigt, nach Irland zu fliehen und verschwinden aus der Geschichte. Des Königs Harald Mutter Githa, nachdem sie von dem Felsen Steepholm in dem Kanale von Bristol längere Zeit die Ankunft einer von Irland verheißenen Expedition abgewartet hatte, starb, wie es scheint, zu St. Omer. Von allen ihren Söhnen überlebten sie einzig Wulfnoth und Aelfgar, dieser zu Rheims, jener zu Salisbury Mönch.

(*v. Stramberg.*)

GODWIN (Franz), mitunter auch Goodwin geschrieben, war im J. 1561 zu Hannington in Northamshire geboren. Sein Vater, Thomas Godwin, war Bischof von Bath und Wells. Dem Christ-College in Oxford verdankte Godwin seine wissenschaftliche Bildung. Im J. 1584 ward er dort Magister (Master of the free arts). Zu seinem Studium wählte er die Theologie. Als Baccalaureus erhielt er mehre Pfründen. Er ward Pfarrer zu Samford-Orcais in Somersetshire, Kanonicus zu Wells und Unterdechant zu Exeter. Im J. 1595 erlangte er den Grad eines Doctors der Theologie. Sechs Jahre später (1601) ward er von der Königin Elisabeth zum Bischofe von Landaff ernannt, mit Beibehaltung einer seiner frühern Pfründen. Jacob I., der ihn seiner Gelehrsamkeit und seiner mannichfachen Verdienste wegen sehr schätzte, erhob ihn 1617 zum Bischofe von Hereford. Diese Stelle bekleidete er bis zu seinem Tode. Er starb zu Ende des Aprils 1633 zu Whitborn, einem zum Bisthume von Hereford gehörenden Schlosse, im 72. Lebensjahre. Godwin besaß nicht blos sehr gründliche Kenntnisse in der Theologie und Philosophie, er war auch in den schönen Wissenschaften bewandert. Historische Studien hatten für ihn ein besonderes Interesse und die Kirchengeschichte Englands war geraume Zeit ein Gegenstand seiner Forschungen. Die früher erwähnte Ernennung zum Bischofe von Landaff verdankte Godwin einem von ihm in englischer Sprache herausgegebenen „Verzeichniß der Bischöfe Englands seit der Stiftung der christlichen Kirche auf dieser Insel, nebst einer Nachricht von ihrem Leben." Dies Werk erschien zu London 1611 in Quart und in einer neuen Ausgabe ebendas. 1615. 4. Die letztere war vermehrt durch zwei Abhandlungen: „Ueber die erste Bekehrung Englands zum Christenthume," und: „Von den Engländern, die Cardinäle gewesen oder wenigstens von englischen Schriftstellern dafür gehalten werden." Von dieser Ausgabe veranstaltete Godwin eine lateinische Uebersetzung unter dem Titel: De Praesulibus Angliae commentarius. (Londini 1616. 4.) Zu dieser Ausgabe fügte Godwin später einen Appendix ad Commentarium de Praesulibus Angliae. (Londini 1621. 4.) Das wichtigste unter seinen Werken waren seine Annales rerum Anglicarum, sub Henrico VIII., Eduardo VI. et Maria gestarum. (Lond. 1616. fol., auch in einer Quartausgabe gedruckt ebendas. 1630.) Diese in historischer Hinsicht schätzbaren Jahrbücher wurden von seinem Sohne Morgan Godwin 1630 ins Englische übersetzt. Zu Paris erschien auch 1647 eine französische Uebersetzung dieses Werkes von de Loigny*).

(*Heinrich Döring.*)

GODWIN (oder Goodwin), Ignaz, englischer Jesuit, im J. 1602 in Somersetshire geboren, trat im J. 1624 in den Jesuitenorden und arbeitete 30 Jahre in den Missionen von England und Holland; auch lehrte er einige Zeit hindurch die Moraltheologie und die Polemik zu Lüttich und starb am 26. Nov. 1667 zu London. Sein Handbuch der Polemik (Lapis Lydius Controversiarum modernarum Catholicos inter et Acatholicos; quo ex verbo Dei scripto in trecentis et amplius punctis liquet Catholicos ad amussim illud sequi, Acatholicos vero e diametro ei repugnare; in usum Concionatorum, Professorum et omnium, quibus incumbit cum Haereticis, Schismaticis, Judaeis, Politicis etc. Leodii 1656. 24.) fand bei seinen

*) Vergl. *Chaufepié*, Dictionnaire historique; *Niceron*, Mémoires etc. Tom. XVI. p. 256 seqq. Baur's Neues histor.-biograph.-literarisches Handwörterbuch. 2. Bd. S. 465 fg.

und dessen für Harald günstiges Ergebniß sie vielleicht nicht wünschten. Es scheint daher an den 100,000 Mann, welchen zu begegnen die Normänner erwarteten, viel gefehlt zu haben, sodaß um so würdiger die Festigkeit war, in welcher Harald den jetzt gestellten Antrag zurückwies, daß er die Krone an den Herzog abtreten, alles Land im Norden des Humbers behalten solle, während sein Bruder Gurth die von Harald vor seiner Thronbesteigung besessenen Gebiete erhalten sollte; nicht minder wies der König den Vorschlag eines Zweikampfes mit Wilhelm, oder ein Compromiß auf den Papst zurück, den Zweikampf vielleicht in dem nicht eingestandenen Bewußtsein des unbesonnenen oder trügerisch gegebenen und gebrochenen Wortes ein Gottesurtheil fürchtend. Selbst Gurth war von solcher Besorgniß ergriffen, und bat den Bruder, die den Kampf ausfechten zu lassen, welche den Normännern gegenüber aller Verpflichtung und Schuld frei seien, er wolle für ihn siegen oder aber fallen, wo dann Harald immer noch übrig sei, ihn zu rächen und das Glück des Kampfes zu versuchen. Bevor es dazu gekommen, fertigte Harald einen Priester an den Herzog ab, diesem seine Ansicht von dem Streite mitzutheilen. Der König hatte Wilhelm's Sendboten zornig und schnöde aufgenommen, sogar, wie gesagt wird, mishandelt; Wilhelm vernahm in Ruhe die Botschaft, welche alles Recht zu England, das er aus K. Eduard's Schenkung herleitete, ihm ableugnete, und dagegen für Harald's Recht des verstorbenen Königs letzten Willen anführte. Vermächtnisse der Sterbenden anzuerkennen, hieß es, sei von jeher in England ein Grundgesetz gewesen. Diese Behauptung wußte der Herzog nicht zu widerlegen, aber er berief sich auf die frühere, von dem Erzbischofe Stigand und den Grafen Godwin, Leofric und Siward eidlich bekräftigte Schenkung, die freilich schwer zu widerlegen, aber noch schwerer zu beweisen war, da drei der Zeugen schon längst, Siward vor der Heimkehr des Aetheling Edgar, gestorben waren. Eine Ausgleichung konnte unter solchen Umständen nicht stattfinden. Die Normänner hatten sich unterdessen bei Hastings verschanzt und verheerten die Umgegend dergestalt, daß sie nach 20 Jahren noch wüste und öde lag. Die Meldung von solchem Treiben beflügelte Harald's Schritte; am 13. Oct. traf er bei seinem in Eilmärschen herangezogenen, durch Hilfstruppen aus Dänemark verstärkten Heere ein und fand solches auf den Hügeln unweit Hastings gelagert. Noch war kaum die Hälfte des durch alle Grafschaften eingeforderten Aufgebots vereinigt und die Dänen erklärten, nicht gegen Herzog Wilhelm fechten zu wollen. Dies auszugleichen, dachte Harald die Feinde in der Nacht oder bei Tagesanbruch zu überfallen. Sachsen und Söldner thaten sich gütlich bei Speise und Trank; man hörte die ganze Nacht hindurch ihr Jubeln, ihre Trinksprüche. Dies mag für Wilhelm eine Mahnung geworden sein von der ihm zugedachten Ueberraschung. In Eile ordnete er seine Scharen, die zumal durch Reiterei und Bogenschützen, nicht minder durch Rüstung und Uebung den Sachsen bedeutend überlegen waren. Diese waren größtentheils mit Streitärten bewaffnet, die in ihren Händen fürchterlich waren, doch führten viele nur Kolben, eiserne Furken, Schleudern und Knüppel. Auf vortheilhafter Höhe in keilförmiger Schlachtordnung enge zusammengedrängt, hatten sie mit ihren Schilden und Pallisaden gleich als mit einer Mauer sich umgürtet; das Reichsbanner, des Königs und seiner Brüder Personen waren den Baronen und den Bürgern von London anvertraut, die Kenter standen, wie sie es hergebracht, vor der eigentlichen Schlachtordnung, um die ersten Hiebe zu wechseln. Die Normänner drängten vorwärts, in fester Haltung erwartete ihrer Harald, doch als ihre Massen, besonders die Reiterscharen, sich entwickelten, hätte ihn beinahe seine Fassung verlassen; einer solchen Macht zu begegnen war er nicht vorbereitet, zumal ein trüglicher Brief des Grafen von Flandern die furchtbaren Reitergeschwader nicht ahnen ließ. Die Schlacht zu versagen, war es indessen zu spät; hell und freudig tönte, an Gott und Gottessohn gerichtet, der Sachsen Schlachtruf: Halig rode, halig cruce, maehtig God! von den Hügeln hallten wieder Trompeten, Zinken und Hörner, und es entspann sich auf drei Punkten das Gefecht, welches einleitete der Hieb, von Taillefer geführt und einen sächsischen Bannerträger fällend. Ob der kühnen That stutzten die Sachsen, doch bald sich ermannend, warfen sie den Angriff der Feinde muthig zurück; das Fußvolk wurde arg mitgenommen, viele der normännischen Reisigen stürzten in einen verdeckten Graben. Der ganze linke Flügel, die erste feindliche Division, Bretagner und Söldner, warf sich in die Flucht, und so that die dritte, der Kern des Heeres, von Wilhelm selbst angeführt. Er verschwand in dem Getümmel, man sagte ihn todt, das ganze Heer begann zu schwanken, als der Herzog, den Helm in der Hand, die Linie entlang sprengte mit dem Rufe: „Ich lebe und werde mit Gottes Hilfe siegen." Die eben noch im Fliehen begriffen waren, wendeten sich gegen die vermeintlichen Sieger, die im nämlichen Augenblicke durch eine Schwenkung, welche der Herzog seine zweite Division vornehmen ließ, von der Seite gefaßt wurden und so eingeengt, schweren Verlust erlitten. Seine Anstrengungen verdoppelnd, bestürmte der Herzog der Sachsen Centrum, das stand dicht, unbeweglich wie der Felsen in den Wogen; wenn auch einmal die Schlachtlinie durchbrochen schien, so war die Lücke sogleich durch die Hintermänner ausgefüllt. Jetzt endlich, um 3 Uhr Nachmittags, überzeugte sich Wilhelm, daß in solcher Weise die eiserne Mauer der Sachsen zu brechen unmöglich war; der schon einmal mit Erfolg angewendeten Taktik sich erinnernd, gebot er eine rückgängige Bewegung. Mit unbändigem Siegesjubel brachen die Sachsen ihre Glieder, um in kleinen Abtheilungen von ihrem erhöhten Standpunkte sich hinab in die Ebene zu ergießen und den scheinbar fliehenden Feind höhnend zu verfolgen. Plötzlich erscholl der Ruf der normannischen Hörner, die Feinde wendeten sich, ihre Reisigen fielen den vereinzelten Sachsen in den Rücken und richteten ein Blutbad ohne Gleichen an. Aber stolz wogte noch des Königreichs Banner, um welches der Kern des Heeres unbesiegt focht, während Harald durch Wort und Beispiel

hänger der Partei der Independenten kam er bald in hohe Gunst bei Cromwell, welcher ihn im J. 1649 zum Präsidenten des Magdalenencollegiums zu Oxford ernannte; auch leistete er demselben in den letzten Augenblicken geistlichen Beistand. Als er nach der Restauration von seiner Stelle verjagt wurde, zog er sich nach London zurück, wo man ihn ungestört bis an seinen Tod die Obliegenheiten des Predigeramtes verrichten ließ. Er starb daselbst im J. 1679. Godwin war auch als Schriftsteller unermüdlich thätig und gilt als einer der ausgezeichnetsten wissenschaftlichen Vertreter der Independentenpartei. Die vorzüglichsten seiner kleineren Schriften (A Child of Light walking in Darkness; The Returne of Prayers; The Tryall of Christian's Growth; Aggravation of Sinne; Vanitie of Thoughts; Christ set Forth; Certain select cases resolved; The Heart of Christ; Encouragements to Faith; Christ the universal Peace-Maker) erschienen schon bei seinen Lebzeiten in einer Sammlung (London 1647. 4.). Die einzelnen Ausgaben derselben sind höchst selten und theuer geworden, weshalb sie in neuerer Zeit (1840—1851) von Shaw, Seeleys und der Gesellschaft zur Verbreitung frommer Tractate zu London wieder herausgegeben wurden, ein sehr verdienstliches Unternehmen, da grade diese frühere Sammlung der wichtigsten Schriften Godwin's in die nach seinem Tode erschienene Ausgabe seiner Werke (Works published by Thanckful Owen and Ja. Barron. London 1681—1703. fol. 5 Voll.) nicht aufgenommen wurden, dagegen findet man darin die nicht einzeln gedruckten Commentare Godwin's über die beiden ersten Capitel des Briefes an die Epheser und über einen Theil der Offenbarung, welche noch jetzt nicht allen Werth verloren haben und trotz ihrer Weitläufigkeit häufig von seinen Glaubensgenossen zu Rathe gezogen werden *). (*Ph. H. Külb.*)

GODWIN (William), berühmter englischer Publizist und Romanschriftsteller, am 3. März 1756 zu Wisebeach in Cambridgeshire, wo sein Vater Prediger einer presbyterianischen Gemeinde war, geboren, wurde zum geistlichen Stande bestimmt und kam, nachdem er zu Norwich seine Vorbereitungsstudien mit großer Auszeichnung beendigt hatte, im J. 1773 in das den Dissenters angehörende Collegium zu Horton, wo er sich fünf Jahre hindurch unter der Leitung der berühmten Lehrer Rees und Kippis der Theologie widmete, aber den daselbst verfochtenen unitarischen Grundsätzen keinen Geschmack abgewinnen konnte, da er in der strengen Calvinischen Lehre erzogen war. Im J. 1778 wurde er Prediger einer Calvinischen Gemeinde in der Nähe von London und bald darauf Vorsteher eines Meetinghauses zu Stowmarket in Suffolkshire, wo er mehre Jahre hindurch die Lehre Calvin's mit dem größten Eifer predigte und vertheidigte, bis sein grübelnder Geist ihn allen Dogmen abhold und zum entschiedensten Deisten machte. Da er durch seine Ansichten, die er keineswegs verhehlte, bei seinen Glaubensgenossen großen Anstoß erregte und sich vielen Verdruß und gefährliche Feindschaften zuzog, so sah er selbst ein, daß seine Stellung eine unhaltbare geworden war und entsagte freiwillig dem geistlichen Stande, um in London sein Glück als Schriftsteller zu versuchen und sich auf diese Weise seinen Lebensunterhalt zu erwerben. Sein erster Versuch, historische Skizzen in Redeform (Sketches of History in six sermons. London 1784. 12.), worin er biblische Gegenstände in sorgfältig ausgearbeiteten, den berühmtesten Mustern nachgebildeten Reden behandelte, fand aber bei dem großen Publicum wenig Beifall und er würde ohne Zweifel ein Opfer der Noth und der Verzweiflung geworden sein, wenn es ihm nicht gelungen wäre, noch zur rechten Zeit sich die Freundschaft einiger bedeutender Männer der Oppositionspartei zu erwerben und sich insbesondere Fox und Sheridan bemerklich zu machen. Allmälig trotz aller Anstrengung bis dicht an den Rand des Verderbens gebracht, von welchem ihn nur ein glücklicher Zufall rettete, hatte er einen tiefen Haß gegen die bestehenden gesellschaftlichen Verhältnisse, welchen er sein Unglück zuschrieb und überhaupt gegen die Menschheit, welche diese ohne Berechtigung fortdauernden Zustände nicht zu beseitigen wagt, in sich aufgenommen und faßte den festen Entschluß, durch rücksichtslose Aufdeckung der eingewurzelten Mängel zur Herbeiführung einer besseren Zukunft mit allen ihm zu Gebote stehenden Kräften und Mitteln zu arbeiten. Von diesem Gedanken bewegt, entwarf er den Plan zu dem Werke, welches seinen Ruhm begründen sollte und bereitete sich zehn Jahre hindurch in der größten Zurückgezogenheit durch unausgesetztes Studium der Meisterwerke der alten und neueren Völker auf dem Gebiete der Moral, der Politik und der Geschichte und durch tiefes Nachdenken zur würdigen Ausführung desselben vor. Durch seinen Umgang mit den Whigs hatte er die Ansichten derselben über die parlamentarische Reform angenommen, sah aber in dieser Reform nur ein Mittel zum Zwecke und nicht den Zweck selbst, denn als solcher schwebte ihm eine vollständige Umgestaltung der gesellschaftlichen Verhältnisse vor, welche das britische Volk besser und glücklicher machen sollte, aber keineswegs ausschließend von dieser oder jener Regierungsform abhing. Da die französische Revolution unterdessen ausgebrochen war und die Völker zur Würdigung politischer Ideen empfänglicher gemacht hatte, so glaubte er mit Recht, daß die zur Veröffentlichung seines neuen Systems günstigste Zeit gekommen sei; er trat deshalb keck mit seinem lange vorbereiteten Werke über die politische Gerechtigkeit (An Enquiry concerning Political Justice and its Influence on general Virtue and Happiness. London 1793. 4. 2 Voll.) hervor und erschütterte damit die philosophisch-politischen Ansichten, welche bisher in England allgemeine Geltung gehabt hatten, bis auf den tiefsten Grund. Der Beifall, welchen es besonders bei der für das Neue schwärmenden Jugend und bei den unteren Classen fand, welche von den darin verlangten Reformen eine Verbesserung ihrer Lage erwarteten, war ebenso groß, als der Aerger, den

*) Biographie générale. Tom. XXI. p. 262 seq. *A. Alibonn*, Critical Dictionary of English Literature. (London and Philadelphia 1859. 8.) Tom. I. p. 704.

Zeitgenossen großen Beifall und wurde von diesen häufig benutzt; ohne Bedeutung ist dagegen sein ascetisches Büchlein: **Pia exercitatio Divini Amoris** (Leodii 1656. 12.) *). (*Ph. H. Külb.*)

GODWIN (Mary), geborene **Woolstonecraft**, die Tochter eines Gutsbesitzers unweit London, geb. am 27. April 1759, zeigte in früher Jugend eine rege Wißbegierde, unterstützt von glücklichen Naturanlagen. Einen entschiedenen Einfluß auf die Ausbildung ihres Geistes gewannen mehre Reisen, die sie zu verschiedenen Zeiten nach Spanien, Portugal, Frankreich und Norwegen unternahm. Am längsten verweilte sie in Lissabon und Paris. Nach der Rückkehr von jenen Reisen lebte sie in London, beschäftigt mit schriftstellerischen Arbeiten, die ihr zum Theil zur Erwerbsquelle dienten. Im J. 1797 verheirathete sie sich mit dem gelehrten William Godwin (s. d.), der 1756 zu Wisebeach in Cambridgeshire geboren, zu London in hohem Alter starb [1]). Ihr eigener Tod erfolgte noch in dem Jahre ihrer Vermählung am 10. Sept. 1797. Mit einer vielseitigen Bildung vereinigte sie eine rege Phantasie und seltene schriftstellerische Talente, die sie zu einer beliebten Romanschriftstellerin machten. An trefflichen Gedanken und einzelnen sehr gelungenen Schilderungen fehlt es ihren Romanen nicht, wenn man auch dem Urtheile mancher englischen Kritiker beistimmen muß, daß ihre Schriften auch manche paradoxe Behauptung enthalten. Am berühmtesten ward sie durch ihre **Vindication of the rights of Women with scripture on moral and political subjects** (Lond. 1792. 8.) 2 Voll.; teutsch unter dem Titel: Rettung der Rechte des Weibes. Mit einer Vorrede von C. G. Salzmann. (Schnepfenthal 1793. 8.) 2 Bde. Ihre übrigen Schriften betreffen die französische Revolution, die sie gegen Burke vertheidigte. In einem besondern Werke schilderte sie ihre Reise durch Norwegen und hinterließ außerdem noch einige pädagogische Schriften, besonders über die Erziehung des weiblichen Geschlechts. Fast in Allem, was aus ihrer Feder floß, zeigte sich ihr edler Charakter, zu dessen Hauptzügen tiefes Gefühl und Humanität im eigentlichsten Sinne dieses Wortes gehörten. Nach ihrem Tode erschienen noch: **Posthumous Works.** (Lond. 1798. 8. 4 Voll.) Ein fünftes Bändchen enthält die von ihrem Gatten (William Godwin) geschriebenen: **Memoirs of the life of Mrs. Godwin** (teutsch unter dem Titel: „Denkschrift auf Maria Woolstonecraft" Schnepfenthal 1799. 8.). Außer ihrer Muttersprache hatte sie sich auch im Teutschen so gründliche Kenntnisse erworben, daß sie Salzmann's moralisches Elementarbuch ins Englische übertragen konnte. Diese Uebersetzung erschien 1791 zu London in drei Duodezbänden [2]). (*Heinrich Döring.*)

*) *Aug.* und *Alois Backer*, Bibliothèque des Écrivains de la compagnie de Jésus. Tom. II. p. 251.

1) Außer mehren politischen Abhandlungen, Biographien, Trauerspielen rc. schrieb er eine Reihe von vielgelesenen Romanen: Caleb Williams (London 1794.), St. Leon (ibid. 1801.), Fleetwood (ibid. 1801.), Mandeville (ibid. 1817.) u. a. m., die auch zum Theil ins Teutsche übertragen wurden. Den meisten Beifall fand der Roman: Caleb Williams. Vergl. Biographie des Contemporains. Tom. II. p. 1900 seq. 2) Vergl. außer den erwähnten Memoirs etc.: Allgem. Literaturzeitung. 1798. Intell.-Bl. Nr. 32. Baur's Neues histor.-biographisch-literarisches Handwörterbuch. 2. Bd. S 464 fg.

GODWIN (oder **Goodwin**), **Thomas**, englischer Theolog, im J. 1517 zu Oakingham in Berkshire geboren, bekleidete verschiedene Stellen an den Kirchen zu Oxford und Canterbury und wurde dann Bischof von Bath und später von Wells. Er stand bei der Königin Elisabeth in großem Ansehen und hatte deshalb einen bedeutenden Einfluß, verlor jedoch beides, als er im hohen Alter die reiche Witwe eines Kaufmanns, mit welcher er zu London bekannt geworden war, heirathete. Er starb am 19. Nov. 1590. (*Ph. H. Külb.*)

GODWIN (Thomas), geb. 1587 zu Somerset, widmete sich dem Studium der Theologie. Er war eine Zeit lang Rector zu Abingdon in Berkshire und erhielt später eine Professur der Theologie zu Oxford. Zuletzt war er Pfarrer zu Brightwell, wo er am 20. März 1643 starb. Gründlicher und umfassender als in der Theologie waren seine Kenntnisse in der Archäologie und Alterthumskunde. Er schrieb eine **Synopsis antiquitatum romanarum**; eine **Anthologiae romanae historia**, die 1679 ins Holländische übersetzt ward; ein **Incrementum gratiae u. a. m.**; auch einige Geschichtswerke, untern andern eine **History of the Reign of Henry V.** Wichtiger als diese Schriften war ein von ihm herausgegebenes und mehrfach gedrucktes Werk über die hebräischen Alterthümer. Es erschien unter dem Titel: **Moses et Aaron, seu de civilibus et ecclesiasticis ritibus Hebraeorum** in sechs Büchern. Im J. 1629 ward dies Werk ins Holländische und 1690 von J. H. Reiz ins Lateinische übersetzt, 1748 aber von J. G. Carpzov mit einem vollständigen Commentare herausgegeben unter dem Titel: **Apparatus historico-criticus, antiquitatum sacri codicis et gentis Hebraeae, uberrimis adnotationibus in Th. Godwini Mosen et Aaronem.** (Lips. 1748. 4 maj.) Eine Auswahl seiner geistlichen Schriften gab Balthasar Köpke in einer teutschen Uebersetzung heraus, begleitet von einer Vorrede Philipp Jacob Spener's (Leipzig 1705. 4.) *). (*Heinrich Döring.*)

GODWIN (oder **Goodwin**), **Thomas**, englischer Theolog, im J. 1600 zu Rolesby in Norfolkshire geboren, erhielt seine gelehrte Ausbildung in den Collegien der Christkirche und der Katharinenhalle zu Cambridge und trat nach der Beendigung seiner Studien in die letztere als Mitglied der Genossenschaft ein. Im J. 1628 wurde er Vorleser und im J. 1632 Vicar an der Dreifaltigkeitskirche derselben Stadt, seine puritanischen Ansichten zwangen ihn aber, die Universität und sein Amt zu verlassen und sich nach Holland zu flüchten, wo er als Prediger der Independentengemeinde zu Arnheim eine kümmerliche Unterkunft fand. Während der Revolution kehrte er nach England zurück und wurde Mitglied der Versammlung der Geistlichen zu Westminster. Als An-

*) Vergl. Acta Eruditorum latina; *Wood*, Athenae Oxonienses. Jöcher's Gelehrtenlexikon. 2. Th. S. 1038. Baur's Neues historisch-biographisch-literarisches Handwörterbuch. 2. Bd. S. 465.

win für seine Leistungen nur ein verhältnißmäßig geringes Honorar (für seinen Caleb Williams 84 Pfund) erhalten hatte, so befand er sich doch in einer etwas behaglicheren Lage, welche ihn trotz seiner Verurtheilung der Ehe bewog, im April 1797 die berühmte und gleichgesinnte Schriftstellerin Mary Woolstonecraft (s. d. Art. Mary Godwin), mit welcher er schon früher ein nicht sehr löbliches Verhältniß angeknüpft hatte, zu heirathen. Beide brachten ihre philosophische Ueberzeugung dem gesellschaftlichen Vorurtheile zum Opfer, ihre, wie es scheint, glückliche Ehe war aber eine nur sehr kurze, denn Mary starb noch im September desselben Jahres in den Wochen. Godwin, an welchem sie einen ebenso eifrigen als geistreichen Vertheidiger ihrer Ansichten und ihrer Lebensweise gefunden hatte, suchte ihr Andenken durch die Herausgabe ihrer Selbstbiographie (Memoirs of the author of a vindication of the Rights of Woman. London 1798. 12. Teutsch: Schnepfenthal 1799. 8.) und ihrer nachgelassenen Werke (Posthumous Works. London 1798. 12. 4 Voll.) zu verherrlichen, veröffentlichte aber auf diese Weise Manches, was ihr grade nicht zur Ehre gereicht und was man einem Weibe nicht leicht verzeiht. Seine Frau und sich schildert er auch in dem Romane: St. Leon; a Tale of the sixteenth Century. (London 1794. 12. 4 Voll. 1849. 12. Französisch: Paris 1799. 8. 3 Voll. Teutsch von Ch. W. Ahlwardt. Hamburg 1800. 8. 2 Bde.) Dieser zweite Roman Godwin's wurde ebenfalls gut aufgenommen, obgleich der von dem Verfasser ausgesprochene Zweck, die menschlichen Leidenschaften und Gefühle in unglaubliche Verhältnisse zu bringen und sie dadurch rührend und anziehend zu machen, verfehlt ist. Der Held besitzt die beiden großen Geheimnisse, Gold zu machen und dem Tode zu entgehen und doch ist er unglücklich, denn allein unsterblich in dieser vergänglichen Welt steht er einsam und verlassen in der Mitte der Völker, welche er entstehen und untergehen sieht und lebt nur, um sein Weib und seine Kinder, die der Tod dahingerafft hat, zu beweinen. Einzelne Scenen sind trefflich ausgeführt und machen einen tiefen Eindruck, aber das Wunderbare kehrt so häufig wieder, daß es kaum noch Verwunderung erregt und das Furchtbare häuft sich so sehr, daß es nicht mehr erschreckt. Diese Uebertreibungen veranlaßten eine gelungene und viel gelesene Parodie, welche den Titel führt: St. Godwin; a Tale of the sixteenth, seventeenth and eighteenth Century, by Count Reginald de St. Leon. (London 1800. 12.) Im J. 1800 machte Godwin eine Reise nach Irland und knüpfte dort mit den irischen Patrioten Curran und Grattan ein freundschaftliches Verhältniß an. Nach seiner Zurückkunft verheirathete er sich zum zweiten Male mit einer Witwe und strafte so seine frühere Ansicht über die Ehe, welcher er auch in seinen späteren Romanen das Wort redete, wiederholt Lügen. Er faßte jetzt auch den Entschluß, als dramatischer Dichter aufzutreten, aber sein erstes Wagniß (Antonio, or The Soldier's Return; a Tragedy. London 1801. 8.), ein erbärmliches Machwerk, fiel vollständig durch; dasselbe Schicksal hatte ein späterer, ebenso mißlungener Versuch (Faulkner; a Tragedy. London 1807. 8.). Mit besserem Glücke versuchte er sich im Fache der Nationalliteratur und seine Biographie Chaucer's (Life of Geoffrey Chaucer, the early English Poet: including Memoirs of his near Friend and Kinsman, John of Gaunt, Duke of Lancaster: with Sketches of the Manners, Opinions, Arts and Literature of England in the fourteenth Century. London 1803. 4. 2 Voll. 1804. 4 Voll. im Auszuge und frei bearbeitet von C. W. Fr. Breyer. Jena 1812. 8.) bietet trotz seiner Breite zwar nichts Neues, enthält aber neben mancherlei Theorien, Conjecturen und Träumereien manche feine und treffende Bemerkung und einige ausgezeichnet schöne Schilderungen der Lebensweise des Dichters und seiner Zeitgenossen. In diese Zeit fällt auch die zwar große Gewandtheit verrathende, aber nachlässig gearbeitete kritische Schrift: Thoughts on Dr. Parr's Spital Sermon (London 1802. 8.), welche fast spurlos vorüberging. Großen Anklang fand dagegen wieder sein Roman Fleetwood oder der neue Mann von Gefühl (Fleetwood, or the new Man of Feeling; a Novel. London 1805. 12. 3 Voll. 1849. 12. Französisch von L. Villeterque. Paris 1807. 12. 3 Voll. Teutsch von R. P. Stampeel. Frankf. 1806. 8. 2 Thle. 1826. 8. 2 Thle.), welcher gegen des schottischen Dichters Henry Mackenzie „Mann von Gefühl" gerichtet ist und die Nachtheile eines zu empfänglichen Geistes und eines zu leidenschaftlichen Herzens mit wahren und kräftigen Zügen schildert, aber doch Mackenzie's Werke keinen Abtrag zu thun vermag und überhaupt trotz der spannenden Erzählung, vieler gelungenen Schilderungen und der schönen Sprache seinen früheren Romanen nachsteht. Godwin galt jetzt als einer der vorzüglichsten englischen Schriftsteller und war nicht nur in seinem Vaterlande, sondern auch im Auslande berühmt, befand sich aber fortwährend in sehr bedrängten Umständen und in großer Geldnoth. Um dieser abzuhelfen, begann er einen Handel mit Erziehungsschriften, welche er selbst verfaßte und unter dem Namen Edward Baldwin herausgab, seine Frau aber verkaufte. In diese Zeit fallen: Pantheon, or History of the Gods of Greece and Rome, A History of England, Outlines of English History, History of Rome, History of Greece, Outlines of English Grammar und Fables ancient and modern; die meisten dieser zwar oberflächlichen, aber gut geschriebenen Schulbücher wurden mit Beifall aufgenommen und erlebten sogar mehre Auflagen, während die in derselben Zeit unter seinem Namen erschienenen besseren Arbeiten: An Essay on Sepulchres; or, a Proposal for erecting some Memorials of the Illustrious Dead in all ages, on the spot where their remains have been interred (London 1809. 8.), ein Muster guter Schreibart, The Lives of Edward and John Phillips, nephews and pupils of John Milton: including various Particulars of the Litterary and Political History of their Times (London 1815. 4.), ein etwas weitläufiger, aber dankenswerther Beitrag zur Literaturgeschichte und die politische Abhandlung: Letters of Verax to the Morning Chronicle,

es den ruhigen Anhängern der bestehenden Ordnung verursachte. Godwin ist übrigens kein Revolutionair, denn er gesteht ein, daß Revolutionen selten so viel einbringen, als sie kosten, die Regierungsform ist ihm Nebensache oder vielmehr ein nothwendiges Uebel, welches man ertragen und allmälig vermindern muß, bis eine gute gesellschaftliche Einrichtung es gänzlich zu beseitigen erlaubt; er dringt deshalb vor Allem auf eine solche Einrichtung und macht Vorschläge, welche sie herbeiführen sollen, zeigt sich aber dabei bald als Vertheidiger der Träumereien der früheren Utopisten, bald als Vorläufer der später auftauchenden Socialisten. Er greift die Ehe an als eine alberne, unmoralische Einrichtung, sieht in den Reichen nur die Verwalter fremden Gutes und betrachtet als Grundlage der neuen Gesellschaft eine Gleichheit, welche rasch zum Communismus führen würde. Die offene Darlegung solcher Grundsätze würde unfehlbar die bestehende Gewalt gegen ihn aufgebracht und ihm große Verlegenheit bereitet haben, wenn nicht seine aufrichtigen Mahnungen zu friedlichen Reformen und gegen jeden gewaltsamen Umsturz den Sturm, welcher später seine Freunde und Anhänger beinahe ins Verderben stürzte, von ihm abgewendet hätten; auch suchte er in den späteren Auflagen seines Werkes (Lond. 1795. 8. 2 Voll. 1797. 8. 2 Voll. 1798. 8. 2 Voll.) die allzu grelle Darlegung einiger der anstößigsten Ideen zu mäßigen. Mag man an ihm mit Recht manche Uebertreibungen und Widersprüche tadeln, so ist es doch auch reich an erhabenen Gedanken und an ebenso geistreichen als treffenden Bemerkungen über die faulen Stellen der gesellschaftlichen Zustände und der ihm zu Theil gewordene Beifall muß als ein wohlverdienter betrachtet werden. Die darin entwickelten Lehren fanden freilich auch manche eifrige Gegner, besonders aber stellte der bekannte Jurist und Staatsmann Jer. Bentham, welcher, hinter seinem Nützlichkeitsprincipe verschanzt, die Berechnung des Vortheils oder Nachtheils als den hauptsächlichsten Bestimmungsgrund des menschlichen Willens annahm, entschieden in Abrede, daß das Wohlwollen gegen unseres Gleichen den Menschen bei seinen Handlungen leiten könne. Benjamin Constant, welcher ebenfalls an uneigennützige Beweggründe glaubte, führte später (in dem Mercure de France, Avril 1817) mit wahrer Begeisterung und vielem Geschicke die Vertheidigung Godwin's und arbeitete an einer französischen Uebersetzung der Untersuchung über die politische Gerechtigkeit, welche aber nicht gedruckt wurde; in Teutschland fand das Werk weniger Anklang und eine von Weber begonnene teutsche Uebersetzung (Würzburg 1803. 8.) blieb unvollendet. Godwin's Ruf als politischer Schriftsteller war jetzt begründet, die höchste Stufe seines Ruhms erreichte er aber durch seinen Roman Caleb Williams (Things as they are, or the Adventures of Caleb Williams; a Novel. London 1794. 12. 3 Voll.), worin er die in seiner Untersuchung über die politische Gerechtigkeit entwickelten Ansichten auf eine mehr ansprechende Weise darzustellen und dem großen Publicum mundgerecht zu machen versuchte. Obgleich die Erzählung von keiner Liebesintrigue, sondern nur von dem übertriebenen Gefühle des Rechtes und des Unrechtes getragen wird, so fand sie doch größeren Beifall als irgend ein anderer Roman des 19. Jahrh. und wie nachhaltig derselbe war, beweisen die wiederholten Auflagen (Lond. 1796. 12. 3 Voll. 1816. 12. 3 Voll. 1832. 12. Paris 1832. 8. Lond. 1832. 12. 1849. 12. 1854. 12.) zur Genüge. Die darin vorkommenden Scenen, Raub und Mord, Gefängnisse, Verurtheilungen und Hinrichtungen, sind weder neu noch originell gehalten, die Art und Weise aber, wie der Verfasser die natürliche Gerechtigkeit mit der Gerechtigkeit, wie sie nach den gesellschaftlichen Einrichtungen besteht, in Kampf bringt und die bittere Ironie auf die Gesetze, welche sich anmaßen, das Laster zu bestrafen und doch den Unschuldigen treffen, während sie an dem Verbrecher vorübergehen, reißen unwiderstehlich hin und lassen vergessen, daß die Angriffe auf die unentbehrlichen Grundlagen der Gesellschaft überhaupt und auf die englische Gesetzgebung insbesondere oft ungerecht und die geschilderten Verhältnisse nicht selten sehr unwahrscheinlich sind. Trotz dieser Schattenseiten ist der Roman, sowol was die Erfindung, als auch die Ausführung betrifft, ein Meisterstück, die Hauptcharaktere (Falkland und Caleb) sind mit ebenso kräftigen als wahren Zügen gezeichnet, die Theilnahme des Lesers bleibt bis zur Lösung gleichmäßig gespannt und die Darstellung läßt wenig zu wünschen übrig. Caleb Williams fand besonders in Frankreich einen leicht zu erklärenden bedeutenden Anklang und emsige Leser, wie aus den in zahlreichen Exemplaren verbreiteten Uebersetzungen von Germain Garnier (Paris 1794. 8. 2 Voll. N. Ed. Paris 1813. 12. 3 Voll.), von Samuel Constant de Rebecque (Genève 1795. 8. 3 Voll.), von Leuten vom Lande (par des gens de la campagne. Lausanne 1796. 12. 3 Voll. Paris 1797. 18. 4 Voll.) und von Amadée Pichot (Paris 1846. 16. 3 Voll.) unleugbar hervorgeht, während in Teutschland nur eine einzige Uebersetzung von A. Wilhelmi [A. W. Meyer] erschien (Leipzig 1797. 8. 2 Thle.) und fast unbeachtet blieb. Gegen das Ende desselben Jahres, in welchem Godwin seinen Tendenzroman herausgab, fand er Gelegenheit, die darin ausgesprochenen Grundsätze der Nächstenliebe in der Wirklichkeit zu bewähren, indem seine Freunde Horne Tooke, Thelwall, Holcroft und Hardy wegen ihrer Theilnahme an geheimen politischen Gesellschaften des Hochverrathes angeklagt wurden; obgleich er sich selbst in seinen Schriften entschieden gegen solche Gesellschaften ausgesprochen hatte, so übernahm er doch mit Ernst und Eifer in dem Morning Chronicle und in einer derben Widerlegung des Anklageactes (Cursory Strictures on the Charge delivered by Lord Chief-Justice Eyre to the Grand Jury. London 1794. 8.), deren Veröffentlichung die Regierung vergebens zu verhindern suchte, ihre Vertheidigung und trug nicht wenig zu ihrer Freisprechung bei. Dieser Erfolg bewog ihn, einige Punkte seines Systems in einer Sammlung kleinerer Abhandlungen (The Enquirer: Reflections on Education, Manners and Literature, in a series of Essays. London 1797. 8. N. Ed. 1823. 12.) weiter auszuführen. Obgleich God-

win für seine Leistungen nur ein verhältnißmäßig geringes Honorar (für seinen Caleb Williams 84 Pfund) erhalten hatte, so befand er sich doch in einer etwas behaglicheren Lage, welche ihn trotz seiner Verurtheilung der Ehe bewog, im April 1797 die berühmte und gleichgesinnte Schriftstellerin Mary Woolstonecraft (s. d. Art. Mary Godwin), mit welcher er schon früher ein nicht sehr löbliches Verhältniß angeknüpft hatte, zu heirathen. Beide brachten ihre philosophische Ueberzeugung dem gesellschaftlichen Vorurtheile zum Opfer, ihre, wie es scheint, glückliche Ehe war aber eine nur sehr kurze, denn Mary starb noch im September desselben Jahres in den Wochen. Godwin, an welchem sie einen ebenso eifrigen als geistreichen Vertheidiger ihrer Ansichten und ihrer Lebensweise gefunden hatte, suchte ihr Andenken durch die Herausgabe ihrer Selbstbiographie (Memoirs of the author of a vindication of the Rights of Woman. London 1798. 12. Teutsch: Schnepfenthal 1799. 8.) und ihrer nachgelassenen Werke (Posthumous Works. London 1798. 12. 4 Voll.) zu verherrlichen, veröffentlichte aber auf diese Weise Manches, was ihr grade nicht zur Ehre gereicht und was man einem Weibe nicht leicht verzeiht. Seine Frau und sich schildert er auch in dem Romane: St. Leon; a Tale of the sixteenth Century. (London 1794. 12. 4 Voll. 1849. 12. Französisch: Paris 1799. 8. 3 Voll. Teutsch von Ch. W. Ahlwardt. Hamburg 1800. 8. 2 Bde.) Dieser zweite Roman Godwin's wurde ebenfalls gut aufgenommen, obgleich der von dem Verfasser ausgesprochene Zweck, die menschlichen Leidenschaften und Gefühle in unglaubliche Verhältnisse zu bringen und sie dadurch rührend und anziehend zu machen, verfehlt ist. Der Held besitzt die beiden großen Geheimnisse, Gold zu machen und dem Tode zu entgehen und doch ist er unglücklich, denn allein unsterblich in dieser vergänglichen Welt steht er einsam und verlassen in der Mitte der Völker, welche er entstehen und untergehen sieht und lebt nur, um sein Weib und seine Kinder, die der Tod dahingerafft hat, zu beweinen. Einzelne Scenen sind trefflich ausgeführt und machen einen tiefen Eindruck, aber das Wunderbare kehrt so häufig wieder, daß es kaum noch Verwunderung erregt und das Furchtbare häuft sich so sehr, daß es nicht mehr erschreckt. Diese Uebertreibungen veranlaßten eine gelungene und viel gelesene Parodie, welche den Titel führt: St. Godwin; a Tale of the sixteenth, seventeenth and eighteenth Century, by Count Reginald de St. Leon. (London 1800. 12.) Im J. 1800 machte Godwin eine Reise nach Irland und knüpfte dort mit den irischen Patrioten Curran und Grattan ein freundschaftliches Verhältniß an. Nach seiner Zurückkunft verheirathete er sich zum zweiten Male mit einer Witwe und strafte so seine frühere Ansicht über die Ehe, welcher er auch in seinen späteren Romanen das Wort redete, wiederholt Lügen. Er faßte jetzt auch den Entschluß, als dramatischer Dichter aufzutreten, aber sein erstes Wagniß (Antonio, or The Soldier's Return; a Tragedy. London 1801. 8.), ein erbärmliches Machwerk, fiel vollständig durch; dasselbe Schicksal hatte ein späterer, ebenso mißlungener Versuch (Faulkner; a Tragedy. London 1807. 8.). Mit besserem Glücke versuchte er sich im Fache der Nationalliteratur und seine Biographie Chaucer's (Life of Geoffrey Chancer, the early English Poet: including Memoirs of his near Friend and Kinsman, John of Gaunt, Duke of Lancaster: with Sketches of the Manners, Opinions, Arts and Literature of England in the fourteenth Century. London 1803. 4. 2 Voll. 1804. 4 Voll. im Auszuge und frei bearbeitet von C. W. Fr. Breyer. Jena 1812. 8.) bietet trotz seiner Breite zwar nichts Neues, enthält aber neben mancherlei Theorien, Conjecturen und Träumereien manche feine und treffende Bemerkung und einige ausgezeichnet schöne Schilderungen der Lebensweise des Dichters und seiner Zeitgenossen. In diese Zeit fällt auch die zwar große Gewandtheit verrathende, aber nachlässig gearbeitete kritische Schrift: Thoughts on Dr. Parr's Spital Sermon (London 1802. 8.), welche fast spurlos vorüberging. Großen Anklang fand dagegen wieder sein Roman Fleetwood oder der neue Mann von Gefühl (Fleetwood, or the new Man of Feeling; a Novel. London 1805. 12. 3 Voll. 1849. 12. Französisch von L. Villeterque. Paris 1807. 12. 3 Voll. Teutsch von R. P. Stampeel. Frankf. 1806. 8. 2 Thle. 1826. 8. 2 Thle.), welcher gegen des schottischen Dichters Henry Mackenzie „Mann von Gefühl" gerichtet ist und die Nachtheile eines zu empfänglichen Geistes und eines zu leidenschaftlichen Herzens mit wahren und kräftigen Zügen schildert, aber doch Mackenzie's Werke keinen Abtrag zu thun vermag und überhaupt trotz der spannenden Erzählung, vieler gelungenen Schilderungen und der schönen Sprache seinen früheren Romanen nachsteht. Godwin galt jetzt als einer der vorzüglichsten englischen Schriftsteller und war nicht nur in seinem Vaterlande, sondern auch im Auslande berühmt, befand sich aber fortwährend in sehr bedrängten Umständen und in großer Geldnoth. Um dieser abzuhelfen, begann er einen Handel mit Erziehungsschriften, welche er selbst verfaßte und unter dem Namen Edward Baldwin herausgab, seine Frau aber verkaufte. In diese Zeit fallen: Pantheon, or History of the Gods of Greece and Rome, A History of England, Outlines of English History, History of Rome, History of Greece, Outlines of English Grammar und Fables ancient and modern; die meisten dieser zwar oberflächlichen, aber gut geschriebenen Schulbücher wurden mit Beifall aufgenommen und erlebten sogar mehre Auflagen, während die in derselben Zeit unter seinem Namen erschienenen besseren Arbeiten: An Essay on Sepulchres; or, a Proposal for erecting some Memorials of the Illustrious Dead in all ages, on the spot where their remains have been interred (London 1809. 8.), ein Muster guter Schreibart, The Lives of Edward and John Phillips, nephews and pupils of John Milton: including various Particulars of the Litterary and Political History of their Times (London 1815. 4.), ein etwas weitläufiger, aber dankenswerther Beitrag zur Literaturgeschichte und die politische Abhandlung: Letters of Verax to the Morning Chronicle,

on the assumed grounds of the present War (London 1815. 8.) wenig beachtet wurden. Im J. 1816 machte Godwin eine Reise nach Edinburg, wo er ein freundschaftliches Verhältniß mit Walter Scott und anderen Schriftstellern anknüpfte und mit dem Buchhändler Constable den Plan zu einem neuen Romane verabredete, welcher schon im folgenden Jahre unter dem Titel: Mandeville; a Tale of the seventeenth Century (Edinburg 1817. 12. 3 Voll. Französisch von J. Cohen Paris 1818. 12. 4 Voll.) erschien und einen ehrgeizigen jungen Mann schildert, der große Ansprüche an die Welt macht, den Anforderungen derselben aber nicht zu entsprechen vermag. Der Plan ist gut angelegt und die Darstellung sehr anziehend, der Mangel an Begeisterung und Natürlichkeit läßt aber den Leser kalt. Der Verfasser, ärgerlich über die geringe Theilnahme, welche dieser Roman fand, wandte sich wieder mehr den Staatswissenschaften und der Geschichte zu und versuchte die Theorie des berühmten staatswirthschaftlichen Schriftstellers Malthus über die Zunahme der Bevölkerung in einer Gegenschrift (On Population; being an Enquiry concerning the Power of Increase in the Numbers of Mankind, in Answer to Mr. Malthus on that Subject. London 1820. 8.) zu widerlegen, wobei er einen ungewöhnlichen Scharfsinn und tiefe Einsicht in den Gegenstand bewies; das in mehrfacher Beziehung ausgezeichnete Werk, welches besonders in der französischen Uebersetzung von F. S. Constancio (Paris 1821. 8. 2 Voll.) große Verbreitung fand, wurde im Auslande mit fast ungetheiltem Beifalle aufgenommen, vermochte aber in England nicht durchzudringen, wo man dem Verfasser grollte, weil er so kühn war, eine Theorie, welche den Reichen gegen den Armen in Schutz nahm, anzugreifen und ihre Richtigkeit darzuthun. Eine für den Geschmack der englischen Aristokratie allzu demokratische Färbung hatte auch seine Geschichte der englischen Republik (History of the Commonwealth of England from the Commencement to the Restoration of Charles II. London 1824—28. 8. 4 Voll.), welche er gegen die von entgegengesetzten Grundsätzen ausgehende Darstellung des Grafen von Clarendon richtete. Sie gehört jedenfalls zu den besten Geschichten jener merkwürdigen Zeit und bietet im Allgemeinen ein getreues Bild der Dinge und Menschen und viele neue Gesichtspunkte über unklare Thatsachen dar, besonders gelungen ist aber die tief eingehende Schilderung des Charakters Cromwell's und der Motive seiner Handlungen. Godwin's Geist schien überhaupt bei heranrückendem Alter noch einmal einen neuen Schwung zu nehmen, denn die von ihm bald nach der Geschichte der englischen Revolution herausgegebenen Gedanken über den Menschen (Thoughts on Man, his Nature, Productions and Discoveries; interspersed with some Particulars respecting the Author. London 1831. 8.) erinnern durch die Tiefe des Inhaltes, durch den gefälligen Styl und durch die anziehende Sprache an sein Werk über die politische Gerechtigkeit, wodurch er seinen Ruhm begründete. Auch sein um dieselbe Zeit ausgearbeiteter Roman Cloudesley (Cloudesley; a Novel. London 1830. 8. 3 Voll. Französisch von J. Cohen. Paris 1830. 12. 4 Voll.), in welchem er die Vorzüge der Tugend und eines gefühlvollen und wohlwollenden Herzens vor dem sinnlichen Vergnügen und der kalten Selbstsucht mit lebhaften Farben und hinreißender Beredsamkeit schildert, ist im Allgemeinen gelungen und wird von Manchen sogar Caleb Williams vorgezogen. Im J. 1833 erhielt Godwin endlich von dem Whigministerium eine untergeordnete Stelle, welche ihn aber in seinem bereits vorgerückten Alter gegen Nahrungssorgen sicherte. Der ihm lieb gewordenen Beschäftigung als Schriftsteller konnte er jedoch immer noch nicht entsagen, sein Roman Deloraine (Deloraine, a Novel. London 1833. 8.) und die Biographien der Zauberer (Lives of the Necromancers; or, an account of those Persons who have exercised Magical Power. London 1834. 8.), sein letztes Werk, tragen jedoch Nichts zur Vermehrung seines Ruhmes bei. Godwin starb am 7. April 1836 ohne Vermögen zu hinterlassen, da der Ertrag seiner Arbeit kaum zur Befriedigung der dringendsten Bedürfnisse des Lebens ausreichte. Die Urtheile über seine schriftstellerischen Leistungen sind nach dem politischen Standpunkte der Beurtheiler sehr verschieden. „Godwin," sagt F. S. Constancio, der französische Uebersetzer seiner Untersuchung über die Bevölkerung, „ist als Denker ausgezeichnet durch die Richtigkeit und Tiefe der Entwickelung, durch die Kraft der Ueberlegung und durch die Fernhaltung jedes leidenschaftlichen Gefühles, welches das Urtheil leicht irre führt. Als Historiker ist er mehr Richter als einfacher Erzähler und die Liebe zur Wahrheit herrscht in seinen Werken so sehr vor, daß vor ihr die persönlichen Gefühle des Schriftstellers gänzlich in den Hintergrund treten. Als Romandichter versteht er die Aufmerksamkeit fortwährend zu fesseln und ist Meister in der kräftigen Zeichnung der Personen, sowie in der lebhaften Schilderung verächtlicher Leidenschaften und ihres verderblichen Einflusses tugendhaften Charakteren gegenüber; der unterscheidende Vorzug aller seiner Leistungen aber, welcher Art sie auch sein mögen, ist der darin stets klar ausgesprochene und fest gehaltene rühmliche Zweck, nämlich die Förderung des Wohles und des Glückes seiner Mitmenschen. Mit einer seltenen Unabhängigkeit des Charakters ausgestattet, schmeichelte er keiner Partei und zog ein freies, geräuschloses, auf den Umgang mit wenigen gleichgesinnten Freunden beschränktes Leben ehrenvollen und einträglichen Anstellungen vor, auch nahm er, von der Gefahr der Revolutionen überzeugt und jeder Gewaltthätigkeit feind, nie Theil an den Bestrebungen der Partei, welche die Verfassung seines Vaterlandes umzustürzen suchte." „Wägt man," sagt dagegen ein ihn nicht so mild beurtheilender Landsmann, „seine Verdienste genau gegen seine moralischen Unvollkommenheiten ab, so entdeckt man leider, wie vorwiegend die letzteren sind und kommt zu dem wirklich peinlichen, aber richtigen Schlusse, daß es für die Menschheit besser gewesen wäre, wenn er nicht gelebt hätte. Von dem Gewöhnlichen abweichende Begriffe sind verführerisch und die tollsten Theorien gelten oft mit Unrecht als die be-

deutendsten und tiefsten. Die Ansichten, welche Godwin über den gegenwärtigen Zustand der Gesellschaft und über die Handlungen der Menschen hegt, sind bitter und verkehrt und Stolz ist die Grundlage und die Quelle seiner Philosophie. Als Novellendichter ist er in jeder Beziehung originell; er richtete sich nach keinem Muster, diente aber Tausenden als solches, denn er steht an der Spitze jener zahlreichen Classe von Schriftstellern, deren hauptsächliches oder vielmehr einziges Bestreben es ist, durch die Entfaltung der dunkelsten und schwärzesten Leidenschaften, welche das Menschengeschlecht verderben, schmerzliche Gefühle hervorzurufen, aber seine Novellen machen nicht den moralischen Eindruck der Hogarth'schen Gemälde, die das Laster durch die Darstellung desselben bessern, sie verderben vielmehr die Jugend, indem sie dieselbe mit Scenen und Charakteren vertraut machen, welche sie nicht einmal in den Erzeugnissen der Dichtkunst sollte kennen lernen." Die Wahrheit liegt wol zwischen diesen beiden Urtheilen in der Mitte. Im gewöhnlichen Leben hatte die Erscheinung dieses Schriftstellers nichts Außerordentliches und hätte er nicht sonstige Beweise seines Genies gegeben, so wäre man leicht versucht gewesen, ihm allen Geist abzusprechen. Im Umgange vermißte man an ihm sogar Gewandtheit im Ausdrucke und seinen Bemerkungen fehlte alles Eigenthümliche; sein Talent mußte erst durch Nachdenken geweckt und durch die Begierde nach Ruhm aufgestachelt werden, gleich einem Athleten, dessen Muskeln sich erst auf dem Kampfplatze spannen und der seine Stärke erst dem Gegner gegenüber entwickelt, sonst aber ohne Kraft ist. Seine Freunde gängelten ihn wie ein Kind und erlaubten sich mit ihm zur Unterhaltung der Gesellschaft die lustigsten Foppereien, weit entfernt, darüber zu zürnen, liebte er die Spötter, welche ihn zur Zielscheibe ihres Witzes nahmen und man war sogar sicher, von ihm gut aufgenommen zu werden, wenn man ihn geringschätzig behandelte. Malthus, Doctor Parr und James Mackintosh, welche ihn bei jeder Gelegenheit ohne alle Schonung angriffen, überhäufte er mit Lobeserhebungen. Die gegen seine Ansichten gerichteten Feindseligkeiten schmeichelten ihm und die ihm gespendeten Lobeserhebungen scheuchten ihn zurück; er ehrte seine Feinde und verlachte seine Schüler. Godwin hatte zwei Kinder und zwar aus seiner ersten Ehe mit Mary Woolstonecraft eine Tochter, welche die Gemahlin des bekannten Dichters Shelley wurde und aus einer zweiten Ehe einen sehr talentvollen Sohn, William Godwin, welcher ebenfalls mit Glück die schriftstellerische Laufbahn betrat und sich durch viele geistreiche Aufsätze in periodischen Blättern und besonders in dem Morning Cronicle, dessen beständiger Mitarbeiter er war, allgemeinen Beifall erwarb, aber am 9. Sept. 1832 von der Cholera hinweggerafft wurde. Ein von ihm hinterlassener und von seinem tief gebeugten Vater herausgegebener Roman (The Orphans of Unwalden, or the Soul's Transfusion. London 1833. 8. Paris 1835. 8. Teutsch: Altenburg 1836. 8. 2 Thle.), welcher großen Anklang fand, beweist zur Genüge, was von ihm im Fache der Novelle noch zu erwarten gewesen wäre. Zwei andere Romane, „Ormond" (Teutsch von Fr. v. Oertel. Leipzig 1802. 8.) und „Isabella Hastings" (Französisch von Mdme. Collet, Paris 1823. 12. 4 Voll.), welche unter dem Namen William Godwin's, des Vaters, verbreitet sind, gehören ihm nicht an*). (*Ph. H. Külb.*)

GODY (Simplicien), französischer Theolog, um das Jahr 1600 zu Ornans (im Departement des Doubs) geboren, widmete sich dem geistlichen Stande und trat im J. 1618 in die Benedictinerabtei Saint-Vincent zu Besançon, wo er nach der Beendigung seiner Studien von seinen Obern zum Lehramte bestimmt wurde und sich des Auftrages, die Novizen in den schönen Wissenschaften zu unterrichten, mit rühmlichem Erfolge entledigte. Später ging er von der Congregation von Saint-Vannes zu der von Cluny über und wurde nach Paris gesandt, wo er mehre Jahre die Philosophie lehrte. Nach der Rückkehr in seine Provinz übernahm er die Leitung des Collegs Saint-Jérôme zu Dole und suchte in dieser Anstalt die Liebe zu den Wissenschaften wieder zu wecken. Als im J. 1659 eine Vereinigung der Congregationen von Saint-Vannes und Cluny stattfand, wurde er zum Prior von Cluny gewählt, kam aber, da die Reformen, welche er einzuführen gedachte, auf hartnäckigen Widerstand stießen, schon im folgenden Jahre nach Besançon zurück, wo er am 13. Aug. 1662 starb. Gody entwickelte auch als Schriftsteller große Thätigkeit und erwarb sich besonders durch seine treffliche Anleitung zur Kanzelberedsamkeit (Ad eloquentiam christianam via. Parisiis 1648. 12.) allgemeinen Beifall. Seine geschichtlichen Versuche (Genethliacon sive principia ordinis Benedictini. Parisiis 1635. 12. Sur l'origine de la chapelle de Mont-Roland à Auxonne. Dole 1649. 8. und Histoire de l'antiquité et des miracles de Notre-Dame de Mont-Roland. Dole 1651. 12. Besançon 1710. 8.) sind gut gemeint, verrathen aber wenig kritischen Scharfsinn und enthalten manches Fabelhafte; veraltet sind jetzt seine von den Zeitgenossen hoch gehaltenen und gesuchten ascetischen Schriften (L'association à l'amour de Jésus et de Marie. Paris 1635. 12. Conduite intérieure pour Madame de Combalet. Paris 1648. 12. Les sacrifices du chrétien dans l'accomplissement de ses devoirs. Paris 1648. 12. und Pratique de l'oraison mentale. Dole 1658. 4. 2 Voll., welche von einem Kanonicus zu Dole scharf angegriffen und von dem Verfasser in der Spongia censurae D. Valet, canonici ecclesiae Bisuntinae. Dole 1658. 4. vertheidigt wurde). Großen Anklang fanden auch seine poetischen Versuche (Odes sacrées pour entretenir la dévotion des personnes de piété. Saint-Nicolas en Lorraine 1629. 12. und Les honnêtes poésies de Placidas Philemon Gody, divisées en cinq livres contenant le Voyage d'amour, des Elégies, des Sonnets, la Journée dévote et la Muse

*) Biographie universelle. Tom. LXV. p. 446 seq. Biographie générale. Tom. XX. p. 934 seq. *A. Alibone*, Critical Dictionary of English Literature. (London and Philadelphia 1859.) Tom. I. p. 683 seq.

funèbre. Nancy 1631. 8. Paris 1632. 8.), welche große Frömmigkeit, aber keinen Ueberfluß an Phantasie verrathen und mit wenigen Ausnahmen nur als gereimte Prosa gelten können. Noch geringeren Werth haben seine in lateinischer Sprache geschriebenen Gedichte, welche aus dem Trauerspiele Humbert (Humbertus, Tragoedia, data Parisiis in Collegio Cluniacensium Benedictino. Parisiis 1635. 12.), dessen Stoff die Bekehrung des Grafen Humbert von Beaujeu bildet, aus Lobgesängen auf Heilige aus dem Benedictinerorden (Elegiae Sanctorum illustrium cum aliis nonnullis. Parisiis 1647. 12.) und aus einer Sammlung kleinerer frommer Poesien (Musa contemplatrix. Lugduni 1660. 16.) bestehen *). (*Ph. H. Külb.*)

GÖBEL (Georg), teutscher Dichter aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrh., von dessen Lebensverhältnissen man Nichts weiter weiß, als daß er kaiserlicher Notar und Schulmeister zu Görlitz war. Er nahm sich Hans Sachs zum Muster und dichtete in der Art und Weise desselben sein Lustspiel Jacob (Die fart Jacobs des heiligen Patriarchens und der Ursprung der zwölf Geschlecht und Stämme Israel, aus dem Buch der Schöpfung Comedienweise auf Hochzeiten und sonsten zu Spielen gestellet. Budissin 1586. 8.), worin er ganz im Geschmacke des Mittelalters neben Gott dem Vater, den Erzengeln und Engeln, Jacob und seinen Söhnen auch den Bäcker und den Koch Laban's und die Hirten Matz und Kunz auftreten läßt. Die Hirten, welche die Träger der komischen Scenen sind, reden in der Volkssprache, pfeifen zusammen, streiten um den Vorzug ihrer Keulen und tummeln sich auf ähnlichen Gemeinplätzen, verrathen aber keine Spur von der Feinheit der witzigen Hirten in den italienischen Schäferspielen, sondern geberden sich vollkommen wie grobe teutsche Bauern; doch liegt grade in diesen volksthümlichen Scenen das Anziehende dieses Stückes, welches im Allgemeinen kein glänzendes Zeugniß von der Phantasie und dem dramatischen Talente des Verfassers ablegt †). (*Ph. H. Külb.*)

GÖBEL oder GEBEL (Johann), teutscher Arzt, nach der Mitte des 16. Jahrh. zu Zwickau geboren, war Leibarzt des Kurfürsten August von Sachsen und stand bei demselben in großem Ansehen. Seine näheren Lebensverhältnisse sind uns nicht bekannt und sein Name ist nur durch seine werthvolle und jetzt noch brauchbare Beschreibung der früher sehr berühmten Heilbäder Annaberg und Wolkenstein im sächsischen Erzgebirge (Διαγραφή thermalium aquarum apud Hermunduros sitarum prope Annaebergum et Wolckensteinium, in duos distincta libros. Cui accessit appendix Thermarum Germaniae. Lipsiae 1576. 8.) auf die Nachwelt gekommen. Sie wurde (von Mart. Pansa, Physicus zu Annaberg) unter dem Titel: Beschreibung der zweyen warmen Bäder, so im Land zu Meissen nahe bei den Bergstätten S. Annaberg vnd Wolckenstein gelegen sind. Darneben auch andere berühmbte warme Bäder in Teutschland beschrieben werden (Dreßden 1576. 8.), ins Teutsche übersetzt. Eine neue verbesserte Auflage dieser Uebersetzung besorgte L. Chr. Fr. Garmann, Physicus zu Chemnitz (Annaberg 1675. 12.) *). (*Ph. H. Külb.*)

GÖBEL (Johann Conrad), teutscher Theolog, am 6. Jan. 1585 zu Bertlingen, einem Dörfchen bei Göppingen im würtembergischen Donaukreise, geboren, widmete sich, nachdem er seine Vorbereitungsstudien zu Adelberg und Bebenhausen beendigt hatte, zu Tübingen der Theologie und erlangte daselbst im J. 1607 die Magisterwürde. Im folgenden Jahre (1608) wurde er Unterlehrer an der Schule des Klosters Adelberg und im J. 1609 Pfarrer zu Hundsholz. Im J. 1611 kam er in derselben Eigenschaft nach Schornbach, im J. 1614 als Pastor an die St. Leonardskirche zu Stuttgart und im J. 1616 als Pastor an die St. Annakirche und als Senior nach Augsburg. Aus dieser Stadt in Folge der Religionsstreitigkeiten vertrieben, wurde er im J. 1630 als Superintendent zu Baden-Durlach angestellt, kehrte dann im J. 1632 nach Augsburg zurück, wurde aber im J. 1635 zum zweiten Male ausgewiesen und starb am 8. Juli 1643 in seiner Heimath. Göbel stand als Prediger in großem Ansehen und versuchte sich auch nicht ohne Glück als Schriftsteller; von seinen Schriften sind zu nennen: Augsburgischer Adoni Beseck, das ist, Discours de lege talionis, wie denen Catholischen Augspurgern in allen Ständten mit eben dem Maß gemessen, mit dem sie zuvor denen Evangelischen gemessen haben, aus Lucä VI, 38 (Augspurg 1633. 4.); Augustanae fidei confessio oder Erklährung der Augspurgischen Confession in Predigten (Augspurg 1633. 4. 2 Bde. Frankfurt 1654); Miracula Augustana (Augspurg 1634. 4.) und Christianus vapulans oder Martyrchronicka. (Mühlheim 1639. 4.) Außerdem hat man von ihm noch viele bei Hochzeiten, Leichenbegängnissen, Wahlen und Huldigungen gehaltene Gelegenheitsreden, welche aber jetzt ihre Bedeutung verloren haben †). (*Ph. H. Külb.*)

GÖBEL (Johann Heinrich David), geboren zu Neustadt an der Aisch am 26. März 1717, verdankte der Schule seiner Vaterstadt seine Elementarbildung. Nachdem er das Gymnasium zu Nürnberg besucht hatte, ging er nach Altdorf, wo er sich dem Studium der Theologie widmete. Im J. 1740 übernahm er eine Hauslehrerstelle in Venedig, wo er auch später zum evangelischen Prediger ernannt ward. Dies Amt bekleidete er bis zum Jahre 1748. Er ward um diese Zeit Secretair des Reichshofrathes von Senkenberg in Wien und nach dessen Tode Hofmeister und Bibliothekar in dem Hause des

---

*) Joh. Christ. Adelung, Fortsetzung und Ergänzungen zu Chr. Gottl. Jöcher's Gelehrtenlexikon. 2. Bd. S. 1501 fg. Biographie universelle. Tom. XVII. p. 577 seq.

†) Fr. Bouterwek, Geschichte der schönen Wissenschaften. 9. Bd. S. 473. G. G. Gervinus, Geschichte der deutschen Dichtung (4. Aufl.) 3. Bd. S. 98. 109.

*) Vergl. Chr. Gottl. Jöcher, Gelehrtenlexikon. 2. Bd. S. 1039.

†) Vergl. *Joh. Val. Andreae*, Vita Jo. Conr. Goebelii. (Stuttgart. et Norimberg. 1644. 4.) Chr. Gottl. Jöcher, Gelehrtenlexikon. 2. Bd. S. 1039.

Reichshofrathes von Gärtner. Er starb am 5. April 1771 im 54. Lebensjahre. Neben der Theologie waren Geschichte und Alterthumskunde die wissenschaftlichen Fächer, denen er ein entschiedenes Interesse abgewann. Die schätzbare Bibliothek des Reichshofrathes von Gärtner ward von ihm fleißig benutzt. Besonders anziehend waren für ihn die historischen und antiquarischen Werke des berühmten Rechtsgelehrten Marquard Freher, von welchem er einen Commentar über die Vehmgerichte herausgab. Dies Werk erschien, zu Regensburg im J. 1762 in Quart gedruckt, unter dem Titel: **Marquardi Freheri de secretis judiciis olim in Westphalia aliisque Germaniae partibus usitatis, postea abolitis, commentariolus; cui accedit Joannis de Francofordia contra Feymeros Tractatus, et Henrici Christiani L. B. de Senkenberg Collectanea manuscripta; edidit et praefationem de scriptoribus horum judiciorum, nec non de vita scriptisque Freheri adjecit.** Verdient machte sich Göbel außerdem als Schriftsteller durch seine zu Lemgo im J. 1767 in Quart herausgegebenen Beiträge zur Staatengeschichte von Europa unter Karl V., aus theils gedruckten, theils ungedruckten Nachrichten. Der Freiherr C. H. von Senkenberg begleitete dies Werk mit einer Vorrede*). (*Heinrich Döring.*)

GÖBEL (Johann Heinrich Erdmann), geboren am 10. Oct. 1732 zu Lauban, verdankte seine Elementarbildung dem Lyceum seiner Vaterstadt. Mit gründlichen Kenntnissen in den alten Sprachen bezog er die Universität Leipzig, wo er sich dem Studium der Philosophie und Theologie widmete. Nach Beendigung seiner akademischen Laufbahn ertheilte er Unterricht in der Lehranstalt, der er seine eigene Bildung verdankte. Im J. 1757 ward er als Conrector an dem Lyceum seiner Vaterstadt Lauban angestellt. Sein Lehramt eröffnete er mit einer **Explicatio vaticinii Mosis Deut. XXXII, 21. (Lauban. 1757. 4.)** Im J. 1767 ward ihm das Rectorat übertragen. Er starb am 7. Aug. 1795, geschätzt als Pädagog wegen seiner gründlichen Kenntnisse und der gewissenhaften Erfüllung seines Berufes. Die Muße, die ihm sein Amt gönnte, benutzte er zu literarischen Arbeiten. Der bei weitem größere Theil seiner Schriften besteht aus Schulprogrammen. Mehre darunter hatten ein blos locales Interesse: Von dem ersten Anbaue der Laubanischen Gegend. (Lauban 1763. 4.) Von der Zeit, wenn Lauban seine ersten Stadtmauern erhalten. (Ebend. 1764. 4.) Von den ersten Begebenheiten der Stadt Lauban. (Ebend. 1765. 4.) Von den zehnjährigen Schicksalen Laubans von 1756—1766. (Ebend. 1766. 4.) Von der Beschaffenheit der Laubanischen Schule (Ebend. 1774. 4.) u. a. m. Ungleich wichtiger war der Theil seiner Programme, deren Inhalt Gegenstände der Dogmatik und christlichen Moral bildeten. Dahin gehören unter anderen die folgenden: Wahrhaftigkeit Gottes in seinen Drohungen. (Lauban 1757. 4.) Die Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit. (Ebend. 1758. 4.) Das Schicksal der Menschen zur Zeit der Sündfluth. (Ebend. 1759. 4.) Von den verschiedenen Wirkungen der zeitlichen Strafen Gottes auf das menschliche Herz. (Ebend. 1761. 4.) Von den Ursachen des Selbstmordes. (Ebend. 1770. 4.) Von der Rechnung des Menschen auf Gottes Fürsorge. (Ebend. 1772. 4.) Ueber die Unsterblichkeit der Seele nach dem Phädon von Moses Mendelssohn. (Ebend. 1772. 4.) Ueber den Mangel der sinnlichen Beweise von der Unsterblichkeit der Seele (Ebend. 1773. 4.) u. a. m. Unter den Drangsalen des siebenjährigen Krieges fand er, nach seinem im J. 1762 erschienenen Programme, „eine reiche Quelle des Trostes." Literarische Erscheinungen, durch die er die Sittlichkeit gefährdet glaubte, fanden an Göbel einen entschiedenen Gegner. Nicht blos gegen Nicolai, auch gegen Goethe schwang er die Geißel der Satyre in dem Programme: „Die Viehseuche unter den Menschen, dem Leben und Meinungen des M. Sebaldus Nothanker und den Leiden des jungen Werther's entgegengestellt." (Lauban 1775. 4.) Aus einzelnen Beispielen suchte er kurz vor seinem Tode (1795) darzuthun, daß der Nationalismus den Offenbarungsglauben nicht beeinträchtige*). (*Heinrich Döring.*)

GÖBEL (Johann Samuel), geboren zu Rappensdorf unweit Dresden, studirte zu Leipzig die Rechte. Im J. 1785 ward er Actuar bei den gräflich Werther'schen Gerichten zu Eythra. Eine gleiche Stelle bekleidete er seit dem Jahre 1786 bei dem Amte Frauenstein. Er übernahm hierauf eine Hofmeisterstelle bei den Söhnen des Kreiscommissairs von Carlowitz bei Freiberg. Noch im J. 1787 ward er Privatsecretair des Oberfloßaufsehers von Carlowitz zu Ottendorf, im J. 1790 Accessist bei dem Amte Dresden und bald nachher Viceactuar daselbst. Günstig für die Fortsetzung seiner Studien war sein Aufenthalt in Wittenberg, wohin er zwei Söhne eines Herrn von Globig im J. 1791 begleitet hatte. Im J. 1794 ward ihm die Aufsicht und Ordnung einer Bibliothek übertragen, die der geheime Kriegsrath von Ponikau der Universität Wittenberg geschenkt hatte. Noch in dem genannten Jahre ward er als kurfürstlich sächsischer außerordentlicher Finanzsecretair in Dresden angestellt. Er starb dort am 17. Oct. 1798. Anonym gab er ein Handbuch für Notarien (Freiberg 1793. 8.) heraus. Ebendaselbst erschien von ihm unter seinem Namen im J. 1794 ein Beitrag zur Statistik unter dem Titel: Ursprung, Geschichte und Verfassung der Consistorien in den chursächsischen Landen. Ins Teutsche übersetzte er eine von dem Professor Schott in Leipzig geschriebene lateinische Dissertation: Von der öffentlichen Vorladung in Verlassenschaftssachen der Abwesenden, nach chursächsischen Rechten. (Freiberg 1793. 8.) In Weiße's

*) Vergl. Fikenscher's Gelehrtes Fürstenthum Baireuth. 3. Bd. S. 78 fg. Adelung's Fortsetzung und Ergänzungen zu Jöcher's Gelehrtenlexikon. Meusel's Lexikon der vom Jahre 1750—1800 verstorbenen deutschen Schriftsteller. 4. Bd. S. 238 fg.

*) Vergl. Oberlausitzische Nachlese. 1767. S. 203. Lausitzische Monatsschrift. 1795. 2. Bd. S. 121 fg. Otto's Lexikon der Oberlausitzischen Schriftsteller. 2. Bd. 2. Abth. S. 494 fg. Meusel, Lexikon der vom Jahre 1750—1800 verstorbenen deutschen Schriftsteller. 4. Bd. S. 239 fg

Museum für die sächsische Geschichte (1796. 3. Bd. St. 1.) befindet sich von ihm ein Versuch über die Landtagsverfassung im Hochstifte Merseburg*). (*Heinrich Döring.*)

GÖBEL (Johann Wilhelm von), geboren zu Hörter in Westfalen, studirte zu Jena die Rechte. Zu seiner höheren Ausbildung besuchte er noch die Universitäten Königsberg, Rinteln und Helmstädt. Seine Vermögensumstände erlaubten ihm mehre Reisen durch einen großen Theil von Holland, Frankreich und Teutschland. Eine Zeit lang unterstützte er Leibnitz bei seinen literarischen Arbeiten. Im J. 1717 ging er nach Helmstädt, wo er eine ordentliche Professur der Rechte erhielt. Er starb dort am 6. März 1745, geschätzt wegen seiner gründlichen Kenntnisse in der Jurisprudenz und in mehren andern wissenschaftlichen Fächern. Unter seinen vielen Schriften bezogen sich die meisten auf das Staatsrecht. Erwähnung verdienen vorzugsweise seine Commentatio de Archiofficiorum S. R. Imp. origine et Archithesaurario. (Helmstad. 1710. 8.) De jure et judicio rusticorum fori germanici. (Ibid. 1723. 4.) Noch im J. 1742 ward diese Schrift neu aufgelegt. Seine im J. 1735 herausgegebenen Helmstädtischen Nebenstunden erschienen, mit einer Vorrede von H. G. Franke begleitet, in einer neuen Auflage (1737) unter dem Titel: „Gründliche und vollständige Abhandlungen aus dem Staatsrechte und der Geschichte." Mit schätzbaren Anmerkungen gab Göbel 1730 Conring's Werke in sieben Foliobänden heraus †). (*Heinrich Döring.*)

GÖBEL (Karl Christian Traugott Friedemann), Professor der Chemie und Staatsrath in Dorpat, wurde am 21. Febr. 1794 zu Niederrosla im Weimarischen geboren, wo sein Vater Pfarrer war. Er genoß Unterricht im väterlichen Hause und in der Stadtschule zu Buttstädt, kam 1809 als Lehrling in eine Apotheke in Eisenach und begab sich 1813 auf die Universität Jena, wo er unter Döbereiner Chemie studirte und auch bald dessen Famulus wurde. Im J. 1818 übernahm er von einem Oheime die Universitätsapotheke in Jena, habilitirte sich dann im J. 1819 für pharmaceutische Chemie und errichtete bereits im J. 1821 ein pharmaceutisches Institut, worüber er in zwei kleinen Schriften (Plan der pharmaceutischen Lehranstalt in Jena. 1822. und: Ueber die wissenschaftliche Ausbildung junger Pharmaceuten, in Beziehung auf die Lehranstalt des Verfassers. Jena 1826.) Nachricht gab. Er wurde im J. 1825 außerordentlicher Professor in Jena und folgte im J. 1828 dem Rufe als ordentlicher Professor der Chemie in Dorpat. Das von Göbel begründete pharmaceutische Institut in Jena hörte aber mit dessen Weggange von Jena nicht auf, erlangte vielmehr allmälig einen immer größeren Ruf in der pharmaceutischen Welt. Zwei akademische Freunde Göbel's, der medicinische Privatdocent Dr. Theile und der Professor der Mathematik Wahl verbanden sich nämlich mit dem von Göttingen zu diesem Zwecke herbeigezogenen Dr. Wackenroder zu gemeinschaftlicher Fortführung des Institutes, welches nach einigen Jahren in Wackenroder's Hände allein überging, weil Professor Wahl im J. 1831 starb, Professor Theile aber 1834 einem Rufe an die neuerrichtete berner Hochschule folgte.

Göbel entwickelte in Dorpat ungemeine Thätigkeit im Lehrfache sowol, wie auch in administrativen Verhältnissen und die russische Regierung schenkte ihm ganz besonderes Vertrauen, namentlich nachdem er im J. 1834 eine große Reise durch die Steppen des südlichen Rußlands, insbesondere durch die Kirgisensteppen zwischen der Wolga und dem Uralflusse unternommen hatte. So besuchte er 1838 im Auftrage der russischen Regierung die technischen Anstalten Teutschlands. Er wohnte ferner den in Petersburg gepflogenen Berathungen über die Errichtung eines pharmaceutischen Institutes in Dorpat bei, besorgte dann die erste Einrichtung dieses Institutes, dessen Director zunächst Apotheker Siller wurde und bereiste hierauf im J. 1843 im Auftrage der Regierung nochmals Teutschland, diesmal zur Untersuchung der pharmaceutischen Institute. Unmittelbar nach der Rückkehr von dieser Reise erlitt er übrigens einen Schlaganfall, der allerdings gehoben wurde, später aber doch repetirte und den thätigen Mann am 27. Mai 1851 der russischen Zeitrechnung, d. h. am 8. Juni 1851 rasch dahinraffte.

Im Archiv für Pharmacie 1852. 1. Bd. S. 337, wo sich biographische Nachrichten über Göbel befinden, werden nicht weniger als 61 in Journale gelieferte Arbeiten aufgezählt. Außerdem verfaßte Göbel folgende Schriften: Grundlinien der pharmaceutischen Chemie und Stöchiometrie. (Jena 1821.) Zweite Auflage unter dem Titel: Handbuch der pharm. Chemie. (Eisenach 1827.) Dritte Auflage 1840. Arzneimittelprüfungslehre oder Anleitung zur Untersuchung und Prüfung der chemisch-pharmaceutischen Präparate. (Schmalkalden 1824.) Neue [Titel-] Aufl. (Leipzig 1833.) Pharmaceutische Waarenkunde. 2 Bde. (Eisenach 1827—34.) (Nur die fünf ersten Hefte sind von Göbel; die übrigen neun Hefte besorgte Professor Kunze in Leipzig.) Die Lagerstätte der Diamanten im Uralgebirge, von Göbel und M. von Engelhardt. (Riga 1830.) Reise in die Steppen des südlichen Rußland von Fr. Göbel, C. Clausen und A. Bergmann. 2 Bde. (Dorpat 1838.) Ueber den Einfluß der Chemie auf die Ermittelung der Völker der Vorzeit. (Erlangen 1842.) Das Seebad bei Pernau an der Ostsee. (Dorpat 1845.) Die Grundlehren der Pharmacie. (Erlangen 1. Bd. 1843. 2. Bd. 1844. 3. Bd. 1845. 4. Bd. 1846.) Agriculturchemie für Vorträge auf Universitäten. (Erlangen 1849.) Dritte Auflage von J. R. Wagner. (Erlangen 1858.) (*Fr. Wilh. Theile.*)

GÖBEL (Matthias), teutscher Jurist, im J. 1630 geboren, studirte auf der Universität zu Jena die Rechtswissenschaft und ließ sich, nachdem er daselbst durch die Vertheidigung seiner Dissertation: De jure accrescendi (Jenae 1652. 4.), unter dem Vorsitze des Professors

*) Vergl. Kläbe's Neuestes gel. Dresden S. 43 fg. Meusel, Lexikon der vom Jahre 1750—1800 verstorbenen deutschen Schriftsteller. 4. Bd. S. 242.

†) Siehe Vita Goebelii per *Ch. Breithaupt.* (Helmstad. 1748. 8.) Pütter's Literatur des deutschen Staatsrechts. 1. Th. S. 400. Baur's Neues histor.-biograph.-literarisches Handwörterbuch. 2. Bd. S. 466.

Georg Adam Struve die juristische Doctorwürde erlangt hatte, zu Bautzen in der Oberlausitz nieder, wo er zum Bürgermeister erwählt wurde und diese Stelle bis zu seinem Tode bekleidete. In seinen Mußestunden beschäftigte er sich indessen fortwährend mit der Jurisprudenz und den damit verwandten Fächern und erntete als Schriftsteller besonders durch sein Werk über das Papstthum großen Beifall. Er gab es, um sich keine Unannehmlichkeiten zuzuziehen, unter dem falschen Namen Theodosius Gibellinus unter dem Titel: Caesareo-Papia Romana, worinnen die politischen Geheimnisse des Päbstlichen Stuhles, durch welche derselbe eine Ober-Herrschafft über die Christenheit einzuführen getrachtet und sich bißhero in seiner Hoheit erhalten hat, vorgestellet werden (Frankfurt und Leipzig 1684. 8.), heraus. Da darin die Ansichten Puffendorf's verfochten und weiter ausgeführt werden, so schrieb man diesem das Werk zu, welches auch noch in der zweiten Auflage (Frankf. und Leipz. 1691. 8.) ohne Namen erschien. Erst auf dem Titel der dritten von Chr. Gottfr. Hoffmann besorgten Ausgabe (Leipzig und Budissin 1720. 4.) wird der Verfasser genannt und dieser eine reiche Sammlung von diesem hinterlassener Anmerkungen beigefügt. „Das Absehen des Scribenten," sagt Hoffmann, „ist dahin gegangen, das Gebäude der geistlichen Monarchie, woran die Päbste so viele Secula nacheinander gearbeitet, der Welt in seinem Grund-Risse vorzustellen und die wohlausgesonnenen Zierrathen und geheimden Handgriffe, wormit an den Zusammenhang dieser weitläuffigen Machine bedeckt gehabt, abzunehmen, damit man desselben Grund und eigentliche Beschaffenheit einsehen könte." Göbel starb am 30. Juli 1698 zu Bautzen*). (*Ph. H. Külb.*)

GÖBEL (Sebastian), teutscher Theolog, im J. 1628 zu Dresden geboren, wurde nach der Beendigung seiner Studien zuerst Sonnabendsprediger an der Nicolaikirche zu Leipzig und im J. 1669 Abt des Klosters Bergen bei Magdeburg, wo er im J. 1685 starb. Unter seinen Schriften fand seine Anleitung zur Kanzelberedsamkeit (Methodologia homiletica. Lipsiae 1672. 8. und 1678. 8.) bei seinen Zeitgenossen den größten Beifall; jetzt dürfte sein „Evangelischer Gebeth- und Liederschatz" (N. Ausg. Nürnberg 1707. 12.) der darin enthaltenen älteren Lieder wegen den meisten Werth haben; seine übrigen Schriften (Disputationes de pactis et foederibus Dei cum hominibus, De analysi textuum, Programma invitatorium ad saecularem Formulae concordiae memoriam, Christianae vitae regulae, d. i. Jesum liebender Seelen tägliche Himmels-Reise oder gottselige Betrachtungen, christliche Lebensregeln und Gebete, Thesaurus evangelicus und Cibus foeminarum coelestis seu sacer orandi et cantandi libellus) sind jetzt völlig entbehrlich geworden †). (*Ph. H. Külb.*)

*) Vergl. Chr. Gottl. Jöcher, Gelehrtenlexikon. 2. Bd. S. 1041.

†) Vergl. Chr. Gottl. Jöcher, Gelehrtenlexikon. 2. Bd. S. 1039.

GÖBEL (Severin), Arzt, geb. zu Königsberg in Preußen am 25. Juni 1530, studirte an der eben neu errichteten Hochschule seiner Vaterstadt und weiterhin in Wittenberg, woselbst er auch die Doctorwürde erlangte. Nachdem er in ärztlicher Stellung beim Landgrafen von Hessen, beim Herzoge von Coburg, beim Kurfürsten von Brandenburg und beim Herzoge von Preußen gewesen war, erhielt er im J. 1583 eine ordentliche Professur der Medicin in Königsberg. Göbel hat mehre im Ganzen unbedeutende Schriften verfaßt. Am beachtenswerthesten darunter ist eine Abhandlung über den Bernstein, die auch in den Acta borussica und bei Konrad Gesner (De fossilibus) abgedruckt ist. Er starb in Königsberg am 5. Jan. 1612. (*Fr. Wilh. Theile.*)

GÖCHHAUSEN (Ernst August Anton von), geb. am 15. Juli 1740 zu Weimar, wo sein Vater, Johann Anton Friedrich von Göchhausen, Rittmeister und Kammerjunker war. Den ersten Unterricht erhielt Göchhausen durch Hauslehrer, unter deren Leitung sich seine Fähigkeiten rasch entwickelten. Noch sehr jung folgte er seinem Vater nach Eisenach, wohin derselbe als Schloßhauptmann versetzt worden war. Die Lage seiner Aeltern, die im Laufe des siebenjährigen Krieges einen großen Theil ihres Vermögens eingebüßt hatten, nöthigte ihn, den anfänglichen Plan, sich den Studien zu widmen, im J. 1758 wieder aufzugeben. Er trat um diese Zeit in preußische Dienste als Page bei dem Prinzen Heinrich, dem Bruder Friedrich's des Großen. Im J. 1759 ward er Officier in dem Regimente Anhalt-Bernburg. Er machte den größten Theil des siebenjährigen Krieges mit, unter anderen die blutigen Schlachten bei Züllichau und Liegnitz, wo er gefährlich verwundet ward. In Halle, wo sein Regiment in Garnison lag, fand seine Liebe zu den Wissenschaften reichliche Befriedigung durch seinen Eintritt in die Zirkel der geistreichen Prinzessin von Anhalt-Bernburg. Er ward dort auch mit Klotz, Krause, Meyer und anderen Gelehrten bekannt. Am engsten schloß er sich dem als ascetischen Schriftsteller bekannten Oberconsistorialrathe Tiede an, der damals noch Feldprediger bei dem anhalt-bernburgischen Regimente war. Wichtig in mehrfacher Hinsicht und von bedeutendem Einflusse auf seine späteren Lebensverhältnisse war Göchhausen's Eintritt in den Freimaurerorden. In Eisenach, wohin er als Werbeofficier geschickt worden war, erfreute er sich des Wiedersehens seiner Aeltern. Dort fand er auch einflußreiche Freunde, die ihm Aussichten auf eine Anstellung im weimarischen Civildienste eröffneten. Des Militairlebens längst überdrüssig, bat er um seinen Abschied, den er nicht ohne große Schwierigkeiten erhielt. Der Prinz soll ihn sogar durch die Drohung, ihn auf die Festung zu schicken, zur Zurücknahme seines Gesuchs zu bewegen gesucht haben. Im J. 1769 verließ er die preußischen Dienste. Er ward um diese Zeit als Assessor bei dem Kammercollegium zu Eisenach angestellt, einige Jahre nachher zum wirklichen Rathe und im J. 1784 zum geheimen Kammerrathe ernannt. Gründliche Kenntniß seines Faches, leichter und sicherer Ueberblick des

Geschäftsganges und rastlose Thätigkeit bezeichneten, verbunden mit einem streng rechtlichen Charakter, seinen Wirkungskreis als Staatsbeamter. Im J. 1802 ward er zum Director der eisenachischen Kammer und nach deren Vereinigung mit der weimarischen im J. 1809 zum geheimen Rathe ernannt. Als eisenachischer Schloßhauptmann feierte er im J. 1819 sein Dienstjubiläum. In gerechter Anerkennung seiner Verdienste hatte er das Ritterkreuz des Falkenordens und späterhin das Komthurkreuz erhalten. Er starb am 23. März 1824 im 84. Jahre. Literarische Beschäftigungen hatten Zeitlebens großen Reiz für ihn. Bescheidenheit hielt ihn jedoch ab, sich als Autor öffentlich zu nennen. Anonym erschien daher der bei weitem größere Theil seiner zahlreichen Schriften im Fache der Aesthetik, der praktischen Philosophie, der Politik und besonders des geheimen Ordenswesens. Die meisten seiner Schriften fallen in die Jahre 1772—1798. Den „Natürlichen Dialogen," mit denen er im J. 1772 seine literarische Laufbahn eröffnete, folgten einige dramatische Versuche, unter anderen: Das Werther-Fieber (Leipzig 1776), in welchem er die sentimentale Richtung der Zeit bekämpfte. Das Gebiet der praktischen Philosophie betrat er in dem Fragment der Geschichte eines Menschensohnes (Eisenach 1787. 8.), in den Materialien zur Geschichte des Sokratismus (1788. ohne Angabe des Druckortes), in dem Büchlein zur Beförderung einfältiger Lebensweisheit (Erfurt 1790. 8.) u. a. m. Unter dem Namen Martin Sachs gab er heraus: „Meines Vaters Hauschronika, ein launiger Beitrag zur Lebensweisheit, Menschen- und Weltkunde. Mit Belegen, Anekdoten und Charakterzügen" (Erfurt 1790. 8.)[1]. Seine Ansichten über die Politik legte er nieder in seiner zu Frankfurt am Main im J. 1795 erschienenen Schrift: „Meine Wanderung durch die Rhein- und Maingegenden und die preußischen Cantonirungsquartiere im Februar 1794; nebst Nachrichten über die Mainzer Klubbisten u. s. w." Die größte Sensation unter seinen Schriften machte seine, wie die meisten anonym erschienenen, „Enthüllung des Systems der Weltbürger und Republik, in Briefen aus der Verlassenschaft eines Freimaurers, wahrscheinlich manchem Leser zu spät publicirt." Diese Schrift erschien mit dem angeblichen Druckorte Rom im J. 1786 und sein „Aufschluß und Vertheidigung" des erwähnten Systems zu Leipzig 1787. 8. In eine frühe Zeit fällt seine unter dem Titel: M... R.... (Meine Reisen) im J. 1773 erschienene Schrift, die im J. 1776 zum dritten Male gedruckt seinen literarischen Ruf begründete. Dem zweiten Theile, der eine Reihe von Jahren später zu Eisenach im J. 1798 erschien, fügte Göchhausen seinen Namen bei. Die neueste Auflage dieser vielgelesenen Schrift erschien zu Leipzig 1807, mit Kupfern[2]. (*Heinrich Döring.*)

1) Wegen dieser Schrift vertheidigte er sich in Wieland's Neuem Deutschen Merkur. 1797. St. 9. S. 141 fg. 2) Vergl. Hoffmann's Wiener Zeitschrift. 1792. Heft 9. S. 321 fg. 329. Heft 10. S 304. Meusel's Gel. Deutschland. 2. Bd. S. 593 fg. 9. Bd. S. 435. Neuer Nekrolog der Deutschen. Jahrg. II. Heft 2. S. 613 fg.

GÖCKEL (Christian Ludwig), teutscher Arzt, am 31. Dec. 1662 zu Gräfentonna unweit der Unstrut in Sachsen-Gotha, wo sein Vater, Veit Ludwig Göckel, gothaischer Hofrath und Kanzleidirector war, geboren, widmete sich zu Jena unter der Leitung des berühmten Lehrers Georg Wolfgang Wedel der Arzneiwissenschaft und erlangte, nachdem er unter dem Vorsitze desselben drei Abhandlungen (De convulsione ad praxin clinicam accommodata. Jenae 1683. 4. De Purgantibus. Jenae 1684. 4. und De hydrope. Jenae 1685. 4.) vertheidigt hatte, die medicinische Doctorwürde. Auf die Empfehlung Joh. Georg Volckamer's, des Seniors des Medicinalcollegiums zu Nürnberg und Präsidenten der kaiserlichen Akademie der Naturforscher, wurde er alsbald nach der Beendigung seiner Studien als Physicatsarzt zu Hersbruck bei Nürnberg angestellt. In diesem Wirkungskreise erwarb er sich bei einer ausgedehnten Praxis so großen Ruhm, daß ihn der Herzog von Sachsen-Gotha bereits im J. 1692 zu seinem Leibarzte und geheimen Rathe ernannte. Im J. 1711 ging er in derselben Eigenschaft in die Dienste des Markgrafen von Baden-Baden über und begleitete denselben auf einer Reise durch Teutschland und Italien. Während seines Aufenthaltes zu Rom wurde er von dem Papste Clemens XI. körperlicher Leiden wegen zu Rathe gezogen und da sich dieser bei der Befolgung desselben sehr wohl befand, mit Ehrenbezeigungen überhäuft. Im J. 1722 trat er als Leibarzt und geheimer Rath in würtembergische Dienste und im J. 1733 wurde er in derselben Eigenschaft nach Baireuth berufen; aber schon zwei Jahre später (1735) verließ er den Hofdienst und zog sich nach Nürnberg zurück, wo er am 23. August 1736 starb. Göckel war durch seine ausgedehnte Praxis so sehr in Anspruch genommen, daß er für sein Fach als Schriftsteller nur wenig thätig sein konnte, auch lieferte er außer den oben erwähnten Dissertationen nur einige Beiträge zu den Schriften der kaiserlichen Akademie der Naturforscher, in welche er bereits im J. 1696 als Mitglied unter dem Namen Alexippus aufgenommen worden war*). (*Ph. H. Külb.*)

GÖCKEL (Christoph Ludwig), der Sohn des Vorhergehenden, im J. 1689 zu Hersbruck geboren, widmete sich der Arzneiwissenschaft zu Tübingen und Jena und erlangte nach der Vertheidigung zweier Abhandlungen (De incubo und De serpentaria Virginiana) auf der letzteren Universität unter dem Vorsitze G. W. Wedel's die medicinische Doctorwürde. Nach der Beendigung seiner Studien machte er zu seiner weiteren Ausbildung eine Reise durch Teutschland, Holland, England und Frankreich und ließ sich dann zu Nürnberg nieder, wo er zum Hospitalarzte ernannt wurde und sich bald einen so großen Ruf erwarb, daß ihn mehre benachbarte Fürsten und Grafen als ihren Leibarzt wählten. Im J. 1715

*) G. Andr. Will, Nürnbergisches Gelehrtenlexikon u. d. W. Joh. Chr. Adelung, Fortsetzung und Ergänzungen zu Chr. Gottl. Jöcher's Gelehrtenlexikon. 2. Bd. S. 1503. Fr. C. Gottl. Hirsching, Historisch-literarisches Handbuch. 2. Bd. Abth. 2. S. 95. Biographie générale. Tom. XX. p. 873.

wurde er unter dem Namen Philostorgius in die kaiserliche Akademie der Naturforscher aufgenommen und lieferte einige Beiträge zu den Schriften derselben *).
(*Ph. H. Külb.*)

GÖCKEL (Heinrich Laurenz), ein Sohn des vorhergehenden Christ. Ludw. Göckel, am 1. Mai 1718 zu Nürnberg geboren, widmete sich zu Jena und Halle der Rechtswissenschaft und erlangte zu Altdorf nach der Vertheidigung einer sehr gründlich gearbeiteten Abhandlung (De regali fodiendi nitrum. Altorf. 1741. 4.) die juristische Doctorwürde. Im J. 1749 wurde er als Syndicus der Republik Nürnberg angestellt und wirkte hier seit 1751 als Consulent an dem Untergerichte und von 1753 in derselben Eigenschaft an dem Stadtgerichte; auch nahm er Theil an dem sechsten Bande des von German Philoparchus (Christian Heinr. Schweser) herausgegebenen und zu jener Zeit berühmten und sehr verbreiteten Werkes: Der kluge Beamte oder Informatorium juridicum officiale, d. i. Unterricht, wie sich ein kluger Beamter bei seines Prinzipalen hohen Regalien verhalten soll (Nürnberg 1751. 4.) †). (*Ph. H. Külb.*)

GÖCKEL (Philipp Caspar), Bruder des Vorhergehenden, am 27. Aug. 1720 zu Nürnberg geboren, studirte zu Jena und Helmstädt die Arzneiwissenschaft und erlangte auf der letzteren Universität nach der Vertheidigung einer botanischen Abhandlung (Disputatio sistens meditationes et animadversiones in novum systema botanicum sexuale Linnaei. Helmst. 1741. 4.) die medicinische Doctorwürde. Er machte darauf zu seiner weiteren Ausbildung mehre Reisen und hielt nach seiner Zurückkunft in seiner Vaterstadt anatomische und chirurgische Vorlesungen. Im J. 1752 wurde er zum Garnisonsarzte ernannt. Das von ihm begonnene naturhistorische Werk: Angenehmer und nützlicher Zeitvertreib mit Betrachtung curieuser Vorstellungen allerhand kriechender, fliegender und schwimmender Thiere, nach der Natur gezeichnet, gemalet und in Kupfer gestochen (Nürnberg 1748. Fol.), wurde von dem bekannten Naturforscher G. L. Huth zu Ende geführt ††). (*Ph. H. Külb.*)

GÖCKINGK (Friedrich Leopold Günther von), wurde am 13. Juli 1748 in dem unweit Halberstadt gelegenen Orte Gröningen geboren, wo seine Familie ein Gut besaß und mehre Generationen hindurch die königliche Domaine daselbst verwaltet hatte. Sein Vater war zugleich Mitglied der Kriegs- und Domainenkammer in Halberstadt, was ihn wahrscheinlich veranlaßte, diesen Ort zu seinem Wohnsitze zu wählen. Göckingk hatte damals kaum sein zweites Lebensjahr erreicht. In der Domschule zu Halberstadt empfing er den ersten Unterricht. Die Schuldisciplin scheint nicht streng gewesen zu sein, weil sie dem lebhaften Knaben erlaubte, allerlei muthwillige Streiche auszuüben. Göckingk war unter zehn Geschwistern, die größtentheils früh starben, der Liebling seines Vaters, der jedoch mitunter verdrießlich ward, wenn er wiederholte Klagen über die leichtfertigen Streiche seines Sohnes vernahm. Er untersagte ihm daher den Gebrauch eines ihm geschenkten kleinen Pferdes. Von dem Kutscher wußte sich Göckingk jedoch mit Hilfe seines Taschengeldes die heimliche Zäumung seines Rosses zu erschmeicheln, dessen Hufe, mit Filzsohlen beschuht, seine Tritte durch die Hausflur nicht verriethen. In nicht geringe Verlegenheit setzten seinen Vater die Mönche des Franziskanerklosters zu Halberstadt, welche sich bitter darüber beklagten, daß sein Sohn sich nicht gescheut habe, zur Vesperzeit in die Kirche hineinzureiten und so ihren Gottesdienst zu stören. Diesmal entging der muthwillige Knabe nicht der verdienten Strafe, die auf sein zartes Gemüth den tiefsten Eindruck machte und ihn den festen Vorsatz fassen ließ, sich vor ähnlichen Vergehungen zu hüten. In dem Pädagogium zu Halle, wohin er von seinem Vater in seinem 15. Jahre gesandt worden war, fand Göckingk einen an Geist und Gemüth ihm verwandten Mitschüler. Es war der später als Dichter berühmt gewordene Gottfried August Bürger. Die Zuneigung der beiden talentvollen und lebhaften Knaben verwandelte sich bald in eine innige Freundschaft, die ihr ganzes Leben hindurch fortdauerte. Immer konnte jedoch Göckingk seinen Muthwillen nicht ganz zügeln, der ihn häufig in Verlegenheit brachte und in manche Händel, sogar einst in einen jugendlichen Zweikampf verwickelte. Gewöhnlich aber wurden diese Zwiste auf dem Wege der Güte beigelegt, da Göckingk nicht lange zürnen konnte und schnell die Hand zur Versöhnung bot. Seiner Gutmüthigkeit und Gefälligkeit wegen war er, ungeachtet seiner oft verletzenden Aeußerungen, von dem größeren Theile seiner Mitschüler geachtet und geliebt. Freigebig unterstützte er Jeden, der es bedurfte, mit seinem Taschengelde, oft in Fällen, wo ihm selbst wenig übrig blieb.

Hinsichtlich seiner wissenschaftlichen Fortschritte scheint ihm von seinen Lehrern selten ein Vorwurf gemacht worden zu sein. Jeder Anregung von Außen kam sein rastloses Streben zuvor, seine Mitschüler an Kenntnissen zu übertreffen. Sein Ehrgeiz kannte keine Grenzen. Zu poetischen Versuchen ward er durch seinen Wetteifer mit Bürger ermuntert. Aber auch der Inspector des Pädagogiums, Magister Schrader, gleichfalls ein Freund der Dichtkunst, war weit entfernt, seine Neigung und sein Talent zur Poesie zu unterdrücken. Er stand ihm vielmehr aufmunternd und belehrend zur Seite. Auch war es Schrader, der den lebhaften Knaben von manchen drückenden Fesseln der Schuldisciplin befreite und indem er ihn auf den Weg des Rechts, der Tugend und der Religion hinwies, seinem zarten und von oft wechselnden Eindrücken beherrschten Gemüthe feste Grundsätze einflößte.

In seinem 17. Jahre (1765) eröffnete Göckingk seine akademische Laufbahn in Halle. Er widmete sich dem Studium der Jurisprudenz und Kameralistik. Neben seiner wissenschaftlichen Bildung blieb er auch den Musenkünsten ergeben. Mit einem zarten Gefühle und reger Empfänglichkeit für alles Große und Schöne, vereinigte er eine feste Willenskraft und einen gewissen Stolz, der

*) Will a. a. O. Adelung a. a. O.

†) Will und Adelung a. a. O.

††) Will und Adelung a. a. O.

ihn abhielt, von der erlangten größeren Freiheit einen Gebrauch zu machen, den er unter seiner Würde hielt. Sorgsam hütete er sich vor Schulden, durch die sich einer seiner älteren Brüder in große Verlegenheit gestürzt und seinem Vater viel Kummer verursacht hatte. Die Lectüre der vorzüglichsten alten und neuern Schriftsteller hatte seinen Geschmack gebildet und durch den Umgang mit gleichgesinnten Freunden und mit dem weiblichen Geschlechte seinen Vergnügungen eine edlere und feinere Richtung gegeben, die ihm die rohen Ausbrüche wilder Lustigkeit durchaus verleidete. Erholung nach ernsten Studien suchte und fand er bei den Musen.

Göckingk hatte sein 20. Jahr erreicht, als er im Jahre 1768 in das väterliche Haus zurückkehrte. Er ward um diese Zeit als Referendarius bei der königl. preußischen Kriegs- und Domainenkammer in Halberstadt angestellt. Dort hatte Gleim einen Kreis von talentvollen jungen Männern um sich versammelt, die sich später als Dichter einen geachteten Namen erwarben. Zu diesem Kreise gehörten Heinse, Michaelis, Klamer Schmidt, Joh. Georg Jacobi, Nathanael Fischer u. A. In diesen Verein ward auch Göckingk aufgenommen. Er schloß sich vorzugsweise an Michaelis an, der sich in mehren Dichtungsarten, besonders auch in der poetischen Epistel, durch leichte Versification, Gedankenfülle und Eigenthümlichkeit der Erfindung ausgezeichnet hatte. Ungemeinen Reiz hatte aber auch für Göckingk die Zartheit und Reinheit der Empfindung in Jacobi's Liedern und die Gluth der Phantasie in Heinse's poetischen Producten. Ebenso ergötzte er sich an den verschiedenen Tonweisen, welche Klamer Schmidt anstimmte, an Gleim's scherzhaften Liedern und an dem unermüdeten Eifer dieses Dichters, den teutschen Helikon anzubauen. Vielfach anregend und ermunternd wurden für Göckingk die mannichfachen Richtungen, welche das poetische Talent jener jungen Männer verfolgte, ohne daß sie einen eigentlichen Nachahmungstrieb in ihm weckten. Immer behauptete er in seinen Poesien einen gewissen Grad von Originalität, den er durch ein fortgesetztes Studium des Horaz erlangt hatte [1]). Sichtbar war in allen seinen dichterischen Erzeugnissen das unablässige Streben nach Correctheit in Gedanken und Ausdruck. In seinem fortgesetzten Briefwechsel mit seinem halleschen Universitätsfreunde Bürger theilte er ihm seine poetischen Producte mit und unterwarf sie seiner Beurtheilung. Zum Epigrammatisten machten ihn seine natürlichen Anlagen von Witz und einer leichten, nicht scharf verletzenden Satyre. Den Vorzug unter allen Gattungen der Dichtkunst gab Göckingk der poetischen Epistel, zu der er sich besonders durch seinen Freund Michaelis hingezogen fühlte. Durch eine ihm eigene geistreiche Redseligkeit erreichte er in der erwähnten Dichtungsart einen solchen Grad von Vollendung, daß er seine Vorgänger weit hinter sich zurückließ und selbst seinen Michaelis übertraf. Ihm stiftete Göckingk, als er im J. 1770 im 26. Jahre starb, ein schönes Denkmal in seiner Epistel an Herrn **, einen jungen Dichter [2]).

Mit der Poesie konnte sich Göckingk bei nicht überhäuften Amtsarbeiten fleißig beschäftigen. Zum Horaz, besonders zu dessen Lehrgedichten, kehrte er immer wieder mit neuem Vergnügen zurück. Der römische Dichter begleitete ihn auf seinen einsamen Spaziergängen. Mitunter nahm er auch wol Urlaub zu einer kleinen Erholungsreise, während er sich in sein Zimmer einschloß, um ganz den Musen zu leben. Außer mehren lyrischen Gedichten, Epigrammen und Episteln, letztere halb in Prosa, halb in Versen geschrieben und größtentheils an Frauenzimmer gerichtet, verfaßte Göckingk damals auch mehre Erzählungen und satyrische Aufsätze, meist in allegorischer Form, die er jedoch nie durch den Druck veröffentlichte. In fortwährender Verbindung blieb er mit dem vorhin erwähnten Dichterkreise, der, wie man mitunter irrig behauptet, Nichts weniger als die Absicht hatte, eine eigene poetische Schule zu begründen. Nur die Liebe zur Kunst wollten die innig mit einander verbundenen Freunde erwecken und nach dem Maße ihrer Kräfte fördern. Jeder folgte in der Poesie seinem eigenen Genius und unterwarf seine Arbeiten einer gemeinschaftlichen Kritik, deren Strenge selten Störungen der allgemeinen Einigkeit zur Folge hatte. Noch in späteren Jahren nennt Göckingk seinen Aufenthalt in Halberstadt die glücklichste Periode seines Lebens. Er verließ diesen Ort nicht, ohne den gesammten Freunden, die zu dem halberstädter Dichterkreise gehörten, in dem Liede: „Anakreon's Erbschaft" ein schönes Denkmal zu stiften [3]).

Fast ohne allen Umgang verlebte Göckingk die ersten Jahre seines Aufenthaltes in Ellrich in der Grafschaft Hohnstein. Im J. 1770 war er bei der dortigen Kammer als Secretair und Kanzleidirector angestellt worden. Die schönen Tage, die er in Halberstadt zugebracht, traten oft vor seine Seele und veranlaßten ihn, wenn er sie mit seiner jetzigen Lage verglich, zu bitteren Klagen in seinen Briefen. Wollte er das Bedürfniß freundschaftlicher Mittheilung befriedigen, so mußte er sich zu einer kleinen Reise entschließen. Zwei Meilen von Ellrich, zu

1) In seinen Gedichten (Frankfurt a. M. 1821. 2. Th. S. 108 fg.) findet man eine an den römischen Dichter gerichtete Epistel.

2) Siehe Göckingk's Gedichte. 1. Th. S. 187 fg. Dort heißt es von Michaelis:

> Er starb, beweint von Drei bis Vieren,
> Die ihn allein gesucht, gekannt,
> Und oft kann nicht ein ganzes Land
> Solch einen Geist, wie den, verlieren.
> Er starb, ein kleines Licht im Leben,
> Dem, was im Glanz des Goldes prahlt,
> Kaum einen Seitenblick gegeben;
> Nur erst im Tode überstrahlt
> Sein Lorbeer Stern' und Ordensbänder,
> Sein Nam' allein den ganzen Schwarm.

3) Das in Göckingk's Gedichten 4. Th. S. 61 fg. abgedruckte Lied beginnt mit den Versen:

> Sollt' Anakreon itzt sterben,
> Und wir wären seine Erben:
> Gleim, der zweit' Anakreon,
> Trüge seine Leier billig
> Vor uns übrigen davon u. s. w.

Kleinwerther bei Nordhausen, lebte der Pfarrer Goldhagen [4]). Es war der einzige Mann, in dessen Umgange er mitunter einige frohe Stunden genoß. In der Umgegend von Ellrich strich er oft einsam umher, sich selbst und seinen Gedanken überlassen. Um seinen Unmuth zu bekämpfen, rief er auch wol dann und wann, wiewol vergebens, die Philosophie zu Hilfe. Einen günstigen Erfolg hatte für ihn der erheiternde Umgang mit den Musen. In seinen poetischen Episteln, die größtentheils während seines Aufenthaltes in Ellrich entstanden, ist oft eine Heiterkeit vorherrschend, die ihm nur seine poetische Stimmung geben konnte [5]). Die Dichtkunst tröstete ihn unter einförmigen und beschwerlichen Amtsgeschäften, die mit seinen geistigen Bedürfnissen in dem grellsten Widerspruche standen. Ermüdet von mechanischen Arbeiten, die seinen Kopf unbefriedigt ließen, sehnte er sich oft nach einem edleren Wirkungskreise.

Wenn Göckingk diesen auch nicht sobald fand, hatte doch das Schicksal schon für ihn gesorgt, ihn einigermaßen mit seiner traurigen Lage zu versöhnen. Auf seinen häufigen Ausflügen in die Umgegend von Nordhausen hatte Göckingk in der dort wohnenden Familie Vogel [6]) zwei liebenswürdige Töchter kennen gelernt, von denen die ältere, Sophie Ferdinande, ein Mädchen von blendender Schönheit, zartem Gefühle und ausgezeichneter Geistesbildung, einen tiefen und bleibenden Eindruck auf ihn machte. Die Bekanntschaft mit Nantchen, wie er sie später in seinen Gedichten feierte, verwandelte sich bald in eine gegenseitige Zuneigung. Göckingk verlobte sich mit dem liebenswürdigen Mädchen, das im J. 1775 seine Gattin ward. Er hatte mit ihr eine fortgesetzte Correspondenz unterhalten und ihre an ihn gerichteten Briefe, meistens ungekünstelte Herzensergüsse, mit Versen beantwortet, in denen er seine Zärtlichkeit in geistvoller Weise aussprach. In den „Liedern zweier Liebenden" hat Göckingk unter dem Namen Amarant dem zarten Verhältnisse zu Nantchen ein schönes Denkmal gestiftet [7]). Sein häusliches Glück war jedoch von keiner Dauer. Gestört ward es durch den Tod seines jüngsten Sohnes und durch eine lange Krankheit seiner geliebten Gattin. Um seine eigene, sehr leidende Gesundheit zu stärken, war er im J. 1781 in die Schweiz gereist, während seine Gattin sich mit ihren beiden Kindern nach Lauchstädt begeben hatte, um das dortige Bad zu brauchen. Die Nachricht von dem Tode seines geliebten Kindes erhielt Göckingk auf der Rückreise aus der Schweiz. Seinen Schmerz bei diesem Verluste schildern die Empfindungen in der Elegie: „Auf den Tod seines Sohnes Moritz Günther" [8]). Ihn erwartete jedoch noch ein neues Misgeschick. Kränker, als er sie verlassen hatte, fand Göckingk bei seiner Heimkehr seine Gattin und nach wenigen Wochen ward auch sie ihm durch den Tod entrissen. Aufs Zärtlichste war sie, die Verstorbene, von ihrer älteren Schwester Amalie gepflegt worden, die sich zugleich des Haushaltes und der Erziehung der Kinder angenommen und dem trostlosen Gatten sein hartes Geschick in mehrfacher Weise erleichtert hatte. Mit einer anmuthigen Gestalt vereinigte sie einen höchst liebenswürdigen Charakter, in welchem Sanftmuth und Herzensgüte als Grundzüge hervortraten. In ihr glaubte Göckingk ein Wesen zu finden, das seine Leiden und Freuden mit ihm theilte. Sieben trübe Monate waren vergangen, als er ihr die Hand am Altare reichte. Er fand keinen Grund, diesen Schritt zu bereuen. Amaliens Besitz machte ihn sehr glücklich. Seine Stimmung war wieder heiterer geworden und selbst seine oft sehr beschwerlichen und geistlosen Amtsgeschäfte schienen ihn minder zu drücken als bisher. Trat ihm auch zuweilen eine trübe Erinnerung an seinen gehabten Verlust vor die Seele, so mußte er sich doch gestehen, daß sein Leben wieder eine über seine Erwartungen günstige Wendung genommen hatte. Immer blieben ihm noch, wenn er seine Dienstarbeiten beseitigt hatte, hinreichende Geisteskräfte zu einer weit verbreiteten Wirksamkeit.

Von dem günstigsten Einflusse war die Wendung, welche seine Schicksale genommen hatten, für Göckingk's dichterische Productivität. Zu den einzelnen Gedichten und Aufsätzen, die er bisher in mehren Almanachen und Zeitschriften geliefert hatte [9]), treten nun noch zahlreiche Beiträge zu dem Göttinger Musenalmanach. Längere

---

4) Eustach Moritz Goldhagen, gestorben 1783 als Superintendent des Fürstenthums Minden und erster Prediger zu Petershagen; s. Meusel's Lexikon der vom Jahre 1750—1800 verstorbenen deutschen Schriftsteller. 4. Bd. S. 278.

5) Mehre dieser Episteln sind an Goldhagen gerichtet, die erste vom Jahre 1771, die letzte vom Juni 1777; s. Göckingk's Gedichte. 1. Th. S. 3 fg. 57 fg. 127 fg. 209 fg.

6) Nicht Vopel, wie in den Zeitgenossen (Dritte Reihe. Bd. 1. Heft 4. S. 12) steht.

7) Die erwähnten „Lieder zweier Liebenden" erschienen zu Leipzig 1777 in Octav, mit Vignetten geziert, und in einer zweiten verbesserten und vermehrten Auflage ebendas. 1779. 8. Einige Lieder hatte Göckingk in dieser zweiten Ausgabe unterdrückt und sie durch neu hinzugefügte Gedichte ersetzt. Amarant's Lieder waren von Göckingk verbessert worden, Nantchen's Lieder dagegen von der Feile gänzlich unberührt geblieben. Eins der schönsten war der Frühlingsmorgen S. 52. In Göckingk's gesammelten Gedichten findet man diese Lieder im dritten Theile S. 1—156. Vergl. neue Bibliothek der schönen Wissenschaften. 21. Bd. St. 2. S. 314 fg. Hirsching's Histor.-literarisches Handbuch rc. 2. Bd. Abth. 2. S. 90 fg. Wieland's Neuer Deutscher Merkur. April 1803. S. 272 fg. Die Göttinger poetische Blumenlese auf das Jahr 1794 enthält noch vier Gedichte als Nachtrag zu den Liedern zweier Liebenden.

8) Siehe Göckingk's Gedichte. 3. Th. S. 166 fg. Dort heißt es unter andern:

> Wein' dich aus, du volles Herz!
> Thränen kannst du nur vergeuden!
> Meiner Liebe bange Leiden,
> Meines Auges Folterschmerz
> Konnt ich mir versingen. Doch
> Meine Lippe jetzt verstummt,
> Denn vor meinem Ohre summt
> Günther's letztes Rufen noch u. s. w.

9) Zu dem Hannöverschen Magazin, zu dem Frankenhäuser Intelligenzblatt (unter dem Namen Obscurus), zum Deutschen Merkur, zu Canzler's und Meißner's Quartalschrift für ältere Literatur und neuere Lectüre, zu den Halberstädtischen gemeinnützigen Blättern, zu Reichardt's Theaterkalender u. a. Journalen. Vergl. Jördens in dem Lexikon deutscher Dichter und Prosaisten 6. Bd. S. 198 fg., wo Göckingk's Beiträge einzeln namhaft gemacht worden sind.

Zeit beschäftigte ihn der umfassende Plan einer Erziehungsanstalt für Töchter höherer Stände. Mit rastlosem Fleiße widmete er sich den Verbesserungen seiner bisherigen Gedichte, die er für eine Gesammtausgabe ordnete. Mit einem weitläufigen Briefwechsel und mit manchem Opfer von Zeit war die von ihm übernommene Redaction einer periodischen Schrift verbunden, die den Titel: „Journal von und für Deutschland" führte. Von diesem Journale erschienen unter seiner Leitung zwölf Stücke mit einem Supplementhefte. Die Fortsetzung dieses Journales überließ Göckingk seinem Freunde Bibra in Fulda. Dazu war er durch mannichfache Verdrießlichkeiten und Verfolgungen, die ihn wegen der Herausgabe jenes Journales trafen, endlich genöthigt worden. Aus Mainz hatte er einen die dortige Justizverwaltung ziemlich scharf tadelnden Aufsatz erhalten und denselben ohne Bedenken in seiner Zeitschrift abdrucken lassen, da er durchaus keinen Grund hatte, den ihm bekannten Einsender für einen Leichtsinnigen oder gar für einen Verleumder zu halten. Von dem Departement der auswärtigen Angelegenheiten in Berlin, bei welchem die mainzer Regierung, durch jenen Aufsatz verletzt, eine Beschwerde eingereicht hatte, ward Göckingk zur Verantwortung gezogen. In einem Briefe an den Professor Schütz in Jena, dem er am 31. Dec. 1784 gestand, daß er bei seinem Journale schon über 1200 Thlr. eingebüßt habe, fügte er hinzu: „Was das Schlimmste ist, so bin ich durch eine Beschwerde des Kurfürsten von Mainz über das Journal in eine Untersuchung verwickelt worden, die mich wol gar noch dahin bringt, die Herausgabe ganz niederzulegen, um nur mit Frieden hinab in die Grube zu fahren" [10]). Durch die härtesten Drohungen konnte er nicht bewogen werden, den Verfasser jenes Aufsatzes zu nennen, der als mainzischer Beamter und als Hausvater einer zahlreichen Familie in diesem Falle ohne Zweifel sein Amt verloren haben und dadurch ins tiefste Elend gerathen sein würde. Selbst von Festungsstrafe sah sich Göckingk bedroht. Der Minister von Herzberg vermittelte endlich die Sache dahin, daß Göckingk sich erklärte, seine Zeitschrift aufzugeben. Er that es nicht ohne Schmerz. Manche schöne Hoffnung hatte er an dies Unternehmen geknüpft. Er hatte demselben seine Kräfte und nach seinem eigenen unlängst erwähnten Geständnisse einen Theil seines Vermögens geopfert. Seine Empfindungen schildert das seinem Journale beigefügte Abschiedswort.

Mit seinem trüben Schicksale versöhnte ihn um diese Zeit wieder ein frohes Familienereigniß. Es war die Geburt seiner Tochter Wilhelmine, die später als Gattin des Forstmeisters von Wurmb auf den schlesischen Besitzungen der in Paris lebenden Herzogin von Dina wohnte. Um diese Zeit war es auch, wo Göckingk in der Nähe von Ellrich sich ein Landhaus bequem und geschmackvoll eingerichtet hatte. In dies Asyl zog er sich zurück, wenn ihn irgend eine poetische Idee ergriff, zu deren Ausführung er der Einsamkeit und Ruhe bedurfte. Dorthin flüchtete er sich auch wol bisweilen, um eine trübe Stimmung, die sich seiner bemächtigte, vor seiner Gattin zu verbergen. Eine solche Stimmung bemächtigte sich seiner bei oft wiederkehrender Erinnerung an die jüngst verlebte traurige Zeit. Sein Blick ruhte voll Schmerz auf den letzten Heften seines abzugebenden Journales, mit deren Anordnung er sich beschäftigte. Seinen Unmuth verscheuchte um diese Zeit, im November 1784, ein Besuch der Schwester der Herzogin von Kurland, Elisa von der Recke, geborenen Gräfin von Medem. Mit dieser geistreichen, auch als Dichterin geschätzten Dame und ihrer sie begleitenden Freundin Sophie Becker, nachmals verheiratheten Schwarz, hatte Göckingk schon seit längerer Zeit in Briefwechsel gestanden. Beide waren auf einer Reise nach Karlsbad begriffen. Von Göckingk, dessen persönliche Bekanntschaft sie zu machen gewünscht hatten, aufs Freundlichste eingeladen, verweilten sie längere Zeit in seinem Landhause. So viel es ihm seine Geschäfte irgend erlaubten, sorgte Göckingk in mannichfacher Weise für die Unterhaltung seiner Gäste. Ausflüge in die romantische Gegend wurden unternommen, selbst eine Reise nach Göttingen, zu Göckingk's Jugendfreunde Bürger, der abwechselnd durch Scherz und Ernst den Gesellschaftskreis zu erheitern suchte, unter anderen durch eine nach vorgeschriebenen Endreimen verfaßte und an Sophie Becker gerichtete Liebeserklärung, welche diese ebenfalls nach vorgeschriebenen Endreimen beantwortete [11]). Von den frohen Tagen, die er verlebt hatte, gab er seinem Freunde, dem Professor Schütz in Jena, am 31. Dec. 1784 eine kurze Nachricht mit den Worten: „Anfangs November erhielt ich einen dreiwöchentlichen sehr angenehmen Besuch von der Schwester der Herzogin von Kurland." Im Gefühle seiner dadurch gestörten Thätigkeit fügte er die Worte hinzu: „welche Abhaltungen, welche Zerstreuungen bei Geschäften wie die meinigen!"

Gleichwol waren diese Zerstreuungen, diese Genüsse des Geistes und Herzens sehr heilsam für Göckingk's verletztes Gemüth. Er fühlte sich wieder erhoben in allen Lebensgefühlen. Im Frühjahre begleitete er seine Gäste, die wieder ihren früheren Wohnsitz zu Wülferode bezogen hatten, auf ihrer abermaligen Reise nach Karlsbad. Dahin kehrte er, nach einem kurzen Aufenthalte in Wien, wo er Alxinger's und Retzer's persönliche Bekanntschaft gemacht hatte, wieder zurück. An der Feier seines Geburtstages auf der Lorenzhöhe, einem der reizendsten Punkte der karlsbader Umgegend nahmen Herder, Goethe, Knebel u. A. Theil, die während seiner Abwesenheit in Karlsbad eingetroffen waren. Auf der Rückreise über Bamberg, Würzburg, Frankfurt und Mainz begleitete Göckingk seine Freundinnen bis Fulda. Dort vollendete er die Geschäfte der Uebergabe seines Journals an den Freiherrn von Bibra, den Neffen des Fürstbischofs von Fulda. Er war noch nicht lange nach Ellrich zurückge-

10) Siehe die Schrift: C. G. Schütz. Darstellung seines Lebens. (Halle 1835.) 2. Bd. S. 108.

11) Siehe Zeitgenossen. Dritte Reihe. 1. Bd. Heft 4, wo diese Reimspiele aus den von Jördens herausgegebenen Denkwürdigkeiten aus dem Leben deutscher Dichter und Prosaisten wieder abgedruckt worden sind.

kehrt, als er sich mit seiner Gattin nach Pyrmont begab, um seine Freundin Elisa von der Recke, die sich mit erschöpften Kräften dorthin begeben hatte, über den Verlust ihres Vaters zu trösten. Als sie sich zu ihrer Schwester, der Herzogin von Kurland begab, kehrte Göckingk wieder nach Ellrich zurück.

Dort erwarteten ihn, nach so genußreichen Tagen, die einförmigsten und beschwerlichsten Amtsgeschäfte, unter deren Last er beinahe erlag. Lebhafter als jemals sehnte er sich nach einem seinen Neigungen und Fähigkeiten mehr entsprechenden Wirkungskreise. Dafür konnte ihn der Titel eines Legationsrathes, den ihm der Herzog von Kurland ertheilte, keinen Ersatz bieten. Um äußere Auszeichnungen war es ihm überhaupt nicht zu thun. Die Poesie blieb immer das Gebiet, in dem er seinen wahren Frieden und das höchste Lebensglück fand. Er fühlte eine unendliche Leere, seit er die Reduction seines Journales aufgegeben hatte. Längere Zeit hatte ihn, wie bereits früher erwähnt worden, die Idee einer Erziehungsanstalt für Töchter höherer Stände beschäftigt. Für diesen Zweck wollte er das halb verfallene Schloß in seiner Vaterstadt Gröningen erwerben und einrichten. Dieser Plan scheiterte. Nicht immer vermochte ihn jedoch die Philosophie für die Entsagung zu trösten, zu der er in solchen Fällen seine Zuflucht nahm [12]). Es schien einmal sein Schicksal zu sein, in allen seinen Erwartungen, wenn nicht getäuscht, doch lange hingehalten zu werden.

Davon überzeugte sich Göckingk in Berlin, wo er im J. 1784 das große Staatsexamen bestanden und dadurch Ansprüche auf eine Stelle bei der Kriegs- und Domainenkammer erlangt zu haben glaubte. Manche minder Berechtigte wurden ihm vorgezogen. Eine ihm übelwollende Gesinnung der höchsten Staatsbehörden konnte er nicht voraussetzen. Nachtheilig war jedoch für ihn das damals in Berlin herrschende Vorurtheil gegen Schriftsteller im Staatsdienste. Durch eine zweimalige Zurücksetzung fühlte sich Göckingk so gekränkt, daß er beschloß, seine Dienstentlassung zu fordern. In einem Briefe an v. Retzer in Wien [13]) äußerte er den Wunsch, als Professor an der dortigen Universität angestellt zu werden. Fast noch lieber war ihm ein Amt bei der kaiserlichen Bibliothek. Die Aussicht, durch den Freiherrn von Swieten in Wien eine Professur der Aesthetik und Geschichte zu erhalten, zerschlug sich wieder. Im J. 1786 ward er endlich als Rath in der Kriegs- und Domainenkammer zu Magdeburg angestellt. Wegen des äußerst geringen Gehalts, der mit dieser Stelle verbunden war, mußte er jedoch seine Familie in Ellrich zurücklassen. Diese neue Beförderung konnte für ihn wenig Erfreuliches haben. In trüber Stimmung schrieb er aus Magdeburg einem Freunde: „Es ist nun einmal mein Loos, immer auf Lebensgenuß hinzuarbeiten und niemals ihn zu gewinnen." Auch in anderen Briefen sprach sich die Unzufriedenheit mit seiner Lage aus. Er lebte fast gänzlich zurückgezogen. Sein Umgang beschränkte sich auf die Familie des Abtes Resewitz im Kloster Bergen, auf den Rector Funk und den Hofrath von Köpken. Zwei Jahre mußte Göckingk, getrennt von Frau und Kindern, „in Magdeburg verseufzen," wie er sich in einem seiner Briefe ausdrückt. Eine günstigere Wendung nahm sein Schicksal durch einige seiner Gönner und Freunde in Berlin. Die Minister von Heinitz und von Schulenburg-Blumberg bewirkten, daß Göckingk im J. 1788, seinem ausgesprochenen Wunsche gemäß, als Land- und Steuerrath nach Wernigerode versetzt wurde. In dem freieren und selbständigeren Wirkungskreise, der sich ihm geöffnet hatte, Alles zu leisten, was irgend in seinen Kräften stand, war Göckingk's fester Vorsatz, von dem er so wenig abwich, daß er sich nur wenig Erholung gönnte. Er arbeitete oft mit fast zu sehr angestrengten Kräften, zum Nachtheile seiner Gesundheit und besonders seiner Augen. Streng gegen sich selbst, war er es auch gegen seine Untergebenen, obgleich sich wol keiner beklagen konnte, hart von ihm behandelt worden zu sein. Seiner Strenge lag immer die reinste Gerechtigkeit zum Grunde. Einem seiner Freunde, der ihm ein zu leidenschaftliches und hartes Verfahren zum Vorwurfe gemacht hatte, antwortete Göckingk: „Glauben Sie mir, daß ich mehr dabei leide, als Sie, wenn ich nach meinen Grundsätzen und Ansichten von Pflicht ein Tiger sein muß. Gott Lob! so lange ich lebe, war ich es noch nie, wenn es meinen Vortheil betraf. Ich gehe nicht reicher aus der Welt, als ich hineingekommen bin, eben weil ich lieber gegeben, als genommen habe." Daß Selbstverleugnung und Uneigennützigkeit zu den Grundzügen in Göckingk's Charakter gehörten, zeigte sich auf mehrfache Weise in seiner amtlichen Thätigkeit. Durch kein Hinderniß ließ er sich schrecken, eingerissene Misbräuche abzuschaffen. Jedem Gesuche lieh er ein geduldiges Ohr und beseitigte ohne Aufschub alle bei ihm angebrachten Beschwerden. In den stärksten Ausdrücken des Unwillens äußerte er sich über die harte und grausame Behandlung der Soldaten, dem Officierstande gegenüber, dessen Willkür er völlig preisgegeben war. Auf den jährlichen Cantonsreisen, wo ihn ein Stabsofficier begleitete, widersetzte er sich aufs Nachdrücklichste den oft zu weit getriebenen Anmaßungen der Militairpersonen. Zu bewundern war es, wie Göckingk bei seiner vielverzweigten und nie rastenden Thätigkeit noch zu literarischen Arbeiten Muße finden konnte. Mehre poetische Erzeugnisse und zum Theil ausführliche Recensionen für die Allgemeine deutsche Bibliothek und für die allgemeine Literaturzeitung, mit deren Herausgeber er in fortgesetztem Briefwechsel stand [14]),

12) So schreibt er unter andern in seiner ersten Epistel an Goldhagen (Gedichte 1. Th. S. 4):

> Seitdem ich sah, wie dich — des Glückes
> So werth — kein Schlag des Mißgeschickes,
> Kein Pfeil der dummen Bosheit kränkt,
> Verging mir schnell der Eigendünkel,
> Für hart gestraft mich anzusehn,
> Daß ich mich hier, in diesen Winkel
> Geworfen, mich soll müde stehn.

13) An den Freiherrn Joseph v. Retzer, k. k. Hofsecretair und Büchercensor, ist auch eine von Göckingk's Episteln gerichtet, datirt vom 22. Oct. 1780; s. Göckingk's Gedichte. 2. Th. S. 135 fg.

14) Siehe die Schrift: C. G. Schütz. Darstellung seines Lebens. (Halle 1835.) 2. Bd. S. 107 fg.

fallen in diese Periode seines Lebens. Er unterhielt zugleich einen fast ununterbrochenen Briefwechsel mit auswärtigen Freunden und Freundinnen. Dessenungeachtet beseitigte er mit großer Gewandtheit, Sachkenntniß und Umsicht die verwickelten Streitigkeiten, die sich damals zwischen dem preußischen Hofe und der fürstlichen Abtei Quedlinburg entsponnen hatten. Friedrich Wilhelm II., der ihn mit diesem Geschäfte beauftragt hatte, ertheilte ihm, in gerechter Anerkennung seiner Verdienste, den preußischen Erbadel. Göckingk fühlte sich durch diese Auszeichnung überrascht, doch zugleich auch in mancher Hinsicht betroffen. Einer seiner Freunde, der im Cabinetsministerium angestellt war, beruhigte ihn darüber mit den Worten: „Sie urtheilen in Ihrem Schreiben über die Ihnen widerfahrene königliche Gnade viel zu bescheiden. Sie ist allerdings darin von den meisten und fast von allen Fällen dieser Art sehr unterschieden, daß sie nicht, wie bei der Landeshuldigung, ein bloßer Erguß der königlichen Huld, sondern eine wahre Belohnung wirklich geleisteter Dienste ist."

Eine trübe Stimmung ist vorherrschend in einem um diese Zeit, am 11. Juli 1790, geschriebenen Briefe Göckingk's an den Professor Schütz in Halle [15]). Er entschuldigt sich wegen seines längeren Schweigens und fügt dann hinzu: „Ich bin gesund, wenigstens dem Leibe nach; meine Seele hat in diesem Frühjahre viel gelitten. Die Aushebung der Rekruten, Stückknechte und Artilleriepferde, die Fouragelieferungen vom Lande in die angelegten Magazine, die Klagen der zurückgebliebenen Soldatenweiber und Kinder — Alles dies hat auf mein Inneres üble Wirkung gehabt. Wie viel Thränen hab' ich gesehen, die ich nicht trocknen konnte; wie viele Seufzer gehört, durch die ich mich nicht rühren lassen durfte! Dazu kam noch der Tod, der freiwillige Tod des edlen Ministers Schulenburg. Es war natürlich, daß diese Nachricht mich heftig erschüttern mußte. Ich hatte so viele Reisen ganz allein mit ihm gemacht; ihn ganz kennen, schätzen und lieben gelernt; hatte nie (für Andere, für mich selbst bat ich nie um etwas) eine Fehlbitte bei ihm gethan und so manches Project durchgesetzt, das meinen äußerst beschwerlichen Dienst mir erträglich machte. In der That verstimmte mich sein Tod so, daß ich zu Nichts mehr aufgelegt war. Ich suchte mich mit Gewalt zu zerstreuen. Da ein Hagelwetter in der Nacht vom zweiten Pfingsttage meine beiden Gärten durchaus verwüstet und mir das einzige Vergnügen geraubt hatte, das mir hier im Garten zur Erholung dient, so mußte ich diese auswärts suchen. Ich habe daher mit meiner Familie kleine Reisen nach dem Brocken, nach Blankenburg und der Roßtrappe gemacht. Dies hat mir so ziemlich den Ton wiedergegeben und da ich seit dem Ausmarsch der Regimenter etwas mehr Muße gewonnen habe, so werde ich bald alle in Ihre Literaturzeitung rückständige Recensionen einsenden. Nur neue zu übernehmen hab' ich mir nicht zugetraut; denn in künftiger Woche fange ich an, mein Departement zu bereisen und vor dem Herbst werde ich zu literarischen Arbeiten keine Zeit haben. — Der Fortgang Ihres Unternehmens macht mir außerordentliche Freude. Ich weiß aus eigner Erfahrung, mit wie vielen Schwierigkeiten man in Deutschland zu kämpfen hat. Wollte der Himmel, ich könnte Ihr Institut thätiger unterstützen. Aber im Preußischen giebt man bei den Stellen im Finanzdienste Pferdearbeit und Zeisigfutter. — Möchte ich doch einmal so viel Zeit gewinnen können, um eine Reise nach Jena zu unternehmen! Für mein Leben möchte ich einen Abend (mehr Zeit wagte ich nicht Ihnen zu stehlen) mit Ihnen und Grießbach verleben. Aber ich sehe vorher, daß ich es bei bloßen Wünschen werde bewenden lassen müssen. — Den lieben Grießbach werde ich wol nicht eher als in jener Welt wiedersehen. Indeß will ich ihn in dieser nie vergessen. Ich habe das Billet, das einzige, das ich von seiner Hand besitze, noch immer so sorgfältig aufgehoben, wie ein Katholik seine Reliquie. Zeigen Sie es ihm, und schicken es mir zurück. Er wird zwar über die Sache lachen, aber ich würde mir selbst weniger gut seyn, wenn mir das Billet minder werth wäre."

Mit unsäglichen Schwierigkeiten und Hindernissen hatte Göckingk zu kämpfen, als er im J. 1793 als geheimer Oberfinanzrath in das Generaldirectorium nach Berlin versetzt ward, wo er sogleich eine Reise nach Polen antreten mußte, um sich mit der Organisation des südpreußischen Departements zu beschäftigen, das aus den Trümmern des Königreichs Polen bestand, die dem preußischen Staate zugefallen waren. Göckingk's Scharfblicke konnte die Wichtigkeit des ihm übertragenen Geschäfts nicht entgehen. Er begriff leicht, daß die Polen für die neue Ordnung der Dinge, ehe man sie einführte, erst empfänglich gemacht werden müßten, wenn aus so widerstrebenden Elementen ein harmonisches Ganze hervorgehen sollte. Göckingk besaß jedoch, wie wenig Andere, die erforderlichen Eigenschaften, um diese schwierige Aufgabe befriedigend zu lösen. Ihm gebrach es weder an Muth, noch an Kraft und Entschlossenheit. Dazu kam sein strenges Rechtsgefühl, das ihn jeder Bestechung unzugänglich machte, sowie seine Beharrlichkeit in Allem, was er unternahm. Erleichtert ward ihm sein Geschäft durch das unbedingte Vertrauen des preußischen Ministers von Voß, der alle seine Vorschläge unbedenklich genehmigte. Mit unermüdeter Thätigkeit brachte Göckingk die Organisation des südpreußischen Departements im Laufe eines Jahres glücklich zu Stande. Seinen Wunsch, bald nach Berlin zurückzukehren, mußte er vor der Hand aufgeben. Ein Schreiben des Ministers von Hardenberg, das er in Posen empfing, enthielt die Worte: „Ich wundere mich nicht, daß Sie geneigt sind, nach Berlin zurückzukehren, wo Sie so viele Freunde zurückließen, welche Sie hochschätzen, und Ihre Familie, die Sie liebt und entbehrt. Der Hang zur praktischen Ausübung des Beatus ille etc. liegt, glaub' ich, in der Brust eines Jeden, der dem Staate mit wahrem Eifer gedient und mit Mängeln und Hindernissen aller Art gekämpft hat. Dennoch aber halten uns so manche Rücksichten davon zurück, deren edelste, die Ueberzeugung, nützlich für das

15) Siehe a. a. O. S. 109.

Ganze mitwirken zu können und zu müssen, auch Sie noch abhalten wird, sich jenem Hange zu überlassen."

Auch nachdem Göckingk wieder nach Berlin zurückgekehrt war, verblieb ihm die fernere Verwaltung der südpreußischen Provinz. In den Jahren 1797—1798 war er bei der Gesetzcommission thätig. Er war auch zum Mitgliede der Oberexaminationsbehörde ernannt worden. Sein Geschäftskreis erweiterte sich noch durch die ihm übertragene Untersuchung des gesammten Polizeiwesens der Stadt Berlin. Diese Untersuchung erstreckte sich besonders auf die Strafanstalten, Krankenhäuser und milden Stiftungen. Zu einer gänzlichen Umwandlung der Polizeianstalten entwarf Göckingk einen ausführlichen Plan, der genehmigt und ausgeführt ward. Von mehren Seiten zeigten sich ihm Aussichten zu einer erweiterten praktischen Thätigkeit. Nach dem im J. 1800 erfolgten Tode des Herzogs Johann von Kurland ward Göckingk von der fürstlichen Witwe, der Herzogin Dorothea ersucht, die Vormundschaft für die minorennen Prinzessinnen zu übernehmen. Die Schwester der Herzogin, Elisa von der Recke, hatte ihn zu diesem Amte empfohlen. In dem Herzogthume Sagan, wie in den Herrschaften Rotenburg, Holstein und Teutsch-Wartenberg wurden ihm mit dem vormundschaftlichen Amte alle herzoglichen Befugnisse übertragen. An den Kaiser von Rußland hatten die Mündel über zwei Millionen Rubel zu fordern. Diese und andere Angelegenheiten nöthigten ihn zu einer Reise nach Petersburg. Durch Kraft, Muth und Geistesgegenwart bekämpfte er dort mannichfache Hindernisse, die ihm sein Geschäft erschwerten und setzte den Verzögerungen, Ausweichungen und Misverständnissen einen kräftigen Widerstand entgegen. Seine Beharrlichkeit trug den Sieg davon und seine Charakterfestigkeit erwarb ihm in Petersburg allgemeine Achtung. Einen Beweis davon erhielt er durch seine Ernennung zum correspondirenden Mitgliede der dortigen Gesetzcommission.

Seinen früheren Amtsarbeiten in Berlin unterzog sich Göckingk, als er nach viermonatlichem Aufenthalte in Petersburg wieder nach der genannten Residenz zurückgekehrt war, mit einer Uneigennützigkeit, die beinahe an Uebertreibung grenzte. Er verzichtete auf einen Theil des ihm angewiesenen Gehaltes und es fiel ihm nicht ein, bei kleinern Geschäften die dadurch verursachten Kosten in Rechnung zu stellen. Immer noch so rastlos thätig wie früher ließ er keine Gelegenheit vorübergehen, wo er Nutzen stiften konnte. So gab er, wenn auch nicht ohne Widerstreben, dem Antrage des Prinzen von Oranien Gehör, den ihm zugefallenen Landestheil zu organisiren. Diesen Landestheil hatte der Prinz bei der Verwandlung des Bisthums Fulda in ein weltliches Fürstenthum im J. 1803 als Entschädigung erhalten. Mit Muth und Entschlossenheit unterzog er sich der schwierigen Aufgabe, in Fulda ein Land zu organisiren, das in allen Verwaltungszweigen einer ebenso durchgreifenden Umgestaltung bedurfte als Polen. Rasch, doch ohne Uebereilung und meist mit glücklichem Erfolge, führte er seine mannichfachen Entwürfe aus. Für die Industrie sorgte er durch die Wiederherstellung der gänzlich verfallenen Saline. Die durch Vernachlässigung tief gesunkene Universität wurde auf seinen Betrieb in ein Gymnasium verwandelt und der beliebte Schriftsteller A. G. Meißner aus Prag zum Director berufen. Auf noch viele Gegenstände richtete Göckingk seine Aufmerksamkeit. „Meine Operationen," schrieb er einem Freunde, „haben den besten Erfolg. Ich glaube nicht zu viel zu sagen, wenn ich Ihnen versichere, daß ich dem Prinzen schon dadurch Vortheile gestiftet habe, die hunderttausend Thaler werth sind und dennoch hat Niemand Ursache, sich zu beschweren daß ich ihm wehe gethan hätte."

Durch das fast ununterbrochene Einverständniß des Prinzen von Oranien mit Göckingk's Ansichten und Vorschlägen wurde diesem sein schwieriges Geschäft ungemein erleichtert. Der Fürst äußerte den Wunsch, Göckingk's Thätigkeit für sein Land zu gewinnen. Er erhielt jedoch eine ablehnende Antwort. Die Hochachtung, deren Göckingk in Fulda sich überall erfreute, erstreckte sich selbst auf den Fürstbischof, der ihm stets geneigt blieb, ungeachtet Göckingk es nicht hatte vermeiden können, mit ihm in manche unangenehme Berührung zu kommen. Unvergeßlich blieb Göckingk den Bewohnern von Fulda durch seine Großmuth und Liberalität. Eigennutz war, wie bereits früher erwähnt, seinem Charakter völlig fremd. Sein Gehalt war sehr beträchtlich und er von jeher an eine sparsame Lebensweise gewöhnt. Gleichwol hatte er, als er Fulda verließ, nach seinem eigenen Geständnisse, durchaus Nichts erübrigen können.

Ein Uebermaß von Arbeiten empfing ihn, als er nach Berlin in seine früheren Amtsverhältnisse zurückgekehrt war. Auf das gesellschaftliche Leben mußte er beinahe gänzlich verzichten, wenn er nicht den Genuß im Kreise einiger Freunde mit Entbehrung der Nachtruhe erkaufen wollte. Unter Actenstaube vergraben, war er den Musen fast gänzlich fremd geworden. Einigen Ersatz für seine unermüdete Thätigkeit und Geistesanstrengung bot ihm um diese Zeit ein frohes Fest, das die Erinnerung an die Tage seiner Jugend in ihm wieder weckte. Es war die Vermählung seiner einzigen Tochter mit dem Forstmeister von Wurmb im Jahre 1805. Bald aber nahte ihm wieder eine sehr trübe Zeit. Er mußte Zeuge sein, wie die siegreiche französische Armee bereits im nächsten Jahre (1806) raubend und verheerend den preußischen Staat nach allen Richtungen hin durchzog. Sein Patriotismus konnte die Leiden aller Art, die sein geliebtes Vaterland trafen, kaum ertragen. Unter dem Vorwande der Altersschwäche wies er die Aufforderung der französischen Machthaber von sich, an der Verwaltung Theil zu nehmen. Er zog sich nach Schlesien zurück, auf die Besitzungen der Herzogin von Dina, über die er, wie früher erwähnt, die Vormundschaft geführt hatte. Auch dort fand er keine Ruhe. Durch Drohungen und selbst Mishandlungen, deren er fortwährend ausgesetzt war, suchten die französischen Behörden von den schwer belasteten Gütern der Prinzessin unerschwingliche Geldsummen und andere Lieferungen zu erpressen. Göckingk ward selbst einige Zeit verhaftet, als er den grenzenlosen Forderungen nicht genügen konnte. Unter diesem Drucke ergriff

fallen in diese Periode seines Lebens. Er unterhielt zugleich einen fast ununterbrochenen Briefwechsel mit auswärtigen Freunden und Freundinnen. Dessenungeachtet beseitigte er mit großer Gewandtheit, Sachkenntniß und Umsicht die verwickelten Streitigkeiten, die sich damals zwischen dem preußischen Hofe und der fürstlichen Abtei Quedlinburg entsponnen hatten. Friedrich Wilhelm II., der ihn mit diesem Geschäfte beauftragt hatte, ertheilte ihm, in gerechter Anerkennung seiner Verdienste, den preußischen Erbadel. Göckingk fühlte sich durch diese Auszeichnung überrascht, doch zugleich auch in mancher Hinsicht betroffen. Einer seiner Freunde, der im Cabinetsministerium angestellt war, beruhigte ihn darüber mit den Worten: „Sie urtheilen in Ihrem Schreiben über die Ihnen widerfahrene königliche Gnade viel zu bescheiden. Sie ist allerdings darin von den meisten und fast von allen Fällen dieser Art sehr unterschieden, daß sie nicht, wie bei der Landeshuldigung, ein bloßer Erguß der königlichen Huld, sondern eine wahre Belohnung wirklich geleisteter Dienste ist."

Eine trübe Stimmung ist vorherrschend in einem um diese Zeit, am 11. Juli 1790, geschriebenen Briefe Göckingk's an den Professor Schütz in Halle [illegible]). Er entschuldigt sich wegen seines längeren Schweigens und fügt dann hinzu: „Ich bin gesund, wenigstens dem Leibe nach; meine Seele hat in diesem Frühjahre viel gelitten. Die Aushebung der Rekruten, Stückknechte und Artilleriepferde, die Kornlieferungen vom Lande in die angelegten Magazine, die Klagen der zurückgebliebenen Soldatenweiber und Kinder — Alles dies hat auf mein Inneres üble Wirkung gehabt. Wie viel Thränen hab' ich gesehen, die ich nicht trocknen konnte; wie viele Seufzer gehört, durch die ich mich nicht rühren lassen durfte! Dazu kam noch der Tod — der freiwillige Tod des edlen Ministers Schulenburg. Es war natürlich, daß diese Nachricht mich heftig erschüttern mußte. Ich hatte so viele Reisen ganz allein mit ihm gemacht; [illegible]

[illegible]

werde ich zu literarischen Arbeiten keine Zeit haben. — Der Fortgang Ihres Unternehmens macht mir außerordentliche Freude. Ich weiß aus eigner Erfahrung, mit wie vielen Schwierigkeiten man in Deutschland zu kämpfen hat. Wollte der Himmel, ich könnte Ihr Institut thätiger unterstützen. Aber im Preußischen giebt man bei den Stellen im Finanzdienste Pferdearbeit und Zeisigfutter. — Möchte ich doch einmal so viel Zeit gewinnen können, um eine Reise nach Jena zu unternehmen! Für mein Leben möchte ich einen Abend (mehr Zeit wagte ich nicht Ihnen zu stehlen) mit Ihnen und Grießbach verleben. Aber ich sehe vorher, daß ich es bei bloßen Wünschen werde bewenden lassen müssen. — Den lieben Grießbach werde ich wol nicht eher als in jener Welt wiedersehen. Indeß will ich ihn in dieser nie vergessen. Ich habe das Billet, das einzige, das ich von seiner Hand besitze, noch immer so sorgfältig aufgehoben, wie ein Katholik seine Reliquie. Zeigen Sie es ihm, und schicken es mir zurück. Er wird zwar über die Sache lachen, aber ich würde mir selbst weniger gut seyn, wenn mir das Billet minder werth wäre."

Mit unsäglichen Schwierigkeiten und Hindernissen hatte Göckingk zu kämpfen, als er im J. 1793 als [illegible]heimer Oberfinanzrath in das Generaldirectorium nach Berlin versetzt ward, wo er sogleich eine Reise nach Polen antreten mußte, um sich mit der Organisation des südpreußischen Departements zu beschäftigen, das aus den Trümmern des Königreichs Polen bestand, die dem preußischen Staate zugefallen waren. Göckingk's Scharfblicke konnte die Wichtigkeit des ihm übertragenen Geschäfts nicht entgehen. Er begriff leicht, daß die [illegible] für die neue Ordnung der Dinge, ehe man sie einführte, erst empfänglich gemacht werden müßten, wenn aus widerstrebenden Elementen ein harmonisches Ganze [illegible]

[illegible]

genommen waren, jetzt weggelassen. Manche in den vorigen Ausgaben befindliche Gedichte sind jetzt weggeblieben, weil sie mir nicht mehr gefielen; andere, später in periodischen Sammlungen gedruckte, die vielleicht der Aufnahme ebenso werth gewesen wären, als ich es von denen glaubte, welche ich hier dem Publicum vorlege, wird einer oder der andere Leser vielleicht vermissen. Von diesen letzteren wußte ich nicht mehr, wo ich sie jetzt suchen sollte und handschriftlich besaß ich sie nicht. Selbst meine Freunde, die in solchen Flugschriften belesener sind, als ich und denen ich das Wiederauffinden mehrer Gedichte, die mir entfallen waren, verdanke, konnten sich nicht weiter für mich bemühen, da ich von denen, die ohne meinen Namen gedruckt sind, die darunter gesetzten Zeichen vergessen hatte. Selbst im glücklichsten Falle kann ich bei meinem hohen Alter nicht hoffen, noch eine neue Ausgabe zu erleben. Wenn aber jemals eine in der Folge gemacht werden sollte, so wünschte ich, daß sie lieber unvermehrt bliebe, als daß man vielleicht Gedichte von mir aufnähme, die es ebenso wenig verdienen, als die, welche ich aus den vorigen Ausgaben nicht beibehalten, oder von den später gedruckten mit Bedacht jetzt nicht aufgenommen habe. Weit eher kann ich mir eine Verminderung gefallen lassen, wenn etwa die Kunstrichter in dieser von mir selbst gemachten Sammlung noch Gedichte finden sollten, die ihnen nicht werth scheinen, dem Publicum noch einmal vorgelegt zu werden."

Mit einer ähnlichen Gleichgültigkeit, wie seine eigenen Gedichte, betrachtete Göckingk die neuesten Erscheinungen in der poetischen Literatur, von der er, durch einige Versuche, sich mit ihr zu beschäftigen, völlig zurückgeschreckt, wenig oder gar keine Kenntniß mehr nahm. Einem Freunde schrieb er darüber: „Ich lese meine älteren und jüngeren Alten. Da finde ich Erhebung für Geist und Herz; da ist die Schule der Weisheit. Ramler, Wieland, Uz, Klopstock, Goethe, Kleist, Schiller, Musäus, Klinger, Bürger und Andere gehören zu dieser Schule. Was Sie mir von einer neuen romantischen Schule sagen, verstehe ich nicht. Ist sie jener alten entgegengesetzt, dann desto schlimmer für sie! Aber wo ist sie? Woran erkenne ich die neue Schule? Doch wol nicht an der Schülerhaftigkeit, die mich in dem neuesten Schauspiele von A**, in einigen schwindsüchtigen Novellen, in dem stümperhaften Sonettengeklingel und Legendengeleier aufschreckte? Jüngst las ich — wo? weiß ich nicht mehr — ein Urtheil über Klopstock. Bei Klopstock's Oden, sagt der Urtheiler, ist mirs, als ob ich mich in der Nähe eines Tollhauses befände. Was sagen Sie zu dieser Aeußerung? Glaublich ist sie nicht, aber wirklich."

Lebhafter als für die neuere poetische Literatur, die ihn mitunter in eine sehr üble Laune versetzte, interessirte sich Göckingk in dieser Periode seines Lebens für Reisebeschreibungen. Er las sie nicht blos in teutscher, sondern auch in englischer und französischer Sprache. Die neuen geographischen Forschungen mit den Berichten der Alten über die Länderkunde zu vergleichen, machte ihm ein besonderes Vergnügen. Mitunter lieferte er auch wol Uebersetzungen aus dem Englischen und Französischen für verschiedene Zeitschriften, abwechselnd auch Oden und Epigramme, nach Martial und anderen römischen Dichtern bearbeitet. Die Schwäche seiner Augen nöthigte ihn in den letzten Jahren seines Lebens, sich einen Vorleser zu halten. Der fortgesetzte Briefwechsel mit auswärtigen Freunden und Freundinnen gehörte noch immer zu seinen Lieblingsbeschäftigungen. Dann und wann, wenn auch selten, besuchten ihn wieder die Musen. Eine äußere Veranlassung mußte sich ihm darbieten, wenn er wieder einmal die Feder ergriff, um zu dichten. Einer Freundin, die sich die Lieder zweier Liebenden von ihm zum Andenken erbeten hatte, sandte er dies poetische Product, das ihn an die frohe Zeit seiner Jugend erinnerte, mit einigen gemüthlichen Versen [17].

Die Zurückgezogenheit, in der Göckingk lebte, seitdem er wieder Berlin zu seinem Wohnsitze gewählt, ward von Zeit zu Zeit unterbrochen durch Badereisen, zu denen ihn sein Gesundheitszustand nöthigte. Oft verweilte er auch längere Zeit bei seinem Schwiegersohne, dem Forstmeister von Wurmb zu Teutsch-Wartenberg in Schlesien. Von dort aus schrieb er den 30. Aug. 1816 an den Professor Schütz in Halle: „Schon seit vier Wochen bin ich wieder hier bei meinen Kindern. Wenn ich das schlechte Wetter auf dem Gesundbrunnen bei Helmstädt und im Merisbade, sowie die schlechten Wege jenseits der Elbe ausnehme, muß ich mich glücklich preisen, auf einer Reise, die über zwei Monate gedauert hat, nicht den geringsten unangenehmen Zufall und gar keinen Aufenthalt gehabt zu haben. — In Freyenwalde ist es mir zwar recht gut ergangen, aber dennoch habe ich es oft bedauert, daß mein im Voraus gemachter Reiseplan mich nöthigte, dahin zu gehen, statt in Lauchstädt zu bleiben. Am letzteren Orte hätt' ich zwar gar keinen Bekannten gehabt, deren ich eine ganze Menge in Freyenwalde fand; aber alle diese waren aus Berlin und da ich Anfang Octobers dahin gehe, so entgingen sie mir nicht. In Lauchstädt hingegen würde ich Sie und andere Freunde nicht nur haben öfters sehen und einige andere, die zur Regierung nach Merseburg versetzt sind, besuchen können, sondern auch einige neue Bekanntschaften in Halle machen, wohin ich vorzüglich die Ihres Freundes Ersch rechne. Die beiden Tage, die ich dort zugebracht habe, sind mir die liebsten meiner ganzen Reise. Ich hatte mir Halle we-

---

17) An Wuchs und Reiz und sanfter Herzensgüte
Gleicht Nantchen Keine mehr als Du;
Ihr opfert' ich des Ruhmes erste Blüthe,
Ihr opfert' ich des Herzens Ruh.
Fürwahr, ihr unbeschränkt Vertrauen,
Ihr Seelentausch im ersten Kuß
(Für edle Männer, edle Frauen
Der höchste irdische Genuß!)
Verdiente mehr, als ich zu geben hatte,
Verdiente einen Thron und die Unsterblichkeit.
Statt jenes gab ich mich als Gatte,
Statt dieser kurzen Ruf der Zeit.
Jetzt hab' ich nichts mehr wegzugeben,
Als eine Freundschaft, die das Leben
Vielleicht ein wenig noch erheitern kann.
Wie würdest Du mein Herz erheben,
Nähmst Du sie mit den Liedern an!

ihn das Gefühl einer Erbitterung, die höchst nachtheilig auf seine Gesundheit wirkte. Er sehnte sich nach Ruhe und Zurückgezogenheit, nach einem Zustande, wo das allgemeine Elend ihm mehr aus den Augen gerückt war. Als die politischen Ereignisse sich für sein Vaterland etwas günstiger gestaltet hatten, erbot er sich zwar, wieder in preußische Staatsdienste zu treten, war jedoch sehr zufrieden damit, als er mit gerechter Anerkennung seiner Verdienste und einem angemessenen Jahrgehalte in den Ruhestand versetzt ward. Auch die Besorgung der vormundschaftlichen Angelegenheiten der kurländischen Prinzessin war ihm um diese Zeit abgenommen worden.

Zurückgezogen vom Geräusche der Welt hatte Göckingk in dem niederschlesischen Dorfe Heidau sich angesiedelt. Dort lebte er mit seiner Gattin, seinem Schwiegersohne, seiner Tochter und deren Kindern in ländlicher Stille. Der Contrast seiner jetzigen Existenz mit seiner früheren mußte ihm fühlbar werden. „Ich lebe hier," schrieb er einem Freunde, „ein höchst einförmiges Leben, aber dennoch ermüdet es mich nicht. Daß ich ein Privatleben auf dem Gute zu Gröningen, in der Nähe von Freunden, Bekannten und mancher Stadt, die Interesse für mich hätte, recht gut würde ertragen können, ohne mich jemals in das öffentliche Leben zurückzusehnen, dessen war ich gewiß. Nie aber hätte ich mir zugetraut, in einer für mich menschenleeren Sandwüste mit so gutem Humor ausdauern zu können. Es macht mir indessen Freude, zu finden, daß ich mehr Hülfsquellen in mir habe, als ich selbst wußte." Immer vermochte er jedoch den Humor, von dem er in dem eben mitgetheilten Briefe spricht, nicht lebendig zu erhalten unter manchen unvermeidlichen Störungen, die ihn in der Nähe oder von fern her trafen. In solchen Augenblicken fühlte er mehr als je den Werth seiner ihn zärtlich liebenden Gattin, die kein Mittel unversucht ließ, seinen Unmuth zu beschwichtigen. Er erfreute sich der sanften, wohlthuenden Nähe eines Wesens, das ihm in dem Gewühle seines Geschäftslebens gleichsam verloren gegangen war. Wie sehr er die ihm Jahre lang von ihr bewiesene Liebe und Treue und ihre anspruchslose Gutmüthigkeit schätzte, geht aus einem seiner Briefe an eine Freundin hervor. „Unsere vortreffliche Amalie," schrieb er, „bleibt sich, seit ich ihr nun wieder näher seyn kann, völlig gleich. Nie habe ich ein Frauenzimmer gekannt, welches sich jeder neuen Lage im Stillen so anzuschmiegen weiß, als wäre es nie in einer andern gewesen. Mit einem einzigen Mädchen hält sie das Haus ebenso reinlich, und ihre Wirthschaft in der nämlichen Ordnung, als da sie noch drei hatte. Auf diesem Dorfe, wo nichts zu haben ist, wird jeden Mittag unser Tisch mit drei eben so guten Schüsseln besetzt als in Berlin. Alles dies besorgt sie mit einer Geräuschlosigkeit, die gar nicht auf Dank Anspruch macht. Am höchsten aber schätze ich das an ihr, daß die Lebhaftigkeit ihres Gefühls für Alle, die sie schätzt und liebt — denn beides ist Eins bei ihr — ihres Alters ungeachtet, eher zu- als abgenommen hat."

Nach dieser Schilderung seiner Gattin konnte ihn kein härterer Schicksalsschlag treffen, als ihr im J. 1814 erfolgter Tod. Jeden Trost von sich weisend, lebte er, düster und in sich gekehrt, nur in der Erinnerung an die Tage, wo sie ihm liebend zur Seite gestanden. Sein Aufenthalt in Heidau ward ihm im eigentlichsten Sinne des Worts zur Wüste. Er vertauschte ihn daher um diese Zeit mit Berlin, wo er wieder in den Kreis seiner früheren Freunde und Freundinnen trat. Zu den letzteren gehörte vor allen Elisa von der Recke, zu jenen Fr. Nicolai, dessen Schwiegersohn Hofrath Parthey, Biester u. A. Wer sich seines näheren Umgangs erfreute, mußte bemerken, daß mit seiner Sinnesart eine merkwürdige Veränderung vorgegangen war. Der Verlust seiner Gattin hatte ihn milder gestimmt und eine ungemeine Sanftmuth und Ruhe über sein ganzes Wesen verbreitet, die am klarsten in seiner Unterhaltung hervortrat. Neben dem Umgange mit seinen Freunden beschäftigte sich Göckingk wieder mit der Literatur, vorzüglich mit den historischen Wissenschaften. Seltener verweilte er im Gebiete der Poesie. „In meiner Zurückgezogenheit," schrieb Göckingk einem Freunde, „habe ich mich in vielen Dingen, die mich vormals interessirten, wieder zurechtgefunden; nur das Versemachen will mir nicht mehr gelingen." Nach seinem eigenen Geständnisse [16]) glaubte Göckingk seine Gedichte, die ihm selbst fremd geworden waren, auch von dem Publicum vergessen. In dem vorhin erwähnten Briefe fügt er hinzu: „Fordern Sie mich nicht auf, Verse zu machen. Das Publicum kümmert sich nicht darum, ob von mir einige hundert Reime mehr oder weniger in der Welt sind; es hat an dem Vorhandenen schon zu viel."

Aehnliche Aeußerungen enthält der Vorbericht zu einer neuen Ausgabe seiner Gedichte, die einige Jahre später (1821) erschien. „Seit den ersten Ausgaben meiner Poesien," schreibt Göckingk, „sind 36 Jahre verflossen und ich glaubte, sie wären vom Publicum ganz vergessen, da ich so selten nur von weit bessern Gedichten älterer Zeit jetzt noch reden höre. Von selbst würde ich daher nie darauf verfallen seyn, eine neue Ausgabe zu veranstalten. Die frankfurter Verlagshandlung hat aber diesen Wunsch seit fünf Jahren so oft wiederholt, daß ich mich dazu entschloß, als ich, auf mein Bitten von allen Geschäften befreit, endlich Muße fand, meine Gedichte durchzusehen und zu verbessern. In einem so langen Zeitraume waren sie mir so fremd geworden, daß ich sie völlig wie die Arbeit eines Dritten betrachten konnte! An meiner Vorliebe liegt es also nicht, wenn mir diese Verbesserung nicht ganz gelungen ist. Will etwa ein künftiger zweiter Ramler diese Gedichte noch von den Fehlern, die er darin findet, befreien, so habe ich Nichts dagegen; nur bei meinem Leben habe ich Niemanden damit bemühen mögen.

So wie ich bin, so will ich seyn,
Und so mich meinen Freunden geben.

Aus diesem Grunde habe ich auch meines verstorbenen Freundes Ramler Umarbeitung einiger von den Liedern zweier Liebenden, die in die leipziger Ausgabe mit auf-

16) In dem Vorberichte zur zweiten Ausgabe seiner Gedichte. (Frankfurt a. M. 1821.)

genommen waren, jetzt weggelassen. Manche in den vorigen Ausgaben befindliche Gedichte sind jetzt weggeblieben, weil sie mir nicht mehr gefielen; andere, später in periodischen Sammlungen gedruckte, die vielleicht der Aufnahme ebenso werth gewesen wären, als ich es von denen glaubte, welche ich hier dem Publicum vorlege, wird einer oder der andere Leser vielleicht vermissen. Von diesen letzteren wußte ich nicht mehr, wo ich sie jetzt suchen sollte und handschriftlich besaß ich sie nicht. Selbst meine Freunde, die in solchen Flugschriften belesener sind, als ich und denen ich das Wiederauffinden mehrer Gedichte, die mir entfallen waren, verdanke, konnten sich nicht weiter für mich bemühen, da ich von denen, die ohne meinen Namen gedruckt sind, die darunter gesetzten Zeichen vergessen hatte. Selbst im glücklichsten Falle kann ich bei meinem hohen Alter nicht hoffen, noch eine neue Ausgabe zu erleben. Wenn aber jemals eine in der Folge gemacht werden sollte, so wünschte ich, daß sie lieber unvermehrt bliebe, als daß man vielleicht Gedichte von mir aufnähme, die es ebenso wenig verdienen, als die, welche ich aus den vorigen Ausgaben nicht beibehalten, oder von den später gedruckten mit Bedacht jetzt nicht aufgenommen habe. Weit eher kann ich mir eine Verminderung gefallen lassen, wenn etwa die Kunstrichter in dieser von mir selbst gemachten Sammlung noch Gedichte finden sollten, die ihnen nicht werth scheinen, dem Publicum noch einmal vorgelegt zu werden."

Mit einer ähnlichen Gleichgültigkeit, wie seine eigenen Gedichte, betrachtete Göckingk die neuesten Erscheinungen in der poetischen Literatur, von der er, durch einige Versuche, sich mit ihr zu beschäftigen, völlig zurückgeschreckt, wenig oder gar keine Kenntniß mehr nahm. Einem Freunde schrieb er darüber: „Ich lese meine älteren und jüngeren Alten. Da finde ich Erhebung für Geist und Herz; da ist die Schule der Weisheit. Ramler, Wieland, Uz, Klopstock, Goethe, Kleist, Schiller, Musäus, Klinger, Bürger und Andere gehören zu dieser Schule. Was Sie mir von einer neuen romantischen Schule sagen, verstehe ich nicht. Ist sie jener alten entgegengesetzt, dann desto schlimmer für sie! Aber wo ist sie? Woran erkenne ich die neue Schule? Doch wol nicht an der Schülerhaftigkeit, die mich in dem neuesten Schauspiele von A**, in einigen schwindsüchtigen Novellen, in dem stümperhaften Sonettengeklingel und Legendengeleier aufschreckte? Jüngst las ich — wo? weiß ich nicht mehr — ein Urtheil über Klopstock. Bei Klopstock's Oden, sagt der Urtheiler, ist mirs, als ob ich mich in der Nähe eines Tollhauses befände. Was sagen Sie zu dieser Aeußerung? Glaublich ist sie nicht, aber wirklich."

Lebhafter als für die neuere poetische Literatur, die ihn mitunter in eine sehr üble Laune versetzte, interessirte sich Göckingk in dieser Periode seines Lebens für Reisebeschreibungen. Er las sie nicht blos in teutscher, sondern auch in englischer und französischer Sprache. Die neuen geographischen Forschungen mit den Berichten der Alten über die Länderkunde zu vergleichen, machte ihm ein besonderes Vergnügen. Mitunter lieferte er auch wol Uebersetzungen aus dem Englischen und Französischen für verschiedene Zeitschriften, abwechselnd auch Oden und Epigramme, nach Martial und anderen römischen Dichtern bearbeitet. Die Schwäche seiner Augen nöthigte ihn in den letzten Jahren seines Lebens, sich einen Vorleser zu halten. Der fortgesetzte Briefwechsel mit auswärtigen Freunden und Freundinnen gehörte noch immer zu seinen Lieblingsbeschäftigungen. Dann und wann, wenn auch selten, besuchten ihn wieder die Musen. Eine äußere Veranlassung mußte sich ihm darbieten, wenn er wieder einmal die Feder ergriff, um zu dichten. Einer Freundin, die sich die Lieder zweier Liebenden von ihm zum Andenken erbeten hatte, sandte er dies poetische Product, das ihn an die frohe Zeit seiner Jugend erinnerte, mit einigen gemüthlichen Versen [17]).

Die Zurückgezogenheit, in der Göckingk lebte, seitdem er wieder Berlin zu seinem Wohnsitze gewählt, ward von Zeit zu Zeit unterbrochen durch Badereisen, zu denen ihn sein Gesundheitszustand nöthigte. Oft verweilte er auch längere Zeit bei seinem Schwiegersohne, dem Forstmeister von Wurmb zu Teutsch-Wartenberg in Schlesien. Von dort aus schrieb er den 30. Aug. 1816 an den Professor Schütz in Halle: „Schon seit vier Wochen bin ich wieder hier bei meinen Kindern. Wenn ich das schlechte Wetter auf dem Gesundbrunnen bei Helmstädt und im Alexisbade, sowie die schlechten Wege jenseits der Elbe ausnehme, muß ich mich glücklich preisen, auf einer Reise, die über zwei Monate gedauert hat, nicht den geringsten unangenehmen Zufall und gar keinen Aufenthalt gehabt zu haben. — In Freyenwalde ist es mir zwar recht gut ergangen, aber dennoch habe ich es oft bedauert, daß mein im Voraus gemachter Reiseplan mich nöthigte, dahin zu gehen, statt in Lauchstädt zu bleiben. Am letzteren Orte hätt' ich zwar gar keinen Bekannten gehabt, deren ich eine ganze Menge in Freyenwalde fand; aber alle diese waren aus Berlin und da ich Anfang Octobers dahin gehe, so entgingen sie mir nicht. In Lauchstädt hingegen würde ich Sie und andere Freunde nicht nur haben öfters sehen und einige andere, die zur Regierung nach Merseburg versetzt sind, besuchen können, sondern auch einige neue Bekanntschaften in Halle machen, wohin ich vorzüglich die Ihres Freundes Ersch rechne. Die beiden Tage, die ich dort zugebracht habe, sind mir die liebsten meiner ganzen Reise. Ich hatte mir Halle we-

---

17) An Wuchs und Reiz und sanfter Herzensgüte
Gleicht Nantchen Keine mehr als Du;
Ihr opfert' ich des Ruhmes erste Blüthe,
Ihr opfert' ich des Herzens Ruh.
Fürwahr, ihr unbeschränkt Vertrauen,
Ihr Seelentausch im ersten Kuß
(Für edle Männer, edle Frauen
Der höchste irdische Genuß!)
Verdiente mehr, als ich zu geben hatte,
Verdiente einen Thron und die Unsterblichkeit.
Statt jenes gab ich mich als Gatte,
Statt dieser kurzen Ruf der Zeit.
Jetzt hab' ich nichts mehr wegzugeben,
Als eine Freundschaft, die das Leben
Vielleicht ein wenig noch erheitern kann.
Wie würdest Du mein Herz erheben,
Nähmst Du sie mit den Liedern an!

niger lebhaft gedacht und ward überrascht, als ich es, dem Aeußeren nach, ebenso wiederfand, als ich es sonst gekannt hatte. Halberstadt ausgenommen, habe ich für keinen Ort in der ganzen Monarchie so viele Vorliebe als für diesen. Wäre es nicht so sehr weit von meinen Kindern entfernt, zu denen ich im Sommer immer wieder zurückkehre, so würde ich den Winter dort zubringen. Es sind wahrlich nicht die mancherlei Vergnügungen Berlins, die mich dahin ziehen. Selbst das Schauspiel besuche ich nur selten. Blos um eines kleinen Zirkels von gebildeten und moralisch liebenswürdigen Freunden willen halte ich mich vom November bis zum April dort auf und solche Freunde, sowie die Bequemlichkeit, alles Neue in der literarischen Welt ohne große Kosten erfahren zu können, fände ich ja auch in Halle. — So besucht, wie in diesem Sommer, war das Bad bei Freyenwalde noch nie. Nicht nur alle Quartiere am Gesundbrunnen, in der Allee und in der Vorstadt waren besetzt; es wohnten auch noch über 50 Familien in der Stadt. Und dennoch war unter dieser großen Anzahl von Fremden auch nicht Ein berühmter Name. Die Quellen bei Helmstädt und im Alexisbade sind unstreitig von größerer Wirkung als die zu Freyenwalde. Aber diesmal verdanke ich letzterem mehr als den beiden erstern. So vielen Einfluß hat das bessere Wetter auf eine Badekur. An Leib und Seele gestärkt kam ich hier wieder an und fand die Meinigen so gesund, als ich sie verlassen hatte. — Wahrscheinlich werde ich noch eher nach Berlin kommen als Frau von der Recke und Tiedge, die wol erst Ende Octobers von Löbichau, dem Witwensitze der Herzogin von Kurland bei Altenburg, abgehen werden. Unsere Wohnungen liegen in Berlin einander nahe und desto besser werden wir uns alle sehen. Man findet bei Frau von der Recke jeden Abend Gesellschaft und alle Stände sind bei ihr, wie auf einem Kaffeehause, unter einander gemischt. Die Menschen sind größtentheils interessant. Freilich drängen sich auch mitunter langweilige Landsleute und vornehme Laffen an sie heran" [18]).

In einem Briefe Göckingk's an die vorhin erwähnte vieljährige Freundin herrscht eine trübe Stimmung. „Das Alter," schrieb er, „lebt nur noch in Erinnerungen; es sieht die Bilder glücklicher Tage durch einen Trauerflor noch einmal. In meinen einsamen Stunden denke ich jetzt an die Tage zurück, die ich mit Ihnen und Wurmb auf meinem Landhause zu Wülferode verlebte. Sie, liebste Elisa, können es mit dem Leben noch aufnehmen; die Zahl der Freunde, die Ihnen geblieben, ist weit größer, als die der meinigen. Ich habe nur noch sehr wenige zu verlieren. Wie wird mir seyn, wenn auch diese weggehen, wenn ich nicht früher als sie hinabgerufen werde zu Jenen." In eine so trübe Stimmung ward Göckingk durch den Tod seiner meisten Jugendfreunde versetzt. Noch immer trauerte er über Bürger's Tod [19]). Goldhagen und Erter, jener Superintendent in Petershagen, dieser Professor der griechischen und römischen Literatur [20]), waren gleichfalls längst gestorben, zuletzt noch sein vieljähriger Freund der Buchhändler Friedrich Nicolai in Berlin. Für den Verlust dieser Freunde mußte er sich durch neue Verbindungen entschädigen. Dazu bot sich ihm Gelegenheit als Mitglied des Montagsclubs in Berlin, der aus einem Vereine der gelehrtesten und würdigsten Männer bestand und sich wöchentlich zu versammeln pflegte. Dort fand Göckingk Wolke, Stein, Zeune, Schink, Langbein und andere Gelehrte, mit denen er sich gern über literarische Gegenstände unterhielt. Reich an Kenntnissen und Erfahrungen, würzte er durch Geist, Witz und Laune die Unterhaltung in jenem Kreise. Lebhafte Begeisterung verrieth sein gewöhnlich ernstes Gesicht, wenn sich das Gespräch auf eine in moralischer Hinsicht ausgezeichnete Handlung lenkte. Dagegen erlaubte er sich nie, die Schattenseiten irgend eines Individuums dem Spotte preiszugeben. Seine angefangene Selbstbiographie enthält darüber einige charakteristische Aeußerungen. „Dieser Aufsatz," schreibt Göckingk, „würde um Vieles interessanter werden, wenn ich von so manchen Männern und Frauen, die eine bedeutende Rolle in der Welt gespielt haben oder noch jetzt spielen, das erzählen wollte, was ich von ihnen aus eigner Beobachtung weiß. Es hat mir jedoch immer mehr Vergnügen gemacht, von den edlen Menschen zu sprechen und gute Handlungen zu verbreiten; und so wird es mir um so leichter, manchen schlechten Zug von denen, die ich selbst gekannt habe, in meinem Gedächtnisse auszulöschen, da man sonst leicht auf die Vermuthung fallen könnte, als wenn persönlicher Groll mich verleitet habe, mehr Böses von Jenen zu sagen, als die Welt bisher von ihnen wußte. Glücklich preise ich mich, mit der Ueberzeugung zu sterben, keinen Feind zu haben. Und so will ich mir denn auch nicht nach meinem Tode Feinde machen." Von solchen Ansichten geleitet, verschwieg Göckingk, bei allem Drange, die Wahrheit kühn und frei auszusprechen, sie doch stets in Fällen, wo ihm seine Humanität gebot, Andere zu schonen. Unrecht und Thorheit in solchen Fällen ungerügt zu lassen, mochte ihm um so schwerer werden, da die Quelle seines Witzes immer sehr reichlich floß.

Erholung und Zerstreuung fand Göckingk, außer in den erwähnten geselligen Zirkeln, besonders bei seiner vieljährigen Freundin Elisa von der Recke. Sie zu besuchen, versäumte er selten, wenn ihn nicht ein oft wiederkehrendes Augenübel davon abhielt. Beider Wohnungen in Berlin waren, wie bereits erwähnt worden, nicht weit von einander entfernt. Er fand bei ihr den Trost, den sein im höheren Alter oft trübe gestimmtes Gemüth bedurfte. Ein an einen Freund gerichteter Brief enthält über sie das Geständniß: „Nie habe ich ein Frauenzimmer gekannt, in welchem die Gemüthskräfte nicht nur unter sich, sondern auch mit den Geistesanlagen in so schönem Gleichgewichte standen, als bei ihr. Darum ist

18) Vergl. die Schrift: C. G. Schütz. Darstellung seines Lebens. 2. Bd. S. 111 fg.

19) Seinem Andenken widmete Göckingk die im J. 1796 gedichtete Elegie auf Bürger's Tod in der Göttinger poetischen Blumenlese auf das J. 1796, wieder abgedruckt in Göckingk's Gedichten. 3. Th. S. 177 fg.

20) An Erter ist eine im Mai 1772 geschriebene Epistel Göckingk's gerichtet; s. dessen Gedichte. 1. Th. S. 30 fg.

der bei Erfurt lebte und auf den eine Romanze von Stolberg sich bezieht [27]), ist hier nicht die Rede. Auf den Ruinen der vorhin gedachten Schlösser habe ich mit Bürger, der eine Zeitlang ganz nahe dabei wohnte, mehrmals gefrühstückt und wahrscheinlich würde er mir von der Geschichte der alten Besitzer bei dieser Gelegenheit etwas erzählt haben, wenn ihm selbst etwas Merkwürdiges davon bekannt gewesen wäre. Doch angenommen, Bürger und ich hätten über einerlei Gegenstand eine Romanze verfertigt, so würde er doch sicher die seinige um der meinigen willen schwerlich ins Feuer geworfen, wenigstens nicht die geringste Ursache dazu gehabt haben. Wir waren seit unserem 15. Jahre zu vertraute Freunde, als daß Bürger nicht hätte wissen sollen, wie ich selbst von meinen Gedichten dachte; wie ich das längste, das ich jemals gemacht hatte, blos deshalb verachtete, weil es ihm nicht gefiel, ohne es auch nur einem Dritten zu zeigen."

Bei Göckingk's Sinne für Freundschaft mußte es befremden, daß er, der an Alle, die er achtete und liebte, die zärtlichsten Briefe schrieb, oft ihnen gegenüber eine an Kälte grenzende Zurückhaltung zeigte. Mancher seiner Freunde ward dadurch an ihm irre. Klamer Schmidt, mit dem er in Halberstadt manche frohe Stunden verlebt hatte, schrieb ihm einst darüber: „Warum lieben Sie mich nicht so zärtlich, wie mich Ihre Briefe lieben? Schon ein paar Mal habe ich diese Frage in Halberstadt an Sie gerichtet. Sie hatten aber die Grausamkeit, leicht und kalt darüber hinwegzuschlüpfen. Was soll ich machen? Was soll ich anfangen, um meinen Zweifel hierüber zu beruhigen? Ich bin nicht stolz; aber ein Gedanke gibt meiner Seele die erhabenste Richtung. Es ist der, daß von allen schönen Geistern keiner an mich schreibt, der mich nicht zugleich liebt. Ich habe kein Verdienst in der Welt aufzuweisen, als meine Rechtschaffenheit und einen Enthusiasmus für alles Schöne, was ich selbst nicht erreichen kann. Verzeihen Sie meine Eigenliebe! Ich verdiene doch wol deshalb ein Bischen geliebt zu werden. Lassen Sie mich nicht den Beweis führen, lieber Freund, daß Ihre Briefe freundschaftlicher sind, als Sie selbst. Erinnern Sie sich nur an Ihren letzten Besuch in Halberstadt. Lassen Sie uns einfach und ehrlich zu Werke gehen. Das kleine Leben fliegt bald vorüber. Es würde eine große Verminderung meiner Ruhe seyn, wenn ich dort oben erfahren sollte, daß ich hier unten den vortheilhaften Begriff von meinem Göckingk nicht hätte haben sollen, wozu mich seine Briefgespräche berechtigen." Klarer und lebendiger als Göckingk haben wenige Schriftsteller ihr eigenstes Selbst mit allen seinen Schattirungen geschildert. Hoheit der Gesinnung und eine liebenswürdige Lebensphilosophie, die sich in bescheidener Selbstgenügsamkeit, in der Entbehrung eitler Genüsse, in der Einfachheit seines Handelns und in seiner ganzen Existenz äußerte, dürften unbedenklich zu den Grundzügen seiner Gedichte, namentlich seiner Episteln, zu rechnen sein. In dieser poetischen Gattung versuchte sich Göckingk mit besonderem Glücke. Kraftvoll und männlich und ebenso mild und zart ist der Geist, der in diesen Gedichten weht. In ihnen legte er seine reiche Lebenserfahrung und Weltkenntniß nieder. Den Beifall des Publicums erwarben sich diese Episteln auch dadurch, daß sie so national waren wie keine anderen in der teutschen Literatur. Von den Nachahmungen französischer Geisteserzeugnisse derselben Gattung unterschieden sich Göckingk's Episteln durch eine anspruchslosere Sprache voll vertraulicher Geselligkeit, voll Wahrheit und ernster Gefühle. Die Empfindung eines allgemeinen Wohlwollens war darin aufs Deutlichste ausgesprochen. Indem sie das moralische und intellectuelle Interesse in gleicher Weise in Anspruch nahmen, befriedigten sie den Verstand und zugleich das Gemüth, ungeachtet einer mitunter etwas zu weit getriebenen Redseligkeit [28]). An Horaz [29]) erinnert Göckingk, ohne sein eigentlicher Geistesverwandter zu sein, in seinen Episteln durch eine ähnliche Denk- und Empfindungsweise. Treffend bemerkt Manso [30]) hierüber: „Wie der römische Dichter freut er sich der Unabhängigkeit, die ihm der goldene Mittelstand bei eigenem Herde gewährt; freimüthig und offen sagt er, was und wie er über den Glanz der Höfe und über die Großen der Erde denkt. Seinen Freunden, die Gefahr laufen, sich auf dem Pfade durchs Leben zu verirren, eilt er mit gutem Rathe entgegen und preist mit einer Innigkeit, die vom Herzen kommt, die Schönheiten der Natur und die Reize des Landlebens. Auch von dem biederen, treuherzigen Tone des römischen Dichters, seiner munteren Laune und seinem neckenden Muthwillen ist ihm etwas zu Theil geworden." Zu den gehaltreichsten unter den Gedichten der genannten Gattung dürften unbedenklich die Episteln an Goldhagen [31]), an Erter [32]) und die an einen jungen Dichter zu rechnen sein, während die Episteln an seinen Fritz [33]) und an seinen Diener [34]) sich durch ihren gemüthlichen Ton auszeichnen.

Göckingk's Lieder zweier Liebenden, die bereits früher erwähnt worden, erschienen zu einer Zeit (1777), wo das Publicum der kalten Amorettentändeleien müde war. Neben dem Reize der Neuheit verschaffte diesen Liedern die Wahrheit und Tiefe der Empfindung, die Einfachheit der Sprache, die Klarheit und Angemessenheit des

27) Im Deutschen Museum. 1782. S. 99 fg., wieder abgedruckt in der Gebrüder Grafen zu Stolberg gesammelten Werken. (Hamburg 1827) 1. Bd. S. 298 fg.

28) Eine Art von Selbstcharakteristik enthält Göckingk's Gedicht: „An die Freunde" (Gedichte. 4. Th. S. 305 fg.), das mit den Worten beginnt:

> Hört ihr einst, ich sei gestorben,
> O! dann spielet auf Theorben
> Keine Trauermelodie.
> Ich, der auch im Leben nie
> Eure Freude hat verdorben,
> Ich verdürb' im Sterben sie? u. s. w.

29) Eine an den römischen Dichter gerichtete Epistel befindet sich in Göcking's Gedichten. 2. Th. S. 108 fg. 30) In den Nachträgen zu Sulzer's Allgem. Theorie der schönen Künste. 8. Bd. 2. St. S. 218 fg. 31) Gedichte. 1. Th. S. 3 fg. 57 fg. 127 fg. 209 fg. 32) a. a. O. 1. Th. S. 30 fg. 33) a. a. O. 2. Th. S. 102 fg. 34) a. a. O. 1. Th. S. 220 fg.

indem er im Winter, wo er wie im Sommer um 4 Uhr aufstand, die Heizung seines Zimmers selbst besorgte. Zu ihrem weiteren Fortkommen war er seinen Untergebenen in jeder Weise behilflich und unterzog sich, wenn sie erkrankten, aufs Sorgsamste ihrer Pflege. Reges Mitgefühl war überhaupt ein Grundzug in Göckingk's Charakter und ebenso sein zarter Sinn für Freundschaft, der mit seiner Uneigennützigkeit in naher Verbindung stand.

In sehr beschränkten häuslichen Verhältnissen befand sich Göckingk noch in Ellrich, als er das Honorar für die Mitherausgabe des Göttinger Musenalmanachs größtentheils der Witwe seines Freundes Goldhagen überließ und sie auch noch später durch den Ertrag von zwölf Exemplaren des von ihm redigirten Journals von und für Deutschland unterstützte. Alle seine Kräfte bot Göckingk auf, seinem vom Schicksale hart verfolgten Jugendfreunde Bürger ein ruhigeres Leben zu verschaffen. Endlich war es ihm gelungen, dem darbenden Dichter die Aussicht zu einer Professur in Frankfurt an der Oder zu eröffnen. Wie thätig er für seinen unglücklichen Freund gewesen war, zeigt ein noch erhaltener Brief Bürger's. Darin heißt es: „Du einziger unter allen meinen 20- und 30jährigen Freunden und Bekannten, ja wahrlich Einziger, dem es wahrer thätiger Ernst um mich ist — mit der Feder in der rechten Hand stand ich schon da, Dir zu schreiben, als Dein Brief meiner linken überreicht ward. Nun aber will mir fast mein ganzes Gedankenwesen in wortlose Empfindung zergehen und ich möchte lieber laut weinend an Deinen Busen fallen, als Worte auf dies Blatt zusammenstoppeln. Lieber, lieber Göckingk, wenn auch von allen Deinen Reden, Schreiben und Thun für mich nicht das Mindeste gelingt — und ich suche mirs so wahrscheinlich, so gewiß zu machen als möglich, daß Nichts von Allem gelingen werde — so thut Dein Beginnen dennoch mir so innig und selig wohl. — So muß es dem wohl zu Muthe seyn, der so lange Ursache hatte, sich sowie am Glück so auch an Freundschaft in der Noth für bankerott zu halten und nun — sich auf einmal so unvermuthet süß betrogen findet. Lange hielt ich mich für allein in der großen weiten Schöpfung, ohne Gefährten und Handreicher in der Nähe auf der beschwerlichen Reise zum Grabe. Im Gefühle der Selbstkraft achtete ich das zwar wenig; aber wenn so manches Mal die Kraft sank und dann angstvoll meine Seele umherfragte: Wer hilft mir? Wie komme ich weiter? Dann schien Alles rund umher mir zuzurufen: Da siehe du allein zu! — Nun aber, wenn mich künftig Ohnmacht anwandelt, nun weiß ich doch, es ist wenigstens Einer noch vorhanden, der nicht ablassen wird, mir zuzusehen, wie ich weiter komme bis ans Grab. O dies Bewußtseyn wird manchen Kampf der Ohnmacht noch stillen! Ich fühle, fühle es schon jetzt, welche Elasticität es mir ertheilt und weissage mir selbst fast ein ganz neues Leben, in dem ich künftig wandeln werde. O Lieber, wenn es mir beschieden ist, das letzte Viertheil meines Lebens glücklicher zu seyn, als die drei ersten, so erhöht und würzt vornehmlich der Umstand mein Glück, daß ich es Dir, nur Dir, dem einzigen, dem ältesten, dem bewährtesten Freunde von der Schul-, Ballon- und Volantenkameradschaft an bis heute, da doch schon nahe an 30 Jahre verflossen sind, zu verdanken habe. Denn wie viel süßer ists, in brüderlichen Umarmungen, als mit unterthänigen Reverenzen, mit dem Hute unterm Arme, danken zu können! — Eine Professur in Halle oder eine Stelle in Aschersleben wäre mir freilich lieber als die Professur in Frankfurt. Um nun indessen den ersten Schritt aus diesem mir so ganz unfruchtbaren Lande sub bonis auspiciis zu thun, ginge ich wohl selbst bis nach Samarkand; denn hier ist doch unstreitig der Sumpf am tiefsten und es ist allenthalben leicht trockener als hier. Wenn nur der frankfurter Säckel nicht grade jetzt auch voll Spinneweben ist. So geht es mir jetzt mit Helmstädt. Professor kann ich dort gleich werden, wenn ich, statt klingender Münze, fürs erste mit Spinneweben vorlieb nehmen will, weil im dortigen Gotteskasten nichts Anderes vorräthig ist. Gieb Acht, lieber Göckingk, in Frankfurt gehts ebenso. Das Einzige, was mir noch gute Hoffnung giebt, ist, daß meine böse Glücksfee es vielleicht noch nicht weiß, daß Du Dich für mich interessirst und diesen Seitensprung nicht eher erfährt, als bis Alles ausgeführt und richtig ist. Sieht mir die Falsche jetzt über die Schultern, so spielt sie mir eben solche Streiche, wie Dir bei dem Vorfalle, den Du mir in Deinem Briefe berichtest; und wahrhaftig, es kann wol nichts Aergeres ausgedacht werden, Einen aus der Haut zu jagen. Weil Dir denn aber am Ende doch noch ein oder zwei Zipfelchen von dem goldenen Vließe, das Dir die Falsche unter den Händen weg zu practiciren suchte, zu Theil geworden sind, so mag dieser Umstand auch mir zu guter Vorbedeutung dienen." Den Erfolg von Göckingk's Verwendung für seinen Freund vereitelte Bürger's Tod. Dem Trauernden blieb nun Nichts übrig, als dem Dahingeschiedenen in einer bereits erwähnten rührenden Elegie, die zu Göckingk's vorzüglichsten Gedichten gehört, ein Denkmal seiner Freundschaft zu stiften [25]).

Veranlaßt fand sich jedoch Göckingk, in Bezug auf Bürger ein Gerücht zu widerlegen, nach welchem dieser eine Romanze vernichtet haben sollte, um seinem Freunde Göckingk, der den gleichen Gegenstand poetisch behandelt, nicht zu nahe zu treten [26]). In einer von W. Gödike zu Berlin herausgegebenen Zeitschrift für Wissenschaft und Literatur erklärte sich Göckingk hierüber mit den Worten: „Jedem, der dies lieset, muß es leid thun, daß diese Bürger'sche Romanze vernichtet worden und mich selbst würde es am meisten schmerzen, wenn ich dazu die Veranlassung gegeben hätte. Aber ich habe nie eine Romanze über den Grafen von Gleichen verfertigt; mir ist sogar nicht einmal eine Sage von den ehemaligen Besitzern der Schlösser bei Göttingen, die Gleichen genannt, erinnerlich; denn von dem Grafen von Gleichen,

25) In der Göttinger poetischen Blumenlese auf das J. 1796, wieder abgedruckt in Göckingk's Gedichten. (Frankf. a. M. 1821.) 3. Th. S. 177 fg. Vergl. Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften. 58. Bd. 2. St. S. 240 fg. 26) Siehe Jördens in den Denkwürdigkeiten aus dem Leben deutscher Dichter und Prosaisten. (Leipzig 1812.) 1. Bd. S. 336.

der bei Erfurt lebte und auf den eine Romanze von Stolberg sich bezieht [27]), ist hier nicht die Rede. Auf den Ruinen der vorhin gedachten Schlösser habe ich mit Bürger, der eine Zeitlang ganz nahe dabei wohnte, mehrmals gefrühstückt und wahrscheinlich würde er mir von der Geschichte der alten Besitzer bei dieser Gelegenheit etwas erzählt haben, wenn ihm selbst etwas Merkwürdiges davon bekannt gewesen wäre. Doch angenommen, Bürger und ich hätten über einerlei Gegenstand eine Romanze verfertigt, so würde er doch sicher die seinige um der meinigen willen schwerlich ins Feuer geworfen, wenigstens nicht die geringste Ursache dazu gehabt haben. Wir waren seit unserem 15. Jahre zu vertraute Freunde, als daß Bürger nicht hätte wissen sollen, wie ich selbst von meinen Gedichten dachte; wie ich das längste, das ich jemals gemacht hatte, blos deshalb verachtete, weil es ihm nicht gefiel, ohne es auch nur einem Dritten zu zeigen."

Bei Göckingk's Sinne für Freundschaft mußte es befremden, daß er, der an Alle, die er achtete und liebte, die zärtlichsten Briefe schrieb, oft ihnen gegenüber eine an Kälte grenzende Zurückhaltung zeigte. Mancher seiner Freunde ward dadurch an ihm irre. Klamer Schmidt, mit dem er in Halberstadt manche frohe Stunden verlebt hatte, schrieb ihm einst darüber: „Warum lieben Sie mich nicht so zärtlich, wie mich Ihre Briefe lieben? Schon ein paar Mal habe ich diese Frage in Halberstadt an Sie gerichtet. Sie hatten aber die Grausamkeit, leicht und kalt darüber hinwegzuschlüpfen. Was soll ich machen? Was soll ich anfangen, um meinen Zweifel hierüber zu beruhigen? Ich bin nicht stolz; aber ein Gedanke gibt meiner Seele die erhabenste Richtung. Es ist der, daß von allen schönen Geistern keiner an mich schreibt, der mich nicht zugleich liebt. Ich habe kein Verdienst in der Welt aufzuweisen, als meine Rechtschaffenheit und einen Enthusiasmus für alles Schöne, was ich selbst nicht erreichen kann. Verzeihen Sie meine Eigenliebe! Ich verdiene doch wol deshalb ein Bischen geliebt zu werden. Lassen Sie mich nicht den Beweis führen, lieber Freund, daß Ihre Briefe freundschaftlicher sind, als Sie selbst. Erinnern Sie sich nur an Ihren letzten Besuch in Halberstadt. Lassen Sie uns einfach und ehrlich zu Werke gehen. Das kleine Leben fliegt bald vorüber. Es würde eine große Verminderung meiner Ruhe seyn, wenn ich dort oben erfahren sollte, daß ich hier unten den vortheilhaften Begriff von meinem Göckingk nicht hätte haben sollen, wozu mich seine Briefgespräche berechtigen." Klarer und lebendiger als Göckingk haben wenige Schriftsteller ihr eigenstes Selbst mit allen seinen Schattirungen geschildert. Hoheit der Gesinnung und eine liebenswürdige Lebensphilosophie, die sich in bescheidener Selbstgenügsamkeit, in der Entbehrung eitler Genüsse, in der Einfachheit seines Handelns und in seiner ganzen Existenz äußerte, dürften unbedenklich zu den Grundzügen seiner Gedichte, namentlich seiner Episteln, zu rechnen sein. In dieser poetischen Gattung versuchte sich Göckingk mit besonderem Glücke. Kraftvoll und männlich und ebenso mild und zart ist der Geist, der in diesen Gedichten weht. In ihnen legte er seine reiche Lebenserfahrung und Weltkenntniß nieder. Den Beifall des Publicums erwarben sich diese Episteln auch dadurch, daß sie so national waren wie keine anderen in der teutschen Literatur. Von den Nachahmungen französischer Geisteserzeugnisse derselben Gattung unterschieden sich Göckingk's Episteln durch eine anspruchslosere Sprache voll vertraulicher Geselligkeit, voll Wahrheit und ernster Gefühle. Die Empfindung eines allgemeinen Wohlwollens war darin aufs Deutlichste ausgesprochen. Indem sie das moralische und intellectuelle Interesse in gleicher Weise in Anspruch nahmen, befriedigten sie den Verstand und zugleich das Gemüth, ungeachtet einer mitunter etwas zu weit getriebenen Redseligkeit [28]). An Horaz [29]) erinnert Göckingk, ohne sein eigentlicher Geistesverwandter zu sein, in seinen Episteln durch eine ähnliche Denk- und Empfindungsweise. Treffend bemerkt Manso [30]) hierüber: „Wie der römische Dichter freut er sich der Unabhängigkeit, die ihm der goldene Mittelstand bei eigenem Herde gewährt; freimüthig und offen sagt er, was und wie er über den Glanz der Höfe und über die Großen der Erde denkt. Seinen Freunden, die Gefahr laufen, sich auf dem Pfade durchs Leben zu verirren, eilt er mit gutem Rathe entgegen und preist mit einer Innigkeit, die vom Herzen kommt, die Schönheiten der Natur und die Reize des Landlebens. Auch von dem biederen, treuherzigen Tone des römischen Dichters, seiner munteren Laune und seinem neckenden Muthwillen ist ihm etwas zu Theil geworden." Zu den gehaltreichsten unter den Gedichten der genannten Gattung dürften unbedenklich die Episteln an Goldhagen [31]), an Erter [32]) und die an einen jungen Dichter zu rechnen sein, während die Episteln an seinen Fritz [33]) und an seinen Diener [34]) sich durch ihren gemüthlichen Ton auszeichnen.

Göckingk's Lieder zweier Liebenden, die bereits früher erwähnt worden, erschienen zu einer Zeit (1777), wo das Publicum der kalten Amorettentändeleien müde war. Neben dem Reize der Neuheit verschaffte diesen Liedern die Wahrheit und Tiefe der Empfindung, die Einfachheit der Sprache, die Klarheit und Angemessenheit des

27) Im Deutschen Museum. 1782. S. 99 fg., wieder abgedruckt in der Gebrüder Grafen zu Stolberg gesammelten Werken. (Hamburg 1827) 1. Bd. S. 298 fg.

28) Eine Art von Selbstcharakteristik enthält Göckingk's Gedicht: „An die Freunde" (Gedichte. 4. Th. S. 305 fg.), das mit den Worten beginnt:

Hört ihr einst, ich sei gestorben,
O! dann spielet auf Theorben
Keine Trauermelodie.
Ich, der auch im Leben nie
Eure Freude hat verdorben,
Ich verdürb' im Sterben sie? u. s. w.

29) Eine an den römischen Dichter gerichtete Epistel befindet sich in Göcking's Gedichten. 2. Th. S. 108 fg. 30) In den Nachträgen zu Sulzer's Allgem. Theorie der schönen Künste. 8. Bd. 2. St. S. 218 fg. 31) Gedichte. 1. Th. S. 3 fg. 57 fg. 127 fg. 209 fg. 32) a. a. O. 1. Th. S. 30 fg. 33) a. a. O. 2. Th. S. 102 fg. 34) a. a. O. 1. Th. S. 220 fg.

Ausdrucks den fast ungetheilten Beifall des Publicums. Das in dieser Sammlung befindliche Gedicht: „Der Frühlingsmorgen" gehört zu den schönsten in der teutschen Liederpoesie. Sehr bezeichnend ist dies Gedicht ein „frohlockender Hymnus genannt worden, der durch das bunte Gewühl des Frühlings in rhythmischer Schwebung dahintanzt und den Leser mit sich fortreißt." Rein lyrischer Gattung ist der kleinste Theil von Göckingk's Gedichten. Einige sind fein erfunden und epigrammatisch zugespitzt, andere nähern sich dem Tone des Lehrgedichtes oder der Satyre. Kein gewöhnliches Talent besaß Göckingk für das Epigramm. Mit nachsichtsloser Strenge schloß er jedoch von der Sammlung seiner Gedichte weit über die Hälfte seiner Epigramme aus [35]). Fast alle ergötzen durch einen mit scharfer Spitze leicht und schnell hervorspringenden Gedanken; einige seiner Sinngedichte durch die überraschende Naivetät der Wendung. Auch in der epischen Poesie versuchte sich Göckingk. Er dichtete einzelne Romanzen und Balladen. Vorzüglich aber gehört hierher eine poetische Erzählung, „Die Schlittenfahrt" betitelt [36]). Den durchaus prosaischen Grund und Boden verräth dies Gedicht schon durch die darin auftretenden Personen, zu denen ein Kriegsrath, ein Steuersecretair und ein Herr von Zahren gehören. Nettchen, die Tochter eines Kriegsrathes von Brunnenhain, verscherzt ihren Liebhaber, den Steuersecretair Adlerkant, der im Besitze eines beträchtlichen Vermögens, sonst aber ohne alle Verdienste, sich um ihre Hand bewirbt, durch ihre Liebeleien mit einem adeligen Gecken, dem Herrn von Zahren. Für den völlig prosaischen Bodensatz dieses Gedichtes kann der Leser nur einige Entschädigung finden in der leichten und fließenden Versification und in der Correctheit der Gedanken und des Ausdrucks. Witz und Laune spielen in diesem Gedichte ebenfalls keine unbedeutende Rolle.

Göckingk's poetischen Werken stehen seine prosaischen Schriften weit nach. Die letzteren tragen zu sehr die Farbe der Zeit ihrer Entstehung und haben mit den darin geschilderten Literatur- und Sittenverhältnissen wenig Interesse mehr für das Publicum, dessen Augen sie längst entrückt sind. Von Göckingk's „prosaischen Schriften" erschien der erste Theil, auf den kein zweiter gefolgt ist, zu Frankfurt am Main 1784. 8. Enthalten sind darin die nachfolgenden Aufsätze, die, voll Witz und Laune, an Rabener und Thümmel erinnern und die Manier dieser beiden Schriftsteller eigentlich nachahmen: Ueber die Neujahrswünsche S. 19 fg. Briefe von Thieren [37]) an ihre Herren S. 53 fg. Das versuchte Schäferleben S. 93 fg. Versuch einer neuen Art von Intelligenzblättern S. 133 fg. Eingelaufene Briefe über den Versuch einer neuen Art von Intelligenzblättern S. 173 fg. Geschichte eines Seelenwanderers S. 221 fg. Die Bürgermeisterwahl, vier Gesänge S. 235 fg. [38]).

Zu Göckingk's prosaischen Schriften gehören noch die Biographien von zweien seiner vieljährigen Freunde Ramler und Fr. Nicolai. Die erstere steht vor Ramler's poetischen Werken. (Berlin 1800. 8. 2 Bde.) Ueber die Schrift: Friedrich Nicolai's Leben und literarischer Nachlaß (Berlin 1820. 8.), äußert sich Göckingk in einem Vorberichte mit den Worten: „Diese Arbeit ist mühsamer gewesen, als ich sie mir vorgestellt hatte. Nicolai schrieb eine deutliche Hand, wenn er an Andere oder für Andere schrieb. Aber desto undeutlicher ist das Meiste von dem geschrieben, was er blos für sich selbst bestimmt hatte. Es ist nur flüchtig auf das Papier hingeworfen und er hat sich dabei einer Menge ihm eigenthümlicher Abkürzungen bedient, die sich nicht immer mit Sicherheit aus dem Zusammenhange errathen ließen. Manches war durch die Länge der Zeit, oder, weil das mit Bleistift Geschriebene sich verwischt hatte, unleserlich geworden. Es hat daher so wenig mir, als Anderen, die mit seiner Handschrift bekannt waren, immer gelingen wollen, den Sinn mit Gewißheit zu entziffern und ich habe lieber alles das, wobei ich zweifelhaft blieb, weggelassen, als blos nach Muthmaßungen das Unleserliche auslegen wollen. — Wenn nicht alle Freunde, mit denen Nicolai in Berlin in näherer Verbindung stand, schon gestorben wären, so würde ich aus seiner mittleren Lebensperiode mehre Nachrichten mitzutheilen im Stande gewesen seyn. Biester war allein noch übrig; aber auch er starb, ehe ich daran dachte, unseres gemeinschaftlichen Freundes literarischen Nachlaß herauszugeben. Dieser besteht blos in einzelnen Bemerkungen, Urtheilen und Gedanken. Alles Uebrige hat er selbst schon, theils mit, theils ohne seinen Namen, in der Berliner Monatsschrift drucken lassen. Aber er hat außerdem eine schätzbare Sammlung von Briefen hinterlassen. Da er, blos der allgemeinen teutschen Bibliothek wegen, mit 135 Gelehrten in Correspondenz gestanden und keinen einzigen Brief, wie es scheint, vernichtet hat, so mußte in einem so langen Zeitraume nothwendig eine ungeheure Sammlung daraus entstehen.

35) Man findet sie, in drei Bücher abgetheilt, im dritten Theile von Göckingk's Gedichten S. 231 fg. Zuerst erschienen sie unter dem Titel: Sinngedichte. Erstes und zweites Hundert (Halberstadt 1772. 8.), und hierauf in einer neuen, verbesserten Auflage zu Leipzig 1778 mit dem Motto: Facile est, epigrammata belle scribere, sed librum scribere, difficile est. Martialis. An den Leser seiner Epigramme richtet Göckingk die Verse:

> Lies Lessing's oder Kästner's Epigrammen
> Der Reihe nach mit einem Mal,
> Dann wirst du sie zur Hälft' als schaal
> Geradeweg verdammen;
> Lies täglich zwei, so lobst du sie zusammen.

„Wenn dies," fügt Göckingk hinzu, „auch bei den meinigen nicht ganz eintrifft, so werden doch Leser und Verfasser noch immer ihren Vortheil dabei haben." — Eine Auswahl von Göckingk's Epigrammen findet man in der von K. H. Jördens herausgegebenen Blumenlese deutscher Sinngedichte (Berlin 1789.) S. 225—239 und in Haug und Weiße's Epigrammatischer Anthologie 5. Th. S. 167—178. Vergl. Bibliothek der redenden und bildenden Künste. 6. Bd. 2. St. S. 280 fg. 36) Zuerst gedruckt unter dem Titel: „Adlerkant und Nettchen" im Deutschen Museum. 1779. 1. Bd. März. S. 193—206. April. S. 289—307, und hierauf in Göckingk's Gedichten, in der neuesten Ausgabe (Frankf. a. M. 1821.) 4. Th. S. 5—57. Einzeln herausgegeben ward dies Gedicht von J. C. Meißner. (Wien 1783. 8.)

37) Eines Reitpferdes, Raben, Schooshundes, Finken, Pfauen u. s. w. 38) In Prosa geschrieben.

Ich habe nur erst den kleinsten Theil davon durchgesehen und werde die bis jetzt ausgewählten, von denen ich glaube, daß sie dem Publicum interessant seyn möchten, nach und nach in einem der periodischen Blätter bekannt machen." Mit der ihm eigenthümlichen Bescheidenheit äußert sich Göckingk über die Mängel des von ihm herausgegebenen Werkes bei dessen Uebersendung an seinen vieljährigen Freund, den Professor Schütz in Halle[39]. Aus Berlin schrieb er am 28. Dec. 1819: „Die erste Hälfte des beiliegenden Buches ist so trocken, daß Sie dieselbe füglich überschlagen können. Indessen ist dies nur zur Hälfte meine Schuld, weil der kürzlich verstorbene Prediger Dapp das Meiste von dem weggestrichen hat, was sich auf Nicolai's Persönlichkeit, häusliches Leben u. s. w. bezog. Selbst das specielle Verzeichniß der Legate hat er nicht stehen lassen, vielleicht deshalb, weil ihm selbst 2000 Thlr. vermacht worden sind. Dapp war der einzige noch lebende Freund von Nicolai und dies bewog mich, ihm meine Handschrift mit unbedingter Vollmacht zu übergeben, nach Gefallen daraus wegzulassen, was ihm nicht gefalle und hinzuzusetzen, was er mehr wisse als ich. Dadurch haben aber die Leser ein wenig viel verloren. Mein Trost ist indessen, daß nach einem Jahre schon von dem Buche so wenig die Rede seyn wird, als wenn es nie existirt hätte."

Zu Göckingk's Schriften gehört noch eine von ihm im J. 1817 zu Berlin herausgegebene Reise des Herrn von Bretschneider nach London und Paris. Seine literarische Laufbahn schloß er mit einer nach französischen Memoiren bearbeiteten Lebensbeschreibung des berühmten Abtes und Reformators des Trappisten-Klosters, Don Armand Johann le Bouthillier de Rancé. In einem Vorberichte zu diesem Werke hat Göckingk die dabei benutzten Quellen angegeben. Die erwähnte Lebensbeschreibung erschien zu Berlin im J. 1820 in zwei kleinen Octavbänden. In einem Briefe vom 30. März 1821[40] äußert Göckingk: „Die Leipziger Literaturzeitung hat mir, nicht mit Unrecht, den Zusatz bei Rancé's Leben: „ein Beitrag zur Erfahrungs-Seelenkunde" vorgeworfen. Aber dieser Zusatz rührt nicht von mir her, sondern von dem Verleger, dem Stadtrathe Maurer. Ich war zwar dagegen, aber Herr Maurer bestand darauf und daß ich nachgab, hat einen Grund, den ich nicht öffentlich sagen kann. Ich hatte meine Handschrift einem hiesigen Gelehrten geschenkt, der sich in Geldverlegenheit befand und diese Verlegenheit würde noch größer geworden seyn, wenn er, um des Weglassens des Zusatzes willen, erst einen anderen Verleger hätte suchen sollen."

Außer den bereits früher erwähnten Aufsätzen hat Göckingk noch zahlreiche Beiträge zu Zeitschriften geliefert, zu der von Nicolai herausgegebenen Monatsschrift, zum Deutschen Merkur, zu Becker's Taschenbuche zum geselligen Vergnügen u. a. m.[41]. Die zweite Ausgabe seiner Gedichte, auf welche keine weitere gefolgt ist, erschien, wie ebenfalls mehrfach erwähnt worden, zu Frankfurt am Main 1821 in vier Octavbänden, mit vier Kupfern geschmückt. Eine Auswahl seiner Poesien findet man in Vetterlein's Chrestomathie deutscher Gedichte. 3. Bd. S. 473 fg., in Ramler's Lyrischer Blumenlese. 6., 8. und 9. Bd und in Matthisson's Lyrischer Anthologie. 8. Th. S. 215 fg.

Göckingk's Bildniß befindet sich vor dem Leipziger Musenalmanach auf das Jahr 1780; vor dem 31. Bde. der Neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften (1785); vor dem 65. Bde. der Allgemeinen deutschen Bibliothek (1786); vor dem ersten Stücke des Journales von und für Deutschland (1792) und vor dem ersten Theile seiner Gedichte (1821), gestochen von C. Mauch nach einem Gemälde von Graff[42]. (*Heinrich Döring.*)

GÖCKINGK (Sophie Ferdinande von), geborene Vogel, Gattin des Vorigen, seit 1775 zu Ellrich, wo er damals Kanzleidirector war, mit ihm verheirathet. Auf seinen Ausflügen in die umliegende Gegend hatte er in Nordhausen, wo sie mit ihrer Mutter und einer jüngeren Schwester Amalie lebte, ihre Bekanntschaft gemacht. Zuverlässigen Nachrichten zufolge war sie eine blendende Schönheit, von hohem, schlankem Wuchse, glänzenden Augen und Wangen voll Jugendblüthe. Nach einer kaum sechsjährigen Ehe starb sie im J. 1781, innig betrauert von ihrem Gatten, der neben ihrem liebenswürdigen Charakter auch ihr poetisches Talent schätzte. Im Neuen Deutschen Merkur (1803. St. 4. S. 272) sagt Wieland: „Ihre Liebeslieder, die mit dem Namen Nantchen unterzeichnet, in Göckingk's „Liedern zweier Liebenden"[1] aufbewahrt sind, machen sie des Namens unserer vaterländischen Sappho noch würdiger als die Karschin." Auch Tiedge[2] läßt ihrem poetischen Talente volle Gerechtigkeit widerfahren. Er äußert a. a. O.: „Wahrheit, Tiefe der Empfindung und Naivität sind die inneren, Reinheit der Sprache, Klarheit und Angemessenheit des Ausdrucks die äußeren Auszeichnungen dieser Lieder"[3]. (*Heinrich Döring.*)

GOEDART (Johann), ein Maler in Middelburg, der etwa im J. 1620 geboren wurde und im J. 1668

39) Siehe die Schrift: Chr. G. Schütz. Darstellung seines Lebens. 2. Bd. S. 115. 40) Siehe a. a. O. S. 116. 41) Vergl. Jördens in dem Lexikon deutscher Dichter und Prosaisten. 6. Bd. S. 198 fg.

42) Vergl. Göckingk's Biographie in dem Harzboten. Juni 1828. Zeitgenossen. Dritte Reihe. 1. Bd. 4. Heft. S. 3 fg. (C. G. Küttner's) Charakter deutscher Dichter und Prosaisten S. 583 fg. Vetterlein's Handbuch der poetischen Literatur der Deutschen S. 556 fg. Jördens in dem Lexikon deutscher Dichter und Prosaisten. 2. Bd. S. 157 fg. 6. Bd. S. 197 fg. Bouterwek's Geschichte der Poesie und Beredsamkeit. 11. Bd. S. 488 fg. Fr. Horn's Poesie und Beredsamkeit der Deutschen. 3. Bd. S. 331 fg. H. Döring's Gallerie deutscher Dichter und Prosaisten. 1. Bd. S. 359 fg. Gervinus in der poetischen Nationalliteratur der Deutschen. 4. Bd. S. 248. 268 fg. Hillebrand's Deutsche Nationalliteratur. 1. Bd. S. 388. 455. Meusel's Gel. Deutschland. 2. Bd. S. 596 fg., nebst Nachträgen in den folgenden Bänden. Den Neuen Nekrolog der Deutschen. Jahrg. VI. 1. Th. S. 180 fg.

1) Leipzig 1777. 8. Mit Vignetten. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. Ebendas. 1779. 8., wieder abgedruckt in der neuesten Ausgabe von Göckingk's Gedichten. (Frankfurt a. M. 1821.) 3. Th. S. 1—156. 2) In den Zeitgenossen. Dritte Reihe. 1. Bd. 4. Heft. S. 58. 3) Vergl. a. a. O. S. 12 fg. Meusel's Lexikon der vom Jahre 1750—1800 verstorbenen deutschen Schriftsteller. 4. Bd. S. 244.

gestorben ist, entwarf recht gute bildliche Darstellungen der Metamorphose der Insekten, soweit sich dieselbe in der äußeren Form kund gibt, und veröffentlichte von 1662 an in Middelburg in holländischer Sprache eine Sammlung von 150 kleinen colorirten Tafeln. Es erschien aber auch alsbald eine vermehrte lateinische Uebersetzung unter dem Titel: Metamorphosis et historia naturalis insectorum cum Commentariis Joannis de Mey. Medioburg. Pars 1. 1662. Pars 2. (mit Appendix de Insectorum utilitate von Paul Veezaerdt) 1667. Pars 3 (ohne Jahreszahl). Eine andere lateinische Ausgabe mit mehr methodischer Anordnung des Materials besorgte der Engländer Lister: Joannes Goedartius de Insectis in methodum redactus; cum notularum additione opera M. Lister. (London 1685. 8.) Doch hatte Lister schon früher eine englische Uebersetzung besorgt unter dem Titel: Johannes Goedartius of Insects; done into English and methodized with the addition of notes. (York 1682.) Es existirt auch ein französischer Text zu den Abbildungen: Métamorphoses naturelles ou histoire des Insectes. 3 Voll. (Amsterdam 1700.) (*Fr. Wilh. Theile.*)

GOEDDÄUS [1]) (Johann) oder Gödde, geboren am 7. Dec. 1555 zu Schwert in der Grafschaft Mark, war Anfangs bestimmt, Kaufmann zu werden. Er zeigte jedoch wenig Talent und Neigung zu den merkantilischen Geschäften. Seine Aeltern fanden sich dadurch bewogen, ihn seinem Wunsche gemäß dem Gelehrtenstande zu widmen. In der Schule zu Dortmund, die er im J. 1568 besuchte, zeichnete er sich durch musterhaften Fleiß aus. Er machte rasche Fortschritte im Lateinischen und Griechischen, vorzüglich aber in der hebräischen Sprache. Aus der Schule zu Deventer vertrieben ihn die damaligen Kriegsunruhen. Bereits im J. 1570, nachdem er kaum ein Jahr dort zugebracht hatte, kehrte er wieder in das väterliche Haus zurück. Zur Fortsetzung seiner Studien begab er sich wieder nach Dortmund zurück. An der Philosophie und Geschichte fand er ein besonderes Interesse. Durch seinen Fleiß und sein sittliches Betragen erwarb er sich manche Gönner. Der Landvoigt Friedrich von der Mark zeichnete ihn aus, indem er ihn im J. 1576 zum Erzieher seines Sohnes wählte. Auf der Universität Marburg, die er im J. 1578 bezog, suchte er vorzugsweise seine philosophischen Kenntnisse zu erweitern. Dabei erwachte in ihm ein besonderes Interesse an der Theologie. Von der Idee, diese Wissenschaft zu seinem künftigen Lebensberufe zu wählen, kam er indessen bald wieder zurück. Sein sanfter, anspruchsloser Charakter vertrug sich nicht mit der theologischen Polemik, die damals auf der Kanzel und auf dem Katheder herrschte. Die Jurisprudenz, der er sich nun widmete, schreckte ihn Anfangs durch ihre Trockenheit. Durch angestrengten Fleiß überwand er jedoch alle Hindernisse. Durch Vertheidigung seiner Diss. de contrahenda et committenda stipulatione (Marb. 1585. 4.) erlangte er den Grad eines Doctors der Rechte. Er begab sich hierauf nach Speyer, um bei dem dortigen Reichskammergerichte sich in der juridischen Praxis zu üben. Im J. 1586 kehrte er nach Marburg zurück, wo er seine schon früher gehaltenen Vorlesungen fortsetzte. Seine Landsleute gaben ihm einen Beweis ihrer Achtung, indem sie ihn im J. 1587 in seiner Vaterstadt Schwert zum Bürgermeister wählten. Im J. 1588 erhielt er einen Ruf nach Herborn als ordentlicher Professor der Rechte. Im August des genannten Jahres eröffnete er dort seine Vorlesungen. Eine gleiche Lehrstelle ward ihm in Frankfurt an der Oder angetragen. Er zog es jedoch vor, einem Rufe nach Marburg zu folgen. Dort erhielt er im J. 1594 eine ordentliche Professur der Institutionen, später (1603) auch der Pandekten. Mehre Anträge zu auswärtigen Beförderungen lehnte er ab. Er erhielt einen Ruf nach Heidelberg, nach Helmstädt und Franecker. In Bremen ward ihm ein Syndicat, in Cassel die Stelle eines Vicekanzlers angetragen. Im J. 1626 wünschte man ihn mit dem Charakter eines königlichen Rathes nach Dänemark zu ziehen. Er war indessen zu bescheiden und zu anspruchslos, um eine Veränderung seiner Lage zu wünschen, in der er sich um so glücklicher fühlte, da das Streben nach höheren Würden mit seinem Charakter und seiner Sinnesweise nicht harmonirte. Nicht blos als akademischer Docent, auch bei manchen Landesangelegenheiten zeigte er sich durch den Umfang und die Gründlichkeit seiner Kenntnisse als einen tüchtigen Juristen. Auf mehren Landtagen, zu Treysa, Cassel und Marburg, erschien er als Deputirter der Universität. Seine Rechtssprüche und juristischen Bedenken erwarben ihm auch außerhalb Teutschland fast ungetheilte Achtung. Durch sein einsichtsvolles Benehmen empfahl er sich als Mitglied einer niedergesetzten Commission, die den Streit über die marburgische Erbfolge entscheiden sollte. Im J. 1611 erhielt er Sitz und Stimme im marburger Consistorium. Die letzten Jahre seines Lebens wurden ihm durch manche körperliche Leiden getrübt. Besonders litt er an wiederholten Anfällen von Apoplexie. Er starb zu Marburg am 5. Jan. 1632 im 77. Jahre.

Gründliche Kenntnisse und eine lichte Darstellung empfehlen seine Schriften, von denen die meisten mehrfach wieder aufgelegt wurden. Den vierten Abdruck erlebte im J. 1623 zu Herborn seine dort im J. 1589 erschienene Schrift: De sequestratione possessionum et fructuum tit. XVII lib. II. Decretal. Gregor. IX repetitio. Vielen Beifall fand auch sein zu Herborn im J. 1609 zum dritten Male gedruckter Commentar: De contrahenda et committenda stipulatione. Mit dem Lehensrechte beschäftigte sich Göddäus in seinen Schriften vorzugsweise. Im J. 1599 erschien von ihm zu Marburg, in Quart gedruckt, eine Centuria conclusionum feudalium de successione feminarum und zu Frankfurt im J. 1688 in der vierten Auflage seine Feudalia s. Theses et Disputationes de feudis sub ejus praesidio propositae [2]). Viele seiner Dissertatio-

1) Unrichtiger Goddäus geschrieben.

2) Der frühere Titel dieses Werkes, in welchem 21 früher einzeln gedruckte Dissertationen enthalten, lautete: Medulla juris

nen, Erläuterungen verschiedener Rechtsmaterien enthaltend, fanden in den Consiliis et Responsis Marburgensibus eine Stelle [3]). Anonym erschien von ihm ein „Gründlicher Bericht von allen und jedem der freien und kaiserlichen Reichsstädte Stand, Religion, Privilegien, Rechten und Gerechtigkeiten" [4]). Von einem damals sehr geschätzten Werke: „R. Maurer's Wasserrecht und Wassergerechtigkeit" veranstaltete Göddäus eine neue vermehrte Ausgabe, welcher er ein Responsum juris beifügte mit dem Titel: De alluvione maris ac littoris ejusque possessu et acquisitione. Von Sachverständigen wurden die meisten seiner Schriften mit Beifall aufgenommen. Ueber ungünstige Beurtheilungen setzte er sich hinweg. Charakteristisch, auch noch für den heutigen Zustand der Literatur, sind seine Aeußerungen in der Vorrede zu seinem im J. 1596 zu Herborn erschienenen Commentare: De contrahenda et committenda stipulatione. Göddäus tritt dort mit dem Geständnisse hervor: „Scio, quam periculosum sit, hoc tempore tum de caeteris disciplinis, tum de juris arte quid scribere, vel in publicum emittere. Critici jam sunt multi senes et juvenes; plures mali quam boni, iniqui quam aequi censores; et quibus nihil rectum nihilque ratum et gratum, nisi quod ipsi, vel ii, quos affectu quodam singulari eoque privato sibi elegerunt, fecissent" [5]).

(*Heinrich Döring.*)

GOEDDÄUS (Johann), Enkel des Vorigen, geboren zu Cassel am 23. Dec. 1651. Er war kaum sechs Jahre alt, als der Tod ihm seinen Vater entriß. Seiner Mutter verdankte Göddäus eine sorgfältige Erziehung. Bis zu seinem eilften Jahre erhielt er Privatunterricht. Um diese Zeit (1662) trat er zu Marburg in das dortige Pädagogium. Heinrich Duysing war dort einer seiner vorzüglichsten Lehrer. Im J. 1666 eröffnete er zu Marburg seine akademische Laufbahn. In dem Gebiete der Rechtswissenschaft, die er sich zu seinem künftigen Lebensberufe gewählt, war der Professor Graf sein Hauptführer. Von Marburg ging er nach Leyden, wo damals der berühmte Böckelmann lehrte. Unter seinem Vorsitze vertheidigte Göddäus seine Diss. de L. XL seq. de rebus creditis. (Lugd. Batav. 1677. 4.) Nach Beendigung seiner akademischen Laufbahn durchreiste Göddäus Holland und einen Theil Teutschlands. In Marburg erlangte er den juristischen Doctorgrad durch Vertheidigung seiner Diss. inaug. ad L. 15. Cod. de rei vindicatione. (Marb. 1678. 4.) Im J. 1682 wurde er außerordentlicher Professor der Rechte in Marburg, im nächsten Jahre ordentlicher Lehrer der Institutionen, später (1684) der Pandekten, im J. 1692 des kanonischen Rechtes und im J. 1704 des Staatsrechtes. In der juristischen Facultät ward er um diese Zeit zugleich Primarius. Von den beiden fürstlichen Häusern zu Cassel und Darmstadt erhielt er im J. 1691 den Titel eines Sammthofgerichtsrathes. Im J. 1692 war Göddäus Deputirter der Universität Marburg auf dem Landtage zu Cassel. Er starb am 29. April 1719 im 68. Jahre, geschätzt wegen seiner gründlichen Kenntnisse, die sich über das Gebiet der Jurisprudenz hinaus auch auf andere wissenschaftliche Fächer erstreckten. Als Docent empfahl er sich durch seinen lichtvollen Vortrag. Sein durchaus redlicher Charakter verschaffte ihm allgemeine Achtung. Der größere Theil seiner Schriften besteht in Abhandlungen über einzelne Rechtsmaterien: De satisdatione pro expensis et reconventione. (Marb. 1683. 4.) De legato jure subsistente agnito ab haerede illustri impubere tutoris auctoritate accedente. (Ibid. 1686. 4.) De supremo jurisdictionis dominio (Ibid. 1700. 4.) u. a. m. *).

(*Heinrich Döring.*)

GOEDDÄUS (Johann), der Sohn des Johannes Göddäus, am 22. Aug. 1697 zu Marburg geboren, studirte auf der Universität zu Marburg und später auf der zu Rinteln Jurisprudenz und erhielt im J. 1721 auf der letzteren Universität die Doctorwürde, bei welcher Gelegenheit er seine Dissertatio inauguralis exhibens usum aequipollentium (Rintel. 1721. 4.) schrieb. Schon vorher hatte er eine Lobrede auf den Landgrafen Karl von Hessen (Carolus Magnus redivivus in Carolo Hassiae Landgr. oratione panegyrica exhibitus. Marb. 1716. fol.) herausgegeben, worin er alle gleichnamigen Könige und Fürsten Europa's aufzählt und welche zu jenen maßlos übertriebenen und geschmacklosen Schmeicheleien jener Zeit gehört, mit denen uns nur der gute römische Styl und der überall vorherrschende patriotische Geist auszusöhnen vermögen. Im J. 1725 wurde er außerordentlicher Professor der Rechte zu Rinteln und fand als Lehrer großen Beifall, hatte aber das Unglück, zuerst in eine unüberwindliche Schwermuth und dann in vollständigen Wahnsinn zu verfallen, sodaß er im J. 1748 in das Hospital Haina gebracht werden mußte, in welchem er am 21. Oct. 1757 starb †).

(*Ph. H. Külb.*)

GÖDE (Christian August Gottlieb), geboren in Dresden am 20. Febr. 1774, studirte in Leipzig die Rechte. Im J. 1802 begleitete er den Baron von Blümner auf einer Reise durch England und Schottland. Er war auch einige Zeit in Paris, wo es ihm jedoch weniger gefiel. Weder mit den Sitten und der Lebensweise,

---

feudalis s. disputationes feudales. Vergl. *E. Mauritii* Nomenclat. script. in jur. feud. litt. G. p. 671.

3) Siehe das Verzeichniß dieser Beiträge in Strieder's hessischer Gelehrtengeschichte. 4. Bd. S. 515 fg. 4) Frankfurt a. M. 1610. 4. Diese Schrift war durch eine Rechtsbeschwerde der Stadt Friedberg gegen die gleichnamige Burg veranlaßt worden; s. Winckelmann's Hessische Chronik. 2. Th. S. 177. Mader's Nachrichten von Friedberg. 1. Th. S. 117. 5) Siehe *Herdesii* Serm. fun. in obitum Jo. Goeddaei; *Th. Höpingk*, Progr. fun. in obitum ejus; *Jo. Kornmanii* Orat. parent. in honor. Jo. Goeddaei habita. Historie der Gelehrten der Hessen. Trim. I. 1729. p. 1 seq. Jöcher's Gelehrtenlexikon. 2. Th. S. 1042. Strieder's Hessische Gelehrtengeschichte. 4. Bd. S. 507 fg.

*) Siehe *Jo. Duysingii* Progr. fun. in obitum Jo. Goeddaei. (Marb. 1719. 4.) *J. H. Schminckii* Orat. fun. in obitum J. G. (Ibid. 1719. 4.) Strieder's Hessische Gelehrtengeschichte. 4. Bd. S. 520 fg.

†) Fr. Wilh. Strieder, Hessische Gelehrtengeschichte. 5. Bd. S. 1.

noch mit dem Charakter der französischen Nation konnte er, seiner Natur nach, sich befreunden. Nach London kehrte er jedoch später nochmals allein zurück, um seinen dortigen Aufenthalt zur Abfassung eines ausführlichen Werkes über Großbritannien zu benutzen. Von London ging er nach Göttingen. Die Jurisprudenz, sein Berufsfach, gab er auf. Ein entschiedenes Interesse fesselte ihn an die Naturwissenschaften, mit denen er das Studium der Medicin verband. Es lag in seinem Plane, nach London zurückzukehren und dort als praktischer Arzt aufzutreten. Er gab indessen diesen Plan wieder auf, als er im J. 1805 einen Ruf nach Jena erhielt. Dort war er zum außerordentlichen Professor der Jurisprudenz und Philosophie ernannt worden. Er trug kein Bedenken, das ihm übertragene Lehramt anzunehmen, fühlte sich jedoch nicht behaglich in seinen neuen Verhältnissen. Sein vieljähriger Freund, der bekannte Romanschriftsteller Fr. Laun (F. A. Schulz), den er in Dresden besuchte, fand ihn sehr trübe gestimmt. „Obschon," erzählt Laun[1]), „keine eigentliche Ursache vorhanden war, ihn mit Abneigung gegen seinen Wirkungskreis in Jena zu erfüllen, machten doch besondere, vielleicht zum Theil durch Hypochondrie — unstreitig eine Folge seiner übergroßen Studienanstrengung — veranlaßte Umstände, daß ihm sein Aufenthalt in Jena nicht behagen wollte. Vielleicht würde er sich wieder mit demselben versöhnt haben, wenn die Kriegsereignisse eine andere Wendung genommen hätten. Aber der Gedanke des bevorstehenden Einrückens der Franzosen in Jena war mehr, als er, seiner Individualität nach, ertragen zu können glaubte. Bei einem wahrhaft kindlich frommen Gemüthe war ihm doch die jedem Menschen zu wünschende Eigenschaft des leichten Sinnes verloren gegangen. Schon die der Schlacht von Jena[2]) vorangegangenen, für die Preußen und Sachsen so ungünstigen Gefechte ließen keinen Zweifel, daß die Franzosen Meister der Stadt werden würden. Um jeden Preis glaubte Göde daher Jena unverzüglich verlassen zu müssen. Da bei den kriegerischen Streifzügen in der Gegend ein Fortkommen mit Pferden zu versuchen nicht rathsam war, so miethete Göde einen Mann mit einem Karren, ließ auf diesen eine Auswahl seiner Sachen und Bücher packen und war eben entschlossen, seine ganze übrige Habe schutzlos zurückzulassen, um im Geleite des bepackten Karrens den Weg nach Gegenden einzuschlagen, die noch von der teutschen Armee besetzt waren, als zwei jenaische Professoren, Eichstädt und Andreä, in sein Zimmer traten. Sie kamen eben aus der Senatsversammlung und suchten den bereits völlig Reisefertigen durch die Vorstellung der Gefahren, denen er bei der vorhabenden Reise sich aussetze, in Jena zurückzuhalten. Seiner Versicherung nach geschah ihm dabei der Antrag, ihnen zu folgen zu dem mit einem Truppencorps vor dem Thore lagernden Marschalle Lannes, um die Anrede an diesen zu halten und die Stadt seinem Schutze zu empfehlen[3]). Achselzuckend äußerte hierauf Göde, indem er zum Fenster hinaus auf den bereits am Hause stehenden Karren deutete, sein Bedauern, daß sich die Sache durchaus nicht mit seinem unabänderlichen Vorhaben vertrage, welches ihn zum entgegengesetzten Thore aus der Stadt führen werde. Seiner Wanderung fehlte es nicht an Abenteuern. Besonders hatte ihm, wie er mir späterhin schrieb, der Unglaube an die Wahrheit seiner Aussagen große Noth gemacht. Man hatte zuweilen versucht, ihm die Unmöglichkeit zu beweisen, daß er an vielen Orten, die er als von Franzosen besetzt angegeben, auch nur die Spur eines Franzosen gewittert haben könne und wollte daher oft böse werden, wenn er solche Beweise durch Beziehung auf seine recht guten Augen zu entkräften trachtete."

In Folge eines erhaltenen Rufes nach Rostock als ordentlicher Professor der Rechte befand sich Göde schon auf der Reise dahin, als ihm ein gleiches Lehramt in Göttingen angetragen ward. Längst war es sein Wunsch gewesen, dort einen Wirkungskreis zu erhalten. An Heyne fand er in Göttingen einen Gönner und väterlich für ihn sorgenden Freund. Der ungemeine Beifall, den seine Vorlesungen fanden, befreundete ihn wieder mit einer Sphäre, der er nicht lange zuvor völlig den Rücken zu kehren gedachte. Ein weites Feld eröffnete sich ihm durch die in Folge der politischen Ereignisse veränderte Justizpflege, welche die Ausbildung der gerichtlichen Beredsamkeit nöthig machte. Zu seinen bisherigen Vorlesungen über diese Materie hielt Göde sein auf die Basis der Römer und Briten gegründetes System nicht für hinreichend. Seine griechischen Sprachstudien, die er lange hatte ruhen lassen, betrieb er nun mit großem Eifer, um durch das innigste Eindringen in das Verständniß der Redner des Alterthums seinen Vorlesungen eine noch höhere Weihe zu ertheilen. Wie von jeher, wenn die Wissenschaft ihn begeisterte, nahm er zu wenig Rücksicht auf seinen Körper. Unter zu rastlosen geistigen Anstrengungen drohte seine Gesundheit zu erliegen. Zu seinen mannichfachen Studien und Arbeiten trat noch die Beschäftigung mit der Herausgabe der Werke Johannes von Müller's, zu welcher, glaubwürdigen Nachrichten zufolge, ihn dieser berühmte Historiker selbst überredet hatte. Göde stand damals zwischen 30 und 40 Jahren. Aber sein Körper schien beinahe völlig erschöpft. Sein Studirzimmer, das er selten verließ, war die Hauptquelle seiner physischen Leiden. Aerzte und Nichtärzte und seine sonstigen zahlreichen Freunde drangen so lange in ihn, bis er sein Zimmer mit einem Reisewagen vertauschte. Statt jedoch in Paris, wohin er unter Anderem seinen Weg nahm, sich sorglos dem reizenden Wechsel eines von Geschäften befreiten Lebens und den mannichfachen Zerstreuungen zu überlassen, die ihm die Hauptstadt Frankreichs darbot, ward er dort wieder völlig von der Wissenschaft in Beschlag genommen. Eine der seinigen gleiche Begeisterung für alles Wissen fand er in Paris an dem berühmten Sylvestre de Sacy. Dem

1) Siehe Fr. Laun's Memoiren. (Bunzlau 1837.) 2. Th. S. 112 fg. 2) Am 14. Oct. 1806. 3) Vergl. J. Günther's Lebensskizzen der Professoren der Universität Jena (Jena 1858.) S. 81.

Drange, mit Hilfe eines von jenen großen Orientalisten ihm empfohlenen Arabers, die Schätze der arabischen Sprache sich anzueignen, konnte er nicht widerstehen. Dabei verschlimmerte sich aber sein Gesundheitszustand so sehr, daß er genöthigt war, nach Göttingen zurückzukehren. Er starb dort im 37. Lebensjahre am 2. Juli 1812. Einer seiner Freunde sagt von ihm: „Wer ihn kannte und seine wahrhaft edle, herzlich gute Natur, sein unermüdetes redliches Streben, der konnte dem herrlichen, nur durch Misgeschick aller Art um den Frohsinn seiner tadellosen Jugend gebrachten Manne den innigsten Antheil nicht versagen."

Das Hauptwerk, wodurch Göde sich als Schriftsteller einen geachteten Namen erwarb, führt den Titel: England, Wales, Irland und Schottland. Erinnerungen an Natur und Kunst, aus einer Reise von 1802 und 1803. (Dresden 1804—1805. 8. 5 Thle.) Eine zweite, völlig umgearbeitete Ausgabe dieses Werkes erschien ebendaselbst im J. 1806 in fünf Octavbänden. Bruchstücke aus dem vierten und fünften Bande dieser Reisebeschreibung hatte Göde in der Dresdener Abendzeitung (1805. Nr. 15 fg.) mitgetheilt. Außer seiner zu Göttingen im J. 1806 erschienenen Dissertation: Jus Germanicum privatum, in usum lectionum academicarum adumbravit etc. unterzog er sich noch nach dem Tode eines seiner Collegen, des Professors K. W. Pätz, der Herausgabe und Vollendung eines von demselben hinterlassenen Lehrbuchs des Lehenrechtes. (Göttingen 1806. 8.) In Meusel's Gelehrtem Deutschland (17. Bd. S. 735) wird erwähnt: „Göde habe zum Drucke ein fast völlig fertiges Werk hinterlassen, woran er mehr als zehn Jahre gearbeitet, das aber auf eine unerklärliche Weise verschwunden sei." Einer von Göde's Freunden bemerkt hierüber: „Sollte sich dies Manuscript nicht wiedergefunden haben? Der Verlust wäre um so betrübender, da ein Werk dieser Art von einem so tiefdenkenden, kenntnißreichen, sorgfältigen und gewissenhaften Manne der deutschen Geschichte und Literatur zu einem bleibenden Denkmale gereichen würde"[4]).

(*Heinrich Döring.*)

GÖDE[1]) (Henning) oder Godenus, aus Werben gebürtig, erhielt seine erste Erziehung zu Havelberg in der Mark Brandenburg. Sein Geburtsjahr ist unbekannt. Im J. 1464 begab er sich, um die Rechte zu studiren, nach Erfurt. Schon zwei Jahre nachher ward er dort Baccalaureus, aber erst im J. 1474 Magister der Philosophie. Als Mitglied des großen Collegiums ward er in die philosophische Facultät aufgenommen. Er hielt seitdem mit Beifall öffentliche Vorlesungen. Im J. 1478 fand er Gelegenheit, der Stadt Erfurt durch Uebernahme einer Gesandtschaft an den Papst in einer wichtigen Angelegenheit wesentliche Dienste zu leisten. Er gelangte dadurch, wie durch seine akademischen Vorlesungen, die er nach Rückkehr von jener Reise fleißig fortsetzte, zu immer größerem Ansehen und zu höheren Würden. Im J. 1481 war er zum ersten Male Dekan in der philosophischen Facultät. Fünf Jahre später (1486) ward er zum Rector der Universität gewählt und während dieses Rectorats zum Licentiaten beider Rechte ernannt. Im J. 1489 erhielt er die juristische Doctorwürde und ward hierauf in die juristische Facultät aufgenommen, in welcher er das Dekanat seit dem Jahre 1493 noch sieben Mal führte. Sowol durch seine akademischen Vorlesungen, in denen er einem besseren Geiste als dem gewöhnlichen Sinne und Verfahren der Scholastiker gefolgt war, als auch durch seine Urtheile und Gutachten zeichnete er sich unter den Mitgliedern der juristischen Facultät so vortheilhaft aus, daß er zum ordentlichen Professor der Rechte mit einem für die damalige Zeit sehr bedeutenden Gehalte ernannt ward. Außerdem erhielt er ein Kanonicat bei dem Marienstifte zu Erfurt und in der Folge bei demselben die Würde eines Scholasticus. Neben seinen akademischen Aemtern diente Göde viele Jahre dem Rathe zu Erfurt als Syndicus. Auch auswärts verbreitete sich sein Ruhm. Von vielen teutschen Fürsten ward er in Rechtsangelegenheiten zu Rathe gezogen. Er erhielt den ehrenvollen Beinamen Monarcha Juris. Zur Frequenz der erfurter Hochschule trug er wesentlich bei. Ernstlich ermahnte er seine Zuhörer zum Studium einer reinen Philosophie und der schönen Wissenschaften. Allgemein rühmt man seinen Fleiß, seine Einsicht und Gewandtheit in den ihm übertragenen Aemtern. Zur Empfehlung gereicht ihm auch seine strenge Wahrheitsliebe und die entschiedene Abneigung gegen alle täuschenden Künste, worin viele der damaligen Rechtsgelehrten ihre Stärke suchten. Er besaß die seltene Gabe, überall den wahren Grund einer Streitsache zu erforschen und in seinen Entscheidungen den Sinn der Gesetze zu treffen und auszusprechen. Aber sein Charakter hatte auch Schattenseiten. Nach dem Urtheile einiger seiner Zeitgenossen soll er von Stolz und Anmaßung nicht ganz frei gewesen sein und sich dadurch Neid und Haß zugezogen haben.

In eine bedenkliche Lage gerieth Göde bei den Mishelligkeiten zwischen dem Rathe zu Erfurt und der dortigen Bürgerschaft. Bekannt als Freund des Rathes, fürchtete er dem Volkshasse und drohenden Verfolgungen nicht entgehen zu können. Er sah ein, daß ihn weder seine geistliche Würde, noch sein persönliches Ansehen in diesem Parteienkampfe schützen konnte. Für das Rathsamste hielt er daher, sich auf einige Zeit aus Erfurt zu entfernen. In Leipzig, wohin er sich im J. 1509 begab, bereiteten ihm seine auch dort schon anerkannten Verdienste eine glänzende Aufnahme. Der Kurfürst von Sachsen ernannte ihn zum Probste der Allerheiligen-

4) Vergl. *Mitscherlich*, Oratio in memoriam Heynii, A. G. Richteri et C. A. G. Goedii. (Gotting. 1812. fol.) Göttinger gel. Anzeigen. 1812. S. 1519. Allgem. Literaturzeitung. 1812. Nr. 190. Allgem. Anzeiger der Deutschen. 1819. Nr. 236. Fr. Laun's Memoiren. (Bunzlau 1837.) 2. Th. S. 44 fg. 111 fg. J. Günther's Lebensskizzen der Professoren der Universität Jena (Jena 1858.) S. 41. Meusel's Gel. Deutschland. 13. Bd. S. 478. 17. Bd. S. 735 fg.

1) So schrieb er sich selbst, nicht Göden, wie er mehrfach genannt worden; s. unter andern Jöcher's Gelehrtenlexikon. 2. Th. S. 1043.

Stiftskirche in Wittenberg. Auf der dortigen Hochschule ward er zugleich Ordinarius der Juristenfacultät und Professor des kanonischen Rechtes. In ähnlicher Weise, wie früher in Erfurt, machte er sich in Wittenberg vielfach verdient. Auf die noch nicht vollendete Einrichtung der neuen Hochschule gewann er, als vieljähriger Lehrer auf einer älteren Universität, durch seine reiche Kenntniß und Erfahrung einen wohlthätigen Einfluß. Seine Würden in Erfurt gab er nicht auf. Fortwährend interessirte er sich lebhaft für die Angelegenheiten der dortigen Universität. Er ward sogar im J. 1510 von der Juristenfacultät zu Erfurt, obgleich abwesend, zum Dekan gewählt und war auf diese Weise ein Mitglied zweier Universitäten, was übrigens damals nicht ungewöhnlich war [2]).

Seine fortwährenden Verbindungen mit Erfurt benutzte Göde, um den inneren Frieden in dieser Stadt wiederherzustellen. Lange blieben jedoch seine Bemühungen fruchtlos. Erst durch die eingetretene Vermittelung des Kurfürsten von Mainz waren die Feindseligkeiten einigermaßen beseitigt worden. Immer störten noch die Rechte der Bürger, welche Erfurt während der Unruhen verlassen hatten und die Verhältnisse der Stadt zu dem sächsischen Hause den völligen Genuß des wiedererlangten Friedens. Um auch hier vermittelnd einzutreten, entschloß sich Göde, wider den Rath seiner meisten Freunde, im J. 1516 zur Rückkehr nach Erfurt. Er erhielt das hierzu verlangte sichere Geleit. Von 30 Reitern, die ihm der Rath zu Erfurt entgegen schickte, ward er wie im Triumphe eingeholt. Eine Volksmenge begleitete ihn mit Jubel vom Thore bis an sein Haus. Unterstützt von dem Oberstrathsmeister Hüttener, brachte Göde eine Versöhnung der Stadt Erfurt mit dem sächsischen Hause zu Stande. In Folge eines zu Naumburg geschlossenen Vertrages wurden die ausgewanderten erfurter Bürger wieder in den Besitz ihrer Güter und Rechte gesetzt. Aber auch auf die Wissenschaften äußerte Göde's Anwesenheit in Erfurt keinen unbedeutenden Einfluß. Durch seine Verwendung erhielt Euricius Cordus, der in einem Gedichte Göde's Einzug in Erfurt mit der Rückkehr Cicero's aus dem Exile verglichen hatte, das Rectorat der Marien- oder Domschule, die durch diesen vielseitig gebildeten Mann einen bedeutenden Ruf erlangte [3]).

Zwei Jahre hatte Göde in Erfurt zugebracht. Seit er (1518) nach Wittenberg zurückgekehrt war, sah er jene Stadt nicht wieder. Nach der Rückkehr von einer Reise, auf welcher er den Kurfürsten von Sachsen zur Wahl und Krönung des Kaisers Karl V. begleitet hatte, hielt er zu Wittenberg eine Vorlesung über die Art und Weise, einen römischen König zu wählen [4]). Es lag ihm, wie er sich in der Ankündigung ausdrückte, auch besonders daran, daß die wittenberger Studenten auch etwas von den Welthändeln erführen [5]). Vorträge über Gegenstände des teutschen Staatsrechtes waren damals nicht üblich und in dieser Hinsicht war die erwähnte Vorlesung eine Merkwürdigkeit. Aber auch unter Göde's Rechtsgutachten befanden sich einige, die ins Staatsrecht einschlugen. Um die Bildung talentvoller junger Männer machte sich Göde außerdem als akademischer Lehrer vielfach verdient. Zu seinen Schülern gehörten Gregorius von Brück, Hieronymus Schurff, Benedict Pauli u. A. Als Zeitereigniß, das mit seinem juristischen Lehramte und seiner Wirksamkeit überhaupt in keiner Verbindung stand, betrachtete er die Reformation Luther's. Er hielt sie für eine bloße theologische Streitigkeit, die bei der damals herrschenden Polemik nichts Ungewöhnliches war. Als aber Luther die päpstlichen Decretalen verbrannte, fand Göde, als Professor des kanonischen Rechts, diese Sache für sich schimpflich. Mit bitteren Vorwürfen ward Luther, der in Erfurt noch eine kurze Zeit sein Schüler gewesen war, von Göde überhäuft. Da er indessen mit Luther auf einem ziemlich freundschaftlichen Fuße gestanden hatte, so wäre er vielleicht mit der Zeit anderen Sinnes geworden, wenn ihn nicht der Tod ereilt hätte. Er starb zu Wittenberg am 21. Jan. 1521. Dort, wie in Erfurt, ward er allgemein betrauert. In der zuletzt genannten Stadt erhielt er sein Andenken durch verschiedene gemeinnützige Vermächtnisse. Aus seinem handschriftlichen Nachlasse erschien von ihm im Drucke sein Processus judiciarius et de formandis libellis; it. Repetitio Rubr. X de caus. possess. et propr. (Viteb. 1539. 8.); ferner: Consilia Rev. Clar. ac ingenio, eruditione et usu Excellentiss. I. U. Doct. Henn. Goeden, optimo ordine per D. Melchior Kling, quoad materias conjunctas distributa. (Viteb. 1541. fol.) Diese Consilia, zuerst auf Befehl des Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen gesammelt, wurden mehrmals wieder aufgelegt, unter Anderem Budiss. 1563. fol. [6]).

(*Heinrich Döring.*)

GÖDECKE (Andreas), auch Gödich und Jodocus genannt, teutscher Theolog, um die Mitte des 16. Jahrh. zu Löbegin bei Halle in Sachsen geboren, weshalb er auch zuweilen Lybekinensis Petrimontanus heißt, wurde zu Wittenberg, nachdem er daselbst seine Studien beendigt und die theologische Doctorwürde erlangt hatte, im J. 1584 Professor der Theologie; durch den Einfluß der Reformirten verlor er aber im J. 1590 diese Stelle. Später wurde er jedoch wieder eingesetzt und im J. 1593 zum Probste und Superintendenten zu Kemberg befördert, wo er im J. 1599 starb. Seine

---

2) In den Epistolis virorum obscurorum wird spottweise ein Mann erwähnt, der Mitglied von zehn Universitäten war, und nicht wußte, ob er sagen sollte: ego sum *membrum* oder *membra* decem universitatum. 3) Siehe über ihn Jöcher's Gelehrtenlexikon. 1. Th. S. 1096. 4) Practicum et modum eligendi Romanorum Regem.

5) ut Scholares Vitebergenses audiant aliquid de cursibus mundi. 6) Vergl. *Adami* Vitae German. Jurisconsult. p. 6 seq. Motschmann in der Erfordia literata. Fortsetzung S. 506 fg. Berichtigungen und Zusätze von Schorcht in der Vorrede zu den Respons. et Sentent. Facultat. jurid. Erford. (Erford. 1770.) Jöcher's Gelehrtenlexikon. 2. Th. S. 1043. Nettelbladt's Hallische Beiträge zur gel. Juristenhistorie. 2. Th. S. 78. Pütter's Literatur des deutschen Staatsrechts. 2. Th. S. 100. Erhard's Geschichte des Wiederaufblühens wissenschaftlicher Bildung. 3. Bd. S. 470 fg. Martin's Juristische Literairgeschichte S. 48.

theologischen Abhandlungen (De attributis Dei ex lumine naturae cognoscibilibus, De poenitentia u. s. w.), welche er als Professor zu Wittenberg schrieb, verrathen große Gelehrsamkeit und einen durchdringenden Scharfblick *). (*Ph. H. Külb.*)

GÖDECKE (Andreas), aus Schöningen gebürtig, widmete sich dem Studium der Theologie. Seine Lebenszeit fällt in die Mitte des 17. Jahrh. Er bekleidete ein Predigtamt zu Quickborn und war Assessor des königl. Gerichts zu Pinneberg. Sein Todesjahr ist unbekannt. Als teutscher Dichter scheint er bei seinen Zeitgenossen in einem gewissen Ansehen gestanden zu haben. Die religiöse Dichtung sagte seinem Talente besonders zu. Zu Lüneburg erschien von ihm ein Gebet- und Gesangbüchlein, das einer seiner dortigen Freunde, Bernhard Tancke, herausgab. Auch andere seiner Dichtungen, auf die er selbst wenig Werth zu legen schien, traten durch Vermittelung seiner Freunde ans Licht, so unter anderen ein Davidisches Harfenspiel von zehn trostreichen Psalmen und geistlichen Liedern, deren Herausgabe der Organist und Schulcollege Heinrich Moller besorgte. Außer cimbrischen Kriegs- und Siegesliedern ließ Gödecke auch ein „Holsteinisches Turteltäubchen" erscheinen. Erwähnung verdient noch unter seinen Schriften ein Spicilegium seu Viridarium poeticum latino-germanicum †). (*Heinrich Döring.*)

GOEDE HOOP oder Gute Hoffnung, eine Insel im Archipel der Schiffer- oder Samoainseln im äußeren australischen Inselgürtel, unter 15° 56′ 30″ südl. Br. und 175° 51′ westl. L. von Greenwich, 25 Meilen südöstlich von Enfant Perdu. Sie heißt auch Onukfou- oder Probyinsel. Den Namen Goede Hoop bekam sie von dem holländischen Capitain Schouten, der sie 1616 entdeckte, hier Wasser zu finden hoffte und wirklich fand. Die Insel ist gut bevölkert, fruchtbar und zeichnet sich besonders durch schöne Kokospalmen aus. (*H. E. Hössler.*)

GÖDELER (Elias), geb. im J. 1620 auf dem Schlosse Helfenberg, im Lande ob der Ens, bildete sich früh zu einem geschickten Maler und Architekten aus und erlangte dadurch bald einen gewissen Ruf. Er malte in Oel und auf frischen Mörtel, Anfangs zu Nürnberg, später in den Schlössern zu Baireuth und Hildburghausen. In München wurden viele Gebäude unter seiner Leitung aufgeführt. Er erhielt dort die Stelle eines kurfürstlichen Hofbaumeisters. Später begab er sich nach Hildburghausen, wo er im J. 1603 als Oberbaumeister starb. Sandrart hat nach ihm Einiges radirt *). (*Heinrich Döring.*)

GÖDEN (Hans Adolph), geboren am 14. Mai 1785 zu Friedland im Mecklenburgischen, wo sein Vater Stadtsecretair und Senator war, besuchte die dortige Stadtschule. In den älteren Sprachen hatte er sich gründliche Kenntnisse erworben und war auch in seiner Elementarbildung überhaupt nicht zurückgeblieben, als er im J. 1802 die Universität Jena bezog. Neben der Medicin studirte er dort Philosophie. Im J. 1805 kehrte er in seine Vaterstadt zurück. Wo er sich den medicinischen Doctorgrad erworben, ist nicht bekannt. Bis 1811 lebte er als praktischer Arzt in Friedland. Sein unruhiger Geist, vielleicht auch äußere Misverhältnisse, bewogen ihn in dem genannten Jahre, sich nach dem Marktflecken Dargun im Schwerinischen zu wenden. Für seine ärztliche Praxis fand er dort einen weniger geeigneten Wirkungskreis. Mangel an hinreichenden Erwerbsquellen führte ihn zu dem Entschlusse, sich im J. 1812 nach Berlin zu begeben, wo er theils prakticirte, theils akademische Vorlesungen hielt [1]). Von dem Ministerium des Innern ward er im Februar 1813 nach Gumbinnen gesandt, wo ein furchtbarer Typhus, das sogenannte Lazarethfieber, zahllose Verwundete und Kranke und selbst mehre dem Uebel entgegenwirkende Aerzte hingerafft hatte. Ihn schreckte nicht die drohende Lebensgefahr. Freudig folgte er jenem Antrage, der ihm einen weiten Wirkungskreis eröffnete. Durch zweckmäßige und kräftige Vorkehrungen that er der furchtbaren Seuche allmälig Einhalt. Ueber die Natur und Behandlung des Typhus hatte er sich schon früher in einem ausführlichen Werke (Berlin 1811. gr. 8.) öffentlich ausgesprochen und auf dies Werk nicht lange zuvor in seiner „Theorie der Entzündung" (ebendas. 1811. 8.) hingewiesen. Mit diesem Gegenstande beschäftigte er sich auch in seiner Geschichte des ansteckenden Typhus (Breslau 1814. gr. 8.) und in der von ihm herausgegebenen Schrift: „Von der Arzeneikraft der Phosphorsäure gegen den ansteckenden Typhus." (Breslau 1814. gr. 8.)

In gerechter Anerkennung der Verdienste, die er sich durch die Heilung der Kranken und Verwundeten mehrer Nationen erworben hatte, empfing Göden von dem russischen Kaiser Alexander einen Brillantring. Von dem königl. preußischen Ministerium ward ihm ein Wartegeld zugesichert mit dem Versprechen, daß er bald eine seinen Fähigkeiten und Wünschen entsprechende Anstellung erhalten solle. Nicht lange nachher ward ihm das Physicat des bunzlau-löwenbergischen Kreises übertragen. Als Arzt gewann er dort bald einen weit verbreiteten Ruf. Aber auch als Mensch zeigte sich sein Charakter von einer sehr achtenswerthen Seite durch die Großmuth, mit der er aus eigenem Antriebe der hinterlassenen Familie seines Vorgängers nicht nur die ganze Besoldung, sondern auch das Honorar von den ihm durch den Tod desselben zugefallenen Patienten überließ. Mit Recht aber empörten ihn die Wunderkuren, durch die ein schlauer Betrüger nicht blos das leichtgläubige Volk, sondern selbst angesehene und gebildete Leute täuschte. Gegen dies Unwesen erhob er seine Stimme in mehren Auf-

*) Vergl. Christ. Gottl. Jöcher, Gelehrtenlexikon. 2. Bd. S. 1899.

†) Siehe *Molleri* Cimbria literata; Neumeister in seiner Diss. de poetis germanicis saeculi XVII; Jöcher's Allgemeines Gelehrtenlexikon. 2. Th. S. 1042 fg.

*) Vergl. Nagler's Künstlerlexikon. 5. Bd. S. 254.

1) Er eröffnete sie mit einem Programm: Von dem Wesen der Medicin. (Berlin 1812. 4.)

säzen, größtentheils gedruckt in Oken's Isis. In dem freimüthigen Abendblatte dieser Zeitschrift (1818. Nr. 117) befinden sich unter andern von ihm die Aufsätze: „Ueber den Wundermann Richter zu Royn in Schlesien; über Altflickerei in der Wissenschaft" u. a. m. In seinen scharfen Rügen berücksichtigte er weder Personen noch Verhältnisse und zog sich dadurch manche Feinde und selbst gerichtliche Verfolgungen zu. Er fand nicht für gut, auf die gegen ihn erhobenen Klagen zu antworten und ward daher in contumaciam für schuldig erklärt und zu den Kosten verurtheilt. Unter solchen Umständen kehrte er ebenso unerwartet und schnell in seine Heimath zurück, als er sie früher verlassen hatte. In Friedland betrieb er mit gewohntem Eifer seine ärztliche Praxis, die durch mehre glückliche Kuren sich immer mehr erweiterte. Unter den mannichfachen Widerwärtigkeiten seines unstäten Lebens wankte seine Gesundheit. Er starb am 14. Nov. 1826 im 42. Jahre.

Als Arzt besaß Göden gründliche Kenntnisse, wenn er gleich, wie Männer von Fach behaupteten, nicht tief genug in seine Wissenschaft eingedrungen war und als Anhänger einer gewissen philosophischen Schule, beherrscht von einer sehr lebhaften Phantasie, bei seinen Kuren sich mehr an geniale Ansichten und heroische Mittel hielt als an ein gründliches System und sorgsam prüfende Erfahrung. Wie er immer seiner eigenen Ansicht und Methode vertraute, zeigt die originelle Art, mit der er sich selbst von einem bösartigen Nervenfieber befreite. „Als er," erzählt einer seiner Freunde, „die ersten Symptome davon bei sich spürte, übergab er seinem Diener, der zugleich sein Finanzrath und Alles in Allem war, eine von ihm selbst entworfene Instruction für den Fall, daß die Krankheit zum Ausbruche käme, mit dem geschärften Befehle, alles in jener Instruction Vorgeschriebene genau und pünktlich zu befolgen, in keinem Falle aber einen Arzt herbeizurufen. Als das Fieber wirklich eintrat und bis zu einer lebensgefährlichen Krisis stieg, unterwarf sich Göden der von ihm vorgeschriebenen innerlichen und äußerlichen Behandlung, die ihn völlig wieder herstellte." An Meinungen, die er einmal angenommen und behauptet hatte, hing er mit unerschütterlicher Festigkeit, Nichts konnte ihn unter andern für die Schutzblattern gewinnen, denen er ein- für allemal den Krieg erklärte. Seine Aeußerungen hierüber enthielt ein in dem Schwerinischen freimüthigen Wochenblatte (1819. Nr. 133) gedruckter Aufsatz: „Ueber die Kuhpockenimpfung." Schon früher hatte er in Oken's Isis (1818. St. 10) einen Aufsatz über die Vaccination eingerückt. Durch gediegene Ansichten werthvoll, wenn auch nicht ganz frei von paradoxen Urtheilen und gewagten Hypothesen, waren seine Schriften von der Heilmethode der Wasserscheu (Berlin 1815. 8) und des Scharlachfiebers (ebendas. 1822. 8.). Dahin gehören auch seine in Hufeland's Journal der praktischen Heilkunde (1814. Nr. 2—13) mitgetheilten „Erfahrungen über die Blutausleerungen als Prophylacticum und als Curatorium bei der Wasserscheu." Zu dem eben erwähnten Journale, zu Horn's Archiv für praktische Erfahrung (1810—1814), zu den Schlesischen Provinzialblättern (1817), zu Oken's Isis (1818—1820), zu dem Schwerinischen freimüthigen Abendblatte (1819—1820) lieferte er zahlreiche Aufsätze, in dem ebengenannten Abendblatte (1820. Heft 7) interessante Bruchstücke aus seiner noch ungedruckten Theorie der Medicin, mit deren Ausarbeitung er sich in den letzten Jahren seines Lebens beschäftigt hatte.

Durch sein Aeußeres, durch seinen starken, muskulösen Körperbau und sein von Blattern zerrissenes Gesicht konnte sich Göden nicht sonderlich empfehlen. Seine Persönlichkeit hatte beim ersten Anblicke etwas Abschreckendes und Zurückstoßendes. In seinem Auge spiegelte sich jedoch sein fester, biederer Charakter. Stark wie sein Körper war auch sein Geist, unbiegsam und ohne alle Furcht. Dem inneren Drange, über Alles, was ihm unvernünftig oder ungerecht schien, sich freimüthig zu äußern, vermochte er nicht zu widerstehen. Nicht blos im geselligen Umgange, auch in seinen Schriften gab er sich einer sarcastischen Bitterkeit hin, die ihm manche Gegner und Feinde zuzog. Wegen seiner raschen und unüberlegten Urtheile, durch die er sich nicht selten Blößen gab, kam er in den Ruf eines excentrischen und unruhigen Kopfes. Seine Verstöße gegen den äußeren Anstand, die Vernachlässigung seiner Kleidung reichten hin, ihn als einen Sonderling zu bezeichnen. Wie früher in Schlesien entging er auch später in seiner Heimath, besonders in seinen letzten Lebensjahren, nicht dem Schicksale, durch seine rücksichtslose Freimüthigkeit in Injurienprocesse verwickelt zu werden. Der Verdruß über so unangenehme Verhältnisse und die Unzufriedenheit mit seinen nächsten Umgebungen beschleunigte seinen Tod. Durch den zu häufigen Genuß spirituöser Getränke erprobte er, wie einer seiner Freunde berichtet, an sich selbst das delirium tremens, worüber er eine inhaltreiche Schrift (Berlin 1825. gr. 8.) herausgegeben hatte[2]. (*Heinrich Döring.*)

GÖDENS (Wedelsfeld), gräflich von Wedelsche Herrlichkeit im Amte Friedeburg des hannöverschen Fürstenthums Ostfriesland; Schloß und Marktflecken Neustadt-Gödens, 900 Einwohner, Leinwandfabriken, Schiffahrt. (*H. E. Hössler.*)

GOEDEREEDE, d. i. gute Rhede, oder Goeree, auch wol Goree, wiewol mit Unrecht, war früher eine besondere, West-Voorn genannte, von Over-Flacque oder Zuidvoorn abgesonderte Insel in der niederländischen Provinz Seeland (Zeeland). Nachdem sich aber zwischen beiden eine Sandbank angesetzt hat, die über das Wasser hervorragt, hat man im J. 1751 einen Damm zwischen beiden Inseln angelegt, um beide unter einerlei Benennung zu bringen. Auf der nun Goeree oder Goedereede genannten Insel West-Voorn liegt die kleine Stadt Goedereede oder Goeree mit etwa 700 Einwohnern und das Dorf Gutdorp. (*H. E. Hössler.*)

GÖDICKE (Friedrich Wilhelm), geb. am 20. Sept. 1773 zu Magdeburg, wo sein Vater Kammer-

2) Vergl. den Neuen Nekrolog der Deutschen. Jahrgang IV. 2. Th. S. 658 fg. Meusel's Gel. Deutschland. 17. Bd. S. 736. 22. Bd. Abth. 2. S. 390 fg.

inspector und Zollaufseher war, besuchte nach erhaltenem Privatunterrichte das Domgymnasium in seiner Vaterstadt. In seinem 20. Jahre (1793) begab er sich nach Halle, wo er seine akademische Laufbahn eröffnete. Philosophie, Geschichte und schöne Wissenschaften waren dort seine Hauptstudien. Bei Eberhard hörte er Aesthetik und Geschichte der Philosophie, bei Wolf Literaturgeschichte. Fleißig besuchte er auch die Collegien, welche Jacob über die Kantische Philosophie las. Im J. 1796 kehrte er nach Magdeburg zurück, wo er Privatunterricht ertheilte und zugleich bei einer dort errichteten Schul- und Pensionsanstalt als Lehrer thätig war. Sein Vater war bereits während seines Aufenthaltes in Halle gestorben. Nach dem Tode seiner Mutter (1804) ging er nach Berlin, wo er sich ebenfalls durch Privatunterricht seine Subsistenz sicherte. Seit dem Jahre 1812 lebte er in einer sehr glücklichen Ehe. Im J. 1814 erhielt er die philosophische Doctorwürde. Im J. 1823 ward er im Ministerium des Innern beim literarischen Bureau angestellt. In höherem Alter, seit dem Jahre 1837, litt er, ungeachtet seiner sehr geregelten Lebensweise und Mäßigkeit in allen Genüssen, an einem hartnäckigen, oft wiederkehrenden Unterleibsübel, das ihm unerträgliche Schmerzen verursachte und seine gewohnte Thätigkeit lähmte. Im J. 1840 mußte er seinen Privatunterricht, den er bisher ununterbrochen fortgesetzt hatte, völlig aufgeben. Er starb am 19. Mai 1842 im 69. Jahre, geschätzt wegen seiner vielseitigen Kenntnisse als ein trefflicher Jugendlehrer, der seinen Beruf mit der strengsten Gewissenhaftigkeit erfüllte. Vom moralischen Gesichtspunkte ging er bei allen seinen Handlungen aus. Weder Vortheile, noch Schmeichelei, noch Spott vermochten ihn, seinen als gut erkannten Grundsätzen untreu zu werden. Er liebte den geselligen Umgang. Für eine besondere Vergünstigung seines Geschickes hielt er es, daß ihm vergönnt war, mehre der ausgezeichnetsten berliner Gelehrten seine Freunde zu nennen. Zu diesen gehörten Göckingk, Tiedge, Pauli, Purgold, Schink, Zeune u. A. Am innigsten hatte er sich an den Dichter Langbein angeschlossen, dem er auch einige Jahre nach dessen Tode ein schönes biographisches Denkmal stiftete [1]). An Langbein's Gattin schrieb er darüber den 25. Juni 1838: „Sie haben mich aufgefordert, daß ich, als ein vieljähriger Freund Ihres würdigen Mannes, dessen Biograph werden sollte und ich bin Ihrer freundlichen Aufforderung um so lieber gefolgt, als es in meinen eigenen Wünschen lag, dem verewigten Freunde, so viel es in meinen Kräften stand, ein seiner würdiges Denkmal zu setzen. Die mir von Ihnen mitgetheilten handschriftlichen Nachrichten habe ich benutzt, wie sie benutzt werden mußten und Sie haben sich darüber einverstanden mit mir erklärt. Viele Züge zu dem Charaktergemälde des theuren Dahingeschiedenen, in meinem langen freundschaftlichen Umgange mit ihm gesammelt, habe ich hinzugefügt und mich wenigstens eifrig bemüht, ein treues und wahres Bild von ihm zu zeichnen. Sollte mir dies nicht ganz mißlungen seyn, so würde ich es für die schönste Belohnung meiner darauf verwandten Zeit halten. Sie wissen ja, daß ich meinem Jahre lang gehaltenen Gelübde, Nichts mehr für den Druck zu schreiben, nur untreu aus Freundschaft wurde. So nehmen Sie denn die kleine Gabe, welche ich Ihnen zunächst darbringe, mit Güte und Freundlichkeit auf."

Als Schriftsteller war Gödicke zuerst in zwei Erzählungen im dritten Bande der Beiträge zur Belehrung und Unterhaltung (Wittenberg 1792.) aufgetreten. Die wenige Muße, die ihm später sein Privatunterricht gönnte, benutzte er zu Aufsätzen in Rockstroh's Journal für Kunst und Künsteleien, im Freimüthigen für Deutschland, in v. Cölln's Freimüthigen literarischen Blättern u. a. Zeitschriften. Diese Aufsätze fallen großentheils in die neunziger Jahre. Einer weit späteren Zeit gehören seine selbständigen Werke an. Eins der umfassendsten war die von ihm herausgegebene Weltgeschichte. (Berlin 1813—1815. 3 Bde. 8.) Von der europäischen Türkei gab er eine „Geographisch-statistisch-geschichtliche Darstellung" (ebendas. 1821. 8.) heraus. Zum Gebrauche für Schulen und für den Selbstunterricht entwarf er eine Schilderung des „Götterthums der Hellenen und Römer." (Berlin 1822. 8.) In dem genannten Jahre erschien noch von ihm eine mit besonderer Liebe bearbeitete „Geschichte der Griechen." Durch Gründlichkeit, fleißige Benutzung aller ihm zugänglichen Quellen und einen gefälligen Styl empfehlen sich seine Schriften. In den Jahren 1824—1825 gab er die Berliner Zeitschrift für Wissenschaft und Literatur heraus. Von dieser Zeitschrift erschienen drei Bände oder zwölf Hefte, die mehre Aufsätze von ihm enthalten. Er schloß seine literarische Laufbahn im J. 1826 mit der Besorgung einer neuen Ausgabe von Lessing's Werken, zu denen Schink eine Biographie lieferte [2]). (*Heinrich Döring.*)

GÖDING, im Kreise Brünn der Markgrafschaft Mähren, mit 2200 Einwohnern, einem Gestüte und einer Aerarialtabaks-Fabrik. Das Städtchen liegt an einem Arme des Flusses March und hat ein schönes Schloß, welches zu Fabriken benutzt wird. Die gleichnamige Herrschaft gehörte den Grafen von Zoar, von denen sie der Kaiser Franz I. im J. 1762 für eine Million Gulden kaufte, um daraus eine kaiserliche Familienherrschaft zu bilden. In dem nahen Dorfe Theresienstadt legte derselbe eine Colonie von Lothringern an. (*H. E. Hössler.*)

GÖDÖLLÖ (37° 1′ 30″ L. und 47° 36′ nördl. Br.), ein Marktflecken in dem ungarischen Comitate Pesth mit 1600 Einwohnern, einem schönen, fürstlich Grassalcovitzischen Schlosse, Parke, Thiergarten, lebhaftem Handel, einer katholischen und einer reformirten Kirche. (*H. E. Hössler.*)

GÖDTKE (Isaak Gottfried), geb. zu Conitz am 12. Dec. 1691, verdankte seine Elementarbildung dem

1) A. F. E. Langbein's Lebensgeschichte, vor der zweiten Ausgabe von dessen sämmtlichen Gedichten in fünf Bänden. (Stuttgart 1838. kl. 8.)

2) Vergl. (Hitzig's) Gel. Berlin im J. 1825. S. 77. Den Neuen Nekrolog der Deutschen. Jahrg. XX. 1. Th. S. 410 fg. Meusel's Gel. Deutschland. 22. Bd. Abth. 2. S. 391.

für die Göhrde verlor sich nach dem Tode König Georg's II. im J. 1760, indem Georg III. die teutschen Stammlande während seiner Regierung nicht besuchte.

Doch ganz vereinsamt blieb die Göhrde nicht; es traten Ereignisse ein, durch welche sie eine bleibende Bedeutung für die hanöversche Geschichte erhielt.

Bereits im August 1761 besuchte die Gemahlin König Georg's III., Prinzessin Sophia Charlotte von Mecklenburg-Strelitz, auf der Reise von Strelitz nach London die Göhrde und verweilte dort eine Nacht.

Von größerem Interesse ist es, daß vom Juni 1772 ab die unglückliche Königin Karoline Mathilde von Dänemark, Schwester Georg's III., in der Göhrde ihren Aufenthalt nahm, wo Alles zu einer mehrmonatlichen Residenz standesmäßig hergestellt war, während welcher das Schloß zu Celle für sie eingerichtet wurde, das im October jenes Jahres von ihr bezogen werden konnte.

Karoline Mathilde, geb. zu London den 22. Juli 1751, Tochter des Prinzen Friedrich Wilhelm von Wales, ward am 1. Oct. 1766 im St. Jamespalace zu London mittels Procuration mit Christian VII., König von Dänemark, vermählt und trat am Tage darauf ihre Reise nach Kopenhagen durch Teutschland an. In Wildeshausen, als dem ersten Orte, den die Königin im Kurfürstenthume Hanover passiren würde, ward sie auf Befehl Georg's III. von dem hanöverschen Hofe empfangen, um von da bis Altona geleitet zu werden [8]). Bekanntlich ward sie schon nach wenigen Jahren, verflochten in das Schicksal Struensee's, am dänischen Hofe unmöglich. Nach ihrer Verhaftung, am 17. Jan. 1772, ward sie nach der Festung Kronburg gebracht und eine eigens dazu von ihrem Gemahle ernannte Commission sprach die Scheidung aus. Bereits unter dem 8. April 1772 ließ König Georg III. an das Geheimerathscollegium in Hanover verfügen, daß in Absicht auf die Differenzen und beschwerlichen Umstände, welche sich zu Kopenhagen mit der Königin ereignet, nach Uebereinkunft mit der dänischen Regierung diese nach Teutschland sich begeben werde. Es sei seine Absicht, daß sie in Empfang genommen werde, zu Stade debarquire und über Lüneburg nach der Göhrde sich begebe, bis ein anderer Ort im Lande für ihren künftigen Aufenthalt bestimmt sei [9]). Von Hanover aus ward nach London berichtet, daß im Schlosse zur Göhrde für den Aufenthalt der Königin Alles leicht vorbereitet werden könne und schon unter dem 1. Mai erhielt das Geheimerathscollegium weitere Befehle und Instructionen [10]). Am 5. Juni Abends 7 Uhr traf die Königin in einer englischen Schaluppe unter dem Donner der auf den Wällen und Schiffen befindlichen Kanonen und dem Geläute der Glocken vor Stade ein und setzte am 7., als dem ersten Pfingstfeiertage,

---

„De blanken Kavellehrs, de reeden alle mit.
Nu, dacht ick bi mi sülbst, nu sühst du, wo't üm sitt;
Den lewen König geiht't as mi un Mienes glieken.
He mutt doch alle Tiet sülbst mit to Werke griepen;
Drum deiht de König woll, dat he sülbst Achtung gifft,
Damit up sienen Disch ok noch en Bitgen blifft."

Nach einer Schilderung der Parforcejagd, die sich wieder in die Nähe des „Göhrhoffs" zieht, glückt es zuletzt noch den handelnd eingeführten Personen, Zuschauer bei der Tafel des Königs abgeben zu können. Sie, denen Nichts über „Stippmehl, Wost, Offenkinkel" und fußhohen Speck geht, hätten gar nicht gedacht,

„wat de Köck könn maken,
wenn se erst annefängt, to braden un to kaaken."

Zuletzt kommt noch „fien Brodt" und an rothem, weißem und gelbem Branntweine kann's so großen Herren natürlich nicht fehlen.

„Ick harr ok woll mal Lust, von solcken Tüg to nippen,
Doch dat is mi to fett, et mögt mi ümmekippen."

Es geht nach Hause, um alles Gesehene dem Bauervolke zu erzählen, nicht ohne zuvor dem Könige noch viele gesegnete Mahlzeiten gewünscht zu haben.

„Indessen wünsch ick, dat de lewe König mancken Dag
So as wi hüte eten mag." —

Bei der Jagd im J. 1730 jagte die 83jährige Kurfürstin Sophia einen Hirsch parforce bis zum Hallali, welche Scene der Kurfürst später auf einem Gemälde verewigen ließ. — Am 10. Oct. 1748 wurde auf Befehl König Georg's II. das St. Hubertusfest gefeiert. Es ward nach der Jagd von der in Nahrendorf einquartierten Schönemann'schen Truppe eine Theatervorstellung gegeben; um 8 Uhr setzte sich der König mit dem Hofe ans Spiel; um 9½ Uhr begann das Souper. Der Oberjägermeister von Beaulieu-Marconnay erhielt den Befehl, die ganze Jägerei in den Speisesaal zu führen. Die beiden jüngsten Jägerbursche trugen den Kopf des erlegten Hirsches, welcher einen Lorbeerkranz im Maule hielt, traten vor die Jägerei und stellten sich vor die Tafel dem Könige gegenüber. Der Oberjägermeister begab sich alsdann mit dem Waldhorne hinter den Lehnstuhl des Königs. Der König befahl, einen großen Pokal herbeizubringen, den der Schloßhauptmann v. Wangenheim präsentirte, brachte die Gesundheit der Jägerei aus, gab dann den Becher dem Schloßhauptmanne zurück, der ihn zunächst der Gräfin Yarmouth überreichte; schließlich aber wurde von der ganzen Gesellschaft aus demselben getrunken. Als der König sich des Pokals bedient hatte, gab der Oberjägermeister das erste Zeichen zum Blasen und darauf blies die ganze Jägerei in Harmonie und in Absätzen nach jedem Trunke, der aus dem Becher geschah. Nachdem sämmtliche Personen der Tafelgesellschaft, fünf Damen und zehn Herren, aus dem Pokale getrunken hatten, stand der König auf und wollte, weil es zu einem ordentlichen Balle an Damen fehlte, die Kammerjungfern tanzen sehen, welche sich als Zuschauerinnen eingefunden hatten. Der dienstthuende Kammerherr v. Schönfels und der Oberjägermeister eröffneten diesen Tanz, der von den Kammerjunkern bis 1 Uhr fortgesetzt ward, worauf der König sich zurückzog. — Auf der Jagd im J. 1752 war der letzte Jagdtag, der 5. Oct., der glücklichste, indem man 87 Sauen, 11 Hasen und 5 Füchse erlegte; das Rothwild ließ man laufen. Der König schoß aus dem Schirme — Lappen wurden bei den Jagden niemals gebraucht — mehre Hauptschweine, auch Hasen und Füchse, und erlegte mit einem Schusse einen Hasen und einen Fuchs, indem der letztere den Hasen, im Vorbeilaufen vor einem Schweine, bei den Löffeln fassen wollte. — Aus einer beigefügten Uebersicht ergibt es sich, daß allein die Summe der in den Göhrde-Jagden von 1707 bis 1778 erlegten Hirsche sich auf 841 belief.

8) Gute Details über diese Reise in dem Aufsatze Malortie's: „Historische Mittheilungen aus dem Leben der Königin Karoline Mathilde von Dänemark und deren Tod. 1772—1775" in dessen wiederholt angezogenen „Beiträgen ꝛc." Heft 2. S. 63—69. Sie vervollständigen in dankenswerthester Weise die Schrift von H. C. Heimbürger: „Karoline Mathilde, Königin von Dänemark, nach ihrem Leben und Leiden" (Celle 1851.) nach mehren Seiten hin. 9) Man sehe das Rescript bei Malortie a. a. O. S. 70. 10) Die betreffenden Details ebendas. S. 71 fg. So war angeordnet, daß vom Marstalle zwei Züge Pferde, und zwar „die gelben," von den übrigen aber so viel als nöthig seien, zum Gebrauch der Königin abgeschickt würden.

ihre Reise nach der Göhrde fort, von einer Cavalerieschwadron escortirt. In ihrem sonstigen Gefolge befand sich der von Kopenhagen abberufene englische Gesandte, Colonel Keith nebst drei englischen Seeofficieren von den Schiffen, welche die Königin von Kopenhagen nach Stade gebracht hatten. Ueber Burtehude und Wilstorf ging der Wagenzug nach Winsen an der Lühe, wo die Königin im Schlosse abstieg, um zu übernachten und zu ihrem Empfange Alles eingerichtet fand. Das Behr'sche Cavaleriereginment hatte im Schlosse den Dienst, ein Infanteriecommando denselben in der Stadt. Am 8. Juni Morgens 10 Uhr ward von Winsen wieder aufgebrochen und über Bardowiek und Dahlenburg langte die Königin Nachmittags 5 Uhr im Göhrdejagdschlosse an, wo sie von dem Oberschenk von Wangenheim und dem Hofjunker Grafen von Platen empfangen ward. Von da ab brachte die ansehnliche Hofhaltung ein reges Leben in das noch vor Kurzem so einsam gewesene Jagdschloß [11]) und seine näheren und ferneren Umgebungen. Die Königin bewohnte die Zimmer der ersten Etage, ihr näheres Gefolge die des zweiten Gestockes. Die militairische Wache bildeten Detachements der Regimenter von Behr und von Goldacker aus Lüneburg; als Escorte beim Ausfahren diente ihr ein Commando des Leibregimentes, das in Hanover lag. Den Gottesdienst, der Sonntags und Mittwochs im großen Saale des Schlosses gehalten ward und bei welchem die Königin allein in ihrer Vorkammer saß, besorgte der Superintendent Hornbostel aus Lüneburg; der Doctor Völckers ebendaher fungirte als ihr Hof- und Leibarzt. Es war eine strenge Etikette eingeführt. Der Kammerherr der Königin führte die Königin zur Tafel und sonst bei allen Gelegenheiten, z. B. beim Ausfahren an den Wagen; der Kammerjunker überreichte ihr Handschuhe und Fächer auf einem vergoldeten Credenzteller und nahm sie bei der Rückkehr wieder entgegen; der Hofjunker leuchtete und die beiden Pagen trugen die Schleppe. Da die Königin die Musik besonders liebte, wurden sechs Hofmusici von Hanover nach der Göhrde abgeordnet, um Concerte zu geben; eine italienische Operngesellschaft gab mehre Vorstellungen.

Auch fürstliche Gäste trafen zur Begrüßung der Königin in der Göhrde ein; unter diesen am 4. Juli die Schwester der Königin, die Erbprinzessin Auguste von Braunschweig-Wolfenbüttel, die Mutter der nachherigen Königin Karoline von England, mit ihrem Gemahle; am 30. Aug. der in Hanover residirende Prinz Karl von Mecklenburg-Strelitz.

Nachdem das Schloß in Celle zur Residenz der dänischen Königin völlig eingerichtet war, siedelte sie von der Göhrde aus dahin über, am 20. Oct. 1772 [12]). Das geräuschvolle Treiben, das über vier Monate die Göhrde belebt hatte, wich nun wieder der öden Stille, die sich seit länger als zehn Jahren über sie gelagert hatte. Sie dauerte über 40 Jahre und nur im baulichen Wesen erhielt man vor der Hand das Schloß und die zu ihm gehörenden Gebäude [13]) für den Fall, daß etwa doch wieder einmal eine fürstliche Jagd veranstaltet werden sollte; unter König Georg III. (1760—1820) geschah dies nicht ein einziges Mal; er hat Teutschland nie besucht, wozu vornehmlich der Umstand beitrug, daß schon vom Jahre 1765 an vorübergehende Spuren der Geisteszerrüttung sich zeigten, die später eine bleibende ward. Aber noch einmal sollte die Göhrde Zeuge eines lebendigen Treibens werden; es nahte sich ihr aber nicht in der früheren Gestalt fröhlicher Jagden, die das altgewordene Schloß und den grünen Forst durchbraust hätten; es drängte sich an sie in der fürchterlicheren Gestalt des menschenwürgenden Krieges, im Befreiungskampfe vom Jahre 1813, wo die Göhrde zu der Ehre eines welthistorischen Namens für immer gelangte, am 16. Sept. 1813.

Die Schlacht in und an der Göhrde [14]).

Die wiederholten feindlichen Versuche, mit welchen Napoleon nach der Wiederaufnahme der Feindseligkeiten im August und September 1813 Berlin durch Truppenkörper seines Heeres, hauptsächlich unter Oudinot und Ney, bedroht hatte, waren durch die Schlacht bei Großbeeren (23. Aug.), durch das Treffen bei Hagelberg (27. Aug.) und durch die Schlacht bei Dennewitz (6. Sept.) völlig vereitelt worden und so hatten auch bei der unter dem Oberbefehle des Kronprinzen von Schweden stehenden Nordarmee die Kriegsereignisse eine den Alliirten günstige Wendung genommen; besonders waren es kleinere Streifcorps, welche hier Ehre einlegten und die gerechte Sache

11) Die Einzelnheiten a. a. O. S. 75 fg. 12) Nicht volle drei Jahre hatte sie in Celle ihre Residenz; sie starb am 10. Mai 1775, erst 24 Jahre alt. Specielle Nachrichten über ihre Hofhaltung in Celle und ihr Begräbniß bei Malortie a. a. O. S. 78 fg. Vergl. auch: J. Scherr, Drei Hofgeschichten (Leipzig 1860.) S. 123—213.

13) In den Jahren 1760—1790 wurden an die Baulichkeiten 21,400 Thaler Reparaturkosten verwendet. Da man sich die Wiederherstellung der Parforce- und anderer Jagden nicht möglich dachte, verfielen die zum Theil alten Schloßgebäude immer sichtlicher; man hielt sie eben nur noch hin und vernachlässigte regelmäßige und gründliche Abstellung der immer mehr hervortretenden Mängel. Als um 1800 die Frage des Abbruchs oder der Beibehaltung der Gebäude von Neuem zum Gegenstande der Prüfung gemacht ward, stellte es sich heraus, daß eine gründliche Reparatur wenigstens 100,000 Thlr. kosten würde. Man einigte sich immer mehr dahin, den völligen Abbruch zu empfehlen. Die französisch-westfälische Occupation verhinderte eine definitive Beschlußfassung. 14) Im Verhältnisse zu den größeren und entscheidenderen Zusammenstößen, welche nach Ablauf des Waffenstillstandes im August 1813 zwischen Napoleon und den Alliirten eintraten, dürfte allerdings der Name einer „Schlacht" für das Zusammentreffen an der Göhrde fast etwas zu hoch gegriffen erscheinen; es wird daher in Schriften über die Befreiungskriege unter dem Namen des „Gefechtes" oder „Treffens" an der Göhrde aufgeführt. Doch wird man die Bezeichnung durch „Schlacht" auch nicht unpassend finden können, wenn man in Betracht zieht, daß in einem Kampfe auf Leben und Tod, wie er damals zwischen Frankreich und Teutschland ausgefochten ward, auch eine Episode wie die des Tages an der Göhrde pro rata mitzählt und als einzelnes Glied in der ereignißvollen Kette jener Zeit volle Ehre beanspruchen darf, auch in Beziehung auf die moralische Erhebung, von welcher damals Alles ausging, Alles zu ihr zurückkehrte. Man muß nicht vergessen, daß in einem solchen Zusammenhange nicht allein die größere Consumtion von Menschenfleisch — Schlacht = Schlächterei — maßgebend sein kann.

Teutschlands fördern halfen. Tschernitschef's und Tettenborn's Streifzüge gegen Cassel und Bremen machten im teutschen Publicum großen Eindruck und zählten als gewonnene Schlachten. Hinter ihnen steht die glänzende Waffenthat nicht zurück, welche der Generallieutenant Graf Wallmoden-Gimborn[15]), der mit seinem Corps dem Oberbefehle des Kronprinzen von Schweden untergeben war, auszuführen die Gelegenheit fand und von einem günstigen Geschicke dabei unterstützt ward. Der Hauptschauplatz war eben die Göhrde.

Der volle Zusammenhang ist folgender: Marschall Davoust, welcher an der Spitze eines Armeecorps von 30,000 Mann, das noch durch ein dänisches Hilfscorps von 11,000 Mann verstärkt war, in Hamburg commandirte, war zunächst mit der Vertheidigung Hamburgs, das schnell, aber wohl befestigt war, von Napoleon betraut und hatte zugleich die Aufgabe, seine Verbindung aufwärts an der Elbe mit Magdeburg festzuhalten, es auch wohl zu verproviantiren und mit neuen Truppen seine Besatzung zu verstärken. Nach Ablauf des Waffenstillstandes war er von Napoleon befehligt, das Vorgehen Oudinot's gegen Berlin kräftigst zu unterstützen und dadurch zugleich die Vereinigung der Nordarmee mit den beiden Hauptheeren der Verbündeten, dem schlesischen und böhmischen, zu verhindern, welche im Zusammenwirken die letzte große Entscheidung in Sachsen herbeiführen sollten. Davoust rückte den 17. Aug. von Hamburg aus vor und eröffnete anfänglich die Feindseligkeiten mit großer Energie; bald aber zog er sich nach den Schlägen von Großbeeren, Hagelberg und Dennewitz auf das dänische Gebiet bei Mölln, wo sich die Stecknitz mit der Elbe vereinigt, in eine durch Seen, Sümpfe und noch hinzugefügte Befestigungen sehr gesicherte Stellung zurück und verharrte lange Wochen in einer solchen Unthätigkeit, welche bei einem sonst so muthigen Feldherrn, der eine Hauptsäule in dem kriegerischen Machtgebäude Napoleon's bildete, bis jetzt den Kriegskundigen ein Räthsel geblieben ist. Es reducirte sich von da ab Alles auf gegenseitige Beobachtungen und Nichts entscheidende Vorpostengefechte; auch lag es gar nicht in Bernadotte's Absicht, gegen das feindliche Corps an der Niederelbe angriffsweise irgendwie vorzugehen, weil ihm das Zaudern Davoust's für seine projectirte Vereinigung mit der Hauptmacht der Verbündeten mehr Luft machte. Unter diesen Umständen übertrug der Kronprinz dem Generale Wallmoden die schwierige Aufgabe, mit einem bunt zusammengesetzten, keineswegs feuerfesten Heere von 17—18,000 Mann einer Armee von 40,000 Mann, zu welcher gegen 4000 Mann Cavalerie und 100 Kanonen gehörten, die Stirn zu bieten und eine sehr ausgedehnte Linie in einem ganz flachen Lande gegen den Durchbruch eines feindlichen Corps zu schützen. Demnach sah sich Wallmoden nur auf einen Vertheidigungskrieg beschränkt. Dessenungeachtet hätte er vielleicht mehr unternehmen können, wenn er volle Macht über den ihm anvertrauten Truppenkörper gehabt hätte, in welchem aber drei schwedische Generale unter dem unmittelbaren Befehle des Kronprinzen standen; außerdem war ihm die Taktik desselben, nur immer auszuweichen und jeden gewagten Stoß zu vermeiden, ausdrücklich zur Pflicht gemacht. Er hielt daher zunächst die Elbübergänge bei Dömitz und Boitzenburg besetzt und hatte seine ausgedehnte Vertheidigungslinie nach den vorhandenen Kräften zweckmäßig geordnet. Das hielt ihn aber nicht ab, bei dem patriotischen Geiste, der in dem ihm zur eigenen Verfügung zugewiesenen Truppentheile — Russen, Preußen, Hanseaten und neuangeworbenen Hanoveranern[16]) — vorherrschte, zahlreiche Streifparteien auf das linke Elbufer zu entsenden, welche den Franzosen sehr unbequem waren. Davoust gedachte diesem Treiben ein Ende zu machen und das Land stromaufwärts von den zahlreichen Streifcorps zu säubern. Er detachirte daher den General Pecheur mit einer Division von 8000 Mann auf das linke Elbufer zum Vorgehen auf Magdeburg, und hatte dabei unstreitig gleichzeitig die Absicht, die Besatzung dieser Festung zu verstärken und mit neuen Kriegsvorräthen auszurüsten. Der französische Ordonnanzofficier, der als Courier die Depeschen des Marschalls nach Magdeburg übermitteln sollte, ward am 12. Sept. durch einen hanöverschen Oberjäger, der von Dannenberg aus mit drei Jägern und einigen Kosacken einen Streifzug machte, in der Gegend von Uelzen gefangen. Die ihm abgenommene Depesche enthielt die Benachrichtigung, daß Davoust eine Division am linken Elbufer hinauf entsenden werde und daß dort die Verpflegung für ein Corps von 10,000 Mann ausgeschrieben sei; zugleich ward in dem Schreiben gebeten, es möge auch von Magdeburg aus ein etwa gleich starkes Truppencorps wie das unter Pecheur entgegengeschickt werden, indem beide sich in der Gegend von Dannenberg treffen sollten, um die dort stehenden feindlichen Truppen auf Dömitz zu werfen. Dann sollten sie den Brückenkopf bei Dömitz nehmen, nach Lage der Sachen auf das rechte Elbufer übergehen und das Wallmoden'sche Corps zwischen zwei Feuer bringen.

Wallmoden war sofort entschlossen, die Gelegenheit, die sich ihm darbot, einen abgesonderten Truppentheil

15) Ludwig Georg Thedel von Wallmoden-Gimborn, geb. zu Wien am 6. Febr. 1769, war einem alten freiherrlichen Geschlechte in Nieder-Sachsen entsprossen, stand zuerst im hanöverschen und preußischen, später im österreichischen Militairdienste, wo er sich besonders in den Feldzügen von 1796—1801 als Parteigänger auszeichnete; wiederholt ward er auch zu diplomatischen Sendungen gebraucht. Nach dem wiener Frieden von 1809 zum Feldmarschalllieutenant befördert, lebte er, fern von allen politischen Berührungen, als Divisionair in Böhmen, trat im J. 1813 in russische Kriegsdienste und ward Befehlshaber der teutsch-russisch-englischen Legion, die mit der Nordarmee vereinigt ward. Hier hielt er sich als Obercommandeur eines eigenen Corps rühmlich gegen die Uebermacht Davoust's und nöthigte durch sein Vordringen in Schleswig die Dänen zum Frieden. Nach dem pariser Frieden trat er in den österreichischen Dienst zurück und zeichnete sich als Befehlshaber in Italien aus, bis er 1848 in den Ruhestand trat. Er bewies in allen seinen Anstellungen stets durchdringenden Verstand und Festigkeit des Charakters, verbunden mit einem edlen Gemüthe.

16) Auch Häusser (Deutsche Geschichte rc. 4. Bd. Berl. 1857. S. 316) bezeichnet dieses Wallmoden'sche Corps als ein „ziemlich bunt gemischtes, aber aus tüchtigen Elementen bestehendes."

des Feindes mit überlegener Macht anzugreifen, und es hätte der besonderen Aufforderung dazu durch den Obersten von Pfuhl, der die Seele und der treibende Geist im Tettenborn'schen Hauptquartiere war, sowie durch andere muthige Führer[17]) einzelner Abtheilungen seiner bunten Völkermusterkarte von Kosacken und Kalmücken, Russen und Schweden, Teutschen und Engländern, Italienern und Spaniern nicht erst bedurft. Genug — der Zug nach dem Göhrdewalde stand sogleich fest, blieb aber immerhin ein gewagtes und kühnes Unternehmen. Man mußte dem so überlegenen Feinde gegenüber die eigene Macht bedeutend schwächen, über den Elbstrom setzen und mehre Märsche zurücklegen, die einem wachsamen Feinde nicht wohl verborgen bleiben konnten. Wallmoden wagte die Unternehmung im Vertrauen auf die bisherige große Unthätigkeit des sonst so gefürchteten Davoust, die an Zaghaftigkeit grenzte, und in der Erwägung, daß doch auch die Macht des Feindes auf dem rechten Elbufer um eine Division vermindert war[18]).

Wallmoden ließ mehr als 8000 Mann seines Observationscorps, die unter seinem Befehle stehende schwedische Brigade Vegesack, die Hanseaten, einen Theil der Lützower Infanterie, das zweite Husarenregiment der russisch-teutschen Legion und einige Pulks Kosacken bei Rhena, Roggendorf, Zarrenthien u. s. w. gegen den französischen Oberfeldherrn, um ihn über sein Vorhaben zu täuschen, auf dem rechten Elbufer zurück. Er selbst brach mit 16 Bataillons, 3 Kosackenpulks, 20 Schwadronen und 28 Geschützen, zusammen ungefähr 11,000 Mann, auf, ging den 14. Sept. Abends über die Schiffbrücke bei Dömitz und marschirte auf Dannenberg, wo er den nächsten Tag lagerte. Zur Deckung eines etwaigen Rückzuges ließ er fast zwei volle Bataillons am Brückenkopfe bei Dömitz, sowie zwischen diesem Orte und Dannenberg zurück. General Tettenborn, welcher die Vorhut befehligte, ging zum göhrder Walde vor und sandte Auskundungen und Streifparteien ab. Am 16. rückte Wallmoden selbst bis an den göhrder Wald vor.

General Pecheur, ein umsichtiger und beherzter Feldherr, war erst den 14. Sept. beim Zollenspieker auf das linke Ufer der Elbe übergegangen. Seine Macht bestand aus zwei Regimentern zu Fuß oder sechs Bataillons, einer Schwadron Chasseurs und sechs oder acht Geschützen, zusammen jedenfalls 7000 Mann, wiewol Berichte der Verbündeten sie auch zu 8000 Mann angeben. Pecheur rückte über Lüneburg vor und stieß bei Dahlenburg auf 100 Kosacken. Durch Gefangene, die er machte, erfuhr er die Nähe einer bedeutenden Streitmacht der Verbündeten. Er meldete seine Besorgniß dem Marschalle Davoust, ward aber hart angelassen und bedeutet, seinen Auftrag auszurichten. Er ging daher bis Oldendorf hart in der Nähe des Göhrdewaldes vor, nahm in der hügeligen Gegend eine sehr vortheilhafte Stellung und sandte Vortruppen und Schwärmer in den Wald vor, die das Jagdschloß in der Göhrde besetzten.

General Wallmoden glaubte in der stark hügeligen und buschigen Gegend seinen Marsch dem Feinde gänzlich verborgen zu haben und wartete am 16., am Waldrande verdeckt, daß der Feind vorkommen werde; allein er wartete bis Mittag vergebens; er mußte aber wegen der schwankenden Angaben der Stärke des Feindes mit aller Vorsicht zu Werke gehen; denn es war auch von Spionen berichtet worden, von Magdeburg her sei ebenfalls ein französisches Truppencorps im Anmarsche auf Uelzen. Als sich weiterhin der Ungrund dieses Gerüchts erwies, beschloß Wallmoden selbst, um nicht umsonst eine so weite Unternehmung begonnen zu haben, die Offensive zu ergreifen[19]). Sechs Bataillone, ein Husarenregiment und 12—16 Geschütze sandte er unter dem Generalmajor v. Arentsschildt und dem Obersten v. Pfuhl links durch den Wald, um dem Feinde in die rechte Seite und in den Rücken zu kommen; diese Macht sollte einen Vorsprung gewinnen und brach um 12 Uhr auf. Eine Stunde später setzte sich der Vortrab des Gros unter Tettenborn — drei Kosackenpulks, zwei Bataillone, vier Schwadronen und vier Geschütze — auf der großen Straße zum Jagdschlosse Göhrde in Bewegung; ihm folgte das Gros unter dem englischen Generale Sir Edmund Lyons, die Reiterei unter General Dörnberg; bei dem Geschütze befand sich auch eine halbe Raketenbatterie.

Der Vortrab war schon im Gefechte mit dem Feinde, als man vom rechten Ufer her aus der Gegend von Boitzenburg Kanonendonner hörte, zum Beweis, daß Marschall Davoust dort angegriffen haben müsse. Wie mislich dadurch auch die geringe Stärke der Verbündeten auf dem rechten Elbufer sein mußte, so war darin doch jetzt nicht zu helfen; es mußte um so mehr beim Angriffe bleiben, da dieser auf dem linken Ufer jedenfalls den Verbündeten auf dem andern als Diversion nützlich werden mußte.

Die Kosacken von Tettenborn drangen zahlreich in den Wald ein und vor, umfaßten die Flügel des Feindes und bedrängten ihn zugleich in der Front; die preußischen Jäger rückten nach, um mehr Nachdruck zu geben[20]). Der Feind fühlte sich bald zu schwach und

---

17) Major von Lützow, General von Tettenborn u. a. m.
18) Hätte Davoust den Abmarsch Wallmoden's geahnt oder erfahren, so würde er gewiß das ihm gegenüber gebliebene schwache Corps energisch angegriffen und es, sich Weg machend, ohne Zweifel zurückgeworfen haben.

19) Die Disposition zur Schlacht rührte nach raschem, an Ort und Stelle gewonnenen Ueberblicke von dem Obersten v. Pfuhl her. Der hier über ihren Verlauf und Ausgang eingerückte hauptsächliche Bericht ist aus H. Beitzke's Geschichte der deutschen Freiheitskriege (2. Aufl. Berl. 1859. 2. Bd. S. 395—398) herübergenommen, wie ihn auch Malortie in die Eingangs angeführten „Nachrichten über die Göhrde" S. 156—163 aufgenommen hat; die hier nachgebrachten Berichtigungen durch Augenzeugen sind auch der hier gegebenen Darstellung zu Gute gekommen. Kürzer, aber wol nicht ohne wesentliche Irrthümer in den Zahlenangaben, erwähnt diesen Kampf K. G. Bretschneider, Der Krieg der Verbündeten mit Napoleon. (Annab. 1816.) 2. Bd. S. 63—66. Mehre Details sind hier in Anmerkungen und Zusätzen aus Fr. Förster's Gesch. der Freiheitskriege 1813—1815 (3. Aufl. Berl. 1857. 1. Bd. S. 853 fg.) benutzt worden. 20) Es war zunächst das Jägerbataillon des Lützow'schen Freicorps, welches vorging; der Premierlieutenant Staacke führte es. Die Tirailleurs, die eine ausgebreitete Linie bildeten, trafen mitten im Walde, wo er von einem

wich bis an den jenseitigen Waldrand zurück; an demselben lief der Graben hin, der den ganzen Forst umschließt. Hier setzte sich der Feind, welcher Verstärkung erhielt und von mehren Oertlichkeiten begünstigt wurde. Es entspann sich ein stundenlanges heftiges Schützengefecht, welches damit endigte, daß der Feind gezwungen wurde, sich auf seine Hauptstellung zurückzuziehen; Tettenborn kam so weit, diese vollständig zu übersehen. Sie befand sich an der Straße nach Lüneburg auf dem Höhenzuge hinter dem göhrder Walde, hatte vor der Front einen tiefen Bruch, dessen Abfluß zwischen Hügeln rechts zur Elbe ausging, auf dem linken Flügel das Dorf Lüben, hinter dem rechten Oldendorf. Auf diesem standen zwei, auf dem linken fünf Geschütze, eine Haubitze in der Mitte der Straße, die Chasseurescadron vorläufig wahrscheinlich im Rückhalte[21]). Sowie die Truppen Tettenborn's sich im Freien vor dem Walde zeigten, eröffnete der Feind ein lebhaftes Kanonenfeuer.

General v. Arentsschildt und Oberst v. Pfuhl waren links am Waldrande noch nicht angekommen, weil sie einen weitern Weg zurückzulegen hatten. Fürs Erste hatte man aber auch genug damit zu thun, sich zum Gefecht zu ordnen. Tettenborn zog seine vier Geschütze vor, um das Feuer des Feindes zu erwidern und zugleich die rückkehrenden feindlichen Tirailleurs wirksam zu beschießen. Bald langte auch die Artillerie der Hauptmacht an, wodurch das Feuer der Verbündeten sehr überlegen wurde. Das Fußvolk der Vorhut und das Gros ordnete sich, die Kosacken und das Reiterregiment stellten sich verdeckt auf, um jeden Augenblick zur Attake vorgehen zu können. Dörnberg war mit seinen Schwadronen schon vom Jagdschlosse Göhrde rechts abgebogen, um auf Umwegen dem Feinde die linke Seite und den Rücken abzugewinnen.

Es ist gewiß, daß schon die verbündete Macht am Waldrande zu beiden Seiten der lüneburger Straße allein vollkommen hingereicht hätte, den Feind zu werfen. Aber man hatte von einer ganzen Division von 10,000 Mann gehört und wollte nicht so ohne Weiteres auf den Feind losgehen; es schien daher nothwendig zu sein, die Umgehungssäule links unter Arentsschildt abzuwarten. Diese wollte sich noch immer nicht zeigen, und so lange das nicht geschah, blieb der Feind in fester Haltung und feuerte nach Kräften. Es neigte sich bereits zum Abend, als plötzlich links am Waldrande Kanonendonner die Ankunft Arentsschildt's und Pfuhl's verkündete. Kurz vorher war auch Dörnberg aus dem Walde gegen den linken Flügel des Feindes vorgekommen.

General Pecheur sah nun, daß er von einer weit überlegenen Macht bedroht sei, brach seine Reihen und wollte den Rückzug antreten. In diesem Vorhaben störten ihn Arentsschildt und Pfuhl, indem sie gegen seinen rechten Flügel losbrachen und ihm im Rücken Oldendorf nahmen. So in beiden Seiten, in der Front und im Rücken gefaßt, blieb ihm nur Ergebung oder ein verzweifelter Widerstand übrig. Pecheur wählte heldenmüthig das Letztere. Furchtbar umgarnt von einer beinahe dreifachen Uebermacht, besonders an Reiterei und Artillerie, wehrte er sich, bis alle seine Geschütze genommen waren, bis sein Fußvolk zerschmettert, durchbrochen und von der übermächtigen Reiterei niedergehauen war. Insbesondere verbreiteten die Congreve'schen Brandraketen, die hier zum ersten Male in diesem Kriege angewendet wurden, Schrecken unter den Franzosen. Daß noch ein Theil derselben dem Tode entkam, machte allein die Finsterniß. Pecheur, dem die Flucht nur zu Fuße gelungen war, rettete sich mit noch etwa 2000 Mann nach Lüneburg[22]), die sich dort und bei Winsen nur allmälig wieder bei ihm einfanden, und auch nur das waldige Terrain machte dies möglich. Die ganze Nacht wogte es in der Göhrde von Franzosen und Alliirten unter einander und das Mordgeschäft hatte aufgehört.

Die Franzosen hatten 8 Geschütze und 15 Munitionswagen verloren; sicherer Annahme nach waren 1000 Mann geblieben, 800 verwundet; über 1000 Mann waren gefangen, allein gegen 100 Officiere. Noch am 17. brachten die Kosacken mehr als 200 Gefangene ein; die Verfolgung ward noch mehre Tage fortgesetzt. Aber auch die Sieger zählten nicht weniger als 1000 Mann an Todten und Verwundeten, ein Beweis der muthigen Gegenwehr des Feindes[23]).

Die gefangenen Franzosen wurden am 17. Sept. über Dannenberg nach Dömitz und Boitzenburg abgeführt, die Schwerverwundeten in Dannenberg untergebracht; allein in der Kirche daselbst lagen 440 Franzosen.

---

flachen Landrücken durchzogen wird, auf den Feind en masse, und von den Bayonnetjägern unterstützt, an deren Spitze Major Lützow selbst stand, ward der Feind bald aus Gräben und Gehölz vertrieben. Lieutenant Staacke, der auf seinem kleinen Lithauer durch Gestripp und Haidekraut immer in vorderster Linie hin und her galoppirte, war schon lange das Ziel der feindlichen Schützen gewesen, als er, in die Schulter getroffen, vom Pferde sank. Angebotene Unterstützung nahm er nicht an, übergab dem Lieutenant v. Lüttwitz das Commando, trieb die Jäger an, sich nicht weiter um ihn zu kümmern, frisch vorwärts zu gehen und ihn den Händen der Marketenderin zu überlassen, bis ein Chirurg ihn auffinden werde. Der tapfere Führer wurde dem Corps erhalten. Förster a. a. O. S. 854.

21) Noch Specielleres über die gegenseitigen Stellungen bei Förster a. a. O. S. 855.

22) Wie noch viel schlimmer würde es den versprengten Franzosen gegangen sein, wenn es in den Gegenden der lüneburger Haide neben den nachsetzenden Alliirten wirklich noch Reste jener Wilden gegeben hätte, mit welchen ein französischer Reisender nicht lange vorher misverständlicher Weise durch freie Phantasie jene Gegenden bevölkert hatte. Denn in der „Voyage dans le Nord de l'Allemagne“ kommt wörtlich die Stelle vor: „On trouve dans les forêts de Lunebourg un peuple sauvage, pas encore baptisé, nommé Heiden-Snukken.“ Zum Glück war dies „wilde Heidenvolk“ nichts Anderes als die dort heimischen rauhwolligen, schwarzen Schafe, die Haideschnucken, von denen sich die Kosacken unstreitig gar manche mögen zu Gemüthe gezogen haben.

23) Bei Bretschneider (a. a. O. S. 65) werden den Franzosen 2500 Todte und Verwundete in Anrechnung gebracht; auch wird gesagt, daß sich Pecheur mit nur noch 600 Mann nach Lüneburg gerettet habe. Beide Angaben sind offenbar übertrieben. Auch die Förster's (a. a. O. S. 862), daß Pecheur an Todten, Verwundeten und Gefangenen gegen 6000 Mann verloren habe, während die Alliirten an Todten und Verwundeten nur 50 Officiere und 500 Mann gehabt haben, ist falsch.

Schon am 17. kehrte Wallmoden in Eilmärschen auf das rechte Elbufer nach Dömitz zurück; auf dem linken ließ er nur die Kosaken von Tettenborn, die Lützower Jäger, das Bataillon Reiche und vier reitende Geschütze mit dem Auftrage, den kleinen Krieg fortzusetzen.

Dem Allgemeinen über die Göhrdeschlacht mögen noch einige Einzelnheiten angefügt werden.

Der Major v. Lützow machte aus dem Walde hervor mit seinen schwarzen Reitern einen Angriff auf die aus ihrem Hinterhalte vorgezogene feindliche Cavalerie; diese aber wartete ihn nicht ab, sondern zog sich hinter ihre Infanterie zurück, welche Vierecke formirte. Lützow und seine muthige Schar stürzte sich auf die festgeschlossenen Colonnen, welche ihn mit Kartätschen und Bataillonsfeuer empfingen. Die Wirkung in unmittelbarer Nähe vor der Front war mörderisch [24]); Lützow, der Allen vorausritt, wurde durch einen Schuß schwer in den Unterleib verwundet, schwenkte rechts ab und die Schwadronen, in der Meinung, die Attake sei aufgegeben, folgten ihm. Da brachte der alte Rittmeister Fischer die wider Willen Flüchtigen wieder zum Stehen. Er brach auf seinem wilden Schlachtrosse den Seinen eine Gasse in die Reihe der Feinde und man sah die schwarzen Reiter innerhalb des sogleich wieder geschlossenen Vierecks, von den blinkenden Bayonneten umringt, wie kühne Schwimmer, die sich durch glänzende Wellen durcharbeiten. Dem alten Fischer war seine Klinge zerbrochen; er entriß dem französischen Tambour-Major seinen Rohrstock mit schwerem silbernen Knopfe und richtete mit ihm, wie Simson mit dem Eselskinnbacken, eine große Niederlage an. Aber der Hauptangriff der Reiterei war abgeschlagen; daß Fischer wieder aus dem Gedränge herauskam, verdankte er seinem Pferde und mehren Freiwilligen, die ihn nicht stecken ließen. Nach dem Gefechte belobte Fischer die Freiwilligen. „Bisher," sagte er, „habe ich Sie immer per „„Meine Herren"" angeredet; von heute ab werde ich nicht anders sagen als: „„Meine braven Jungens."" Wenn ihr Frauenzimmer wäret, würde ich euch die Hände küssen." Hierbei zog er seine Mütze und schmunzelte [25]).

Der zurückgeschlagene Angriff der Lützower Reiter führte eins jener kritischen Momente herbei, welche nicht selten über Sieg oder Niederlage entscheiden. Dort entschied eine Hand voll unternehmender Bursche aus der Mitte der preußischen Lützow-Jäger, angeregt durch den fast vorwitzig zu nennenden Einfall eines Einzelnen, mehr als alle Strategie und Taktik. Die Jäger hatten ihre Aufgabe, den Feind aus dem Walde zu treiben, erfüllt; sie waren in einzelnen kleineren Trupps aus dem Walde bis zu der vor ihnen liegenden Hügelreihe vorgegangen, mehr aus Neugier, wie die Attake der Cavalerie ablaufen werde, als in Erwartung fernerer Betheiligung an dem Gefechte, welches nun so weit gediehen war, hauptsächlich durch Artillerie und Cavalerie entschieden zu werden. Als die Lützower Schwarzen, nach der Verwundung ihres Anführers en chef, zurück- und auseinanderprallten, ergriff der Jäger Renz die Trommel eines todt an der Erde liegenden französischen kleinen Rataplan, schlug den Sturmmarsch und drang, nachdem sich schnell einige 50 Mann zusammengefunden hatten, gegen die Feinde vor; auch die aus einander gesprengten Reiterscharen schlossen sich wieder zusammen. Renz, immer Sturm schlagend, voran, hatte seine todesmuthige Schar schon so weit geführt, daß es nur noch einen beherzten Anlauf galt, um der Batterie so nahe zu sein, daß die Kugeln über die Angreifenden wegfliegen mußten. Da warf wieder ein Schuß seinen zerschmetternden Hagel in die preußischen Reihen; der muthige Trommelschläger stürzte; krampfhaft erfaßte er den Rockzipfel des ihm zunächst schreitenden Lieutenants Förster und rief mit jammervoller Stimme: „Herr Lieutenant! Ich bin ein Mädchen!" Der Angerufene aber riß sich los; denn nur noch wenige Schritte und die feindliche Batterie war genommen. Lieutenant Förster stürzte nach der Stelle zurück, wo der Jäger Renz gefallen war. Er fand um ihn einen der Aerzte beschäftigt; eine Kartätschenkugel hatte ihm den Schenkel zerschmettert. Man hatte ihm den beklemmenden Waffenrock geöffnet; ein schneeweißer Busen verrieth in pochenden Schlägen das jungfräuliche Heldenherz. Kein Laut der Klage kam über ihre Lippen. Dies heldenmüthige Mädchen war Eleonore Prochaska, 21 Jahre alt, die Tochter eines invaliden Unterofficiers zu Potsdam; sie hatte das älterliche Haus heimlich verlassen und war unerkannt unter dem Namen August Renz in das Lützow'sche Freicorps als Jäger zu Fuß eingetreten. Unter unsäglichen Leiden, welche sie standhaft und mit Ergebung trug, verschied Eleonore am 5. Oct. in Dannenberg. Ein Armeebericht von da vom 7. Oct. meldet: „Heute Morgens 9 Uhr ward die Leiche der in der Schlacht an der Göhrde verwundeten Eleonore Prochaska zur Erde bestattet, welche als Jäger im Lützow'schen Freicorps unerkannt ihren Arm aus reinem Patriotismus der Sache des Vaterlandes geweiht hatte. Gleich einer Jeanne d'Arc hat sie muthvoll den Kampf für König und Vaterland gekämpft. Traurig folgten dem Sarge, der von ihren Waffenbrüdern getragen wurde, das hanöversche und russisch-teutsche Jägercorps, der Oberst Graf Kielmannsegge nebst sämmtlichen Officieren. Eine dreimalige Gewehrsalve rief der vom Sturme des Krieges geknickten Lilie den letzten Gruß in das Grab nach" [26]).

24) Der Lieutenant Förster bei den Lützower Jägern, der Verfasser der vorhin angeführten „Geschichte der Freiheitskriege" sagt a. a. O.: „Hier erfuhr ich zum ersten Male die furchtbare Wirkung einer vollen Kartätschenladung in einen dicht geschlossenen Haufen auf etwa 150 Schritt Entfernung. Das stürzte und sprengte, stob und flog aus einander, Jammergeschrei und Hurrah übertönten und übertäubten eins das andere" (S. 857). 25) Rittmeister Fischer, 72 Jahre alt, hatte unter Friedrich II. als Trompeter bei den Todtenköpfen gedient. Er war ein Mann von riesiger Gestalt und wahrer Löwenstärke, mit Adleraugen, einer Habichtsnase, einem Paar Fäusten wie Geierklauen und schwarzem, über die Brust herabwallendem Barte. So beschreibt ihn Förster a. a. O. S. 844.

26) Siehe Förster a. a. O. S. 859 fg. Hier ist auch ein

[illegible] an den jenseitigen Waldrand zurück; an dem- schließt lief der Graben hin, der den ganzen Forst um- erhielt und von mehren Oertlichkeiten begünstigt wurde. Hier setzte sich der Feind, welcher Verstärkung Es entspann sich ein stundenlanges heftiges Schützen- gefecht, welches damit endigte, daß der Feind gezwungen wurde, sich auf seine Hauptstellung zurückzuziehen; Tet- tenborn kam so weit, diese vollständig zu übersehen. Sie befand sich an der Straße nach Lüneburg auf dem Höhenzuge hinter dem göhrder Walde, hatte vor der Front einen tiefen Bruch, dessen Abfluß zwischen Hügeln rechts zur Elbe ausging, auf dem linken Flügel das Dorf Lüben, hinter dem rechten Oldendorf. Auf diesem standen zwei, auf dem linken fünf Geschütze, eine Hau- bitze in der Mitte der Straße, die Chasseurescadron vor- läufig wahrscheinlich im Rückhalte [21]). Sowie die Trup- pen Tettenborn's sich im Freien vor dem Walde zeigten, eröffnete der Feind ein lebhaftes Kanonenfeuer.

General v. Arentsschildt und Oberst v. Pf[illegible] waren links am Waldrande noch nicht angekommen, weil sie einen weitern Weg zurückzulegen hatten. [illegible] hatte man aber auch genug damit zu thun, [illegible] Gefecht zu ordnen. Tettenborn zog seine [illegible] vor, um das Feuer des Feindes zu erwidern [illegible] gleich die rückkehrenden feindlichen Tirailleurs [illegible] zu beschießen. Bald langte auch die [illegible] macht an, wodurch das Feuer der [illegible] legen wurde. Das Fußvolk der [illegible] ordnete sich, die Kosacken und das [illegible] sich verdeckt auf, um jeden [illegible] gehen zu können. Dörnberg [illegible] nen schon vom Jagdschlosse [illegible] um auf Umwegen dem Feinde [illegible] Rücken abzugewinnen.

Es ist gewiß, daß [illegible] Waldrande zu beiden Seiten [illegible] vollkommen hingereicht [illegible] man hatte von einer [illegible] gehört und wollte nicht [illegible] losgehen; es schien [illegible] gebungssäule links [illegible] wollte sich noch [illegible] nicht geschah. [illegible] feuerte nach [illegible]

als plötzlich links am Waldrande Kanonen[illegible] kunft Arentsschildt's und Pfuel's [illegible] der war auch [illegible] linken Flügel des [illegible]

General Pecheux [illegible] überlegenen Macht [illegible] wollte den Rückzug [illegible] ten ihn Arents[illegible] rechten Flügel [illegible] nahmen. [illegible] Rücken [illegible] [illegible]

[illegible] den [illegible] stellt, [illegible] war [illegible] aus- [illegible] ward, [illegible] für [illegible] tauriren. [illegible] mmission, [illegible] berg, dem [illegible] rathe Lares [illegible] hielt der [illegible] bei dem Hof- [illegible] Diese Jagden [illegible] wiederholt; [illegible] Die Ein- [illegible] aber ge- [illegible] lingsideen des [illegible] zu erbauen. Sie [illegible] Ernst August starb [illegible] scheint wieder ver-

(*J. E. Volbeding.*)

[illegible] das), ein hohes, [illegible] der Mitte der Ostküste [illegible] und wegen seiner eigen- [illegible] ähnlichen Gestalt auch

(*H. E. Hössler.*)

[illegible], nach dem Orte [illegible] Upland benannt, das [illegible] durchscheinend und von [illegible] Die nähere Untersuchung [illegible] als gemeiner Idokras [illegible] Damour's Analyse in den [illegible] IX. aus 35,680 Kiesel- [illegible] (Eisenoxydul, 1,400) [illegible]

(*Giebel.*)

[illegible] (Christian), teutscher Schul- [illegible] geboren, widmete sich auf [illegible] der Philologie und wurde da- [illegible] im J. 1692 kam er als [illegible] und im J. 1695 in gleicher [illegible] bis an das Jahr 1719 starb. [illegible] große Verdienste um [illegible] beschäftigte sich auch [illegible] einen zahlreichen, groß- [illegible] verbreiteten und fast [illegible] zwei bis jetzt un- [illegible] „Der glückliche Thron [illegible] in einem oratorisch- [illegible] „Die von zweifachem Sturme [illegible] Königs Henrici III. [illegible] Trauer-Spiele"), eine nähere

(*Ph. H. Külb.*)

Flachen [illegible] von den [illegible] selbst [illegible] ben. [illegible] Geschütz [illegible] [illegible]

[illegible] Nationalleben. 2. Bd. [illegible] sämmtlichen Schrif-

[illegible] geb. 1663 [illegible]schlechte [illegible] erhielt [illegible] Regien. [illegible] 1723 Oberst [illegible] Erbfolgekriege, [illegible] in Sicilien [illegible] Kriegserfah- [illegible] durch die Er- [illegible] ward er zum [illegible] des Königreichs Serbien [illegible] dem ungarischen [illegible] glücklichen Schlacht [illegible] kaiserlichen Armee. Im [illegible] berühmten Treffen bei [illegible] des österreichischen Heeres. [illegible] und starb in jener Schlacht [illegible] eines der tapfersten [illegible] Kaiserin Maria Theresia [illegible] haben *).

(*Heinrich Döring.*)

[illegible]ON TIEFENAU (Johann Bap-[illegible] ein als gründlicher Geschichts-[illegible], unbefangene Vaterlandsliebe [illegible] Geistlicher zu Luzern, geb. [illegible]. Das Geschlecht stammte aus der [illegible]aten und führte von einem dort gelege-[illegible]iefenau diesen Zunamen. Der Ritter [illegible]iefenau soll wegen Streitigkeiten mit dem [illegible] das Badische verlassen und sich zuerst zu [illegible] Strasburg aufgehalten haben. Im J. [illegible] er das Bürgerrecht zu Zürich, wo dann [illegible] Nachkommen zu hohen Staatsämtern ge-[illegible] Einer derselben, Kaspar, verließ Zürich 1523 [illegible]dener Gegner der Reformation und verpflanzte [illegible] nach Luzern, wo er dann bald auch zu [illegible] Aemtern gelangte. Aus demselben war Johann [illegible] Franz Bernhard, der sich mit vorzüglichem Fleiße [illegible] Lehranstalt zu Luzern den Wissenschaften wid-[illegible] Schon im 17. Jahre erhielt er eine Anwartschaft [illegible] Kanonicat zu Münster im Aargau und im 23. [illegible] Pfarrstelle zu Inweil. Das Kanonicat zu Münster [illegible] 1792 erledigt und fiel ihm nun zu, und im J. 1803 [illegible] er auch zum Probste des Stiftes ernannt. Schon [illegible] Vater, Aloys Christoph Johann Baptist, Mitglied [illegible] Rathes zu Luzern, hatte sich viel mit Sammlung [illegible] Urkunden, besonders über luzernerische Geschlechter, beschäftigt. Der Sohn erbte diese Neigung, dehnte aber seinen Gesichtskreis weiter aus auf Schweizergeschichte überhaupt und benutzte dazu verschiedene öffentliche und Privatarchive. Eine Frucht dieser Forschungen war: Versuch einer urkundlichen Geschichte des Drey-Wald-[illegible]stätte-Bundes oder der ältesten freyen Verfassung und [illegible] Verbindung der drey Cantone Uri, Schwyz und Unter-walden, als Grundlage der schweizerischen Eidgenossen-schaft (Zürich 1808. 8., mit zehn Urkunden aus den Jahren 1231—1310.). — Acht Jahre früher erschien von Göldlin: Der Geist des seligen Bruder Klaus (Niklaus von der Flüe) zur Förderung eines guten Sinnes und Lebens (Luzern 1801 und vermehrte Ausgabe 1808. 8.). Zwar füllt eine Reihe von Gebeten und frommen Be-trachtungen, die nicht von Niklaus von der Flüe, son-dern meistens von dem bekannten Jesuiten Petrus Cani-sius herrühren, wol die Hälfte des Werkes aus; aber die andere Hälfte enthält eine, wenn man den katholi-schen Standpunkt des Verfassers im Auge behält, sehr gründliche Lebensbeschreibung von Niklaus von der Flüe. Nachher erschien noch von ihm: Geist der letzten Hälfte des XV. und der ersten Hälfte des XVI. Jahrhunderts in der Schweiz in politischer, literarischer und religiöser Hinsicht; oder Konrad Scheuber von Altsellen, ein Toch-tersohn des seligen Bruder Niklaus von der Flüe. 2 Bde. (Luzern 1813 u. 1814. 8.) (Dieser Enkel von Niklaus von der Flüe folgte dem Beispiele seines Großvaters und zog sich, nachdem er in jüngeren Jahren dem Vater-lande in mehren Feldzügen und in öffentlichen Aemtern Dienste geleistet hatte, ebenfalls von der Welt zurück und verlebte seine letzten 15 Jahre als Eremit.) Der erste Band enthält Scheuber's Leben, auch mit vie-lem Aesthetischen vermischt. Den zweiten Theil bildet eine Uebersicht der Schweizergeschichte vom Stanzerver-kommnisse an bis auf den Frieden zu Basel 1499, und Nachrichten von der wissenschaftlichen Thätigkeit und der Buchdruckerei in der Schweiz. Dann aber wurde Göldlin's fernere literarische Thätigkeit unterbrochen. Als es im J. 1815 den ultramontanischen Intriguen gelungen war, den zum Bisthume Constanz gehörigen Theil der Schweiz von diesem uralten Diöcesanverbande zu trennen und an dessen Stelle ein Immediatbisthum unter römischem Ein-flusse zu setzen, wurde Göldlin vom päpstlichen Nuntius eigenmächtig zum römisch-apostolischen Generalvicar er-nannt. Zwar verweigerten die Cantone anfänglich die Anerkennung, weil der Nuntius die Regierungen ganz übergangen hatte; aber auch hier siegte die römische Schlauheit und Beharrlichkeit. Seine Stellung war jedoch äußerst schwierig. Göldlin war zwar frommer und eifriger Katholik, aber sein milder und toleranter Charakter paßte nicht recht zu seiner Stellung als Werk-zeug römischer Absichten. Einen Beweis dieses unbe-fangenen Sinnes enthält seine Vorrede zu Konrad Scheu-ber, wo er zwar als Katholik den Wunsch dereinstiger Einheit der Kirche und des Glaubens in der Schweiz ausspricht, unterdessen aber zur Liebe ermahnt und Ka-tholiken und Protestanten mit den Paulinischen Worten (Ephes. 4, 3) anredet: „Laßt Euch recht angelegen sein die Einigkeit des Geistes durch das Band des Friedens zu erhalten. Es ist ja doch nur Ein Leib, Ein Geist, Eine Hoffnung, zu der Ihr alle berufen seid, Ein Herr,

*) Siehe M. Lutz in dem Nekrolog denkwürdiger Schweizer S. 178.

Kein Denkstein bezeichnete die Stätte dieser glücklichen Schlacht, bis ein volles Vierteljahrhundert später der König Ernst August von Hanover im J. 1839 ein Monument errichten ließ, das am 8. Juli des ebengenannten Jahres eingeweiht ward.

Bei Gelegenheit des Treffens an der Göhrde waren mehre zum Jagdschlosse gehörige Gebäude von den Franzosen sehr beschädigt worden, und einige, z. B. der sogenannte Hanoversche Stall, der für 156 Pferde Raum bot, mußten abgebrochen werden. Nach eingetretenem Frieden trat der Ausführung gründlicher Reparaturen der Mangel der nöthigen bedeutenden Geldmittel entgegen.

Im Juni 1817 besuchte der Herzog von Cambridge die Göhrde und sprach damals, wo schon der Abbruch des Schlosses in Frage kam, den Wunsch aus, daß die dortigen Gebäude vor fernerem Verfalle gesichert werden möchten[27]). Im J. 1817 kam es zu keinen festen Beschlüssen; die betreffende Behörde beantragte nur eine Reparatur des Möbelnhauses, die aber auch nicht zur Ausführung kam. Nachdem im J. 1815 das Invalidencorps bis auf zwei Mann ausgestorben war, wurde das Schloß von einem aus Lüneburg dahin beorderten Commando bewacht, dies aber schon im J. 1820 wieder als unnöthig aufgegeben, indem das Jagdschloß seit der feindlichen Landesoccupation völlig demöblirt war. In den folgenden Jahren geriethen dann die schon in argem Verfalle befindlich gewesenen Gebäude in immer schlimmeren Zustand[28]). Trotz des energischen Widerspruchs des Herzogs von Cumberland, des nachherigen Königs von Hanover, Ernst August, ward im J. 1826 der Abbruch des Schlosses und eines Theiles der Nebengebäude beschlossen. Mit dem nicht bedeutenden Erlöse aus den Materialien wurden die Abbruchskosten gedeckt und der geringe Ueberschuß wurde zu kleinen Reparaturen der andern Gebäude, des Marstalles, des Möbelnhauses ꝛc., verwendet. Man beschäftigte sich damals mit dem Plane, entweder ein neues Jagdhaus zu bauen oder das Möbelnhaus zum Absteigequartiere für die Herrschaft auszubauen und zu erweitern; aber dies Alles blieb auf sich beruhen. Der Herzog von Cumberland hatte aber der Göhrde stets besonderes Interesse zugewendet; er war daselbst Ende October 1828 und war über den Abbruch des Schlosses sehr ungehalten. Wenige Monate nach seiner Thronbesteigung, Mitte November 1837, besuchte er als König zum ersten Male den Lieblingsaufenthalt seiner Vorfahren und hatte schon damals eine größere Jagdgesellschaft um sich versammelt, die mehre Tage daselbst verweilte. Der König ließ zwar den Neubau eines Schlosses vor der Hand noch ausgesetzt sein, befahl aber, wie oben schon bemerkt ward, das Möbelnhaus unter der Bezeichnung „Königshaus“ für sich einzurichten und die andern Gebäude zu restauriren. Diese Anordnungen wurden einer eigenen Commission, welche aus dem Oberjägermeister Graf Hardenberg, dem Oberhofmarschalle Malortie und dem Oberbaurathe Laves bestand, überwiesen. Schon im November 1839 hielt der König ein Jagdlager in der Göhrde ab; bei dem Hofhalte befanden sich gegen 100 Personen. Diese Jagden wurden 1840, 1841—1842, 1845—1847 wiederholt; sie lieferten stets ein sehr ergiebiges Resultat. Die Einrichtung der restaurirten Räume war einfach, aber genügend, da es noch immer zu den Lieblingsideen des Königs gehörte, wiederum ein Schloß zu erbauen. Sie kam nicht zur Ausführung; König Ernst August starb am 18. Nov. 1851 und die Göhrde scheint wieder vereinsamen zu sollen. *(J. E. Volbeding.)*

Gedicht auf sie von Freimund Raimer eingerückt; zwei Briefe an ihren Bruder waren früher (vergl. das. S. 28 fg.) mitgetheilt worden.

27) Malortie bemerkt a. a. O. S. 164, daß der General von der Decken, der den Herzog von Cambridge begleitete, diesen Wunsch getheilt und dabei geäußert habe, in 20 Jahren könne möglicher Weise Hanover von England getrennt sein, in diesem Falle aber werde, wenn das Schloß abgebrochen sei, der künftige Landesherr bei etwaigen Besuchen der Göhrde sich schwerlich mit einem Absteigequartiere im Pavillon des Marstalles begnügen, dessen Restauration allein man noch beabsichtigte. Es verdient bemerkt zu werden, daß jene im Juni 1817, als nach 20 Jahren möglich, angedeutete Trennung Hanovers von England durch das am 20. Juni 1837 erfolgte Ableben Königs Wilhelm IV. von Großbritannien und Hanover wirklich eintrat. 28) Malortie a. a. O. S. 165 fg.

GÖHRENSCHE HÖWT (das), ein hohes, steiles Vorgebirge, welches auf der Mitte der Ostküste der Insel Rügen weit vorspringt und wegen seiner eigenthümlichen, einem Pferderücken ähnlichen Gestalt auch das Pferd heißt. *(H. E. Hössler.)*

GÖKUMIT heißt ein Mineral, nach dem Orte seines Vorkommens bei Gökum in Upland benannt, das grünlichgelb, an den Kanten durchscheinend und von 3,74 specifischem Gewichte ist. Die nähere Untersuchung hat ergeben, daß es Nichts weiter als gemeiner Idokras ist, denn es besteht nach Thomson's Analyse in den Annals of New-York 1828. IX. aus 35,680 Kieselerde, 25,748 Kalkerde, 34,460 Eisenoxydul, 1,400 Thonerde und 0,600 Wasser. *(Giebel.)*

GÖLDEL (Martin Christian), teutscher Schulmann, im J. 1665 zu Gotha geboren, widmete sich auf der Universität zu Jena der Philologie und wurde daselbst im J. 1687 Magister; im J. 1692 kam er als Conrector nach Schleusingen und im J. 1695 in gleicher Eigenschaft nach Lübeck, wo er um das Jahr 1719 starb. Er erwarb sich in seiner Stellung große Verdienste um die Ausbildung der Jugend und beschäftigte sich auch vielfach als Schriftsteller; unter seinen zahlreichen, größtentheils ungedruckten oder wenig verbreiteten und fast gänzlich vergessenen Schriften dürften zwei bis jetzt unbeachtete dramatische Versuche („Der glückliche Thron Henrici VII., Königs in Engelland, in einem oratorisch-poetischen Schauspiele“ und „Die von zweyfachem Sturme zerscheiterte Crone bey Entleibung Königs Henrici III. in Frankreich, in einem Trauer-Spiele“) eine nähere Untersuchung verdienen*). *(Ph. H. Külb.)*

*) Vergl. Chr. Gottl. Jöcher, Gelehrtenlexikon. 2. Bd. S. 1044, wo man auch ein Verzeichniß seiner sämmtlichen Schriften findet.

GÖLDLIN (Peter Christoph von), geb. 1663 in Luzern, stammte aus einem altadeligen Geschlechte dieses Namens. Kaiser Leopold I., in dessen Diensten Göldlin's Vater gestorben war, interessirte sich für den muntern Knaben, der früh Neigung zum Militairstande zeigte. Der Kaiser sorgte für seine Erziehung, die vorzugsweise bezweckte, ihn zu einem geschickten Officier auszubilden. Im J. 1699, in seinem 36. Jahre, erhielt Göldlin eine Compagnie bei der Herbenstein'schen Legion. Im J. 1718 ward er Oberstlieutenant und 1723 Oberst des Regiments Königseck. Im spanischen Erbfolgekriege, wie in den Feldzügen gegen die Türken und in Sicilien gab er ähnliche Proben seiner Tapferkeit und Kriegserfahrung. Belohnt sah er sich dafür im J. 1732 durch die Ernennung zum Reichsbaron. Bald nachher ward er zum Primas und Oberbefehlshaber des Königreichs Serbien erhoben. Mit großer Umsicht deckte er in dem ungarischen Feldzuge vom J. 1739 nach der unglücklichen Schlacht bei Groska den Rückzug der kaiserlichen Armee. Im J. 1741 befehligte er in dem berühmten Treffen bei Molwitz den linken Flügel des österreichischen Heeres. Er ward tödtlich verwundet und starb in jener Schlacht den Heldentod mit dem Ruhme eines der tapfersten österreichischen Feldherren. Die Kaiserin Maria Theresia soll seinen Verlust tief betrauert haben*).

(*Heinrich Döring.*)

GÖLDLIN VON TIEFENAU (Johann Baptist Franz Bernhard), ein als gründlicher Geschichtsforscher und durch reine, unbefangene Vaterlandsliebe ausgezeichneter katholischer Geistlicher zu Luzern, geb. 1762, gest. 1819. Das Geschlecht stammte aus der Markgrafschaft Baden und führte von einem dort gelegenen Schlosse Tiefenau diesen Zunamen. Der Ritter Werner von Tiefenau soll wegen Streitigkeiten mit dem Markgrafen das Badische verlassen und sich zuerst zu Speier und Straßburg aufgehalten haben. Im J. 1330 erwarb er das Bürgerrecht zu Zürich, wo dann einige seiner Nachkommen zu hohen Staatsämtern gelangten. Einer derselben, Kaspar, verließ Zürich 1523 als entschiedener Gegner der Reformation und verpflanzte das Geschlecht nach Luzern, wo er dann bald auch zu hohen Aemtern gelangte. Aus demselben war Johann Baptist Franz Bernhard, der sich mit vorzüglichem Fleiße auf der Lehranstalt zu Luzern den Wissenschaften widmete. Schon im 17. Jahre erhielt er eine Anwartschaft auf ein Kanonicat zu Münster im Aargau und im 23. die Pfarrstelle zu Inweil. Das Kanonicat zu Münster wurde 1792 erledigt und fiel ihm nun zu, und im J. 1803 wurde er auch zum Probste des Stiftes ernannt. Schon sein Vater, Aloys Christoph Johann Baptist, Mitglied des Rathes zu Luzern, hatte sich viel mit Sammlung von Urkunden, besonders über luzernerische Geschlechter, beschäftigt. Der Sohn erbte diese Neigung, dehnte aber seinen Gesichtskreis weiter aus auf Schweizergeschichte überhaupt und benutzte dazu verschiedene öffentliche und Privatarchive. Eine Frucht dieser Forschungen war: Versuch einer urkundlichen Geschichte des Drey-Waldstätte-Bundes oder der ältesten freyen Verfassung und Verbindung der drey Cantone Uri, Schwyz und Unterwalden, als Grundlage der schweizerischen Eidgenossenschaft (Zürich 1808. 8., mit zehn Urkunden aus den Jahren 1231—1310.). — Acht Jahre früher erschien von Göldlin: Der Geist des seligen Bruder Klaus (Niklaus von der Flüe) zur Förderung eines guten Sinnes und Lebens (Luzern 1801 und vermehrte Ausgabe 1808. 8.). Zwar füllt eine Reihe von Gebeten und frommen Betrachtungen, die nicht von Niklaus von der Flüe, sondern meistens von dem bekannten Jesuiten Petrus Canisius herrühren, wol die Hälfte des Werkes aus; aber die andere Hälfte enthält eine, wenn man den katholischen Standpunkt des Verfassers im Auge behält, sehr gründliche Lebensbeschreibung von Niklaus von der Flüe. Nachher erschien noch von ihm: Geist der letzten Hälfte des XV. und der ersten Hälfte des XVI. Jahrhunderts in der Schweiz in politischer, literarischer und religiöser Hinsicht; oder Konrad Scheuber von Altsellen, ein Tochtersohn des seligen Bruder Niklaus von der Flüe. 2 Bde. (Luzern 1813 u. 1814. 8.) (Dieser Enkel von Niklaus von der Flüe folgte dem Beispiele seines Großvaters und zog sich, nachdem er in jüngeren Jahren dem Vaterlande in mehren Feldzügen und in öffentlichen Aemtern Dienste geleistet hatte, ebenfalls von der Welt zurück und verlebte seine letzten 15 Jahre als Eremit.) Der erste Band enthält Scheuber's Leben, auch mit vielem Aesthetischen vermischt. Den zweiten Theil bildet eine Uebersicht der Schweizergeschichte vom Stanzerverkommnisse an bis auf den Frieden zu Basel 1499, und Nachrichten von der wissenschaftlichen Thätigkeit und der Buchdruckerei in der Schweiz. Dann aber wurde Göldlin's fernere literarische Thätigkeit unterbrochen. Als es im J. 1815 den ultramontanischen Intriguen gelungen war, den zum Bisthume Constanz gehörigen Theil der Schweiz von diesem uralten Diöcesanverbande zu trennen und an dessen Stelle ein Immediatbisthum unter römischem Einflusse zu setzen, wurde Göldlin vom päpstlichen Nuntius eigenmächtig zum römisch-apostolischen Generalvicar ernannt. Zwar verweigerten die Cantone anfänglich die Anerkennung, weil der Nuntius die Regierungen ganz übergangen hatte; aber auch hier siegte die römische Schlauheit und Beharrlichkeit. Seine Stellung war jedoch äußerst schwierig. Göldlin war zwar frommer und eifriger Katholik, aber sein milder und toleranter Charakter paßte nicht recht zu seiner Stellung als Werkzeug römischer Absichten. Einen Beweis dieses unbefangenen Sinnes enthält seine Vorrede zu Konrad Scheuber, wo er zwar als Katholik den Wunsch dereinstiger Einheit der Kirche und des Glaubens in der Schweiz ausspricht, unterdessen aber zur Liebe ermahnt und Katholiken und Protestanten mit den Paulinischen Worten (Ephes. 4, 3) anredet: „Laßt Euch recht angelegen sein die Einigkeit des Geistes durch das Band des Friedens zu erhalten. Es ist ja doch nur Ein Leib, Ein Geist, Eine Hoffnung, zu der Ihr alle berufen seid, Ein Herr,

*) Siehe M. Lutz in dem Nekrolog denkwürdiger Schweizer S. 178.

Ein Glaube, Eine Taufe, Ein Gott und Vater Aller, der da ist über Alle, und durch Alles und in uns Allen." Daß ein römischer Generalvicar mit solchen Gesinnungen unaufhörlichen Kränkungen ausgesetzt war, ist begreiflich, und es werden dieselben als eine der Hauptursachen seines frühen Todes angesehen. (*Escher.*)

Göler von Ravensburg, s. Ravensburg.

GÖLI, teutscher Minnesänger, ritterlichen Standes, wovon das „Her" (Herr) vor seinem Namen hindeutet, stammte vielleicht von den Gielen im Thurgau ab, oder von den Gölern im Oettingischen. Von seinen Lebensumständen ist Nichts bekannt. Seine aus 18 Strophen bestehenden zwei Lieder in der Manessischen Sammlung (2. Th. S. 57 fg.), wieder abgedruckt in der von v. d. Hagen besorgten Sammlung der Minnesinger, haben mit den Liedern Nithart's eine auffallende Aehnlichkeit, die beinahe auf eine Verwechselung oder Nähe der Gegend, wo beide Dichter lebten, schließen läßt *). (*Heinrich Döring.*)

GÖLICKE (Andreas Ottomar), Professor der Medicin, war zu Nienburg im Anhaltischen am 2. Febr. 1671 geboren. Er studirte Medicin in Frankfurt an der Oder und in Halle, promovirte an der letztern Universität, besuchte dann noch holländische Hochschulen und ließ sich zunächst als praktischer Arzt in Zerbst nieder. Alsbald erhielt er einen Ruf an die Universität Halle und vorübergehend war er auch Professor in Duisburg; aber wahrscheinlich schon im J. 1715 kam er als ordentlicher Professor nach Frankfurt an der Oder, wo er dann bis zu seinem am 12. Juni 1744 erfolgten Tode blieb. Gölicke ist entschiedener Stahlianer und Verfasser einer großen Anzahl von Dissertationen, worinnen er sich in den verschiedensten Gebieten der Heilkunde ergeht. Der Literatur und Geschichte der Medicin wandte er aber vorzugsweise seine Thätigkeit zu, wie aus der Ueberſicht seiner sonstigen Schriften erhellt: Epistola in qua refutatur praejudicium, medicos omnes romanos olim abjectae conditionis et servos fuisse. (Lips. 1705.) Historia anatomiae nova aeque ac antiqua, seu conspectus plerumque, si non omnium, tam veterum quam recentiorum, qui a primis artis medicae originibus usque ad praesentia nostra tempora anatomiam operibus suis illustrarunt. (Hal. 1713. Francof. ad Viadr. 1738.) Historia chirurgiae antiqua. (Hal. 1713.) Historia medicinae universalis, qua celebriorum quorumcumque medicorum, qui a primis artis natalibus ad nostra usque tempora inclaruerunt, vitae, nomina, dogmata singularia, ratiocinia, hypotheses, sectae etc. accurate pertractantur. 3 Voll. (Hal. 1717—1720.) Introductio in historiam litterariam scriptorum, qui medicinam forensem commentariis suis illustrarunt. (Francof. ad Viadr. 1723. Ibid. 1735.) Introductio in historiam litterariam scriptorum, qui institutiones medicinae seu partem ejus scriptis suis illustrare cordi habuerunt. (Francof. ad Viadr. 1735.) Institutiones medicinae secundum principia mechanico-organica reformatae. (Francof. ad Viadr. 1735.) Auch begann Gölicke seit 1736 herauszugeben: Selecta medica Francofurtensia anatomen practicam, chirurgiam, materiam medicam universamque medicinam illustrantia. (*Fr. Wilh. Theile.*)

GÖLIS (Leopold Anton), geb. am 19. Oct. 1764 zu Weißenbach, einem im Raabthale in Steyermark gelegenen Dorfe, wo sein Vater, früher in Militairdiensten, Grundbesitzer und Gemeinderichter war, verdankte seine Elementarbildung und die Kenntniß der lateinischen Sprache seit dem Jahre 1773 der Normalschule zu Gleisdorf. Noch raschere Fortschritte machte er in dem Gymnasium und Lyceum zu Grätz. In seinem 24. Jahre (1788) ging er nach Wien. Auf der dortigen Universität widmete er sich dem Studium der Arzneikunde. Im Februar 1793 erlangte er den medicinischen Doctorgrad. Durch den fleißigen Besuch des allgemeinen Krankenhauses erwarb er sich unter der Leitung Nord's, Hirtl's und anderer berühmten Aerzte gründliche Kenntnisse in der Klinik. Im Jahre 1794 begann er seine medicinische Praxis. Der um diese Zeit gestorbene Dr. Mastalier hatte in seiner Wohnung armen und kranken Kindern einige Tage in der Woche unentgeltlich ärztliche Hilfe geleistet durch Verordnung zweckmäßiger Heilmittel. Dem Beispiele dieses menschenfreundlichen Mannes folgte Gölis. Er gründete ein Institut für arme und kranke Kinder nach einem ebenso einsichtsvollen als zweckmäßigen Plane. Durch die Unterstützung edelmüthiger Gönner erweiterte sich dies Institut nach und nach in solchem Grade, daß die Zahl der Kinder, die dort ärztlich behandelt wurden, sich auf 5000 belief. Auch in der Uneigennützigkeit stand er seinem Vorgänger nicht nach. Er leistete seine ärztliche Hilfe unentgeltlich und bestritt mit den Summen, die ihm durch auswärtige Wohlthäter zuflossen, die Auslagen für Arzneien und andere Bedürfnisse. Während der 32 Jahre, in denen er diesem Institute als Director vorstand, belief sich die Zahl der dort ärztlich und wundärztlich behandelten Kinder auf 159,566. Seine Thätigkeit beschränkte sich jedoch nicht auf diese von ihm gegründete Heilanstalt. Einen noch ausgedehntern Wirkungskreis hatte seine mit dem günstigsten Erfolge betriebene Privatpraxis in den angesehensten, sogar herzoglichen und fürstlichen Häusern, wie in den Hütten der hilflosesten Armuth.

Seine reichen Erfahrungen vermehrte er durch fortgesetzte Studien in seinem Fache. Kaum blieb ihm irgend eine bedeutende Erscheinung im Gebiete der medicinischen Literatur unbekannt, und seine Kenntnisse zu vermehren und zu berichtigen war und blieb, wie in seiner Jugend, auch im höheren Alter sein eifrigstes Bestreben. Auch als Schriftsteller machte er sich um seine Wissenschaft wie um die Menschheit verdient. Dem Fonds seines Institutes widmete er den Ertrag seiner ersten Schrift, durch die er sich als Autor bekannt machte. Sie erschien unter dem Titel: „Ueber die Kennzeichen der häutigen

*) Vergl. Koch's Compendium der Literaturgeschichte. 1. Bd. S. 170. v. d. Hagen in s. Literarischen Grundriß zur Geschichte der deutschen Poesie S. 473 und im Museum für altdeutsche Literatur und Kunst. 1. Bd. St. 1. S. 162.

Bräune, zur Warnung vor zu später Beobachtung derselben." (Wien 1808. 8.) Im J. 1823 erschien eine verbesserte und vermehrte Auflage seiner zu Wien 1811 gedruckten „Vorschläge zur Verbesserung körperlicher Kindererziehung in den ersten Lebensperioden; mit Warnungen vor tückischen Krankheiten, schädlichen Gebräuchen und verderblichen Kleidungsstücken." Sein Tractatus de rite cognoscenda et sananda angina membranacea erschien zu Wien 1813. Eins seiner schätzbarsten Werke, von welchem in den Jahren 1820 und 1824 eine zweite verbesserte und vermehrte Auflage herauskam, waren die im J. 1815 zu Wien gedruckten „Praktischen Abhandlungen über die vorzüglichen Krankheiten des kindlichen Alters." Dem ersten Bande dieses Werkes, der von der hitzigen Gehirnwassersucht handelt, hatte Gölis eine Geschichte des wiener Kinder- und Krankeninstitutes beigefügt, mit einer Uebersichtstabelle aller seit 20 Jahren in demselben vorgekommenen Krankheitsformen und der Zahl der kranken Kinder. Den Inhalt des zweiten Bandes bildet eine Schilderung der verschiedenen Arten des äußern Wasserkopfs.

Die niederösterreichische Landesregierung fand sich veranlaßt, ihm in einem Belobungsdecrete ihre Zufriedenheit mit der umsichtigen, gewissenhaften und menschenfreundlichen Direction seines Institutes zu erkennen zu geben. Im J. 1816 ward er zum k. k. Sanitätsrathe und von vielen gelehrten Gesellschaften zum Mitgliede ernannt, so unter andern von der physikalisch-medicinischen Societät zu Erlangen, von der kaiserl. russischen Gesellschaft praktischer Aerzte zu Wilna u. a. m. Im J. 1821 ernannte ihn die Erzherzogin Marie Louise zum Leibarzte ihres Sohnes, des Herzogs von Reichstadt. Bei einer sehr geregelten Lebensweise und Mäßigkeit in allen Genüssen blieb ihm auch noch in höherem Alter bis wenige Wochen vor seinem Tode eine fast ungeschwächte Jugendkraft, die ihm vergönnte, mit rastlosem Eifer sich seinem ärztlichen Berufe zu widmen. Er ward allgemein betrauert, als er am 20. Febr. 1827 in einem Alter von 63 Jahren starb*). (*Heinrich Döring.*)

GÖLLHEIM oder **GELLHEIM**, Marktflecken im Landcommissariat Kirchheim-Bolanden des baierischen Rheinkreises, unter dem Donnersberge, mit 1600 Einwohnern und dem Denkmale des Kaisers Adolf von Nassau, das Königskreuz genannt, der hier im J. 1298 von Albrecht von Oesterreich geschlagen und getödtet wurde. (*H. E. Hössler.*)

GÖLLINGEN. I. Das ehemalige Kloster Göllingen in der untern Herrschaft des Fürstenthums Schwarzburg-Rudolstadt. — Das Kloster Göllingen gehörte muthmaßlich zu dem Wippergau, der sich von Jechaburg über Sondershausen bis auf Günzerode erstreckt und die ebengenannte Stadt, die Dörfer Bebra, Jecha, Berka, Hachelbich, Sega, das Schloß Arnsburg, wie auch einige jetzt wüste Ortschaften, unter andern Hausen, in sich begriffen zu haben scheint. Nach Mitternacht begrenzte ihn der Nabelgau und nach Mittag der Gau Engilin oder Engelheim. Er wird zuerst in einer, neuerlich ohne hinreichende Ursache verdächtigten, jechaburgischen Urkunde vom Jahre 1128 erwähnt.

Göllingen liegt zwischen Frankenhausen und Sondershausen am südöstlichen Abhange des fast vereinzelt aufsteigenden Michaelsberges, dessen Fuß auf drei Seiten die Wipper umspült. Die Gegend ist eine der anmuthigsten. Herrliche Wiesengründe wechseln mit malerischen Baumgruppen, fruchtbaren Feldern und waldbekränzten Höhen. Ein großer Teich belebt die Landschaft durch seinen hellen Wasserspiegel. Die Wipper schleicht sanft und geheimnißvoll in dichtem Erlengebüsche, ihr Dasein nur durch das Geräusch der unter dem Klosterberge angelegten Mühle verrathend. Eine Vertiefung im Boden, in der Nähe jenes Weihers, deutet auf den merkwürdigen, wegen der öfteren Erdfälle und Einbrüche in einen gemauerten Kanal verwandelten Stollen hin, welcher 220 Lachter unter dem Berge fort dem Salzwerke in Frankenhausen das nöthige Wasser aus dem Flusse zuführt, bis sich dasselbe bei Artern mit der Unstrut vereinigt.

Rechts zieht die Straße von Frankenhausen nach Sondershausen in einem Hohlwege einen steinigen Hügel hinan und bei einem jähen Abhange vorüber. Hier weilt das Auge des furchtlosen, für Naturschönheiten empfänglichen Wanderers auf dem in der Tiefe sich ausbreitenden, bunten Wiesenteppiche und den im Glanze der Abendsonne heimkehrenden Heerden mit Entzücken. Der Name Göllingen läßt sich am füglichsten von den alten, teutschen Wörtern Gol oder Göl und ing oder ling herleiten, das erste bedeutet eine Lache, einen Sumpf oder See und das letzte etwas von dem andern Abstammendes, einen Nachkommen. Gölling oder Göllingen ist daher so viel als ein Ort, welcher von einem stehenden See, einer Lache, seine Benennung hat. Die Beschaffenheit der dortigen Gegend, die ehedem wol viel sumpfiger und wasserreicher gewesen sein mag, steht mit dieser Vermuthung in vollem Einklange [1].

Das Kloster zu Göllingen kann mit Recht unter die ältesten in Thüringen gezählt werden; aber in welchem Jahre und von wem es erbaut worden sei, läßt sich wegen des Verlustes der Stiftungs- und Bestätigungsurkunden und anderer glaubwürdigen Zeugnisse nicht mit Gewißheit bestimmen. Es war nebst mehren thüringischen Klöstern der Abtei Hersfeld in Hessen unterworfen, welche auch noch in späteren Zeiten durch Einsetzung der Pröbste u. s. w. gewisse Rechte darüber ausübte. Diese gründeten sich wol zum Theil auf ein frommes Vermächtniß, wodurch gegen das Ende des 8. Jahrh. der ersten geistlichen Stiftung von einem uns unbekann-

*) Vergl. Wiener Zeitung. 1827. Nr. 297. Steyermärkische Zeitschrift 1827. Heft 8. Den Neuen Nekrolog der Deutschen. Jahrg. V. 1. Th. S. 225 fg. Meusel's Gel. Deutschland. 17. Bd. S. 737 fg. 22. Bd. Abth. 2. S. 392.

1) Siehe *Müldener*, Antiq. Goelling. p. 7—9. Vergl. *Diefenbach*, Celtica I. p. 138. Alb. Schott, Ueber den Ursprung der deutschen Ortsnamen (Stuttgart 1842. 4.) S. 28. Selig Cassel's Wissensch. Berichte II. III. S. 161. Ebend. Thüringische Ortsnamen. 2. Abh. (Erfurt 1858. 8.) S. 39 fg

ten Geber zwölf Höfe und ebenso viel Morgen Landes überlassen worden waren. Ein Verzeichniß der Güter, welche Hersfeld zur Zeit seines ersten Abtes, des nachherigen mainzischen Erzbischofs Lullus, und nicht lange nach dessen im Jahre 786 erfolgten Tode erworben hatte, gibt uns davon sichere Kunde. Daß aber zu Göllingen nicht früher als in der zweiten Hälfte des 10. Jahrh. ein Kloster angelegt worden sei, muthmaßt J. F. Müldener, von dem wir eine ausführliche Geschichte desselben besitzen, vornehmlich aus dem Umstande, weil zu Anfange des 11. Jahrh., als sich Günther der Heilige oder der Eremit kurze Zeit hier aufhielt, die Mönche noch mit Mangel und Dürftigkeit zu kämpfen hatten; doch war es wol natürlich, daß der nicht an Arbeit und Entbehrungen gewöhnte neue Ankömmling den Zustand des Klosters, in Erinnerung an die eigenen glänzenden Verhältnisse, drückend und ärmlich finden mußte.

Die Schicksale dieses Günther sind so innig mit der früheren Geschichte unseres Klosters verwebt, daß es sich wol der Mühe lohnen möchte, ihnen hier einige Aufmerksamkeit zu widmen, zumal da diesem wegen seines strengen Wandels von seinen Zeitgenossen und der Nachwelt bewunderten Manne, nach dem Urtheile neuerer Gelehrten, eine Stelle unter den Ahnherren des Hauses Schwarzburg gebührt.

Zwei erst seit Kurzem veröffentlichte hersfeldische Documente, deren Inhalt wir jetzt mittheilen wollen, erheben die deswegen geäußerten Muthmaßungen zu fast unbezweifelter Gewißheit. Zwischen den Jahren 1005 (wie Wenck angibt, oder vielmehr 1006 — der Urkunde selbst fehlt das Datum) und 1012 eignete ein vornehmer Thüringer, mit Namen Günther, von seinem Erbe und aus der Erbschaft der Kinder seines Bruders Sizo Güter in Thürungen, Günzerode, Ichtershausen und Eschenberg dem Kloster des heiligen Wipert in Göllingen und trat zugleich, auf Bitten des Abtes Godhard zu Hersfeld, noch Sedinstete und Beringgi ab, jedoch mit Vorbehalt des Voigteirechts über Ohrdruf, Wechmar, Kölleda, Waltsazi, Emleben, Schwabhausen und Eschenberg für sich, seine und seines Bruders Söhne und mit der Verpflichtung, daß der jedesmalige Voigt zu den östlichen Heerfahrten fünf bewaffnete Männer für den Abt stellen solle, für deren Unterhalt der letztere jedoch selbst zu sorgen habe. Die Schenkung kam in der benachbarten kaiserlichen Pfalz Walhausen zu Stande.

In einem andern, vermuthlich von 1039 — 1045 ausgestellten, Documente erklärt Günther, daß er von seinen eigenen Gütern und den erblichen Besitzungen der Söhne seines schon erwähnten Bruders zehn Hufen in den Orten Salzaha und Ottinscwoha dem Lamprecht, Lehnsmanne des Abtes Meinher zu Hersfeld, und seinem eigenen Vasallen Rodolf dergestalt übergeben habe, daß diese Güter der genannten Abtei lehnbar sein sollten. Dabei bedingt er sich aufs Neue für seine eigene Person, seine und seines Bruders Söhne das Voigteirecht über Ohrdruf, Wechmar, Kölleda und Waltsazi aus. Die Unterhandlungen deswegen wurden zu Wiehe gepflogen, wohin Günther, der damals als Einsiedler in den böhmischen Wäldern lebte, sich vielleicht selbst begeben hatte.

Diese Urkunden, deren Glaubwürdigkeit zwar neuerlich angefochten worden ist, sind für uns von größter Wichtigkeit; denn wir werden dadurch sogar deutlicher über die Familie Günther's belehrt, als von seinem ältesten Lebensbeschreiber, der sich damit begnügte, ihn unter die Edeln Thüringens zu rechnen. Schon wegen seines in dem kevernburg-schwarzburgischen Hause so üblichen Namens ist es nicht unwahrscheinlich, daß er demselben angehörte. Hierzu kommt, daß wenigstens drei von den Ahnherren dieses Geschlechtes, wie sein Bruder, Sizo hießen. Ferner treffen wir einige der in jenen Urkunden gedachten Orte unter den Besitzungen der nachherigen, aus einem Stamme entsprossenen Grafen von Kevernburg, Schwarzburg und Rabenwald; manche mögen wol bereits Eigenthum ihrer Voraltern gewesen sein. Schon in den frühesten Zeiten waren mehre Grafen, die sämmtlich den Namen Günther führten, Schirmvoigte der thüringischen Besitzungen Hersfelds, der Schlösser Gebesee, Berka, Breitenbach, Wachsenburg, der Städte Gotha und Arnstadt, der Voigteien und Schultheißenämter von Ohrdruf, Wechmar, Kölleda, Schwabhausen ꝛc., womit sie zum Theil diese Abtei selbst begabt zu haben scheinen. Aus dieser engen Verbindung der Familie Günther's mit der letzteren ist es erklärlich, warum sein Entschluß, der Welt zu entsagen, eben in diesem Kloster zur Reife gedieh.

Die Zeitbücher stimmen darin überein, daß sich Günther ums Jahr 1006 deswegen nach Hersfeld begeben hatte. Fragen wir, wodurch er im Vollgenusse des Reichthums und der Macht zu einem so auffallenden, wenn auch dem Geiste jenes Jahrhunderts nicht unangemessenen Schritte bewogen worden sei, so nennt die Erzählung von seinem Leben die Reue über verschiedene, in der Jugend begangene Fehler, und ein neuerer Autor die Betrübniß wegen des frühen Verlustes seiner Gemahlin als Gründe seiner Entsagung. Der Abt Godhard, dessen oben beiläufig Erwähnung geschehen ist, stets für die Aufnahme des ihm untergebenen Klosters bemüht, hatte es durch unablässige Vorstellungen dahin zu bringen gewußt, daß Günther einen Theil seines Vermögens dem Schutzheiligen Hersfelds und Göllingens, Wipert, durch eine förmliche Schenkung übergab, wobei er sich aber die Einkünfte des letzteren, nach wirklichem Uebertritte in den Benedictinerorden, zum Unterhalte und zur Bekleidung für sich und die übrigen Mönche ausdrücklich bedungen hatte. Doch scheint er in seinem frommen Eifer nicht so weit gegangen zu sein, Alles, was er besaß, diesem Zwecke zu opfern, sondern es läßt sich vielmehr vermuthen, daß er sich gewisse Güter vorbehielt, um darüber frei und ungehindert schalten zu können. Jenes Vorgeben, wobei man sich auf die angeführte Lebensbeschreibung stützt, widerlegt schon, anderer Thatsachen zu geschweigen, der Inhalt der späteren hersfeldischen Urkunde. Vielleicht ist also das Vermächtniß, womit Günther das Kloster bei seinem Eintritte bedachte, kein anderes, als das in dem ersten jener Documente erwähnte.

Um den Reuigen stets im Auge zu behalten und dessen Rückkehr zu der vorigen Lebensweise zu verhüten, wozu ihn die an seinem nunmehrigen Wohnorte zu erduldenden Beschwerden und Entbehrungen dringend eingeladen haben mögen, nahm ihn Godhard mit sich in das bairische Benedictinerkloster Niederaltaich, dem er selbst schon als Abt einige Zeit vorgestanden hatte. Der damaligen Sitte getreu, reiste Günther nun auch, vielleicht noch im J. 1006, nach Rom, legte, von da in jenes Kloster zurückgekommen, vor dem Altare der heiligen Maria und des heiligen Mauritius den Kriegsgürtel nieder und verschor Haupt und Bart. Godhard, noch immer eine Aenderung seiner Gesinnung fürchtend, bewilligte ihm nur ungern den abermaligen Aufenthalt in Göllingen. Und wirklich regte sich auch noch bisweilen in ihm die Sehnsucht nach den Freuden der Welt. Jener sah sich daher genöthigt, alle Mittel aufzubieten, um ihn unauflöslich an den geistlichen Stand zu fesseln. Endlich gab Günther den nachdrücklichen Ermahnungen seines Freundes und Rathgebers Gehör, sonderte sich immer strenger von der menschlichen Gesellschaft und wählte im J. 1008 den etwa eine Meile (rasta) von Altaich entlegenen Berg Ranzing zum einsamen Wohnplatze. Aber auch hier noch nicht völlig gegen den Andrang der Menge gesichert, welche der Ruf seiner ausgezeichneten Frömmigkeit und der harten Büßungen, die er sich auflegte, herbeilockte, zog er sich (nach drei Jahren?) in das Innere des Nordwaldes an den bairischen Grenzen gegen Böhmen, um den Ursprung des Flusses Regen, zurück und baute (1011 oder 1012) an dem kleinen Flusse Rinchnach, mit Hilfe der Klosterbrüder, die ihm in diese Einöde gefolgt waren, neben den Zellen, welche ihnen zum Obdache dienten, zu Ehren Johannes des Täufers eine Kapelle, deren Einweihung der Bischof Berenger von Passau im J. 1019 verrichtete. Den deutlichsten Beweis, daß Günther auch nach seiner Entfernung diese Stiftung nicht aus den Augen verlor, sondern stets väterlich um das Beste derselben bemüht war, liefert ihre 1040 bei Kaiser Heinrich III. von ihm bewirkte Vereinigung mit Niederaltaich.

Günther hatte mehre Jahre zu Rinchnach verlebt, als er nach seiner Rückkehr aus Ungarn den Abt des genannten Klosters, Ratmund, um die Erlaubniß ersuchte, diesen Ort zu verlassen und sich tiefer in den Wald zu begeben. Er baute sich nun in einer öden Gegend des heutigen prachiner Kreises von Böhmen, in dem Walde Brezeznitz (von den häufig hier wachsenden Birken so genannt), in der Gegend von Rabi und Schüttenhofen, ein kleines hölzernes Haus, wo er sich durch die Anlegung eines für aus Böhmen nach Baiern Reisende sehr bequemen Weges, der über und neben Hartmanitz vorbei nach Rinchnach führte, und den die drei Dörfer Podmokli, Stankow und Woleßowice noch neuerlich zu verbessern schuldig waren, um Zeitgenossen und Nachwelt verdient machte. Hier entdeckten ihn, wie die spätere Legende berichtet, die Mönche von Brzewnow und luden ihn in ihr Kloster ein. Daß sie ihn, dieser Erzählung zufolge, zum Abte desselben hätten ernennen wollen, ist nicht wahrscheinlich, weil sie schwerlich einen Laienbruder dazu erkoren haben würden. Günther lehnte jedoch diesen so ehrenvollen Antrag ab und entfernte sich, um ähnlichen Zumuthungen zu entgehen, in die Gegend, die jetzt Dobra woda (Gutwasser) heißt und seit Erbauung einer Kirche auf dem Hügel ums Jahr 1620 seinen Namen (St. Günther) führt, wohin hauptsächlich am zweiten Pfingstfeiertage eine große Volksmenge aus Böhmen und Baiern zu wallfahrten pflegt. Hier verlebte er den kurzen Rest seiner Tage. Der Besuch, den Günther vor seinem Tode (er starb den 9. Oct. 1045) von dem Böhmerherzoge Brztislaus, bei dessen Vater Udalrich er, wegen seines früher bewiesenen Heldenmuthes, in so großem Ansehen stand, daß er ihn 1014 zum Taufzeugen dieses seines Sohnes wählte, empfangen haben soll, ist wol nur erdichtet. Günther hatte überhaupt ein Alter von mehr als 90 Jahren erreicht, wovon 37 auf den Aufenthalt desselben in der Einöde kommen. Sein Leichnam wurde auf des Herzogs Befehl nach dem 16 Meilen entfernten Brzewnow gebracht und in der dasigen Benedictinerkirche bei dem Altare des heiligen Stephanus, wo sein wol nicht gleichzeitiger, sondern erst aus dem 13. Jahrh. herrührender, auf Veranstaltung des Abtes Friedrich im J. 1761 wieder aufgerichteter Grabstein noch zu sehen ist, welcher, da es in der jetzigen Kirche an einem schicklichen Platze fehlte, in die Mauer von Außen eingefügt wurde. Er stellt eine Figur in Mönchstracht mit einem Eremitenstabe in der Rechten und einem Buche in der Linken, das Haupt mit dem Heiligenscheine umgeben, vor. Folgende Buchstaben sind auf demselben noch lesbar: — LIS — G — LV — H. (?), vielleicht die letzte Sylbe von Venerabilis, der Anfang des Namens Guntherus und ein Theil der Jahrzahl seines Todes MXLV. Eine ehemals hölzerne, wunderthätige (!) Bildsäule Günther's, welche man gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts mit einer ähnlichen steinernen vertauschte, steht zu Dobra woda. — Nicht nur in den von Brzewnow abhängigen Klöstern, sondern auch zu Altaich feierte man den 9. Oct. als Gedächtnißtag des wegen Verrichtung vieler Wunder gepriesenen Mannes, den der Papst heilig gesprochen haben soll, was aber besonders deswegen in Abrede gestellt wird, weil er häufiger mit dem Zusatze beatus, seltener als sanctus, in den alten Schriften und Urkunden erscheint. Doch hat man sich im 13. Jahrh. angelegentlich für seine Kanonisation verwendet.

Den Mangel gelehrter Bildung, welche im Mittelalter bei Erziehung der Großen vernachlässigt wurde, ersetzte zum Theil Günther's natürliche Beredsamkeit, die ihm nicht nur bei geistlichen Vorträgen, als er z. B. 1017 den Luiticierwenden das Evangelium verkündigte, sondern auch an den Höfen der Fürsten trefflich zu statten kam. Er erfreute sich bei Kaiser Konrad II. vorzüglicher Gunst; Heinrich III. zog den mit vielfältigen Erfahrungen eines bewegten Lebens ausgerüsteten Mann bei den wichtigsten Verhandlungen zu Rathe und im J. 1040 bewirkte Günther's Einfluß dem überall vom Feinde bedrängten und außerdem rettungslos verlorenen Heer-

haufen des Markgrafen Eckard II. von Thüringen ungehinderten Abzug aus Böhmen. — Gleiches Vertrauen schenkte ihm Stephan I., König von Ungarn, welchem er ums Jahr 1014 und vielleicht außerdem noch öfter besuchte und ihn zu Stiftung mehrer Bisthümer, Kirchen und Klöster veranlaßte. An dem Hofe dieses seines nahen Verwandten (einige Geschichtschreiber nennen ihn blos cognatus, andere Sororius, Bruder der Gemahlin des Königs) wurde er durch folgende Begebenheit Gegenstand allgemeiner Bewunderung: Günther hatte das Gelübde gethan, kein Fleisch zu essen. Der König, der dieses wahrscheinlich nicht wußte oder ihn auf die Probe stellen wollte, ließ ihm einen gebratenen Pfau vorsetzen und drang heftig in ihn, davon zu genießen. Dieser flehte nun weinend zu Gott um Rettung aus so harter Bedrängniß, und siehe, der Pfau bekommt sogleich wieder Federn und fliegt zum Erstaunen aller Gäste davon. Wir lernen wenigstens aus diesem, von sämmtlichen Biographen des Eremiten gläubig wiederholten Märchen, daß im 11. Jahrh. Pfauen eine Lieblingsspeise der Großen waren, sowie sie auch bei den Römern für eine seltene und leckere Kost galten. — Nicht lange nach Günther, durch welchen wir die erste Kunde von dem Dasein unseres Klosters empfingen, lebte in demselben der hersfeldische Abt Arnold, der wegen eines ihm Schuld gegebenen Verbrechens seiner Stelle im J. 1031 entsetzt und dahin verwiesen worden war. Er starb am 28. Dec. 1032 und wurde Anfangs in Göllingen, später aber auf Verordnung des Abtes Rudolf in der Kirche des heiligen Michael zu Hersfeld bestattet [2]).

Schon aus dem Beispiele der ebengenannten Abtei, welche der Regel des Benedictinerordens folgte, würden wir das Nämliche auch bei Göllingen muthmaßen können, wenn nicht noch das ausdrückliche Zeugniß mehrer Urkunden dafür spräche [3]). Beide geistliche Stiftungen traten im J. 1510 zu der bursfeldischen Union, welche die Wiederherstellung einer strengern Klosterzucht zum Zwecke hatte. Bereits im 13. Jahrh. (1276) war Göllingen in die Brüderschaft der Abtei Walkenried aufgenommen worden [4]). — Daß unser Kloster dem heiligen Wipert, den auch Hersfeld als seinen vornehmsten Schutzpatron anerkannte, geweiht war, ergibt sich nicht nur aus dem Schenkungsbriefe Günther's, sondern auch aus andern Documenten, worin die Bewohner desselben: Conventus sancti Wiperti, oder Servi sancti Wiperti in Gelingen heißen [5]). Wipert, ein Angelsachse, hatte als Gehilfe des Bonifacius zu Bekehrung der Thüringer eifrig mitgewirkt, dann auf Befehl desselben in Ohrdruf gelebt, um das dasige Kloster in Aufnahme zu bringen, war im J. 732 als Abt nach Frizlar zurückgekehrt und hier im J. 747 gestorben. Mehre Kirchen in Thüringen tragen seinen Namen [6]).

Von den weltlichen Schutzherren Göllingens sind nur wenige der Vergessenheit entrissen worden. Gegen das Ende des 12. Jahrh. (1186) lernen wir den Sohn eines gewissen Bilgrim, Berthold, aber ohne genauere Bezeichnung seines Geschlechts, als Voigt (advocatus) desselben kennen. Das Document, worin er erwähnt wird, gibt einige Aufschlüsse über die damalige Beschaffenheit unseres Klosters und liefert zugleich ein neues Beispiel von den Bedrückungen, welche sich gegen diese Anstalten häufig selbst diejenigen erlaubten, denen ihre Vertheidigung oblag. Es hatte nämlich der Custos Lutger einige Güter zu Göllingen und Hachelbich erkauft und zu Unterstützung Nothleidender dem Armenhause des Klosters geschenkt. Berthold aber suchte die Ausführung einer so guten Absicht auf alle mögliche Art zu hindern und ertheilte erst nach Empfang einer Summe von vier Mark Silbers seine Einwilligung dazu [7]). Im folgenden Jahrhunderte übten die damals mächtigen und begüterten Herren von Helderungen die Schutzgerechtigkeit über Göllingen, als Eigenthümer dieses und der benachbarten Orte, aus [8]). Von ihnen mußte unser Kloster gleichfalls manche Beeinträchtigung erdulden. So hatte Hartmann von Helderungen demselben durch Wegnahme des Kirchenornats großen Nachtheil zugefügt. Sein Sohn Heinrich verzichtete daher, um diesen Schaden zu ersetzen, den 28. Dec. 1243 auf alle Ansprüche an den Waldungen des Klosters und bestimmte außerdem noch jährlich eine Mark zu Begängnissen und Seelenmessen seiner verstorbenen und vermuthlich daselbst an geweihter Stätte begrabenen Verwandten [9]). Als Friedrich, edler Herr von

2) Siehe Mülbener a. a. O. S. 27—30. Rommel I. 2. Buch. Anm. 101. S. 112 und Mon. Germ. hist. T. XIII. Scriptor. T. XI. p. 156, 25; 177, 45; 178, 30; 190, 20; 194, 10; 203, 1; 209, 1; 319, 15; 326, 35; 378, 25. Von der damals herrschenden Gewohnheit, höhere Geistliche rc. zur Strafe in ein Kloster zu verweisen, s. *C. F. Ayrmanni* Commentatio de monasterio carcere ad antiquitates monasticas jurisque civilis pertinens. (Francof. 1747. 4.) Monasteria loca poenitentiae. Detrusio in monasteria poenae causa. Episcopi et presbyteri depositi traditi monasterio solatii causa. Vid. *Alteserra*, Asceticum s. originum rei monasticae lib. ed. *Glück*. (Halae 1782. 8.) p. 734—738. 3) Mülbener S. 30 fg. In einer Urkunde vom Jahre 1323 heißt es ausdrücklich: Monasterium in Gelingen, ordinis S. Benedicti; s. ebend. S. 124, vergl. S. 143. 4) Mülbener S. 31 fg.; s. die Urkunden des Stiftes Walkenried. 1. Abth. (Hanover 1852. 8.) S. 287 fg. Nr. 441. Leuckfeld in Antiquitat. Walkenred. P. I. c. XIII. p. 260, dem auch Mülbener S. 32 folgt, gibt das Jahr 1376 an.

5) Mülbener S. 33. 135. 6) Ebend. 34—37. Krügelstein's Nachrichten von Ohrdruf rc. I. H. S. 8 fg. 7) Mülbener S. 27. Urk. Anh. Nr. I. S. 105 fg. Wenck's Hessische Landesgeschichte III, 86. — „frater *Luttegerus. custos ecclesie* nostre in *Gellinge* (sagt der Abt Siegfried zu Hersfeld in dieser Urkunde) consilio et auxilio nostro fretus. beneficium *Folberti* ministerialis nostri quicquid habuit in *Hachelbeche* et in *Gelinge* in mansis et areis. datis XXIIII marcis. totum coemit. et nos item beneficium. de manu prefati ministerialis nostri nobis resignatum. testibus supter notatis praesentibus. recepimus. et pro petitione iam dicti fratris *Luttegeri. domui pauperum. que est in sepe dicta ecclesia nostra in sustentacionem pauperum* contradidimus. Preterea *Berchtoldo filio Bilgrimi aduocato in Gellinge. qui in bonis illis impedimentum uiolenter faciebat.* pretaxatus frater IIII. marcas soluit. et ille constanter et firmiter coram testibus promisit. quatenus et ab impedimento cessaret. et ecclesiae illi. pacata et quieta possessione bona eadem tenere permitteret.“ 8) Mülbener S. 11. 38 fg. 9) Diese Urkunde, welche zugleich über die Helderungische Geschlechtstafel neues Licht verbreitet, ist bei Mülbener S. 106 fg. und bei Wenck III. S. 116 abgedruckt.

Helderungen, mit seinen Söhnen Albrecht und Friedrich am 1. Aug. 1324 dem Grafen Heinrich dem Jüngern (V.) von Hohenstein, Herrn zu Sondershausen, das Dorf Göllingen nebst Hachelbich und Hermstet verkaufte, ging unstreitig die Advocatie des Klosters zugleich mit an den letztern über [10]). Doch besaß die hohensteinsche Familie dieselbe nur kurze Zeit. Denn nach dem Ableben Heinrich's, mit welchem die sondershäusische Linie dieses Geschlechts wieder erlosch, fielen vermöge der neun Jahre vorher errichteten Erbverbrüderung seine gesammten Lande, worunter auch der im J. 1324 erkaufte Bezirk enthalten war, an seine Schwiegersöhne, die Grafen Heinrich und Günther von Schwarzburg. Seitdem behaupteten diese die Schirmvoigtei unseres Klosters, welches bei der Landestheilung im J. 1416 zu dem sondershäusischen und im J. 1532 zu dem frankenhäusischen Antheile gezogen wurde, bis zu dessen Aufhebung [11]).

Göllingen bediente sich bei Ausfertigung seiner Urkunden sowol eines Convents- als Probsteisiegels. Das erste war länglichrund und in dessen Mitte eine Ordensperson sitzend abgebildet, die in der Rechten eine Kirche mit zwei Thürmen, in der Linken ein Buch vor die Brust hielt. Wahrscheinlich sollte dieselbe den heiligen Wipert oder Günther den Eremiten vorstellen. Auf den ältern Siegeln dieser Gattung lautet die Umschrift: **S. CONVENT. SCI. WIPERTI. IN. GELINGEN.**, auf den neuern findet sich nur der Unterschied, daß das Wort **CONVENTUS** darin nicht abgekürzt ist.

Das Probsteisiegel ist von gleicher Form, aber viel kleiner als jenes. Auf demselben trägt eine kniende und betende männliche Figur in geistlicher Tracht, wodurch vermuthlich der Probst des Klosters angedeutet werden soll, eine Kirche mit einem Thurme, vor welchem eine ähnlich gekleidete Person (vielleicht der heilige Wipert) mit aufgehobener segnender Hand steht. Die ältern und neuern Siegel dieser Art weichen nur in der Größe und Umschrift von einander ab. Auf den ältern heißt diese: **SIGILLUM. PREPOSITI. IN. GELLINGEN.**; auf den neuern: **SIGILLUM PREPOSITURE. GELLINGENSIS** [12]).

Im J. 1506 wird Göllingen ausdrücklich zu dem Archidiakonat Jechaburg und dem Archipresbyteriat Frankenhausen, in der Diöcese des Erzbischofs von Mainz, gezählt [13]). — Unter die Gerechtsame des Abtes zu Hersfeld in diesem Kloster gehörte, wie wir schon oben berührten, auch die Wahl und die Bestätigung der Pröbste desselben, welche ohne Einwilligung dieses ihres Oberhauptes, dem sie den Eid der Treue schwören mußten, Nichts von den Klostergütern veräußern und überhaupt keine Sache von Wichtigkeit vornehmen durften [14]). Da die Quellen der Geschichte dieser geistlichen Stiftung nur sparsam fließen, so ist es nicht möglich, die Namen ihrer Pröbste in ununterbrochener Reihe aufzuführen. Nur folgende sind durch Urkunden und andere Nachrichten auf unsere Zeiten gekommen: 1) Wicelo oder Witelo, welcher, im J. 1201 zum Abte des Petersklosters zu Erfurt erhoben, diese Würde 20 Jahre lang bekleidete und den 9. Jan. 1221 starb [15]). 2) G. (Günther?) 1200. 3) Herkinbert (Herkenbertus) 1209, 1220 [16]). 4) Albert 1243, 1244, 1252. 5) Cuno 1258, 1260, 1261. 6) Günther 1268. 7) Heinrich 1278. 8) Engelbrecht 1323, 1324, 1326 (?). 9) Heinrich von Burns, den wir blos aus einem in Göllingen seit Kurzem wieder aufgefundenen Grabsteine mit folgender Schrift kennen: Anno domini MCCCXXXIII (?) obiit Dominus Heinricus de Burns princeps praepositus hujus ecclesie idus aprilis requiescat in pace Amen. 10) Wolfram von Lichtenberg 1374, 1379, 1385. 11) Konrad 1406. 12) Wygandus von Treysa 1438. 13) Ludwig Vitzthum 1440. 14) Friedrich Ylban 1444. 15) Johann Wertorf 1455. 16) Bruno von Schönbach und Wilhelm von Volkershausen verwalteten dieses Amt einige Zeit nach einander und zwar vor dem Jahre 1460. Der erste wurde Dekan zu Hersfeld, der letzte Probst in dem Nonnenkloster zu Kreuzburg [17]). 17) Heinrich von Brunharssen (Brunharsse?) 1462, 1463 [18]). 18) Georg Wey-

---

10) Mülbener S. 11 fg. Weil sich bei den verkauften Dörfern einige der Probstei Göllingen gehörige Güter befanden, worüber die Herren von Helderungen die Voigtei, Schutz- und Schirmgerechtigkeit von dem Stifte Hersfeld zu Lehen getragen hatten, so wurde der Graf Heinrich den 5. Oct. des nämlichen Jahres aufs Neue damit beliehen; s. ebendas. 11) Mülbener S. 12 fg. 39 fg. Dem Grafen Heinrich von Schwarzburg ertheilte Kaiser Karl IV. auf dem Reichstage zu Metz die Begünstigung, in Göllingen einen wöchentlichen Markt anzustellen und alle Gerichte in dem Gebiete dieses Ortes „bi namen das oberste gerichte, das haupt vnd glieder anruret, ewiglich zu richten;" s. ebendas. S. 12. 109 fg. Bei der Erbsonderung zwischen dem Grafen Heinrich XXV. und Günther XXIX., welche 1411 stattfand, wird der See oder der große Teich zu Göllingen unter dem Antheile des ersteren namentlich aufgeführt; s. Mülbener S. 13 und die Geschichte des Schlosses Blankenburg S. 10. Von den Verhältnissen der Probstei Göllingen zu dem ehemaligen Kurhause Sachsen handelt ein Aufsatz in dem Neuen Museum für Sächsische Geschichte ꝛc. von Ch. E. Weiße. 2. Bd. (Freiberg 1801. 8.) S. 98—119. 12) Beide Siegel beschreibt Mülbener S. 41 fg., wo er auch Holzschnitte von denselben liefert, die aber nicht ganz getreu zu sein scheinen.

13) Mülbener S. 43—45. Wenck, Urkundenbuch zum 2. B. S. 497—499, wo die eilf sedes des jechaburgischen Archidiakonats nach der Reihe angegeben werden. Vergl. Encykl. d. W. u. K. 2. Sect. 15. Bd. S. 167 fg. Thüringen und der Harz. 7. Bd. S. 53. 14) Mülbener S. 49 fg. 15) Ebend. S. 50 fg. In dem bei Mencken (in Scriptor. rer. Germanic. T. III.) abgedruckten Chronicon sampetrin. heißt es p. 234: „Anno 1201. Hugo de Erphesfurt Abbatiam resignavit, cui Witelo successit, *praepositus de Geling.*" Vergl. p. 252 und *Nicol. de Syghen*, Chronic. ecclesiast. ed. *Wegele* p. 347. 16) Herkinbert befand sich laut einer von Kuchenbecker (in Analect. Hass. collect. XII. p. 328 seq.) zuerst bekannt gemachten und von Mülbener (S. 119—121) wiederholten Urkunde vom Jahre 1209 unter den Schiedsrichtern, welche eine zwischen Hersfeld und dem Kloster Breitungen wegen der Abtswahl entstandene Streitigkeit beilegten. „Arbitri sunt," heißt es darin, „*a parte Hersfeldensis ecclesie* Ludovicus maioris ecclesie prepositus, *Herkinbertus prepositus de Gelingen* —." Mülbener macht daraus den Schluß, daß Herkinbert in dem Stifte Hersfeld eine Präbende gehabt habe, die ihm zugleich einen gewissen Rang unter den dasigen Klosterbeamten verlieh, weil er sogleich nach dem Praepositus maioris ecclesiae erwähnt werde. Auch in den Unterschriften anderer Documente stehen die göllingischen Pröbste unmittelbar nach dem Dekan, Praepositus maior oder Camerarius zu Hersfeld, und scheinen also den Vorzug vor dem Cellerarius und Camerarius fratrum behauptet zu haben. 17) Mülbener S. 64—66. 135—138. 18) Dieser Probst,

ner 1487. 19) Andreas Marschalk 1507. 20) Clemens Pilgrim 1509. 21) Johann Kleinschmidt 1521, 1529. 22) Thomas Schmidt 1539, 1540, 1544. 23) Crafft oder Crato von Weisenbach 1552, 1554, 1559, wurde im J. 1588, nach dem Tode Ludwig's von Heunefeld, Abt des hersfeldischen Stiftes. Schon vorher war er Dechant daselbst und nicht blos Probst zu Göllingen, sondern auch (1576) zu Kreuzburg und Frauensee. Er starb im J. 1592. 24) Berthold Rüdiger, wurde im J. 1592 zu dieser Stelle berufen, war, wie der Vorige, der evangelischen Religion zugethan und lebte noch im J. 1628. Nach ihm findet man weiter keinen Probst zu Göllingen.

Außerdem befanden sich auch noch andere Personen in dem Kloster, welchen eine besondere Aufsicht über die Güter desselben, über die darin lebenden Mönche und die Sorge für die gehörige Abwartung des Gottesdienstes ꝛc. anvertraut war. Es sind folgende: 1) Der Dekan, ohne dessen Vorwissen nichts Wichtiges geschehen durfte und welcher die öffentlichen Urkunden mit ausfertigte. Göllingen hatte dergleichen Klosterbeamte schon in ältern Zeiten bis in das 15. Jahrh. Späterhin wird ihrer nicht mehr gedacht. 2) Der Hospitalarius, welcher verpflichtet war, darauf zu sehen, daß die kranken Mönche und andere in dem Armenhause des Klosters befindliche Nothleidende und Gebrechliche gehörige Pflege und Wartung erhielten. 3) Der Pfarrer (curatus, pastor). Johann Kleinschmidt hatte diesem Posten vor seiner Erhebung zur probsteilichen Würde viele Jahre hindurch vorgestanden. 4) Der Küster (custos), welcher vornehmlich für Anzündung der Lampen und Lichter in der Kirche und auf den Altären, für Anschaffung der Hostien u. s. w. zu sorgen hatte. Er darf nicht mit dem Kirchner oder Kirchendiener (ecclesiasticus) verwechselt werden, da er die Klosterurkunden mit auszustellen pflegte. Im J. 1186 war Lutger Kustos der Kirche zu Göllingen und im J. 1583 ging dieses Amt auf die Schulmeister oder Cantoren über, deren erster Adam Landgraf hieß [19]).

Die Güter und Einkünfte des Klosters scheinen, wie schon oben gesagt wurde, Anfangs nicht von großer Bedeutung gewesen zu sein. Daß sie aber während der langen Dauer desselben ansehnlichen Zuwachs erhalten haben müssen, läßt sich daraus abnehmen, weil noch in neuerer Zeit viele Orte, z. B. das Dorf Göllingen selbst, Hachelbich, Badra, Berka, Sondershausen, Ober- und Niederbösa, Niedertopfstedt, Kindelbrücken, Bilsingsleben, Günzerode, Rottleben, Bendleken, Thaleben, Esperstedt, Ringleben, Riethnordhausen, Artern, Frankenhausen, Kannewurf, Kölleda u. s. w., Zinsen dahin zu entrichten hatten. Zu den eigentlichen Klostergütern gehörten: 1) Das Gut zu Göllingen, nebst seinen Aeckern, Wiesen, Holzungen, Zinsen u. s. w. 2) Die Besitzungen zu Eschenberg, welche zum Theil aus dem Vermächtnisse Günther's des Eremiten herrührten. — Der Probst Johann Kleinschmidt sah sich im J. 1525 genöthigt, die freie Behausung eines Siedelhofs mit fünf Hufen Landes, auch alle Erbzinsen, Lehnschaften und Gerechtigkeiten, welche die Probstei im Dorfe, Felde und Flur daselbst, zu Molschleben und Hausen besaß, an die Grafen Philipp, Ernst, Sigismund und Hans von Gleichen, Herren zu Tonna, für 160 rheinische Gülden zu verkaufen. Als Grund dieser Veräußerung wird der während des Bauernkriegs vornehmlich durch Brand erlittene Verlust angeführt und die empfangene Summe zur Wiederherstellung des Klosters bestimmt [20]). Noch im J. 1593 wurde die genannte gräfliche Familie mit diesen Gütern von der Probstei Göllingen beliehen [21]). 3) Ein Gut zu Kannewurf, worüber die Herren von Helderungen die Schutz- und Schirmgerechtigkeit bis zum Jahre 1367 ausübten, in welchem sie dieselbe nebst allen damit verknüpften Vortheilen den Grafen zu Schwarzburg überließen [22]). Außerdem hatte Göllingen an diesem Orte, sowie zu Günzerode, Rottleben und Hachelbich (noch im J. 1518 einen freien Hof) verschiedene Besitzungen [23]). Daß es dem Kloster nicht an Waldungen gemangelt habe, erhellt aus einem Document von 1200, vermöge welches der Ritter von Rinkleben (honorabilis miles dictus de Rinkeleiben) das Eigenthum einiger Holzungen bei Feldengel, die er von der Kirche zu Göllingen als Lehn besaß, auf das Stift Ilfeld übertrug und aus der bereits erwähnten Urkunde vom Jahre 1243, worin Heinrich von Helderungen auf alle Gerechtsame Verzicht leistete, die ihm in denselben zukamen [24]). Das sogenannte Wiprechtsholz über Günzerode wurde im J. 1614 von dem Probste

---

den Mülbener nicht kennt, erscheint in einer Urkunde des Copialbuches des Klosters zum heiligen Kreuz zu Gotha, welche folgende Aufschrift hat: „Bekenntniß des Propstes und der Samenung des Klosters zu Göllingen, welcher Gestalt Hans und Hermann von Greussen dem Kloster zum h. Kreuz verkauft an sieben Hufen zu Hausen, an jeder Hufe 15 Schillinge und 20 Pfennige, ein Gothaer Viertel Korns und zwei Michelshühner. 1463 am Sonntage nach conceptionis Mariae.“

19) Ueber die sämmtlichen hier aufgeführten Klosterbeamten kann Mülbener S. 73—77 nachgesehen werden.

20) Siehe Mülbener S. 78. 21) Die am Tage des heil. Nicolaus darüber ausgestellte Urkunde, welche Mülbener nicht nach ihrem ganzen Inhalte gekannt zu haben scheint, ist von dem Abte Craft zu Hersfeld bestätigt und wird in dem herzogl. Archive zu Gotha aufbewahrt. Folgende daraus entlehnte Stelle liefert zugleich einen Beitrag zur Aufklärung der damaligen Zeitverhältnisse: „Nachdem vnd als zu diesen gezeitten die geistlichkeit merglichen widerstandt hat, alß das vnns vnnser Zinnse vnnd jherlich einkohmen an vilen orthen verbotten vnnd nit gereicht werden, Darzu das vns dieselbigen einzufordern enflegen vnd zu besorgen das vnns mitler Zeit etliche Zinnse mochten ewiglich abgedrungen vnd entzogen werden, sunderlich auch dieweil wir brandts vnnd der bäuerischen aufruhr halben vmb allen vnsern Vorrath vnnd Zirheit kommen sein“ — so vorkeuffen wir ꝛc. — Ein Jahr früher, am Montage nach Aegidii, war zwischen dem Grafen Sigismund von Gleichen und dem Probste Johann ein Vertrag wegen der Lehen zu Eschenberg geschlossen worden. Daß übrigens der Verlust des Klosters sehr beträchtlich gewesen sein müsse, sieht man aus einem 1525, Freitag nach Laurentii, zu Stande gekommenen Contracte, vermöge dessen die Vorsteher des Klosters an Michael Lutzen zu Eschenberg „fünff Erffurtische malder halb schönen weitzen vnd halb Gersten vff vnsern freyen hoff, vnd funff hueffe Landes im Felde vndt fluhr“ daselbst für 114 Gulden auf Lebenszeit abgetreten haben. Beide Documente sind in dem erwähnten Archive zu finden. 22) Siehe Sagittarius, Hist. der Grafschaft Gleichen S. 435 und Mülbener S. 79. 23) Siehe Mülbener S. 80. 24) Ebend. S. 80 fg.

Berthold Rüdiger an den Rath zu Kindelbrücken verkauft [25]), und schon früher, im J. 1520, war ein Stück Waldung bei Eschenberg, mit Ausnahme des zu dem Klostergute gehörigen Theils, an den Abt zu Georgenthal überlassen worden [26]).

Endlich übte das Kloster über folgende Kirchen das Patronatrecht oder andere Gerechtsame aus: 1) über die Kirche zu Göllingen selbst [27]), 2) zu Kannewurf und 3) zu Hachelbich, wo die in drei Hufen bestehende Pfarrländerei und eine halbe Hufe Schulland von langen Zeiten her ein Lehn desselben gewesen ist.

Wir kommen nun zu dem Zeitpunkte der Aufhebung des Klosters. Schon der Bauernkrieg im J. 1525 brachte dasselbe seinem Untergange sehr nahe. Viele Einwohner des Dorfes Göllingen hatten sich mit den Aufrührern vereinigt und mußten deswegen nach dem für sie so unglücklichen Treffen bei Frankenhausen eine namhafte Geldstrafe erlegen [28]). Es ist wahrscheinlich, daß bei der Plünderung des Klosters, wovon gleichzeitige Nachrichten nicht undeutlich sprechen [29]), die Stiftungs- und Schenkungsurkunden desselben entweder verloren gegangen, oder von den Mönchen an einen sichern, jetzt unbekannten Ort gerettet worden sind. Der Probst Johann Kleinschmidt sorgte auf das Angelegentlichste für die Wiederherstellung der beschädigten Gebäude. Zwar erlaubten ihm die politischen Verhältnisse der damaligen Zeit nicht, in Ansehung der Religion eine Aenderung zu treffen und sich selbst zu Luther's Lehre zu bekennen, allein daß er derselben sehr geneigt gewesen sei und sie mit allen Kräften zu befördern gesucht habe, läßt sich aus verschiedenen Umständen schließen. So unterstützte er die Berufung des Doctor Jacob Oethe zum ersten evangelischen Pfarrer nach Frankenhausen und leistete bei der im J. 1539 von dem Stadtrathe daselbst mit dem Schulgebäude vorgenommenen Ausbesserung durch die Seinigen thätige Hilfe. Sein Nachfolger, Thomas Schmidt, verharrte gleichfalls bis an sein Ende bei dem alten Glauben [30]). Krato von Weiffenbach ist daher als der erste Probst anzusehen, welcher der evangelischen Lehre zugethan war. Doch ließ der Pfarrer Johann Schaube sich auf keine Weise bewegen, dem Vorgange desselben zu folgen, sodaß erst nach dessen Tode (1571) Bernhard Rübesamen zum ersten Geistlichen dieses Religionsbekenntnisses bestellt werden konnte. Um diese Zeit starb der Abt Michael zu Hersfeld, welcher ein Hospital und eine evangelische Schule daselbst anlegte, zu deren Unterhaltung er 40,000 Fl. von seinem Vermögen bestimmte und wozu das Kloster Göllingen jährlich 121 Thlr. zahlen mußte [31]). So lange das erste Stift seine bisherige Selbständigkeit behauptete, so lange geschah auch alles Mögliche zur Aufrechthaltung der Verfassung unsers Klosters. Nach dem Tode des letzten Abtes Joachim Rollius (1606) wurde der Landgraf Otto von Hessen und hierauf (1617) dessen Bruder Wilhelm zum Administrator beider geistlichen Anstalten erwählt. Ungeachtet der Kaiser Ferdinand II. während des 30jährigen Krieges (1628) seinem Sohne, dem Erzherzoge Leopold Wilhelm, die Verwaltung desselben übertrug und den Abt Johann Bernhard von Fulda zu dessen Stellvertreter einsetzte, so trat doch der frühere Zustand aufs Neue ein, als der Landgraf Wilhelm nach der Schlacht bei Leipzig (1631) mit dem Könige von Schweden Gustav Adolf ein Bündniß schloß und sich seiner Besitzungen wieder bemächtigte.

In dem westfälischen Frieden (1648) wurde die Abtei Hersfeld nebst Göllingen als ein weltliches Fürstenthum und Reichslehn mit allen Zugehörungen und Gerechtigkeiten dem Hause Hessen-Cassel erb- und eigenthümlich überlassen und dasselbe zu verschiedenen Zeiten bis zu Auflösung des teutschen Reichs von dem Kaiser damit beliehen [32]). Durch den Staatsvertrag zwischen Preußen und Schwarzburg-Rudolstadt vom Jahre 1816 sind die jetzigen Verhältnisse Göllingens herbeigeführt worden.

Von den alten Klostergebäuden war schon im J. 1766, in welchem Mülbener seine erwähnte Schrift herausgab, Nichts weiter vorhanden, als ein ansehnlicher und geräumiger Kirchthurm von festen Steinen nebst wenigen Ueberresten der ehemaligen Klosterkirche. Unter diesem Thurme befand sich eine unterirdische dunkle Kapelle (eine Krypta oder Gruftkirche) von schöner Arbeit, die in der Mitte auf vier starken Pfeilern ruhte und an deren Decke man einen großen vergoldeten Stern erblickte. Der genannte Geschichtsschreiber vermuthet, daß man diese Kapelle entweder zur Vorstellung des heiligen Grabes oder anderer, bei der Gedächtnißfeier der Geburt Jesu noch jetzt in der römisch-katholischen Kirche üblicher Ceremonien gebraucht, oder sie dem Schutzpatrone des Klosters zu Ehren gestiftet habe. Doch dienten solche Krypten überhaupt zu Andachtsübungen, zu Weihungen, zu Messen für Verstorbene und zu Verwahrung ihrer Gebeine, besonders der Stifter und Schutzheiligen der Kirchen und Klöster. So erzählt Lambert von Hersfeld: „In dem

25) Siehe Mülbener S. 79 fg. 26) Ebend. S. 82 fg. 27) Ebend. S. 85. 122 fg. 28) Ebend. S. 92 fg. 29) Ebend. S. 93. 30) Ebendas. S. 93. 31) Siehe Mülbener. Vergl. *Lünig*, Spicileg. ecclesiast. Part. spec. Contin. II. p. 798 seq.

32) Der von Mülbener (S. 98) angeführte 15. Artikel des Friedensschlusses zu Osnabrück lautet folgendermaßen: „Secundo: Domus Hasso-Casselana eiusque successores Abbatiam Hersfeldensem, cum omnibus pertinentiis, secularibus et ecclesiasticis, sive intra, sive extra territorium (*et Praepositura Gellingen*) sitis, *salvis tamen juribus, quae domus Saxonica a tempore immemoriali possidet*, retineant, et eo nomine investituram a Caesarea Majest. totus, quoties casus evenerit, petant et fidelitatem praestent.“ In einem zwischen dem Administrator der Kur Sachsen, Herzog Friedrich Wilhelm, und dem Abte Joachim zu Hersfeld am 6. März 1596 errichteten Vertrage hatten sich beide Theile dahin verglichen: „daß das Kloster Göllingen hinforder, wie auch vor Alters und noch, in des Kurfürstlichen Hauses Sachsen Schuz- und Schirmgerechtigkeit bleiben, und, wie andere Schuzverwandte, demselben incorporirt, der jezige Schuz und Schirm auch dem jezigen Abt und Stift Herßfeld, dem Capitul und ihren Nachkommen fürstlich gehalten, und solches bei desselben Gerechtigkeit, wie andere Verwandte, geschüzt, gesichert und gehandhabt werden solle rc.“ Dieser Vertrag wurde am 15. Mai 1602 von dem Kurfürsten Christian II. erneuert. Siehe Neues Museum für die sächs. Geschichte rc., herausgegeben von Ch. E. Weiße. 2. Bd. (Freiberg 1801. 8.) S. 104 fg.

Jahre 1040 weihete man die Krypta zu Hersfeld und trug die Gebeine der heiligen Bekenner, Wigbert und Lullus, in dieselbe über." Vergl. auch diesen Chronisten bei dem Jahre 1072 (p. 100 der Ausgabe in usum Scholarum, der teutschen Uebersetzung S. 114) und Stieglitz, Geschichte der Baukunst rc (Nürnberg 1827. 8.) S. 350—352.

Erst neuerlich hat der nun verstorbene Bauinspector Bleichrodt zu Frankenhausen durch sorgfältige Beschreibung und gelungene Abbildungen dieses merkwürdigen Denkmals die Aufmerksamkeit der Kenner und Verehrer teutscher Vorzeit wieder auf dasselbe hingelenkt und sich gerechte Ansprüche auf ihren Dank erworben. Die Schilderung des jetzigen Zustandes dieses einzigen Ueberrestes des Klosters, in dessen Bauart man den byzantinisch-arabischen oder maurischen Styl erkennt, was zugleich die geschichtlichen Zeugnisse von dem hohen Alterthume des Gebäudes bestätigt, entlehnen wir größtentheils aus dem belobten Schriftsteller, mit dem das von Puttrich S. 36 fg. darüber Gesagte, wodurch dieselbe hin und wieder ergänzt wird, verglichen zu werden verdient. Vier freistehende, kurze, dicke Säulen mit dem abenteuerlichen Capital, einem hufeisenförmigen Bogen als Stütze dienend, von nur 6½ Fuß Höhe, tragen das Gewölbe dieser Gruftkirche, zwölf stehen an den Wänden, die Einförmigkeit und Nacktheit derselben angenehm unterbrechend. Der Raum ist 27 Fuß lang und breit, nur 11 Fuß hoch, von zwei kleinen, schmalen Fenstern spärlich erleuchtet, den Säulenknäufen sind verschiedene, zum Theil schon von der Zeit verwischte Gestalten gegeben.

Als Eingang zur Kapelle führte ohne Zweifel aus dem Sanctuarium der Kirche eine bogenförmige, vermauerte, halb im Erdboden versteckte Thür. Die östlich an den Thurm stoßende Kirche war nicht klein, lang, aber schmal, mit hohem scharfen Sattelbache versehen. Man bemerkt noch jetzt Ueberbleibsel des rundgemauerten hohen Chors, morgenwärts in ziemlicher Entfernung von dem Thurme. Die äußere Verzierung des letztern, der achteckig auf einem quadratischen Untersatze sich erhebt, ist byzantinisch, rein und fleißig aus Sandstein gearbeitet. Die Fensteröffnungen, mit runden Bogen überwölbt, sind durch eine in der Mitte stehende Säule in zwei Felder getheilt.

Eine äußerlich angebrachte hölzerne Treppe bahnt den Weg zum Thurme und man gelangt alsdann durch eine Thür unmittelbar in den über der Krypta befindlichen Raum, von wo aus andere hölzerne Treppen in den obern, jetzt zu Fruchtschüttböden eingerichteten Theil des Thurmes leiten. Durch lange Vernachlässigung und den dieses Heiligthum entwürdigenden Gebrauch als Bierkeller (!!) in neuern Zeiten sind die kunstvollen Steinarbeiten der Krypta mit Schmuz und Moder bedeckt und größtentheils unkenntlich. Die ehemalige durch den hessen-casselschen Amtshauptmann Otto Wilhelm von Mansberg ganz umgestaltete Wohnung der Mönche schließt sich in einem dreistockigen Gebäude an den Thurm und westlich an den jetzigen Domainehof. Sie ist nunmehr der Sitz des Pachters. Die eine Hälfte des untern Geschosses enthält Viehställe, die andere eine große gewölbte Küche. Im obern Geschosse zieht sich ein breiter, aber gedrückter Corridor dem Gebäude entlang, welcher die Zellen der Mönche mit der Kirche verbunden zu haben scheint. Nordwärts erblickt man einen Theil des Harzgebirges.

Bald nach dem westfälischen Frieden wurde die vielleicht baufällige Klosterkirche abgetragen und aus ihren Trümmern die Kirche im Dorfe Göllingen hergestellt. Denn es ist wahrscheinlich, daß in diesem kein besonderes Gotteshaus vorhanden war, sondern daß ein Klosterbruder das Amt des Pfarrers der Gemeinde in jenem jetzt bis auf unbedeutende Spuren verschwundenen Gebäude verwaltete. An die Stelle des letztern ist jetzt ein Fruchtboden und der früher unbequeme und lästige Haupteingang zur Domaine getreten. Die auf dem Thurme hängenden drei Glocken wurden im J. 1694 nach Cassel gebracht, doch besitzt die jetzige, im J. 1722 wieder ausgebesserte Dorfkirche eine im J. 1381 gegossene Glocke.

Der Friedhof des Klosters grenzte südlich an die Kirche. Hier befindet sich jetzt die Schäferei des herrschaftlichen Gutes. Erst vor wenigen Jahren wurden bei Erbauung eines Schafstalls in dieser Gegend viele Gebeine ausgegraben und so das letzte Merkmal eines Gottesackers vertilgt.

Ueber den weitläufigen, an die ehemalige Probstei stoßenden Gärten liegt mittagswärts der Michaelsberg, auf welchem der Sage zufolge eine dem Erzengel Michael gewidmete Kapelle stand. Auch auf den Jacobsberg, nach dem Dorfe Sega zu, versetzt der gemeine Glaube ein solches der Verehrung des heiligen Jacob bestimmtes Gebäude[33]).

Nach einer im J. 1603 vorgenommenen Messung hielt der oben beiläufig erwähnte große Teich bei Göllingen, soweit er im Damme begriffen war, gegen 145 Acker. Er wird schon im J. 1411 ein See genannt. Der Flächeninhalt des kleinen wurde in jenem Jahre auf 10¾ Acker angegeben. Im Monat März 1755 verursachte eine Wasserfluth an diesen Teichen und den Wiesen in dortiger Gegend beträchtlichen Schaden. Die Ueberschwemmung war zuletzt so stark, daß dadurch ein ziemliches Stück des über 4000 Schuh langen Dammes weggerissen und die ganze Fischerei zu Grunde gerichtet wurde. — Das Dorf Göllingen hat 130 Häuser, in welchen 676 Menschen leben.

Im J. 1356, am St. Thomastage des heiligen Zwölfboten (den 21. Dec.), ertheilte Kaiser Karl IV. dem bei dem Reichstage in Metz gegenwärtigen Grafen Heinrich von Schwarzburg in Ansehung des ihm aus der hohensteinschen Erbschaft vor Kurzem zugefallenen Dorfes Göllingen einen Freiheitsbrief, kraft dessen er, seine Erben und Nachkommen, nicht nur hier einen wöchentlichen Markt anstellen, sondern auch in dem dasigen Gebiete „alle Gerichte und bei Namen das oberste Gericht, das Haupt und Glieder anrühret, ewiglich zu richten," befugt sein sollten.

---

33) Siehe Müldener S. 5.

II. 1) Verpflichtung der Abtei Hersfeld, quinque scutatos zu den Heerzügen gegen die Slaven zu stellen. — Die Abtei Hersfeld mußte, laut der Urkunde Günther's, fünf ausgerüstete und gewappnete Männer zu den Heerzügen gegen die Slaven schicken (quinque *scutatos* ad orientales partes in expeditionem mittat), deren Unterhalt sie zu bestreiten hatte (quibus victus necessaria praebeat).

Zwischen den Fürsten, Bischöfen, Grafen und Aebten und ihren Lehnleuten wurden besondere Verträge geschlossen, wie viel scuta oder scutatos diese im Falle eines Kriegszuges stellen sollten; s. *Grupen*, Disceptationes forenses cum observationibus etc. p. 920.

Günther gewann gegen Erbgüter, die er mit den Söhnen seines Bruders Sizo in Gemeinschaft besaß, vom Abte zu Hersfeld die Advocatie über gewisse Güter in Thüringen zu Lehen (pro beneficio); dabei wurde die erwähnte Leistung ausdrücklich bedungen. Vergl. Schrader, Dynastenstämme ꝛc. S. 82. Anm. 38. Nitzsch, Ministerialität und Bürgenthum (Leipzig 1859.) S. 45.

2) Zeugnisse, daß Günther zu den Edeln Thüringens gerechnet wurde. — In den Chroniken, Lebensbeschreibungen und Urkunden wird Günther in Rücksicht auf den hohen Stand, dem er vor seinem Eintritte in das klösterliche Leben angehörte, bald als *nobilis* de Thuringia (s. *Lambert. Hersfeld.* ad ann. 1006), bald als vir nobilis dignitate et meritis illustris (s. *Wolfheri* Vita S. Godehardi c. 2. p. 482) — vir honorabilis et potens de Thuringia (s. Annalista Saxo ap. *Eccard.* T. I. p. 404) — nobilis homo, ingenuus vir etc. bezeichnet. Die Bedeutung dieser Namen erklärt meine Abhandlung von dem Kevernburgischen Gemälde a. a. O. S. 37 fg., wo auch verschiedene andere Schriften darüber angeführt sind.

Noch stellen wir hier zu leichterer Uebersicht diejenigen Personen hohen Ranges unter Günther's Zeitgenossen zusammen, mit denen er bekannt war und umging. Als solche erscheinen, wie wir bereits an andern Orten zu bemerken Gelegenheit hatten, vorzüglich die Kaiser Heinrich II. und Konrad, der König Stephan I. von Ungarn, die Herzoge Udalrich und Bretislaus von Böhmen, der Abt zu Hersfeld und Niederaltaich (später Bischof zu Hildesheim), Godhard nebst mehren andern angesehenen Geistlichen.

3) Günther's muthmaßliche Voraltern, Verwandte und Nachkommen aus dem Kevernburgischen Hause. — Die Geschlechtsreihe oder Ahnentafel der Grafen von Kevernburg und Schwarzburg ist nach der reinhardsbrunner Chronik (s. Wegele's Ausgabe S. 80 u. 81, vergl. meine Abhandlung über das sogenannte Kevernburgische Gemälde in Rosenkranz' Neuer Zeitschrift für die Geschichte der Germanischen Völker. 1. H. S. 24—26, wo diese Stelle zuerst gedruckt worden ist) folgende: 1) Gundar, der von dem Heidenthume zum Christenthume bekehrt und getauft wurde. 2) Zigerus. 3) Siczo, dessen Namen der Kaiser, als Augenzeuge einer von ihm verrichteten Heldenthat, in Sygehard verwandelt haben soll, da doch beide gleichbedeutend sind und der erste durch Abkürzung aus dem letzten entstanden ist. Er liegt in der naumburger Domkirche begraben, die er mit mehren ansehnlichen Besitzungen beschenkt hatte. 4) Günther. 5) Siczo, Stifter des Klosters Georgenthal. 6) Günther (?), wol mit dem folgenden Günther (Nr. 7) verwechselt. 7) Günther und Heinrich.

Es würde zu weit führen, wenn wir jetzt auf die Prüfung und Erörterung dieser Angaben des Chronisten genauer eingehen wollten, wir begnügen uns daher mit der Bemerkung, daß die in der Chronik erwähnten und auf dem Gemälde abgebildeten ersten drei Personen wirklich Grafen von Kevernburg oder vielmehr Voraltern des Kevernburgischen Geschlechtes gewesen sind, obgleich vermuthlich in Rücksicht auf die Abstammung des zweiten von dem ersten oder des dritten von dem zweiten, da mehre Günther, Sizzo oder Sieghard hießen, ein Irrthum stattfindet und nur die merkwürdigsten und berühmtesten unter den Vorfahren dieses Hauses, deren Andenken sich seit dem langen Zeitraume vom 8. bis zu Anfange des 11. Jahrh. durch mündliche oder vielleicht auch zum Theil durch schriftliche Ueberlieferung erhalten hatte, in der Chronik genannt und in das Gemälde aufgenommen worden sind.

Da in dieser Kette offenbar mehre Verbindungsglieder fehlen, so wollen wir versuchen, ob sich durch Zuratheziehung anderer Quellen und Forschungen bewährter Genealogen diese Lücken wenigstens zum Theil ergänzen und die Behauptungen des reinhardsbrunner Mönchs bestätigen oder berichtigen lassen.

a) Gundar (Günther, Cantharius), durch Bonifacius zum Christenthume bekehrt und wegen seiner Beständigkeit in demselben nebst verschiedenen andern vornehmen Thüringern (viris magnificis) in einem Schreiben des Papstes Gregor II. gerühmt. Vid. Sancti Bonifacii Archiep. et Martyris opera, quae extant omnia. Edidit *J. A. Giles.* Vol. I. (Lond. 1844. 8.) Epist. VIII. p. 34; cf. Ep. LXXXI. p. 191 seq.; Vol. II. p. 159, bei Serrarius, Nr. 128, bei Würdtwein Nr. 44; vergl. K. Roth's Kl. Beitr. zur teutschen Sprach-, Geschichts- und Ortsforschung. 4. H. (München 1851. 8.) S. 169 fg. und Rosenkranz, Zeitschrift a. a. O. S. 27—31.

b) Sigerus wird ohne hinlänglichen diplomatischen Beweis für den Sohn desselben gehalten; dagegen ist es gewiß, daß der Bruder Günther's des Eremiten

c) Sizzo hieß. Er soll bereits im J. 974 vorkommen, kann also nicht einer und derselbe mit demjenigen Sizzo gewesen sein, welcher die Gründung der naumburger Domkirche durch ansehnliche Vermächtnisse beförderte, denn diese Stiftung fällt in eine spätere Zeit. Vergl. Lepsius, Geschichte der Bischöfe von Naumburg. 1. Th. S. 11. 13. 180. 198. 214 fg., besonders 292—294. Vermuthlich lebte dieser Sizzo, den wir für Günther's Bruder gelten lassen, bereits ums Jahr 1006 nicht mehr, weil damals nur seine Söhne erwähnt werden. Sizzo's I. Sohn war also ohne Zweifel

d) Sizzo II., Mitstifter des Doms zu Naumburg. Das von Zeitz dahin verlegte Bisthum wurde im J. 1028

von dem Papste bestätigt. Er hatte einen oder mehre Brüder, sowie auch die Günther den Eremiten betreffende Urkunde von Söhnen desselben spricht, deren Namen uns aber unbekannt sind; doch heißt bei dem sächs. Annalisten zu dem Jahre 1062 (in Mon. Germ. hist. SS. T. VI. p. 193) ein Günther vir potens et nobilis de Thuringia. Er ist wahrscheinlich derselbe, von welchem Ludwig mit dem Barte Güter am thüringer Walde gekauft hatte; doch möchte dieses wol erst nach dem Jahre 1039 geschehen sein, da er nicht namentlich in der deswegen ausgestellten Urkunde vorkommt, sondern es nur heißt: Praedium, quod *ab incolis Thuringiae regionis* comparavit, scilicet Aldenberg etc. Dagegen nennt das Document von 1044 ausdrücklich die vielleicht schon dort unter den Bewohnern Thüringens mit begriffenen Günther und Biso, welche man für Ahnherren der Grafen von Kevernburg oder Schwarzburg und von Gleichen auszugeben pflegt, als frühere Besitzer, mit den Worten: „sed et ipse a *Gunthero* quodam et *Bisone* aliisque *liberis uiris* praedia nonnulla inibi et villulas silvaticas — comparavit." Dieser Günther kann aber auf keine Weise mit Günther dem Eremiten eine und die nämliche Person gewesen sein, da der letzte seiner Besitzungen sich schon früher, theils durch fromme Vermächtnisse, theils durch Vererbung an seine Söhne, entäußert hatte. Jenes Ableben soll ums Jahr 1068 erfolgt sein.

e) Sizzo II. oder vielmehr III., wahrscheinlich der Bruder des Vaters Sizzo III., kommt vor als Zeuge in einer Urkunde des Abtes Ruthard von Hersfeld zwischen 1059 und 1072 (s. Wenck 2. Bd. Urkundenb. S. 46) und unterwarf sich 1075 dem Kaiser Heinrich IV. (*Lambert.* p. 204, wo er mit zu den „Principes regni" gezählt wird). Ist er der nämliche Sizzo comes, der 1088 eine lippoldsberger Urkunde mit bezeugte (s. Schrader, Dynastenstämme. 1. Bd. S. 229, vergl. S. 103. Ledderhose's Kl. Schriften. 1. Bd. S. 202), so muß er mit dem K. Heinrich wieder ausgesöhnt und, der Haft entlassen, in sein Land zurückgekehrt sein.

f) Günther III., Graf von Kevernburg, wird 1103 bei dem Annalista Sax. X. p. 737 *unus de principibus Thuringorum* genannt, vermählte sich ums Jahr 1075 mit Mechtild (s. Gebhardi S. 150), der Tochter eines russischen Großfürsten, der bei neuern Historikern bald Sweteslaw, bald Jzoslaw (oder Demetrius), bald Jgor (s. Karamsin's Geschichte des russischen Reichs. 2. Bd. Riga 1828. S. 28, vergl. Anm. 4. S. 227 und Anm. 87. S. 44 fg. S. 56 des Textes) heißt, und der Gräfin Kunigunde von Beichlingen, aus welcher Ehe

α) Sizzo III. entsproß, dessen Gemahlin Gisela, Tochter des Grafen Adolf II. von Berg und Altena (Gisela comitissa ob. XVIII kalend. Febr.), Schwester Adolf's III. und Eberhard's Grafen von Berg war. Diesem Sizzo legt man noch einen Bruder mit Namen Friedrich bei, der von der Großmutter Kunigunde die Grafschaft Beichlingen ererbt haben und Stammvater dieses Hauses geworden sein soll (s. Gebhardi a. a. O. S. 151—154).

β) Friedrich (I.), Erzbischof von Cöln, galt bisher für einen Zweig des schwarzburgischen Grafengeschlechts in Thüringen, doch wird diese Meinung durch eine Stelle der vor Kurzem veröffentlichten Annal. Rodenses (s. Monum. Germ. hist. T. XVI. p. 703. 45) widerlegt, welche also lautet: „Anno 1122 conduxit connubio Adolphus comes (de Sassenberg) Margaretam, quae *neptis* erat *Friderici* Coloniensis archiepiscopi *nata* de *Suarcenburch castro Bawariae*, quod sita est juxta terminos Boemiae, *de quo etiam castro constat ipse Fridericus* fuisse. Adhuc non erat Adolphus Comitatu insignitus, sed cum nepte dedit illum ei Fridericus." Vergl. L'Art de vérifier les dates. I. Partie T. XV. p. 191. Friedrich I., Erzbischof von Cöln, wird den 12. Febr. 1150 in einem Bestätigungsbriefe des Bischofs Eberhard von Bamberg über eine Schenkung Berthold's von Svarcenburg an das Michaelskloster daselbst Vatersbruder des letzten genannt (patruus domini Berchtoldi de Suarcenburc); s. Spieß, Archivische Nebenarbeiten. 3. Th. S. 223. Lindner's Nachlese zur schwarzburgischen Geschichte. 11. St. S. 1—8. *Ussermann*, Episcopal. Bamberg. Cod. dipl. p. 105. Schultes, Director. dipl. II, 78 fg.; s. auch Archiv für die Geschichte und Alterthumsk. von Oberfranken. 3. Bd. 2. H. S. 44.

γ) Eine Tochter Günther's und der russischen Prinzessin und Schwester Sizzo's III. könnte Margaretha, zweite Gemahlin Adolf's II., Grafen von Berg und Altena (gest. 1112), Vormünderin ihrer beiden Söhne Adolf und Eberhard, gewesen sein; s. Die Vorzeit der Länder Cleve, Mark, Jülich, Berg rc. von Montanus. 1. Bd. 2. Aufl. (Solingen 1837. 8.) S. 9—13. 377 fg. 386—401. 2. Bd. (Ebendas. 1839.) S. 6—10. 120.

Geschlechtsreihe der Grafen von Kevernburg-Schwarzburg, die wir aus I. Gebhardi's Histor.-genealogischen Abhandlungen 4. Th. (Braunschweig und Hildesheim 1767. 8.); II. Cunigund, Gräfin von Beichlingen S. 120—156 und III. Die ältesten Grafen von Schwarzburg S. 157—172, s. besonders S. 170 fg., zu besserer und vollständigerer Uebersicht noch hinzufügen wollen.

Sizzo I., Graf in Thüringen, hilft im Anfange des 11. Jahrh. die Domkirche zu Naumburg stiften und lebt 1027, Gemahlin Gvepa (?). Daß Sizzo's Gemahlin nicht Guepa (andere Schreibarten sind: Gepa, Geppa, Gefa und Geva) geheißen habe, sondern daß diese vielmehr mit dem Grafen Wilhelm von Kamburg verehelicht war, hat Lepsius in seinem Werke über die naumburger Domkirche (S. 26 u. 55) genügend dargethan.

Günther I., Graf von Kevernburg, 1039. 1044.

Sizzo II., Graf in Thüringen, ergibt sich Kaiser Heinrich IV. 1075.

Günther II., Graf von Kevernburg, heirathet ums Jahr 1075 des russischen Großfürsten Jzoslaw und der beichlingischen Kunigund Tochter, die vermuthlich Mechtild geheißen hat.

Kinder: a) Sizzo III., Graf von Schwarzburg und Kevernburg, 1112 (1109) — 1157 (1160), Gemahlin

Gisel, Adolf's, Grafen von der Mark und Altena, Schwester.

b) Friedrich, erbt von der Großmutter die Grafschaft Beichlingen, Stammvater der Grafen von Beichlingen und (Burggrafen [?]) von Rothenburg.

c) Tochter, Gemahlin eines Grafen von Bucha in Thüringen.

d) Kunigund (Cuniza), erste Aebtissin in dem Kloster zu Reimsberg bei Leyden, gest. 1169; s. Gebhardi S. 155, wo Analecta Anton. Matthaei. Ed. II. (Hagae Com. 1738. 4.) p. 462 angeführt werden. Vergl. Batavia sacra p. 360. De Abdy van Rynsburg door Dr. *G. D. J. Schotel*, predikant te Tilburg. Te's Herzogenbosch 1851. gr. 8.

Ob endlich die zwei den Namen Günther führenden Aebte von Hersfeld Günther I. vom Jahre 935—962 (v. Rommel, Geschichte von Hessen. 1. Bd. Anm. S. 111. Nr. VIII) und Günther II. vom Jahre 1098—1107 (s. v. Rommel a. a. O. S. 183. Nr. XXV) mit Recht als Angehörige der Kevernburgischen Familie betrachtet werden können, läßt sich durch kein diplomatisches Zeugniß beglaubigen.

4) Verschiedene Arten des *cingulum*. — In dem Leben Godehard's (vid. *Leibnitii* Scriptor. rer. Brunsvic. T. I. p. 487 und Monum. Germ. hist. SS. T. XI. p. 201. l. 52) wird erzählt, daß Günther den Gürtel (cingulum) abgelegt und Mönch geworden sei. Der Gürtel galt also für ein Zeichen des weltlichen Standes; s. *Bern. Clem. Mettingh.* Status militiae Germanorum principalis et accessoriae veteris et medii aevi (Lubecae et Altonae 1760. 4.) p. 60. 266. 411. Man machte einen Unterschied zwischen dem Kriegsgürtel oder dem Wehrgehänge, cingulum militare oder equestre (s. *Mettingh.* l. c. p. 414. 563. Hanßelmann's Beleuchtung 2c. Nürnberg 1762. Fol. S. 202 fg. Oetter's Wappenbelustigungen. 4. St. S. 29. 34. 60) und dem obrigkeitlichen oder Staatsgürtel (s. Oetter a. a. O. 5. St. Augsburg 1763. 4. Vorrede S. 4. 4. St. S. 14). Von beiden Gattungen handelt das Hanöversche Magazin von 1751. Nr. 99, vergl. 1788. S. 1289 fg. Zepernick's Sammlung auserlesener Abhandlungen aus dem Lehnrechte. 2. Th. S. 35, und von dem cingulum vestis clericalis, das wir an Günther's Bildsäule (s. *Piter* l. c. p. 100) antreffen: *Gast. Chamillard*, De corona, tonsura et habitu clericorum collectio (Parisiis 1650. 8.) p. 165 seq. 239. 282. 293. 301. 459. Vergl. meine Abhandl. über das Kevernburg. Gemälde in Rosenkranz' Zeitschrift a. a. O. S. 6.

5) Benennungen, unter welchen Günther nach seinem Eintritte in den geistlichen Stand vorkommt. — a) *Eremita;* s. über die Bedeutung dieses Wortes: *Alteserra*, Asceticum s. originum rei monasticae (recens. *Chr. J. Glück*. Halae 1782. 8.) l. I. c. VI et VII. p. 39 seq. — Seniorum e coenobiis secessus in eremum. — Laicorum secessus. Ibid. p. 618—622.

b) *Solitarius* in dem Necrologium Monasterii S. Michaelis Luneburg. in Wedekind's Noten 2c. 3. Bd. 9. H. S. 75. — Außer Günther wird noch ein anderer um jene Zeit in Böhmen lebender Eremit mit Namen Wipertus erwähnt: Wipertus heremita in confinio Bohemiae confessor Heinrici Regis c. ann. 1051 v. Annales Palidenses in Monum. Germ. hist. SS. T. XVI. p. 58. 68, vergl. Chron. Luneburg. ap. *Eccard*. T. I. Corp. histor. p. 1341. — In Ungarn fanden Fremde jedes Standes die beste Aufnahme. Von einem Schwager des Königs Stephan, Brun, der 1003 zu diesem flüchten mußte, und dem Eremiten Günther, dem Verwandten des Königs, welchem bei seinen Besuchen an dessen Hofe der freundlichste Empfang und hinlängliche Mittel zu reichlichen Almosenspenden zu Theil wurden, versteht sich dieses von selbst; aber auch ein Mönch von S. Emmeram gedenkt seines Aufenthalts in Ungarn mit Vergnügen (*Arnold.* De miraculis b. Emmerami in Monum. Germ. hist. SS. IV, 547). Er beschreibt seine Donaufahrt sehr anschaulich, s. Büdinger's Österreichische Geschichte. 1. Bd. S. 414.

c) *Confessor.* Nach dem Style der kirchlichen Schriftsteller bedeutet der Name confessor einen Märtyrer, qui Christum palam coram tyrannis seu christianae fidei hostibus professus mortemque passus est. Doch nannte man auch alle heiligen Männer späterhin im weitläufigen Sinne confessores. „Obtinuit postmodum usus," sagt Baronius, „ut omnes, qui sancta et laudabili vita vixissent sanctoque demum ac probato fine in domino quievissent, confessores appellarentur," nach dem gemeinen Verse: Omnis martyr confessor, non sic quoque martyr — Omnis confessor; s. *Du Fresne*, Glossar. und Strebel's Franconia illustrata. 1. Th. S. 103.

6) Bedeutung des Wortes *rasta.* Darüber wird in *Hieronymi* Commentar. in Joelem c. 3 Folgendes gesagt: „Unaquaeque gens certa viarum spatia suis appellat nominibus. Nam et Latini mille passus milliaria vocant et Galli *leucas*, *Persae parasangas* et *Rastas* universa Germania." Eine andere zur Erläuterung dienende Stelle liefert die merkwürdige Urkunde Dagobert's I., worin er dem Kloster Weißenburg die warmen Bäder der Kaiser Hadrian und Antonin schenkt, cum ipsa marcha ad balneas pertinente. Dieser Landesbezirk wird nun ganz genau beschrieben: „ad partem orientalem *leucas* sex, quas homines loci istius dicunt *rastas tres esse*." S. *Jodoci Coccii* Dagobert. p. 175. Cod. Laurish. T. I. p. 45. *Leugae* duae, *rasta una*. Es ist zu verwundern, daß dieses Wort Rasta, welches eine zufällige Aehnlichkeit mit dem griechischen ῥαστώνη hat, durch das offenbar aus Mille oder Milliare gebildete Meile verdrängt werden konnte; s. Kinderling im A. Lit. Anzeiger. 1800. Nr. 96. S. 940. Vergl. Karl Gottlob Anton's Gesch. der deutschen Landwirthschaft. 1. Th. 21. Abschn. Nr. 5. S. 170. Andere sind geneigt, unter Rasta eine Tagereise zu verstehen.

7) a) Lage des Nordwaldes. — Der Nordwald ist an den bairischen Grenzen gegen Böhmen, um den Ursprung des Flusses Regen, zu suchen; s. Spieß, Archiv. Nebenarbeiten. 2. Bd. S. 69. Anm. *. Vergl. *Ludewig*, Scriptor. Bamberg. Vol. I. p. 332. Schultes, Hist. Schriften. (Hildburghausen 1798. 4.) 1. Abth. S. 10. v. Hormayr in den Wiener Jahrbüchern der Literatur. 40. Bd. (1827) S. 97. 114. Vergl. 4. Bd. S. 201. Anz.-Bl. 27. — Im J. 1209 bezeugt Bischof Manegold von Passau: „Ernestus de Truna (Traun), vir strenuus, partem nemoris *Nordwalt* proprietatem sibi attinentem *et ex antiquo inhabitabilem — cum excoluisset et in usus hominum redegisset*, ecclesiam in Langslage (Langschlag) construxit — fundum penitus ad eum pertinentem, ecclesiae patauiensi tradendo."

Diese Urkunde, von welcher der zuletzt genannte Geschichtsschreiber a. a. O. einen Auszug liefert, dem er andere, den allmälig zunehmenden Anbau dieses Waldes erläuternde Diplome beigesellt, ist vollständig in Monum. boic. Vol. XXIX. N. II. p. 68 seq. N. XLVIII. abgedruckt (vergl. p. 66.); s. über den Nordwald, der nachher Langwald heißt, K. H. Ritter v. Lang, Baierns Gauen (Nürnberg 1830. 8.) S. 132—135 und Ebend., Baierns alte Grafschaften und Gebiete (Ebendas. 1831.) S. 127 fg.

Der Böhmerwald war zu Ende des 10. und Anfang des 11. Jahrh. allerdings ein Urwald mit seltenen urbaren Flächen und Dörfern, von Böhmens Herzogen vielleicht als ein Schutzmittel der Grenze absichtlich so gelassen, doch war er keineswegs herrenlos und die böhmische Grenze erstreckte sich hier allenthalben weit über die Wasserscheide hinaus. Fleißige teutsche Bauern, kühne Jäger und Abenteurer, selbst Eremiten und Mönche rückten jedoch bei der Unmacht und Nachlässigkeit der böhmischen Herzoge immer weiter darin vor, rodeten die Wälder aus, bauten darin Felder und Häuser, ja Dörfer und Burgen und begaben sich damit unter den Schutz der teutschen Kaiser, der Herzoge von Baiern und der ostfränkischen Markgrafen, welche auch nicht unterließen, sie in diesen Erwerbungen mit Brief und Schwert zu schützen; s. *Dobner*, Annal. Hagek. IV. p. 487 seq. V. 34. v. Lang, Baierns Gauen S. 123. Palacky, Geschichte von Böhmen. 1. Bd. S. 266 fg.

7) b) Bedeutung des Wortes *eremus*. Der Ausdruck *eremus* (*heremus*) bezeichnet nur Wald, woran sich allerdings der Begriff des Wilden, Rauhen, Wüsten, aber nur im Gegensatze zu dem urbar gemachten Felde knüpft. Das beweisen zahlreiche Urkunden des Mittelalters, welche alle Waldgebirge abwechselnd mit den Benennungen heremus, vastitas, solitudo und andern versehen. Der bairische Nordwald heißt: Eremus quae vocatur Nortwald 1009, 1029, heremus Nortwald 1040 (*Hund*, Metrop. Salisb. II. 25. 27).

So bedeutete auch Wald nicht allein ein Gehölz, sondern überhaupt Wüsteneien, d. h. unbebaute Oerter, Strecken, worin Familien oder Stämme ohne festen Wohnsitz wie Nomaden und Jäger umherschweiften. Vergl. J. F. v. Koch-Sternfeld, Beiträge zur deutschen Länder-, Völker-, Sitten- und Staatenkunde. 1. Bd. (Passau 1825. 8.) S. 303—306 und die Recension in der Leipziger Literaturzeitung 1827. Nr. 298. S. 2381. Leop. v. Ledebur, Blicke auf die Literatur des letzten Jahrzehnts zur Kenntniß Germaniens zwischen Rhein und Weser (Berlin 1837. 8.) S. 27, besonders Anm. 46. v. Buri, Von Bauerngütern, herausgegeben von Runde (Gießen 1789. 4.) S. 599 fg.

8) Aufenthaltsorte Günther's in Baiern und Böhmen. — a) Rinchnach. Nach Dobner (s. *Hagek*, Annal. Bohem. T. V. p. 51—53) bezog Günther schon im J. 1011 die böhmische Einöde, blieb aber in stets fortwährender Verbindung mit Rinchnach. 37 Jahre verlebte er als Eremit; allein diese 37 Jahre beziehen sich auf seinen Aufenthalt in Rinchnach und im brzenitzer Walde in Böhmen. Vor 1019 kam Günther, um zu bleiben, gewiß noch nicht in die böhmische Einöde. Wenn er im J. 1017 zu den Luiticiern zog, mag er über Prag dahin gegangen sein. Aber wenn er den Prinzen Bretislaw aus der Taufe hob, mußte er auch schon früher dagewesen sein, etwa im J. 1014. Von Rinchnach aus konnte er dahin berufen werden, ohne anzunehmen, daß ihn Udalrich, Bretislaw's Vater, in der böhmischen Einöde bei Gelegenheit einer Jagd entdeckte, wie Dobner will, der den letzten Besuch Bretislaw's (nach der Legende) auf Udalrich ohne Noth überträgt. Günther, noch zu Rinchnach sich aufhaltend, ward dem Udalrich bekannt. Denn es heißt in dem Leben Godhard's: annona agili studio a rege Ungariae et de Bohemia et Polonia — conquisita. Der Jesuit Cruger (in pulveribus sacris) meinte, er hätte den Prinzen noch als weltlicher Fürst aus der Taufe gehoben, wogegen das Alter des Prinzen streitet. — Die Zelle Rinchnach ist die nachherige Benedictinerabtei oder Probstei in dem Landgerichte Regen des Regenkreises. Sie ward besonders von den Herren von Degenberg ausgestattet; s. auch *Gasp. Bruschii* Chronicon monasteriorum Germaniae s. centuria secunda, ed. a *Dan. de Nessel.* (Vindob. 1692. 4.) p. 50. Der Ort war schon in frühester Zeit eine der großen Herbergen zwischen Baiern und Böhmen und eine Salzlegstätte. *Hund*, Metrop. II. 24. v. Koch-Sternfeld, Die deutschen Salzwerke etc. 2. Abth. S. 174. Der Baierische Wald, illustrirt und beschrieben von Bernh. Grueber und Adalbert Müller 1851; vergl. Illustrirte Zeitung 1851. Nr. 436. XVII. Bd. S. 388—390. Nr. 438—439. S. 442—444.

b) Brzeznicz (Brzeznicz). — Dobrowsky's Legende sagt bestimmt, daß Günther nach seiner Rückkehr aus Ungarn von dem Abte Rathmund die Erlaubniß begehrt habe, Rinchnach zu verlassen und tiefer im Walde eine Einöde zu suchen: „ut sibi liceret locum mutare Rinchnam, in eremo profundiori domino famulari." Er begibt sich nach Böhmen: „Sylvam terrae Boemicae ingrediens venit ad locum qui Brzeznich boemice vocatur, ibique sibi hospitium seu domunculam de lignis simplicibus construens multis annis deo serviens, ardenti animo et sincero, hominibus incognitus." Wo ist nun der Wald Brzeznitz zu suchen und wie weit erstreckte er sich? In der Urkunde Bretislaw's

kommt unter den Dörfern, die der Herzog dem Kloster Brzewnow schenkt, Podmocli cum thelonio in Brzeznich vor, wobei *Piter* p. 125 die Anmerkung macht: Hic est ille collis B. Guntheri habitatione postrema et sancta morte nobilitatus, olim Brzeznich, hodie *Bona aqua* nuncupatus. Alle Dörfer, die in der Urkunde vorkommen, sind in der Gegend von Rabi und Schüttenhofen zu finden und wenn man von Podmokl (östlich von Schüttenhofen) nach Hartmanitz (südlich von Schüttenhofen) eine Linie zieht, so hätte man den Wald Brzeznitz gefunden. Darin lag nun der Ort, wo sich Günther zuletzt aufhielt und wo er starb. Auf der Karte eine Viertelstunde von Hartmanitz südlich steht nun *dobra woda* und darunter S. Gunter mit dem Zeichen ♁ einer Kirche auf einem Hügel. Bei Schaller wird in dem stadtler und stachauer Gerichte (der königliche Waldhwozd, von Freibauern bewohnt, wird in acht Gerichte eingetheilt) St. Gunther, Gutwasser, Dobra woda (ein ehedem von den häufigen Birkenbäumen genanntes Dorf) zuerst aufgeführt. Daß grade dieser Ort Brzeznitz geheißen, ist nicht anzunehmen, wiewol er (als Einöde, nicht schon ein Dorf) in dem böhmischen Walde Brzeznitz gelegen war. In einem alten Register (vom Jahre 1406—1435) wird bei Stankow, südwestlich von Schüttenhofen, angemerkt: „item thelonium in Hertmanicz," — ferner „item supradictae villae tres *Podmokli*, *Stankow, Wolessowice* debent viam emendare versus Bavariam in sylva, quando illis mandatur." Hier ist nun die sylva kein anderer Wald als der ehemals Brzeznitz genannte, die via nach Baiern der von Günther bereitete, das Thelonium in Hartmanitz das ehemalige in Brzeznitz. *Piter* p. 130. (Alles nach schriftlichen Mittheilungen des berühmten Geschichts- und Sprachforschers Abbé Joseph Dombrowsky.)

c) Der von Günther neu angelegte Weg, dessen schon in der Urkunde von 1029 gedacht wird, ist nicht der sogenannte, zu weit von Hartmanitz entfernte goldene Steig (s. *Dobner* l. c. p. 112 seq.), sondern vielmehr derjenige, der über und neben Hartmanitz vorbeiführt und welchen die drei Dörfer Podmokli, Stankow und Woleßowice zu verbessern schuldig waren. Raber ist der Gegend nicht kundig gewesen, daher er auf den goldenen Steig verfiel. Gewiß führte Günther's Weg nach Rinchnach, ein Umstand, der auf den goldenen Steig nicht paßt. Eigentlich ist der von Günther angelegte Weg bei Rinchnach außer Böhmen zu suchen.

d) Dobra woda. Die öde Gegend des prachiner Kreises, welche Günther bezog, ist die nämliche, welche jetzt Dobra woda heißt. Günther's Namen führt sie erst seit der auf dem Hügel erbauten Kirche, um das Jahr 1620, seit 1735 eine Pfarre, wohin am zweiten Pfingstfeste die Wallfahrer aus Böhmen und Baiern strömen. Aeltere Nachrichten, d. i. solche, die über 1600 hinausreichen, mangeln von diesem Orte.

Gutwasser, Dorf von 10 Häusern, 67 Einwohnern, liegt an der Nordseite des St.-Günthersbergs; s. Das Königreich Böhmen, statistisch-topographisch dargestellt von Joh. Gottfr. Sommer. 8. Bd. Prachiner Kreis (Prag 1840. 8.) S. 201 fg., vergl. S. 82, wo ein, wie es scheint, von diesem verschiedenes Dorf Gutwasser (Dobra woda) beschrieben ist. Gutwasser nennen die Böhmen alle Heilwasser. Das Wasser bei St. Günther hat gar keinen mineralischen Gehalt. Die Heilungen werden den Verdiensten Günther's von dem gläubigen Volke zugeschrieben.

9) Jahr und Tag des Ablebens Günther's. — Die glaubwürdigsten Zeugnisse stimmen dafür, daß er im J. 1045 am 9. Oct. gestorben sei; Andere hingegen geben bald das Jahr 1044 bald 1047 an. Wir wollen jetzt die sich hierauf beziehenden Stellen der Chronisten nach einander mittheilen: XVII Kal. Octbr. (15. Sept.), es muß aber wol heißen: VII Id. Octbr. (9. Octbr.) Guntharius solitarius †; s. Necrologium Monasterii S. Michaelis (Luneburg.) in Wedekind's Noten zu einigen Geschichtsschreibern des teutschen Mittelalters. III. Bd. (Braunschweig 1833. 8.) S. 75, vergl. 2. Bd. 8. H. S. 400 fg.

A. 1045 Guntharius vita decedens huc Eremita
Percipit in coelis praemium cuiusque laboris,
Quem prius in mundo tulerat carni dominando;

s. *Joa. Staindelii* Chronic. ab a. Chr. DCC. ad a. Chr. MDVIII apud *Oefele*. Tom. I. p. 474b. cf. *G. Bruschii* Chronic. monasteriorum Germaniae s. Centuria secunda ed. a *Dan. de Nessel* (Vindob. 1692. 4.) p. 50. — 1045. *Hermann. Contract.* Chronic. ed. *Ussermann*. T. I. p. 214 ap. *Pistor*. T. I. p. 286 seq. *Cosmae* Chron. Boemor. in Mon. Germ. hist. T. IX. p. 45. 10. Monachi Sazavensis continuatio Cosmae ibid. p. 53. Lambert von Hersfeld (p. 29 der kleinern Ausgabe, Hannoverae 1843. 8., und S. 35 der Uebersetzung Berlin 1855.) ist der einzige Schriftsteller, welcher 1047 für Günther's Todesjahr ausgibt. 1045. Guntherus eremita mortuus Pragae sepelitur. Chron. Augustense apud *Freher*. T. I. Rer. Germ. p. 346. — *Dobner* T. V. p. 281 seq. ad ann. 1045. (cf. p. 78 seq.): Consentiunt in anno mortis passim vetusta quaeque extera Chronica praeter Schafnaburgensem et auctorem Chronici Hildeshemensis, qui eum *duobus annis serius* ponunt, *diem* his verbis prodit Cosmas: (cf. *Mencken* S. R. S. T. I. p. 2029. T. III. p. 1790.) VII Idus Octobris obiit Guntherus monachus et heremita, et sepultus est in monasterio sanctorum Adelberti et Benedicti ante altare S. Stephani Protomartyris, quem eundem diem refert *Necrologium Bohemicum*. (Monumenta ined. T. III. p. 15 in notis). — A. 1044. Anno MXLIV. *Gunterus* Monachus in Brevnow ordinis nostri vir mire sanctitatis, sepultus in Brevnoviensi Eccl. a Severo Episc. Prahensi: comitante Brecislao duce, Clero et Nobilibus; vid. Epitome Chronicae Neplachonis in *Dobner*, Monumenta hist. Boemiae. T. IV. (Pragae 1779. 4.) p. 101. Wenn man sich zu festerer Bestätigung der Meinung, daß Günther den 9. Oct. 1045 verschieden sei, noch auf die XV Kal. Nov. (den 18. Oct.) dieses Jahres, also zehn Tage nach Günthers Tode, von dem Böhmerherzoge Brztislaus

ausgestellte Urkunde beruft, worin dieser erklärt: „Ob amorem quoque et memoriam Beati Guntheri Heremite, qui me de sacro fonte baptismatis susceperat, ipsum in ecclesia Brzewnoviensi sepeliendo, contuli eidem ecclesie etc.," so darf man nicht vergessen, daß die Echtheit derselben mit triftigen Gründen angefochten und bezweifelt worden ist. Ebenso wenig Glauben verdient die Nachricht von dem Besuche des Herzogs bei Günther am Tage vor dessen Tode. Man wollte dadurch nur die Prophezeiung von seinem Hinscheiden an den Mann bringen. Doch mag man ihn annehmen und die Legende nacherzählen, so möchte wol die Zeit anders zu bestimmen sein. Dombrowsky's Legende erlaubt sich hierin abzuweichen und sagt: „Ceterum si transmigrationi meae volueris interesse, *tertia* die hora *sexta* ad pium dominum transmigrabo." Nach Piter p. 34 soll Günther 90 Jahre alt geworden sein, von denen er 50 am Hofe und im Kriegsdienste, 3 im Kloster und 37 in der Einsiedelei zubrachte. Seine Geburt würde also etwa in das Jahr 955 fallen. So viel wenigstens ist gewiß, daß er ein sehr hohes Alter erreichte.

10) Grabstein und Denkmal Günther's. — *Hagek*, Annales Bohemorum P. II. p. 206, wo der Herausgeber Dobner sagt: „Guntheri lapidem sepulchralem nuper aeri incisum, priusque a me Brzevnovii visum protulit in suo praeclarissimo opere — Praepositus Rayhradensis et eius elegantia mihi persuadet, eum saeculo XI et fortassis XII posteriorem esse, sigillorum certe superstitum ab hoc aevo et numorum ruditas id perhibet." Piter liefert p. 90—93 (de lapide sepulchrali s. Guntheri) folgende Beschreibung desselben: „Est lapis albus subflavus. Longitudo eius est trium ulnarum boemicarum. Latitudo unius. Profunditas semis. Refert ille monachum heremitam, dextra bacellum more heremitarum gerentem, sinistra librum supra cor. Caput circulo sanctis appingi solito redimitus (redimitum?). Male vero habitus fuit a murariis ex humo vi eruentibus, adeo ut pene omnes literae marginales decussae praeter paucissimas. Inscriptio supra initialibus literis decussis *LIS* est a titulo *Venerabilis*. *G.* a *Guntherus*. A parte dextera has solas reliquas fecerunt LV, ablata forte cifra M. et X, quia anno MXLV obiit. Satis nobis esse debet, nullum alium sanctum ibi sepultum et cultum esse praeter *Guntherum*, nec ullius heremitae, quem lapis refert, corpus servari, a majoribus aut instrumentis nos accepisse." Karl Joseph v. Bienenberg, Versuch über einige merkwürdige Alterthümer in Böhmen. 1. St. (Königsgrätz 1778. 8.) S. 159 fg.

Abbildungen des Grabsteins: a) Bei *Piter* ad p. 93. l. 2. *Klauber* sc. A. V. (Augustae Vindelicorum) mit der Unterschrift: Lapis sepulchralis S. GUNTHERI Heremitae in Ecclesia Brzewnoviensi prope Pragam hodieque asservatus. b) Des an der Mauer der Kirche angebrachten Grabsteins nebst einem Theile der letzten zu p. 93 lin. ult. A. Weinkopf fec. mit der Ueberschrift: B. GVNTHERI HEREMITAE. GLORIOSA. SEPVLCHRALIS. MEMORIA. RESTAURATA. A. M. DCCLXI sub F. A. B. (Friderico Abbate Brzewnoviensi). c) Bei *Dobner* P. V. zwischen p. 280 und 281. — Hierher gehört auch noch die hölzerne Bildsäule Günther's bei dem Orte Gutwasser, von welcher ebenfalls bei Piter zu p. 99 ein Kupferstich von A. Weinkopf mit der Unterschrift: Statua lignea S. GVNTHERI Heremitae ad Aquam Bonam in Prachinensi Districtu Bohemiae miraculis clara vorkommt, welche der Verfasser dieses fleißig gearbeiteten Werkes p. 95 seq. (s. vornehmlich p. 99 seq.) ausführlich beschrieben hat.

Da für den alten Grabstein in der neuen Kirche sich kein schicklicher Platz fand, so wurde er, wie wir eben bemerkten, an derselben von Außen angebracht, wo er noch zu sehen ist. Des Nimbus wegen hält ihn Dobner (l. c. p. 282) nicht für gleichzeitig, nicht vom Jahre 1045, sondern glaubt, man habe ihn im 13. Jahrh., da man die Kanonisation einleiten wollte, verfertigen lassen. Wenigstens müßte der Nimbus erst dann ausgehauen worden sein, als so viele Wunder an Günther's Grabe sich verbreiteten. „Hunc lapidem," äußert dieser Gelehrte, „propter radiatum tamen caput nolim existimare statim sub obitum Guntheri appositum, sed postquam illius veneratio crevit, saeculo praesertim sequente et XIII; nisi dicere malimus tum demum veteri primoque lapidi radium incisum. Nam ex Cosma nostro, Monacho Gradicensi et Necrologio liquet *Beati* opinionem et titulum nec dum generatim illorum aetate in usum receptum fuisse, quod vel ipsa inscriptio lapidis voce *Venerabilis*, si ita legere eam oportet, innuit." Vergl. *Ziegelbauer* l. c. p. 144 seq. *Lackner* l. c. p. 12.

11) Günther als geistlicher Redner. — *Wolfherii* Vita Godehardi posterior in Mon. Germ. hist. l. c. p. 202. c. 38—53. cf. *Piter* p. 20 seq. et ap. *Leibnit.* T. I. p. 487 seq.; s. auch Hauff's Gelehrte Ergötzlichkeiten und Nachrichten. 2. Bd. 3. St. (Stuttgart 1774. 8.) in der Abhandlung von den Predigern des alten Teutschlands S. 155. Nr. VIII, wo aber Günther für einen Markgrafen von Meißen und Thüringen und den Vater Ekkehard's erklärt wird. *Chr. Guil. Beier*, Sched. de Chrysostomis vet. Germaniae. (Salzwedel 1738.) (Vergl. Gründliche Auszüge aus den neuesten Disputationibus 1. St. 1740. 8. S. 67. Nr. 8.) Von Günther's Kenntniß der heiligen Schrift siehe *Ch. Schoettgen*, De antiquissimis literarum in terris Saxoniae superioris fatis in *Ej.* Opusc. minor. p. 270 seq. Er verkündigte im J. 1017 den luiticier Wenden das Christenthum. *Thietmar*. Merseburg. l. VII. ad ann. 1017. ed. *Wagner* p. 231 und in Monum. Germ. hist. ....: *Guntherus conversus* causa praedicandi *Luiticios* adivit (ihn hielt schon Leibnitz für den unserigen). *Dobner* P. V. p. 103—105, cf. p. 52 seq.: *Conversi*, appellatio propria erat Guntheri nostri, qua ipsa appellatione eum Arnolfus synchronus et familiaris impertit, videlicet quod literarum ignarus statum monasticum inter *fratres conversos* ordinis

S. Benedicti professus fuerit, ut ita Thietmarus procul dubio prope cognitum quasi per antonomasiam *Guntherum conversum* inter alios huius nominis fratres conversos appellaverit. — Synchrona testimonia supersunt, Guntherum nostrum etsi literarum rudem tamen praedicandi genere excelluisse, ut eloquentissimos quosque suae aetatis superasse visus sit. Cf. *Wolfherus* in vita Godehardi (l. c.): „Literas omnino, nisi tantum psalmos aliquos, non didicit, erat enim et scienter nescius et sapienter indoctus." E quibus apparet, nil prorsus repugnare ut Guntherus a Thietmaro indicatus, noster esse potuerit, qui scilicet cognitione *linguae Slavicae*, inter Bohemos acquisitae armatus, et sanctiori desiderio incensus martyrium ipsum inter Luiticios aspiravit. — Quo successu autem res Guntheri inter Luiticios processerint, aut cur paulo post ad eremum suam redierit, nihil proditum. — An non fortassis praedicationi Guntheri conversionem suam baptismumque *Mistizlaus* Princeps Luiticiorum cum uxore sua nuruque debuit, quem mox *anno sequente*, uti Thietmarus narrat, Luiticii *turmatim petierunt plurimamque regni sui partem devastantes* — patria extorrem fecerunt — omnes ecclesias incendiis et destructionibus humi straverunt. Qua tanta christianorum persecutione quid mirum fuit, si Guntherus praedicandi evangelii consilium interrupit, atque ad eremum suam reversus est? — W. Giesebrecht's Gesch. der deutschen Kaiserzeit. 2. Th. (Braunschweig 1857. 8.) S. 147, wo es heißt: „Günther faßte den hochherzigen Entschluß, das Missionswerk unter den Luiticiern aufzunehmen, fand aber bei dem Kaiser nicht die geringste Unterstützung. Günther erkannte bald die Erfolglosigkeit seiner Bestrebungen und kehrte nach seiner Einsiedelei zurück."

12) Günther als Vermittler oder Friedensstifter in dem Kriege zwischen den Teutschen und Böhmen. — Im J. 1040 sollten zwei teutsche Heere nach K. Heinrich's Bestimmung gleichzeitig in Böhmen eindringen; das eine, aus Thüringern bestehend, von Norden aus unter Anführung des Markgrafen Eckard von Meißen und des Erzbischofs Bardo von Mainz; das andere größere wurde aus Baiern und Franken aufgeboten und der König wollte es selbst mit dem Markgrafen Otto von Schweinfurt über den Böhmerwald gegen die Feinde führen. In der Mitte des August trat das thüringische Heer bei der Burg Dohna, das Heer des Königs bei Cham zusammen; beide setzten sich hierauf sogleich in Bewegung. Bretislaw hatte die Vortheile, die ihm die Natur seines Landes bot, trefflich benutzt, und alle Pässe, welche durch die Waldgebirge in das Innere Böhmens führen, durch starke Verhaue sperren lassen, neben denen er große Verschanzungen aufführte und mit zahlreicher Mannschaft besetzte. So fand der König, als er von Cham her gegen den Paß bei Furth vordrang, diesen versperrt. Um die Stellung des Feindes zu umgehen und ihn dann in die Mitte zu nehmen, sandte Heinrich den Markgrafen Otto mit einigen Truppen durch unwegsame Theile des Gebirges in den Rücken der Feinde. Es gelang Otto, geleitet von jenem thüringischen Grafen Günther, der seit langen Zeiten als Klausner im Böhmerwalde lebte und jeden Steg dort kannte, durch die dichte Waldung zu dringen. Er griff sogleich die böhmischen Verschanzungen an, aber es geschah zur unglücklichen Stunde (den 22. Aug.). Diese Niederlage hatte des Königs Heer entmuthigt, das Vertrauen der Böhmen gehoben; als sie daher Markgraf Otto am nächsten Tage (den 23. Aug.) von der andern Seite angriff, kämpften sie mit dem sicheren Bewußtsein des Sieges in derselben Weise, wie sie den ersten Vortheil errungen.

Der Rest von Otto's Heerschar, sowie die dem Gemetzel vom 22. Aug. Entkommenen wären ebenfalls verloren gewesen, wenn nicht Günther plötzlich sich eingefunden hätte. Jetzt konnte er seine genaue Kenntniß dieser Gegenden zum Heile seiner Landsleute verwerthen; er führte sie auf entlegenen Pfaden wohlbehalten über das Gebirge; s. Annalista Saxo ann. 1040. Cosmas II, 9. 10. Herim. Aug. 1040. Ann. Sang. maj. 1040. Ann. Augustani 1040. Lamberti Ann. 1040. Ann. Hildesheim. 1041. — Den Tag bestätigen Ann. necrolog. Fuld. a. 1040 ap. *Böhmer*, Fontes III. 160 (s. Büdinger). Annales Magdeburg. 1040 in Mon. Germ. hist. T. XVI. p. 171 seq. — Alles Vordringen des Heerhaufens unter Bardo's und Eckard's Befehlen war nach den Ereignissen am Passe von Neumark vergeblich und Bretislaw lehnte mit gutem Grunde Friedensanträge des Markgrafen stolz ab; vielmehr schlug man sich noch einmal am 30. Aug. Da langte aber am 1. Sept. eine Botschaft des Königs an, welcher Günther ohne Zweifel als Führer und Sprecher beigegeben war, die den Rückzug gebot und für Bewerkstelligung desselben Waffenruhe von den Böhmen erlangte.

Während bei Erneuerung des Krieges (1041 um dieselbe Jahreszeit) die Böhmen den 15. Aug. durch ein Scheingefecht in der Front beschäftigt wurden, drangen andere Abtheilungen des kaiserlichen Heeres auf Schleichwegen über das Gebirge, fielen ihnen in den Rücken und nöthigten sie zur Flucht. — Palacky setzt S. 285 hinzu: „Ohne Zweifel wurden die beiden teutschen Heere von Günther dem Eremiten angeleitet. Trotz dem Schweigen der (noch immer dürftigen) Quellen dringt sich diese Meinung unwiderstehlich auf, wenn man Günther's vorjährige Theilnahme am Kampfe und Heinrich's III. eigene Worte in der Urkunde vom 17. Jan. 1040 erwägt: „idem Guntherus pro meritorum probitate amicabiliter usus est nostra familiaritate." Heinrich hätte keinen Verstand haben müssen, wenn er, nach den Erfahrungen von 1040 über einen so wichtigen Punkt nicht den größten Kenner, seinen familiaris, zu Rathe gezogen hätte." Büdinger S. 360 hingegen betrachtet diese Worte nur als eine ironische Andeutung von Günther's Derbheit und Ungenirtheit, die ihm der König aus Achtung vor seinem Charakter zu Gute halte (!?).

Wir stellten hier, in die Fußstapfen Giesebrecht's, Palacky's und Büdinger's tretend, diejenigen Ereignisse dieses

Krieges, bei welchen Günther zur Rettung seiner Landsleute aus ihren Bedrängnissen die Rolle des Vermittlers übernahm, kürzlich zusammen, können uns jedoch nicht überzeugen, daß Günther selbst persönlich gegen den ihm befreundeten Herzog der Böhmen gefochten habe, da sich die von dem Kaiser in der erwähnten Urkunde gebrauchten Worte auch auf ein schon früher mit diesem bestehendes engeres Verhältniß und die ihm während desselben geleisteten Dienste (s. unter andern Annales Altahenses, herausgegeben von Giesebrecht, bei dem Jahre 1034 S. 54, und das Chron. Ratisbon. [ap. *Eccard*. T. I. p. 2059], wo es heißt: „Henricus II. sanctus cognita sanctitate b. Godehardi *eiusdemque discipuli Guntheri, quorum secretis consiliis fruebatur*, Monasterium inferioris Altaich larga munificentia dotavit") beziehen lassen, sodaß weder die von Palacky, noch von Büdinger beliebte Deutung derselben durchaus nothwendig erscheint. Schwerlich würde auch unter solchen Umständen Bretislaw Günther's Leiche nach Brewnow zur Bestattung geführt haben. Vergl. *Wenc. Hagek* a Liboczan Annal. Bohem. ed. *Dobner*. T. V. p. 258, cf. p. 260 et T. IV. p. 487. Geschichte von Böhmen, größtentheils nach Urkunden und Handschriften, von Franz Palacky. 1. Bd. (Prag 1836. 8.) S. 282—286. Büdinger's Oesterreichische Geschichte. 1. Bd. S. 349—352. 360—362. 414. Wilh. Giesebrecht's Geschichte der deutschen Kaiserzeit. 2. Bd. (Braunschweig 1858. 8.) S. 329—333.

13) Pfauen als Lieblingsspeise der Großen im Mittelalter. — Pfauen waren schon bei den Römern eine seltene Leckerspeise. Um so mehr ist es zu bemerken, daß auch in Ungarn bereits im 11. Jahrh. dieser Braten bekannt war. König Stephan I. ließ einmal den schwärmerischen Einsiedler Günther an seiner Tafel einen gebratenen Pfau vorsetzen. Einen solchen Genuß hielt der heilige Mann für sündlich. Was geschah also? Der gebratene Pfau flog von der Tafel weg (*Wolferi* Vita Guntheri). Dieses Wundermärchen bezeugt wenigstens, daß die Großen in Ungarn wie in Teutschland und andern Ländern damals Pfauen zu essen pflegten.

Im Mittelalter herrschte die Gewohnheit, feierliche Gelübde und Eide bei Gastmählern mit Berührung des Opferthieres oder des vornehmsten Gerichts zu thun, für welches der Pfau in Frankreich gehalten wurde; s. Grimm's Teutsche Rechtsalterthümer S. 901. Histoire de la vie privée des Français depuis l'origine de la nation jusqu'à nos jours. Par *Le Grand d'Aussy*. T. I. (A Paris 1782. 8.) p. 299—304. (*Le Grand* et *Roquefort*, Vie privée 2, 19 seq. Ueber die Stelle, welche der Pfau im ritterlichen Ceremonial einnahm, vergl. ebend. 25.) *De Reiffenberg*, Monum. 5, LXXV. Weinhold, Die deutschen Frauen in dem Mittelalter S. 322. La France au temps des croisades par *Vaublanc*. T. IV. p. 203 seq.

III. 1) Verzeichniß der Schriften über das Kloster Göllingen. — a) Antiquitates Goellingenses, oder historisch-diplomatische Nachrichten von dem vormahls berühmten, nachher aber säcularisirten und dem hochfürstl. Hause Hessen-Cassel in dem westphälischen Friedensschlusse mit überlassenen Benedictiner-Closter Göllingen, S. Wiperti, in Thüringen, aus verschiedenen bis anher unbekannt gewesenen Urkunden und glaubwürdigen Geschichtsschreibern gefertigt und herausgegeben von Johann Friedrich Müldener, ordentlichen Regierungsadvocaten zu Frankenhausen und des Magistrats daselbst Syndic. (Frankenhausen und Leipzig 1766. 4. 165 Seiten, 3 Bl. Dedication, 9 Seiten Register. Mit 52 Urkunden von S. 105—165.)

b) Das ehemalige Kloster Göllingen; Nr. II. der Bruchstücke aus der Beschreibung und Geschichte der untern Herrschaft des Fürstenthums Schwarzburg-Rudolstadt (von L. F. Hesse) in den Schwarzburg-Rudolst. Landeskalendern von 1825—1828. Auszug daraus in Thüringen und der Harz. 7. B. S. 254—269, nebst einer Abbildung (nach Bleichrodt), lithograph. von Ed. Pietsch u. Comp. in Dresden.

c) Das Kloster Göllingen in Thüringen, malerisch, geschichtlich-antiquarisch von Wilhelm Günther Bleichrodt. Mit drei lithographirten Abbildungen in Fol. (Sangerhausen 1838. 4.) 11 Seiten. Vergl. auch den Allgem. Anzeiger der Deutschen. 1839. Nr. 12. 55. 57.

d) Denkmale der Baukunst des Mittelalters in den fürstlich Schwarzburgischen Landen. Bearbeitet und herausgegeben von L. Puttrich. (Leipzig 1843. Fol.) S. 35—37. Die Kirche des Klosters Göllingen. Mit drei Abbildungen: Nr. 18. Westliche Ansicht vom Kloster Göllingen, gez. von Sprosse, lith. von Witthöft. Nr. 19. Innere Ansicht der Krypta daselbst, gez. von Sprosse, lith. von Schlick. Nr. 20. Schlußvignette auf S. 37 des Textes: Grundriß der Krypta daselbst, gez. von Sprosse und lith. von Budras.

2) a) Verzeichniß der Lebensbeschreibungen Günther's des Eremiten. — A. Quellen. a) Guntheri Eremitae vita, auctore Wolfero aequali (?) ex MS. in *Henr. Canisii* Lection. antiq. ed. *Basnagii* T. III. Sect. I. p. 185—189 et ap. *Surium* d. 9. Octobr. p. 136.

b) Eadem ex MS. et *Canisio* cum observationibus praeviis et notis in *Joa. Mabillon*, Act. sanctor. ord. Benedict. saec. VI. P. I. (oder Vol. IV.) p. 475—486; vergl. *Mabillon*, Annales ord. S. Benedicti. T. IV. p. 423ᵇ. 445ᵇᶜ. 189ᵇᶜ. 190. 470ᵇᶜ. 202ᶜ.

c) In J. Fr. Müldener's Antiquitat. Goelling. S. 112—115 (besonders die Günther's Aufenthalt in diesem Kloster betreffenden Stellen).

d) In Act. sanctor. Antwerp. Octob. T. IV. (Bruxellis 1780. fol.) p. 1054—1084.

e) In *Bonaventur. Piter*, Thesaurus absconditus in agro seu monasterio Brzewnoviensi prope Pragam ord. s. Benedicti S. Guntherus confessor et heremita, antea Princeps Hassiae s. Thuringiae, S. Stephani, Hungarorum regis cognatus, postea in monasterio inferioris Altahae, sub Gothardo abbate — professus, et cum ejus indultu heremita ac tandem ex ultima voluntate in praefato Mona-

sterio Brzewnoviensi prope Pragam sepultus et miraculis clarus, — *vita et miracula. Ex cod. MS. membr. Trebonensi Canonic. Regul. Lateran. S. Augustini manu saeculi XIV in fol. exarato*, aliisque authenticis sanctitatis suae et miraculorum documentis et pluribus dissertationibus etiam de ejus conversione, vita cenobitico-heremitica etc. illustratus et — in publicam lucem emissus, studio et opera *B. Piter* O. S. B. antiquissimi liberi, et exemti monasterii Rayhradensis Praepositi infulati et Marchionatus Moraviae Praelati. (Brunae 1762. 4. 230 Seiten, ohne Dedication, Vorrede und Inhaltsanzeige) p. 17—35. Bonav. Piter (Pitter) war von 1756—1764 Probst zu Raigern und vorher Secretair und Archivar der brewnover Abtei.

f) Vita Guntheri Eremitae in Monum. Germ. hist. T. XIII. Scriptor. T. XI. p. 276—279. Mit dem in der Einleitung (p. 276) über diese Biographie gefällten Urtheile stimmt auch Wattenbach (Deutschlands Geschichtsquellen ꝛc.) überein, wenn er S. 229. Anm. 4 sagt: „fast ganz werthlos ist die größtentheils aus Wolferi vita Godehardi posterior (Mon. Germ. hist. XI, 196—218) entlehnte, als Predigt zum Vorlesen verfaßte Vita Guntheri." Sie gibt zu wenig Aufschluß über die Abstammung und früheren Verhältnisse desselben, an deren Kenntniß doch dem Geschichtsforscher mehr gelegen ist, als an den fabelhaften, darin enthaltenen Erzählungen; s. auch Stenzel's Geschichte Deutschlands ꝛc. II, 54 fg.

g) Vita S. Godehardi } s. unten.
h) Vita S. Stephani }

i) *Arnolfi* De miraculis B. Emmerami l. II. c. 51 seq. ap. *Canisium* T. III. p. 149 seq. *Piter* l. c. p. 43—53 in Monum. Germ. hist. SS. T. IV. p. 571. 572. Ex *Arnoldi* libris de S. Emmeramo in Mon. Germ. hist. SS. T. IV. p. 543—574 apud *Canisium* ant. lect. II. p. I. repet. Basnage III, 1. p. 88, post quem fragmenta tantum a Mabillonio (Act. VI, 1. p. 5 et Suyskeno Act. 55. Sept. 6. p. 186 edita sunt). Cf. *Piter* p. 44—53. Die Abdrücke in den Mon. und bei Piter weichen in sofern von einander ab, daß in dem einen bald Stellen vorkommen, die in dem andern fehlen, bald umgekehrt; pflegen doch beide das wesentlich Historische meist vollständig mitzutheilen. „*Arnoldus*, nobili genere ortus, quippe qui avum *maternum*, *Berhtoldum* marchionem (a quo genus comitum de Cham et Vohburg deducitur), *paternum* Arnoldum virum nobilem ipse dicat, in S. Emmerami monasterio *Ratisbonensi* educatus et monachum professus — in Saxoniam profectus, *Magdeburgi* Meginfredum scholae magistrum amicitia sibi conjunxit." — Er scheint sein Buch in den letzten Regierungsjahren Heinrich's II. angefangen, dasselbe wegen dreijähriger Abwesenheit aus dem Kloster unvollendet gelassen und erst 1030 wieder Hand an dasselbe gelegt zu haben. — Den Erzählungen der Wunder in der alten Lebensbeschreibung fügte er noch 1035 oder 1036 Zusätze in einer neuen Bearbeitung hinzu. 1037 scheint das Werk völlig zu Stande gekommen zu sein. — p. 544: „Multas res notatu valde dignas collegit, quippe qui ex familia nobili oriundus et in *itineribus*, quae in *Saxoniam* et *Pannoniam* suscepit, versatus, alia ipse vidisset (I, 5. 12. II, 22. 46. [Hoc signum ipsi nos vidimus et manibus nostris palpavimus] 47. 52. 56. 57. *Guntharium eremitam*, de quo c. 61 seq. agit, ipse noverat. c. 68), alia ab amicis et hominibus diversis accepisset. Arnoldus jam ante medium saeculum XI obiit, quamvis, quum libros suos scriberet, iuvenili floreret aetate."

k) *Pertz*. Monum. Germ. hist. T. VI. p. 571. 572. T. VII. p. 123. 125. 154. 392. 445.

l) Monumenta Boica T. XXVIII. p. 99. 210. XXIX[a], 62 seq. und 11. 59. 139. 142. 144. 147, auch T. XI (verschiedene gleichzeitige Documente).

m) Zwei hersfeldische Urkunden in Wenck's Hessischer Landesgeschichte. 3. Bd. Urkundenb. S. 40 fg. Nr. XLII. S. 53. Nr. LIV.

n) Annales Altahenses, hergestellt von Wilhelm Giesebrecht (Berlin 1841. 8.) S. 22. 48. 54. 76.

o) Ex *Othloni* libro visionum v. Monum. German. hist. T. XIII. SS. T. XI. p. 383 seq. Visio decima quarta. Quorundam etiam sanctorum purgatorium *beati Guntheri discipulo Isaac* revelatum. *A beato Gunthero heremita coenobium quoddam constructum est in Poemia* (Brevnowe, cf. Vitam Guntheri eremitae p. 279). In quo videlicet coenobio fuisse fertur monachus *Isaak* dictus praedicti viri disciplina tanto magis instructus, quanto proliziora tempora gerebat cum eo conversatus. Hic igitur, ut a plerisque fidelibus in Ratispona agnovi, spiritualiter raptus multa vidit miranda, quorum ad nostram notitiam pervenerunt haec pauca. — *Dobner* Annal. Hagek. T. V. p. 284 seq.: „Meminit etiam Guntheri monachus sanct. Emmeramensis *Othlonus* plane synchronus, qui scilicet circa ann. 1032 in ordinem S. Benedicti Ratisbonae susceptus fuit, et circa annum 1083 grandaevus mortuus, cuius testimonium cum patrios scriptores hucusque latuerit, idque etiam Piterus praetermiserit, hic apponere libet. Narrat ille vero in libro Visionum visione XIV Isaaci cuiusdam, qui fuit discipulus Guntheri, visionem his verbis: A. B. Gunthero heremita coenobium quoddam constructum est in Bohemia (Rinchnach) neuter quidquam doctore et pastore dignum egisset." Haec Othloni enarratio simillima est illi, quae refertur in visione Wetini (?) monachi Augiensis (vid. Acta SS. Bened. saec. IV. P. I. ad a. 824), unde fortassis mutuata est. Eundem Othlonum commercium habuisse literarum cum quibusque Bohemis monachis, ex eius libello de tentationibus etc. liquet.

B. Schriften neuerer Geschichtschreiber, in welchen von Günther theils absichtlich und ausführlich, theils beiläufig und weniger weitläufig gehandelt wird.

a) *Joa. Adlzreiter*, Annal. Boic. P. I. l. XV. n. 31. p. 379 et l. XVII. n. 10. p. 424.

b) *Bohusl. Balbini* Epitome historica rerum Bohemicarum (Pragae 1677. fol.) p. 184. 188 und in *Ej.* Miscellan. regni Bohem. Decad. I. lib. IV. §. 20. p. 32.

c) *Andr. Brunneri* Annal. virtut. et fortunae Boior. (Monachii 1629.) P. II. p. 172. 216. 226.

d) P. G. David, Des Königreichs Böheimb heylsamer Wald-Arzt. Oder das Leben S. Guntheri, welcher entsprossen aus dem Geblüt der alten Fürsten in Thüringen und ein Blutfreund gewesen des heiligen Stephani I. Königs in Hungarn, zugleichen des heil. Henrici II. Römischen Kaisers. Aus verschiedenen Geschichtsschreibern zusammen gesucht, beschrieben und erklärt von P. Georgio David, aus der Gesellschaft Jesu. (Prag 1713. 8.) VIII Bl. Vorr. 152 Seiten. Mit einem Titelkupfer, welches die Bildsäule Günther's vorstellt. Eine blos neue Auflage scheint zu sein: Wald-Arzt, Ein in Wahrheit Heilig-Böheimischer. Oder das Leben S. Guntheri, welcher entsproßen aus dem Geblüte der alten Fürsten in Thüringen. (Prag 1727. 8.) In dem ersten Buche werden S. 1—3. 5. 49. 52. 54. 61. 62. 124 mehre, besonders in Böhmen erschienene Schriften von unserem Günther angeführt, die sonst wenig bekannt sind, aber auch nicht von großer Erheblichkeit sein mögen.

e) *Wenceslai Hagek a Liboczan*, Annales Bohemorum e Bohemica editione latine redditi et notis illustrati a Petro Victorino a S. Cruce e scholis piis; nunc plurimis animadversionibus historico-chronologico-criticis, nec non diplomatibus, literis publicis, re genealogica numaria, variique generis antiquis monumentis aucti a P. Gelasio a S. Catharina eiusdem Instituti sacerdote. (*Dobner.*) P. II. (Pragae 1763.) p. 206. P. V, quae Bohemiae historiam ab a. MIV usque ad a. MCXXXXIV complectitur (Pragae 1777. 4.) an mehren Orten.

f) Monument. historic. Boemiae, coll. *Gelas. Dobner.* T. IV. (Pragae 1779. 4.) p. 101. Der Kürze wegen verweisen wir auf die Brev. dissertat. de diversis scriptoribus sacris et profanis veteribus et recentioribus, qui de S. Gunthero — aut data opera aut incidenter scripserunt, ex Ms. *Rup. Hausdorf.*, bei *Piter* p. 1—4, wo noch mehre andere Schriften dieser Gattung erwähnt werden.

g) Dudik, Geschichte des Benedictinerstiftes Raygern im Markgrafthume Mähren. Mit steter Rücksicht auf die Landesgeschichte, nach Urkunden und Handschriften zusammengestellt vom Prof. Dr. Beda Dudik, desselben Stiftes Professen. Erster Band von der Gründung des Stiftes bis zum Ende der Hussiten von 1048—1449. XVIII. und 532 Seiten in gr. 8. (Brünn 1849.) S. 43 fg.

h) Histoire ecclésiastique par *Fleury* T. XII. (à Paris 1751. 4.) p. 537 seq.

i) *Marc. Hansizii* Germania sacra. T. I. (Aug. Vindel. 1727. fol.) p. 240 seq.

k) Christian Aug. Heinrich Heydenreich's Origines illustres et principali dignitate conspicuae Domus Kevernburgo-Schwarzburgicae (Mspt.), in deren erstem Theile unserem Günther ein eigener Abschnitt (Cap. X.) gewidmet ist.

l) *Joh. Adam Hoffele*, Lignum plantatum secus decursus aquarum, id est: S. Guntherus Confessor et Patronus Bohemiae. Pragae typis archi-Episcopalibus in Aula Regia apud Franciscum Hladky anno 1753 in teutscher Sprache, wird aber von Piter (p. 225 seq.) nur unter obigem Titel angeführt.

m) *J. Bapt. Lackner*, Memoriale seu Altachae inferioris memoria superstes (Passavii 1779. fol.) p. 7—13 und von dem Abte Godhard p. 1—7.

n) *Matth. Raderi* Bavaria sancta (Monaci 1615. fol.) p. 112*—114*. Nebst einem Kupfer von Raph. Sadeler, mit der Aufschrift: Guntherus. Monach. Altach. Anachoreta. παρῳδία, und de Godehardo Episcopo p. 110, wobei sich auch ein Kupferstich von Raph. Sadeler befindet. Abbildung bei Rambek, siehe *Piter* p. 4.

o) *J. T. Roenick*, Commentatio de Gunthero Eremita, reformationis sacrorum summe necessariae jam seculo a Ch. n. undecimo teste ac suasore tacito (Gotting. 1759. 4. 24 Seiten).

p) *Laur. Surii* Vitae sanctorum ad d. IX. Octobr., s. oben.

q) *Magnoald. Ziegelbauer*, Epitome historica Monasterii Breunoviensis vulgo S. Margaretae prope Pragam in Bohemia (Coloniae 1740. fol.) cap. X. p. 136—157, de S. Gunthero eiusque sepulcro. Hierzu kommen noch die über einzelne Umstände und Lebensverhältnisse Günther's in dieser Biographie hin und wieder an verschiedenen Orten angeführten Schriften.

2) b) Verzeichniß der Lebensbeschreibungen des Abtes Godehard von Hersfeld und Niederaltaich, Bischofs von Hildesheim. — In *Christoph. Broweri* Sider. illustr. Viror. Germ. (Mogunt. 1616. 4.) et ap. *Surium* d. 4. Maii p. 55. In *Leibnitii* Scriptor. rer. Brunsvic. T. I. p. 482—517. *Mabillon*, Acta sanctorum ordinis Benedict. Saec. VI. T. I. p. 395—446. Acta sanctorum Antverp. T. I. Maii p. 501—530. *W. Ern. Tenzelii* Supplem. histor. Gothan. (Casp. Sagittarii) IV. S. Godhardi — vitam et miracula ex Act. sanctor. Antverp. cum Henschenii notis complectens (Jenae 1716. 4.) p. 12 seq. Vita Godehardi Episcopi Hildenesheimensis, auctore *Wolfherio*, abgedruckt in Monument. Germ. hist. T. XIII. Scriptor. T. XI. p. 162—221, wo von Günther dem Eremiten p. 163. not. 17. 201, 8. 202, 9. c. 8 et 9 gehandelt wird. Vita Godehardi *prior* p. 167 seq., *posterior* p. 196—218, dann noch Miracula p. 218—221. Vergl. Stenzel's Geschichte Teutschlands unter den fränkischen Kaisern I, 50—55. Kritik der Lebensbeschreibungen Godehard's und Günther's und W. Wattenbach, Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter bis zur Mitte des 15. Jahrh. (Berlin 1858. 8.) S. 228—230. — Eine Vita Gode-

hardi episc. Hildesh. in einer Handschrift (XII. D. 21) der Bibliothek des Eisterzienserstifts zur heil. Dreieinigkeit in Wiener Neustadt — unter dem Monate Mai — wird erwähnt in v. Aufseß, Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit. 1854. Nr. I. S. 6; vergl. auch Pertz, Archiv XI, 304 und Stenzel a. a. O. S. 55. Translatio Godehardi (1132) mit Wundern Monum. Germ. hist. SS. XIII, 639—652.

2) c) Verzeichniß der Lebensbeschreibungen des heiligen Stephan (I.), Königs von Ungarn. — S. Stephani, Regis Hung. vita, auctore Carthuito aut Carthuitio Episcopo, stilo per *Laur. Surium* mutato, vid. ap. *Surium* d. 20. Aug. p. 243—249. *Eadem*, ex editione Cracouiensi, collata cum MS. Corsendoncano et editione Surii cum commentario praevio copioso et notis *Joa. Stiltingi* in Act. Sanctor. Antverp. Septembr. T. I. p. 436—575, auch Jaurini 1747. fol. (198 Seiten ohne Vorrede und Inder) unter dem Titel: Vita Stephani regis Hungariae, ex latinis et graecis aliarumque gentium monumentis collecta, digesta, commentariis et observationibus illustrata. In qua Joa. Schwarzii Hungari heterodoxi adversus initia religionis apud Hungaros christianae et angclicam regni Ungariae coronam calumniae refutantur a *Joa. Stiltingo* Soc. Jesu Theologo p. 176—198, cf. etiam p. 7 seq. Vita Stephani regis Ungariae ed. *Wattenbach* in Mon. Germ. hist. T. 13. Scriptor. T. XI. p. 222—242. Von Günther dem Eremiten etwas Weniges p. 236, 14, vgl. Note 41. Auch bei *Endlicher*, Mon. Arp. p. 139—192. Die ursprünglichen Legenden, eine kleinere und größere, wurden erst lange nach dem Tode des Königs, ums Jahr 1083, verfaßt und in der Folge von einem Bischofe Hartwich mit einander verbunden. Jene gab zuerst 1781 Mancini heraus, Hartwich's Werk Stilting (Acta sanctorum l. c. p. 456) und Podhradczky 1836 mit Commentar (s. Wattenbach, Deutsch. Geschichtsquellen S. 320 fg.). Günther scheint sich im J. 1014 zu dem Könige Stephan, mit dem er durch dessen Gemahlin Gisela, die aus Sachsen stammte, verwandt war, begeben zu haben; s. *Steph. Katona*, Historia critica regum Hungariae stirpis Arpadianae. (Pestini 1779. 8.) T. I. p. 184—193. Corthuitius (s. p. 145 edit. Prai) testatur Guntherum *saepius* caritate regis illectum, in Hungariam postea quoque venisse. *Katona* p. 191. Verosimile est, consilio Guntheri Stephanum ad monasterium *Beel* excitandum inductum esse, quod tam *Altahense* monasterium, in quo Guntherus religiosam vitam inivit, quam *Bakon-Beeliense*, quod Stephanus ad coronidem eduxit ac diplomate regio confirmavit anno 1037 in honorem s. *Mauricii* militum specialis patroni, conditum fuerit; vid. *Katona* p. 192. cf. p. 441.

Ueber die Verwandtschaft Günther's mit dem Könige Stephan äußern sich die Acta sanctor. mens. Octbr. p. 1957 folgendermaßen: „Apographum nostrum, vitae B. *Guntheri*, ex cod. Ducis de Altems transscriptum, illum S. Stephani *sororium*, s. uxoris S. Stephani fratrem, appellat: ita *cognatio* in affinitatem vertitur, verum quum cognationem cum affinitate confundere, non infrequens sit apud scriptores, litem ea de re instituere nolo, sed idem apographum, quod Guntherum S. Stephani sororium appellaverat, dein S. Stephanum B. Guntheri *avunculum* nuncupat etc." Joh. Christian v. Engel, Geschichte des Königreichs Ungarn. 1. Bd. 1. Abth. (Tübingen 1811.) handelt S. 52 fg. 75 von Günther's Aufenthalte bei Stephan; s. auch Geschichte der Magyaren von Johann Grafen von Mailath. (Wien 1828—1831. 5 Bde. 8.) 1. Bd. 2. Cap.

3) a) Hersfeldische, Günther den Eremiten betreffende Urkunden. — Beide Urkunden sind von August v. Wersebe in der Abhandlung über die Vertheilung Thüringens zwischen den alten Sachsen und Franken (s. meine Beiträge zu der teutschen, besonders thüringischen Geschichte. 2. Hälfte S. 118. Anm. 240. S. 156. 158. Anm. 277. 278) für mehr oder minder verdächtig erklärt worden. Die für diese kühne Behauptung aufgestellten Gründe sind jedoch so wenig haltbar, daß sie sich, wenn man bei ihrer Untersuchung von genauerer Kenntniß der damaligen Geschichte Thüringens geleitet wird, als jenem Gelehrten zu Gebote stand, sämmtlich widerlegen lassen. v. Wersebe war mit der Entstehung des Klosters Göllingen, die er gern in eine viel spätere Zeit versetzen möchte, und mit den Verhältnissen und Schicksalen seines muthmaßlichen Stifters, Günther's des Eremiten, zu wenig vertraut, und in der Gegend, deren Ortschaften in den Documenten erwähnt sind, nicht heimisch genug, um zu einem gültigen und allgemein befriedigenden Urtheile über den Inhalt dieser Schriftstücke befähigt zu sein. Auch hier geht er, wie nicht selten anderwärts, von vorgefaßten Meinungen aus und verliert sich auf Abwege und in Irrgänge. Die Echtheit beider Documente bezweifelt er vornehmlich deswegen, weil sie bei Wenck von dem casseler Archivar Wölkel blos durch sein vidit beglaubigt sind, aber nicht die Unterschrift „ex originali" führen. Doch gilt dieses auch von andern Documenten des nämlichen Werkes, gegen die man nicht das geringste Mistrauen zu hegen braucht. Dieses erwägend, tragen wir Bedenken, sie mit jenem nicht immer behutsamen Forscher für bloße Anzeichen spätern Ursprungs zu halten, da wir durch die eigene Ansicht derselben die Ueberzeugung gewonnen haben, daß Schriftzüge, Schreibart und andere äußere Merkmale ihre Abfassung in dem Zeitraume, in welchen sie gewöhnlich versetzt werden, mit ziemlicher Sicherheit verbürgen. Die Stelle, in der von der Theilnahme an den östlichen Heereszügen durch Absendung von fünf ausgerüsteten Kriegsleuten die Rede ist, erweckt, gestützt auf die damals herrschende Gewohnheit, keinen Anstoß, ebenso wenig der als hersfeldischer Lehnsmann aufgeführte miles Lampreht, wenn wir auch gern zugeben, daß ein Graf von Gleichen dieses Namens erst 100 Jahre später lebte. Wir erinnern dagegen, daß auch unter den ältesten Ahnherren dieses Geschlechtes einige so geheißen haben, wohin wir Günther's Zeitgenossen, den berühmten Ge-

schichtsschreiber Lambert von Hersfeld, muthmaßlich rechnen, von dem wir an einem andern Orte erwiesen zu haben glauben, daß er dem Gleichen'schen Stamme entsprossen war. Uebrigens zeigt auch dasjenige, was wir bei Gelegenheit der Orte bemerkten, deren in den Urkunden Erwähnung geschieht, daß von diesem Punkte kein Anlaß zum Widerspruche gegen die Echtheit und Glaubwürdigkeit gegeben wird.

a) Daß Wallhausen und Wiehe als die Orte genannt werden, wo die Verhandlungen stattfanden und die Urkunden ausgestellt sind, darf uns keineswegs befremden. Beide dienten früher und später den teutschen Königen und Kaisern von Zeit zu Zeit zum Aufenthalte; kein Wunder also, daß an denselben Gerichtssitzungen und Versammlungen angestellt, Staatsangelegenheiten entschieden, Schenkungen an Kirchen und Klöster beschlossen und bestätigt wurden. In dem ersten Orte geschah dies unter andern in den Jahren 1004, 1029 u. s. w., in dem letzten 1067 u. s. w. und öfter. Günther konnte bei der unbedeutenden Entfernung Göllingens und seiner übrigen Besitzungen in dortiger Gegend von jenen Orten das vielleicht schon vorher durch Rath und That erworbene Wohlwollen der Kaiser während persönlicher Anwesenheit benutzen und die Genehmigung seiner frommen Stiftungen und Vermächtnisse um so eher erlangen.

b) Wenn v. Wersebe die Erzählung, daß diese Uebergabe vor der (östlichen oder westlichen?) Thüre des kaiserlichen Speisesaales zu Wallhausen geschehen sei (Hec autem tradicio facta est — in Waluhusen ante . . . . . . entalem ianuam imperatoris cenaculi), als eine lächerliche Bestimmung rügt, so nennen wir diesen Tadel ungerechtfertigt, und berufen uns vielmehr auf die im Mittelalter herrschende Sitte, solche gerichtliche Handlungen nicht nur im Freien, sondern auch vor den Thoren und Thüren (der Burgen ꝛc.) vorzunehmen; s. Maurer, Geschichte des altgermanischen öffentlich-mündlichen Gerichtsverfahrens (Heidelberg 1824. 4.) S. 161. Jacob Grimm's Deutsche Rechtsalterthümer S. 804 fg. Meine Geschichte der Rothenburg S. 44 fg. Anm. 64; vergl. *Pistorii* Amoenitat. hist. iurid. Tom. I. p. 49 seq. Vorrede zu Tom. V.

c) Die Worte: „sub priore Heinricho rege“ will v. Wersebe auf König Heinrich I. bezogen wissen; warum sollte man aber dabei nicht an Heinrich II. denken können, der immer, wenn schon ein Heinrich III. vorhanden und als Regent aufgetreten war, im Vergleiche mit den letzten als prior bezeichnet werden konnte?

Nach, wie uns dünkt, nicht mislungener Vertheidigung und Rettung dieser mit so großer Zuversicht angefochtenen Diplome lassen wir eine kurze, unsere eben ausgesprochene Meinung noch mehr bestärkende Beschreibung der gegenwärtigen Beschaffenheit der Originale des casseler Archivs, deren Benutzung mit größter Bereitwilligkeit vergönnt wurde, folgen, und knüpfen daran die Verbesserung der in dem Wenck'schen Abdrucke vorkommenden unrichtigen Lesarten.

Die erste Urkunde besteht in 21 Zeilen auf einem Pergamentblatte, welchem ein jetzt etwas beschädigtes Siegel mit der Figur eines Geistlichen, der in der einen Hand den Krummstab hält und die andere zum Segnen oder Schwören erhebt oder ausstreckt, aufgedruckt ist, dessen Rand die nicht mehr vollständig erhaltenen Worte: (AB) BA?. S(-I. PETRI. ✠ umgeben. Die alte äußere Aufschrift lautet: Tradic͞o guͨtheri nobil͞ hoi͞s *sup* q'busdā p̄dijs scz Thirug̅n etc. Bei Vergleichung des von Wenck gelieferten Textes mit dem Originale haben sich mehre Abweichungen von dem letzten ergeben, die wir nun mittheilen wollen: S. 40. Z. 27 lies: *Guncisrod* statt Guneisrod; *Hesseneberh* st. Hesseneбeth; 28: *altare* st. Altare; 29: *insuper* st. in super; 41, 2: *pep*(*igit*) st. pe . . . . .; 3: *fratris* st. fratres; 4: *Suabehusun* st. Suabehusum; 7. 8: *propios usus* st. propiosusus. — J. *Waluhusen* st. Walluhusen; 12: *Rothunc* st. Rothune. — Die zweite Urkunde enthält 16 Zeilen. Das auf dem Pergamente befestigte Siegel stellt ein männliches Brustbild mit der Umschrift: SCS. WIGBE.... vor. Der Inhalt wird auf der Außenseite in mehrfacher Fassung von älteren und neueren Händen, bald kürzer, bald ausführlicher, angegeben:

a) De pacto Meginh. abb. Et guntarii aduocati sui.

b) Trad. mans. ab Ingenuo viro güthero in Salsaha sit. In Ordorff wechmar et Collidenn — etwas verändert:

c) Traditio certorum mansorum in Saltza et super aduocatiis in ordorff wechmar et Colleden etc., und endlich aus weit späterer Zeit

d) Nobilis homo Guntherius et fratris eius Sizonis filii tradunt X mansos Lamprecto Meinheri Abbatis Hersfeldensis militi et Rudolpho Guntherii Vassallo eo tenore, ut praedictus Gunth. sive fratris filii advocationem super loca Ordorff, Wechmar, Collithi, Waltsaci cum suis pertinentiis pro beneficio habeant, *qsqs* etiam hanc advocationem habeat, ille etiam ipsius Abbatis miles sit et *qnqs* scutatos ad Orientales partes in expeditionem mittat. Datum in Castello Wihi, regnante Imperatore Heinricho.

Folgende von Wenck aufgenommene Lesarten sind zu verbessern: S. 53. Z. 7 lies: mansos *ex* hereditario statt mans. et (ex) hered.; 10: *predicti* st. predicto; 19: *Engelpreht* st. Engelbreht; *Odo* st. Odo; 20: *Ödalrich* st. Odalrich; 22: *Liemar* st. Tiemar; *Diedolf* st. Dicdolf; 23: *acta* st. Acta; *castello* st. Castello.

3) b) Orte, welche in den beiden hersfeldischen, Günther den Einsiedler betreffenden Urkunden vorkommen, ihre Lage und das Gebiet, wozu sie jetzt gehören. — In der zwischen den Jahren 1006 und 1012 ausgestellten Urkunde werden erwähnt *praedia*, worunter man nicht immer bloße Landgüter, sondern auch Gebiete von einigem Umfange, aus vielen curtibus oder Höfen bestehende Herrschaften mit Kirchdörfern, Waldungen, Mühlen zu verstehen hat. Dieser Ausdruck bedeutet im Gegensatze von beneficia meistens das Eigen oder die

Allode (s. Wedekind's Noten 2. Bd. 7. H. S. 213. Wachter's Sächs. und thüringische Geschichte II, 180. III, 381; vergl. Lepsius, Geschichte der Bischöfe zu Naumburg. 1. Th. S. 231. Anm. 1).

a) *Dierungun*, Thürungen, Dorf in dem sonst schwarzburgischen, jetzt preußischen Amte Kelbra in der goldenen Aue (s. J. L. G. Leopold's Kirchen-, Pfarr- und Schulchronik der Aemter Heringen und Kelbra [Nordhausen 1817. 4.] S. 355—357, wo bemerkt wird: sollte eigentlich Thierungen heißen von der Thiera, die vor ihrem Einflusse in die Helme bisweilen Dorf und Flur überschwemmt).

b) *Guncisrod* (nicht Guneisrod, wie bei Wenck gedruckt ist), Günzerode, Günserode, welches ehemals zu dem Wippergaue gerechnet wurde, in dem zu der untern Herrschaft des Fürstenthums Schwarzburg-Rudolstadt gehörigen, jetzt mit dem frankenhäusischen vereinigten Amte Arnsburg oder Sega, wo das Kloster Göllingen noch in späteren Zeiten Güter besaß (s. Müldener S. 6 fg. 58. 79. 125), ungeachtet auch ein großer Theil dieses Ortes von den Grafen zu Beichlingen im 12. Jahrh. (1188) dem Stifte Walkenried geschenkt worden war (*Leuckfeld*, Antiquitat. Walkenr. I. p. 136 [?] seq. 417 seq.). Die Urkunden des Stiftes Walkenried. 1. Abth. (Hanover 1852.) S. 28. Not. 28. — Ein anderes Günzerode an der Helme liegt in dem preußischen Kreise Nordhausen; s. C. A. Noback's Beschreibung des Regierungsbezirks Erfurt. 2. Th. S. 66.

c) *Otrichishusun* (von dieser und anderen ähnlichen, in älteren Zeiten gewöhnlichen Schreibarten des jetzigen Fleckens Ichtershausen; s. Thüringen und der Harz. 8. Bd. S. 410). Schon im J. 947 hatte Hersfeld Besitzungen daselbst (Wenck III, 28. Nr. 30). Daß Ichtershausen ehemals Kevernburgisch war, erhellt unter andern aus den Bestätigungsbriefen des daselbst errichteten Klosters vom Jahre 1147, worin es ausdrücklich heißt, daß es in dem Gaue Langewiz und in der Grafschaft des Grafen Sizzo liege, und aus dem Lehnbriefe, welchen der Landgraf Albert von Thüringen im J. 1302 dem Grafen Heinrich von Hohnstein, Gemahl der Gräfin Irmengard, nach dem Tode ihres Vaters Günther VIII. aus jenem Geschlechte über dasselbe nebst Wachsenburg, Ilmenau und Arnstadt ausfertigen ließ. Außerdem bezeugen mehre Documente die wohlthätigen Gesinnungen, welche Mitglieder des Kevernburgischen Hauses durch ansehnliche Geschenke und Vermächtnisse gegen dieses zu ihrem Gebiete gehörige Kloster an den Tag legten.

d) *Hesseneberh* (nicht Hessenebeth, wie Wenck unrichtig gelesen hat) wird weiter unten *Hesseneberch* geschrieben (s. über die verschiedenen Schreibarten dieses Namens, unter welchen die Form Eschinber, Eschinbere, Eschineber nicht selten ist, das Leben des heiligen Ludwig, Landgrafen in Thüringen, herausgegeben von H. Rückert. Leipzig 1851. 8. S. 150 fg.). Müldener (S. 11. 79. 122 fg.) zählt die Güter in dem zwei Stunden von Gotha entfernten Dorfe Eschenberg zu den ältesten Besitzungen Göllingens; s. Brückner's Kirchen- und Schulenstaat des Herzogthums S.-Gotha. 3. Th. 8. St. S. 3—28.

e) *Sedinstede* (Setenstete, Setinstede, Setinstedt), Sättelstädt, 4 Stunden von Gotha, 2½ von Eisenach, 1½ von Waltershausen diesseits und jenseits der Hörsel; s. Brückner a. a. O. 2. Th. S. 20—33. Waltmannus de Setenstete ministerialis Landgravii Ludovici führte davon den Namen; s. Chronic. Reinhardsbrunn. ed. *Wegele* p. 194 seq.

f) *Beringgi*. Schultes (im Directorium diplomat. I. S. 135. Nr. 28) ist geneigt, diesen Ort für das Gut Beringen oder Berrungen, eine halbe Stunde nordwärts von Heringen (s. *Leuckfeld*, Antiq. Walkenr. I, 389 —391), zu erklären. *Beringen* grangia ecclesiae Walkenriedensis ums Jahr 1250; s. Sudendorf's Urkundenbuch zur Geschichte der Herzoge von Braunschweig. 1. Th. S. 24. Nr. 34. Urk. des Stifts Walkenried I. S. 172. Nr. 240 vom Jahre 1242. Die Entscheidung über die eigentliche Lage dieses Ortes wird dadurch schwierig, daß mehre dieses Namens in Thüringen angetroffen werden, nämlich einer zwei Stunden von Arnstadt am linken Ufer der Wipfra (s. Apfelstedt's Heimathskunde des Fürstenthums Schwarzburg-Sondershausen. 2. Heft. Geographie der Oberherrschaft Sondershausen. 1856. 8. S. 105). Drei in dem Herzogthume Gotha erscheinen zuerst in einem hersfeldischen Documente vom Jahre 932 (bei Wenck, Urkundenb. zum 3. B. S. 27: Chirihbaringa, Uulnesbaringa und Paringi). Von dem zweiten sagt der Abt Siegfried zu Hersfeld in einem undatirten Documente des herzoglichen Archivs zu Gotha: „quandam ecclesiam *nostram* in wolvesberinge a subditione sue matricularis in Majori beringe emancipavimus et liberam esse statuimus." Endlich kommen noch vor: die Wüstung Behringen bei Wipfra im Amte Ilmenau (s. Weimarisches Staatshandbuch vom Jahre 1846. S. 164. N. 10): „Die Wüstung Behringen stößt an die Markung des Dorfes Wipfra im Amte Ilmenau und faßt einen beträchtlichen District in sich. Sie grenzt gegen Morgen an die schwarzburgischen Dörfer Ober- und Unterwillingen, gegen Mittag an Doßdorf und Neurode, Goth. Hoheit, gegen Abend an Wipfra und gegen Mitternacht an das adel. v. Berbißdorf'sche, jetzt v. Ketelhodt'sche Gerichtsdorf Behringen;" s. Schultes, Beschreibung des Amtes Ilmenau S. 37. Oesterbehringen (Baringe 874, Berringen 1104) gehört zur Hälfte in das Amt Eisenach (43 Häuser, 161 Einw.), der übrige Theil ist S.-Gothaisch (s. ebend. S. 208. N. 29). Am glaublichsten scheint es, daß man hier an eins von jenen bereits erwähnten Dörfern im Gothaischen zu denken habe, deren jetzige Benennung und Lage folgende ist: Großenbehringen 3½ Stunden von Gotha (Brückner's Kirchen- und Schulenstaat. 3. Bd. 2. St. S. 62—69); Oesterbehringen drei Stunden von Gotha (s. ebend. S. 72—83); Wolfsbehringen (ebend. 3. Stück. S. 3—23).

g) *Ordorf*. Die Gegend von Ohrdruf gehörte ohne Zweifel schon vorher zu dem Gerichtsbezirke der Grafen

von Kevernburg (s. Chr. Friedr. Krügelstein's Nachrichten von Ohrdruf und dessen nächsten Umgebungen aus der Vor-Gleichen'schen Zeit. 1. H. [Gotha 1823. 4.] S. 4. Ebend. Nachrichten von der Stadt Ohrdruf [1844. 8.] S. 13—15. 76—78).

h) *Wechmar*, sehr ansehnlicher und volkreicher Ort und Sitz mehrer adeligen Familien in dem Herzogthume S.-Gotha, von welchem J. Chr. v. Hellbach eine handschriftliche Beschreibung und Geschichte hinterließ, die jetzt in der Schulbibliothek zu Ohrdruf aufbewahrt wird. Vergl. über die Verhältnisse desselben zu der Abtei Hersfeld Krügelstein's Nachrichten von Ohrdruf S. 15. 27. 29. 67. 121. 147.

i) *Collithi*, Cölleda, Kölleda, im jetzigen preußischen Herzogthume Sachsen. Die dasige Kirche war schon am 3. März 802 von etlichen Grafen, unter denen zwei mit Namen Günther vorkommen, dem erwähnten Stifte Hersfeld überlassen worden; s. Wenck II, 18. Nr. VIII. Unger's Chronik von Cölleda (Leipz. u. Dresd. 1802. 8.) S. 46 fg. enthält Lehnbriefe über das dasige Schultheißenamt. Crafft's, Abts zu Hersfeld, Kaufbrief über das Schultheißenamt zu Cölleda d. d. 1524 Mittewoch nach Misericord. domini (den 14. April) ist in v. Ledebur, Allgem. Archiv für die Geschichtskunde des preußischen Staates. 11. Bd. 4. St. 1833. S. 325 fg. Nr. 27 gedruckt. Vergl. Krügelstein a. a. O. S. 15. 27. 29.

k) *Walsazi* (s. auch unten unter γ). Die Vermuthung, daß Walsazi in der Nähe von Ohrdruf gesucht werden müsse, liegt sehr nahe, da dort auch Wechmar, Emleben und Schwabhausen sich finden. Und wirklich soll, nach dem Zeugnisse des vor Kurzem erschienenen gründlichen Werkes: Regesten und Urkunden zur Geschichte des Geschlechts Wangenheim (Hanover 1857. 8.) S. 9. N. 11, ein jetzt ausgegangener oder wüster Ort in dasiger Gegend diesen Namen geführt haben. Man hat also wol nicht nöthig, zu Waldsachsen in dem herzogl. koburgischen Amte Neustadt an der Heide (s. v. Hoff, Geograph.-statist. Abriß der Länder des Hauses Sachsen Ernestinischer Linie S. 251) oder zu andern ebenso benannten, weiter entfernten Dörfern seine Zuflucht zu nehmen. Uebrigens scheint auch Walsazi der Form nach nicht Waldsachsen, sondern wie holtsaten, elsazi von sitan, sitzan zu sein. Derselbe Name, wie in der bekannten würzburger Grenzurkunde bei Eccard, auch in Maßmann's Abschwörungsformeln S. 183 Uualsazza (pagus) und Monum. Boic. 30, 1. 280 (im J. 1017) Waltsezin, verdruckt Waltschin in Chronic. Gottwic. 2, 841 (von 1184). Heinrich Leo stimmt mit dieser Ansicht Maßmann's überein, wenn er sagt: „Die Verderbniß von z in ch wäre doch stark. Walsazi würde habitatio amoena, aber aus Waldsazi verdorben, habitatio silvatica bedeuten." Vergl. K. Roth's Kleine Beiträge zur teutschen Sprach-, Geschichts- und Ortsforschung. 1. H. (München 1850. 8.) S. 24. 3. H. S. 125 fg.

l) *Imilibo*, Emleben, 1½ Stunde von Gotha, zwei Stunden von Ohrdruf. Die dasige Kirche war dem heiligen Bonifacius gewidmet; s. Brückner's Beschreibung des Kirchen- und Schulenstaats im Herzogthume Gotha. 2. Th. 7. St. S. 34—51.

m) *Suabehusun*, Schwabhausen, zwischen Gotha und Ohrdruf, hat Wechmar, Petriroda und Hohenkirchen zu Nachbarn; s. Krügelstein's Nachrichten von der Stadt Ohrdruf S. 62 fg. und Brückner a. a. O. 3. Th. 11. St. S. 1—7.

n) *Hesseneberg* s. oben d.

Urk. zwischen 1039 und 1045.

α) *Salzaha*. Salza wird in einer Urkunde vom 15. Sept. 802 (Wenck's Urkundenb. zum 2. B. S. 19) ausdrücklich in den Helmgau versetzt, woraus hervorgeht, daß kein anderes als das Dorf dieses Namens bei Nordhausen gemeint sein könne (s. auch Breviarium Lulli p. 17. Vergl. Urkundenb. zum 3. B. S. 18 fg. Nr. XVIII, vom 1. Juni 932 ebend. S. 27. Nr. XXIX, vom Jahre 1162 ebend. S. 77. Nr. LXXVIII, vom 30. Juli 1299 ebend. S. 162. Nr. CXC. Vergl. Roback a. a. O. S. 80 fg.).

β) *Ottinscvoha*, vielleicht das jetzt preußische Dorf Ottenhausen an der obern Helme bei Greußen; vergl. Roback a. a. O. S. 178 und Apfelstedt, Geographie der Unterherrschaft ꝛc. S. 195°. Noch in neuern Zeiten besaß das Haus Schwarzburg daselbst zehn Hufen Landes als feudum extra curtem; s. Hellbach's Archiv von u. für Schwarzb. S. 96. Es gibt auch eine Wüstung Ottenhausen (1037 Uzenhusen, im Amte Römhild gegen Behringen zu, wohin sie auch zum Theil gehört); s. Brückner's Landeskunde ꝛc. 2. Th. S. 147. Joh. Voigt (in der Geschichte des Papstes Gregor VII. 2. Aufl. S. 133. Anm. 3) hat auch dieses Ottenhausen, „die jetzige Wüstung Ottenhausen, sonst ein ansehnliches Dorf unter dem Schlosse Hufsberg bei Meiningen," im Sinne, wenn er den Ort bestimmen will, wohin sich König Heinrich IV., nach Lambert's Erzählung (s. p. 93 meiner kleinern Ausgabe und S. 107 der teutschen Uebersetzung), im J. 1071 von Hersfeld begab, der von diesem Geschichtsschreiber „der Weiler (villa) Utenhusen" genannt wird. Doch fragt sich, ob man nicht der Sprache Gewalt anthut, wenn man die Endsylben cuoha in hausen auflöst, da diese mehr auf hofen oder hube hinzudeuten scheinen.

γ) *Waltsazi* (s. oben k).

4) a) Urkundensammlungen von Böhmen, Mähren und Ungarn. — *C. Jaromir Erben*, Regesta diplomatica nec non epistolaria Bohemiae et Moraviae (in 2 Theilen). P. I. annorum 600—1253. (Prag. 1855.) Codex diplomaticus et epistolaris Moraviae, Urkundensammlungen, herausgegeben von P. Ritter von Chlumecky und red. von Joh. Chytil. (Brünn 1854. 4.) Codex diplomaticus et epistolaris Moraviae. Studio et opera *Ant. Boczek*, Soc. Scientiar. Prag. et aliar. membri nec non prof. publ. T. I. ab ann. 396—1199. (Olmucii 1836. XXIV und 355 Seiten gr. 4., der 5. Band von 1294—1360 erschien 1850.) Codex diplomaticus Hungariae ecclesiasticus ac

civilis studio et opera *Georgii Feier*, Bibliothecarii Regii. Ofen in der königl. Universitätsbuchhandlung, Leipzig in Commission bei Brockhaus. Tomi sex, die aber mit Einleitung und Register aus 14 Bänden in 8. bestehen.

4) b) Topographien von Böhmen und Mähren. — Jaroslaus Schaller, Topographie des Königreichs Böhmen. 3. Theil. Prachiner Kreis. (Prag und Wien 1790. 8.) S. 259—262: St. Gunther, Gutwasser, Dobra Woda, ehedem von den häufigen Birkenbäumen Brzeznik genannt. J. G. Sommer, Das Königreich Böhmen, statistisch und geographisch dargestellt. (1—7. Bd. Prag 1833—1839. 8.) 8. Bd. 1840. S. 261 fg., vergl. S. 82 Gutwasser. Gregor Wolny, Mähren, topographisch, historisch und statistisch geschildert. (Brünn 1835—1846.) Geschichte des Benedictinerstifts Raygern in Mähren. Mit steter Rücksicht auf die Landesgeschichte, nach Urkunden und Handschriften bearbeitet von Dr. Beda Dudik, Prof. 1. Bd. Von der Gründung des Stifts bis zum Ende der Hussitenstürme 1048—1449. (Brünn 1849. XVIII. und 532 Seiten gr. 8.)

5) Untersuchung der Echtheit und des Inhalts der Documente von den Jahren 1009, 1019, 1029, 1040 (2), 1045, 1046, welche sich auf Günther beziehen, nebst Nachricht von einigen darin vorkommenden Gegenden und Orten. — I. 1009. 7. Jun. Merseburg. Verius circa annum 1029 conceptum et saeculo XII scriptum. Heinricus Imperator ecclesiae sitae in heremo, quae vocatur Nordwald, a Gunthero monacho constructae, eiusdemque cellae provisoribus, territorium terminis designatum donasse dicitur. Nach *de Lang*, Regesta I. p. 62 charta maxime suspecta (s. unten bei dem Jahre 1029). In den Mon. Boic. Vol. XI. (Monachii 1771.) p. 138—140. N. XXVI mit der Inhaltsanzeige: Imperialis concessio territorii ad cellam Guntheri, hodie *Rinchna*. an. 1009.

II. 1019. Attestatum *Beringeri* Episcopi. Pataviensis de consecratione Oratorii in heremo Nordwald a S. Gunthero erecti. Ex archivo Altahensi. In die decollationis Joannis, qui est IIII. kalendas Septembris (den 29. Aug.) bei *Piter* l. c. p. 59 seq. N. II. (nicht ganz genau) und in Monum. Boic. T. XI. p. 142. N. XXVIII nicht genau (durch einen Druckfehler mit der Jahrzahl 1018), richtiger in Mon. Boic. Vol. XXVIII. P. 2. (Monach. 1829.) p. 210 seq. N. VIII, wo folgende Aufschrift und Inhaltsanzeige vorgesetzt ist: Beringeri Episcopi Pataviensis testimonium peractae a se dedicationis cellae in honorem S. Johannis Baptistae a Gunthero nobili Eremita in Nordwald exstructae.

III. 1029 (vid. 1009). Data VII Idus Junii Indictione VII anno dominicae incarnationis MVIIII. Anno uero domni Heinrici secundi regnantis VIII. Actum Merseb. feliciter amen. Die Unechtheit der Jahrzahl 2c. suchen die Herausgeber der Mon. Boic. mit folgenden Gründen zu beweisen:

a) Instrumentum hoc, quod Heinricum II. primo *imperatorem*, in monogrammate autem *regem* vocat, ex hac ipsa dissonantia justum esse nequit. *Insolita* jam literarum forma saeculum XII manifestat. Ipsum *sigillum* diligentius inspectum *fraudem* quandam indicare videtur. Suspicio fraudis augetur ex eo, quod *Conradi II.* diploma de anno 1029 1. Jan. (supra inter originalia N. 330 impressum) in codice Hermanni abbatis desit, quodque Niederaltacensibus *novum sigillum* primo impresso addere visum est. Jam vero nostrum transsumptum cum diplomate Conradi 1029 1. Jan. de verbo ad verbum convenit, *exceptis nominibus Heinrici II.* et Cunigundae reginae. *Fictio* ergo *antiquissima* aetatem Hermanni abbatis superat.

b) Notae chronologicae omnes conveniunt anno, in charta indicato 1009, res ipsa ad annum 1029 referenda est.

c) Editum est a *Gretser* in divis Bamberg. (Ingolst. 1611. 4.) p. 69 seq. und in *Ludewig*, Scr. rer. Bamb. I, 331. *Hund*, Metrop. Salisburg. II. edit. Monac. 37, edit. Ratisbon. 25. Monum. Boic. XI, 144—146. No. XXX unter dem Titel: Resignatio territorii Celle S. Guntheri hodie Rinchna concessi. An. 1029 occurrit etiam in codice Hermanni abbatis, medio saeculo XIII conscripto fol. 76. Vid. Monum. Boic. Vol. XXX. P. I. (Collectionis novae Vol. III. P. I.) Monachii 1834. p. 393. No. VIII (inter diplomata falsa et rescripta).

d) Nomen aquae Salae duplici vice alio atramento, coaeva tamen manu et absque rasura inscriptum est. Cf. etiam *Hansizii* Germania sacra. T. I. p. 240 seq. *Dobner*, Annal. T. V. p. 37 (wo diese Urkunde ebenfalls für unecht erklärt wird). *de Lang*, Regest. s. rer. Boic. Autograph. Vol. I. p. 62.

Ueber die Lage einiger der in den beiden Urkunden von 1009 und 1029 erwähnten Orte und Gegenden ertheilten in dem Jahre 1825 an mich gerichtete Briefe des damaligen Raths und königlichen Archivars Oesterreicher zu Bamberg und des Oberzollamtmanns v. Reizenstein zu Zwisel erwünschte Aufschlüsse. „Man kann mehre in den Schenkungsbriefen von 1029 und 1040 angeführte Orte als unfehlbar noch jetzt vorhanden bezeichnen. *Leipfliusa*, von wo aus die Beschreibung der Grenze anfängt, ist der heutige Bach Lipfliz, der etwa eine Stunde von der ehemaligen, dem Kloster Altaich lehnbaren Probstei Rinchnach entspringt. Das kleine Dorf Leibfliz, welches an diesem Bache liegt, ist aber wahrscheinlich erst später entstanden. Nicht weit davon in der Linie der Grenzbeschreibung befindet sich eine waldige Anhöhe, welche von den dortigen Landleuten der Hirschberg genannt wird. Es führen zwar mehre Berge in dieser Gegend diesen Namen, allein diese können nicht mit dem beschriebenen Bezirke in Verbindung gesetzt werden. Es dürfte Chirischbuch hierunter verstanden werden, denn die Endsylbe buch, buhel, bug, berg ist gleich. Eine Stunde davon liegt Holerenbereh, Holernberg, welches sich also gegen die damalige Benen-

nung nicht geändert hat und gleichfalls eine waldige Anhöhe ist. Von da aus gelangt man über den Forhenbach (Forehenbah), Fahrenbach, Fahrnbach in den von Metten (Metema, Metama). Dieser Bach, an dem auch das kleine Dorf Metten liegt, ergießt sich etwa eine Stunde unter dem Markte Regen in den großen Regenfluß (flumen Regin), desgleichen der Sala oder Salizbach, etwas unterhalb Metten. Im Verfolge des Regenflusses abwärts gelangt man ganz richtig nach der Beschreibung an den Ort Bebrach (Piperaha), ein Dechanteihof und Dorf, welches ehedem zu dem Kloster Gotteszell gehörte und von da aus versehen wurde. Die Grenze zieht nun rechts zu dem See auf dem Berge Hadavich (Hadauvich, Hadauit, Hadavuit). Diese Benennung ist ganz verschwunden; es ist aber dieser Berg kein anderer als der Arber, denn nur auf diesem ist ein See anzutreffen, und in einer alten Landkarte von 1710 wurde der Berg Attweich genannt. Aus diesem kleinen See entspringt der Seebach (Sebach), weiter unten am Berge quillt die Schwarza oder Schwarzbach (Suuartzzaha, in der Urkunde von 1040 heißt es: Et inde sicut intercisum est vsque inexostum *svarzahae*) hervor, ersterer ergießt sich oberhalb Zwisel in den Michel- (celtisch: weiß) Regen, letzterer fällt unterhalb Zwisel, wo sich beide Regen bereits vereinigt haben, in den nun genannten großen Regen. Schwartza, Schwarzbach, Schwarzach ist ein Dorf an dem Bache gleiches Namens. Von dem Orte, wo der Kelbersbach (usque ad locum ubi *kelbiripach* [kelbirisbach, khelbirisbah) cadit in *album Regin*) in den Michel- oder weißen Regen fällt, wird also die Grenze auf dem ehemaligen Wege über den Berg und Ort Limberg gehen bis an den sogenannten schwarzen Regen. In diesen fällt auf der linken Seite der Bach Flanitz (fladniza). Wird nun der Lauf dieses Baches aufwärts verfolgt, so gelangt man an das Dorf gleiches Namens, von wo aus weiter gegen den Ursprung dieses Wassers sich die Grenzbeschreibung schließen wird. Der in einer der Urkunden angeführte neue Weg ist noch zu bemerken, und wird von den anwohnenden Landleuten der Güntherfteig genannt („et sic per stratam et super nigrum Regin usque ad eandem *nouam viam a Guntherio monacho preparatam*"). Uebrigens muß noch angeführt werden, daß bei Kötzing gleichfalls ein Bach unter der Benennung „weißer Regen" fließt, der sich mit dem großen Regen vereinigt. Er ist aber mit dem vorhin beschriebenen auf keinen Fall zu verwechseln, da sich die Grenze dieses Bezirks nicht bis dahin ausgedehnt hat und eine Verbindung mit diesen nach der Lage der übrigen gleichstimmenden Umstände sich nicht denken läßt. — Wenn auch der geforderte Aufschluß hier noch nicht vollständig geliefert ist, so können doch die Grenzen als bestimmt angegeben werden, und es dürfte hier wenigstens der Anhaltepunkt zur weitern Erforschung über das Alter, Entstehung und weitern Verhältnisse der Orte gegeben sein."

IV. 1040. 17. Januar. Augustae. Heinricus III. rex monasterio S. Mauritii (Niederaltach) ecclesiam in Nordwalde a Guntherio monacho constructam *Rimichinaha* dictam, bonaque illuc pertinentia in Sweinikgouva in comitatu Adalberti Marchionis et Diotmari praesidis sita, tradit, terminosque antiquos hocce diplomate designat.

Notae: a) Sigillum impressum fractum quidem est, ast totum adhuc et pro conservatione circulo ex orichalco circumdatum.

b) Notae chronologicae inter se conveniunt.

c) Ineditum sub hac saltem forma, cum tali nimirum limitum descriptione, qua fere sola differt ab alio instrumento eiusdem anni ac diei edito in *Hund.* Metrop. II. Edit. Mon. 39. edit. Ratisb. 26. *Lünig,* Spicileg. eccles. III. Theil. 492. Monum. Boic. XI, 146—148. N. XXXI mit der Aufschrift: Ecclesia Rinchna Monasterio Altahensi adtribuitur an. 1040. — Notandum vero hoc instrumento inedito confirmari limites, quales locus *Rinchna* jam anno 1029. 1. Januar. sive tempore primae confirmationis habuit, uti conferenti utrumque instrumentum patebit; altero autem instrumento illi superaddito noviores limites eiusdem loci continuata runcatione factos ac, ut videtur, in aliquibus partibus dilatatos, aeque a rege Heinrico confirmatos fuisse, pro petitione nimirum impetrantium, ac neutrum horum instrumentorum suppositionis aut falsitatis posse redargui, cum neutri quidquam suae perfectionis desit. Cf. Mon. Boic. Vol. XXIX. Edidit Academia scientiarum Boica. Pars prima. Monachii 1831. 4. (Collect. nov. Vol. II. P. I.) Augustae Vindelic. Diplomata imperatorum authentica N. CCCL. p. 62—65.

V. Anno 1040. 17. Januar. Augustae — Heinricus III. rex monasterio S. Mauritii (Niederaltach) ecclesiam in *Nortwald* a Gunthero monacho constructam *Riminchinhaha* dictam, bonaque illuc pertinentia in Suuenikouua, in comitatibus Adalberti Marchionis et Diotmari praesidis sita, tradit, terminosque noviores hoc diplomate designat.

a) Sigillum impressum illaesum, ast pro conservatione circulo ex orichalco circumdatum.

b) Notae chronologicae inter se conveniunt.

c) Editum in *Hund.* Metrop. II. Edit. Mon. 39. ed. Ratisb. 26. *Lünig,* Spicileg. eccles. II. Theil. 492. Monum. Boic. XI, 146—149. No. 30, ubi p. 149—151. No. 32 etiam habetur *versio germanica* antiquissima ex cod. *Hermanni* med. saec. XIII. fol. 134 indicata in marg. fol. 85 sive copiae huius diplomatis.

d) Praeter descriptionem limitum vix differt hoc instrumentum ab alio eiusdem anni et diei inedito. Notandum vero, hocce instrumento confirmatos esse limites, quales fuerant tempore dati instrumenti, dilatatos nimirum nova runcatione inde ab anno 1029 1. Jan. sive a prima confirmatione facta, quin alterutrum instrumentorum possit fraudis aut falsitatis insimulari, cum neutri quidquam suae perfectionis desit v. g. monogramma ac sigillum; vid. Monum. Boic. Vol. XXIX. P. I. No CCCLI. p. 65 seq.

VI. 1045. XV. kal. Nouembris (18. Octobr.) Datum in urbe Praga. Diploma *Brzetislai*, Bohemorum Ducis, quo ob amorem et memoriam B. Guntheri, qui Ducem de fonte baptismatis susceperat, et ab eo in ecclesia Brzewnoviensi sepultus fuit, multa ecclesiae praedictae donat. Item in Moravia quandam cellam, cui nomen Rayhrad, ap. *de Ludewig*, Reliquiar. T. VI. p. 51, ap. *Piter* l. c. p. 61 seq. N. IV ex originali archivi Brzewnov. *Ziegelbauer*, Codex probationum N. I. p. 241 — 243. *Dobner*, Hagek. Annales Bohem. T. V. p. 285 — 287. In einigen Stellen und unwesentlichen Punkten etwas abweichend von dem Abdrucke bei Piter. Dobner fügt (p. 285) hinzu, daß dieses Diplom versehen sei: Sigillo *non* quidem pendente (cuius normae Boleslainum superaque memoratum Eponis militis erat) sed *affixo*. Er scheint keinen Zweifel in die Echtheit dieser Urkunde zu setzen. Anders urtheilt Palacky in der Geschichte von Böhmen 1. Bd. (Prag 1836. 8.) S. 285 (S. 283. Anm. 92?): „Daß Günther Bretislaw's Taufpathe gewesen sei, wird zwar allgemein behauptet, unterliegt aber doch gegründetem Zweifel, da die Urkunde von 1045 nicht echt und die Vita auch erst spätern Ursprungs ist." Mit dieser Behauptung ist Büdinger in der Oesterreichischen Geschichte 1. Bd. S. 351. Anm. 1 nicht ganz einverstanden, wenn er sagt: „Die Urkunde des Bretislaus (s. *Boczek*, Cod. dipl. Moraviae I, 120), auf welcher die Nachricht, daß Günther Taufpathe des Herzogs gewesen sei, beruht, ist von Palacky und Erben (Regesta I, 624) für unecht erklärt worden, ohne daß der Erstere Gründe angegeben hätte. Bedenklich ist in derselben die Erwähnung des Umstandes: „alium vicum Luben nomine propter furtivam venationem similiter patibulo judicatum — Monasterio dedi," — was für diese Zeit ohne Analogie wäre. Im Uebrigen werden besonders äußere Gründe Palacky's Urtheil veranlaßt haben. Eine eingehende Untersuchung dieser Urkunde (an der auch, so viel wir wissen, Dombrowsky keinen Anstoß genommen zu haben scheint) wäre wünschenswerth." Hierher gehört endlich noch das Zeugniß Dudik's in der Geschichte des Benedictinerstiftes Raygern, welches wir, da uns das gründliche Werk selbst nicht zugänglich ist, mit den Worten des Recensenten in den Göttingischen gelehrten Anzeigen 1850. 3. Bd. 139. St. S. 1785 wiederholen wollen: „Als derjenige, welcher die Stiftung von Raygern durch den Herzog Bretislaw I. veranlaßt haben soll, wird der Eremit Günther genannt, welcher daher auch, obgleich von Rom nicht kanonisirt, von den Benedictinern in Böhmen und Mähren von jeher als Heiliger verehrt worden ist. Der Verfasser erkennt jedoch an, daß sowol dessen Vita, als die auf ihn bezüglichen Urkunden einer weit spätern Zeit angehören, und daß daher seine Lebensverhältnisse (wenigstens in einiger Hinsicht) ungewiß sind." Nach Dudik wurde das Stift Raygern erst 1048 gegründet. Im Allgemeinen drückt sich Wattenbach (a. a. O. S. 229. Anm. 4) in dieser Beziehung so aus: „Zu warnen ist vor den auf Günther bezüglichen falschen Urkunden, welche im 13. Jahrh. zu Kloster Brzewnow verfaßt wurden."

VII. 1046. 12. November. *Egilbertus* Pataviensis antistes, antecessoris *Berengeri* vestigia premens, cellae, quam Guntherus eremita in Nordwald exstruxit, omnem decimam terrae cultae vel incultae infra eandem cellam ad dies vitae suae et Ratmundi inferioris Altahae concedit. — Ecclesiae Pataviensis, olim Laureacensis; Codex traditionum alter; vid. Monument. Boic. Vol. XXVIII. P. II. p. 99 seq. N. I. Schon vorher, aber weniger getreu, in Monum. Boic. Vol. XI. p. 153 seq. N. XXXIV mit der Aufschrift: Concessio decimarum ad dies vitae. Der Bischof erklärt darin, daß er diese Verleihung des Zehnten durch den Bischof Beringer jetzt erneuert habe: „Radhmundi abbatis cuius *potestati* cellula eadem *obitu Guntherii* praefati successit petitione devictus," woraus zugleich folgt, daß Günther nicht lange vorher (also, nach der richtigen Angabe, im J. 1045 den 9. Oct.) und nicht erst 1047 gestorben ist. (Dr. *Hesse*.)

GÖLLNITZ, 1) Dorf im Herzogthume Sachsen-Altenburg, zwei Stunden von Schmölln, besaß einen merkwürdigen Apfelbaum, der 300 edle Sorten enthielt und von denen 170 Sorten im J. 1818 Früchte trugen. Die Höhe des Baumes wird zu 4 Fuß, die Breite zu 5 Fuß angegeben.

2) Bergflecken im zipser Comitate im Königreiche Ungarn (38° 37′ 2″ ö. L., 48° 50′ 27″ nördl. Br.) am Unterlaufe der auf dem Kralowa Hola entspringenden Göllnitz, einem Nebenflusse der in die Theiß fallenden Kundert (Hernat), mit 5000 Einwohnern, die fast sämmtlich Bergleute sind, mit Kupfer- und Eisengruben, Messer- und Drahtfabriken. (*H. E. Hössler*.)

GÖLNITZ (Abraham)[1]), teutscher Reisender und Geograph des 17. Jahrh., gewöhnlich Golnitius genannt, über dessen Lebensverhältnisse wir Nichts weiter wissen, als daß er zu Danzig geboren wurde, als junger Mann die meisten Länder Europa's durchreiste[2]) und im J. 1642 zu Kopenhagen als Secretair des Königs Christiern IV. von Dänemark lebte. Auch das Jahr seines Todes ist unbekannt. Seine geographischen Schriften, welche bei seinen Zeitgenossen den größten Beifall fanden und in vielen Auflagen verbreitet wurden, verdienen jetzt noch Beachtung und insbesondere enthält die Beschreibung seiner Reise durch Belgien und Frankreich (Ulysses belgico-gallicus, fidus tibi dux et Achates per Belgium hispan., Regnum Galliae, Ducat. Sabaudiae, Turinum usque Pedemonti metropolim. Lugd. Batav. 1631. 12. Amstelodami 1655. 12.), obgleich sie nicht frei von Irrthümern und von Fehlern in der Orthographie der Namen ist, in der Aufzählung der Merkwürdigkeiten der französischen Städte[3]) manche, für

1) Joh. G. Th. Gräße (Lehrbuch der Literairgeschichte. 3. Bd. Abth. 2. S. 811) nennt ihn irrthümlich Albrecht. 2) Qui ipsus maximam Europae partem non semel obivi, Vorrede zum Compendium geographicum. 3) Die Reise erstreckt sich nicht über Spanien, wie J. G. Meusel (Bibliotheca historica. Vol. VI. P. I. p. 75) fälschlich annimmt.

die Geschichte und Topographie werthvolle Bemerkungen, welche man anderwärts vergebens suchen würde und eine von Louis Coulon besorgte französische Uebersetzung (Ulysse françois. Paris 1643. 12.) beweist, daß die Bewohner des von Gölnitz durchreisten Landes den Werth seiner Mittheilungen zu würdigen wußten; für die Geschichte der teutschen Cultur sind die Statuten und Privilegien der teutschen Nation an der Universität zu Orleans, welche er vollständig mittheilt[4]), vorzugsweise wichtig. Auch sein zum Unterrichte des Sohnes des dänischen Kanzlers Christian Thomäus verfaßter Abriß der Geographie (Compendium geographicum, succincta methodo adornatum. Amstelodami 1643 und 1649. 12. Wittenberg. 1671 und 1678. 12.) kann jetzt noch, da er nicht Andern nachgeschrieben ist, sondern auf eigener Anschauung und gründlicher Untersuchung beruht[5]), über den damaligen Zustand der europäischen Länder und hauptsächlich über Spanien mit Nutzen zu Rathe gezogen werden. Dagegen haben jetzt sein Princeps ex Corn. Tacito curata opera deformatus (Lugd. Batav. 1636. 12.) und seine Ausgabe der Politica christiana von Lamb. Daneau (Lugd. Batav. 1639. 12.) ihre Bedeutung verloren. Ein genealogisches Handbuch, welches er zu schreiben beabsichtigte[6]), scheint nicht zu Stande gekommen zu sein[7]). (*Ph. H. Külb.*)

GÖLTZSCH (die), ein Flüßchen im Voigtlande im Königreiche Sachsen, entspringt in der Nähe des Städtchens Falkenstein, geht durch Ellefeld, Auerbach, Gölitzsch, Niederauerbach, Rodewisch, Plon, Lengefeld und Waldkirchen zur fürstl. reußischen Stadt Greiz und fällt in geringer Entfernung von dieser Stadt bei Slaisdorf in die weiße Elster. Bei Reichenbach ist das Göltzschthal durch einen großartigen, 2000 Fuß langen, 278 Fuß hohen Viaduct der königl. sächsisch-bairischen Staatseisenbahn überbrückt. (*H. E. Hössler.*)

GÖMÖR oder Sajo-Gömör, ein Marktflecken im putnoker Bezirke der gömörer Gespanschaft in Ungarn, an dem in der Gespanschaft entspringenden Flusse Sajo, unter 38° 0′ 28″ L. und 48° 27′ nördl. Br., mit 2000 Einwohnern, einer Lutherischen Kirche, einem Gymnasium, Töpfereien, Tabaks- und Weinbau. Das alte Schloß steht auf dem Var-hegy (dem Schloßberge). (*H. E. Hössler.*)

GÖMÖRER GESPANSCHAFT, ungarisch Gömör-Varmégye, slawisch Gemerska Stolicza, im Kreise diesseits der Theiß in Oberungarn, eine der höchsten Berglandschaften Ungarns, liegt mit dem kleinhonther Comitate vereinigt zwischen 37° 3′ — 38° 32′ 5″ der L. und 48° 11′ — 49° 3′ nördl. Br. und zählt auf 76¼ □Meilen über 150,000 Einwohner, Magyaren, Teutsche, Slawen und Zigeuner in 13 Marktflecken, 286 Dörfern und 97 Prädien. Der obere Theil ist sehr gebirgig, rauh und wenig fruchtbar, dagegen haben die Berge, unter denen wir den Ochsenberg und Szinetz nennen, einen Reichthum an Gold und Silber, Eisen (100,000 Centner jährlich?), Kupfer, Quecksilber, Antimonium, Zinnober, Steinkohlen, an Sauerbrunnen und Stahlwässern. Bei Agtelek findet sich eine berühmte Höhle. Der untere Theil ist eben und fruchtbar an Getreide, Holz, Flachs, Mohn und vornehmlich an gutem Tabak. Auch an Wildpret aller Art mangelt es nicht. Neben den Arbeiten des Bergbaues wird von den Bewohnern auch Schafzucht betrieben und Papier, allerhand Holzwaaren, Leinwand, irdenes Geschirr und Tuch verfertigt. — Ihren Namen hat die Gespanschaft von dem alten, verfallenen Schlosse Gömör, dessen Ruinen an der Westseite des gleichnamigen Fleckens sich befinden. (*H. E. Hössler.*)

GÖNNER (Friedrich Gebhard Theodor), Professor der Medicin bei dem Collegium medico-chirurgicum in Berlin, war in seinen jüngern Jahren Privatdocent und schrieb eine Einleitung in die Pathologie (Berlin 1778.). Noch in späterer Zeit kam er auf diesen Gegenstand wieder zurück in einer Rede über die Wichtigkeit der Pathologie (Berlin 1790. 8.). Als brauchbar empfahl sich vorzüglich das erstgenannte Werk, das sich mehre Jahre in Ansehen erhielt. Im Jahre 1788 war Gönner Professor der Pathologie und Semiotik bei dem Collegium medico-chirurgicum geworden. Mit vielem Beifalle hielt er über 30 Jahre öffentliche Vorlesungen, die sich fast über alle Theile der Medicin erstreckten. Literarisch thätig zu sein, wozu ihn seine Kenntnisse befähigten, fand er keine Muße. Sein ganzes Leben war dem ihm übertragenen Lehramte gewidmet. Die Gründlichkeit seiner Kenntnisse und sein anziehender Vortrag als Docent verschafften ihm ein zahlreiches Auditorium. Mit rastlosem Fleiße erfüllte er, selbst noch in höherem Alter, seine Berufspflichten. Viele Aerzte und Wundärzte des preußischen Staates, besonders der Armee, verdankten ihm einen wesentlichen Theil ihrer Bildung. Er starb am 24. Nov. 1804 im 65. Lebensjahre*). (*Heinrich Döring.*)

GÖNNER (Nicolaus Thaddäus von), ursprünglich bürgerlicher Abkunft, später in den Adelsstand erhoben, erblickte das Licht der Welt am 18. Dec. 1764 zu Bamberg, wo sein Vater, Michael Gönner, als Rechnungsrevisor und domcapitularischer Kastner angestellt war. Er genoß eine sorgfältige Erziehung. Seine Talente und sein Fleiß berechtigten nach dem fast einstimmigen Urtheile seiner Lehrer, schon als er noch die Schule seiner Vaterstadt besuchte, zu nicht geringen Erwartungen für die Zukunft. In den ältern Sprachen und in der Mathematik machte er rasche Fortschritte. Aber auch die schönen Wissenschaften waren von seinem Jugend-

4) Edit. Lugd. Batav. 1631. p. 225—252; vergl. Encykl., Art. Giphanius, 67. Bd. S. 67. 5) Hic monere volui, ut quid hic ab aliis sit discriminis, posteritas notaret, nam non conscribillare, sed verum scribere mihi animus fuit. Vorrede zum Compend. geogr. 6) Wie aus derselben Vorrede hervorgeht. 7) Vergl. *Chr. Saxii* Onomasticon literarium. Vol. V. p. 557. Biographie universelle. Tom. XVII. p. 582. Biographie générale. Tom. XX. p. 946.

*) Vergl. Allgem. Literaturzeitung. Intelligenzblatt 1804. Nr. 202. S. 1659. Meusel's Gel. Deutschland. 2. Bd. S. 598. 11. Bd. S. 281. Baur's Neues histor.-biograph.-literarisches Handwörterbuch. 6. Bd. S. 507.

unterrichte nicht ausgeschlossen. Mit dem Plane, sich der Jurisprudenz zu widmen, eröffnete er in seiner Vaterstadt seine akademische Laufbahn. Er war kaum 17 Jahre alt, als er sich die philosophische Doctorwürde erwarb. Bei dieser Gelegenheit vertheidigte er seine 1781 im Drucke erschienenen Theses ex historia philosophiae, logica, ontologia et mathesi. Zur Fortsetzung seiner Studien begab er sich nach Göttingen. Aus Wetzlar, wo er bei dem dortigen Reichskammergerichte sich in der juristischen Praxis geübt hatte, kehrte er nach Bamberg zurück. Von seiner gründlichen Kenntniß aller Theile der Rechtswissenschaft legte er in einer öffentlichen Prüfung ein so unzweideutiges Zeugniß ab, daß er bald nachher, im November 1789, zum ordentlichen Professor der Rechte und zum Beisitzer der Juristenfacultät zu Bamberg und einige Jahre später, im Juni 1791, auch zum Hof- und Regierungsrathe ernannt ward. Er hatte dadurch einen sehr ausgedehnten Wirkungskreis erhalten. Ueber alle wichtigen Lehens- und Criminalsachen mußte er votiren und referiren, über die Berufungen des Domcapitels, über Provocationen des Landgerichts und des Obermarschallamts, über alle Justizsachen in zweiter Instanz, über Gesetzgebungsangelegenheiten, über wichtige polizeiliche Verfügungen des ganzen Fürstenthums rc. Dadurch berichtigte und erweiterte Gönner seine theoretischen Kenntnisse, und erlangte eine ungemeine Fertigkeit, die verworrensten Gegenstände lichtvoll darzustellen. Einen Beweis seiner juristischen Kenntnisse hatte er schon einige Jahre früher geliefert in einer anonym herausgegebenen Schrift [1]) und in einer lateinischen Abhandlung, die er bald nachher hatte drucken lassen [2]).

Sein Scharfsinn zeigte sich besonders in der strengen Prüfung der einzelnen Bestimmungen des neuen Criminalgesetzbuches, das im J. 1791 in dem Fürstenthume Bamberg eingeführt ward. Ebenso nützlich war er auch als Mitglied der Culturcommission durch seine Rathschläge und Anordnungen. Auch zum Mitgliede des Prüfungssenats aller Rechtscandidaten war er ernannt worden. Als akademischer Docent las er neben seinen übrigen Collegien nach Pfister's Tode auch über das Staatsrecht. Als Staatsconferenzrath beauftragt, die damaligen Eingriffe Preußens in die Rechte des Fürstenthums Bamberg gesetzlich zurückzuweisen, begab er sich, begleitet von dem Rechtsconsulenten Steinlein, nach Nürnberg. Den dort von ihm mit dem preußischen Abgeordneten v. Kretschmann abgeschlossenen Staatsvertrag, den der Fürstbischof mündlich bestätigt hatte, dennoch durch mancherlei Cabalen scheitern zu sehen, mußte für Gönner um so unangenehmer sein, da dieser Vertrag für Bamberg in mehrfacher Hinsicht sehr vortheilhaft genannt werden konnte. Ein sehr ausgedehnter Wirkungskreis eröffnete sich für Gönner durch das im März 1797 ihm übertragene Amt eines zweiten Hofkammerconsulenten. Als solcher hatte er die Aufsicht über das Forstwesen, über den Bergbau, über die Hofbauten, Domainen, Hofintendanzen, Zölle rc., und zugleich als Vicedirector nach dem Director die erste Stimme in allen Finanzangelegenheiten zu einer Zeit, wo diese seit dem Einfalle der französischen Truppen im August 1796 sich in einem sehr zerrütteten Zustande befanden. Durch Einführung von Tabellen und durch die Ernennung eines Conrevisors suchte Gönner die eingerissenen Mängel zu beseitigen, was seinem Eifer auch in nicht gewöhnlichem Maße gelang.

Immer blieb ihm unter so vielfachen Berufsgeschäften noch Zeit und Kraft, auch als Schriftsteller thätig zu sein. Aus einem neuen Gesichtspunkte betrachtete er in einer eigenen Schrift (Bamberg 1795. 8.) die Ascendentenerbfolge in weiblichen Lehen. Von Th. Hagemann's Einleitung in das gemeine, in Teutschland geltende Lehnrecht hatte er schon einige Jahre früher (1791) eine zweite vermehrte und verbesserte Ausgabe besorgt. Ein von ihm zu Bamberg im J. 1797 herausgegebenes Werk enthielt die Principien der juristischen Praxis, sowol im Allgemeinen, als auch in Anwendung auf jede Gattung juristischer Aufsätze. Zu Erlangen erschien im J. 1800 die von Gönner verfaßte Entwickelung des Begriffs und der rechtlichen Verhältnisse teutscher Staatsrechtsdienstbarkeiten. Manchen schätzbaren Aufsatz enthielten auch seine juristischen Abhandlungen (Bamberg 1795.), zu denen Gönner 1799 noch einen zweiten Theil hinzufügte, in welchem er Erörterungen über den gemeinen Proceß mittheilte. Gehaltvolle Beiträge lieferte er auch zu v. Völderndorf's und v. Kretschmann's juristischer und staatswissenschaftlicher Literatur.

Als Dekan und Senior der Juristenfacultät hatte Gönner in Lehrvorträgen und Disputationen die teutsche Sprache eingeführt und außerdem in mehrfacher Hinsicht zum Flor der bamberger Universität so wesentlich beigetragen, daß es ein großer Verlust für sie genannt werden konnte, als Gönner (1799) einem Rufe nach Ingolstadt folgte. Dort war ihm die Professur des Staatsrechts angetragen worden. Mit Schmerz trennten sich von Gönner die ihn begleitenden Freunde und Schüler. Auch in Ingolstadt verschafften ihm seine gründlichen Kenntnisse und sein lichtvoller Vortrag ein zahlreiches Auditorium. Er war es, der nicht lange nach seiner Ankunft in Ingolstadt dahin wirkte, daß die Universität nach Landshut verlegt ward. Dies geschah im April 1800. Die Berufung neuer berühmter Lehrer aller Facultäten suchte er möglichst zu fördern, besonders seit er im J. 1804 zum beständigen Prokanzler ernannt worden war. Ihm ward die Auszeichnung, dem damaligen Kronprinzen von Baiern Privatunterricht über teutsches Staatsrecht zu ertheilen, und während dessen Anwesenheit in Landshut war Gönner sein steter Gesellschafter, Führer, vertrauter Rathgeber und Freund. Die Liebe und Verehrung der Studirenden gewann er nicht blos durch seine geistreichen Lehrvorträge, sondern auch durch

1) Unpartheiische Gedanken über die Einführung des Simultaneums in den Osnabrückischen Orten Fürstenau und Schladehausen, und die dagegen von der Stadt Fürstenau geführten Klagen. (Frankfurt und Leipzig 1788. gr. 8.) 2) Diss. de mutuo domini territorialis et subditorum consensu ad mutandum religionis exercitium contra observantiam anni normalis necessario et sufficiente. (Bambergae 1790. 4.)

die Humanität, mit der er wißbegierigen Jünglingen den Zutritt in seinem Hause gestattete, seine Freistunden oft belehrenden Gesprächen mit ihnen widmete und sich bei jeder Gelegenheit als ihren Freund und Rathgeber zeigte. Auch als Schriftsteller empfahl er sich ihnen, wie in noch höherem Grade allen gelehrten Juristen, durch zwei Werke, durch die er sich ein bleibendes Denkmal stiftete. Beide fallen in die erste Zeit seines Aufenthaltes in Landshut. Mit einer systematischen Bearbeitung aller einzelnen Rechtsformen verband Gönner eine ungemein lichtvolle Darstellung in seinem Handbuche über den gemeinen Proceß [3]). Wie sehr das Bedürfniß eines solchen Werkes gefühlt worden war, bewies die schnelle und allgemeine Verbreitung desselben. Die drei ersten Bände dieses Handbuches waren schon bis zu dem Abdrucke des vierten in zwei Jahren vergriffen. Einer von Gönner's Freunden äußert sich darüber mit den Worten: „Dies Werk wurde schon im ersten Jahre seines Erscheinens das allgemeine Orakel sämmtlicher teutschen Hochschulen und diente noch lange vielen Juristen zum Leitfaden. Auch die musterhafte Sammlung seiner Rechtsfälle [4]) trug wesentlich dazu bei, den Ruf des Musensitzes, dem er als Lehrer zu einer nicht geringen Zierde gereichte, immer weiter auszubreiten." In einer anonymen Schrift, die ohne Angabe des Druckortes 1803 erschien, entwickelte Gönner die staatsrechtlichen Verhältnisse der adeligen Gutsbesitzer in den kurpfalzbairischen Entschädigungslanden, besonders in den fränkischen Fürstenthümern Bamberg und Würzburg. Ebenfalls anonym und ohne Angabe des Druckortes schilderte er 1804 die Staatsverhältnisse der Reichsritterschaft im Bambergischen und Würzburgischen. Diese Schrift enthielt die Resultate einer ihm übertragenen Untersuchung jener Verhältnisse, die er während eines mehrwöchentlichen Aufenthaltes in München (1803) genau kennen gelernt hatte. Vor dem bisher weitverbreiteten Lehrbuche des teutschen Staatsrechts von Pütter hatte ein von Gönner über die gleiche Materie geschriebenes Werk [5]) den Vorzug durch den darin herrschenden philosophischen Geist und durch die gefälligere Darstellungsgabe. Es ward auf mehren teutschen Hochschulen eingeführt und kaum erschienen zu Augsburg nachgedruckt. Durch eine neue, vielfach vermehrte und verbesserte Ausgabe eines bekannten und weit verbreiteten Lehrbuches (Grundsätze des ordentlichen und summarischen Processes von W. A. Fr. Danz) erhöhte Gönner nach dem Tode des Verfassers die anerkannte Brauchbarkeit jenes Compendiums. In einzelnen Programmen beschäftigte er sich mit verschiedenen juristischen Materien. Unter andern schilderte er 1804 die Nothwendigkeit einer Verbesserung der Ansicht vom Staate und den Einfluß dieser Reform auf Geschichte, Politik, Statistik, Staatswirthschaft und Völkerrecht. Auf diesen Gegenstand kam Gönner noch einmal zurück in einem 1805 geschriebenen Programme [6]). In einem andern erörterte er das rechtliche Princip der teutschen Territorialverfassung [7]). Für höchst nothwendig hielt er eine gründlichere Bearbeitung des in Teutschland geltenden Privatrechts. Auch über diesen Gegenstand sprach er seine Ansichten in einem besondern Programme aus [8]). In einer öffentlich gehaltenen und später dem Drucke übergebenen Rede [9]) schilderte er vom staatswissenschaftlichen und juristischen Standpunkte aus die Nothwendigkeit eines Staatsschatzes.

Unterbrochen und gelähmt ward seine bisherige literarische Thätigkeit durch den Umsturz der teutschen Staatsverfassung [10]). Dadurch waren mehre seiner erworbenen Kenntnisse nutzlos und unbrauchbar geworden. Seine trübe Stimmung ward noch vermehrt durch eine vieljährige Krankheit seiner Gattin, einer geborenen Wynendahl aus Erfurt, deren Tod seinen vier Kindern die mütterliche Pflege entzog. Seine Geistesthätigkeit war so gelähmt, daß fast jede literarische Arbeit ihn anekelte. Er bedurfte Zeit, um sich wieder zu fassen. Sein Geist erlag jedoch nicht unter den mannichfachen ungünstigen Verhältnissen, die seine damalige Lage wahrhaft drückend machten. Sein Wiedererwachen vom Schlummer verkündete Gönner durch die wissenschaftliche Begründung und umständliche Beleuchtung einer Staatsdienstpragmatik [11]). Dies dem Interesse aller Nationen entsprechende Werk fand den fast ungetheilten Beifall aller Sachverständigen. Dem Könige von Baiern hatte Gönner dafür die Ernennung zum Ritter des Civilverdienstordens zu verdanken. Seinem Scharfblicke konnte es nicht entgehen, wie die durch den Rheinbund veränderte teutsche Staatsverfassung und Frankreichs Einfluß auf Teutschland eine neue Gesetzgebung und gänzliche Reform des juristischen Studiums dringend forderte. Er sprach sich darüber aus in besondern Vorlesungen, die von In- und Ausländern zahlreich besucht wurden. In den Geist der französischen Sprache und Gesetzgebung war Gönner so tief eingedrungen, daß er über die dunkelsten Stellen des Code Napoléon ein helles Licht verbreiten, scheinbare Lücken ergänzen und die Widersprüche in einzelnen Gesetzen beseitigen konnte. Seine mündlichen Vorträge machte er noch gemeinnütziger durch die Herausgabe eines Archivs für die Gesetzgebung und Reform des juristischen Studiums [12]). Schon früher, in den Jahren 1808 —

3) Der vollständige Titel lautet: Handbuch des deutschen gemeinen Processes, in einer ausführlichen Erörterung seiner wichtigsten Gegenstände. (Erlangen 1801—1803. 8.) 4 Bde. 4) Auserlesene Rechtsfälle und Ausarbeitungen. (Landshut 1801—1805. gr. 8.) 4 Bde. 5) Es erschien unter dem einfachen Titel: Deutsches Staatsrecht. (Landshut 1804. gr. 8.)

6) Als Anhang zu J. B. Nibler's Schrift: Der Staat aus dem Organismus des Universums entwickelt. (Landshut 1805. 8.) 7) Bei dem von Lorenz Hammelstoß herausgegebenen Versuche einer Entwickelung des Begriffs und der rechtlichen Verhältnisse der Regalität in Deutschland. (Landshut 1804. gr. 8.) 8) Gedruckt als Anhang zu Wirschinger's Versuch einer neuen Theorie über das Juramentum in litem. (Landshut 1806.) 9) Landshut 1805. gr. 8. 10) Anonym und ohne Angabe des Druckortes gab er damals eine Schrift heraus unter dem Titel: Ueber den Umsturz der deutschen Staatsverfassung und seinen Einfluß auf die Quellen des Privatrechts in den neuen souverainen Staaten der rheinischen Conföderation. 11) Unter dem Titel: Der Staatsdienst aus dem Gesichtspunkte des Rechts und der Nationalökonomie betrachtet; nebst der Hauptlandespragmatik über die Dienstverhältnisse der Staatsdiener im Königreiche Baiern, mit erläuternden Anmerkungen. (Landshut 1808. gr. 8.) 12) München 1808—

1809, hatte Gönner ein kritisches Archiv der neuesten juridischen Literatur und Rechtspflege in sechs Bänden herausgegeben. Sein steigender Ruhm als Staatsbeamter und als Autor machte den Neid und die Misgunst rege. Er mußte seine Freimüthigkeit mit dem Schicksale büßen, daß seine Schriften einige Zeit einer strengen Censur unterworfen wurden. Trotz dieses Schicksals, das der Einfluß mächtiger Gegner über ihn verhängte, hatte sich sein Archiv für die Gesetzgebung weit verbreitet. In Oesterreich und Preußen, selbst in Frankreich ward diese Zeitschrift sehr geschätzt. Eine besondere Anerkennung seiner literarischen Verdienste ward ihm von dem Könige von Sachsen, der den Entwurf einer neuen Gerichtsordnung für die sächsischen Lande seiner Durchsicht und Prüfung unterwarf. Seine Kritik jenes Entwurfs erschien 1808 zu Landshut. Die Vielseitigkeit seiner Geistesbildung zeigte Gönner auch in dem 1810 zu Nürnberg herausgegebenen Beiträgen zur Jurisprudenz der Teutschen.

Unter dem Fortgenusse seines Professorgehaltes in Landshut war Gönner um diese Zeit (1811) zum Gesetzgebungscommissair ernannt worden. Mit seinen Collegen blieb er noch immer in enger Verbindung, da er nur dann und wann auf unbestimmte Zeit nach München gerufen ward. Grundlos war die Besorgniß, daß er die mit einem Gehalte von 2700 Fl. im J. 1812 ihm angetragene Stelle eines zweiten Directors des königl. Appellationsgerichts vom Isarkreise zu München, als seinen Verdiensten nicht entsprechend, ablehnen werde. Durch das Versprechen einer Gehaltserhöhung suchte ihn der bairische Minister v. Montgelas an die Universität Landshut zu fesseln, da seine Stelle als öffentlicher Lehrer nicht leicht ersetzt werden konnte, wenigstens nicht von einem so verdienstvollen Gelehrten. Gönner lehnte jedoch dieses ehrenvolle Anerbieten ab. Der wachsende Einfluß der Jesuiten und der sich schon vermindernde Flor der Universität scheint ihn dazu bewogen zu haben. Dann aber glaubte er auch wol in München seinem Vaterlande noch wesentlichere Dienste als bisher leisten zu können. Als Gesetzgebungscommissair hatte er 1812 das von ihm entworfene Testament einer Freifrau v. Dachsberg mit so vielem Scharfsinne vertreten, daß die Gültigkeit dieses Testamentes in höchster Instanz anerkannt worden war. Als das erste legislative Resultat empfing damals das Publicum seine Schrift: Ueber den Begriff eines Notherben und die Erlöschung dieser Eigenschaft, in besonderer Anwendung auf deutsche Erbverträge, vorzüglich nach dem römischen und bairischen Civilrechte [13]). Diese Schrift erregte um so mehr Bewunderung, da er sie, um den wichtigen Proceß zu gewinnen, in großer Eile hatte abfassen müssen. Noch nicht lange hatte er die praktische Laufbahn am königl. Appellationsgerichte betreten, als er (1813) zum Ritter des Civilverdienstordens mit Transmission des einfachen Adels auf einen Sohn ernannt ward.

Als Schriftsteller war er noch immer thätig geblieben. Seine Erläuterungen zu dem von dem Präsidenten v. Feuerbach verfaßten Strafgesetzbuche, die er in einer Staatscommission vorgetragen hatte, ließ er 1814 drucken [14]). Gleichzeitig erschien sein dem Justizministerium zur unparteiischen Prüfung übergebener Entwurf eines Gesetzbuches über das gerichtliche Verfahren in bürgerlichen Rechtssachen [15]) und die erste Abtheilung seiner Beiträge zur Gesetzgebung in den neuen Staaten [16]). In literarischen Arbeiten oft gestört durch die trockenen und mechanischen Directorialgeschäfte beim königl. Appellationsgerichte, war Gönner froh, als ihn im April 1815 die Ernennung zum geheimen Justizreferendar von Geschäften befreite, die mit seinen Neigungen so wenig harmonirten. Ununterbrochen beschäftigte ihn seitdem die Ausarbeitung und Vollendung der zeitgemäßen Gesetzbücher. Im J. 1817 ward er zum Staatsrathe im außerordentlichen Dienste und im Februar 1820 zum wirklichen Staatsrathe im ordentlichen Dienste bei der Justizsection ernannt. In diese Zeit fallen seine nach dem Muster von Frankreich, Oesterreich und Preußen verfaßten Jahrbücher der Gesetzgebung und Rechtspflege in Baiern. Er gab sie gemeinschaftlich mit dem Ministerialrathe Schmidlein heraus [17]). Auf dem ersten bairischen Landtage war Gönner königlicher Commissar für alle Gegenstände des Civilrechts und der Proceßordnung. Zu dem auf jenem Landtage am 22. April weitläufig verhandelten Gesetze, die bairische Gerichtsordnung betreffend, schrieb Gönner einen ausführlichen Commentar [18]), der nicht nur unter Rechtskundigen Baierns, sondern auch im Auslande fast ungetheilten Beifall fand. Schon im Jahre zuvor (1819) hatte Gönner der bairischen Ständeversammlung einen Entwurf über das Hypothekenwesen vorgelegt [19]). Sein Entwurf gründete sich im Wesentlichen auf die Principien der Publicität und Specialität, wodurch alle stillschweigenden und allgemeinen Hypotheken verbannt wurden. Dieser Entwurf eines neuen Hypothekensystems, das auf die bürgerlichen Eigenthumsverhältnisse in einer Reihe von Jahren einen kaum zu berechnenden Einfluß äußern mußte, fand viele Gegner, obgleich die Landstandsabgeordneten schon bei der ersten Vorlage jenes Entwurfes sich davon einen großen Gewinn für die ganze Nation versprachen. Einer von Gönner's Hauptgegnern war v. Aretin, der Herausgeber der Landtagszeitung und

1812. 8. 3 Bde. Besonders abgedruckt wurden aus dem zweiten Hefte des dritten Bandes die Aufsätze: Ueber die Nothwendigkeit eines beständigen Collegiums für die Gesetzgebung in Verbindung mit dem Collationstribunal (1808). Ueber die Succession in successive Weiberlehen nach erloschenem Mannsstamme (1809).

13) Landshut 1812. gr. 8.

14) Unter dem Titel: Anmerkungen zum Strafgesetzbuche. 15) Erlangen 1815—1817. 8. 3 Bde. 16) Ebendas. 1815. 8. Sie erschien auch mit dem Nebentitel: Ueber Gesetzgebung und Rechtswissenschaft in unserer Zeit. 17) Ebendas. 1818—1820. gr. 8. 3 Bde. Der Grund, daß die Fortsetzung dieser Jahrbücher unterblieb, scheint darin gelegen zu haben, daß nach der neuen Constitution die beiden Kammern zur Abfassung der Gesetze ihre Einwilligung geben mußten und die Verhandlungen der zweiten Kammer ohnedies auf officiellem Wege zur Kenntniß des Publicums gelangten. 18) Erlangen 1820. gr. 8. 19) Sein ausführlicher Commentar über das Hypothekengesetz des Königreichs Baiern erschien zu München 1823—1824 in zwei Bänden.

gleichzeitiger Referent im Gesetzgebungsausschusse des Landtags. Durch mehre ständische Arbeiten war er abgehalten worden, diesen wichtigen Gegenstand zur Berathung zu bringen. Darüber erhob sich zwischen ihm und dem Verfasser des Entwurfes eine literarische Fehde, die, wenn sie gleich zu mitunter derben Persönlichkeiten ausartete, doch das Gute hatte, daß beide in den Gegenstand tiefer eingeweiht wurden, während sie sich wechselseitig auf ihre Irrthümer aufmerksam machten. Eine gegenseitige Erklärung trug dazu bei, die streitenden Parteien zu versöhnen, nachdem Gönner bei der zweiten Ständeversammlung im Winter 1821 das Hypothekengesetz in Verbindung mit der Prioritätsordnung in einer vollkommeneren Gestalt zur Berathung vorgelegt hatte. Seiner gründlichen Vertheidigung dieses Nationalinstitutes gelang es, daß dasselbe mit wenigen Modificationen allgemein angenommen und zum Reichsgesetze erhoben ward. Auch der in derselben Ständeversammlung den Deputirten zur Berathung übergebene Entwurf eines Strafgesetzbuches war, wenigstens was die Bearbeitung des ersten Theiles betraf, dem Plane und der Anlage nach, größtentheils Gönner's Werk. Durch die eben so gründliche als scharfsinnige Beurtheilung von Verbrechen und Vergehen zeichnete sich dieser erste Theil sehr vortheilhaft vor dem zweiten aus, der von einem andern Referenten ausgearbeitet ward. Gönner's Ansichten blieben nicht unangefochten. Mit großer Ueberlegenheit trat er jedoch einem seiner Hauptgegner in einer eigenen Schrift entgegen [20]). Manche Stimmen in München, Augsburg und Wien erhoben sich gegen ein von ihm verfaßtes Rechtsgutachten, in welchem er die Staatspapiere des Bankiers Rothschild unter den Gesichtspunkt der Lotterieloose gestellt hatte [21]). Immer eröffnete er sich wieder ein neues Feld zu fruchtbaren Forschungen in allen Zweigen der Staatswissenschaft, die er zum Theil durch den Druck bekannt machte, wie unter andern seine Vorträge über Gesetzgebungsgegenstände an die zweite Kammer der ersten Ständeversammlung im Königreiche Baiern [22]). Seine Vorliebe für die studirende Jugend bewog ihn, an der neuen Universität zu München das Lehramt der philosophischen Rechtsgelehrsamkeit zu übernehmen. Zur Celebrität jener Hochschule trug es wesentlich bei, daß im Lectionskataloge der Name eines Mannes stand, dessen Verdienste nicht blos von seinem Landesherrn, sondern auch von mehren fremden Fürsten durch äußere Auszeichnungen anerkannt wurden. Im März 1820 hatte Gönner vom Großherzoge von Hessen-Darmstadt das Commandeurkreuz des Löwenordens erhalten; im Mai desselben Jahres vom Kaiser Alexander den russischen St. Annenorden und im Mai 1822 von dem Könige von Würtemberg den Orden der würtembergischen Krone.

20) Siehe die von Gönner verfaßten Motive zum Bairischen Entwurf des Strafgesetzbuchs, mit kurzer Prüfung der ausführlichen Prüfung, welche Hr. Statsrath Oersted 1823 herausgegeben hat. (Erlangen 1825. gr. 8.) 21) In seiner Schrift: Die Stock-Jobbery und der Handel mit Staatspapieren, nach dem jetzigen Zustande politisch und juristisch betrachtet. (Ebendas. 1821. gr. 8.) 22) Ebendas. 1820. gr. 8.

Gönner starb am 19. April 1827. Ueber seinen Tod hatte sich das Gerücht verbreitet, daß ihn seine vom Könige ausgesprochene Dispensation von den akademischen Vorlesungen im Sommersemester 1827 sehr verletzt und daß dies seinen Tod befördert habe. Der König, hieß es, habe in dem Lectionskataloge bei Gönner's Namen blos das Wort: „dispensirt" hingeschrieben, ohne Angabe irgend eines Grundes. Das Ministerium habe erst in dem Rescripte durch Anführung eines plausibeln, zwar schmeichelhaften, doch nicht ernstlich gemeinten Grundes die Pille zu vergolden gesucht. Die eigentliche Veranlassung zur Dispensation hätten frühere, längst vergessen geglaubte Vorfälle gegeben, deren man sich hätte erinnern sollen, als man Gönner zu freiwilligen akademischen Vorlesungen aufforderte. Auch hätten seine Collegien Misfallen erregt durch seine freimüthigen Aeußerungen über andere berühmte Juristen. Dies Gerücht scheint, glaubwürdigen Nachrichten zufolge, völlig ungegründet. Gönner's Tod war eine Folge seines Alters, seiner übermäßigen Anstrengungen und einer vor längerer Zeit überstandenen Krankheit, die eine bedeutende Schwäche zurückließ und zuletzt in ein Nervenfieber ausartete. In der letzten Zeit seines Lebens war er, wie bereits erwähnt, vielfach beschäftigt mit Gegenständen der Gesetzgebung und mit der Redaction eines neuen Civilgesetzbuches, dessen fleißige Ausarbeitung der König besonders lebhaft betrieb, um es noch in die nächste Ständeversammlung bringen zu können. Aus diesem und keinem andern Grunde wollte der Monarch, „daß der Staatsrath v. Gönner, der so sehr bei der Gesetzgebungscommission beschäftigt sei, keine Vorlesungen mehr halten sollte." So hatte sich der König eigenhändig geäußert in dem an das Ministerium des Innern zurückgeschickten, genehmigten Lectionsverzeichnisse für das nächste Sommersemester.

Neben seinen gründlichen Kenntnissen in allen Zweigen der Rechtswissenschaft zeichnete sich Gönner vorzüglich aus durch die Universalität seines schnellen Ueberblicks, durch seinen ungemeinen Scharfsinn, durch seine immer rege Phantasie, gepaart mit nüchternem Verstande, und durch die Lebhaftigkeit sowol im mündlichen als im schriftlichen Vortrage. Er hatte das Schicksal, oft verkannt zu werden. Gerechter, als manche seiner Zeitgenossen, wird die Nachwelt über ihn urtheilen, welcher die Frucht seines reichen Tagewerkes als ein reiches Vermächtniß zukommt. Seine vielseitige Bildung und mannichfach verzweigte Wirksamkeit erregt um so mehr Bewunderung, wenn man erwägt, wie wenig er den Verhältnissen und Umgebungen und fast Alles der eigenen Kraft verdankte. Treffend äußert sich hierüber einer seiner Freunde mit den Worten: „Frühzeitig zerriß er die Fesseln, die ihn als Lehrer und Schriftsteller an das Alltägliche, an das geistlose Nachbeten der Meinungen Anderer zu binden drohten. Er erhob sich mit Kraft in die Region höherer Ideen, durch die er das verdienstliche Einzelne in sich zum harmonischen Ganzen gestaltete." Mit den Verdiensten, die er sich als Gelehrter um die juristische Literatur erworben, vereinigte Gönner, als

Mensch betrachtet, die liebenswürdigsten Eigenschaften. Allen, die ihn näher kannten, gewann er Achtung ab durch seine reine Gutmüthigkeit, seine Parteilosigkeit, sein warmes Gefühl für Wahrheit und Recht, seine hingebende Anhänglichkeit an Freunde und vorzüglich durch die Geradheit und Offenheit seines Charakters. Schmeichelei war ihm ebenso fremd als Selbstsucht. Für den Flor der Universität sorgte er eifrig durch das Herbeirufen ausgezeichneter Lehrer in allen wissenschaftlichen Zweigen, selbst in der Jurisprudenz. Ein inneres Bewußtsein sagte ihm, daß nicht leicht einer der Berufenen den Meister über ihn spielen würde. Er vertrug bescheidenen Widerspruch Anderer, schätzte fremdes Verdienst und suchte es auch geltend zu machen. Mit seinen Collegen lebte er in den freundschaftlichsten Verhältnissen. Nie verlor er den Zweck aus den Augen, zur Beförderung der Wissenschaften eifrig zu wirken, und so hielt er auch ungestörte Eintracht für unumgänglich nöthig, um diesen Zweck zu erreichen. Im geselligen Leben empfahl er sich durch seine selten getrübte Jovialität, die ihm keine Unannehmlichkeiten, von denen sein Leben nicht frei war, jemals ganz rauben konnten [23]). (*Heinrich Döring.*)

GÖNNINGEN, ein großes Dorf im Schwarzwaldkreise des Königreiches Würtemberg, am Nordostfuße des 2690 Fuß hohen, mit dichten Buchen- und Eichenwäldern bedeckten Roßberges, mit 2500 Einwohnern, welche mit gedörrtem Obste, mit Obstbäumen, Blumen und Sämereien einen sehr ausgebreiteten Handel treiben. Die gönninger Samenhändler ziehen nicht blos in Teutschland, Oesterreich und Frankreich umher, sondern gehen selbst bis nach Constantinopel, Petersburg, Moskau, Astrachan, Sibirien, Stockholm und Amerika. Gönningen hat auch eine Mineralquelle und Brüche von Tuffstein. (*H. E. Hössler.*)

GOENS (Ryklof van), Generalgouverneur der holländischen Besitzungen in Ostindien, im J. 1619 zu Rees im Fürstenthume Cleve geboren [1]), kam mit seinem Vater, welcher im Dienste der vereinigten Niederlande stand, in seinem neunten Jahre nach Ostindien, wo er aber seine Aeltern schon nach zwei Jahren verlor. Kaum zwölf Jahre alt fand er im J. 1631 eine Anstellung bei der holländischen Compagnie, war im J. 1646 bereits erster Commis und wurde im folgenden Jahre Mitglied des Collegs der Commissaire für die Geschäfte mit dem Mutterlande. Im J. 1652 von dem Generale Cornelis Speelmann als Gesandter zu dem Kaiser von Java geschickt, gelang es ihm durch sein kluges Benehmen, denselben zum Abschlusse eines für die Holländer sehr günstigen Handelsvertrages zu bewegen. Im J. 1655 führte er die indische Flotte nach Holland und kehrte, zum außerordentlichen Rathe ernannt, im J. 1657 nach Ostindien zurück, wo er sich in dem Kriege, welchen die Holländer auf den Molukken und auf den Sundainseln gegen die Eingeborenen und gegen die Portugiesen zu führen hatten, bei jeder Gelegenheit auszeichnete. Er schlug die letztern in mehren Treffen, nahm ihnen die wichtigen Städte Coulan, Cranganor und Cochin auf der Küste von Malabar hinweg und bemächtigte sich der Perlenfischereien an den Küsten von Ceylon und Coromandel. Zwischen den Jahren 1660 und 1663 war er abwechselnd mit van der Meyden und Hustaert Gouverneur der Insel Ceylon und blieb dann fest in dieser Stellung, in welcher er mit den Fürsten der nahen Küstenländer sehr vortheilhafte Handelsverträge abschloß. Im J. 1672 begann er, noch ehe der Krieg zwischen Holland und Frankreich erklärt war, die Feindseligkeiten gegen den französischen Admiral La Haye, welcher sich in der Stadt Maleiapur (St. Thomas) auf der Küste von Coromandel festzusetzen versuchte. Von dem Könige von Golconda unterstützt, schloß er diese Stadt von der Landseite ein, die Franzosen leisteten jedoch tapfern Widerstand und zwangen sogar die Holländer, die Belagerung aufzuheben; als aber die französische Flotte durch Stürme zerstreut wurde und zum Theil zu Grunde ging, mußte sich die Besatzung der Stadt am 5. Sept. 1674 ergeben und van Goens machte nun Jagd auf die einzelnen französischen Schiffe und bekam sie größtentheils in seine Gewalt. Zur Belohnung dieser Waffenthat wurde er am 2. Juni 1675 zum Generaldirector von Batavia ernannt und am 4. Jan. 1678 folgte er Johannes Mautzuiker als Generalgouverneur des holländischen Indiens. Nachdem er diese wichtige Stelle vier Jahre hindurch zur vollen Zufriedenheit der Compagnie bekleidet hatte, erhielt er im J. 1682 seines weit vorgerückten Alters wegen seine Entlassung und wurde nach Holland zurückgerufen, wo er am 16. Nov. desselben Jahres starb. Van Goens war jedenfalls einer der tüchtigsten Männer, welche Holland nach Indien schickte, und er hat vielleicht am besten von allen als Krieger, Verwalter und Diplomat dem Mutterlande gedient. Der älteste seiner Söhne folgte ihm als Gouverneur von Ceylon [2]). (*Ph. H. Külb.*)

GOENS (Ryklof Michael van), holländischer Philolog und Magistrat, Urenkel des vorhergehenden Ryklof van Goens, im J. 1748 zu Utrecht geboren, begann seine gelehrten Studien sehr früh und schrieb schon in seinem 15. Jahre eine Abhandlung über die Grabmäler der Alten in den Gärten (De Cepotaphiis diatribe. Traject. ad Rhen. 1763. 8.), welche sich des Beifalles seines Lehrers, des berühmten Wessling, erfreute. Im folgenden Jahre erlangte er die philosophische Doctorwürde und vertheidigte bei dieser Gelegenheit unter

23) Vergl. Gönner's Biographie von J. H. Jäck in dem Pantheon der Literaten und Künstler Bambergs (Bamberg 1812.) S. 353—404 (auch besonders gedruckt Erlangen 1813.). Hesperus. 1827. Nr. 124. Zeitgenossen. Neue Reihe. 3. Bd. 2. Heft. S. 161 fg. Meusel's Gel. Deutschland. 2. Bd. S. 598. 9. Bd. S. 435. 11. Bd. S. 281. 13. Bd. S. 478 fg. 17. Bd. S. 738 fg. 22. Bd. 2. Abth. S. 393 fg. Den Neuen Nekrolog der Deutschen. 1827. 1. Th. S. 403 fg. — Gönner's (unähnliches) Bildniß von Laurens befindet sich vor dem 99. Bande der Allgemeinen deutschen Bibliothek (1805).

1) Nach Andern zu Embden oder zu Goedens in Ostfriesland; Manche behaupten sogar, sein Name rühre von dem letztern Orte her und sei in Goens verunstaltet worden.

2) Biographie universelle. Tom. XVII. p. 565 seq. Biographie générale. T. XX. p. 947 seq.

dem Vorsitze Wesseling's die von ihm verfaßten Observationes miscellaneae philologici potissimum argumenti (Traject. ad Rhen. 1764. 4.) mit großem Geschicke. Noch in demselben Jahre fügte er zu Ant. de Rooy's Conjecturae criticae (Traject. ad Rhen. 1764. 8.) eine Epistola critica und besorgte im folgenden Jahre eine gute Ausgabe der Schrift des Porphyrius: De antro Nympharum (gr. et lat. cum dissertatione Homerica et Animadversionibus. Traject. ad Rhen. 1765. 4.). Durch diese ungewöhnlichen Leistungen des jungen Gelehrten bewogen, ernannten ihn die Curatoren der Universität zu Utrecht im J. 1766 zum außerordentlichen Professor der alten Literatur; er trat sogleich diese Stelle mit einer sehr gelungenen Rede (De incrementis, quae humaniores literae, historiarum imprimis et graecae linguae studium, saeculo XVIII ceperunt. Traject. ad Rhen. 1766. 4.) an und vertheidigte nach akademischer Sitte später eine Abhandlung (De Simonide Ceo, Poeta et Philosopho. Traject. ad Rhen. 1768. 4.) gegen den ebenso gelehrten Petr. Gerard Duker. Seine Vorlesungen fanden großen Beifall und er widmete denselben mehre Jahre ausschließend seine Zeit und seinen Fleiß, sodaß Niemand an seiner schnellen Beförderung zweifelte, aber ein gefährlicher Sturm war bereits gegen ihn im Anzuge. In zwei geistreich geschriebenen Vorreden zu dem ersten und sechsten Bande der holländischen Uebersetzung der Reise D. J. Volkmann's nach Italien (Utrecht 1773—1774. 8. 6 Bde.) hatte er sich einige Aeußerungen erlaubt, welche bei der holländischen Geistlichkeit Anstoß fanden, und als er in den Anmerkungen zu seiner vorzüglichen holländischen Uebersetzung der Abhandlung Moses Mendelsson's über das Erhabene und Naive (Verhandeling over het Verhevene en Naïve in de fraeje Wetenschappen. Utrecht 1774. 8.) seine Ansichten noch freier aussprach, griffen ihn einige orthodoxe Theologen von Rotterdam mit großer Heftigkeit an und suchten ihn als einen gefährlichen Irrgläubigen zu verdächtigen; er fertigte sie zwar in einer Gegenschrift (Berigt van den Professor van Goens, rakende de Recensie van zyne Vertaling van de Verhandeling van Moses Mendelszoon. Utrecht 1775. 8.) derb ab; da aber seine Gegner immer zudringlicher wurden und bei einer großen Partei Anklang fanden, so legte er aus Verdruß seine Professur nieder und ergriff eine sich ihm grade darbietende Gelegenheit, in den Magistrat seiner Vaterstadt, in welchem sein Vater, der Philosoph und Rechtsgelehrte Dan. Fr. van Goens, lange als ausgezeichnetes Mitglied gewirkt hatte, einzutreten. Mit der Aenderung seines Standes schien er auch jede Lust zu gelehrten Studien verloren zu haben; er verkaufte im J. 1776 seine reiche Bibliothek, für welche er durch einen trefflichen Katalog (Catalogue fait sur un plan nouveau, systématique et raisonné d'une bibliothèque de littérature, particulièrement d'histoire et de poésie, d'environ dixneuf mille volumes, en différentes langues anciennes et modernes. Utrecht 1776. 8. 2 Voll.) einen erklecklichen Preis zu erzielen suchte. In seiner neuen Stellung fand er übrigens die erwünschte Ruhe noch weniger, denn die zu dieser Zeit beginnende politische Bewegung der Niederlande riß ihn unaufhaltsam mit sich fort, und alsbald galt er als einer der Hauptführer der oranischen oder statthalterischen Partei. Eine einschneidende politische Streitschrift (Politiek Vertoog over het waar Sistema van de Stad van Amsterdam. Utrecht 1780. fol. Französisch im Auszuge unter dem Titel: L'Esprit du système politique de la régence d'Amsterdam, ou Lettre contenant un précis detaillé d'un Mémoire hollandais fort peu répandu et très intéressant sur les affaires présentes. La Haye 1781. 8.) erregte großes Aufsehen und machte ihn der patriotisch-antioranischen Partei so verhaßt, daß er, als diese die Oberhand erhielt, die Flucht ergreifen mußte. Er begab sich zuerst nach Sachsen und dann nach der Schweiz, wo er, nachdem ihm das Unglück seines in den Strudel der französischen Revolution mit fortgerissenen Vaterlandes noch großen Kummer verursacht hatte, am Anfange dieses Jahrhunderts starb *). (*Ph. H. Külb.*)

GÖNTGEN (Jonathan Gottlieb), geb. am 13. Jan. 1752 zu Frankfurt am Main. Seine Elementarbildung verdankte er den Lehranstalten seiner Vaterstadt. Er widmete sich hierauf dem Studium der Theologie. Neben den ältern Sprachen erwarb er sich auch Kenntnisse in den neuern, besonders im Französischen. Nach Beendigung seiner akademischen Laufbahn erlangte er im J. 1777 die philosophische Doctorwürde. Im J. 1789 erhielt er eine Pfarrstelle zu Bornheim bei Frankfurt am Main und hierauf ein gleiches Amt in seiner Vaterstadt, wo er am 7. Mai 1807 starb. Mit einer anziehenden Darstellung wußte er Scharfsinn und Gründlichkeit in mehren seiner Schriften zu vereinigen, aus denen besonders ein reger Eifer sprach, zur Beförderung echter Religiosität kräftig zu wirken [1]). Sein Einfluß auf die sittliche Veredelung seiner nächsten Umgebungen war um so größer, da sein rein moralischer Lebenswandel der reinste Abdruck seiner Lehren war. Einen geachteten Namen in der theologischen Literatur erwarb sich Göntgen im J. 1787 durch die Herausgabe seines „Schriftforschers" [2]), nachdem er in frühern Jahren mehre Gedichte, Romane und Schauspiele geschrieben [3]), aber dadurch nur bewiesen hatte, daß dies nicht die eigentliche Sphäre war, in der er glänzen konnte [4]). (*Heinrich Döring.*)

---

*) *Christoph. Saxii* Onomasticon literarium. Vol. VIII p. 258 seq. Biographie nouvelle des Contemporains. Vol. VIII. p. 199. Biographie universelle. Tom. XVII. p. 584. Biographie générale. Tom. XX. p. 948 seq.

1) Siehe unter andern die von ihm verfaßte Schrift: Ueber die Nutzbarkeit der Aufklärung in der christlichen Religion und deren Beförderung (Frankf. a. M. 1791. 8.) und seine Reden be der Vorbereitung zur christlichen Feier des Abendmahles. (Ebendas. 1800. 8.) 2) Der Schriftforscher. Unterhaltungen mit jungen Personen über wichtige biblische Stellen, zur Beförderung einer vernünftigen Religionskenntniß. (Leipzig 1787—1789. 8.) 3 Thle. 3) Anna Bella, ein Trauerspiel. (Frankf. a. M. 1775. 8.) Lykas Klagen an Phyllis. (Ebendas. 1775. 8.) Donna Elmire, oder die Treue auf der Probe. Nach dem Französischen des Hrn. Arnaud. (Ebendas. 1776. 8.) u. a. m. 4) Vergl. Baur's Neues histor.-

GÖNTZ oder GINZ, unter 38° 57′ ö. L., 48° 33′ nördl. Br., ein Marktflecken in der abaujwarer Gespanschaft in Oberungarn am Flusse Hernat, über welchen und über die Moräste eine lange Brücke führt. Der Flecken hat ein Salzverschleißamt und die katholischen Einwohner treiben Weinbau. (*H. E. Hössler.*)

GÖPEL ist eine Vorrichtung, welche theils bei Arbeiten unter der Erde zur Herausschaffung erdiger oder steiniger Massen, theils bei den landwirthschaftlich-technischen Gewerben, theils bei der Landwirthschaft selbst zur Bewegung von Maschinen angewendet und theils mit der Hand, theils durch Thiere, Wasser- und Dampfkraft in Bewegung gesetzt wird. Am häufigsten wird in der Landwirthschaft der Pferdegöpel zum Betriebe von Dresch-, Malzquetsch-, Kartoffel-, Schrotemaschinen ꝛc. angewendet. Der Göpel besteht in der Hauptsache in einer horizontalen Welle mit Schwengel, an welchem das Zugthier angespannt wird. Ein oben an der Welle angebrachtes kreisrundes Rad greift mit seinen Zähnen in die Zähne des Rades der Maschine, welche dadurch in Bewegung gesetzt wird. Was insbesondere die Einrichtung des Pferde- oder Ochsengöpels zum Betriebe von Dreschmaschinen anlangt, so muß die Construction eine solche sein, daß die Geschwindigkeit der Dreschtrommel 9—10 Fuß in einer Secunde beträgt. Dieses wird erreicht, wenn die Dreschtrommel 3—3½ Umläufe in einer Secunde macht, wobei ein vollkommenes Ausdreschen selbst des nicht vollkommen trockenen Getreides erfolgt. Eine größere Geschwindigkeit der Dreschtrommel zieht, abgesehen von der Complicität des Göpels, stets einen bedeutenden Verlust der bewegenden Kraft nach sich, weil dann selbst die Breite des Auflegetisches verringert und statt einer Person deren zwei zum Auflegen des Getreides nothwendig werden. Bei einer kleinern als der angegebenen Geschwindigkeit wirken dagegen die Stäbe der Dreschtrommel zu gering auf das Getreide, um die festsitzenden Körner herauszuschlagen. Was den Göpelraum anlangt, so soll derselbe wenigstens 36—40 Fuß Durchmesser halten, um die Zugthiere in zu engem Kreise keiner Qual auszusetzen. Nicht ohne Wichtigkeit ist es, ob zum Umdrehen des Göpels Pferde oder Ochsen verwendet werden. Die Uebersetzung der Geschwindigkeit soll deshalb so eingerichtet werden, daß das Pferd in einer Secunde höchstens 3½—4 Fuß, der Ochse blos 2—2½ Fuß fortschreitet. Nimmt man einen Zirkel von 20 Fuß im Durchmesser an, wo der Zugarm also nur 10 Fuß lang ist, so beschließt dessen 63 Fuß haltende Peripherie ein Pferd bei mittelmäßigem Gange in 15 Secunden, ein Ochse in 23 Secunden. Nothwendig ist es auch, daß man die Bahn, auf welcher sich die Thiere bewegen, nivellire, um ihnen einen gleichmäßigen Gang zu bereiten. Dieser Bahn ist von Außen oder nach Innen 5—6 Zoll Abfall zu geben, sodaß die Feuchtigkeit abziehen kann. Gußeiserne Göpel taugen übrigens wegen der Sprödigkeit des Gußeisens Nichts. — Die Unregelmäßigkeiten in der Zugkraft der Pferde übt einen sehr nachtheiligen Einfluß auf das Räderwerk und andere zur Fortpflanzung der Kraft dienende Maschinentheile aus. Um diesem Uebelstande vorzubeugen, haben Gray und Sohn in Uddingston mit dem Schwengel des Göpels einen Zugfederhebel in Verbindung gebracht. Ein winkelförmig gebogener Hebel ist um das äußerste Ende des Schwengels drehbar. Der kürzere Arm jenes Hebels ist nach einem Kreisbogen geformt und liegt in einem auf der obern Seite des Schwengels angebrachten Einschnitte, sodaß Arm und Schwengel bündig mit einander sind. Die Frictionswalze ruht in den Zapfenlagern und hält den Arm nieder. Mit dem Schwengel ist ferner eine Feder verbunden, welche gegen den längern Arm des Hebels drückt. Ziehen nun die an den Haken angehängten Pferde an, so wird durch diese Feder der Maschinerie ein Stoß erspart und die Wirkung der Kraft regulirt, übrigens auch den Zugthieren die Arbeit erleichtert. — Gute Göpel sind der Pferdegöpel von Wolf, ganz von Eisen, einfach, schön, dauerhaft, elegant und raumersparend. Sehr sinnreich, besonders einfach, solid und viel leistend ist auch Weiße's Göpel. Dasselbe gilt von Regeborn's Göpel und von dem englischen Pferdegöpel, welche beide sehr schöne, solide, elegante und viel leistende Werke sind. Der Cylindergöpel von Barrett für zwei und vier Pferde, sowie der schottische Göpel für vier Pferde sind leicht vorzüglich und gegenwärtig ganz besonders geschätzt. Hierher gehört auch noch das Transmissionswerk nach Ransome, welches dazu dient, um mit einer und derselben Kraft zwei bis vier Maschinen zugleich bewegen zu können. (*Dr. William Löbe.*)

GÖPEL (Andreas), geb. 1661 in Eisenach, studirte Arzneikunde in Jena, wo er sich durch Vertheidigung einer Inauguraldissertation den medicinischen Doctorgrad erwarb. Um seine Welt- und Menschenkenntniß zu erweitern, unternahm er mehre Reisen durch den größten Theil Teutschlands. Eine Zeit lang war er Feldarzt in den Lagern am Rhein, an der Mosel und an der Donau. Späterhin ertheilte er in seiner Wissenschaft Unterricht und hielt auch medicinische Vorlesungen. Er stand bereits in seinem 40. Jahre, als er (1701) in seine Vaterstadt Eisenach zurückkehrte, mit dem Vorsatze, dort gemeinschaftlich mit seinem Bruder Heinrich Christian, einem Candidaten des Predigtamts, ein Institut zu gründen. Nach dem großartigen Plane, den er von dieser Lehranstalt entwarf, sollten in dies Athenäum, wie er sie nannte, nur Grafen, Freiherren und andere Adelige aufgenommen werden. Dies Unternehmen scheiterte jedoch. Wann Göpel gestorben, ist nicht bekannt. Wahrscheinlich beschloß er sein Leben in Eisenach. Wenigstens hatte er sich dort in seinem 40. Jahre ein Grabgewölbe mit einer Inschrift erbauen lassen. Außer einer umständlichen Nachricht von seinem vorher erwähnten Athenäum machte sich Göpel noch durch mehre Schriften, meist philosophischen und historischen Inhalts, nicht unrühmlich bekannt. Er verfaßte eine Censura de auctoribus

biographisch-literarisches Handwörterbuch. 6. Bd. S. 507 fg. H. Döring, Die gelehrten Theologen Deutschlands. 1. Bd. S. 503 fg. Meusel's Gel. Deutschland. 2. Bd. S. 598 fg. 9. Bd. S. 436. 13. Bd. S. 480.

eloquentiae romanae; Censura de patribus ecclesiae primitivae; eine Clavis apocalyptica; einen Templum honoris et virtutis Hispanico-Austriacum u. a. m. Außer seinem medicinischen Doctorgrade hatte Göpel auch die Würde eines kaiserlichen Pfalzgrafen und gekrönten Poeten erlangt *). (*Heinrich Döring.*)

GÖPEL (Johann Andreas), geb. am 13. Oct. 1776 zu Pferdingsleben bei Gotha, widmete sich frühzeitig der Musik. Durch gründlichen Unterricht machte er in dieser Kunst rasche Fortschritte und bildete sich vorzüglich zu einem trefflichen Orgelspieler aus. Mehre Jahre lebte er in Lübeck als Präfect des dortigen Sängerchores. Im J. 1808 erhielt er die Stelle eines Organisten an der St. Jacobskirche in Rostock. Dort machte er sich als tüchtiger Gesanglehrer und Clavierspieler rühmlich bekannt. Auch auf der Harmonika, der Violine und dem Violoncell empfahl er sich durch seinen gefälligen Vortrag. Im J. 1818 stiftete er in Rostock einen Gesangverein, dessen Leitung er übernahm. Sein unermüdeter Eifer zeigte sich besonders im J. 1819 an dem bei der Aufstellung von Blücher's Denkmal veranstalteten Musikfeste. Bei dieser zwei Tage dauernden Feier wurden von 200 Sängern und 100 Instrumentalisten die vorzüglichsten Werke der Tonkunst [1]) unter Göpel's Direction aufgeführt. Der St. Jacobskirche verschaffte er dadurch einen Gewinn von 800 Rthlrn. Im J. 1821 erhielt er noch die Stelle eines akademischen Musiklehrers. Vielen Bewohnern Rostocks blieb das vorhin erwähnte Musikfest unvergeßlich. Um so mehr wurde sein frühzeitiger Tod bedauert. Er starb am 26. Jan. 1823 im 47. Jahre, geschätzt als ein gründlich gebildeter Musiker und tüchtiger Orchesterdirector, der sich, wie bereits erwähnt, durch sein Spiel auf mehren Instrumenten, besonders aber auf der Orgel, auszeichnete. Durch Druck und Grabstichel hatte er sich der musikalischen Welt nicht bekannt gemacht. In seinem Nachlasse befand sich jedoch eine sehr vollständige Sammlung von zum Theil seltenen musikalischen Meisterwerken [2]). (*Heinrich Döring.*)

GÖPFERT (Gottlieb), geb. am 24. Jan. 1759 zu Judenhayn in der Grafschaft Schönburg, ward nach beendeten theologischen Studien 1785 Diakonus zu Neukirchen bei Crimmitschau in der Inspection Zwickau. Eine gleiche Stelle bekleidete er seit 1800 zu Werdau, wo er 1801 Pastor ward. Er starb dort am 15. Febr. 1811, geschätzt wegen seiner gründlichen theologischen Kenntnisse, mit denen er einen achtungswerthen Charakter als Mensch vereinigte und sich dadurch die fast ungetheilte Liebe seiner Gemeinde erwarb. Auch als Schriftsteller zeigte er sich von einer beachtenswerthen Seite durch die Herausgabe der beiden Briefe des Apostels Paulus an die christliche Gemeinde zu Korinth. (Leipzig 1788. 8.) Nach Anleitung des 14. Capitels des Paulinischen Briefes an die Römer übersetzte er die von Morus lateinisch geschriebene Schrift: Vom Nachdenken über freigelassene Handlungen. Auch von den sogenannten katholischen Briefen lieferte er eine Uebersetzung mit erläuternden Anmerkungen [1]). Rosenmüller in Leipzig begleitete dies Werk mit einer empfehlenden Vorrede. Zunächst zum Gebrauche für Schullehrer gab er ein katechetisches Handbuch über die Sonn- und Festtagsevangelien heraus. (Leipzig 1792. 8.) Er schrieb außerdem eine Sciagraphia partis religionis christianae (Lips. 1799. 4.); Kurze Homilien (ebendas. 1804. 8.); Anreden bei der allgemeinen Beichte (ebendas. 1804. 8.) u. a. m. Zu erwähnen sind noch seine mit F. Chr. Klinkhardt herausgegebenen Beiträge zur angenehmen und lehrreichen Unterhaltung für Jedermann. Es erschienen davon zwei Octavbände oder zwölf Hefte. (Zwickau 1805.) Ein lokales Interesse hat seine ebendaselbst (1795) herausgegebene: „Aeltere und neuere Geschichte des Pfeiffergrundes oder Geschichte und Beschreibung der Städte Crimmitzschau und Werdau, mit den in dasiger Gegend an der Pleiße gelegenen Rittergütern und Dorfschaften" [2]). (*Heinrich Döring.*)

GOEPP (Jean-Jacques), Theolog der französischen protestantischen Kirche, am 6. April 1771 zu Heiligenstein im Elsaß geboren, widmete sich auf der Universität zu Strasburg der Theologie und war noch eifrig mit seinen Studien beschäftigt, als der Ausbruch der französischen Revolution ihn aus seiner friedlichen Laufbahn herausriß. Zum Secretair des Centralcomité's von Strasburg ernannt, hatte er den zu jener Zeit seltenen Muth, sich der blutdürstigen Tyrannei des berüchtigten Eulogius Schneider zu widersetzen, wäre aber sicher ein Opfer der Rache dieses Demagogen geworden, wenn ihn nicht das Decret vom 23. Aug. 1793, welches die ganze französische Jugend vom 18. bis zum 25. Jahre unter die Waffen rief, der Wuth desselben entzogen hätte. Die Studenten der Universität Strasburg erhielten den Befehl, sich zur Rheinarmee zu begeben, und Goepp zog als Hauptmann am 10. Sept. mit seinem Bataillon nach Fort-Louis, um an der Vertheidigung dieser wichtigen Festung gegen die Oesterreicher Theil zu nehmen. Nach der Uebergabe derselben wurde er als Kriegsgefangener nach Ungarn geführt und mußte daselbst zwei Jahre bleiben. Im November 1795 in Freiheit gesetzt, verzichtete er auf seine Stelle als Hauptmann und ging, nachdem er sich noch einige Monate bei der Intendanz der Armee hatte verwenden lassen, gegen Ende des Jahres 1796 nach Strasburg zurück, um seine Studien zu beendigen. Im folgenden Jahre wurde er Hauslehrer bei dem reichen Hüttenbesitzer Champy zu Framont und erlangte hier während des sechsjährigen Aufenthaltes im Schooße die-

*) Vergl. Dunkel's Nachrichten von verstorbenen Schriftstellern. 2. Bd. 2. Th. S. 282 fg. 3. Th. S. 581. Leipziger gelehrte Zeitung. 1717. Nr. 20. S. 156 fg.

1) Unter andern Händel's Oratorium Samson. 2) Vergl. Gaßner's Universallexikon der Tonkunst S. 356 fg. Den Neuen Nekrolog der Deutschen. Jahrg. I. Heft 2. S. 782.

1) Diese Schrift erschien zu Leipzig 1791 mit einem Anhange von den wesentlichen Religionswahrheiten und dem Außerwesentlichen und Localen in den katholischen Briefen der Apostel. 2) Vergl. Meusel's Gel. Deutschland. 2. Bd. S. 598. 9. Bd. S. 486. 17. Bd. S. 789.

ser ebenso geachteten als liebenswürdigen Familie die nöthige Festigkeit in der französischen Sprache, welche ihm bis jetzt weniger geläufig war, als die teutsche; zugleich blieb er in fortwährender Verbindung mit seinen früheren Lehrern Oberlin und Schweighäusser und arbeitete unermüdlich an seiner weiteren theologischen Ausbildung. Nachdem die Regierung den evangelischen Gottesdienst im Elsaß wieder hergestellt hatte, wurde Goepp im J. 1802 nach Strasburg als Pfarrer an der französisch-protestantischen Kirche dieser Stadt berufen, wo er durch sein Wirken und durch seinen Charakter bald die allgemeine Liebe und Achtung erwarb. Schon im folgenden Jahre wurde er zum Seelsorger an dem Lycée, im J. 1808 zum Superior des Seminars des heiligen Thomas und im J. 1809 zum Pfarrer an der Kirche der augsburger Confession zu Paris ernannt. Ehe er seine Gemeinde verließ, gab er auf das Verlangen derselben noch eine Auswahl seiner vor ihr gehaltenen Predigten (Sermons français prononcés à Strasbourg dans l'église française de la Confession d'Augsbourg. Strasbourg, s. a. [1809] 8.) heraus, und in diese Zeit fällt wol auch seine Abhandlung über den im Elsaß üblichen teutschen Dialekt (Mémoire sur le dialecte allemand en usage dans la ci-devant Alsace. Strasbourg, s. a. 8.). Zu Paris weihte er mit dem Pfarrer George David Frédéric Boissard die Kirche in der Rue des Billettes ein und theilte die vielfachen Arbeiten bei der Einrichtung der neuen Kirche mit seinem Amtsgenossen; im Vereine mit diesem verfaßte er auch die nöthigen liturgischen Bücher in französischer Sprache und suchte ihnen eine möglichst große Verbreitung unter den Protestanten Frankreichs zu geben. Hierher gehören ein Abriß der christlichen Lehre (Précis de la doctrine chrétienne, expliquée par le texte de l'Écriture sainte, par MM. les pasteurs de l'église chrétienne de la Confession d'Augsbourg Paris 1814. 12. N. Ed. 1827. 12.), ein Gesangbuch (Recueil de cantiques à l'usage des chrétiens évangéliques. Paris 1814. 8. N. Ed. Paris 1819. 8.) und ein Gebetbuch (Prières à l'usage du culte domestique, suivies de Exercices de préparation à la Sainte-Cène. Paris 1815. 12. N. Ed. 1820. 12.). Die Rückkehr der Bourbonen feierte er in einer Festrede (Sermon d'actions de grâces pour le rétablissement de la paix et de commémoration de la mort de Louis XVI., prononcé à Paris dans l'église des chrétiens de la confession d'Augsbourg le 26 juin 1814. Paris 1814. 8.), und obgleich im folgenden Jahre die Ermordung der Protestanten zu Nismes ihn tief betrübte, so gab er sich doch alle Mühe, die Aufregung der Protestanten zu beschwichtigen, und wußte durch sein kluges Benehmen aus dem Unfalle für diese Vortheil zu ziehen; denn als die zu London versammelte Gesellschaft für Gewissensfreiheit in ihrer Entrüstung ein Rundschreiben erließ, welches die ohnehin große Verlegenheit der französischen Regierung nur noch vermehren konnte, so dankte er zwar in einer Zuschrift an die erwähnte Gesellschaft für die angebotene Unterstützung, wies aber im Namen der französischen Protestanten jeden fremden Schutz zurück und begnügte sich mit einer gemeinschaftlich mit Paul Henri Marron, Pfarrer der reformirten Kirche zu Paris, verfaßten, ruhig gehaltenen Vorstellung an die Deputirtenkammer (A Messieurs les président et membres de la Chambre des députés des departements, les présidents des consistoires de l'Église réformée et de celle de la Confession d'Augsbourg. Paris 1816. 8.). Dieser Schritt erhielt nicht nur den Beifall aller Vernünftigen, sondern wurde auch von der Regierung vollständig gebilligt und nach Gebühr gewürdigt; auch war er sicher einer der Hauptbeweggründe, welche Ludwig XVIII. bestimmten, den auch durch andere Verdienste ausgezeichneten Mann im J. 1821 mit dem Kreuze der Ehrenlegion zu schmücken. Goepp entwickelte in dieser Periode seines Lebens eine seltene Thätigkeit; denn abgesehen von seinen amtlichen Functionen an der seiner Leitung anvertrauten protestantischen Kirche, hatte er sich auch mit den geistlichen Angelegenheiten einer unsteten, über die ganze Hauptstadt zerstreuten Gemeinde von etwa 14,000 Seelen zu befassen, die Consistorialgeschäfte zu besorgen, die Schulen zu überwachen und einen ausgedehnten Briefwechsel mit den Pfarrern der Departemente zu unterhalten; außerdem war er einer der Gründer und Viceprädsidenten des Vereines für die evangelischen Missionen bei den nichtchristlichen Völkern, der Bibelgesellschaft, des protestantischen Vereines der Fürsorge und der wechselseitigen Unterstützung und endlich des Vereins für christliche Moral, dessen Zweck er in einer gelungenen Rede (Discours sur le nom et le but de la société de la morale chrétienne, prononcé dans la séance générale de cette société le 24 Avril 1834. Paris 1834. 8.) auseinander setzte. Außerdem ließ er nicht leicht eine günstige Gelegenheit vorübergehen, sich seinen Glaubensgenossen gegenüber über ihre Lage und ihre Hoffnungen auszusprechen; mit besonderer Vorliebe benutzte er aber zu diesem Zwecke die Beerdigung bedeutender, seinem Glaubensbekenntnisse angehörender Personen, wie seine Leichenreden auf die verwitwete Herzogin von Kurland (Sermon prononcé dans l'église des chrétiens de la confession d'Augsbourg à Paris en commémoration de S. A. S. Madame la duchesse douairière de Courlande et Sémigalle. Paris 1821. 4.), auf den Grafen von Bohm (Discours funèbre prononcé dans l'église des chrétiens de la confession d'Augsbourg à Paris le dimanche 22 février 1824 aux funérailles de Christian André Guillaume, comte de Bohm, chambellan de S. M. le roi de Prusse. Paris 1824. 4.), auf den Grafen von Schlabrendorf (Discours funèbre prononcé dans l'église des chrétiens de la confession d'Augsbourg à Paris le 24 août 1824 aux funérailles de Gustave, comte de Schlabrendorf, doyen du chapitre de Magdebourg. Paris 1825. 8.) und auf den Buchhändler J. G. Treuttel (Éloge de J. G. Treuttel. Paris 1826. 8.) zur Genüge beweisen; auch hielt er am 27. Juni 1830 die Festrede bei der 300jährigen Feier der augsburger Confession (Predigt, gehalten am dritten Jubiläum der Augsburger

Confession. Paris 1830. 8.). Im J. 1832 bekam er von Louis Philippe den Auftrag, zu Compiègne die Ehe der Königin von Belgien einzusegnen und wurde bei dieser Gelegenheit zum Officier der Ehrenlegion ernannt. Um diese Zeit schrieb er auch seine Reflexions sur le project de la loi pour le rétablissement des dispositions du Code civil relatives au divorce. (Paris, s. a. 8.) Ueberhaupt beschäftigte er sich trotz seiner vielen und mannichfaltigen Berufsarbeiten fortwährend mit der teutschen und französischen Literatur und insbesondere mit der teutschen Poesie, in welcher er sich selbst nicht ohne Glück versuchte. Hierher gehören General Foy's Todtenfeier, ein Gedicht mit französischer Uebersetzung (Paris 1825. 8.), Zwei Elegien auf den Fall von Missolunghi (Paris 1826. 8.) und Der Erlöser, ein episch-elegisches Gedicht, nebst Liedern, Gebeten und einigen neuen Melodien. (Straßb. und Paris 1827. 8.) Goepp war auch Mitarbeiter an mehren teutschen und französischen Zeitschriften, sowie an mehren Encyklopädien, zu welchen er treffliche theologische Artikel lieferte; sein hauptsächlichstes Verdienst besteht aber in dem unermüdlichen Bestreben, die Protestanten Frankreichs zu einer Zeit, wo es ihnen an einem Vereinigungspunkte und an einem gemeinschaftlichen Interesse fehlte, zusammen zu halten und ihnen eine sichere Stellung im Staate zu erwirken. Goepp starb am 21. Juni 1835 zu Paris allgemein betrauert *). (*Ph. H. Külb.*)

GOEPPERTIA, so benannte Nees von Esenbeck zu Ehren des Professors Göppert in Breslau eine zu den Musaceen gehörige Pflanzengattung. Da diese aber mit der von G. F. W. Meyer aufgestellten Gattung Calathea identisch ist und deshalb nicht angenommen werden konnte, so belegte Nees eine Laurineengattung mit diesem Namen, welche folgende Kennzeichen besitzt:

Die Blüthen sind vielehig-zweihäusig. Die radförmige, sechstheilige Blüthenhülle hat gleichlange, häutige, ziemlich breite, endlich abfällige Zipfel. Die neun Staubgefäße stehen in drei Reihen und sind sämmtlich mit Staubbeuteln versehen; die Fäden sind kurz, linealisch, flach, in der ersten und zweiten Reihe drüsenlos, in der dritten Reihe mit zwei zusammengedrückten, kurzgestielten, rückenständigen Drüsen besetzt; die Staubbeutel sind zwei- oder vierfächerig, das obere Paar der Fächer ist unvollständig, locharti; die Klappen sind aufsteigend, aufspringend; die sechs äußeren Staubbeutel sind fast kreisförmig, dreikantig oder quadratisch und haben große, fast runde oder eiförmige, nach Innen gewandte Mündungen, die drei inneren sind größer, eiförmig oder dreikantig und haben eiförmige, längliche, nach Außen gewandte Mündungen. Der Fruchtknoten ist einfächerig, eineiig. Der Griffel ist kurz, die Narbe abgestutzt. Die Beere ist einsamig, eichelförmig, von der verhärteten, halbkreisförmigen Röhre der Blüthenhülle gekrönt.

*) Biographie générale. Tom. XX. p. 949 seq. *J. M. Quérard*, La France littéraire. Tom. III. p. 393. *F. Bourquelot* und *Alfr. Maury*, La littérature française contemporaine. Tom. IV. p. 117.

Die hierher gehörigen Arten wachsen auf den Antillen und in Brasilien; es sind Bäume mit abwechselnden, fiedernervigen, mit einer abstehenden oder seidigen Behaarung bekleideten Blättern, schmalen Rispen und an der Spitze zwei- bis dreiblüthigen Aesten.

Hierher gehören folgende Arten:

1) G. hirsuta *Nees von Esenbeck.* Die Pflanze ist filzig-rauhhaarig; die Blätter sind länglich, zugespitzt; die Staubbeutel sind länger als die Staubfäden; die Blüthenstielchen sind kürzer als die Blüthe. Hierher gehören Endlicheria hirsuta *Nees von Esenbeck* und Cryptocarya hirsuta *Schott.*

Diese Art wächst in Brasilien, wo sie von Schott, Sello, Beyrich und Pöppig gesammelt wurde.

2) G. panicularis *Nees von Esenbeck.* Die Pflanze ist rauh-weichhaarig; die Blätter sind länglich, an beiden Enden spitz, oberseits zuletzt kahl; die eiförmigen Staubbeutel sind länger als der Staubfaden, die Blüthenstielchen länger als die Blüthenhülle.

Diese Art wächst gleichfalls in Brasilien.

3) G. longifolia *Nees von Esenbeck.* Die Pflanze ist weichhaarig-rauh; die Blätter sind lanzettlich-länglich, zugespitzt; die dreikantigen Staubbeutel sind kürzer als der breite Staubfaden. Hierher gehört Ocotea turbacensis *Poeppig.*

Diese Art ist auf den Anden in Peru einheimisch.

4) G. sericea *Nees von Esenbeck.* Die Blätter sind eiförmig, stumpf, unterseits nebst den achselständigen Blüthensträußen seidenhaarig. Hierher gehören Endlicheria sericea *Nees von Esenbeck* und Laurus sericeus *Hooker.*

Das Vaterland dieser Art ist die Insel Trinidad.

5) G. anomala *Nees von Esenbeck.* Diese Art ist weichhaarig-striegelig; die Blätter sind länglich, zu beiden Enden zugespitzt, oberseits kahl; die Staubbeutel der dritten Ordnung sind zweifächerig.

Diese Art wächst in der Nähe des Amazonenstromes. (*Garcke.*)

GOEPPERTIA nennt Presl in Sternberg's Versuch einer Flora der Vorwelt. 1838. II, 120 ein fossiles Farrenkraut aus der Familie der Pecopteriden zu Ehren des um die vorweltliche Flora verdienten Professors Göppert in Breslau. Der Hauptcharakter liegt in den einfachen, an der Spitze stark verdickten Nerven der Fiederblättchen und in den kugeligen oder eiförmigen, an der Spitze dieser Nerven stehenden Soren. Die einzige Art wurde im Steinkohlengebirge bei Plaß in Böhmen entdeckt und ist in Sternberg's Flora Taf. 50. Fig. 1 abgebildet worden. (*Giebel.*)

GÖPPINGEN, 1) freundliche, seit 1782 neuerbaute Stadt an der Fils im Donaukreise des Königreichs Würtemberg, Station der von Stuttgart nach Ulm führenden Eisenbahn (zwei Meilen von Stuttgart), mit 5000 Einwohnern, mit rechtwinkelig sich durchschneidenden Straßen und einem im J. 1562 erbauten Schlosse und Mineralquellen, unter 27° 19′ 21″ ö. L. und 48° 42′ 16″ nördl. Br. In nordöstlicher Richtung erhebt sich

in einer Entfernung von zwei Stunden der 2400 Fuß hohe Hohenstaufen, auf dessen Gipfel die Trümmer der im Bauernkriege 1525 zerstörten Kaiserburg. Am Abhange des Berges liegt das Dorf Hohenstaufen, in dessen Kirche sich das Bild des Kaisers Friedrich Barbarossa befindet. — Göppingen soll um das J. 1125 von Friedrich dem Einäugigen, Herzog von Schwaben, erbaut sein. Im J. 1360 ist es von den Augsburgern und Costnitzern belagert worden; 1519 ging die Stadt an die schwäbischen Bundesgenossen über. — Die Einwohner verfertigen gute Hüte und Bänder und vortreffliches Töpfergeschirr. (*H. E. Hössler.*)

2) Mineralwasser. Ganz nahe bei der Stadt Göppingen entspringen fünf erdig-alkalische Säuerlinge, die neben der Kohlensäure kohlens. Kalk-, Talk- und Natron nebst einer Spur von Eisen enthalten. Das göppinger Wasser ist schon seit alter Zeit bekannt; Paracelsus, Eschenreuter, Günther von Andernach erwähnen desselben. Nach dem Jahre 1830 kamen die Quellen in den Besitz zweier Aerzte, Palm und Landerer, welche sich eine für einen Badeort geziemende Ausstattung angelegen sein ließen.

Das Wasser ist krystallhell, perlt stark und besitzt einen erdigen, prickelnden Geschmack. Es wird zum Trinken und zum Baden benutzt. Als specielle Indicationen für seinen Gebrauch werden angegeben: Schleimkrankheiten der Lungen, Magen- und Unterleibsübel aller Art mit dem Charakter der Hyperästhesie oder der Atonie, Leiden der Harnwerkzeuge und der Geschlechtstheile, Rheumatismus, Gicht, skrofulöse Hautausschläge und Geschwüre, atonische Geschwüre, Nervenleiden. (*Fr. Wilh. Theile.*)

GÖRANSSON oder GJÖRANSSON (Johann), ein schwedischer Antiquar. Eines Bauern Sohn, geb. 1712 zu Gråbäck (Wermland, Karlstadstift), besuchte er die Universitäten Lund's (seit 1740) und Upsala's (1744), wurde (1747) Hofprediger des Grafen Joh. Gyllenborg, später (1755) Pastor und (1764) Probst zu Gilberga; er starb den 29. Aug. 1769 [1]). Den Namen, den sich Göransson als Alterthumsforscher und Schriftsteller erworben, verdankt er vorzugsweise seinem Bautil und seinen Ausgaben von Völuspá und von Gylfaginning. Unter dem Titel Bautil [2]) gab er (Stockh. 1750. Fol.) im Auftrage des Königs Friedrich I. von Schweden und der königlichen Stände eine Sammlung von 1173 Runeninschriften heraus, die sich, mit Ausnahme der schonischen, 1643 von Ol. Worm in seinen Monum. Dan. herausgegebenen, über ganz Schweden erstreckten und, schon früher (seit 1667) von Hadorph, Verelius und den beiden Peringskjöld gesammelt und in Holz geschnitten, von Göransson zusammengestellt und mit Anmerkungen begleitet wurden. Er nannte diese Sammlung auffallender Weise Bautil, während doch die heidnischen bautasteinar — an welche Göransson bei der Bildung dieses Titels jedenfalls dachte — grade durch den Mangel an Inschriften sich wesentlich von den (christlichen) Runeninschriften unterscheiden [3]). Sie kann heutzutage kaum noch einen andern Werth beanspruchen als den der editio princeps für allerdings zahlreiche und seitdem durch den Zahn der Zeit und Witterung oft kaum noch lesbare Inschriften. — Die Ausgabe von Völuspá [4]), eines Gedichtes der sogenannten Sæm. Edda nach drei stockholmer Handschriften, mit schwedischer Uebersetzung (Stockholm 1750. 4.), und die der Gylfaginning d. i. des mythologischen Theiles der Snorra-Edda, sammt deren Vorrede [5]), nach der trefflichen Upsala-Handschrift mit schwedischer und lateinischer Uebersetzung (Upsala 1746. 4.), würden wol auch jetzt noch Werth haben, wenn der Herausgeber eine hinlänglichere Kenntniß und größere Sorgfalt bewährt, als dies der Fall und ihm bereits Ihre in dem bekannten Briefe an Lagerbring (Upsala 1772.) nachwies. Von seinen übrigen, meist genealogischen Schriften [6]) verdient das sonderbare Buch: Is Atlinga [7]) noch eine Erwähnung; er suchte darin außer einer neuen Deutung der Runen nachzuweisen, daß die ältesten Bewohner des Nordens nicht nur von dem wahren Gott, sondern auch von dem Erlöser, seiner Kreuzigung und Tod Kenntniß besessen hätten, wie ja bereits der Dichter Virgilius auf Jesus Christus hingedeutet hätte. (Dr. *Möbius.*)

GOERATHA (*Γοιράϑα*) ist von Ptolemäos (VI, 7, 32) unter den Städten und Dörfern (*πόλεις καὶ κῶμαι*) des glücklichen Arabiens und zwar im Innern des Landes aufgeführt worden (unter den *μεσόγειοι*). (*Krause*)

GÖRCHEN, polnisch Miegska, Gorka, Stadt im preußischen Regierungsbezirke Posen mit etwa 2500 Einwohnern, von denen ein Drittel teutsche Lutheraner sind, drei Kirchen, Leinwand- und Bandweberei. (*H. E. Hössler.*)

GÖRCKE (Johann), königl. preußischer Generalstabsarzt, ward am 3. Mai 1750 im Dorfe Sorquitten, zwischen Sensburg und Rastenberg in Ostpreußen, geboren, wo sein Vater Geistlicher war, der aber bereits starb, als Johann erst acht Jahre zählte. Vom zehnten Jahre an besuchte der junge Görcke die Schule in Angerburg und dann in Sensburg. Als er 13 Jahre alt war, erhielt die Mutter den Besuch ihres ältern Bruders, der bei einem Dragonerregimente Regimentschirur-

1) Biogr. Lexic. öfv. namnkund. Svenska män. V. 1. S. 369. 2) Bautil, d. ä. alle Svea och Götha Rikens Runstenar u. s. w.; s. *Warmholtz*, Biblioth. histor. Sueo-Gothica nr. 1624. *Möbius*, Catal. libror. island. et norveg. aetat. med. p. 18.

3) *Liljegren*, Runlära (Stockh. 1832.) p. 75. 4) De Yferborna Atlingars (d. i. Hyperboreorum Atlantiorum) eller Sviogöthars ok Nordmänners Patriarkaliska Lära u. s. w.; s. *Warmholtz* nr. 1430; *Möbius* p. 160. 5) De yfverborna Atlingars eller Sviogötars ok Nordmänners Edda u. s. w.; s. *Warmholtz* nr. 1433; *Möbius* p. 73. 6) De priscis Scandiae incolis diss. (Lund. 1743. 4.) De genealogia reg. Suioniae. (Ups. 1746. 4.) Grundritning till hela det heliga Språket. (Stockh. 1747. fol.) mit Vertheidigung: Forsvarsskrift emot en Anonymi Anmärkningar. (Ebendas. 1748. 4.) Lovisa Ulricas Langfädgar. (Stockh. 1748. 8.) Svea Rikes Konungars Historia och Ättartal (2000 f. Chr. — 1749). (Stockh. 8.) 7) Is Atlinga d. ä.: de forna Göters här uti Svea rike Bokstäfver och Salighets-Lära u. s. w. (Stockh. 1747. 4.); s. *Warmholtz* nr. 1439.

aus war; dieser nahm den Knaben mit nach Tilsit, ließ ihn hier den Schulunterricht fortsetzen und begann zugleich, ihn selbst zum Chirurgen heranzubilden. Allein dieser Onkel starb bald dahin, und nun kam Görcke im J. 1766 zu weiterer chirurgischer Ausbildung zum Regimentschirurgus Gerlach in Königsberg. Am 1. Oct. 1767 wurde er als Compagniechirurgus bei einem in Königsberg stehenden Regimente angestellt, und er konnte während der sieben Jahre, die er in dieser Stellung verblieb, die Vorlesungen an der königsberger Universität besuchen. Im J. 1774 kam er als Compagniechirurgus zum kronprinzlichen Regimente in Potsdam, und 1778 wurde er Compagniechirurgus bei der königlichen Leibgarde; er benutzte aber mit Fleiß die ihm hierdurch gebotene Gelegenheit und Vergünstigung, die Vorlesungen am Collegium medico-chirurgicum in Berlin zu besuchen. Im J. 1780 trat Görcke in den Freimaurerorden ein. Auf Schmucker's Vorschlag wurde er am 15. Febr. 1784 zum Pensionairchirurgus in Berlin ernannt und auf Theden's Empfehlung erhielt er 1787 ein Reisestipendium von 100 Friedrichsdor. Er besuchte daher Wien, wo er namentlich an Brambilla einen Gönner fand und über ein halbes Jahr verweilte, weiterhin die verschiedenen Anstalten Italiens bis nach Neapel hinunter, sodann Paris, wo er sich besonders an Desault im Hôtel-Dieu anschloß, und selbst nach England und Schottland dehnte er seinen Ausflug aus. Während er in Paris verweilte, wurde er im November 1788 zum Regimentschirurgus ernannt, und schon unterm 18. Febr. 1789 erfolgte seine weitere Beförderung zum Stellvertreter des Generalchirurgen Theden. Im J. 1792 wurde Görcke als Generalchirurgus zum Mitdirector des gesammten Feldlazarethwesens beim preußischen Heere im Feldzuge gegen Frankreich berufen. Er entfaltete in diesem Feldzuge eine ununterbrochene aufopfernde Sorgfalt für die Feldlazarethe, und er setzte es durch, daß im Februar 1793 die königliche Einwilligung zur Errichtung eines sogenannten ambulanten Feldlazareths von 1000 Betten für Verwundete und Kranke erfolgte, über dessen Einrichtung Görcke selbst in einer weit später erschienenen Schrift Nachricht gegeben hat: Beschreibung der bei der Königlich Preußischen Armee stattfindenden Kranken- und Transportmittel für die auf dem Schlachtfelde schwer Verwundeten. (Berlin 1814.)

Nach Beendigung des französischen Feldzuges entwarf Görcke den Plan zur Errichtung der medicinisch-chirurgischen Pépinière, wobei ihm als Zwecke vorschwebten: Bildung junger, talentvoller Leute zum Feldarzneidienste; weitere Sorge für Vervollkommnung der schon vorhandenen Compagniechirurgen; Bildung eines genugsamen Stammes zum Feldlazareth für den Fall der Noth. Am 2. Aug. 1795 erfolgte die Bestätigung, und es wurden nun die nöthigen Stabs- und Oberärzte ernannt und 50 der besten jungen Leute zur schleunigen Herstellung des Institutes ausgewählt, dem auch bereits im J. 1797 ein besonderes Gebäude eingeräumt wurde. Bei Theden's Tode im J. 1797 wurde Görcke zu dessen definitivem Nachfolger ernannt.

In den Kriegsjahren 1806, 1813, 1814 und 1815 eröffnete sich für Görcke ein weites Feld der Wirksamkeit. Im J. 1814 sowol als im J. 1815 führte ihn die Sorge für das preußische Lazarethwesen nach Paris. Er starb zu Sanssouci am 30. Juni 1822. Siehe Dr. Johann Görcke's Leben und Wirken, auf Veranstaltung sämmtlicher Königlich Preußischen obern Militairärzte verfaßt von J. D. E. Preuß, in: Dr. Johann Görcke's funfzigjährige Dienstjubelfeier am 16. Oct. 1817. (Berlin 1818.) (*Fr. Wilh. Theile.*)

Goeree, s. Goedereede.

GOEREE (Hugo Willem), holländischer Arzt und Schriftsteller, nach der Mitte des 16. Jahrh. zu Middelburg in Seeland geboren, ließ sich nach der Beendigung seiner Studien als praktischer Arzt in seiner Vaterstadt nieder und gelangte daselbst zu großem Ansehen. Er war übrigens nicht nur in seinem Fache, sondern auch in der Theologie, in der classischen Philosophie und selbst in der teutschen Literatur bewandert, mit besonderer Vorliebe aber widmete er die Muße, welche ihm die Obliegenheiten seines Berufes ließen, der hebräischen Archäologie. Er übertrug das bekannte Werk des Petr. Cunäus über den Staat der Hebräer (De republica Hebraeorum) in das Holländische und bereicherte es mit vielen eigenen Bemerkungen; die Uebersetzung (De Republyk der Hebreen, of gemeene best der Joden in drie boeken dor Petrus Cunaeus) wurde aber erst von seinem Sohne Willem Goeree (Amsterd. 1682. 12.) herausgegeben und fortgesetzt (Amsterd. 1685. 12.); man legt jedoch auf diese Fortsetzung keinen großen Werth. Eine neue Ausgabe des ganzen Werkes nebst der Fortsetzung und einem Auszuge aus Wilh. Outram's Schrift über die Opfer der Alten (Amsterd. 1700. 12. 3 Voll., 1701. 12. 4 Voll. und 1704. 8. 3 Voll.) wurde auch ins Französische übersetzt (La république des Hébreux, augmentée de deux volumes, contenant des remarques critiques sur les antiquités judaiques par Basnage. Amsterd. 1705. 12. 3 Voll. N. Tit. 1713. 12. 3 Voll.) und in dieser Uebersetzung am meisten verbreitet. Dazu fügt man gewöhnlich noch als vierten Band: Antiquités judaiques ou remarques critiques sur la république des Hébreux par Basnage. (Amsterd. 1713. 8.) Hugo Willem Goeree starb im Jahre 1643 zu Middelburg*). (*Ph. H. Külb.*)

GOEREE (Willem), holländischer Buchhändler und Gelehrter, ein Sohn des vorhergehenden Hugo Willem Goeree, am 11. Dec. 1635 zu Middelburg geboren, verlor früh seinen Vater und sah sich, da seine Mutter, die sich alsbald wieder verheirathete, und sein Stiefvater ihm nicht gestatteten, seine bereits begonnenen Studien fortzusetzen, gezwungen, irgend ein Geschäft zu erlernen. In dieser Noth wählte er den Buchhandel als dasjenige Geschäft, welches am wenigsten seinen Neigungen und Wünschen widerstrebte. Durch Fleiß und Sparsamkeit

*) *Paquot*, Mémoires pour servir à l'histoire littéraire des Pays-Bas. Tom. IV. p. 260. Biographie générale. Tom. XX. p. 951.

gelang es ihm, die von ihm zu Amsterdam gegründete Buchhandlung zu einer der angesehensten in Holland emporzubringen und sich ein bedeutendes Vermögen zu erwerben, welches ihm erlaubte, einen großen Theil seiner Zeit der Pflege der Wissenschaften und Künste zu widmen. Die Geschichte, die Alterthumskunde, die Malerei, die Kupferstecherkunst, die Baukunst, die Naturkunde und die Arzneiwissenschaft waren zugleich Gegenstand seiner Forschungen, deren Ergebnisse er in sorgfältig ausgearbeiteten Schriften niederlegte. Seine archäologisch-historischen Versuche, wozu seine jüdischen Alterthümer (Joodsche Oudheden, of Voorbereidselen tot de Bybelsche Wysheid en gebruik de Heilige en Kerklyke Historien. Amsterd. 1690—1700 u. 1716. fol. 2 Voll.), seine jüdische Geschichte (Mozaische Oudheden de Hebreeuwe Kerke. Amst. 1700. fol. 4 Voll.), welche bis zum Einzuge der Israeliten in das gelobte Land reicht, und seine weltliche und kirchliche Geschichte (De Kerkelyke and wereltlyke Historien. Amsterd. 1705. 4. und 1730. 4.) gehören, sind alle zugleich mit zierlichen Kupferstichen, welche als die Hauptsache betrachtet werden müssen und wegen welchen der Text oft nur da zu sein scheint, ausgestattet und beweisen großen Sammlerfleiß, wenn man auch ein sorgfältiges Quellenstudium und kritischen Scharfblick an ihnen vermißt; mehr Geist verräth er in seinen die Kunst betreffenden Werken, unter welchen besonders seine Einleitung zur Ausübung der Malerei (Inleiding tot de practyck de allgemeene Schilderkonst. Amsterd. 1697. 12. und 1705. 8., teutsch von Joh. Lange. Hamburg 1678. 1723 und 1744. 8.), seine Illuminirkunst (Verlichteriekonde. Amsterd. 1697. 12.), seine Zeichen-, Illuminir- und Malerkunst (Teyken-, Verlichterie- en Schilderkonst. Amsterd. 1705. 8.) und sein Entwurf zur Kenntniß des Menschen in seinem Verhältnisse zur Natur und zur Malerei (Natuurlyk en Schilderkonstig ontwoorp de Menschkonde. Amsterd. 1704. 12. und 1728. 8.) großen Beifall fanden; weniger gelungen ist seine Anleitung zur Baukunst (Allgemeene Bouwkonde, volgens de antyke en heedendaagsche manier. Amsterd. 1705 12.), die dabei befindlichen Abbildungen sind jedoch sehr gut. Willem Goeree starb am 3. Mai 1711 zu Amsterdam *). (*Ph. H. Külb.*)

GOEREE (Jan), holländischer Zeichner, Kupferstecher und Dichter, ein Sohn des vorhergehenden Willem Goeree, am 2. Oct. 1670 zu Middelburg geboren, erhielt seine Ausbildung zu Amsterdam, wo sich sein Vater als Buchhändler niedergelassen hatte, und gelangte hier bald durch seine ungewöhnlichen Leistungen in verschiedenen Fächern der Kunst zu großem Ruhme. Als der Magistrat von Amsterdam den großen Saal des Stadthauses würdig auszuschmücken beschloß, beehrte er im J. 1705 Goeree mit dem Auftrage, die Zeichnungen zu entwerfen, welche dann von den Malern G. Rademaker und J. Hoogzaat ausgeführt wurden. Die gestochenen und geätzten Blätter und Titel, welche er zu literarischen und artistischen Werken lieferte, erfreuten sich des allgemeinen Beifalles seiner Zeitgenossen und stehen jetzt noch in Achtung; ebenso werden seine Zeichnungen, die sich in den Kunstsammlungen finden, sehr geschätzt, denn alle seine künstlerischen Producte sind gut erfunden, verständig in der Anordnung und, mögen sie Arbeit des Grabstichels oder der Nadel sein, mit Freiheit und Einsicht ausgeführt. Zu der von ihm ins Holländische übersetzten bekannten Histoire de Louis XIV. par les médailles (De Historische Gedenkpenningen van Lodewyk de XIV., uit het Fransch vertaalt. Amsterd. 1712. 8.) lieferte er auch die Kupfer, ebenso zu der von ihm entworfenen Beschreibung der Gemälde auf dem Stadthause zu Amsterdam in dem Wegweiser durch Amsterdam (De Wegwyzer door Amsterdam. Amsterd. 1707. 8.). Als Dichter bewährte Goeree bei weitem weniger Geschmack und künstlerische Fertigkeit, obgleich sein Trauerspiel Aleander (Aleander Koning van Ciprus en Cilicien of gewaande zeeroover. Amsterd. 1707. 8.) und seine vermischten Gelegenheitsgedichte (Mengel-Poëzy. Amst. 1734. 8.) Phantasie und Geist verrathen. Er starb am 4. Jan. 1731 zu Amsterdam *). (*Ph. H. Külb.*)

GÖRENZ (Johann August), geb. am 10. Juli 1765 zu Fürstenwalde im sächsischen Erzgebirge, verdankte seine Elementarbildung der Fürstenschule zu Meißen. Seine Geistesfähigkeiten unterstützte ein rühmlicher Fleiß. Rasche Fortschritte machte er besonders in den alten Sprachen. Auch in Wittenberg, wo er seine akademische Laufbahn eröffnete, war Philologie sein Hauptstudium. Dort erwarb er sich 1791 die Magisterwürde. Seine gründlichen Sprachkenntnisse und seine Gewandtheit im lateinischen Style zeigte er in mehren gelehrten Abhandlungen, größtentheils philosophischen Inhalts: Vestigia doctrinae de associatione idearum libris veterum impressa. (Viteb. 1791. 4.) Diss. I. et II. de finibus imitationis hodiernae Graecorum Romanorumque Historicorum regundis. (Ibid. 1791. 4.) Diss. de auctore libri περὶ Κόσμου, qui inter Aristotelis scripta reperitur. (Ibid. 1792. 4.) Progr. de dialogistica arte Platonis, interprete hujus rite cognoscenda et aperienda, Commentatio. (Ibid. 1794. 4.) u. a. m.

Bereits 1792 war Görenz in Wittenberg Adjunct der philosophischen Facultät und Universitätsbibliothekar geworden. Ungern trennte er sich von dem Orte, dem er seine Bildung zu verdanken gehabt hatte. Nicht ganz unvortheilhafte Bedingungen bestimmten ihn, 1795 einem Rufe nach Plauen im Voigtlande zu folgen. Er erhielt das Rectorat an dem dortigen Lyceum. In gleicher Eigenschaft ward er 1800 in Zwickau angestellt, wo er eine Reihe von Jahren in seinem Berufe rastlos thätig

*) Vergl. *Paquot* l. c. Tom. IV. p. 262. Biographie universelle. Tom. XVII. p. 585. Biographie générale. Tom. XX. p. 951 seq.

*) *Paquot* l. c. Tom. IV. p. 268. *J. G. de Chaufepié*, Dictionnaire historique et critique. Tom. II. Lit. G. p. 42. Biographie universelle. Tom. XVII. p. 585. Biographie générale. Tom. XX. p. 952. G. K. Nagler, Künstlerlexikon. 5. Bd. S. 254 fg.

war. Als tüchtiger Philolog zeigte er sich in dieser Zeit in mehren Dissertationen und Programmen, die sich meist auf die Kritik römischer Classiker bezogen. So schrieb Görenz ein Tentamen criticum in loca quaedam carminum Tibullianorum. (Zwiccaviae 1806. 4.) Progr. cui insunt duorum codicum scriptorum lectiones in Ciceronis Catilinariam (Ibid. 1807. 4.) u. a. m. An den Schriften des ebengenannten römischen Redners, die er zu seinem Hauptstudium gemacht hatte, erprobten sich seine gründlichen Sprachkenntnisse durch eine scharfsinnige Kritik bei der von ihm besorgten Ausgabe. Sie erschien unter dem Titel: M. T. Ciceronis Philosophica omnia, ex scriptis recens collatis editisque libris castigata et explicata edidit. Vol. I. Lips. 1809. 8 maj. — Vol. II. Ibid. 1810 (auch unter dem Titel: Academica Ciceronis, Liber primus et secundus). — Vol. III. Libros de finibus bonorum et malorum continens. Ibid. 1813 (auch unter dem Titel: Ciceronis de finib. bonor. et malor. Libri V). Eine Ausgabe von Cicero's Schrift: De legibus hatte Görenz schon früher, noch während seines Aufenthaltes in Wittenberg, besorgt. Auch über einige Werke griechischer Autoren verbreitete sich seine Kritik in einzelnen Programmen: über Xenophon's Libellus de Republica Lacedaemoniorum, über Platon's Symposium u. a. m.

Das fortgesetzte Studium der Ciceronianischen Schriften erhielt ihn in literarischer Verbindung und in einem fast ununterbrochenen Briefwechsel mit mehren ausgezeichneten Philologen, deren Verdiensten er die gerechteste Anerkennung zollte. An den Professor Schütz in Halle, den frühern Herausgeber der Jenaischen Allgemeinen Literaturzeitung, schrieb Görenz aus Zwickau am 6. Aug. 1816: „Mit Jünglingskraft schreiten Sie in Ihrer Handausgabe des Cicero [1]) vorwärts. Eben habe ich den achten bis zwölften Band erhalten, in welchen wieder eine bedeutende Zahl trefflicher Verbesserungen sich finden. Ich freue mich nun doppelt, daß Sie und kein Anderer es waren, der mir mit dieser Handausgabe wegen einer Grille meiner Verlagsbuchhandlung zuvorkamen; außerdem hätte Ihnen die meinige, der Zeit nach, den Rang abgewonnen. Jetzt mag sie ruhen, obgleich sie als Entschädigung für die so kostspielige Ausgabe der Philosophica gerechnet war."

Durch genaue Bekanntschaft des Ciceronianischen Sprachgebrauches und sorgfältige Vergleichung der verschiedenen Codices bewahrte sich Görenz vor Fehlgriffen in der Kritik und Unterscheidung der echten und unechten Lesearten. Ausführlich erklärte er sich hierüber in dem vorhin erwähnten Briefe an den Professor Schütz in Halle. „Da Sie," schrieb er, „jetzt an der Schwelle meiner Ausgabe von Ciceronis Philosophica stehen, so halte ich es für Schuldigkeit, Ihnen eine Bemerkung mitzutheilen, die, wenn es nicht die Sache selbst verlangte, wegen eines von mir geachteten Mannes, den nun die Erde deckt [2]), unterblieben sein würde. Der Codex, welchen der wiener Recensent zur Beurtheilung meiner Ausgabe De finibus benutzt haben will, und der glogauer in Heindorf's Ausgabe De Natura Deorum ist einer und derselbe; beide aber sind **erdichtet**. Innere und äußere Gründe fordern dies unwidersprechliche Urtheil, welches ich mich einst zur Steuer der Wahrheit aufzudecken gezwungen sah. Heindorf und ich standen nie in Verbindung; aber ich weiß es, daß es ihn verdrossen hat, seine durch die Verlagshandlung an mich ergangene Bitte um Collationen zum Platon abgeschlagen zu sehen, da ich sie vorher Schäfer'n, der mich in Wolf's Namen darum bat, abgelassen hatte. Hinc illae lacrymae. Doch diese Recension möchte sein. Daß aber De Natura Deorum auf eine solche Art behandelt worden ist, verlangt Rüge. Dieses bemerke ich Ihnen blos, damit Sie jetzt Ihrem Urtheile bei Beurtheilung dieser Werke die Richtung geben können, die die Sache fordert. Leicht werden Sie übrigens, da Heindorf nicht genug mit Cicero's Sprachgebrauch bekannt war, und Ihnen es wohlbekannt ist, wie aus den Abweichungen die Echt- oder Unechtheit der Codices erkannt werden kann, Verdacht genug schöpfen, um meine Behauptung nicht ohne Grund zu finden."

Auf den erwähnten Gegenstand kommt Görenz in einem ungefähr 14 Tage später geschriebenen Briefe (am 15. Aug. 1816) nochmals zurück. Die Sache schien ihm, vom kritischen Standpunkte betrachtet, zu wichtig, um sie nicht von allen Seiten zu betrachten, da sein gelehrter Freund nicht ganz von der Richtigkeit seiner Behauptung überzeugt schien. „Sie sind," schrieb er an Schütz, „über die Erdichtung des glogauer Codex befremdet. Wie ich mir die Sache ansehe, so existirte wirklich ein glogauer Codex, welcher auch von Heindorf collationirt wurde. Vielleicht sind auch aus ihm Varianten benutzt. Aber ein solcher Codex, wie der Quaestionis erscheint, besonders durch das ganze erste und das zweite Buch der Natura Deorum zur Hälfte, hat noch nie existirt, und wird es vielleicht auch nicht wieder; ein solcher, sage ich, der so vitiös, sich blos seinen Werth durch Scharfsinn abrathen läßt. Wollen Sie selbst prüfen, so kommen Sie sicher zu gleichem Resultate, da Sie ohne Streit schon mehre lateinische Codices selbst verglichen haben. Ich habe über 120 collationirt und folgere hier aus reinen Erfahrungen. Eine Menge Lesearten beruhen auf Unkunde des Ciceronianischen Sprachgebrauchs, und sind, trotz ihres Scheins, aus diesem Grunde zu verwerfen. Dies kann wol einige Mal der Zufall so karten; aber so oft ist es kein Zufall mehr. Es spricht sich vielmehr in den Lesearten entweder ein corrigirter Codex aus, wie es wirklich einige solche gibt, unter andern einen des Virgil, oder es ist ein erdichteter. Unter die von einer gelehrten Hand corrigirten Codices läßt sich der

1) M. T. Ciceronis Opera quae supersunt omnia, ac deperditorum fragmenta. Textum accurate recognovit etc. (Lips. 1814—1821. 8.) XX Voll.

2) Ludwig Friedrich Heindorf, bekannt durch seine kritischen Ausgaben mehrer Schriften Platon's. Heindorf war am 23. Juni 1816 zu Halle gestorben, wohin er als Professor der Philologie gerufen worden; s. Meusel's Gel. Deutschland. 18. Bd. S. 90.

wegen äußerster Vitiosität merkwürdige glogauer auf keine Weise setzen. — Ueberall (einzelne Fälle machen blos die Ausnahme) hilft, oft sonderbar, der Codex des Herausgebers Zweifeln ab. Seine Abweichungen ferner sind oft sich nach des Editors Gedankenassociation fügend, oft aller Codices-Kunde spottend. Ist einmal ein nach des Herausgebers Glauben glücklicher Griff durch des glogauers Autorität belegt, dann muß dieser gewöhnlich durch eine von ihm ausgeführte alberne Leseart dafür büßen, damit man nämlich keinen Verdacht schöpfe. — Nach und nach scheint Heindorf mit der Manipulation mehr bekannt geworden zu sein, und so fängt allmälig der Codex in seinen Varianten sich zu formiren an. Immer aber behält er durchaus das Eigene, daß er sogleich bei der Hand ist, jede Vermuthung mehr oder weniger zu begünstigen. — Neben diesen innern Zeichen der Unechtheit sagen Sie noch: daß Heindorf, wie ich von vielen Orten her vernehme, seine Correspondenten auf diese Ausgabe aufmerksam machte; daß Weigel, der Verleger, in Dresden (wo er kurz nach der Herausgabe dieses Werks war) bei Erwähnung dieses merkwürdigen Codex an mehr als einem Orte in Gelächter ausbrach. Hierzu setzen Sie nun, um zu einem Resultate zu kommen, noch das sonderbare Geständniß von Heindorf selbst: daß er den Codex auf seinen alten Platz gesetzt, daß derselbe aber dort nicht wieder gefunden worden — ein Umstand, der den Bibliothekaren zu keiner sonderlichen Ehre gereicht, welche nach Bibliothekar-Regel in die Manuscript-Schränke Niemand ohne ihr Beisein lassen dürfen, wie sich auch die Schlüssel dazu allein in des Oberbibliothekars Händen befinden sollen. — Fasse ich dies Alles in Eins, so bietet sich mir die Vermuthung unwillkürlich dar: daß Heindorf, dessen Charakter ich weiter nicht kenne, ihn aber als gut annehme, die laxen Begriffe über Emendation hatte, welche ich leider jetzt nur zu häufig antreffe, und die auch sub rosa Martini Laguna hat: daß Manuscript-Lesearten an sich werthlos, der eigene conjecturirende Kopf hingegen statt aller Handschriften gelte; daß es keinen Nachtheil bringe, seine Vermuthung statt Lesearten zu setzen, sobald sie gehörig geprüft seien und man mit der Größe seines Autors vertraut geworden. Auf diese Weise könne man allein einmal ins Reine kommen, ohne daß die spätern Herausgeber eine Menge Vermuthungen und Varianten als Ballast mit aufzuladen hätten. — Lege ich diese Grundsätze Heindorf's Verfahren unter, dann fällt mir Nichts mehr auf und ich bin im Klaren, ja es läßt sich Alles, wenn die Details gehörig dargelegt sind, bis zu hoher Evidenz entwickeln. Gebe mir der Himmel Muße dazu! Leider kann ich jetzt noch nicht daran denken."

In dem eben erwähnten Briefe meldet Görenz auch seinem Freunde, daß die von Angelo Majo herausgegebenen Fragmente Ciceronianischer Reden nächstens „als Nebenläufer" ins Publicum treten würden. „Sie wären schon heraus," schrieb Görenz, „wenn nicht der Etatsrath Cramer aus Kiel mir neulich, bei seinem Aufenthalte in Zwickau, mehre Druckbogen von der Ausgabe gezeigt hätte, welche dieser bekanntlich mit Heinrich davon besorgt. Nun bin ich genöthigt, auf diese Ausgabe mit Rücksicht zu nehmen. Sollte dieselbe Ihnen etwa früher in die Hände fallen, so würden Sie mich durch die Mittheilung derselben ungemein verpflichten. Heraus müssen diese Fragmente sein. Nach Kiel möchte ich aber nicht gern selbst schreiben. — In meinem letzten Briefe hatte ich noch der wiener Recension von meiner Ausgabe: De finibus etc. erwähnt. Ganz derselbe Geist herrscht in den sogenannten Lesearten. Heindorf arbeitete eben an seiner Ausgabe De Natura Deorum, als ihm die meinige in die Hände fiel. Neu war ihm noch das Gefühl meiner Weigerung der unmittelbar an mich gestellten Bitte. Dieses Gefühl war durch die Erwähnung Wolf's geschützt, mit dem er, wie ich später erfuhr, in gespanntem Verhältnisse lebte. Auch führte wol der Intent noch die Feder, dem Rival die etwa noch guten Federn zu berupfen, damit gar keine Parallele stattfinde. Genug, Sie werden auch hier Zusammenhang wahrnehmen. Ich werde diese Recension gänzlich ignoriren, weil es wider mein Gefühl streitet, Antikritiken zu geben, daher ich auch, bei reichem Stoffe zur Erwiderung, schwieg. Ueberdies betrifft der Schade, der allenfalls dem echten Cicero erwächst, nur einzelne Stellen, von denen ein ansehnlicher Theil ohnedies bei Ehren bleiben wird, wenn man immer jene Lesearten für echt halten sollte."

Nach einer 16jährigen Verwaltung seines Schulamtes in Zwickau regte sich in Görenz der Wunsch nach anderweitiger Beförderung und Erweiterung seiner mäßigen Einkünfte. Verbindlich dankte er seinem Freunde, dem Professor Schütz in Halle, den er auch in seinen häuslichen Angelegenheiten oft zu Rathe zog, für die Belehrung über den mitgetheilten Gegenstand seiner Wünsche. „Immer wird es," schrieb er, „mein Bestreben sein, Ihre volle Zufriedenheit zu gewinnen. Zwar möchte dies schwerlich durch persönliche Beweise meiner innigsten Verehrung geschehen können, da ich, der sich noch nie um eine Stelle bewarb, von der so geringen Aussicht, die erledigte Heindorf'sche Professur zu erhalten, mich zurückgeschreckt fühle. Indessen gibt es für die, welche denselben Weg gehen, doch Gelegenheiten, es bemerkbar werden zu lassen, daß sie einander dem Herzen nach nicht fremd sind; und hier glaube ich in Zukunft einigermaßen eine Schuld abtragen zu können, die Sie mir durch Ihr Wohlwollen und Ihre Güte auflegten. Sie machen mich auf die noch vacante Heyne'sche Professur aufmerksam [3]), und erlauben mir selbst, wenn ich mich um diese bewerben wolle, mich auf Ihr Zeugniß zu berufen. Schreckte mich nicht Heyne's großer und so festbegründeter Ruhm, mit dem ich in keine Parallele treten kann, so würde ich Ihr gütiges Erbieten mit dem wärmsten Danke annehmen. Aber ich besorge durch diesen Schritt mir den Verdacht der Anmaßung zuzuziehen. Hätt' ich einen Freund, der mich auf irgend eine Art in

3) Christian Gottlob Heyne war am 14. Juli 1812 in Göttingen gestorben. Vergl. C. G. Heyne, biographisch dargestellt von H. A. L. Heeren. (Göttingen 1813.) Memoria C. G. H. in den Comment. Societ. Gotting. recent. Vol. II. ad a. 1811—1813. Zeitgenossen. 5. Bd. S. 173 fg.

Vorschlag bringen könnte, so würde ich dies Wagstück eher beginnen. Wenigstens würde ich dann der Hoffnung mehr Raum geben, daß es einst meine Sammlungen zu wichtigern Werken und größere, wenigstens minder zerrissene Muße rechtfertigen würden."

Diese Muße scheint ihm auch, was er bei seiner Neigung zu literarischen Arbeiten oft bedauerte, als Director der Domschule in Schwerin gefehlt zu haben, wohin er 1817 einen Ruf erhalten hatte und ihm gefolgt war. Durch seine rastlose Thätigkeit gab er dem dortigen Schulwesen eine durchaus verbesserte Richtung. Auf seinen Antrieb verwandelte der Großherzog Franz Friedrich von Mecklenburg-Schwerin die Domschule, die durch Görenz eine bisher kaum gekannte Blüthe erreicht hatte, in ein Gymnasium Fridericianum. Görenz ward zum Oberschulrath ernannt und ihm zugleich die Inspection über die Stadtschulen im ganzen Großherzogthume übertragen. Kurz zuvor hatte er den Ruf zu einer Professur in Kiel abgelehnt, obschon er nach seinen Aeußerungen in einem Briefe an seinen Freund, den Professor Schütz in Halle, wenigstens Anfangs nicht ganz mit seinen neuen Verhältnissen zufrieden gewesen zu sein scheint. An dem Lehrerpersonale und dem Schulwesen überhaupt hatte er Manches auszusetzen. Besonders fühlbar war ihm, bei seiner Neigung zu schriftstellerischer Thätigkeit, der in Schwerin herrschende Mangel an literarischen Hilfsmitteln. Nicht ungünstig lautet jedoch die Schilderung seines neuen Aufenthaltsortes in einem aus Schwerin vom 30. Aug. 1817 datirten Schreiben. Es war, wie bereits erwähnt, an den Professor Schütz in Halle gerichtet.

„Meine Lage hier," schrieb Görenz, „ist nicht unangenehm, indem man mir von allen Seiten freundlich und voll Zutrauen entgegenkommt, auch innerhalb Jahresfrist mir Gehaltszulage unaufgefordert zugesichert hat. Viel habe ich zu wirken gefunden und schon manches Gute bewirkt. Zum Glück machte man mich durch die später ertheilte Auszeichnung eines Scholarchen von der lieben Geistlichkeit unabhängig. — Unter acht Lehrern fand ich drei gute, denen es blos an Methode fehlt, und die jetzt das Bessere erkennen und es mit möglichster Kraft zu erreichen streben. Die übrigen sind alle noch über dem Mittelmäßigen, doch insgesammt methodelos. Mehre Wochen habe ich daher blos damit zugebracht, die Mängel durch fleißiges Besuchen der Classenabtheilungen (denn wirkliche Classen gibt es zum Glück nicht) kennen zu lernen, und ich habe wirklich schon viele Mängel beseitigt. Ein günstiger Umstand ist, daß man hier vor einem Notenmacher Respect hat."

In dem eben mitgetheilten Briefe finden sich jedoch auch Stellen, aus denen hervorgeht, daß Görenz in seinen Verhältnissen sich nicht ganz behaglich fühlte. „Eins," schrieb er, „ist mir fast unerträglich, der gänzliche Mangel an Bibliotheken. Hierin haben mich die Geographien gewaltig betrogen. Sie sprechen von einer Schloßbibliothek; diese ist kaum ein Schatten davon. Das Beste holte schon seit vielen Jahren der verstorbene Tychsen nach Rostock. Was noch davon Brauchbares vorhanden, darum habe ich bereits für die noch ärmlichere Gymnasiumsbibliothek angehalten, die die Zahl von 500 Bänden nicht übersteigt, und von denen zwei Drittel wenigstens noch in die Krämerläden wandern müssen. Blos für die Allgemeine und Mecklenburgische Geschichte ist eine herrliche Sammlung unter dem Namen Regierungsbibliothek angelegt, aus welcher die Rudlof'sche Geschichte[4]), ein, wie Sie wissen, wahrhaft pragmatisches Werk, fast gänzlich geflossen ist; denn sie enthält auch alle Archiv-Nachrichten im genauesten Auszuge. Leider ist von Rudlof's herrlichem Werke, welches blos bis zur Mitte des 16. Jahrh. herauf geht, bei dem 60jährigen Alter des Verfassers und bei seinen überhäuften Arbeiten, da er als Regierungsrath überdies noch den Staatskalender besorgt, keine Fortsetzung zu hoffen[5]), wie er mir selbst oft versichert hat. — Ein häßliches Deficit ist es, daß Mecklenburg-Schwerin noch gar keine besondere Geographie hat, und daß daher alle allgemeine Geographien über dies Land von Irrthümern strotzen. Ich habe bereits darüber mit dem Minister, Präsidenten v. Brandenstein, gesprochen, welcher mich in den Stand setzen will, von überall her die echtesten Nachrichten einziehen zu können. Dann werde ich die Arbeit einem meiner Collaboratoren, einem guten Kopfe, nach entworfenem Plane übertragen und stets dabei die Aufsicht mit führen. So, hoffe ich, wird Mecklenburg zu einer speciellen Geographie gelangen können, ohne daß ich grade meinem Fache untreu werde. — Eine häßliche Methode herrscht in den Mecklenburg-Schwerinschen fünf Gelehrtenschulen und so auch seither in der meinigen. Man durchfliegt blos die alten Schriftsteller. Vier Capitel im Livius zu lesen, ist, für eine Stunde, eine Kleinigkeit, so auch 100 Verse im Euripides. Dabei wissen sich Lehrer und Schüler mit Rathen trefflich zu helfen. Schade war's zeither um die guten Köpfe, die, wie mich dünkt, Mecklenburg vorzüglich hat. Wenigstens zählt die hiesige Schule, von der untersten Classe auf, ungleich mehr als die zwickauische. Ich glaube daher, daß hier guter Boden für gute Saat ist. Auch ist die Regierung wirklich sehr willig. Sie hat mir bereits einen neu anzustellenden Lehrer zugestanden und jede Unterstützung für's Bessere. Ihre Fonds sind nur für das laufende Jahr zu schwach, da der Finanz-Etat nach Ostern jederzeit entworfen wird und die für zufällige Ausgaben angesetzte Summe bereits erschöpft ist. — Uebrigens gefallen mir hier die Menschen, die offen, bieder und zutraulich sind, vom Obersten bis zum Niedrigsten, sowie die Umgegenden wegen der herrlichen Seen, die überdies täglich eine ungeheuere Menge der trefflichsten Fische liefern, deren mehre Arten, wie Brachsen, Moränen rc., in Sachsen völlig unbekannt sind."

Nicht blos durch seine rastlose Thätigkeit und durch den Umfang seiner Kenntnisse, auch durch die Humanität,

4) F. A. Rudlof's Handbuch der Mecklenburgischen Geschichte. (Wismar 1781—1794. gr. 8.) 2 Thle. 5) Das Jahr vor Rudlof's Tode, der am 14. Mai 1822 starb, erschien von dem erwähnten Werke zu Rostock 1821 noch ein dritter Theil in zwei Bänden unter dem Titel: Neuere Geschichte von Mecklenburg; s. Meusel's Gel. Deutschland. 19. Bd. S. 458.

die einen Hauptzug in seinem Charakter bildete, erwarb sich Görenz die Achtung Aller, die ihn näher kannten, besonders aber die Liebe seiner ihm untergebenen Lehrer. Ihnen mit Rath und That nützlich zu sein, ließ er keine Gelegenheit unbenutzt. So schrieb er im October 1817 an den Professor Schütz in Halle: „Einer von den hiesigen Lehrern, der Collaborator Goods, wünscht durch die beiliegende Schrift sich Ihrem Schutze und der Milde seines künftigen Recensenten in der Allgemeinen Literaturzeitung zu empfehlen. Der junge Mann hat mit dem von ihm verfaßten Buche nichts Kleines unternommen. Ich fürchte nur, daß die Sache nicht ganz seinen Kräften angemessen war. Seine Absicht war die beste. Er wollte sich die Bahn zu einer guten Predigerstelle dadurch öffnen, da er für diese mehr Fähigkeiten besitzt, als für's Schulfach. Können ihm seine Hoffnung, die er mit dieser Schrift begründen wollte, und meine Wünsche, diese baldmöglichst erfüllt zu sehen, einer gelinden Beurtheilung nicht unwerth machen, so bitte ich ergebenst darum."

Görenz erfreute sich einer selten unterbrochenen Gesundheit. In höherem Alter trafen ihn jedoch manche physische Leiden, die in seiner übermäßigen Geistesanstrengung in frühern Jahren ihren Hauptgrund haben mochten. Seine Gewissenhaftigkeit war indessen so groß, daß er selten eine Schulstunde aussetzte. Seine Amtsverwaltung ward ihm jedoch immer beschwerlicher. Er sah sich genöthigt, um seine Dienstentlassung anzuhalten, die er 1833 mit einer beträchtlichen Pension erhielt. Seitdem lebte er, von Berufsgeschäften gänzlich befreit, fast ausschließlich seinen philologischen Studien und in Erholungsstunden der mit großer Sorgfalt von ihm betriebenen Blumenpflege. Oft wiederkehrende Krankheitszufälle verbitterten ihm jedoch seine letzten Lebenstage. Er starb am 3. Febr. 1836 im 71. Jahre. Das Schweriner Freimüthige Abendblatt begleitete die Anzeige seines Todes mit den seinen Charakter treffend bezeichnenden Worten: „Ihm bleibt der Ruhm eines großen Philologen, die Anerkennung der ausgezeichneten Verdienste, die er sich in einer langen Reihe von Jahren um die vaterländischen Schulen, insbesondere um die Schweriner Domschule (das jetzige Fridericianum) erwarb, die Achtung, welche ein redliches Wirken und unerschütterliche Pflichttreue erzeugt, die Liebe, welche ihm seine Herzensgüte, die Milde und Heiterkeit seines Wesens erwarb, sowie die Dankbarkeit von Vielen, denen er nicht blos Lehrer und Führer, sondern auch Freund und Wohlthäter war"[6]). (*Heinrich Döring.*)

GÖRGENY SZENT IMRE (St. Emmrich), unter 42° 33′ 45″ ö. L., 46° 43′ 15″ nördl. Br., Marktflecken in der siebenbürgischen Gespanschaft Thorenburg am Görgény, mit einer katholischen, einer reformirten und einer griechisch-unirten Kirche, einer Papiermühle und Salzquellen. Dabei die Trümmer des im J. 1708 den Rebellen abgenommenen und von dem Generale Grafen Rabutin gesprengten Bergschlosses. (*H. E. Hössler.*)

6) Vergl. Intell.-Bl. der Allgem. Literaturzeitung. März 1836. C. G. Schütz. Darstellung seines Lebens. (Halle 1834.) 1. Bd. S. 123 fg. Meusel's Gel. Deutschland. 2. Bd. S. 600. 9. Bd. S. 436. 13. Bd. S. 480. 17. Bd. S. 739 fg. 22. Bd. 2. Abth. S. 396. Den Neuen Nekrolog der Deutschen. Jahrgang XIV. 1. Th. S. 137 fg.

GÖRGES (Christoph Friedrich), geb. am 12. Nov. 1786 in Peina im Bisthume Hildesheim, wo sein Vater Cantor und Lehrer an der Stadtschule war, zeigte früh Neigung und Anlagen zur Musik. Den ersten Unterricht in dieser Kunst, sowie auch seine Elementarbildung verdankte er seinem Vater. Als Zögling des Katharinengymnasiums zu Braunschweig trat er in das dortige Singchor ein, das sich unter der Leitung des Cantors Bürger zu einem der vorzüglichsten Institute erhoben hatte. Der Aufenthalt in Braunschweig war für Görges und seine musikalische Ausbildung in mehrfacher Hinsicht förderlich. Sein Interesse an der Tonkunst wuchs durch seinen häufigen Besuch des italienischen Operntheaters, welches der Herzog Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig damals in seiner Residenz errichtet hatte. Den gründlichen musikalischen Kenntnissen, die er sich in kurzer Zeit durch anhaltenden Fleiß erworben, unterstützt von seinem angeborenen Talente, hatte Görges die Ernennung zum Präfecten des Katharinen-Singchores zu verdanken. Als ausübender und theoretischer Musiker ward er Allen, die sich für die Tonkunst interessirten, vortheilhaft bekannt. Er wagte jetzt die ersten Versuche in der Composition. Sie fanden, wenn auch nur in dem engen Kreise seiner Freunde und Gönner, allgemeinen Beifall. Seinen anfänglichen Entschluß, Theologie zu studiren, gab Görges auf, um sich ausschließlich der Musik zu widmen. Unter der Firma eines Musikcomptoirs errichtete er mit einem seiner Freunde, dem geschätzten Componisten J. H. C. Bernhardt, im J. 1803 in Braunschweig eine Musikalienhandlung. Weder Görges noch sein Freund besaß jedoch hierzu die erforderliche Betriebskenntniß. Das Geschäft hatte daher nicht den gehofften Erfolg und gerieth völlig ins Stocken, als im J. 1806 nach der Schlacht bei Jena die französischen Truppen fast ganz Norddeutschland überschwemmten. Görges war zum Verkaufe seines musikalischen Verlages und seiner Presse geschritten. Durch Musikunterricht sicherte er sich hierauf einige Jahre seine Subsistenz, bis er im J. 1810 die Stelle eines Präceptors an der St. Blasius-Domkirche in Braunschweig erhielt. Bei seinen bescheidenen Ansprüchen an Lebensgenüsse jeder Art genügte ihm dieser nicht glänzende Posten. Nie regte sich in ihm der Wunsch, jene Stelle, die er bis zu seinem Tode bekleidete, mit einer andern zu vertauschen. Seine Mußestunden widmete er fast ausschließlich der Musik. Die Feier des kirchlichen Gottesdienstes durch geeignete Compositionen zu erhöhen, war er rastlos bemüht. Seine Bescheidenheit hielt ihn ab, sich als Componist zu nennen. Die Mehrzahl seiner Musikstücke erschien unter den Namen: Vincenz Sesti, B. Mann, Neuhöfer u. s. w. Die erhabensten Ideen entwickelte er in der Kirchenmusik. Bei Kennern wie bei Laien erntete seine Passionscantate: „Den Abgeschiedenen" fast ungetheilten Beifall ein. Er

versuchte sich in allen Gattungen der Musik, in Chorälen, Balladen, Liedern ꝛc., mitunter selbst in Singspielen und Opern, die jedoch in Teutschland, wo sie in den Jahren 1814—1817 einige Male aufgeführt wurden, weniger Glück machten als im Auslande, namentlich in den russischen Ostseeprovinzen, in Riga, Mitau u. a. Orten. Görges war nicht allein der Componist, er war auch der Verfasser des Textes zu seinen Musikstücken. Schon früh war er als Schriftsteller aufgetreten und hatte schon in seinem 20. Jahre unter dem Titel: „Wallor's fester Entschluß" einen Roman geschrieben, der zu Braunschweig 1796 in zwei Octavbänden erschienen war. Obgleich kein Braunschweiger, beseelte ihn doch eine große Anhänglichkeit an das braunschweigische Fürstenhaus, die er auch in mehren seiner Schriften aussprach. Immer blieb er jenem Fürstenhause treu und ergeben, selbst in der westfälischen Periode, wo eine solche Gesinnung ihm leicht Gefahr bringen konnte. Für jenes Fürstenhaus Gut und Blut zu lassen, zeigte er sich, nach den Worten eines seiner Freunde, stets bereit. Den westfälischen Machthabern gegenüber unterdrückte er nicht seine patriotischen Aeußerungen, die ihm Amt und Freiheit kosten konnten. Manche Thorheiten der damaligen Zeit traf die Geißel seiner Satyre. Anonym ließ er mehre Gedichte in plattteutscher Sprache drucken, unmittelbar nach dem Sturze der westfälischen Regierung in Braunschweig. Allgemeine Sensation erregten zwei unter diesen Gedichten. In dem einen: „Use Drucker un Bumester" betitelt, traf die von ihm geschwungene Geißel der Satyre zwei in Braunschweig allgemein bekannte Personen, die, so viel sie auch dem dortigen Fürstenhause zu verdanken gehabt, sich doch als Anhänger der aufgedrungenen Fremdherrschaft gezeigt hatten. Das zweite Gedicht: „Use Lüde" verhöhnte die im J. 1813 in Braunschweig errichtete Bürgergarde, die wenig Erhebliches geleistet und in mancher Hinsicht sich lächerlich gemacht hatte. Seine Autorschaft wußte Görges geschickt zu verheimlichen. Erst in späterer Zeit bekannte er sich in vertrauten Kreisen als Verfasser jener in der damaligen Zeit vielfach besprochenen Gedichte. In jenen Zirkeln zeigte er sich als ein jovialer Gesellschafter, aber auch in allen seinen Verhältnissen als ein streng rechtlicher Mann, als treuer Freund, als zärtlicher Gatte und Vater. In seiner im J. 1807 geschlossenen Ehe lebte er bis zum J. 1829, wo sie durch seiner Gattin Tod getrennt ward, sehr glücklich. Als seine Kräfte nach und nach schwanden, zog er sich immer mehr von dem öffentlichen Leben zurück. Seine Dienstgeschäfte versah ein Adjunct. Görges lebte fast einzig der Musik, oft zum Nachtheil seiner Gesundheit. Er starb am 16. Dec. 1852 [1]). Von seinem nahen Tode hatte er keine Ahnung gehabt. Eine Gedächtnißrede des Dompredigers Thiele schilderte seine Verdienste. Der Domchor, an den sich das Orchester des Theaters angeschlossen hatte, sang an seinem Grabe das letzte von ihm componirte Lied als Schwanengesang. Großen Beifall fand unter seinen Schriften besonders das Werk: „Der von Heinrich dem Löwen, Herzog von Sachsen und Baiern, erbaute St. Blasiusdom zu Braunschweig und seine Merkwürdigkeiten." (Braunschweig 1815. 8.) Die sechste Auflage dieses mit drei Holzschnitten geschmückten Werkes (Braunschweig 1850.) hatte sein Sohn Wilhelm Görges besorgt. Es erschien davon auch eine englische Bearbeitung unter dem Titel: The Dome of St. Blasius in Brunswick, with two engravings. (Brunsw. 1838.) Auch die von Görges verfaßte Schrift: „Braunschweig und seine Umgebungen" erlebte drei Auflagen. Die dritte, ebenfalls von Wilh. Görges besorgt, erschien zu Braunschweig 1842. Ein von Görges verfaßter Roman, „Der Schuldschein" betitelt, erschien unter dem Namen B. Mann zu Braunschweig 1824. Noch in den letzten Jahren seines Lebens ließ Görges, als bei der braunschweiger Domkirche von Schülern ein Singchor errichtet worden war, zwei Hefte religiöser Gesänge für Kirche und Haus drucken zur Erhöhung der gottesdienstlichen Feier und zur Beförderung der häuslichen Erbauung. In dieser Sammlung, die unter seinem Namen erschien, waren zwölf Hymnen und sechs Psalmodien enthalten. Handschriftlich hinterließ Görges: „Die schwarze Burg," Oper in drei Acten; „Das Vaterhaus," Singspiel in einem Act, und „Die geheime Polizei," Lustspiel in einem Act. Zahlreiche Aufsätze lieferte Görges für die Leipziger allgemeine musikalische Zeitung, für den europäischen Aufseher, für die Zeitung für die elegante Welt, für das Braunschweigische Magazin und andere Journale [2]). (*Heinrich Döring.*)

GÖRIG (Dominicus), ein Schweizer von Geburt, aus dem Canton Uri stammend, trat 1729 in spanische Kriegsdienste in dem Schweizerregimente Niederöst. Er machte den Krieg gegen die afrikanischen Räuberstaaten mit. Der Eroberung von Oran und der Belagerung von Ceuta wohnte er bei und half durch seine persönliche Tapferkeit manchen wichtigen Vortheil erkämpfen. Vom gemeinen Soldaten schwang er sich bald zum Fähnrich empor. Im J. 1733 kam er mit dem Regimente nach Italien, wo er in den Jahren 1734—1735 den Feldzug in Neapel und Sicilien mitmachte. Seines Muthes und seiner persönlichen Tapferkeit wegen zum Unterlieutenant erhoben, trat er nun in sicilianische Dienste. Von dem Range eines Lieutenants in dem Garderegimente schwang er, nachdem er sich in den Feldzügen von 1742 und 1744 rühmlich ausgezeichnet hatte, sich 1747 zum Capitain der Compagnie Freuler und bald nachher zum Obersten empor. Im J. 1759 erhielt er eine Grenadiercompagnie. Im J. 1768 ward er zum Gouverneur von Benevent ernannt. Er mußte jedoch diesen Platz 1774 den päpstlichen Truppen wieder abtreten. Einen Beweis der Zufriedenheit mit seinem bisher geführten Commando gab ihm der König, indem er ihn zum Präsidenten der Pro-

1) Meusel im Gel. Deutschland. 17. Bd. S. 740 läßt ihn irrig schon am 8. April 1816 sterben als Professor und Inspector der Ritterakademie zu Braunschweig.

2) Vergl. Meusel a. a. O. 9. Bd. S. 436. 17. Bd. S. 748. 22. Bd. Abth. 2. S. 395. Den Neuen Nekrolog der Deutschen. Jahrg. XXX. 2. Th. S. 829 fg.

vinz Chieti, später (1777) von Aquila ernannte. Görig starb im J. 1783 *). (*Heinrich Döring.*)

GÖRITZ, Stadt im preußischen Regierungsbezirke und Kreise Frankfurt, an der Oder, mit 1300 Einwohnern, welche sich von Ackerbau, Viehzucht und Fischerei nähren. (*H. E. Hössler.*)

GÖRITZ, 1) **Konrad**, lutherischer Theolog, am 19. Juni 1637 zu Königsberg in Preußen geboren, wurde, nachdem er nach der Beendigung seiner Studien mehre Jahre, ohne eine Unterkunft zu finden, in Teutschland umhergewandert war, im J. 1662 Rector der Schule zu Schlitz, einem Städtchen in der gleichnamigen (jetzt zum Großherzogthume Hessen gehörenden) Herrschaft, mußte aber religiöser Streitigkeiten wegen schon im J. 1666 diese Stelle wieder aufgeben und nach Preußen zurückkehren, wo er im J. 1668 eine Pfarrei zu Starkenberg erhielt, von welcher er jedoch im J. 1675 nach Königsberg versetzt und daselbst zum Diakone am Dome befördert wurde, welches Amt er auch bis zu seinem Tode bekleidete. Er starb am 5. Aug. 1690. Seine von den Zeitgenossen mit Beifall aufgenommene Schrift: **Syncretista transsubstantiatorum** (Regiomonti 1657. 4.) ist jetzt vergessen.

2) Sein Sohn **Christoph Konrad Göritz**, geboren zu Königsberg am 12. Nov. 1677, widmete sich ebenfalls der Theologie und wurde, nachdem er seine Studien zu Königsberg und Rostock beendigt hatte, im J. 1705 außerordentlicher Professor der Theologie an der Universität seiner Vaterstadt, folgte aber noch in demselben Jahre einem Rufe als Erzpriester nach Welau in Ostpreußen, wo er am 22. April 1752 starb. Außer seiner Inauguraldissertation (**De Jesaia, S. Trinitatis praecone.** Rostoch. 1701. 4.) und einigen polemischen Abhandlungen gegen Nic. Herbert und Gottfr. Schävius sind noch seine beiden größeren Schriften: **Papatus irrationabilis** (Halae 1703 u. 1704. 4.) und **Diss. de subditis ad religionem non cogendis** (Regiomonti 1700. 4.) zu nennen.

3) Zu einer andern Familie gehört der protestantische Theolog **August Göritz**, geb. zu Stuttgart am 29. Nov. 1744, welcher nach der Beendigung seiner Studien zu Tübingen als Hofmeister eine Reise durch Frankreich und Spanien machte und nach seiner Heimkehr Prediger an dem Waisenhause und 1780 Professor an der Karlsschule zu Stuttgart wurde, wo er am 6. Nov. 1799 starb. Seine Abhandlung: „Von dem Einfluß der Verbesserung der mutterländischen Sprache in den moralischen Charakter einer Nation" (Stuttg. 1780. 4.) enthält manche gute Bemerkung. Unter seinen übrigen Schriften sind noch zu erwähnen eine „Rede über das Wachsthum Würtembergs unter den Herzogen" (Tübingen 1767. 4.), ein Aufsatz: „Von der Kleidungsart der Spanier und über die Vermählung des Infanten Don Ludwig von Spanien" (im Deutschen Museum. 1776. S. 769 fg.) und „Don Pedro Rodriguez Campomanes Abhandlung von der Unterstützung der gemeinen Industrie in Spanien, aus dem Spanischen übersetzt" (Stuttg. 1778. 8.) *). (*Ph. H. Külb.*)

GÖRIZ (**Karl Wilhelm Friedrich**), ordentlicher Professor der Land- und Forstwirthschaft in Tübingen, war der Sohn des Hauptpostamtscassirers Göriz in Stuttgart und daselbst den 3. Nov. 1802 geboren. Er besuchte bis zu seinem 17. Jahre das Gymnasium seiner Vaterstadt und trat dann in das damals neu gegründete landwirthschaftliche Institut Hohenheim ein, wo ihn v. Schwerz in das Gebiet der Landwirthschaft einführte. Hierauf besuchte er die Universität Tübingen und hörte unter Anderem bei Schübler Botanik und Agriculturchemie, bei Hundeshagen Forstwissenschaft. Mit der Praxis der Landwirthschaft machte er sich durch mehrjährigen Aufenthalt auf Privatgütern im Würtembergischen, Weimarischen und Altenburgischen näher bekannt und begab sich sodann, von dem Staate mit einem Geldbeitrage unterstützt, auf Reisen, durch welche er einen großen Theil Teutschlands, der Schweiz und des nördlichen Frankreichs kennen lernte. Er führte seine Wanderungen größtentheils zu Fuße aus und verweilte da, wo er irgend einen Gegenstand, der ihm interessant war, kennen lernen wollte, so lange, bis er seinen Zweck erreicht hatte. So war er im Herbste 1825 vier Wochen lang während der Weinlese in Burgund, nachher während der Obstmostbereitung vier Wochen in der Normandie; den darauf folgenden Winter brachte er in Paris und Rheims zu. Die Bereitung des Runkelrübenzuckers in der Nähe von Paris, die Bereitung des Champagnerweines in Rheims beschäftigte ihn damals vorzugsweise und seine Berichte gaben die zuversichtliche Hoffnung, daß beide Betriebszweige einst auch in seinem Heimathlande zur Blüthe gelangen werden, wie sich solches auch bestätigt hat. Im Frühjahre 1826 verweilte er einige Monate in dem landwirthschaftlichen Institute zu Boville und genoß daselbst bei Mathieu de Dambuile einen Unterricht, welcher ihn in hohem Grade ansprach. Durch diese Art zu reisen gewann Göriz an Vielseitigkeit und Gründlichkeit, indem sie ihn mit der Wichtigkeit mancher Theile der Landwirthschaft bekannt machte, welche oft ganz vernachlässigt werden, und indem sie ihm stets das ganze Bild einer Gegend verschaffte, während die gewöhnlichen flüchtigen Reisen häufig zu ganz irrigen Ansichten verleiten. Ein noch größerer Vortheil bestand darin, daß er trotz seines jugendlichen Alters mit den ausgezeichneten Männern seines Faches in nähere Verbindung treten konnte. In den Sitzungen der Landwirthschaftsgesellschaft, denen er während seines Winteraufenthaltes in Paris beiwohnen durfte, lernte er die Veteranen der französischen Landwirthschaft, Tessier, Huyard, Bosc, Dailli, Perault de Jotems, Girod de l'Aisne, kennen, sowie den Director des landwirthschaftlichen Institutes zu Grignon,

*) Siehe M. Lutz in dem Nekrolog denkwürdiger Schweizer S. 179 fg.

*) Vergl. Chr. Gottl. Jöcher, Gelehrtenlexikon. 2. Bd. S. 1046. Joh. Chr. Adelung, Fortsetzung und Ergänzungen zu Jöcher. 2. Bd. S. 1507. Joh. G. Meusel, Lexikon der vom Jahre 1750 — 1800 verstorbenen teutschen Schriftsteller. 4. Bd. S. 246 fg.

Bella, und den berühmten Seidezüchter Camille Beauvais, welcher ihm eine Anstellung auf seiner Musterwirthschaft für Seidezucht anbot. Er übertrug diese auf einen Freund und kehrte im November 1826 nach Stuttgart zurück, wo er theils seine Reisenotizen ausarbeitete, theils das Secretariat bei der Weinverbesserungsgesellschaft bekleidete, theils sich mit Studien und Einrichtung von Landgütern beschäftigte. Hier genoß er zwar, da sich nicht alsbald eine Anstellung im Staatsdienste für ihn offen zeigte, ein Wartegeld aus der königl. Staatscasse; aber er sehnte sich nach einem festen Wirkungskreise als praktischer Landwirth und nahm deshalb im Sommer 1828 eine Verwalterstelle im Hohenlohe'schen an. Schon im J. 1830 wurde er von dieser untergeordneten Stellung erlöst, indem er die Oberaufsicht über die Güter des Fürsten von Leiningen und das Referat über die landwirthschaftlichen Angelegenheiten als Assessor in der Domainenkanzlei zu Amorbach erhielt. Das war nun ein Beruf seinen Wünschen und Kräften völlig angemessen. Es galt, ein neues großes Gut aus einer bisherigen Oedung zu schaffen, die Verwaltung der in Selbstbewirthschaftung befindlichen Güter zu inspiciren, die verpachteten Güter zu beaufsichtigen, Pachtverträge zu erneuern, Güter zu kaufen, ja ganze Dörfer, die in Güter umgewandelt werden sollten, anzukaufen. Indessen wurde ihm schon nach 1½ Jahren der Ruf, an der Stelle von Pabst die Professur der Landwirthschaft an dem hohenheimer Institute zu übernehmen. Auf das frische rührige Leben eines Verwalters und Güteradministrators folgten nun Jahre des Ruhesitzens, Studirens und Docirens, das noch dadurch vermehrt wurde, weil Göriz anstatt des Lehrerpersonals immer neue Fächer übernehmen mußte, sodaß er zuletzt außer der Viehzucht die ganze Landwirthschaft, selbst die Betriebslehre vorzutragen hatte, nachdem für die landwirthschaftliche Technologie, welche er früher auch hatte, ein besonderer Lehrer angestellt worden war. Zur besondern Aufgabe machte es sich Göriz, sein würtembergisches Heimathland in landwirthschaftlicher Beziehung genau kennen zu lernen. Hierzu verwendete er hauptsächlich die Zeit der Ferien, und es wurden ihm seine Forschungen, je länger er sie fortsetzte, um so mehr erleichtert, weil er außer den ansässig gewordenen Jugendfreunden immer ehemalige Zuhörer als Wirthschafter auf den Gütern des Landes traf. Die gleiche Richtung verfolgte er bei Verwaltung der Modellsammlung, in welcher er die einheimischen Geräthe möglichst vollständig aufzustellen suchte; die Sammlung von Bodenarten ist beinahe ausschließlich sein Werk. Da er, der unverheirathet war, in dem Gasthofe des Institutes speiste, so kam er mit den vielen Fremden, welche die Anstalt besuchten, am häufigsten in Verkehr, und er widmete sich namentlich den Männern vom Fache, hatte dagegen auch den Genuß, eine Menge werthvoller Bekanntschaften anzuknüpfen. Mit seinen Zuhörern lebte er in einem mehr freundschaftlichen als amtlichen Tone, konnte dadurch kräftiger auf sie einwirken und setzte die Verbindung auch nach ihrem Abgange von der Anstalt mit vielen der Bessern fort. Niemals hatte er Ursache, diese Annäherung an die Jugend zu beklagen, im Gegentheil erhielt er fortwährend Beweise ihrer Dankbarkeit sowol bei dem Unterrichte als für die sonstige Leitung und Fürsorge. Bei seinem Abgange nach Tübingen widmeten ihm die damals anwesenden Studirenden der Anstalt einen kunstreichen silbernen Pokal und ein Album, in welches jeder seinen Namen eintrug.

So hatte Göriz 14 Jahre in Hohenheim zugebracht, als sein Freund Knauß in Tübingen starb. Die staatswirthschaftliche Facultät, welche Göriz schon drei Jahre vorher das Ehrendiplom eines Doctors der Philosophie wegen seiner Leistungen als Lehrer und Schriftsteller zugeschickt hatte, schlug ihn zum ordentlichen Professor der Land- und Forstwirthschaft vor und er wurde unter dem 29. Mai 1845 dazu von dem Könige ernannt. Sein Wirkungskreis änderte sich nun dahin, daß er nicht mehr für Landwirthe, sondern für künftige Verwaltungs- und Finanzbeamte Vorträge zu halten hatte und diese mußten daher abermals eine neue Richtung bekommen. Ueberdies hatte er ein ganz neues Fach auszuarbeiten, indem zugleich ein encyklopädischer Vortrag über Forstwissenschaft zu seinen Obliegenheiten in Tübingen gehörte. Dessenungeachtet nahm er sich mit großem Eifer und vieler Liebe auch des dortigen landwirthschaftlichen Vereins an, dessen Thätigkeit unter seiner Vorstandschaft sehr zunahm. Diesem segensreichen Wirken machte ein plötzlicher Tod ein Ende. Am 5. Febr. 1853 fand man ihn todt im Bette — die Folge eines Herzschlags — nachdem seine Freunde längst einen solchen Ausgang des Lungenleidens, an dem er seit vielen Jahren litt, befürchtet hatten. Der schmerzliche Eindruck, welchen die Kunde von seinem Tode im ganzen Lande hervorrief, war der sprechendste Beweis von Achtung und Liebe, die er allseitig besaß. Diese allgemeine Theilnahme hatte sich Göriz besonders durch die Gemüthlichkeit seines Wesens, durch seine Freundlichkeit gegen Jedermann, sowie durch die Bereitwilligkeit erworben, jedem, der sich an ihn wendete, besonders seinen Schülern, auch nach ihrem Austritte aus den Lehranstalten, fortwährend mit Rath und That an die Hand zu gehen.

Seine wissenschaftliche Thätigkeit ging insbesondere auf ein rationelles Sammeln von Erfahrungen und auf ein systematisches Zusammenstellen derselben. Namentlich ist es die Kenntniß des würtembergischen Ackerbaues, sowie die Kenntniß der landwirthschaftlichen Verhältnisse Würtembergs, die er durch diesen Sammelgeist bereichert hat, und seine Leistungen auf diesem Felde wurden wesentlich unterstützt durch die Ausdauer, womit er das einmal gesteckte Ziel Jahre lang im Auge behielt, und durch die strenge Ordnung, die ihn bei allen seinen Arbeiten leitete. Diese Leistungen fanden auch außer Würtemberg in weitern Kreisen Anerkennung, wie dieses namentlich die Diplome vieler verschiedener wissenschaftlicher Gesellschaften beweisen.

Was das literarische Wirken Göriz's betrifft, so finden sich aus den Jahren 1824—1830, also namentlich über seine Reiseperiode, 18 Aufsätze von ihm in dem Correspondenzblatte des würtembergischen landwirthschaft-

lichen Vereins und in André's Oekonomischen Neuigkeiten; vom Jahre 1834 an über 50 Aufsätze im Hohenheimer Wochenblatte; vom Jahre 1842 an mehre Kritiken in Fischer's Literaturblatte. Vom Jahre 1846 an war Göriz Mitherausgeber der „Tübinger Zeitschrift für die gesammten Staatswissenschaften." Als Mitarbeiter hat Göriz gewirkt bei Schwerz „Westfälischer Landwirthschaft" (Stuttgart 1836.); bei der dritten Auflage von Memminger's „Beschreibung von Würtemberg" (Stuttgart 1841.); bei der „Beschreibung von Hohenheim," Festgabe vom Jahre 1842 (Stuttgart 1842.). In dem „Berichte über die Versammlung deutscher Land- und Forstwirthe" (Olmütz 1841.) befindet sich sein Vortrag über Winterhafer und Winterhülsenfrüchte. Als besondere Schriften mit Nennung des Namens sind von ihm erschienen: „Der kleine Riesling." (Stuttgart 1828.) „Beiträge zur Kenntniß der würtembergischen Landwirthschaft." (Stuttgart 1841.) „Andenken an Carl Christian Knauß." (Stuttgart 1845.) „Beschreibung der Modellsammlung des Instituts Hohenheim." (Stuttgart 1845.) „Die im Königreiche Würtemberg üblichen Feldsysteme und Fruchtfolgen." (Tübingen 1848.) „Cours d'Économie rurale, professé à l'institut de Hohenheim," par M. Goeriz, traduit sur le manuscrit allemand par Julius Rieffel. 2 Tomes. (Paris 1850.) Dasselbe erschien kurz darauf als Nachdruck in Brüssel. „Die landwirthschaftliche Betriebslehre." (3 Bde. Stuttgart 1853.) In letzterem Werke, mit dessen Herausgabe er bis zu seinem Tode fortwährend beschäftigt war, hat er sich insbesondere ein bleibendes Denkmal gesetzt. Den dritten Band desselben (1854) hat Walz herausgegeben.

(Dr. *William Löbe.*)

GÖRKAU oder Jörkau (Jurkow, Bor, Borek), Stadt im saatzer Kreise in Böhmen, mit großen Brauereien, Papiermühlen, treibt Holz- und Getreidehandel.

(*H. E. Hössler.*)

GÖRLITZ, Hauptstadt der preußischen Lausitz im Regierungsbezirke Liegnitz in Schlesien, mit schönen Umgebungen auf unebenem Boden, 660 Fuß über dem Meere, unter 51° 9′ 25″ nördl. Br. und 12° 39′ 27″ östl. L. von Paris, an der lausitzer Neiße, mit Mauern, Bastionen und Thürmen umgeben, drei Vorstädten, breiten, geraden, fast sämmtlich mit Basalt gepflasterten Straßen, einer Börse, einem Gymnasium, einem Zucht- und Waisenhause, acht Kirchen, vier Hospitälern, einer naturforschenden Gesellschaft, der oberlausitzer Gesellschaft der Wissenschaften mit einer 20,000 Bände umfassenden Bibliothek, einer Tractaten- und Bibelgesellschaft und bedeutenden Sammlungen von Büchern, Karten, Kupferstichen und Naturalien, einem neuen Theater. Unter den acht Kirchen der Stadt zeichnen sich aus: die St. Peter-Paulskirche, ein Meisterstück gothischer Baukunst aus dem 15. Jahrh., mit der merkwürdigen unterirdischen, in den Felsen gehauenen Kapelle St. Georg, einer 240 Centner schweren Glocke und einer Orgel von 82 Registern; die Kreuzkirche mit einer getreuen Nachbildung des heiligen Grabes, welches der görlitzer Burgemeister und Ritter des heiligen Grabes, Georg Emmerich, nach seiner im J. 1481 erfolgten Rückkehr aus Jerusalem durch den Baumeister Blasius Böhrer nach der Originalzeichnung, die er in Jerusalem selbst vom heiligen Grabe genommen, im J. 1489 ausführen ließ. Die 20,000 Bewohner beschäftigen sich hauptsächlich mit Spinnerei, der Fabrication von Tuch, Leinwand, Strumpf- und Stahlwaaren, von musikalischen und optischen Instrumenten und treiben Handel mit Getreide und Wolle, weshalb in der Stadt auch ein Wollmarkt abgehalten wird. In der Nähe der Stadt ist die Landeskrone, ein 1300 Fuß hoher, kegelförmiger Berg, und der Obermühlenberg mit schöner Aussicht. Ueber das tiefe Thal der Neiße geht die sächsisch-schlesische Staatseisenbahn auf einem prächtigen Viaduct, welcher 120 Fuß hoch ist und auf 30 Pfeilern ruht. Am Holzberge, bei dem nahen Dorfe Moys, ist dem Generale v. Winterfeld, der hier am 7. Sept. 1757 in dem Kampfe gegen die siegreichen Oesterreicher unter Nadasti fiel, ein Denkmal errichtet.

An der Stelle der jetzigen Nicolaivorstadt stand in alter Zeit der Flecken Drewnow, der im J. 1131 abbrannte, von Herzog Sobieslaus I. wieder aufgebaut, zur Stadt erhoben und Zgorzelice, d. i. Brandstadt, genannt wurde. Aus diesem Namen soll dann der Name Görlitz entstanden sein.

(*H. E. Hössler.*)

GÖRLITZ (Johann Christian), geb. am 1. April 1798 zu Draschwitz bei Zeitz, der Sohn eines Zimmermannes, besuchte die dortige Dorfschule bis zu seinem 14. Jahre. Gleichzeitig ward er von dem Prediger des Ortes unterrichtet, der die Fähigkeiten und Talente des Knaben erkannte und ihm zur höhern Ausbildung seines Geistes in mehrfacher Hinsicht behilflich war. Erst durch seine und seines Lehrers wiederholte Bitten und Vorstellungen ließen sich seine in beschränkten Umständen lebenden Aeltern bewegen, ihren Sohn dem Gelehrtenstande zu widmen. Als Zögling des Gymnasiums zu Zeitz fand Görlitz an dem Director jener Lehranstalt, Dr. Kiesling, einen wohlwollenden Gönner, der seine Liebe zu den Wissenschaften weckte und förderte. Mit tüchtigen Sprachkenntnissen bezog Görlitz 1819 die Universität Leipzig. Er studirte dort Theologie und Philologie, mit besonderer Vorliebe jedoch die letztere, nachdem er ein Mitglied der unter Hermann's Leitung blühenden griechischen Gesellschaft geworden war. Die griechischen Classiker, besonders die Elegiker, wählte er nun zu seinem Hauptstudium. Diese Lieblingsbeschäftigung ward jedoch unterbrochen durch den Privatunterricht, den er in mehren Familien ertheilen mußte, um bei der dürftigen Unterstützung aus dem älterlichen Hause seine Subsistenz zu sichern. Viele Stunden des Tages gingen ihm dadurch für seine Studien verloren, und er mußte für dieselben einen Theil der Nacht benutzen.

Durch den Professor Hermann empfohlen, ward Görlitz 1823 an dem wittenberger Gymnasium als Ordinarius von Quarta angestellt. Er erhielt zugleich den Titel eines Collaborators. Im nächsten Jahre (1824) ward ihm die neugegründete Stelle eines Subconrectors und dritten Oberlehrers übertragen. Im J. 1827 rückte er als Subrector in die zweite und bald nachher als

Prorector in die erste Oberlehrerstelle und damit ins Ordinariat von Secunde hinauf. Im J. 1846 erhielt er von dem königl. preußischen Cultusminister Eichhorn das Prädicat eines Professors.

Seit einer Reihe von Jahren hatte Görlitz von Zeit zu Zeit an einem hartnäckigen Unterleibsübel und Brustbeschwerden gelitten. Bei seiner sonst kräftigen Constitution hatte er sich jedoch immer bald wieder erholt. Auch in der Frische und Munterkeit seines Geistes verspürte er keine Abnahme. Lebhaftere Besorgnisse erregte unter seinen Freunden ein mit Symptomen von Brustwassersucht verbundenes Leberleiden, das ihn noch vor dem Wiederbeginne des neuen Schuljahres 1852—1853 befiel. Der sorgfältigsten Behandlung seiner Aerzte bot sein Uebel hartnäckig Trotz. Er starb am 11. Juni 1852. Sämmtliche Lehrer und Schüler folgten am 13. seinem Sarge. Der Archidiakonus M. Seelfisch schilderte in einer Leichenrede die Verdienste des Dahingeschiedenen. Im Saale des Gymnasiums suchte der Director Dr. Schmidt den schmerzlichen Gefühlen um den ihm entrissenen vieljährigen Freund ihren Ausdruck zu geben. Als Lehrer empfahl sich Görlitz durch eine Fülle von sprachlichen und literarhistorischen Kenntnissen, durch eine zweckmäßige Unterrichtsmethode und einen lebendigen Vortrag. Seinen Mitlehrern blieb er unvergeßlich durch seine Gutmüthigkeit und seine harmlose, selten getrübte Heiterkeit. Seine Schüler betrauerten in ihm einen Lehrer, der sie zu redlicher Benutzung ihrer Zeit und zu gründlichen wissenschaftlichen Studien ermuntert hatte.

Die gewissenhafte Erfüllung seines Lehrerberufes gönnte ihm wenig Zeit, auch als Schriftsteller thätig zu sein. Eine seiner ersten literarischen Arbeiten waren seine 1827 herausgegebenen **Emendationes Julianae.** In einer zweiten, mit kurzen Anmerkungen begleiteten Ausgabe erschien 1832 seine Abhandlung: **Dionis Chrysostomi de eloquentiae studio.** Noch schrieb er: **Emendationes Horatianae,** und veröffentlichte abweichende Lesarten einer alten, der wittenberger Universitätsbibliothek angehörigen Ausgabe des Briefes an die Pisonen *). (*Heinrich Döring.*)

GÖRMITZ oder **GÖRMS**, eine kleine vom Achterwasser gebildete Insel im preußischen Regierungsbezirke Stettin, Kreis Usedom, berühmt durch treffliche Butter und sehr guten Käse, welche die starke Viehzucht treibenden Bewohner bereiten. (*H. E. Hössler.*)

GÖRNE, adeliges Geschlecht der Mark Brandenburg, dessen Stammhaus wol Nieder-Görne an der Elbe unweit Arneburg in der Altmark ist. Im J. 1610 waren die von Görne wegen Nieder-Görne und dem benachbarten Dalchau zu zwei Ritterpferden veranschlagt. Christoph von Görne, Domherr, Senior zu Magdeburg, erkaufte 1610 von Kurt von Arnim um 80,000 Thlr. Schloß und Städtlein Plaue an der Havel, Wüsten-Briest und das Dorf Ritzahne, ingleichen die Schloßstelle und Antheil am Städtlein Pritzerbe und dem Dorfe Kützkow im Magdeburgischen. Dessen Enkel, Christoph Georg, war Director der märkischen Ritterschaft und Dombechant zu Brandenburg. Friedrich von Görne auf Plaue, Gollwitz bei Neustadt-Brandenburg (3000 Morgen Wald), Kemnitz bei Potsdam (3100 Morgen Wald), Kützkau, Lünow und Ernstburg war königl. preußischer wirklicher geheimer Etats- und Kriegsminister, Vicepräsident und dirigirender Minister bei dem General-Oberfinanz-, Kriegs- und Domainendirectorium, Ritter des schwarzen Adlerordens, General-Postdirector und Dombechant zu Brandenburg, starb den 24. Juni 1745 Abends zu Berlin nach einer langwierigen Schwachheit in dem 75. Jahre seines Alters. Er wurde 1718 unter die wirklichen geheimen Staats- und Kriegsräthe aufgenommen, nachdem er schon vorher die Aufsicht über das Postwesen und die Direction der kurmärkischen Landschaft bekommen hatte. Im J. 1723 errichtete der König das General-Oberfinanz-, Kriegs- und Domainendirectorium, welches unter seinem allerhöchsten Präsidio fünf Vicepräsidenten und dirigirende Minister haben sollte. Als ein solcher erhielt Görne das dritte Departement, zu dem Cleve, Geldern, Mörs, Neuchâtel, die oranischen Successions-, die Salz- und Postangelegenheiten gehörten. Auf des Feldmarschalls von Grumbkow Ableben, 1739, erhielt er das erste Departement, Preußen, Pommern, die Neumark, woneben das Postwesen ihm verblieb. Bis zu seinem Ende stand er diesem Departement rühmlichst vor und bei K. Friedrich II., gleichwie bei dessen Vorgänger, in hohen Gnaden, zumal wegen seiner besondern Redlichkeit. In Geschäften war er sehr geheimnißvoll, nicht leicht Jemandem sein Vertrauen schenkend. Er schien daher hochmüthig zu sein, was sich aber bei näherer Bekanntschaft als ungegründet ergab. Aus seiner Ehe mit Eleonore Louise von Stockhausen, gest. den 20. Juni 1750, kamen, neben vier Töchtern, die Söhne Hans Christoph, Kammerpräsident, geb. den 20. Dec. 1697, und Leopold, geb. den 30. Nov. 1715 und im Mai 1763 zum zweiten Director der kurmärkischen Kammer ernannt. Karl Gottfried, Oberst und vormaliger Generalintendant von der Armee, starb auf seinem Gute Nieder-Görne den 1. Mai 1783. Sein Nachfolger im Gute, das damals in der vollkommenen ökonomischen Einrichtung und der Bequemlichkeit der Gebäude ohne Gleichen in der Altmark war, der Rittmeister von Görne, nahm ein tragisches Ende: er ertrank bei Stendal in einem unbedeutenden Graben, indem sich sein Pferd beim Herausarbeiten mit ihm überschlug. Friedrich Christoph von Görne gelangte am 14. Dec. 1774 zur Würde eines wirklichen Staats-, Kriegs- und dirigirenden Ministers und übernahm das Departement des Handels und Fabrikwesens, sammt dem Directorium der Seehandlung. Er hatte demnach über sehr reiche Cassen zu verfügen, was ihn zu mehren gewagten Speculationen in seinem persönlichen Interesse verführte. Namentlich erkaufte er um den Preis von 1,500,000 Thlrn. die in Polen gelegenen Herrschaften Krotoszyn und Polajewo. Dergleichen Schwindeleien konnten auf die Dauer der Aufmerksamkeit K. Friedrich's II. nicht

*) Vergl. das Osterprogramm des wittenberger Gymnasiums vom J. 1852. Den Neuen Nekrolog der Deutschen. Jahrg. XXX. 1. Th. S. 398 fg.

entgehen; Görne wurde am 19. Jan. 1782 durch den Gouverneur von Berlin, General von Ramin, verhaftet und in dem gegen ihn erhobenen Processe zur Entsetzung von seinen Aemtern und Würden, zur Confiscation seiner Güter und zu lebenslänglicher Haft in Spandau verurtheilt. Dort zeigte man ihm viele Nachsicht, besonders für höchst widrige Gewohnheiten. Von da befreite ihn K. Friedrich Wilhelm's II. Milde, und er erhielt sogar, da die Confiscation aufrecht erhalten wurde, eine Pension, deren er bis zu seinem Tode genoß. Die Güter Gollwitz und Plötzin, im zaucheschen Kreise, beide Fideicommiß, hatte man ihm nicht nehmen können, was vielleicht auch der Fall mit dem Schulzengerichte zu Damsdorf war. Die Geheimräthin von Görne besaß 1802 Rengerschlag, Möllendorf, Plätz und Billberg, die Frau von Görne, geborene von Treffenfeld, Könnigde bei Bismark, sämmtlich in der Altmark. Noch besaßen die von Görne das oben genannte Ernstburg, sammt Lugowen, in dem Erbhauptamte Gerdauen in Ostpreußen, Badingen, 1784, Nahrstedt, 1595, beide in der Altmark, Bähnitz, 1672, Grebs, 1711, Grüneiche, 1600, und Tieckow, 1672, 1765, in der Kurmark, Möser im Magdeburgischen, 1732, 1787, Wesenig und Döbelitz, 1740, 1765, in dem damals sächsischen Amte Torgau.

(*v. Stramberg.*)

GÖRNIZ, Dorf bei Oelsnitz im voigtländischen Kreise in Sachsen, bemerkenswerth wegen der schönen Perlen, welche daselbst im Görnizbache gefunden werden.

(*H. E. Hössler.*)

GÖRRES (Johann Joseph[1]) von), geb. am 25. Jan. 1776 in Coblenz, war unter sechs Geschwistern der älteste. Er stammte aus einer alten katholischen Familie in Rheinfranken, wo der Name Görres mundartlich so viel als Georgius bedeuten soll. Sein Vater, ein Kaufmann und Holzhändler, besaß ein einfaches Haus, „zum Riesen" genannt, welches dem Gasthofe gleiches Namens den Platz räumte, als er später sein Geschäft aufgab. Seine Gattin, eine geborene Mazza, stammte aus einem alten italienischen Geschlechte.

Mit ungemeinen Fähigkeiten, die sich früh entwickelten, und besonders mit einer sehr lebhaften Phantasie vereinigte sich in dem Knaben eine so ungemein rüstige Körperconstitution, daß er während seines vielbewegten Lebens bis in sein höchstes Alter kaum einer bedeutenden Krankheit unterworfen war. In seiner Jugend sah er den Glanz einer geistlichen Herrschaft und des Rituals der katholischen Kirche. Diese Eindrücke blieben ihm unvergeßlich.

Seine Elementarbildung verdankte Görres den Schulen und dem Gymnasium seiner Vaterstadt. Durch Talent und Fleiß, der ihn zum Lesen der verschiedenartigsten Bücher spornte, soll er sich vor vielen seiner Mitschüler ausgezeichnet haben. Die gewöhnlichen Schulstudien schienen ihm Nebensache. Geschichte, Geographie und Physik gewährten ihm ein besonderes Interesse. Auch die Astronomie zog er in den Kreis seiner Studien. Bei seinem ungemeinen Gedächtnisse brachte er es bald so weit, daß er fast alle Sterne zu nennen wußte; auch entwarf er eine Mondkarte. Angelegentlich beschäftigte er sich mit Mathematik und Chemie. Den Umfang seines Wissens und seine geistige Ueberlegenheit machte er nicht blos seinen Mitschülern, sondern selbst seinen Lehrern nicht selten fühlbar. Er ließ sich mit ihnen in Disputationen ein über philosophische und theologische Materien. Erzählt wird, daß er einst einem Professor, der ihn belehren wollte, keck geantwortet: „Das ist Nichts als doctrineller Kram; es ist nur eine Schanze, hinter der Sie sich verstecken wollen." Mit seinen wachsenden Kenntnissen entwickelte sich sein Hang zur Satyre. Einen auffallenden Beweis davon gab er schon in seinem zwölften Jahre. In einer poetischen Aufgabe ergoß er seinen Spott über den päpstlichen Stuhl und geistlichen Hof von Trier, obgleich dieser Hof in seiner Vaterstadt residirte. Der Lehrer seiner Classe las seine Arbeit laut vor, zerriß sie aber dann sofort, um ihre weitere Verbreitung zu verhindern.

Eine seiner liebsten Beschäftigungen war, wie bereits erwähnt, die Chemie. In seinem Dachstübchen, umgeben von allerhand zum Theil selbstgefertigten physikalischen und anatomischen Instrumenten, erregten seine Experimente die Aufmerksamkeit der Nachbarschaft, die sich beunruhigt an seinen Vater wandte. Dieser, „im Schlafrocke und mit der Zipfelmütze auf dem Kopfe," überraschte den Sohn in seinem Dachstübchen und warf den ganzen Apparat über den Haufen. Erwähnt worden ist bereits, daß Görres in Allem, was Kenntniß, Geist und Witz betraf, sich vor allen seinen Jugendgenossen auszeichnete. Dagegen blieb ihm bis in das höchste Alter eine beispiellose Nachlässigkeit in seinem Anzuge und in seiner äußern Haltung eigen. Daß ihn darin nicht leicht einer seiner Mitschüler übertroffen habe, pflegte er in spätern Jahren scherzend zu äußern. Die „Zwangsjacke und der Schnürleib" widerstrebten seiner Natur und seinem ganzen Wesen.

Nach Beendigung seiner Gymnasialstudien, im Herbste 1793, faßte Görres den Entschluß, die Arzneikunde zu seinem künftigen Lebensberufe zu wählen. Einer seiner Jugendfreunde war gleichen Sinnes. Gemeinschaftlich wollten sie auf der kurfürstlichen Universität Bonn Medicin studiren. In dieser Wissenschaft würde Görres, wenn sein Plan zur Ausführung gekommen wäre, wie später in andern Fächern, sicher etwas Vorzügliches geleistet haben. Seinen Entschluß veränderten jedoch die kriegerischen Zeitverhältnisse. Am 20. Oct. 1794 waren die Franzosen in seine Vaterstadt eingerückt. In Coblenz, wo die französischen Emigrirten sich zum Kampfe gegen die neue Gewalt rüsteten, waren ihnen die teutschen Heere zu Hilfe gekommen, die jedoch in einem höchst zerrütteten Zustande wieder heimgekehrt waren. In diese Zeit fiel die Einnahme von Mainz durch den General Cüstine. Nur durch die Eilmärsche der heimkehrenden preußischen Truppen war das erwartete Eintreffen jenes Generals verhindert worden. In Frankreich hatte sich indessen, im Laufe der politischen Ereignisse und der vielen

1) Nicht Joseph Jacob, wie seine Vornamen mitunter erwähnt werden.

erfochtenen Siege, die Volksstimmung so wesentlich verändert, daß sie sich mit den scheinbar humanen Grundsätzen der neuen Regierung immer mehr befreundete. Durch ihre Proclamationen und aus den Aeußerungen ihrer Agenten war man, wenigstens den Worten nach, zu der Ueberzeugung gekommen, daß der bisherige Krieg nicht gegen die Völker, sondern nur gegen die Fürsten, den Adel und den Klerus geführt werde; daß man dadurch nichts Anderes bezwecke, als Garantie der persönlichen Freiheit, Gleichheit aller Staatsmitglieder vor dem Gesetze, Schutz des Eigenthums, Gleichheit der Abgaben, Abschaffung des Zehnten und aller Feudalrechte ꝛc., mit Einem Worte, eine allgemeine Verbrüderung für alle Völker.

Diesen idealen Träumen und Hoffnungen überließen sich auch in Teutschland alle feurigen jugendlichen Köpfe. So konnte es nicht fehlen, daß auch Görres sich der Politik entschieden zuwandte. Er lebte und webte in den Ideen, welche die Revolution in allen selbständigen Männern, die mit dem hergebrachten Schlendrian des teutschen Reichs unzufrieden waren, hervorgerufen hatte. Görres konnte sich jenen Ideen hingeben, ohne daß ihn die ausposaunte Freiheit und die Hoffnung allgemeinen Völkerglücks lange schwindlich machte. Die geistlichen Kurfürsten am Rheine waren durch die Revolutionskriege in französische Hände gefallen. Die französische Republik hatte die Rheingrenze in Anspruch genommen, und in ähnlicher Weise, wie Belgien und der nördliche Theil von Italien, sollten 1796 die teutschen Vorlande in eine cisrhenanische Republik verwandelt werden. Eine ungemeine Aufregung hatte sich der Menge bemächtigt und ziemlich allgemein war der Enthusiasmus derer, die sich der Hoffnung einer bessern Zukunft überließen. Zu diesen gehörte auch Görres, der damals kaum sein 20. Lebensjahr überschritten hatte. Seine Studien waren seit dem Jahre 1795 fast gänzlich unterbrochen worden. Er hatte sich nach Mainz begeben, wo auf dem Kornmarkte der Freiheitsbaum aufgepflanzt worden war und die mannichfachen Feste der Jugend, des Alters, der Blumen begangen, auch Freiheitstänze improvisirt wurden. Dort, zu Mainz, in den Clubs und Volksversammlungen trat Görres zum ersten Male auf als ein begeisterter Redner für Freiheit, Gleichheit und Republikanismus. Er sprach in gediegenen, kräftigen Worten, wie man sie bis dahin kaum gehört hatte. Durch reife Geistesüberlegenheit zeichnete er sich ebenso aus, wie durch seinen unbescholtenen Charakter. So erregte er schon früh die Aufmerksamkeit seiner Mitbürger, die in Schaaren nach Mainz strömten, um ihn zu hören. Er hatte durch sein Rednertalent ein Ansehen erlangt, das über seine Jahre hinausging.

Es war eine jugendliche Täuschung, sich mit den neuen Weltverbesserern und Menschheitsbeglückern in ein Spiel einzulassen, das, so wenig er es ahnte, ein gefährliches Ende nehmen konnte. Seine lebhafte Einbildungskraft verführte ihn. Indessen gab er dadurch einen unzweideutigen Beweis seines Sinnes für Humanität, daß er thätig dazu mitwirken wollte, die allgemeine Lethargie aufzurütteln. In spätern Jahren äußerte sich Görres selbst über diese Lebensperiode mit den Worten: „Meine Jugend hat manche Irrthümer getheilt. Der stärkste, der mich jetzt noch nicht ganz verlassen, war immer der, daß ich meinen Zeitgenossen mehr zugetraut, als sie zu leisten im Stande waren. Wenn ich mich in dieser Weise bisweilen getäuscht, so habe ich wenigstens das Glück gehabt, durch keine schlechte Handlung mein Leben zu beflecken."

Um seine Unabhängigkeit behaupten zu können, nahm Görres kein öffentliches Amt an. Er blieb seinem Vorsatze treu, das Gute zu fördern und das Böse zu hemmen und zu rügen, wo es sich immer zeigen mochte. Den unzweideutigsten Beweis, daß ihn die Idee, nie gegen seine Ueberzeugung zu reden oder zu handeln, beseelte, lieferte ein freisinniges Journal, das er unter dem Titel: „Das rothe Blatt" um diese Zeit (1797) herausgab. „Es trug," wie einer seiner Zeitgenossen sich darüber ausdrückt, „bereits den Stempel seines spätern politischen Charakters, indem Görres darin, über jede Partei erhaben, die Fehler und Misgriffe der Freunde sowol, als die Uebergriffe der Feinde einer strengen Rüge unterwarf, auch die Misbräuche der geistlichen Würdeträger so wenig, wie die Ungebühr des Adels mit seiner Geißel schonte, und so sich selber und sein Wort zur Geltung in der Zeit brachte. — Unablässiger Krieg wider Schlechtigkeiten aller Art, aber die Hand dem tugendhaften Manne — das war die Parole, die er bereits in diesem Journale aufwarf und der er zeitlebens treu blieb."

Nicht lange vor der Herausgabe seiner Zeitschrift waren die Rheinprovinzen in Departements getheilt und die oberste Justizverwaltung einem französischen Generalcommissair übertragen worden. Mit unerschütterlichem Muthe sprach Görres in seiner „Decadenschrift," wie er das „rothe Blatt" nannte, gegen fremden Druck und gegen die Berufung von Personen zu öffentlichen Aemtern, die denselben durch Mangel an Kenntniß der Sprache und der Landessitten durchaus nicht gewachsen wären. Seine rücksichtslose Freimüthigkeit erwarb ihm viele Freunde und Anhänger, aber fast noch mehr Gegner in dem Civil- und Militairstande, die seine Ansichten heftig bekämpften. Unerschrocken setzte er jedoch sein Journal fort, ohne mit seiner scharfen Feder irgend Jemanden zu schonen. Durch einen in seiner Zeitschrift enthaltenen Aufsatz fand sich jedoch der Kurfürst von Hessen so verletzt, daß er bei dem französischen Directorium in den Rheinprovinzen auf Unterdrückung des Journals antrug, da dasselbe unzulässige Dinge (choses inadmissibles) enthalte. Seine unterdrückte Zeitschrift setzte Görres unter dem Titel: „Rübezahl im blauen Gewande" 1798 fort, bis es ihm selbst gefiel, sie eingehen zu lassen.

Der Charakter und die Tendenz der erwähnten Journale[2]) waren freilich von der Art, daß sie den Machthabern, denen Görres darin bald in Metaphern,

2) Vergl. über beide die Schrift: „Görres als Verfasser des rothen Blattes und des Rübezahl." (Germanien 1815. 8.)

bald völlig unverblümt die bittersten Wahrheiten sagte, unmöglich gefallen konnten. So hatte er unter andern in dem „Rothen Blatte“ [3]) geäußert: „Auch wir arbeiten für die Fürsten, indem wir ihre Entbehrlichkeit zu beweisen suchen.“ Daß seine Freimüthigkeit mit ihrem, wenn auch bisweilen nicht grundlosen, Tadel weder gekrönte Häupter, Regierungen und öffentliche Behörden, noch irgend eine bedeutende Persönlichkeit geschont hatte, dürfte schwerlich Jemand leugnen können. Merkwürdig ist in dieser Beziehung der Sarkasmus, mit welchem Görres „das rothe Blatt“ charakterisirte. In burleskem Tone äußerte er darüber: „Zum Verkauf hält dies Buch allerlei Waaren feil, die, meines Wissens, weder Contrebande, noch auch irgend von schädlichem Einflusse auf Staat und Kirche sind.“ Unter mehren andern Artikeln nennt Görres die hier folgenden: „Samen vom Freiheitsbaum mit rothkappiger Blüthe, bei Barras und Compagnie. Drei Churkappen von Büffelsfell, weit für dicke Köpfe, mit Ohrfutteralen; dabei Krummstäbe von Blei, mit Dolchen versehen und umwunden mit Schlangen. Zwei Bischofsmützen von Kalikosammet, brauchbar als rothe Mützen auf Freiheitsbäume. Ein Herzogshut aus Hasenfell. Ein Stück von Scepter: oben ein Marc-Aurelskopf, mitten Nebucadnezar, wie er Gras frißt; unten Friedrich Wilhelm II., über dem sich ein Rabe und eine Dohle schnäbeln. Vier Reichsstädte, wo die Kirchen häufiger sind als die Dummköpfe in Wien. Ordensband, womit man Thron und Altar an einander ketten und sichern kann. Erblichene Sterne, wurmstichige Adelsdiplome auf Eselsfell 2c.“

Nach dem wieder ausgebrochenen Kriege hatte die französische Regierung den längst entworfenen Plan einer Vereinigung der Rheinprovinzen mit Frankreich wieder aufgegeben. Die Landesverwaltung war von ihr einem Regierungscommissair übertragen worden, der oft seine Stelle einem mehr Begünstigten, wenn auch nicht Fähigern, hatte abtreten müssen. Im J. 1799 hatte sich der französische General Leval aus eigener Willkür erlaubt, die Mitglieder der neuen Municipalverwaltung abzusetzen. Darüber beschwerte sich Görres, nachdem eine von ihm versuchte Gegenvorstellung unbeachtet geblieben war, bei dem Regierungscommissair Lacanal in Mainz, mußte jedoch diesen Schritt mit einer 20tägigen Haft büßen. Auf dem Wege nach Mainz war Görres mit den ihn begleitenden Patrioten angehalten und nach Coblenz zurückgebracht worden.

Aehnliche Vorfälle brachten die Patrioten des linken Rheinufers zu dem Entschlusse, eine Deputation an das Directorium zu Paris zu senden. Dies geschah im J. 1799 und Görres ward zum Mitgliede dieser Botschaft gewählt. In einem von ihm herausgegebenen Buche [4]) berichtet Görres selbst: „Als durch den Vertrag von Campo Formio ein in den Rheinprovinzen gemachter Versuch auf die in den Präliminarien von Leoben zugesagte Trennung dieser Provinzen von Teutschland, ihre Unabhängigkeit unter einer freien Verfassung zu bewirken, an deren entschiedener Gegenwirkung das Directorium gescheitert war, reisten im J. 1799 die Abgeordneten nach Paris ab.“ Dort waren große Veränderungen eingetreten. Das Directorium war gestürzt, der Rath der Fünfhundert verjagt und Bonaparte, der dies große Werk vollbracht, an die Spitze einer neuen Partei gestellt worden. Mit dieser allgemeinen Umwälzung war ein neues Regierungssystem durch Bonaparte eingetreten, der sich im Besitze seiner Siege zu erhalten strebte und Alle entfernte, die ihm wegen ihres revolutionairen Geistes oder als Parteigänger verdächtig schienen.

Wie bereits erwähnt, war Görres mit dem besondern Auftrage nach Paris gereist, eine Vereinigung der Rheinprovinzen mit Frankreich zu bewirken, falls er sie, nach reiflicher Erwägung, jenen Provinzen für zuträglich erachten sollte. Nach seinem eigenen Geständnisse in spätern Jahren überzeugte sich jedoch Görres bald nach seiner Ankunft in Paris davon, „daß in Bonaparte der Welt eine Tyrannei erwachse, wie sie seit der Römer Zeit nicht mehr eingetreten sei.“ Mit beleidigenden Ausdrücken erwähnte die pariser Zeitung die Ankunft der Deputation vom linken Rheinufer. Görres und seine Begleiter mußten lange warten, ehe sie zur Audienz des ersten Consuls zugelassen wurden. Merkwürdig war die Antwort, die sie in einer spätern Audienz bei dem Marschall Lefebvre, dem damaligen Commandanten von Paris, auf ihre gegen den General Leval erhobene Klage erhielten. „Ich weiß,“ sagte Lefebvre, „daß der General Leval Unrecht hat, aber ich werde meine Freunde zu schützen wissen, selbst wenn sie Unrecht haben.“

Vergebens bemühte sich Görres während seines dreimonatlichen Aufenthaltes in Paris eine Audienz bei dem ersten Consul zu erhalten, der endlich die Deputirten mit einer nichtssagenden Antwort abfertigte. Diese erhielten sie durch ihren Begleiter, den mainzischen General Eickemaier, der als französischer Brigadegeneral sich eine Audienz beim ersten Consul zu verschaffen gewußt hatte. Mismuthig über den unglücklichen Erfolg, verließ Görres Paris und kehrte, gänzlich getäuscht in seinen Hoffnungen auf eine bessere Zukunft, im Januar 1800 wieder nach Coblenz zurück. Von seinen fruchtlosen Bemühungen stattete er seinen dortigen Freunden mündlichen Bericht ab. In der bereits erwähnten Schrift: „Resultate meiner Sendung nach Paris“ äußerte er sich, daß jeder weitere Schritt, für die gute Sache zu wirken, vergeblich sein werde. Entschieden erklärte er sich gegen die Anschließung der Rheinprovinzen an Frankreich mit den Worten: „Dieser Staat habe um den Preis der Freiheit nur Macht und Größe eingetauscht. Nichts bleibe übrig,“ fügte er hinzu, „als ruhig die Veränderung zu erwarten, welche die Zeit in ihrem unaufhaltsamen Gange von selbst herbeiführen werde.“

Von seiner republikanischen Begeisterung, die er mit den einsichtsvollsten und edelsten Männern der damaligen Zeit getheilt hatte, war Görres so weit zurückgekommen, daß er nach seiner Rückkehr von Paris sich gänzlich vom

3) Seite 13. 4) „In Sachen der Rheinprovinzen und in eigener Angelegenheit.“ (Stuttgart 1822. 8.) Vergl. die gleichfalls von Görres verfaßte Schrift: „Resultate meiner Sendung nach Paris.“

öffentlichen Leben zurückzog. Er übernahm um diese Zeit (1800) die wenig einträgliche Stelle eines Lehrers der Naturgeschichte und Physik an der Secondairschule zu Coblenz. Aus unabhängigen städtischen Fonds besoldet, pflegte er in spätern Jahren mit Nachdruck hervorzuheben, daß er Napoleon Nichts zu verdanken gehabt, daß er „nicht sein Brod gegessen und nicht aus seinem Becher getrunken habe." In den Wissenschaften fand sein rastlos thätiger Geist die Befriedigung, die ihm die getäuschten Hoffnungen seiner Phantasie nicht hatten geben können. Die Liebe zum Studium der Arzneikunde erwachte wieder in ihm. Er machte sich mit den besten anatomischen und physiologischen Werken bekannt. Viel Anziehendes hatte für ihn die damals erschienene Brown'sche Theorie. Sein Lieblingsstudium aber war die Schelling'sche Naturphilosophie.

Den Einfluß dieser Studien auf die Richtung seines Geistes zeigt der Pantheismus in dem von ihm herausgegebenen Buche: „Glauben und Wissen." (München 1808. gr. 8.) Naturwissenschaftlichen Inhalts war der größere Theil der Schriften, die in diese Periode seines Lebens fallen. Aus dem Französischen übersetzte er Fourcroy's „Synoptische Tabellen der Chemie." Sie erschienen 1802 in Folio ohne Angabe des Druckortes. Von seinen „Aphorismen über Organologie" erschien zu Coblenz 1803 der erste Band. Statt des versprochenen zweiten Bandes gab er ebendaselbst 1804 „Aphorismen über die Kunst" heraus [5]), als eine „Einleitung zu Aphorismen über Organonomie, Physik, Psychologie und Anthropologie." Während er sich mit der Herausgabe dieser Schriften beschäftigte, drang sich ihm die Ueberzeugung auf, daß seinen Schülern die hinreichende Vorbereitung fehlte, um seinen Unterricht zu fassen. Immer fühlbarer ward ihm der verfehlte Zweck seiner Vorträge. Er sehnte sich nach einem andern Auditorium, das er auf einer Hochschule zu finden glaubte. Den von ihm erbetenen Urlaub auf ein Jahr bewilligte ihm die französische Regierung. Er begab sich 1806 nach Heidelberg, wo er als Privatdocent auftrat. Nach hinreichend verbürgten Nachrichten mangelte ihm die Gabe eines geregelten mündlichen Vortrages auf dem Katheder. Seine lebhafte Phantasie führte ihn schnell von einem Extreme ins andere. Ebenso schnell suchte er die dazwischen liegenden Lücken auszufüllen. Die Folge davon war, daß seine Vorträge meist aus unzusammenhängenden Bruchstücken bestanden, die von seinen Zuhörern nur mit Mühe geordnet und in gehörige Verbindung gebracht werden konnten. Seine Vorlesungen wurden immer seltener besucht und schon im zweiten Semester hatte sich die Zahl seiner Zuhörer so sehr vermindert, daß ihn fast nur die Benutzung der Universitätsbibliothek an Heidelberg fesseln konnte.

Einigen Ersatz für den Mangel an Beifall, den er als Docent fand, gab ihm die in Heidelberg angeknüpfte Bekanntschaft mit Arnim und Brentano, mit denen er eine „Einsiedlerzeitung" herausgab [6]). Auch mit Novalis (v. Hardenberg), Tieck, Fr. Schlegel, Fouqué und andern Mitgliedern der romantischen Schule war Görres nach und nach in ein näheres Verhältniß getreten. Sein lebhafter Antheil an dem engern Bunde der Poesie und Religion weckte sein Interesse für die außereuropäischen Mythologien, namentlich die persische [7]), zugleich aber auch für die altteutsche Literatur. Eine Frucht dieser Studien waren die von ihm herausgegebenen „Deutschen Volksbücher" [8]). Sein früheres Interesse an der Naturphilosophie war unter diesen heterogenen Beschäftigungen nicht schwächer geworden. Doch schien er, der Außenwelt immer mehr entfremdet, dem innern, besonders dem kirchlich-religiösen Leben sich zugewendet zu haben. Auch in seiner Vaterstadt Coblenz, wohin Görres 1808 zurückgekehrt war, lebte er an der Seite seiner Gattin Katharina, geborene v. Lassaulx, und umgeben von drei Kindern in seiner gewohnten Weise fast ausschließlich seinen literarischen Beschäftigungen. Fußwanderungen durch die umliegende Gegend dienten ihm zur Erholung. Auch sein Gesundheitszustand machte sie nöthig. Einer seiner auswärtigen Freunde, Dorow in Berlin, der ihn 1811 besuchte, schildert ihn mit den Worten: „Seine einfache, natürliche Art und Weise, bisweilen rhapsodisch wie ein altes Lied, war hinreißend. Was Politik sei, schien er kaum mehr zu wissen. Weder das „Rothe Blatt," noch der „Rübezahl" [9]) waren in diesem gemüthlichen Manne zu ahnen."

In das Gebiet der Politik führten ihn die Zeitereignisse wieder zurück. Der Krieg in Spanien hatte dem Kaiser Napoleon, nach seinen bisherigen glänzenden Siegen, die Möglichkeit des Verlustes und den Wankelmuth des Kriegsglückes gezeigt. Der feste Charakter der Spanier machte ihm den Ausgang des Kampfes zweifelhaft. Bei diesen wichtigen Zeitereignissen warf Görres in seiner Abgeschiedenheit zum ersten Male wieder einen Blick auf das Welttheater. Nach dem russischen Feldzuge, der die ungeheuere französische Armee vernichtete, überließ sich Görres wieder der Hoffnung einer schönern Zukunft. Er sah den Sturz des Mannes voraus, der sie ihm geraubt hatte. Lebhaft interessirte er sich für die damals unter dem Namen des „Tugendbundes" in Teutschland gestiftete Verbrüderung. Er betrachtete sie

5) Zu den Seltsamkeiten dieses übrigens geistreichen Buches gehört, daß darin die Kochkunst die „Plastik des Flüssigen" und die Parfümeriekunst die „Musik der Düfte" genannt wird. Vergl. Bouterwek's Geschichte der Poesie und Beredsamkeit. 11. Bd. S. 331.

6) Heidelberg 1808. gr. 8. 12 Hefte. Fortgesetzt ward dies Journal von Arnim (1809) unter dem veränderten Titel: „Tröst-einsamkeit" u. s. w. 7) Seine hierher gehörigen Schriften fallen erst in eine spätere Zeit. Zu nennen sind darunter vorzugsweise seine „Mythengeschichte der asiatischen Welt" (Heidelberg 1820. gr. 8. 2 Bde.) und das „Heldenbuch von Iran, aus dem Schah Nameh des Firdusi." (Berlin 1820. gr. 8. Mit Kupfern und Karten.) 8) Die deutschen Volksbücher. Nähere Würdigung der schönen Historien-, Wetter- und Arzneibüchlein, welche theils inneren Werth, theils Zufall, Jahrhunderte hindurch bis auf unsere Zeit erhalten hat. (Heidelberg 1807. 8.) 9) Von diesen politischen Zeitschriften, welche Görres anonym und mit Verschweigung des Druckortes herausgegeben hatte, erschien das „Rothe Blatt" 1797 und der „Rübezahl" in dem folgenden Jahre.

als ein wirksames Mittel zur Erreichung eines gemeinschaftlichen Zweckes. Im J. 1812 wird Görres als Mitglied des erwähnten Bundes genannt. Ob er es dem Buchstaben nach gewesen, dürfte schwer zu ermitteln sein. So viel scheint gewiß, daß er, dem Geiste nach, jener patriotischen Verbindung angehört und für ihre Zwecke gearbeitet habe.

Von seiner politischen Wirksamkeit gab Görres ein vollgültiges Zeugniß durch die Herausgabe des „Rheinischen Merkur's." Diese Zeitschrift erschien im Februar 1814, nachdem die teutschen Heere einen Monat zuvor über den Rhein gegangen waren, der seit 20 Jahren die Scheidewand zwischen Frankreich und Teutschland gebildet hatte. Eine noch kraftvollere Sprache, als in seinen frühern politischen Blättern, führte Görres in diesem Journale, dessen Werth in ganz Europa anerkannt und von Napoleon selbst mit Grund als die fünfte der gegen ihn verbündeten Mächte (cinquième puissance) bezeichnet ward. Durch die Erfahrung war Görres belehrt worden, daß die philosophische Idee einer allgemeinen republikanischen Verfassung auf unserer Erde keinen haltbaren Boden finden könne, eine constitutionelle monarchische Regierung hingegen dem Bedürfnisse der Zeit und dem Interesse der Völker wie der Fürsten bei weitem angemessener sei. In dieser Ueberzeugung schrieb Görres sein Journal, das als ein treuer Spiegel der damaligen Zeitverhältnisse betrachtet werden kann. Die französisch Gesinnten in Teutschland bekämpfte Görres im Rheinischen Merkur mit allen ihm zu Gebote stehenden Waffen. Mit Wärme empfahl er dagegen die Liebe zum Vaterlande, die Eintracht der Fürsten und Völker, die Erhaltung der politischen Selbständigkeit, damit Teutschland nicht, wie er äußerte, „den Franzosen oder Russen als Beute anheimfalle." Nur Einheit der teutschen Völker könne diesem Unheile kräftig begegnen. Eine so kühne und freimüthige Sprache führte Görres nicht blos im Rheinischen Merkur, sondern auch in mehren seiner damals herausgegebenen Schriften, unter andern in dem Werke: „Deutschlands künftige Verfassung." (Frankfurt a. M. 1816. 8.) Von der teutschen Bundesacte erwartete er wenig Heil für die Völker. Er forderte Preßfreiheit und eine ständische Verfassung. Seine politischen Ansichten gewannen ihm einen großen Kreis von Lesern, wenn auch einige darunter den beinahe fanatischen Eifer misbilligten, mit welchem Görres auf die Zurückgabe der dem Klerus entzogenen geistlichen Güter und auf die Wiederherstellung der Unabhängigkeit drang, die der geistliche Stand im Mittelalter behauptet hatte.

Ohne irgend einen Einspruch von Fürsten oder obrigkeitlichen Behörden hatte Görres den Rheinischen Merkur, der als eigentliches Organ der Preßfreiheit gelten konnte, einige Jahre fortgeführt, als sein Blatt wegen eines darin enthaltenen Aufsatzes: „Rückwirkung in Berlin" die preußische Regierung veranlaßte, den Rheinischen Merkur durch ein Verbot zu unterdrücken. Görres hatte sich in jenem Aufsatze aufs Heftigste gegen eine Partei erklärt, die den Entwickelungsgang der erkämpften Freiheit wieder zu hemmen suchte. Einen unglaublichen Eindruck machte diese Maßregel, wie auf ihn selbst, so auch beinahe im ganzen Westen und Süden von Teutschland. Selbst von Lesern, die seinen Ansichten nicht durchaus beistimmen konnten, ward Görres aufrichtig bedauert.

Mismuthig begab er sich mit seiner Familie um diese Zeit nach Heidelberg. In dem Betrachten der dort aus Rom angelangten Kunstschätze fand er einige Zerstreuung. In Heidelberg zeigten sich ihm, dem Anscheine nach, sehr vortheilhafte Aussichten, eine neue Zeitschrift mit völliger Censurfreiheit herauszugeben. Mit diesem Antrage, den ihm der bairische Minister Graf Montgelas machte, war eine bedeutende Besoldung verbunden. Görres durchschaute indessen bei diesem Antrage die gegen Preußen gerichtete Absicht des bairischen Ministers. Er lehnte ihn daher ab mit der Erklärung, „erst seinen Streit mit der preußischen Regierung ausfechten zu wollen." Er war nämlich nicht lange zuvor der Leitung des öffentlichen Unterrichts, die ihm der Generalgouverneur der Niederlande, Justus Gruner, übertragen hatte, ohne Weiteres entbunden worden. Ohne wesentlichen Erfolg blieb längere Zeit der von Görres in dieser Angelegenheit geführte Schriftwechsel mit dem Staatskanzler v. Hardenberg und der preußischen Regierung, und erst die Zeitumstände gaben nach Verlauf von fast zwei Jahren der Sache eine günstigere Wendung.

Görres hatte sich indessen wieder in seine Vaterstadt Coblenz zurückbegeben. Seine Stimmung war trübe und bei seiner großen Reizbarkeit konnte er leicht bitter werden, wenn sich das Gespräch auf Gegenstände der Politik lenkte. Mit den noch immer schwankenden Grundsätzen bei der Behandlung der Rheinlande war er durchaus nicht einverstanden. Den Grafen Gneisenau, meinte er, hätte man jenen Provinzen als Oberstatthalter lassen sollen. Seine feurige Beredsamkeit kleidete Görres oft in kühne und überraschende Bilder. Einer seiner vieljährigen Freunde, Varnhagen von Ense, der ihn im August 1817 in Coblenz besuchte, äußert sich über Görres mit den Worten: „Ihm fehlte nur ein großer Standpunkt, um die Macht seiner Talente zu entfalten, und es ist Schade, daß er nie Gelegenheit gehabt, in einer berathenden Versammlung als Redner aufzutreten." Zu den literarischen Arbeiten, mit denen er sich damals beschäftigte, gehört seine Sammlung „Altdeutscher Volks- und Meisterlieder." (Frankf. a. M. 1817. 8.) In der Mehrzahl dieser Lieder hatte sich Görres an Eine Quelle und an Eine Zeit gehalten, wodurch sein Werk vor ähnlichen Sammlungen sich vortheilhaft auszeichnete.

Das eigene Misgeschick vergaß Görres bei der allgemeinen Theuerung und Hungersnoth, welche damals (1817) die Rheinprovinzen drückte. Sein Charakter zeigte sich dabei von einer sehr achtenswerthen Seite. Durch die Stiftung eines allgemeinen Hilfsvereins erwarb er sich das Verdienst, manchen Kummer gestillt und manche Thräne getrocknet zu haben. Ueber die zahlreichen Beiträge, die das Gedeihen dieser milden Anstalt förderten, stattete er einen öffentlichen Bericht ab. Nach seiner eigenen Erzählung glaubte Görres „das gewonnene

Vertrauen unter seinen Landsleuten als ein gutes Capital des Ganzen anlegen zu müssen, wobei die Provinz auch zugleich einen Theil ihrer Schuld an ihre hilfreichen Standesgenossen abtragen könnte, indem von ihr aus der Anfang zur Erwerbung der verheißenen Constitution gemacht würde."

Einer von ihm in dieser Angelegenheit verfaßten Adresse an König Friedrich Wilhelm III. fehlte es nicht an zahlreichen Unterschriften. Der preußische Staatskanzler v. Hardenberg war damals in den Rheinprovinzen angelangt. Ihm übergab Görres als Sprecher an der Spitze einer Deputation, die sich aus 18 der achtenswerthesten Männer aus allen Ständen gebildet hatte, zu Engars am 12. Jan. 1818 die erwähnte Adresse. Damit jedoch nicht zufrieden, trug er kein Bedenken, ungeachtet ihm der Staatskanzler in seiner Audienz die Anzeige eines ihm zu zahlenden Wartegeldes von 1800 Thlrn. gemacht hatte, seinen Bericht über die Unterredung mit ihm unmittelbar darauf zu veröffentlichen. Ohne seinen Namen und ohne Angabe des Druckortes erschien diese Schrift 1818 unter dem Titel: „Die Uebergabe der Adresse der Stadt Coblenz und der Landschaft an Se. Majestät den König in öffentlicher Audienz bei Sr. Durchl. dem Fürsten Staatskanzler v. Hardenberg am 12. Jan. 1818 als Bericht für die Theilnehmer." Ein öffentliches Blatt äußerte sich über diese Schrift mit den Worten: „Wenn man mit ihrem Inhalte die Urtheile unbefangener Zeitgenossen über Görres und sein Auftreten dem Staatskanzler gegenüber zusammenhält, so weiß man nicht, ob man mehr den Staatsmann bedauern soll, den Görres so schonungslos angegriffen, oder mehr den Kritiker beklagen, der kein Gefühl hatte für die ungemeine Schonung und Mäßigung, die der Staatskanzler, auch bei dieser Gelegenheit seinen wohlwollenden Charakter und seine gute Gesinnung bethätigend, dem stürmisch leidenschaftlichen Wesen des hochmüthigen Rheinländers entgegenstellte." Wie die nach Berlin gesendete Berichterstattung Hardenberg's dort aufgenommen worden, erfuhr Görres bald nachher durch ein vom 21. März 1818 datirtes, höchst ungnädiges Cabinetsschreiben Friedrich Wilhelm's III.

Kein müßiger Zuschauer konnte Görres bleiben bei den ungewöhnlichen Ereignissen, die im nächsten Jahre (1819) die allgemeine Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen. Der Ermordung Kotzebue's durch Sand in Mannheim war Löning's Angriff auf das Leben Ibell's in Schwalbach gefolgt. Große Sensation hatten auch die durch v. Kampp entdeckten demagogischen Umtriebe in und außerhalb Preußen erregt. Gewaltig war der Eindruck, den diese Vorgänge auf Görres machten. In wenigen Wochen waren in ihm die Ideen zu einer seiner merkwürdigsten Schriften gereift, die er im September 1819 unter dem Titel: „Deutschland und die Revolution" herausgab. Als Druckort war „Deutschland" angegeben. An die Fürsten und Völker teutschen Stammes richtete er in dieser Schrift kühne und freimüthige Worte mit Prophezeiungen nahe bevorstehender Stürme, die ihn für seine eigene Sicherheit besorgt machten. Auf die erste Nachricht über die von der preußischen Regierung decretirte Confiscation der noch in demselben Jahre (1819) erschienenen zweiten Auflage seiner Schrift begab sich Görres nach Frankfurt am Main. In dem Glauben, dort völlig sicher zu sein, fand er sich getäuscht. Der dortige Polizeidirector und nachherige Bürgermeister Thomas erhielt, während Görres bei ihm zu Mittag speiste, auf Requisition des Bundestages unerwartet den gemessenen Befehl, ihn zu verhaften. Dies trug sich im Herbste 1819 zu. Görres hatte sich über die Mainbrücke nach Sachsenhausen entfernt. Dort erfuhr er, daß der Verhaftsbefehl an alle Stadtthore geheftet worden war. In Strasburg, wohin er sich geflüchtet hatte, erhielt er durch einen seiner Freunde die Nachricht, daß seine in Coblenz befindlichen Papiere confiscirt und nach Berlin gesendet worden seien. Vielfach rühmte er noch in spätern Jahren die französischen Gesetze, die ihn vor der Willkür, der er in seinem Vaterlande preisgegeben war, geschützt hatten. Fast ein Jahr blieb Görres in Strasburg. Nach der Schweiz, wohin er sich nun wandte, folgte ihm auch seine Familie, von der er bisher getrennt gewesen war.

Von seinem Aeußern entwirft der bekannte Historiker Ernst Münch, mit dem Görres 1821 in Aarau zusammentraf, keine sonderlich günstige Schilderung. „Er war," berichtet Münch, „ein Mann von gesetzten Jahren, in einem abgeschabten, altteutschen Rocke, nachlässig zugeknöpft, durch den eine halbzerknitterte Halskrause sich gleichsam Luft machte, mit einigen Tabacksresten besäet; das mehr rothe als gelbliche Haar in dithyrambischer Freiheit durch einander und mehr emporstehend als sich legend. Am Arme führte er eine sehr einfach, aber reinlich gekleidete Dame von kräftigem Körperbaue und völliger Gesundheit, mit Spuren ehemaliger Reize, und es stellte sich hier wirklich ein Bild altteutscher Hausväterlichkeit dar. Diese zeigte sich in seinem Familienleben. Des Vaters tüchtige Natur, die jugendliche Innigkeit, mit welcher er an seiner treuen Gattin hing, die anmuthige älteste Tochter, die ungeschminkte Frömmigkeit, die freie und doch von aller steifen Sitte entfernte Ungebundenheit der Erziehung — alles dies zusammen stellte ein merkwürdiges Bild dar, ganz verschieden von der gewöhnlichen Lebensweise der Aarauer, die an der rohen Ungebührlichkeit des Fremdlings Anstoß nahmen, so sonderbare Gestalten sich auch zu jener Zeit in ihrer Stadt zusammengefunden hatten."

Zu den mannichfachen Eigenheiten, durch die Görres in den Ruf eines Sonderlings gekommen war, gehörte besonders sein unversöhnlicher Haß gegen den modernen Liberalismus. Sein geliebtes Rheinland unter der Herrschaft Preußens zu erblicken, war ein Gedanke, der ihn empörte. Rücksichtslos und mit gesteigerter Heftigkeit sprach sich sein Patriotismus in mehren Schriften aus, die in die Zeit seines Aufenthaltes in Aarau fallen. Zu Stuttgart erschien 1821 das von ihm herausgegebene Werk: „Europa und die Revolution." Durch eine minder bilderreiche Sprache würde sowol diese Schrift, als eine ihr unmittelbar folgende, mehr Eingang beim Publicum im Allgemeinen gefunden haben. Diese Schrift

erschien zu Stuttgart 1822 unter dem Titel: „Die heilige Allianz und die Völker auf dem Congreß zu Verona." Auch die Schrift: „In Sachen der Rheinprovinzen und in eigener Angelegenheit" trat gleichzeitig (Stuttgart 1822. 8.) ans Licht. Von dem Inhalte dieser Schriften wesentlich verschieden war eine „Uebersetzung des Heldenbuchs von Iran aus dem Schah Nameh des persischen Dichters Ferdusi." Dies Werk hatte Görres bald nach seiner Ansiedelung in der Schweiz 1822 zu Berlin in zwei Octavbänden herausgegeben. Aus den in dieser herrlichen Dichtung enthaltenen Volkssagen, Legenden, Hieroglyphen, Runen rc. wehte wunderbar der Geist der alten Welt.

Durch literarische Betriebsamkeit hatte Görres seine Subsistenz sich sichern müssen, da das von dem preußischen Staate ihm gezahlte Wartegeld ihm längst entzogen worden und eine von dem Stadtrathe zu Coblenz an Friedrich Wilhelm III. gerichtete Vorstellung erfolglos geblieben war. Eine bleibende Stätte hatte Görres nach längerem Umherirren 1827 in München gefunden. Die von ihm verfaßte Schrift: „Standrede an den König Ludwig" (Stuttgart 1827.) hatte den Monarchen bewogen, ihn in seine Residenz zu rufen. An einer katholischen Universität, wie München, als Professor der Philosophie und Literaturgeschichte eine Anstellung und ein weites Feld für seine Wirksamkeit gefunden zu haben, harmonirte um so mehr mit seiner Neigung und Geistesrichtung, da seine Hoffnung, die unbeschränkte Herrschaft des Klerus in seinem Geburtslande wiederherzustellen, gescheitert war. Als Haupt der eifrigsten Katholiken, wofür er in München mit hinreichenden Gründen nach dem Inhalte seiner Lehrvorträge und Schriften allgemein galt, gehörte Görres zu der hierarchischen Partei in Baiern, die seine eigenen Grundsätze, für die er Zeitlebens gekämpft, öffentlich ausgesprochen hatte. In seiner „Christlichen Mystik" (Augsburg 1836—1842. 8. 4 Bde.) entwarf Görres, der nach einer früher herausgegebenen Schrift unter den Protestanten gar keine Mystiker gelten lassen wollte [10]), ein ebenso vollständiges als kunstvolles System der katholischen Mystik, mit einer Menge von Erzählungen aus dem Leben der Heiligen. In dem geharnischten Vorworte zu diesem Werke, dessen Haupttendenz die völlige Losreißung des Geistes vom Fleische zu sein schien, äußerte sich Görres auf höchst charakteristische Weise. „Da sich," schrieb er, „jetzt ein fataler Höllenstank auf Erden verspüren lasse, der allen ordentlichen Christenmenschen den Athem versetze, so wolle er dagegen räuchern mit Kirchengeruch, wolle den ganzen Jammer des Fleisches recht ans Tageslicht bringen, wolle den Theologen helfen gegen den Eindruck der Mythenbegriffe, die Männer der Mitte in ihrer Weisheit bestärken, die Philosophen als bloß und nackt darstellen; er wolle endlich der katholischen Welt mit der Mystik mystische Handlungen, heilige Thatsachen sammt dem Glauben daran sichern und die Frage zu beantworten versuchen: Was ist Sache der Natur, was Sache der Gnade? — eine Frage, die nur Gott entscheiden, der Mensch nur ahnend beantworten könne."

Einen auffallenden Contrast mit dieser friedlichen Ascetik bildete die polemische Richtung, welche Görres in dem „Athanasius" (Regensburg 1838.) verfolgte. Veranlaßt ward diese Schrift durch die am 20. Nov. 1837 erfolgte Amtsabsetzung des Erzbischofs Clemens August von Cöln, der wegen mehrfacher Beweise des Ungehorsams gegen die preußische Regierung nach der Festung Minden abgeführt worden war. Eine dreifache Auflage dieser Schrift noch in demselben Jahre bewies die große Sensation, die sie in ganz Teutschland erregt hatte. Ungeachtet seines vorgerückten Alters vermißte man darin nicht die Kraft und das Feuer, womit Görres viele Jahre früher den Rheinischen Merkur geschrieben hatte. Bis zu einem verletzenden Grade steigerte sich jedoch in dem „Athanasius" seine Entrüstung über manche Zeitereignisse und ebenso sein Eifer für die katholische Kirche, die er für die allein gültige und einzig zum wahren Heile führende erklärte. Nach solchen Ansichten nahm er den Starrsinn des Erzbischofs von Cöln kräftig in Schutz und sprach der preußischen Regierung die hinreichende Kenntniß der Bedürfnisse ihrer katholischen Unterthanen gradezu ab. Ebenso glaublich sei es aber auch, fügte Görres hinzu, daß sie jene Bedürfnisse nicht habe kennen wollen. Die Verlästerung der katholischen Kirche, die er den Protestanten zur Last legte, steigerte sich in Görres nicht blos zu den heftigsten, sondern auch in gleichem Grade geschmacklosesten Aeußerungen. Sein Zorn richtete sich besonders auf den gebildeten Theil der Protestanten, den er als „die aufgeklärte Meute" bezeichnete, die recht gut wisse, daß die katholische Kirche bedrängt und verlassen sei. „Eben darum," fügt Görres hinzu, „ist auch Alles aus seinen Löchern hervorgestürzt: Wölfe und Eber, Marder, Iltis, Luchs und Stinkthier, Meerkatze sammt Reineke's ganzer Sippschaft; und es hat nun ein Heulen, Zischen, Bellen, Brüllen um die Kirche und ihre Vertheidiger her begonnen."

Um seine Unzufriedenheit mit den bestehenden Staatseinrichtungen auszusprechen, ergriff Görres in seinem Buche jede sich ihm darbietende Gelegenheit. Als eifrigen Katholiken verdroß ihn die Verminderung der Processionen und Feiertage. Die Bildung der katholischen Jugend in protestantischen Schulen war ihm ein Greuel. Bitter beklagte er den traurigen Zustand der Katholiken unter protestantischen Behörden, die er als die „regierende Mandarinenclasse" bezeichnete unter den „Oberschreibern und unter den zahllosen Schreibern und Brunnenmeistern beim großen fiscalischen und finanziellen Pumpenwerke." In seiner heftigen Entrüstung über die gemischten Ehen sprach er von „zweischlächtigen Bastarden" rc. Er schloß seine Polemik mit einer ernsten Warnung an die Bewohner des Rheinlandes, der Anhänglichkeit an den Glauben ihrer Kirche treu zu bleiben und sich vor dem religiösen Indifferentismus frei zu erhalten. Gegen den Andrang alles Fremdartigen sollten sie zwar muthig kämpfen, aber, wie er ausdrücklich bemerkte,

10) Siehe die Schrift: „Emanuel von Swedenborg, seine Visionen und sein Verhältniß zur Kirche" (Strasburg 1827. 8.)

„nicht um des Streites, sondern um des Friedens willen."

Die kühne, auch die ruhigsten Gemüther aufregende Sprache, welche Görres im „Athanasius" führte, war eine natürliche und unausbleibliche Folge der mannichfachen, Jahre lang fortdauernden Zerwürfnisse in den Rheinprovinzen. Es ließ sich voraussehen, daß die in jenem Werke enthaltenen Ansichten nicht ohne Widerspruch bleiben konnten. Kräftig nahmen Marheinecke und besonders H. Leo in seinem „Sendschreiben an Görres" die protestantische Kirche in Schutz. Die rheinischen Provinzialblätter enthielten selbst von Katholiken mehrfache Aufsätze, in denen „die Unduldsamkeit des alten Jacobiners" und sein Abfall von Grundsätzen, zu denen er sich früher bekannt hatte, scharf gerügt ward. Man machte ihm zum Vorwurf, daß er sowol bei der Plünderung der rheinischen Kirche durch die französischen Truppen als auch bei dem Abschlusse von Ehen ohne kirchliche Einsegnung ein völliges Schweigen beobachtet habe. Auf solche Angriffe blieb Görres die Antwort nicht schuldig. Er gab sie in seiner Schrift: „Die Triarier, Heinrich Leo, Philipp Marheinecke und Bruno Bauer." (Regensburg 1838. 8.) Seine fortdauernde heftige Polemik zeigte sich auch in mehren Artikeln, die er in dem genannten Jahre in die „Historisch-politischen Blätter" einrückte. An dem Kampfe, der durch das von Strauß verfaßte „Leben Jesu" erregt worden war, betheiligte sich Görres durch eine dogmatisch-philosophische Vorrede, die er zu dem „Leben Christi" von Sepp, einem seiner Schüler, schrieb [11]). Zu dem Gebiete der Polemik, das er in seiner Schrift: „Der Dom zu Cöln und das Münster zu Strasburg" 1842 verlassen hatte, kehrte er wieder zurück in der von ihm herausgegebenen „Wallfahrt nach Trier." (Regensburg 1845. 8.) Auch in dieser Schrift, wie im „Athanasius," regte sich wieder sein alter Haß gegen Preußen. Nur beiläufig erwähnte er die „großartige Gesinnung Friedrich Wilhelm's IV. in Bezug auf den cölner Dombau." Der bei weitem größere Theil der erwähnten Schrift war polemischen Inhalts. Rüstig bekämpfte Görres die Richtungen der Zeit, die aller kirchlichen Symbolik entgegenträten. Ein Greuel waren ihm die rationalistischen Ansichten in mehren protestantischen Journalen, namentlich den „Sächsischen Vaterlandsblättern," gegen die er muthig zu Felde zog. Zahlreiche Artikel von ihm enthielten die „Historisch-politischen Blätter," die, von ihm begründet, seit dem April 1838 zu München, jährlich in 24 Heften, erschienen, und nach seinem Tode von E. Görges und Fr. Binder fortgesetzt wurden.

Als Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu München fand Görres in den letzten Jahren seines Lebens Veranlassung zu einigen historischen Arbeiten. Dahin gehört seine wissenschaftliche „Erörterung der Mosaischen Zeittafel" in der von ihm verfaßten Schrift: „Die Japetiden und ihre gemeinsame Heimath Armenien." (München 1844. 8.) Fast gleichzeitig (1845) erschien von ihm ebendaselbst eine Entwickelung der gälischen Stammsage unter dem Titel: „Die drei Grundwurzeln des celtischen Stammes in Gallien und ihre Einwanderung." Von einer „Welt- und Menschengeschichte" erschien um diese Zeit nur der erste Theil, der, wenn auch nicht ganz vollendet, doch einen unzweideutigen Beweis für seine rastlose schriftstellerische Thätigkeit ablegte. Görres stand, als er dies Werk schrieb, bereits in seinem 72. Lebensjahre. Auf seine feste Körperconstitution hatte das vorgerückte Alter keinen wesentlich nachtheiligen Einfluß gehabt. In seinem Aeußern war er sich völlig gleich geblieben unter den Stürmen eines vielfach bewegten Lebens. Tief erschütterten ihn jedoch die mit dem Jahre 1847 eintretenden Zeitverhältnisse, auf die er zum Theil in seinen Schriften mit prophetischem Geiste hingedeutet hatte. Einen besonders nachtheiligen Einfluß äußerten jene Ereignisse auf Baiern. Erleben mußte Görres den Sturz des Abel'schen Ministeriums und die Entlassung der ihm befreundeten Professoren Philipps, Lassault u. A. Ueber den errungenen Sieg der ultramontanen Partei konnte er sich nicht beruhigen. Das traurige Schicksal der vorhin erwähnten Gelehrten verwundete sein Herz. Er fand keinen Trost darin, von einem gleichen Loose verschont geblieben zu sein. In tiefe Trauer versetzten ihn die Ereignisse in der Schweiz. Es war das Land, das ihm früher als Flüchtling ein Asyl gewährt hatte.

In den letzten Tagen des Januar 1848 erkrankte Görres. Er mußte, so selten dies auch der Fall gewesen, das Bett hüten. Von seinem Zustande und seinen zum Theil höchst charakteristischen Aeußerungen in der letzten Lebensperiode hat sich ein genauer Bericht erhalten, den einer seiner Freunde nach seinem Tode veröffentlichte [12]). Ein Auszug daraus möge hier mit dessen eigenen Worten eine Stelle finden. „Görres," heißt es in der erwähnten Schrift, „sah in seinen Leiden das Leiden der ganzen Zeit. Zugleich erschien ihm, bei seiner christlichen Weltanschauung, seine Krankheit als ein göttliches Verhängniß zur Abbuße für Alles, worin er irgend in der Vertheidigung des Rechts und der erkannten Wahrheit im Leben gegen Hohe und Niedere gefehlt haben sollte. „Ihr müßt mir nicht so auf die Zehen sehen," sprach er. „Ein Jeder geht seinen eigenen Lebensweg; in der Mitte aber kommen wir wieder zusammen." Er glaubte an seinem Geburtstage in der Mitternacht am 25. Jan., dem Tage vor Pauli Bekehrung, zu sterben. Aber die ihm noch gegönnten drei Lebenstage sollten zu seiner irdischen Verklärung dienen. Nachdem er scheinbar mit dem Tode gerungen, erhob er sich noch kräftig vom Lager und empfing die Glückwünsche der Seinen. Nicht er bedurfte übrigens eines Trösters; er selbst war der Tröster derer, die ihn umgaben. Umsonst schöpften die Seinen bei seinem scheinbar gebesserten Zustande wieder momentane Hoffnung, indem sie seine

11) Dies „Leben Jesu" erschien zu Regensburg 1843—1846 in sieben Octavbänden.

12) Siehe die anonym erschienene Schrift: „Joseph v. Görres. Eine Skizze seines Lebens." (Regensburg 1848.) S. 34 fg.

Reden auf eine zeitliche Genesung deuteten. „Die Facultät will ihre Rechte haben," äußerte er scherzend. „Die Aerzte möchten mich gern dem lieben Herrgott abtrotzen und haben viele Rosse vorgespannt. Mit Recht halten sie sich an die Natur; aber zur Heilung gehört, daß in dieser auch noch ein Lebensprincip sei." — Noch einmal ging er im Geiste sein ganzes vielbewegtes Leben durch. Sein Auge leuchtete wie verklärt; seine Reden ließen seinen ganzen Gedankengang verfolgen. Alles stand klar vor seiner Seele, und er konnte die Beruhigung schöpfen, daß er stets mit allen Kräften dem erkannten Besten nachgestrebt habe. Doch pries er in Allem die Fügungen Gottes. Mit vollkommener Beherrschung seiner Sinne bis zu seinem letzten Momente erwartete er gefaßt den herannahenden Todesengel. Die Entbindung der Seele vom Körper bezeichnete er mit den Worten: „Bei diesem Kindbette kann man nicht mit gewöhnlichem Gleichmuthe der Natur zuschauen." Mit dem Anbruche des vorletzten Tages rollte sich noch einmal das große Bild der Weltgeschichte vor ihm auf; ein Volk nach dem andern ging an seinem Blicke vorüber. Plötzlich rief er aus: „Die Piasten sollen leben! Gebt mir ein polnisches Gewehr! Einen polnischen Säbel will ich!" „Wo sollen wir es hernehmen?" war die Antwort. Da seufzte er: „Ach, um die Menschheit, die nicht einmal ein polnisches Gewehr hat! Aber," wiederholte er nach einer Pause, „auch sie sind faul!" Er meinte die Piasten. Er kam auf die Ungarn zu sprechen und rief aus: „Ich sehe ein großes Leichenfeld!" Sein Sohn richtete die Frage an ihn: „Vater, sollen wir beten?" „Ja," sprach er, „betet für die Völker, die Nichts mehr sind." Die Gegenwart charakterisirend, äußerte er: „Es ist zum Abschluß gekommen; der Staat regiert, die Kirche protestirt." Zu einem seiner Freunde, der sein halbentblößtes Haupt bedecken wollte, sprach der Sterbende: „Willst Du mir Deine Ulysseskappe aufsetzen? Soll ich noch einmal das Steuerruder auf die Schulter nehmen, um die Weltfahrt anzutreten? Das war eine stürmische Fahrt! Jetzt ist es zu spät." Dann begehrte er seinen Pelz: „Laßt mich hinaus! Ich will den großen Sprung thun und über die gähnende Kluft hinwegsetzen." Er erhob sich dabei mit Macht. Als man ihn zurückhielt, brach er unmuthig in die Worte aus: „Also liegend soll ich mein Nichts cultiviren." — „Noch heute Nacht," fuhr er fort, „wird es in diesem Hause zu einem furchtbaren Kampfe kommen. Sehet zu, daß Ihr Leute bestellt, die sich darauf verstehen." Auf die Frage, welchen Kampf er meine, erwiderte er: „Es ringen zwei Kräfte mit einander: das Leben und der Tod!" Erschöpft sank er auf sein Lager zurück. Man befeuchtete ihm die Lippen mit Wein; er aber begehrte frisches Wasser aus einem nahen Brunnen. Als man zögerte, da es ihm schädlich sein könnte, erwiderte er ruhig: „Seid unbesorgt! mir schadet Nichts mehr. Bald werdet Ihr Euch überzeugen, daß mir Nichts mehr Schaden bringt." Auch weigerte er sich gegen alle Arzneien. — Am Morgen des 27. Jan., da seine Auflösung nahe schien, hatte er nach der heiligen Communion verlangt und mit inniger Rührung den Leib des Herrn empfangen. Er segnete hierauf seine Kinder und nahm zärtlich Abschied von seiner Gattin. Allen Umstehenden reichte er die Hand und bat sie, auch die entfernten Freunde zu grüßen. Die Nacht zuvor hatte er eine Vision gehabt. „Gott ist mir erschienen," äußerte er, „und hat mir geoffenbart, ich müßte noch drei Tage leben, um alle Schuld abzutragen." „Laßt mir," fuhr er fort, „auch den kleinen Mann noch einmal kommen, der heute Nacht bei mir war." Auf die Frage, wen er meine, erwiderte er: „Es war ein schlichter, unscheinbarer Mann, mit einem Mantel angethan, aber er hat große Worte mit mir geredet." Mehr brachte man nicht von ihm heraus. Am folgenden Tage aber äußerte er: Es sei Paulus gewesen. Er begehrte, daß man ihm aus des Apostels Briefen vorlesen sollte. Als man das 15. Capitel des Briefes an die Korinther aufschlug, wo es heißt: „Es wird ein verweslicher Leib gesäet, aber ein unverweslicher kommt zur Auferstehung" — da ging mit einem Male eine große Veränderung in ihm vor. Sein Auge strahlte voll Klarheit, seine Züge belebten sich in außerordentlicher Milde. Mit fast gebrochener Stimme sprach er: „Jetzt ist es genug, jetzt wird Alles seinen geordneten Gang gehen." Gegen 1 Uhr Morgens nahmen seine Brustbeklemmungen zu. Mit dem Rufe der Litanei: „Heilige Magdalena, bitte für uns!" starb er am 29. Jan. 1848 im 72. Jahre. Ein feierlicher Zug folgte seinem Sarge, als er am 31. Jan. beerdigt ward."

Görres war ein vielseitig gebildeter Mann und einer der ausgezeichnetsten teutschen Schriftsteller, bewandert, wie wenige seiner Zeitgenossen, in den verschiedenartigsten wissenschaftlichen Fächern. Durch seine schon früh begonnenen und bis in sein Alter fortgesetzten Naturstudien war er zur klaren Auffassung des wirklich Gegebenen gelangt. Diesen Studien verdankte er die scharfe Beobachtungsgabe, welche die Wahrheit seiner Schlüsse an Erfahrungen knüpfte. Vorherrschend war unter seinen Naturanlagen eine sehr lebhafte Phantasie; aber ihre Gebilde wurden von seiner Denkkraft beherrscht, und seine moralischen Ideen gewannen auf diese Weise die feste Bestimmtheit realer Gedanken. Mit solchen geistigen Eigenschaften durchwanderte er das Gebiet der Geschichte und den weiten Kreis der Mythen und Sagen. Seinen Natursinn trug er in die Reiche der sittlichen Welt hinüber. Ob er das Leben der Menschheit erforschte, oder die positiven Fragen des Völkerverkehrs aufgriff, oder sich in die Tiefen der Mystik versenkte — immer zeigte sich in ihm eine Geisteskraft, die den Stoff eines ungeheuern Wissens zu bewältigen vermochte.

„Sein Leben," sagt ein geistreicher Schriftsteller, „könnte man mit dem Rheinstrome vergleichen, an dem er geboren war, in einer Stadt, die Teutschland schon viele große Männer gegeben. Wie der Rhein in seiner Jugend herunterstürzt von des Gotthard's Höhen und mit Donnerhall zwischen den Bergen einherbrausend Steine und Felsen mit sich fortbewegt: so hat auch Görres schon im ersten Mannesalter die so lange todt ruhenden Kräfte der Natur erhoben und in Bewegung gesetzt

und Alles in seiner Begeisterung mit sich fortgerissen. Wie dann der Rhein in seinem ruhigen Laufe in einem weiten Seebecken sich sammelt, worin der azurne Himmel mit allen seinen Sternen und die ganze umliegende Landschaft, das Gebiet vieler Staaten sich spiegelt: so hat auch in Görres' Gemüth die Poesie in ihrem ganzen Bereiche sich gesammelt und ihren Abglanz gefunden. Er hat die engen Grenzen der alten Classicität nach Norden und Osten hin erweitert und die Schätze der Dichtung mit den Reichthümern der nahen und fernen Länder bereichert. Wie aber endlich der Rhein dahinströmt zwischen den volkreichen Städten, den mittelalterlichen Burgen und erhabenen Münstern, welche Zeugen eines andern Volkes im Leben waren: so reflectirte auch in Görres' Geiste im letzten Drittheile seines Lebens sich die historische Zeit. Er hat die ganze Weltgeschichte in ihrem Verlaufe mit allen Lehren und Mahnungen seinem Volke vor Augen geführt, damit es aus den Erlebnissen in der Vergangenheit sich sein Schicksal in der Zukunft abnehmen möchte."

Minder billig hat sich die allgemeine Kritik über Görres und seine vielverzweigte Wirksamkeit ausgesprochen. Verschiedener, als er, ist nicht leicht ein teutscher Gelehrter und Schriftsteller von seinen Zeitgenossen beurtheilt worden. Ihn nach seinem wahren Verdienste unbefangen und gerecht zu würdigen, scheint eine schwierige Aufgabe, die wol nur der einigermaßen befriedigend zu lösen vermöchte, der seine zahlreichen Schriften in den verschiedenartigsten wissenschaftlichen Fächern zu einem ernsten Studium gemacht hat. Ein harter, wenn auch nicht ganz grundloser und unverdienter Tadel hat ihn getroffen wegen der rücksichtslosen Freimüthigkeit, mit welcher er in bittern, oft schwer verletzenden Aeußerungen, unter dem Drucke einer verhängnißvollen Zeit, seinem gepreßten Herzen Luft machte. Von allen Vorwürfen, die ihm gemacht werden, scheint der am wenigsten begründet, daß er nur für seinen Glauben, für das Heil der katholischen Kirche ein lebendiges Interesse gefühlt habe. Alles Andere, meinte man, sei ihm gleichgültig gewesen. Seine Schriften widerlegen diese grundfalsche Ansicht. Man braucht kein Kryptokatholik zu sein, um Görres wenigstens theilweise gegen jenen Vorwurf in Schutz nehmen zu können. Er gehörte zu den Männern, deren Wirksamkeit sich in dem Streben concentrirte, die durch Fr. Schlegel angebahnte Richtung der katholischen Romantik des Mittelalters auf das praktische Leben weiter auszubilden. Daß Görres als eifriger Anhänger und Vertreter der romantischen Schule sich zugleich als einen der rüstigsten Kämpfer für Papstthum und römische Consequenz zeigte, läßt sich nicht ganz in Abrede stellen, und ebenso wenig, daß er dabei, ohne alle Nebenrücksichten, rastlos eine Bahn verfolgte, die ihn in Bezug auf Kirche und Hierarchie nicht selten zu dem höchsten Extreme des religiösen Rigorismus führte.

Hinreichende Belege dafür findet man in dem von ihm verfaßten Aufsatze: „Johann Heinrich Voß und seine Todtenfeier in Heidelberg" [13]). Gereizt worden war Görres durch die tief herabwürdigende Schilderung, die Voß in seiner „Antisymbolik" [14]) von ihm entworfen und ihn geradezu der Charakterlosigkeit beschuldigt hatte. Als aufrichtiger Bekenner und treuer Anhänger des Lutherthums schien Voß die einmal von Goethe ausgesprochene Maxime befolgt zu haben: „Der Intoleranz könne nur durch intolerantes Wirken gesteuert werden" [15]). In seiner „Antisymbolik" hatte sich Voß mit den Worten geäußert: „Wenig verblümt hatte Görres in der bekannten Schrift, die seine Obrigkeit strafbar fand, seine hinlänglich bekannte Theokratie empfohlen. Er wünschte Eine Religion, vom römischen Oberpriester besorgt, und Ein heiliges römisch-teutsches Reich mit Einem weltlichen Oberhaupte und lediglich mit abhängigen Reichsämtern, wie der römische Stuhl sie anerkennt. — Lange vernahmen wir Andersdenkende in des Päpstlers Görres dunkler Bildersprache nur unschuldig verirrte Phantasie, nur arglosen Aftersinn; und was wie asiatische Urmythen sich gebehrdete, schien gleich arabischen Märchen unverfänglich. Mancher lobte sogar die Gefälligkeit, daß ein Schullehrer zweiter Art aus Coblenz, wie verlautete, hier in Heidelberg an der erneuerten Universität eine Gastrolle übernommen, um der Jünglinge wissenschaftlichen Ernst durch etwas poetischen Schwung aufzumuntern. — Wenn Görres sich seiner vormaligen Genossen treu erinnert, so nennt er Gute die, bei denen er jedesmal etwas zu gewinnen denkt. Er, jetzt Schwärmer für Hildebrand'sche Priestergewalt, war vorher Schwärmer für Jacobinische Pöbelherrschaft; von jeher ein Feind der wahrhaft Guten, denen heilig ist Gottes Lichtreligion, Menschenwohl und gesetzliche Fürstenmacht. Was er seit 1805 als heilige Religion bekannte: Roms Hierarchie über Fürsten und Volk! das war ihm wenige Jahre zuvor ein Abscheu rc."

Das vorhin erwähnte Interesse an der katholischen Romantik scheint in Görres durch das Studium der Schelling'schen Naturphilosophie zuerst geweckt worden zu sein. In diesem Sinne verfaßte er die „Deutschen Volksbücher" und andere Schriften, deren bereits gedacht worden. Den Gipfel romantischer Stimmung schien er in seinen 1817 herausgegebenen „Volks- und Meisterliedern" erreicht zu haben. „Hoffnung, Liebe, Heldensinn," heißt es in der Einleitung, „gingen im Mittelalter in einem großen Strome zusammen und erblühte der neue Garten der Poesie, das Eden der Romantik." Der Tendenz nach mit den erwähnten Liedern verwandt war die von Görres herausgegebene „Mythengeschichte der asiatischen Welt," die dem Interesse an Creuzer's „Symbolik" ihre Entstehung verdankte.

Wie Görres neben diesen literarischen Arbeiten in

13) Dieser Aufsatz erschien zu Strasburg, ohne Angabe der Jahreszahl, und ward wieder abgedruckt in Görres' Vermischten Schriften. (Speyer 1827.) Vergl. die Erwiderung auf diesen Aufsatz von H. G. E. Paulus unter dem Titel: „Warum eifert J. Görres gegen Voß?" (im Sophronizon. 1827. 9. Bd. Heft 3. S. 115 fg.

14) 2. Th. S. 252 fg.

15) Vergl. H. G. E. Paulus in den Lebens- und Todeskunden von J. H. Voß. (Heidelb. 1826.) S. 88.

die neueren politischen Zustände als Schriftsteller verflochten war, zeigt ein Rückblick auf seinen Lebensgang. Erwähnt worden ist bereits, wie die clubbistischen Vereine in Mainz in seiner Jugend in ihm die Begeisterung für die französische Revolution geweckt hatten. Der Enthusiasmus, mit dem er in seinem „Rothen Blatte" die republikanische Regierungsform vertheidigt hatte, erlosch allmälig, nachdem er durch unmittelbare Anschauung in Paris sich von den Schattenseiten der Directorialregierung überzeugt hatte. Er wandte sich nun von Frankreich ab, um thätigen Antheil zu nehmen an den politischen Bewegungen, die der in Preußen gestiftete „Tugendbund" veranlaßt hatte.

Die bedeutendsten politischen Schriften, welche Görres verfaßte, fallen in die Zeit seiner vollen Manneskraft, wo das Herz noch frisch, die Empfänglichkeit lebendig, das Vermögen der Auffassung noch nicht abgestumpft ist und die Begriffe klarer geworden sind. „Es war," mit den Worten eines geistreichen Schriftstellers, „die Zeit, wo man den Muth nicht für eine Tugend, sondern nur die Feigheit für ein unnatürliches Laster hält." Als die Basis für die Verhältnisse des öffentlichen Lebens betrachtet Görres das christliche Moralprincip. Dies höchste Grundgesetz wollte er in den positiven Staatseinrichtungen zur Geltung bringen; er wollte Fürsten und Völkern über die Anwendung dieses Gesetzes in einzelnen Fällen seinen Rath nicht vorenthalten und in dieser Beziehung die öffentliche Meinung bestimmen oder verändern. Diesen ethischen Charakter hatten fast ohne Ausnahme die von Görres verfaßten politischen Schriften. Sie waren begeisterte Worte in einer thatenreichen Zeit, mitten unter den Stürmen großer Ereignisse, größtentheils in den Jahren 1806—1815 gesprochen. Sachverständige vermißten in diesen Schriften die durchsichtige Klarheit, die man von politischen Betrachtungen mit Grund fordert. Einzuwenden ist dagegen, daß Görres nicht als Staatsmann sprach, sondern als Redner, der in der ganzen Nation die Empfindungen, die ihn selber bewegten, hervorrufen wollte. Treffend bezeichnet sein Styl die Eigenthümlichkeit seines Wesens. Seine Worte, aus seinem innern Leben gegriffen, waren dauernd und mild, herbe und versöhnlich, wie Görres selbst. Es scheint nicht zu viel behauptet, daß seine Sprache nur der nachahmen könnte, der bei gleicher Stärke der Empfindung gleichen Reichthum an Geist und Wissen besäße.

Nicht unpassend scheint es, die bereits gegebenen Andeutungen über die wichtige Stellung, welche Görres in der Politik behauptet, durch Auszüge aus seinen in fünf Octavbänden gesammelten politischen Schriften zu ergänzen und zu vervollständigen. Ein solcher Beitrag zur Charakteristik dieses in so vielfacher Beziehung merkwürdigen Mannes darf hier nicht fehlen. Man hat ihm, wie früher erwähnt, in Bezug auf vaterländische Angelegenheiten Mangel an Interesse vorgeworfen. Gleichwol hatte in der Zeit, die nach dem teutschen Befreiungskriege eine neue Ordnung der Dinge in Europa herstellen sollte, fast Alles, was Görres dachte und was er schrieb, die nächste Beziehung auf Teutschland, dessen Unglück und Erniedrigung ihn vielleicht tiefer und heftiger ergriff als die große Masse seiner Zeitgenossen. Er haßte Alles, was der Erhebung Teutschlands hindernd entgegenstand. Frei, geehrt und mächtig wollte er es dastehen sehen unter den europäischen Völkern.

In dem in seinen politischen Schriften wieder abgedruckten Aufsatze: „Die Resultate meiner Sendung nach Paris" (im J. 1800) hielt Görres die Sache der Freiheit, für die er bisher geschwärmt, für so gut als verloren. Er war der Meinung, daß in Bonaparte der Welt eine furchtbare Zwingherrschaft erwachsen werde, gegen die sich ganz Europa erheben müßte. Ebenso bestimmt äußerte er, daß Frankreich schwerlich lange den Besitz der Rheinlande behaupten möchte. Daß Görres in richtiger Voraussicht sich gegen die Rückkehr zu den alten Zuständen erklärte, aber auch gegen die Verbindung der Rheinlande mit Frankreich zeugte von seiner nicht gewöhnlichen Urtheilskraft in einem Alter von 24 Jahren.

Zwischen diesem Berichte und seiner nächsten Schrift liegt ein zehnjähriger Raum, in welchem Görres das Gebiet der Politik verlassen und sich mit den verschiedenartigsten Studien und Ausarbeitungen beschäftigt hatte, die sich auf Naturgeschichte, Physiologie, Chemie rc. bezogen. In diesen zehn Jahren war die Welt von ungeheuern Ereignissen Zeuge gewesen. Bonaparte, zum Kaiser ernannt, hatte seine Herrschaft über den größten Theil des Continents ausgedehnt; die teutsche Reichsverfassung hatte aufgehört und an ihre Stelle war der Rheinbund getreten. Preußen war keine Macht mehr und Teutschland befand sich im Zustande der tiefsten Erniedrigung.

Unter dem Namen Prion schrieb Görres damals, in der Zeit der Franzosenherrschaft, einen Aufsatz unter dem Titel: „Ueber den Fall Deutschlands und über die Bedingungen seiner Wiedergeburt" [16]). Der Grundgedanke zu diesen Betrachtungen war die von Görres ausgesprochene Ueberzeugung, daß das Vaterland sich wieder aus seiner Schmach erheben werde, wenn die Teutschen, zu ihrem wahren Wesen zurückkehrend, sich als Nation wieder fühlen und deren Bedürfnisse und Ansichten erkennen würden. Die in diesem Aufsatze enthaltenen Betrachtungen waren kein Aufruf zu einer gewaltsamen Volksbewegung; aber die kleine Schrift enthielt eine Masse von Wahrheiten, die noch heutzutage berücksichtigt zu werden verdienten.

Mit einem Blicke auf die vaterländischen Zustände äußerte Görres in dem erwähnten Aufsatze die seinen religiösen Sinn charakterisirenden Worte: „Wie sollte das teutsche Volk bei seinen fragmentarischen, wirren und unbeständigen Bestrebungen den ordnenden Himmelsmächten Achtung abgewinnen, die nur Thaten wollen und leere Worte bis auf den Grund durchschauen? Wie sollte eine Nation, die so lange sich selbst vergessen, nicht auch endlich vom Schicksale vergessen werden? Innere

16) Dieser Aufsatz erschien im „Vaterländischen Museum" (Hamburg 1810.) und ward wieder abgedruckt in Görres' Politischen Schriften. 1. Bd. S. 115 fg.

Rechtlichkeit ist unbrauchbar für die Welt, wenn sie nicht durch Kraft und Einheit sich geltend zu machen weiß. So lange triumphirt die Gewalt, bis jene sich zur Macht erhoben. Gegen ohnmächtige Tugendhaftigkeit übt grade der Teufel in der Geschichte sein strengstes Recht. Bosheit wird von ihm gekräftigt, Stärke liebt der Himmel. Matter Tugend aber vermögen alle Geister nicht aufzuhelfen. Geharnischt muß vor Allem das Recht auf Erden sein, wenn es in der Geschichte etwas bedeuten will, aber nicht blos in Harnisch gejagt. — Was die Teutschen jetzt zu erstreben gesucht, dessen haben sie sich nur erst innerlich werth gemacht. Werden sie zu einer kräftigen, in sich einigen Nation gewachsen sein, so werden die Fesseln, die man ihnen angelegt, wenn sie sich aufgerichtet, von selbst zerreißen und in Staub zerfallen. Vermögen sie aber auch nicht, sich zu einer solchen Würdigung zu erheben, so wird doch immer, was sie gepflanzt, auch seine Früchte tragen. Von Dornen aber lassen sich nimmer Feigen lesen. Was Noth thut vor allen Dingen ist, daß in der Mitte der Nation eine feste, bestimmte öffentliche Meinung sich bilde, die entschieden und unverkennbar den eigenthümlichen Charakter des Staates ausdrücke."

Was Görres vier Monate nach dem unseligen wiener Frieden geschrieben, dürfte noch heutzutage seine Bedeutung nicht ganz verloren haben als eine Mahnung, die Görres vor einem halben Jahrhundert den Männern seiner Nation zugerufen. „Jeder," äußerte er damals, „der in dieser Zeit nicht bedeutungslos gelebt und ein festes, sicheres Urtheil sich erworben, das im Laufe der Ereignisse sich bewährt, hat den Beruf, zu sprechen in allen Angelegenheiten, die mit dem gemeinen Wesen zusammenhängen. Es ist nicht möglich, daß dem, der mit Mäßigung, aber ohne Scheu diesen Beruf ausfüllt, ein Leid widerfahren sollte, wenn die ganze Nation und das Recht sich für ihn erklärt. Es kann böser Zwang und Drohung schrecken: dem allgemeinen Unwillen und der Empörung der Gemüther wird er doch zuletzt nachgeben müssen. Darum zage Keiner! Es gilt ein bedeutendes Gut. Gelänge es der Nation, die bisher lautlos stumm geblieben, solche Sprache zu gewinnen: alles Unglück dieser Zeit wäre nur Vorbereitung zu ihrer Wiedergeburt gewesen. Die teutsche Nation hat seitdem Sprache gewonnen und sie geht ihrer Wiedergeburt entgegen, die freilich ohne heftige Krämpfe sich nicht vollenden wird."

Seinem Inhalte nach nahe verwandt mit diesem Aufsatze ist ein anderer, der in die gleiche Zeit, in das Jahr 1810, gehört: „Der Fall der Religion und ihre Wiedergeburt." „Nur in solchen gedankenlosen Zeiten," sagt Görres, „ist die Religion entfremdet — Zeiten, die vergessen, was vergangen und was kommen soll, in enger Gegenwart zerstreut den Augenblick nicht mehr befragen um den Ursprung und das Leben um seine Quelle; wo Alles in seiner Gemächlichkeit erstarrt, wie ein anderes bewußtloses Naturproduct sich in der Idee niedergeschlagen und so viel thunlich von ihr ausgeschieden hat. Solche Zeit war für Teutschland die nicht längst vergangene und der größte Theil der Gegenwart noch gehört ihr an."

Ein sehr trauriges und abschreckendes Bild entwirft Görres von der Verdorbenheit der höhern und niedern Stände im Vergleiche mit frühern Zeiten. „Was ist," sagt er, „bei dem Volke, das dem Neuen sich hingegeben, übrig geblieben von Allem, was sonst dem Menschen heilig und ehrwürdig war? Was ist an die Stelle früherer Zucht und Ehrbarkeit getreten in den untern Classen als freche, zügellose Sinnlichkeit und die Raserei der gröbsten Genüsse? Seit sie die ängstigende Furcht vor ungewisser Zukunft verloren, ist die Hölle für sie ausgebrannt und erloschen, ist freilich die Freude und die Lust bei ihnen eingekehrt. Aber man möchte sagen, jene Flammen seien in ihrem eigenen Marke wieder aufgebrannt und trieben sie zur Sünde und Selbstvernichtung, in wilder Windsbraut, wie Dante's verdammte Geister, beim Rauschen einer höllischen Musik."

Mit tiefem Unmuthe äußerte sich Görres über den aus dieser Sittenverderbniß entspringenden religiösen Indifferentismus in der katholischen Kirche, deren Einigkeit er übrigens die angebliche Zerrissenheit der Protestanten schroff entgegenstellte [17]). „Unsere Priester haben es schon längst dahin gebracht, daß die Welt glaubt, sie entbehren zu können; und die Regierungen, immer klüglich auf den eigenen Vortheil bedacht, haben, ehe sie sich's versehen, die Folge daraus gezogen, daß nun auch jene frommen Stiftungen, auf die eine frühere Zeit sie angewiesen, verfallen. Damit aber hat die Kirche alle irdische Basis verloren; sie ist in der Erscheinung zu einem untergeordneten Institute des Staates geworden und zu einem Werkzeuge seiner Zwecke und ihre innere Selbständigkeit, der sonst die Verfassung nur als Mittel diente, ist untergegangen in jener Dienstbarkeit."

Aber auch eine Aussicht auf einen neuen Aufbau der Kirche eröffnete Görres seinen Zeitgenossen. Er war der Meinung, daß in Allem, was im Religiösen sich auf Erden verändert habe, die Religion selbst doch nicht im mindesten angetastet worden sei. „Es ist," schreibt er, „etwas so Hohes und Erhabenes in dem innersten Wesen der Religion, daß kein vergänglich Meteor der Erde zu diesem Wesen reicht, wenn es gleich, als seine Sternschnuppe von ihm ausgegangen, dahin zu schießen scheint." Dieser Metapher, die unverkennbar an Jean Paul's Styl erinnert, läßt Görres unmittelbar eine andere folgen. Er vergleicht die Kirche mit den alten Ritterburgen. „Ihre Bewohner," schreibt er, „sind ausgestorben; sie liegen begraben in den Gräbern unter ihnen und um sie her. Wie in den Propyläen des Todes schleicht die scheidende Generation noch in ihnen umher, die werdende aber geht auf ganz andern Wegen als jenen, die zu diesen verlassenen Gewölben führen."

Als Teutschland durch die leipziger Völkerschlacht von dem schweren Drucke der Fremdherrschaft befreit worden war, da erinnerte sich Görres der wenige Jahre zuvor von ihm gesprochenen Worte: in bewegter Zeit müßte sprechen, wer die Macht der Rede besäße. Daß die öffentliche Meinung durch ein kräftiges Organ einen

17) Vergl. Weber's Lehrbuch der Weltgeschichte. 2. Bd. S. 59.

wahrhaften Ausdruck erhalten müßte, sagte ihm seine Ueberzeugung. Sie war es, die ihn zur Gründung des „Rheinischen Merkur" bewog. Diese merkwürdige Zeitschrift, in der, nach dem Ausdrucke eines seiner Freunde, „seine politische Beredsamkeit wie eine verzehrende Flamme brannte, die Keinen verschone," konnte in der großen europäischen Allianz als die fünfte Macht (la puissance cinquième) gelten, der man freilich nur so lange zu wirken erlaubte, als man ihrer bedurfte. Mit Grund könnte man behaupten, daß diese Zeitschrift über zwei Jahre „das politische Leben" ihres Herausgebers war und zugleich entscheidend für seine Schicksale bis ins spätere Alter [18]).

Der „Rheinische Merkur" wollte den Nationalsinn der Teutschen wecken und thatkräftig machen. Sein Ziel war die Volkseinheit. In steter Richtung zu diesem Ziele ergriff Görres alles Einzelne. Er besprach jede Frage von einiger Wichtigkeit; er predigte die Einheit der Fürsten und den Gemeingeist der Völker. Vorzüglich war ihm daran gelegen, die Achtung für teutsche Sitten und Gebräuche zu erwecken und die Ausscheidung alles Fremden zu bewirken. Weder publicistische Abhandlungen, noch wissenschaftliche Erörterungen sollten, wie Görres äußerte, in dem Rheinischen Merkur eine Stelle finden. Auf die Masse seiner Zeitgenossen wollte er wirken; er wollte als ein Sprecher der Nation auftreten. Unter den in dieser Zeitschrift enthaltenen Aufsätzen befinden sich nur wenige, die nicht noch heutzutage ein bestimmtes Interesse hätten. Manche darunter gehören der Geschichte, andere der Literatur an. In dem größern Theile derselben dürften Geist und Gemüth eine kräftige Nahrung finden.

Am 14. Mai 1814 war der erste pariser Friede unterzeichnet worden. Da sprach Görres, als die Bestimmungen des Vertrages bekannt geworden, sein tiefstes Bedauern aus, daß das Interesse Teutschlands, wie schon früher erwähnt, allen andern Interessen nachgesetzt worden sei. Als kräftiger Mann wollte er sich jedoch nicht in fruchtlose Klagen ergießen. „Gar Vieles," äußerte er, „läßt sich von teutscher Seite über diesen Frieden reden. Aber Alles sind eitle, leere Worte, weil, was unwiderruflich abgeschlossen, mit unwilligen Reden anzugreifen eine Thorheit ist." Als Herausgeber des Merkur fügt er hinzu: „Wir haben von Anfang an gegen solche Bedingungen gestritten, weil wir gehofft, die öffentliche Stimme möchte vielleicht zum Ohr der Mächtigen gelangen und als Besseres sich gewinnen lassen. Nun es sich nicht zugetragen, bescheiden wir uns gern, daß unser Rath nicht gut gewesen, weil wir einmal des festen Glaubens sind, daß, wenn des Menschen Kraft und Verstand das Ihrige gethan und die Dinge sich doch zum andern Ende neigen, eine höhere Macht die Angelegenheiten zum bessern Ziele leitet."

Daß diese Resignation keine bloße Redeformel, vielmehr das Resultat der sich selbst bewußten Kraft war, scheint die unmittelbar darauf folgende Aeußerung zu beweisen. „Lieber wollen wir," sagt Görres, „uns gegen die andere Seite wenden und die murrenden Geister zu besänftigen suchen, indem wir ihren Blick dahin lenken, wo Handeln gilt und Einwirkung möglich ist." Die Fürsten und Völker ruft Görres auf, für die innere Wohlfahrt des Vaterlandes zu sorgen. Diese (die Völker) sollten durch Nationalsinn, Einigkeit und bürgerliche Tugend stark werden; die Herrscher aber sollten die Zeit verstehen, die gerechten Forderungen der Nation und ihre billigen Forderungen erfüllen. „Die innere Entwickelung," fügt Görres hinzu, „macht uns stärker als die Provinzen, die der pariser Vertrag bei Frankreich gelassen uns hätte machen können" [19]).

Bekannt ist, daß der Aufruf an die Teutschen, den der russische Feldmarschall Fürst Kutusoff-Smolenskoi bereits am 13. März 1813 erlassen hatte, das feierliche Versprechen der Alliirten enthielt: Teutschlands Verfassung solle ganz allein dessen Fürsten und Völkern anheimgestellt werden. Jene hatten diesen die freie Gestaltung nach dem Wunsche der Nation zugesagt. Indessen war die Zeit gekommen, die dies Versprechen zur That machen sollte. Zur Lösung aller schwebenden Zeitfragen war von den verbündeten Mächten ein Congreß beschlossen worden. Es handelte sich um die Zukunft des Vaterlandes. Der Presse war daher die Aufgabe gestellt, die Nation über jene Fragen aufzuklären. Görres unterzog sich dieser Aufgabe in dem merkwürdigen Aufsatze: „Die deutschen Zeitungen." Er schilderte die Eigenthümlichkeit der vorzüglichsten teutschen Journale und entwarf ein klares Bild von der Tagesliteratur zu einer Zeit, wo deren Tendenz größer und wichtiger war als jemals und von gar Vielen nicht verstanden sein mochte. Was Görres über diese Tendenz sagt, bezeichnet zugleich den Gang des von ihm herausgegebenen Blattes.

„Es ist nicht zu verkennen," schreibt Görres, „daß, wo nicht äußerer Zwang Alles gewaltsam niederreißt, überall das dunkle Gefühl sich regte, es müsse etwas Besseres als das bisher Uebliche geleistet werden; und die Zeit verlangt ganz etwas Anderes als das gewöhnliche Getrâtsche, womit man sich wol ehedem gefristet. Dies dunkle, halb bewußtlose Gefühl soll man sich klar und deutlich machen; man soll erkennen, daß die Kraft und die Gelegenheit zu kostbar sind, um sie zu gewöhnlichem Zeitvertreibe zu misbrauchen, weil das Volk verlangt, daß alle Stimmen, die da reden, zu seinem Wohle sprechen; weil die Zeit jetzt gekommen, wo gesäet werden soll für Jahrhunderte. Bisher ist es so gehalten worden, daß die Fürsten mit ihren Räthen auf der einen Seite standen und die Völker mit ihren Wünschen und An-

18) Ueber dies Journal soll Genz die merkwürdigen Worte geäußert haben: „Nicht leicht hat Jemand erhabener, furchtbarer und teuflischer geschrieben als Görres." In dieser Hinsicht stellte ihn Genz in Eine Reihe mit „Jesaias, Dante und Shakespeare." Vergl. Hillebrand's Deutsche Nationalliteratur. 3. Th. S. 354.

19) Siehe den Aufsatz: „Der Friede von Paris," in Görres' Politischen Schriften. 1. Bd. S. 440.

sprüchen auf der andern, und daß selten eine unmittelbare Gemeinschaft die Einen mit den Andern verknüpfte. So ist es denn nur zu oft gekommen, daß sie beide einander entfremdet worden, daß der beste Wille der Fürsten verloren ging, weil ihm die feste breite Begründung in der Nation gemangelt, und daß die gerechtesten Erwartungen der Völker in Nichts aufgegangen, weil ihr Ausdruck nicht zum Ohr derjenigen hat bringen können, die sie zu verwirklichen im Stande waren. Aber auch hier hat die Zeit ganz Anderes herbeigeführt. Durch das große Gottesurtheil des Krieges hat sie klar gemacht, daß diese Scheidung in der Wurzel verderblich ist. So lange nicht die Völker mit den Fürsten in den Streit gezogen, sind alle Anstrengungen zu Schanden geworden. Erst als die Gesammtheit sich erhoben und ihre Herzoge in die Mitte genommen und eine starke Schildburg um sie gezogen, sind alle Angriffe des Feindes an dem undurchdringlichen Erze gescheitert. Wie im Kriege erst die alte urteutsche Form als heilbringend sich bewährt, so soll sie auch im Frieden geehrt und aufgenommen werden. In der Mitte Aller ist der Ort des Fürsten, um ihn her seine Edlen und Führer. In weitem Kreise aber umfaßt Alle das Volk: ein großer offener Rath, wo mit dem Schilde das Zeichen des Beifalls und des Misfallens gegeben wird. Die Stimmen aber, die da kund thun die Meinung der Versammlung, müssen Herolde sein, aus der Menge ausgewählt als Männer von bewährter Treue und geprüfter guter Gesinnung."

Die Bildersprache in seinen Aeußerungen verlassend, fügt Görres hinzu: „Der ist strafbar, der, weil ihm die Macht gegeben ist, Nützliches zu vollbringen, die schöne Gelegenheit aus den Händen läßt. Dreifach strafbar aber ist der Müßige in dieser Zeit, wo so überaus viel guter Wille von allen Seiten jedem tüchtigen Bestreben entgegentritt und wo die Augenblicke so kostbar sind, weil an jedem ein künftiges Jahr hängt. Alle ihre Wünsche, alle Hoffnungen, alle ihre Ueberzeugungen muß die Nation an den bevorstehenden Reichstag [20]) und an die Fürsten bringen. Alles, was gegenwärtig in den Geistern treibt und sie bewegt, muß klar ausgesprochen werden. Das allein kann dem Guten rechten Bestand gewähren, wenn es überall an allen Orten in besonderer und eigenthümlicher Weise aufkeimt und unaufhaltsam wie Gras und Kraut aus der Erde dringt. Dafür sind die Zeitungen bestellt, daß sie aussprechen, worüber Alle einverstanden sind, und daß, wie keiner Völkerschaft die rechte Gesinnung fehlt, so keiner auch der passende Laut abgehe" [21]).

Solche Sprache und solche Gedanken konnten den Fürsten nicht gefallen. Die Völker, meinten sie, sollten sich mit ihren Angelegenheiten nicht befassen und die teutschen Staaten hätten ihre Souverainetät nicht darum erworben, um in der Ausübung vom Volke und den Zeitungsschreibern gehemmt und gehindert zu werden. Es kam daher, daß in Aschaffenburg die Polizei gegen den von Görres herausgegebenen Rheinischen Merkur einschritt. In Baiern war er im Juni 1814 verboten worden. Görres äußerte sich darüber mit den Worten: „Das war der Schweif Napoleon's in Teutschland, der noch nicht zerschmettert worden." Er berief sich dabei auf die Worte eines frühern Publicisten. In seinen anthropologischen Abhandlungen [22]) hatte Pörschke geäußert: „Ein Fürst, der den fremden Zeitungen den Eingang in sein Reich verwehrt, macht sich eines bösen Gewissens verdächtig und rüstet sich vielleicht gar zur Tyrannei. Er will in Finsterniß wohnen, wo sich unreine Geister um ihn her versammeln können, mit welchen er alle Keime freier oder vernunftmäßiger Gedanken bis auf die letzten Aeußerungen des guten Willens vertilgen kann."

Kaum einen Monat nach diesen Aeußerungen ward der Rheinische Merkur auch in Würtemberg verboten. Görres aber ließ sich dadurch nicht schrecken. Er besprach vielmehr das frühere bairische Verbot in einem besondern Aufsatze mit dem Motto: „Tu contra audentior etc." und blieb diesem Motto treu. Mit seiner gewohnten Freimüthigkeit beleuchtete er mehre Zeitfragen. Für eine der wichtigsten hielt er die Vertheidigung des Vaterlandes. Sehr ausführlich erklärte er sich darüber in seinem Aufsatze: „Die künftige deutsche Reichsverfassung" [23]).

„Was uns Noth thut vor Allem," äußerte er, „und was zuerst durch die Verfassung gesetzlich begründet werden muß, ist innere Festigkeit und geschlossene Haltung dem Auslande gegenüber. Haben alle andern Völker nur eine einzige Seite gegen uns zu decken, dann sind wir, wie die Perser in Asien, nach allen Seiten bloßgegeben. Teutschland ist der Kreuzungspunkt, wo alle Völkerschaften sich begegnen. Alles drängt und stößt, wie von einer innern Spannkraft getrieben, gegen uns in der Mitte an; und besäßen die Spanier noch die Niederlande, kein Volk könnte unruhig in seinem Sitze sich bewegen, ohne daß die Wellen irgendwo unmittelbar an die Ufer unseres Landes schlügen. Slawische und lateinische Völker umgeben uns von allen Seiten, beide gleich sehr gegen uns abgeneigt; in beiden der gleiche Trieb, sich auf unsere Kosten zu vergrößern. Auch hat es seit den Zeiten der Völkerwanderung also sich geordnet, daß große Vorlande, vom teutschen Stamme bevölkert, jenseits der Weichsel und des Rheins, in fremdes Gebiet hinüberziehen und zu nie aufgegebenen Ansprüchen scheinbare Gründe anführen, auf welche zu achten die Ehre des einen und untheilbaren Stammes nicht erlaubt. — Darum ist unsere Stellung auf der hohen Warte des gesammten Welttheils, von wo aus wir mit unablässiger Wachsamkeit auf alle Völkerbewegungen zu achten haben. Sicher ist es, daß jede, die wir sorglos vorübergehen lassen, zu unserem Verderben führt. — Wie das alte Germanien mit einem Walle von Markmännern und kriegerischen Völkerschaften im Süden gegen die Weltherrschaft der Römer sich umgab, so müssen wir rundum

20) Den wiener Congreß. 21) Siehe Görres' Politische Schriften. 2. Bd. S. 9 fg.

22) Königsberg 1801. 23) Aus dem Rheinischen Merkur wieder abgedruckt in Görres' Politischen Schriften. 2. Bd. S. 94 fg.

mit einer solchen Wehr uns umgürten und mit einer Schildburg uns umschließen. Die bewaffneten Völker werden die Mauern dieser großen Feste sein und hoch über ihren Zinnen werden die Fürsten wie starke Thürme sich erheben, die weit umschauen in die Ferne und alle Zugänge sichern und bewahren. Innen muß Alles dann Ein Leben und Ein Bund zum Schutz und Trutz sein, damit beim ersten Schlage, der an ferner Grenze am Schildesrande auffällt, Alles aufmerksam horche und beim wirklichen Angriffe insgemein dem angegriffenen Stamme zu Hilfe eile. Dann allein kann es uns gelingen, daß wir die Schmach nicht wieder sehen, daß Feindesheere aus der Donau, Elbe, Weser, aus dem Main, Lech und Inn unser Herzblut trinken. Wir können in Ruhe unseres Wohlstandes pflegen und dürfen nicht besorgen, daß er mit jedem Jahrhundert einmal dem frechen Raube zur Beute werde."

Davon war Görres überzeugt, daß die Einheit der monarchischen Staatsform den benachbarten Völkern große Mittel für einen Angriff und eine starke Schnellkraft für die Vertheidigung gäbe. Sagen mußte er sich aber zugleich, daß die religiöse Entzweiung und der uralte Stammgeist dieser Einheit widerstrebe. Für die wirksamsten Mittel, diese schwierige Aufgabe befriedigend zu lösen, hielt er eine Centralgewalt und einen Reichstag. Jene sollte von den beiden großen Mächten, die über beträchtliche Länder außerhalb des Reichsgebietes herrschten, ausgeübt werden. Diesen Mächten müßte man, nach seiner Ueberzeugung, die Gewalt der Einheit anvertrauen. Mit starkem Arme sollten sie das verknüpfende Band zusammenhalten, das Reich vertreten vor dem Auslande, die Kriegsmacht handhaben und alle Kräfte zum allgemeinen Ziele der Selbsterhaltung verwenden. Wachen sollten sie zugleich über die Reichsgesetze und jede zerstörende Willkür niederhalten. Was den Reichstag betrifft, so war er der Meinung, daß ihn die Fürsten zu bestimmten Zeiten in eigener Person besuchen sollten. Unter ihrem Vorsitze müßte dann ein Rath die gesetzgebende Gewalt ausüben.

„In solcher Weise," äußerte Görres, „dürfte ein fortschreitendes, sich selbst ergänzendes Leben in die Verfassung gebracht und verhütet werden, daß sie erstarre. Sollten wir sie, wie die Franzosen, in jedem Jahre ändern, so würden wir offenbar zum Gespött werden. Von dem erwähnten Rathe möge dann des Reiches neue innere Ordnung ausgehen, daß Alle nach dem gleichen Rechte gerichtet werden, daß mit gleichem Maße gemessen wird, daß Abgaben unter Alle in gleicher Vertheilung umgelegt werden, daß alle Waffenfähigen zur Vertheidigung des Vaterlandes und alle Verständigen zu seinem Dienste berufen sind. Wenn die Fürsten also auf gemeinen Reichstagen beisammen sind, so werden sie fühlen und erkennen, daß nun der Geist des Volkes über ihnen ruht, daß aber Jeder für sich nur einen Strahl davon in sich trägt, den er hegen und pflegen muß in frommer Liebe und nicht verrathen und verkaufen darf fremden Völkern. Jeder wird einsehen, daß er für sich keinen Verkehr mit dem Auslande haben darf, daß der Geist seines Volkes im Zorne von ihm weicht, wenn er sich verrätherisch zum Auslande wendet, und daß das entseelte Glied sogleich von dem lebendigen Leibe des Ganzen geschieden werden muß. Denn nicht mehr soll das Ausland zwischen die Ringe und Schienen des Harnisches seine Dolche bohren; Alles soll fest und eng geschlossen auf einander liegen, damit jede drohende Gefahr an der schirmenden Wehr abgleitet."

Von der Zusammenberufung des wiener Congresses hoffte Görres nach seinen eigenen Worten, „daß so mannichfacher guter Wille, wie er von vielen Seiten sich gezeigt, viel Gedeihliches in Bezug auf die Grundlagen des ganzen Gebäudes bringen werde." In dem Aufsatze: „Der deutsche Reichstag" erklärte nun der Rheinische Merkur: Teutschlands Verfassung dürfe nicht gebildet werden, wie man in den vorhergegangenen Jahrzehnten geglaubt habe, Verfassungen bilden zu können. Darum müßten auf dem ersten Reichstage der Teutschen nicht allein politische Geschäftsmänner, sondern auch echte Kenner alter teutscher Geschichte, Sitte, Sprache und Verfassung erscheinen. Diese sollten den übrigen Gliedern der Versammlung „den Geist unserer großen Vergangenheit lebendig vor Augen stellen," damit „uralte Formen in verjüngter Gestalt wieder aufstehen und, gleich den ehrwürdigen Bildern großer Ahnen, uns ernsthaft anschauend, gegen jede Entwürdigung des teutschen Adels uns bewahren. In verjüngter Gestalt sagen wir, denn auch von dem Wahne müssen wir uns frei halten, daß ein Vergangenes, Abgelaufenes sich, wie es war, herstellen lasse."

Zu den mannichfachen Zerwürfnissen, welche die Verhandlungen des wiener Congresses veranlaßt hatten, gehörte auch die Frage über den fernern Bestand oder die Auflösung des Königreichs Sachsen. In dem Rheinischen Merkur bemächtigte sich Görres auch dieser Frage in mehren Aufsätzen. Ungeachtet er die Rechte der Sachsen völlig anerkannte, meinte er doch, daß sie sich den Verfügungen unterwerfen müßten, welche die Sicherheit Teutschlands verlange. Es war jedoch offenbar ein Fehlgriff, den nur die Verhältnisse des Jahres 1814 einigermaßen entschuldigen konnten, wenn Görres in der Auflösung des Königreichs Sachsen und der Vereinigung seiner Lande mit dem preußischen Gebiete einen wirksamen Schutz erblickte. Diese Ansicht sprach er deutlich aus und war zugleich der Meinung: „man müsse Preußen mächtig und reich machen, damit es nicht mehr begehre."

Die Spannung zwischen den europäischen Mächten war zu Ende des Jahres 1814 so heftig geworden, daß, wenn auch ein friedlicher Vergleich nicht zu bezweifeln, doch auch die Möglichkeit eines unseligen Krieges vorhanden war. An eine freie Vereinbarung der Fürsten über eine Verfassung Teutschlands konnte man kaum noch denken. Der Norden schien sich von dem Süden trennen zu wollen und die fremden Mächte machten den Riß fortwährend größer.

Görres erkannte diese Misstände und Gefahren. Eine Ausgleichung schien ihm nur möglich durch Uebertragung der Kaiserkrone an das Haus Habsburg-Lo-

thringen. Diese Idee wollte er gründlich erörtern. Er wollte alle Meinungen bezeichnen, alle Gründe und alle Einwürfe beleuchten. Dies that er in dem von ihm in dialogischer Form abgefaßten Aufsatze: „Der Kaiser und das Reich"[24]). Die verschiedenen Ansichten über Teutschlands Gegenwart und Zukunft legte er zwölf Personen in den Mund, die sich in dem Salon eines Fürsten in Wien versammelt hatten: einem preußischen Generale, einem Domherrn vom Rhein, einem ehemaligen Reichshofrathe, einem Reichsritter aus Franken, einem bairischen Generalcommissair, einem würtembergischen Landvoigte rc. Am Schlusse des Gesprächs ließ er den Fürsten S. sagen: „Möge die Dornenkrone der Drangsale und Noth, die wir ertragen, zu einer neuen Kaiserkrone erblühen und in ihr Teutschland Glück und Frieden wieder finden."

Je mehr Görres gegen eine lockere Scheinvereinigung der teutschen Staaten kämpfte, um so mehr befestigte sich in seinem Geiste die vorhin erwähnte Idee einer Uebertragung des Kaiserthums auf Oesterreich. Er erklärte sich darüber in einem besondern Aufsatze, „Congreßangelegenheiten" überschrieben. „Wird Teutschland," heißt es darin, „ein Staatenbund, dann formiren sich blos seine einzelnen getrennten Kräfte, und es ist dem Auslande leicht, dem Aggregate jede beliebige Zahl von Mitgliedern abzuziehen. In Teutschland als Staatenbund aber sind alle Kräfte Factoren, mit sich selbst in ein Product multiplicirt, und keine europäische Macht wird es vermögen, mit des Schwertes Schärfe diesen Fels zu theilen. Oesterreich, um seiner Macht und Gewalt und früherer Verdienste willen, gebührt die Kaiserwürde. Oesterreich hat seinen Vortheil wahrgenommen, wie alle dem ihrigen nachgegangen; es hat sich getrennt vom Reiche und irrig geglaubt: es dürfe nicht seiner achten und selbständig dastehen. Gott hat es dafür, wie die Andern, heimgesucht. Das Reich, wo es nicht mit Oesterreich ist, ist gegen Oesterreich"[25]).

Ungeachtet des lebhaften Wunsches, jenen Staat an die Spitze von Teutschland zu stellen, war Görres, bei aller Anerkennung der historischen Tugenden des österreichischen Hauses, nicht verblendet gegen seine Fehler. Am wenigsten war er mit der Verwaltung der österreichischen Finanzen zufrieden, die er höchst tadelnswerth fand. In einer „Frage an Oesterreich," wo er auf diesen Gegenstand zu sprechen kam, verlangte er „Gerechtigkeit für die Gläubiger des Staates." Er berührte die gewaltsame Maßregel, welche die Inhaber der wiener Stadtbank-Obligationen zur Einbezahlung von 30 Proc. bei gänzlichem Verluste des Capitals gezwungen hatte; er erinnerte an die spätere Herabsetzung der Papiere auf ein Fünftheil ihres Nennwerthes, und forderte, daß Oesterreich das Flehen derer, die es arm gemacht, erhören sollte, wobei er die Ehrlichkeit jenes Staates keineswegs in Abrede stellte.

In dem vorhin erwähnten Aufsatze äußerte sich Görres hierüber mit den Worten: „Dadurch, daß Oesterreich seit undenklichen Zeiten sich auf den festen Grund der Rechtlichkeit gesetzt, ist es der Bankier für das ganze Reich geworden. Alle Welt hat diesem Staate Hab und Gut hingegeben. Hunderttausende haben ihm ihr Vermögen anvertraut; und es geht ins Unglaubliche, welche Forderungen Teutschland an diesen Staat zu machen hat. Immer hat die gewissenhafteste Ehrlichkeit bei diesem ihm anvertrauten Gute gewaltet; die Interessen sind aufs Richtigste gefallen und der Credit war unbedingt, selbst unbedingter als der englische; denn es war der Kaiser, dem man gab. Seit 14 Jahren erst sind die strengen Grundsätze in der Finanzverwaltung des Hauses wankend geworden und der Credit ist in allmäligen Stufen und endlich ganz verschwunden. Teutschland weiß, daß unerhörte Ereignisse und Anstrengungen dies herbeigeführt; aber Teutschland hegt auch das Vertrauen, daß nun, wo Drang und Noth vorüber, auch die Hilfe und gewissenhafte Erfüllung der eingegangenen Verbindlichkeiten der flehenden Armuth nicht versagt werden wird. Verlangend hat Teutschland seine Blicke nach Osten hin gerichtet. Es will die alte Liebe wiedergeben und verlangt nur die alte Treue zurück."

Mit minderer Schonung ist ein späterer Aufsatz von größerem Umfange abgefaßt, in welchem Görres auf denselben Gegenstand zurückkommt. In diesem Aufsatze: „Oesterreichs Finanzen und Papiergeld" überschrieben, tadelt Görres, statt wie früher bittweise aufzutreten, unumwunden „die schlechte Verwaltung, die Trägheit oder Unfähigkeit der Finanzbeamten," denen er die furchtbare Lage schuld gibt, durch die ein so mächtiges Reich so ohnmächtig geworden. Er stellt den österreichischen Staat einem andern gegenüber, der sich aus weit größern Bedrängnissen gerettet.

Charakteristisch ist die hier folgende Stelle in dem erwähnten Aufsatze: „Preußen, vom Feinde zerrissen, zertreten, beraubt, verarmt und am Rande der Verzweiflung durch Anstrengung und Hinopferung der letzten Kraft gerettet, hat aus diesem weit hoffnungslosern Zustande sich herausgerissen und seine Finanzen wiederhergestellt. Wenn Manches hier befördernd und günstig eingewirkt, so ist zuverlässig doch auch ein großer Theil dieses glücklichen Erfolges der Ordnung in der Verwaltung und rührigen Thätigkeit zuzuschreiben. Oesterreich allein, unter allen europäischen Staaten jetzt wieder der größte, eine Unermeßlichkeit von Hilfsquellen in sich schließend, aller Erzeugnisse eines gesegneten Himmelsstriches sich erfreuend, sogar aus Bergwerken aller Art schon unmittelbar das Metall und somit den Geldreichthum erzielend, ist gegen alle andern Staaten zurückgeblieben und hat die Demüthigung erfahren, im Angesichte aller Fürsten seine Fonds tiefer fallen zu sehen, als sie je mitten im Kriege gefallen. Wie sehr hat nicht politisch sein Einfluß auf dem Congresse dadurch gelitten und welchen Nachdruck konnte es seiner Verwendung geben, da der Stand der Papiere jede Kriegsdrohung als gänzlich leer und unstatthaft vernichtete, bei jedem ernstlichen Schritte das Zittern des Courses und die Angst

24) Siehe Görres' Politische Schriften. 2. Bd. S. 319 fg.
25) Siehe a. a. O. 2. Bd. S. 415 fg.

der Besitzer verrieth und nicht mehr bezweifeln ließ, daß mit dem Friedenszustande aller Credit des Staates gänzlich hinschwinden würde. So ist es geschehen, daß Oesterreich, das auf jenem Congresse die Wage zu halten den Beruf gehabt, unter die Streitenden treten mußte; daß nun die Verhandlungen ohne Schwerpunkt langwierigen Differenzen hingegeben waren, die zurückwirkend das Uebel noch immer vermehrten"[26]).

So hatte Görres zu Anfange des Jahres 1815 geschrieben. Im Februar war der wiener Congreß beendet, ohne daß jedoch in den teutschen Verhältnissen eine sonderliche Aenderung eingetreten war. Diese Verhältnisse waren noch immer so unbestimmt wie einige Monate früher. Der Rheinische Merkur äußerte sich darüber mit den Worten: „Die Völker kamen und fragten, was fertig geworden, und man hatte Nichts aufzuweisen: nicht eine Note, die des Menschen Herz erfreute, war zu Stande gekommen."

In neue Bewegung versetzte um diese Zeit ganz Europa ein unerwartetes Ereigniß: die Entweichung Napoleon's von Elba und seine Landung in Cannes, welche der Rheinische Merkur am 1. März 1815 mit den Worten verkündete: „Als die Wächter geschlafen hatten und die Herren um den Kaisermantel stritten und würfelten, hat der böse Geist, den man sorglos sich selbst zur Bewachung übergeben, den Stein von seiner Höhle weggerückt und ist entronnen."

Was Görres unter diesen Umständen vor Allem dringend forderte, war die Ordnung der teutschen Verhältnisse. Mit Bezug auf die ihm verhaßte französische Nation äußerte er: „Haben die Räuber ihren kaiserlichen Hauptmann sich zurückgenommen, dann müßten die teutschen Fürsten von Gott verlassen sein, wenn sie noch einen Augenblick länger zögerten, sich ein oberstes Haupt zu setzen, das alle ihre Anstrengungen zum Ziele leite. Daher werde Franz als teutscher Kaiser ausgerufen. Aber nicht als ohnmächtiges Schattenbild werde er hingestellt, wozu sich vielleicht noch wol der Congreß verstanden hätte, sondern bekleidet mit der ganzen Würde der alten Kaiser. Ihm werde die oberste Leitung aller Kriegsgewalt anvertraut und Aller Hochmuth sollte sich beugen vor dem selbstgewählten Oberhaupte, damit ihm nicht die Demüthigung werden möge zu knieen vor dem Räuberkönige."

Groß war die durch das vorhin erwähnte Ereigniß herbeigeführte Gefahr. Sie berührte zunächst Teutschland. Erneuerten die europäischen Mächte den Allianzvertrag, so fehlte es zwar nicht an Soldaten; aber dem Ganzen fehlte der Kern, das starke Band, so lange Teutschland nicht ein fester politischer Körper war und die teutschen Staaten nur einzeln und nicht als Gesammtheit in den Kampf eintreten konnten. Was Görres damals in dem höchsten Tone glühender Begeisterung den Fürsten und Völkern zurief, verdient hier als höchst charakteristisch eine Stelle.

„Es thut wahrlich Noth," äußerte er, „daß die Zeit in ihrer furchtbaren Bedeutung endlich begriffen werde. Die sie zu leicht genommen, sind schon so oft zu Schanden geworden. Laßt uns nicht ferner mehr auf ihre Reden hören! Seht den Drachen, wie er mit seinem Schweife ein ganzes verblendetes Volk umschlingt; seht, wie sie, bekannt mit allen Künsten der Verführung, Feuerbrände nach allen Seiten schleudern und eine Hölle in lichten Brand entzünden! Hört den Jubel, der euch von allen Seiten entgegenhallt, und urtheilt dann, ob durch gewöhnliche Mittel solcher Gefahr begegnet werden kann, ob auf dem Geschäftswege solch Unwetter sich beschwören lasse. Heuchlerisch kalter Despotism mitten in der Feuerlohe des Jacobinism, ein von Blutdurst und Uebermuth wahnsinniges Heer beherrschend — wo hat sich je ein Verein von solcher Furchtbarkeit gefunden? Und dieser Gefahr sollen wir in unsicherem Verbande entgegengehen! Schon dröhnt und kracht das alte europäische Gebäude in allen seinen Fugen; es heulen unterirdische Stürme in den Höhlen unter unsern Füßen; in leichten Zuckungen bebt schon die Erde und kündigt das Nahen der unterirdischen Gewalten an; und wir wollen nicht aus unsern täglichen Gleisen weichen und bleiben immer in unsern morschen, wankenden Kanzleistuben, bis sie über unserem Haupte zusammenbrechen und uns zerschmettern! Was würde Alles uns verschlagen, ständen wir in rechter Fassung fest auf unserer Erde, Jeder an seiner Stelle, klar und leicht die Gefahr überschauend und tausend Mittel ihr entgegen ordnend? Aber diese Verblendung, die uns überschattet seit so langen Jahren, sie ist das einzig Furchtbare; denn wenn die Schicksalsmächte den Untergang beschlossen, dann verhüllen sie das Haupt ihres Opfers mit dunklem Qualm, damit es in der Finsterniß in sein Verderben renne. Darum, ihr Fürsten, laßt durch die Stimme eurer Völker euch beschwören, zerreißt endlich, wenn es noch möglich ist, die Netze, die euch umstricken"[27]).

Wie man aus diesen und andern Aeußerungen sieht, hatte sich in Görres die Liebe zum Vaterlande bis zum glühendsten Franzosenhaß gesteigert. Aber seine Gerechtigkeitsliebe war stärker als sein Haß. Darum forderte er, nach der Schlacht bei Waterloo und dem Einzuge der Verbündeten in Paris (am 7. Juni 1815), auch Gerechtigkeit für die Franzosen. „Haben wir," äußerte er[28]), „sie ganz bezwungen, so laßt uns sorgen, daß wir vor Allem uns selbst bezwingen: den eigenen Dünkel und die Gier, die zu vernichten, die im Felde nicht geschlagen und vom Schwerte nicht getroffen wurden. Sorgen wir vor Allem, daß wir das Recht auf unserer Seite halten und auch an den Ueberwundenen kein Unrecht üben."

Vom religiösen Standpunkte aus betrachtete Görres die glückliche Wendung, welche für Teutschland die politischen Ereignisse genommen hatten. „Wer ernstlich will," schrieb er[29]), „dem fügen sich die Dinge gehor-

26) Siehe a. a. O. 2. Bd. S. 467 fg.

27) Siehe den Aufsatz: „Die Wiedererneuerung des Vertrags von Chaumont" a. a. O. 3. Bd. S. 40 fg. 28) In dem Aufsatze: „Uebergabe von Paris" a. a. O. 3. Bd. S. 153. 29) a. a. O. 3. Bd. S. 208.

sam, wenn seine Willensmeinung nicht mit höhern Rathschlüssen im Widerspruche steht. Daß der Volkswille jetzt Gottesurtheil sei, hat sich in dieser Zeit wol klar und unverkennbar ausgewiesen, indem Alles gelungen, was mit ihm übereingestimmt, und Alles jämmerlich zu Schanden worden, was ihm widerstrebte."

Mit Klarheit und mit dem ihm eigenthümlichen Scharfsinne entwickelte Görres die Gründe, welche die verbündeten Mächte bestimmten, die Abtretung der teutschen Provinzen nicht durchzusetzen. „England will nicht," äußerte er[30]), „daß Frankreich irgend eine Abtretung machen solle. Die Politik seiner Minister meint: Frankreich sei ein moralisch sinkender, Teutschland ein steigender Staat; die Macht der Entkräftung sei nicht mehr zu fürchten, wol aber der rasche Muth des Wiederbelebten." Ueber Rußlands Stellung äußerte sich Görres mit den Worten: „Es hat seine großen Zwecke erreicht. Finnland ist ihm gewährt und Polen ihm zugefallen. In dem reichen Besitze, den es sich im Süden erworben, bleibt es ungestört. Frankreichs Macht ist fern von seinen Grenzen abgetrieben und es besorgt kaum weitern Angriff von dieser Seite. Darum will es die Franzosen nicht weiter sinken lassen und sucht in ihnen einen Bundesgenossen für künftige Vergrößerungspläne sich zu erhalten und zu schonen. Oesterreich," fährt Görres fort, „will allerdings, daß Frankreich zur Abtretung des alten Reichsgebietes angehalten werde: aber es ist mit dieser Macht auch hier wie auf dem Congresse bestellt. Der Wille ist gut, aber ohne allen Nachdruck und in fortwährender Unbestimmtheit schwankend. — Preußen allein ist zur deutlichen und klaren Einsicht desjenigen gekommen, was die Zeit verlangt. Es hat das Verhältniß Teutschlands gegen Frankreich durchschaut und demgemäß seinen Entschluß gefaßt. Entscheidend und bestimmt hat es auf jene Abtretungen gedrungen und sie zur Friedensbedingung gemacht."

Einen sehr widerwärtigen Eindruck machten auf Görres, als sie allmälig bekannt wurden, die Grundlagen des zweiten pariser Friedens. Die Bedingungen, unter denen dieser Vertrag geschlossen worden, hielt er beinahe für unmöglich. Schwer ward es ihm zu glauben, daß man die heiligsten Rechte so misachten könnte. „Wer wollte," äußerte er im Rheinischen Merkur, „das Wagniß übernehmen, einer so einstimmigen, einer so furchtbaren und geharnischten Meinung zu widerstehen? Wer könnte es über sich gewinnen, einer Nation, die so entsetzlich geduldet und dann so groß gethan und gehandelt hat, mit einem solchen Werke, mit einem solchen Lohne für alle ihre Mühen unter die Augen zu treten?" — Von Rußland sprechend fügt Görres hinzu: „Daß es unsere Stärke nicht will, läßt in gemeiner Politik sich in keiner Weise ihm verargen. Aber daß der Wille einer fremden Macht uns Gesetz sein müßte, daß es nur einer Opposition von ihr bedürfte, um ihr sogleich unsere heiligsten Interessen hinzugeben, das wäre eine schändliche Demüthigung, die uns billig zum Gespött der Welt machen müßte und verachtet zuerst bei denen, welchen wir also zu Willen lebten."

Wie sehr der Rheinische Merkur, der diese Aeußerungen enthielt, Recht hatte, bewies die berühmte Note Gottschakoff's. Görres bemerkte darüber: „Es ist schwer zu begreifen, auf welchen Theil der Pitt'schen Verlassenschaft Englands Minister diesmal ihre Politik begründen. Sicher ist, daß, wenn Pitt selbst am Leben wäre, er in keiner Weise mit ihnen einerlei Meinung sein würde. Die Art, wie sie seither an Teutschland gesündigt haben, ist das Unverantwortlichste von Allem, was vorgegangen, da kein geheimer thierischer Heißhunger sie antreibt, uns schwach zu erhalten, um uns dereinst ganz oder mit den Franzosen halbirend zu verschlingen, und da sie, über die unmittelbaren Interessen des Continents hinausgehoben, grade am ersten berufen wären, Recht und Gerechtigkeit zu handhaben."

Seine Ansichten über die damaligen politischen Verhältnisse concentrirte Görres in den Worten: „Wer den Rhein oder auch nur einen Theil des Rheins in Besitz hat, behält die Pulsader unseres Lebens und somit unser Leben selbst in seiner Gewalt; und Südteutschland, das hinter dem Bollwerke des Elsasses wohl gesichert läge, wird vor ihm, grade wie die Rheinlande, immer der Schauplatz französischer Kriege sein"[31]).

Schon vor dem Abschlusse des pariser Friedens hatten die Verhältnisse dem Herausgeber des Rheinischen Merkur die Worte ausgepreßt: „Wahrlich, Teutschland hat für seine Treue und seine bewiesene große Kraft ein besseres Loos verdient, als daß ihm zu der Einheit seine Freiheit und mit der Verfassung seine Geschichte und nun noch obendrein seine äußere Sicherheit geraubt werden sollte." — Später fügte Görres noch hinzu: „Sicher will die Masse des französischen Volkes die Ruhe haben. Aber dies Geschlecht ist durch die Zeit in die Höhe hinaufgetrieben, solche meteorische Beweglichkeit ist an die Stelle alter Trägheitskraft getreten, daß es überall in der Gesinnung einen Punkt gibt, über den hinaus Alles, was scheinbar schlief und ruhte, mit einem Male auffliegt und was auf den täuschenden Grund unvorsichtig erbaut worden, mit sich in die Lüfte nimmt."

In mehren, meist größern Aufsätzen und Abhandlungen, die der Rheinische Merkur enthielt, sprach Görres die Erbitterung des teutschen Volkes aus und zugleich seinen eigenen Schmerz. Er beleuchtete den Gang der Verhandlungen von allen Seiten. Rastlose Thätigkeit war ihm zur Gewohnheit geworden. Indem er sich zur Vergangenheit wandte, lichtete sich ihm eine fernere Zukunft. Mit hochpoetischem Schwunge begrüßte der Rheinische Merkur das Jahr 1816, und grade dies Jahr war es, wo seine weit verbreitete Zeitschrift das Schicksal traf, von der preußischen Regierung durch eine Cabinetsordre vom 3. Jan. 1816 verboten zu werden.

Als Grund ward angegeben, daß der Rheinische Merkur „Aufsätze liefere und verbreite, welche die Un-

30) a. a. O. 3. Bd. S. 208 fg.

31) Siehe den Aufsatz: „Ob Frankreich oder Deutschland seine Integrität wieder gewinnen wird?" a. a. O. 3. Bd. S. 223 fg.

zufriedenheit und Zwietracht der Völker nährten und durch zügellosen Tadel und offenbare Aufforderungen die Gemüther beunruhige." — Aus den von Görres veröffentlichten Schriftstücken geht mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit hervor, daß die Idee der Uebertragung des Kaiserthums an das Haus Habsburg das eigentliche Verbrechen gewesen, dessen er sich schuldig gemacht haben sollte. „Hätte," schreibt Görres, „der Rheinische Merkur die Meinung Jener verfochten, die da sagen: da Kaiser Franz 1806 die teutsche Kaiserkrone niedergelegt, so sei es nun die Bestimmung des Hauses Hohenzollern in Teutschland, an die Stelle der Habsburger als deren Erbe einzutreten — vielleicht wäre dann dem Merkur und seinem Herausgeber ein anderes Loos geworden" [32]).

Auch nach dem Aufhören seiner Zeitschrift verließ Görres nicht ganz das Gebiet der Politik. Sein Hauptinteresse nahmen die Rheinprovinzen in Anspruch, deren Verhältnisse noch immer nicht festgestellt waren. Das Bestreben der Rheinländer für Erwirkung eines constitutionellen Rechtsstandes bildete den Inhalt mehrer damals von Görres geschriebener Aufsätze. In den Gemüthern aller Teutschen, die es mit dem Vaterlande redlich meinten, herrschte eine furchtbare Spannung, die keinen Ausgang fand. Den entsetzlichen Zustand mußte eine grauenvolle That den teutschen Staatsmännern verkünden.

Am 23. März 1819 war Kotzebue in Mannheim ermordet worden [33]). Görres war, wie Viele, tief erschüttert von jenem Verbrechen, zu welchem die Verblendung einen schwärmerischen Jüngling getrieben hatte. In jenem Morde erblickte er ein prophetisches Zeichen, aus dem, seiner Meinung nach, „die drohende Zukunft und das Schicksal der kämpfenden Zeiten sich leicht Jedem deute, der im Kleinen das Größere und im Einzelnen das Allgemeine wahrzunehmen wisse. Die europäische Gesellschaft," fügte er hinzu, „ist kränker, als sie selbst zu glauben scheint." Ueber die furchtbar ergreifenden Worte, die er damals sprach [34]), äußerte er: „Mögen sie als eine Predigt gelten über den **Geist der Zeit**, aber freilich nicht in der Weise, wie sie den Ohren der Machthaber oder verblendeten Parteigänger angenehm sein mag. Die Ansicht aber, die darin herrscht, werden selbst die Gründer der heiligen Allianz nicht misbilligen können, weil sie die biblische ist."

Mitten unter den bekannten **demagogischen Umtrieben**, denen die teutschen Regierungen, namentlich die preußische, überall nachspürten, schrieb Görres, um die Fürsten und Völker über den Proceß einer immer weiter fortschreitenden Gährung aufzuklären, seine Schrift: „Deutschland und die Revolution" [35]). Er bemühte sich, darin zu zeigen, daß die Ursache jener allgemeinen Gährung weit tiefer liege, als man glaube. Görres meinte diese Ursache in dem entrüsteten Nationalgefühle zu finden, in den getäuschten Hoffnungen, in dem gedrückten Leben, in der starren Willkür und den despotischen Regierungsmaximen. Alles dies, äußerte er, habe einen allgemeinen Unmuth erzeugt und dieser stelle die angebliche allgemeine Verschwörung dar, von der die Regierungen nur kleine Erscheinungen wahrnähmen.

Wie weit Görres davon entfernt war, einem allgemeinen Umsturze der Dinge das Wort zu reden, zeigt in der erwähnten Schrift die hier folgende Stelle: „Revolutionen sind wie der Tod, vor dem nur Feige zagen, mit dem aber nur die Frivolität zu spielen wagt. So furchtbarer Bedeutung sind diese Katastrophen in der Geschichte und so ernsten Inhalts, daß nur Verrückte oder Verzweifelte sie herbeiwünschen mögen. Eine Staatsumwälzung kann einzig das Werk der Leidenschaften sein; darum ist Religion, Sitte, Geist, Wissenschaft, Erfahrung alles ihr hinderlich." Daß die Schrift, die diese Aeußerungen enthielt, ihrem Verfasser einen Verhaftsbefehl zuzog und dadurch die Flucht aus seinem Vaterlande veranlaßte, ist bereits früher erwähnt worden.

Eine zweite Schrift verwandten Inhalts, schon in der Verbannung im Frühjahre 1820 geschrieben, erschien [36]), als schon die Immediatcommission in Mainz eingesetzt, die karlsbader Beschlüsse gefaßt und Teutschland mit dem politischen Interdicte belegt worden war. Den Standpunkt, von dem er bei der genannten Schrift ausgegangen, bezeichnete Görres mit den Worten: „Sei es dem Geiste, der schon oft aus dem Verfasser dieser Blätter geredet, vergönnt, noch einmal von einer der hohen Alpenfirnen, dem Schauplatze der arbeitenden Parteien selbst entrückt, die weite, tief bewegte Gegenwart mit ihren Gewittern zu betrachten, die langsam und drohend aus der Ferne durch ihre Klüfte herangezogen kommen; sei es ihm vergönnt, das Rundgemälde dessen, was er erblickt, hier darzulegen."

Aus einer großartigen Auffassung der Weltgeschichte zieht Görres die Schlußfolge, daß bei dem Zerfallen der gegenwärtigen Zustände Europa durch eine furchtbare Katastrophe hindurch gehen müsse, ehe die Ruhe des Gleichgewichts wieder hergestellt werden könnte.

„Die Zukunft Europa's," äußerte Görres, „wird die fortschreitende Evolution weiter führen, indem sie einerseits den angefangenen Zersetzungsproceß zu Ende drängt und andererseits die begonnene Umbildung bis zu ihrer weitern Reife leitet. Während die zugleich fortschreitende Zerstörung des Alten die Anhänger der Stabilität und diejenigen, die zur Erhaltung des Bestehenden berufen sind, ohne Unterlaß ängstigt, werden dem aufmerksamen Auge immer sichtbarer die Ansätze der neuen Ordnung, die sich gestalten will; und die Kräfte, die in wirksamer Arbeit die Masse durchfahren, treten

32) Siehe a. a. O. 3. Bd. S. 374 fg. den Aufsatz: „Zur Geschichte des Rheinischen Merkur." 33) Siehe darüber A. v. Kotzebue's Leben von Heinrich Döring (Weimar 1830.) S. 338 fg., wo man die durch dies Ereigniß veranlaßten Schriften S. 452 fg. verzeichnet findet. 34) In dem Aufsatze: „Kotzebue und was ihn gemordet;" aus der von Börne herausgegebenen Zeitschrift: „Die Wage" wieder abgedruckt in Görres' Politischen Schriften. 4. Bd. S. 58 fg. 35) Stuttgart 1819, wieder abgedruckt a. a. O. 4. Bd. S. 65 fg.

36) Zu Stuttgart 1820 unter dem Titel: „Europa und die Revolution." Wieder abgedruckt ward sie in Görres' Politischen Schriften. 4. Bd. S. 247 fg.

immer unverhüllter mit ihrem Werke ans Tageslicht hinaus."

Noch verdient unter den von Görres verfaßten Schriften besonders eine erwähnt zu werden, die den Titel führt: „Die heilige Allianz und die Völker auf dem Congreß von Verona." Diese Schrift, die im J. 1822 erschien, bezeichnet treffend den Charakter des großen Parteienkampfes, des Kampfes zwischen dem „Dogma der absoluten Gewalt des Regenten" und dem andern: „der absoluten Gewalt des Volkes." Görres hatte in dieser Schrift den wiener Congreß aufgefordert, die Grundidee der heiligen Allianz klar zu entwickeln und dadurch die Revolution zu unterdrücken.

Daß Görres die großen Weltereignisse wie seine eigenen Lebensschicksale von einer höhern Leitung aller irdischen Dinge abhängig zu machen gewohnt war, ist bereits mehrfach erwähnt worden. Mit einem resignirten Hinblicke auf die Gegenwart und Zukunft sprach er in seinen Schriften seine Ansichten darüber aus an einer Stelle, die zu charakteristisch ist, um hier übergangen zu werden. In seinem gewohnten metaphorischen Style äußerte er sich, wie folgt: „Ein ernster, strenger Geist hat seinen Stuhl unter die Lebenden hingestellt. Obgleich unsichtbar, hat der Blödeste im Volke das Nahen doch vernommen. Jedem Vergehen hat er seinen Tag gesetzt, über jeden Frevler ist er zu Gericht gegangen, jedes Unmaß hat er in seine Schranken zurückgewiesen. Die ihrem eigenen Willen gefolgt und sich ihrer List gefreut, sind nach einander zu Schanden geworden; die Hochmüthigen sind zu Fall gekommen; die Gewalt ist vor ihnen zerronnen in Nichtigkeit. Nichts ist vor ihm bestanden als Wahrheit, Recht und Billigkeit und das sittliche Maß, worauf er mit Wohlgefallen niedersieht. Wie er es in solcher Weise bisher gehalten, so wird er auch thun in den Zeiten, die noch kommen werden und fort und fort handhaben die Gerechtigkeit. Leicht blickt er durch die magischen Larven großer hohler Worte durch, womit Heuchelei, Falschheit, Zweizüngigkeit, Treulosigkeit, Gewaltthätigkeit und alle schlechten Leidenschaften sich zu verhüllen wissen. Sie werden ihm für Nichts gelten, wo nicht Thaten mit ihnen reden. Mögen anarchische Gelüste unter dem Vorwande der Freiheit immer aufs Neue versuchen, die Welt zu verwirren: sie werden, je heftiger sie zum Ziele eilen, um so schneller auf überlegene Gewalten stoßen; die sie so weit hinter das Ziel zurückwerfen, als sie über dasselbe hinausgedrungen. Mögen despotische Instincte in der Finsterniß Werke des Trugs und der Gewalt verüben: jener Geist wird ihnen immer neue Kräfte wecken, die sich zum Streite rüstig zeigen und den Bau niederwerfen, ehe er vollendet worden. Auf neue Fluthen werden neue Rückläufe folgen. Wie das irdische Element auch stürmisch sich bewegt, es wird nur dienen, den Willen dessen zu erfüllen, der in der Geschichte gebietet" [37]).

Ueber den wahrhaft religiösen Sinn, der sich in diesen Betrachtungen ausspricht, möchte man beinahe den Starrsinn und die Einseitigkeit vergessen, womit Görres, wie früher erwähnt, für Papstthum und römische Consequenz kämpfte. Zu bleibendem Ruhme gereicht es ihm, daß er in der Zeit der Noth und harten Druckes für die Erhebung des teutschen Volkes zur Freiheit und Selbständigkeit muthig das Schwert des Wortes geschwungen. Ein vollgültiges Zeugniß für seinen Kosmopolitismus liefert sein politisches Glaubensbekenntniß, welches während des wiener Congresses der Rheinische Merkur am 18. Aug. 1814 mit den Worten verkündete: „Starke Völker allein können starke Fürsten machen, und nur die Völker sind zu allen Zeiten stark gewesen, die am gemeinen Wesen Theil genommen. Wo der Staat nur in Wenigen lebt, da führt ihr Verderben ihn auch leicht zum Untergange und er sinkt und steigt mit ihnen. Wo die Gesammtheit aber ihm ihre Theilnahme zugewendet hat, da lebt er ein unverwüstliches, immer sich verjüngendes Leben."

Mit der Charakterfestigkeit, die sich in diesen Worten ausspricht, hing die Uneigennützigkeit zusammen, durch welche sich Görres, nach hinlänglich verbürgten Nachrichten, vor vielen seiner Zeitgenossen auszeichnete. Jedes, auch das schwerste Opfer darzubringen, wo es das allgemeine Wohl galt, war er stets bereit. Bei seinen wechselvollen Schicksalen blieb ihm ein Gleichmuth, den Nichts zu erschüttern vermochte. Ebenso war ihm eine seltene Genügsamkeit eigen. In sich selbst fand er die Erholung und Befriedigung, welche Andere anderswo suchen müssen.

Sein wohlgetroffenes Bildniß, mit einem Facsimile seiner Handschrift, befindet sich vor der zu Regensburg 1848 anonym erschienenen Schrift: „J. v. Görres. Eine Skizze seines Lebens" [38]). (*Heinrich Döring.*)

GÖRRES (Guido), des Vorigen Sohn. Er ward zu Coblenz den 28. Mai 1805 geboren; seine Mutter war Katharina, eine geborene von Lassaulx. Mit zwei Geschwistern verlebte er im älterlichen Hause seine Kinder- und den größten Theil seiner Knabenjahre in heiterglücklicher Ruhe; sie fing an gestört zu werden, als in den Jahren, wo Guido auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt seine Studien begonnen hatte, sein Vater auf

37) Siehe den Aufsatz: „Deutschland und die Revolution," in Görres' Politischen Schriften. 4. Bd. S. 481 fg.

38) Vergl. außer dieser Schrift den Aufsatz: „Joseph Görres." Von M. (in den Zeitgenossen. 4. Bd. Heft 4. S. 171 fg.). Lampadius in dem Almanach der Universität Heidelberg S. 139 fg. Görres als Verfasser des „Rothen Blatts" und des „Rübezahl." (Germanien 1815.) E. Görges und Fr. Binder's Historisch-politische Blätter. 43. Bd. Heft 10. S. 803 fg. 45. Bd. Heft 3. S. 161 fg. Heft 4. S. 249 fg. Heft 5. S. 349 fg. Heft 6. S. 517 fg. Heft 8. S. 721 fg. Heft 9. S. 801 fg. J. H. Voß in seiner Antisymbolik. 2. Th. S. 252 fg. Warum eifert Görres gegen Voß? Ein Aufsatz von H. E. G. Paulus (im Sophronizon. 9. Bd. Heft 3. S. 115 fg.). Leipziger Illustrirte Zeitung. 1848. Nr. 212. Meusel's Gel. Deutschland. 13. Bd. S. 481 fg. 17. Bd. S. 741 fg. Neuer Nekrolog der Deutschen. Jahrgang XXVI. 1. Th. S. 131 fg. Augsburger Allgem. Zeitung. 1848. Nr. 34. Bouterwek's Geschichte der Poesie und Beredsamkeit. 11. Bd. S. 331. J. Hillebrand's Deutsche Nationalliteratur. 3. Th. S. 352. K. Barthel's Deutsche Nationalliteratur der Neuzeit S. 35.

politischem Gebiete die harten Kämpfe zu bestehen hatte, die seinen Namen zu einem der berufensten in Teutschland machten. Mit seinem Vater verlor und gewann der heranwachsende Sohn; er verlor mit ihm die liebe Heimath und die regelmäßige Ordnung des äußerlichen Lebens. Er wanderte mit ihm ins Exil nach Strasburg und folgte ihm von da im J. 1821 nach Aarau in der Schweiz. An beiden Orten wurden die zu Coblenz begonnenen Gymnasialstudien mit mannichfacher Unterbrechung und nicht ohne Hemmniß durch diesen wiederkehrenden Wechsel der Lehranstalten fortgesetzt. Dafür entschädigte ihn jedoch des Vaters immerwährende Nähe, der zwar absichtlich dem emporwachsenden Jünglinge die ganze Freiheit der Entwickelung ließ, aber doch, wo es noth that, mahnend und helfend einwirkte. Guido gewann auch durch das Familienleben voll großer Herzlichkeit, einem Abbilde wahrhaft altteutscher Hausväterlichkeit. Durch das durch ausgezeichnete fremde Besucher reichbewegte Leben im älterlichen Hause wurden dem strebsamen Jünglinge geistige Vortheile gewährt, die ihn ungemein förderten. Glühende Wißbegierde und beharrlicher Fleiß waren charakteristische Eigenschaften des jungen Görres; während aber die meisten jungen Leute nach Wissen dürsten, um vor der Welt zu glänzen oder ein bestimmtes Ziel des Ehrgeizes zu erreichen, war in ihm eine seltene geistige Uneigennützigkeit. Es war die Sache, die ihn fesselte; hatte er einmal irgend Etwas ergriffen, so fragte er wenig darnach, ob die darauf verwendeten Kräfte Zinsen des Ruhms oder zeitlichen Lohn abwerfen würden; selbst Einreden und Mahnungen des Vaters und nahestehender Freunde, von irgend einem Gegenstande unermüdlichen Forschens, der minderen Belanges schien, abzustehen und sich einer dankbareren größeren Aufgabe zuzuwenden, halfen Nichts; das einmal angebrachte Studium mußte als ein Werk der Liebe und Treue durchgeführt sein. Zu diesem Fleiße gesellten sich noch andere Vorzüge, die auf der sittlichen Wage schwer wiegen. Die Freiheit, die ihm nach des Vaters genialer Natur, sowie nach der patriarchalischen Sitte des Hauses zu Gebote stand, misbrauchte er nie; aber er benutzte sie, was sonst mit eiserner Beharrlichkeit in den Studien nicht oft geeinigt zu sein pflegt, zu lebensfrischen Uebungen seines kräftigen und schöngebauten Körpers in unermüdlichem Fußwandern, Bergsteigen, Schwimmen u. s. w., oft bis zur wahren Anstrengung. Dazu gesellte sich in ihm ein bei Jünglingen nicht grade häufig vorkommender religiöser Ernst und eine solche Reinheit des Wesens, daß kein frivoles Wort über seine Lippen ging, so wenig es ihm auch an jugendlicher Heiterkeit gebrach. So trefflich an Leib und Seele ausgerüstet bezog er im Alter von 20 Jahren die Universität Bonn, welche damals eine Anzahl der bedeutendsten Männer Teutschlands vereinigte. Die Hochschulen waren in jener vielbewegten Zeit für viele junge Männer gefährliche Klippen schlimmer Gesellschaft; allein Guido Görres konnte sie mit sicherem Steuerruder glücklich umsegeln, innerlich gefestigt durch die aus dem älterlichen Hause mitgebrachten Grundsätze und fest an die Lehre des Vaters sich haltend: „Gieb Gott die Ehre, halte Frieden mit den Menschen und hüte dich vor bösen Buben." Frühzeitig für höhere Interessen empfänglich gemacht, gab er seinen Studien eine Ausdehnung, welche klar den Einfluß bewies, den des Vaters große Vielseitigkeit auf ihn geübt hatte. Geschichte und Philosophie, das classische Alterthum, die neugeöffnete indische Literatur, vergleichende Sprachenkunde, selbst China waren die Gebiete, die er nicht blos mit naschhaft-oberflächlicher Vielwisserei, sondern mit allem Ernste begeisterter Arbeit zu erobern suchte. Je schwieriger die Aufgabe, desto mehr fühlte er sich getrieben, sie zu lösen. An eine, von Professor Heinrich, einem feinen Kenner des classischen Alterthums, aufgegebene Preisaufgabe über verschiedene Specialitäten des Ciceronianischen Styles machte sich der Studiosus Görres, erwarb den Preis und erntete wegen seines scharfsinnigen Fleißes ausgezeichnetes Lob. Etwas später ergriff er mit derselben Lebhaftigkeit eine in Paris gestellte Preisfrage über die baskische Sprache und trug auch hier den Sieg davon. Seine Arbeit war ein schönes Denkmal des wissenschaftlichen Geistes und Muthes eines 23jährigen Jünglings und brachte ihn in ehrenvolle Berührung mit Wilhelm von Humboldt. Namentlich aber waren es ernste geschichtliche Studien über christliche Vorzeit und hervorragende Erscheinungen in ihr, z. B. über Karl den Großen und die meisterhaften Schilderungen Nikolaus' von der Flue und der Jungfrau von Orleans, mit welchen er als Schriftsteller debütirte, waren eigentlich nur populair bearbeitete Fragmente aus seinen historischen Studienkreisen; auch wendete er bereits auf der Universität seinen jugendlich-kräftigen Sinn der Poesie und besonders der Herstellung teutsch-christlicher Volksdichtung zu, die ihm später so viel verdanken sollte. Bei dem Allen war er kräftig genug, der Gefahr, sich in zu viele Anregungen zu zersplittern, fest zu begegnen. Die Ferien benutzte er, dazu von Haus aus glücklich gestellt, zu Reisen in Belgien und Frankreich, in Italien und Tyrol, und angelernt dazu aus dem älterlichen Hause, in welchem die geistreichsten und trefflichsten Männer aus- und eingingen, knüpfte er mit den hervorragendsten Persönlichkeiten neuen Verkehr an und unterhielt ihn angelegentlichst. Als sein Vater im J. 1827 durch König Ludwig an die Universität zu München berufen ward, zog es ihn wieder in den Schoos seiner Familie zurück, sodaß er sich nicht wieder von ihr trennte. Ein gewisser Unabhängigkeitssinn und das Verlangen, unbeirrt die Wege seines Forschens und Dichtens zu gehen und die Untrennbarkeit von seinem Vater und den Seinigen bewogen ihn, nie ein öffentliches Amt anzunehmen. Nur durch mannichfache und originell unternommene Reisen ward dies trauliche Zusammenleben zeitweise unterbrochen und als er bereits im reifen Mannesalter im J. 1844 sich verehelichte, hob auch dies den Familienbund nicht auf, da seine Wahl auf eine Lebensgenossin gefallen war, die sein treues Wesen wohl verstand und es vorzog, lieber mit ihm Kind des väterlichen Hauses als Herrin

eines eigenen zu werden. Wer den Vater erst in München kennen lernte, ward so sehr an die Nähe des Sohnes gewöhnt, daß er sich ohne diesen den ersteren gar nicht vorstellen konnte. Die einnehmende Persönlichkeit des Sohnes, die jedem Besucher auffiel, fügte dem tiefen Ernste der vom Vater empfangenen Eindrücke die willkommene Zugabe jugendlich-freundlicher Heiterkeit bei. Wenn aber auch der Sohn dem Vater gleichsam Schritt für Schritt gefolgt war, so war doch seine geistige Ausbildung eine durchaus selbständige. War es des Vaters Eigenthümlichkeit, Alles in der Sprache der Denker oder der Propheten zu sagen, so mußte der Sohn fast Alles in die Sprache der Kinder übersetzen; sein ganzes Wesen war das des sinnig-kindlichen Gemüthes; das Schaffen desselben war die Seele seines ganzen Thuns und Lebens. An Großartigkeit des öffentlichen Wirkens blieb er weit hinter dem Vater zurück; an Offenheit, Geradheit und versöhnlicher Milde war er ihm gleich. Als Schriftsteller war sein Element im Reiche der kindlich-sinnigen Lyrik und Sagenpoesie. Ueberall und vor Allem hatte er bei seinen Schriften das katholische Leben vor Augen; er hatte ein demüthig gläubiges Gemüth und einen christlich frommen Sinn; er lebte mit und in der Kirche. Ihren Einfluß zu heben und zu stärken, das war der Zweck seiner Schriftstellerei; durch sie wollte er den an modern heidnische Lectüre gebannten Katholiken Erheiterndes und Erbauliches zugleich in mustergültiger Form in die Hände geben und der frische jugendliche Humor, mit welchem er manchen altväterlichen Schwank des Mittelalters wieder auffrischte und die sinnigsten Arabesken um scheinbar trockene Thatsachen schlang, wird ihn unvergeßlich machen. An den im J. 1837 gegründeten historisch-politischen Blättern nahm er den regsten Antheil und in den bis zu seinem Tode erschienenen Jahrgängen dieser Zeitschrift finden sich sehr zahlreiche Aufsätze von ihm, manche von wahrhaft classischer Vollendung. Denn er nahm es auch mit der literarischen Thätigkeit der periodischen Presse sehr ernst, bis zu einer übertriebenen, ihn beinahe aufreibenden Gewissenhaftigkeit. Die wichtigen Tagesfragen, die in den historisch-politischen Blättern, ihrem ursprünglichen Plane nach, discutirt wurden, bedrückten ihn oft schwer; oft mußten jene Blätter von Gewittern sprechen, die sich am kirchlichen Himmel zusammenzogen, nicht selten von solchen, die zerstörend niedergefahren, manchmal sprachen sie selbst wie ein Gewitter, daß die Brust des Lesers sich ängstlich beklommen fühlte. Da kamen einige Zeilen von Guido Görres dazwischen und es war dann wie das Lied der Lerche, die sich aufschwingt und uns sagt, daß wir nicht Wetterwolken, sondern Frühlingsgewölk vor uns sehen. Aber sein Humor ward schwächer; es nagte etwas Feindliches an seiner Lebenskraft; am Sterbelager seines Vaters im traurigen Jahre 1848 begann eine zunehmende Umdüsterung seiner sonst kindlich heitern Seele; man hoffte, es werde sich mit ihm wieder zum Besserwerden lenken; aber vergebens. Das Todtenglöcklein ließ sich näher und näher hören; er starb den 14. Juli 1852; mit ihm ist der letzte Träger dieses Namens dahingegangen. Von seinen zahlreichen Schriften seien folgende genannt: „Die Jungfrau von Orleans" (Regensb. 1834. 2. Aufl. 1835.; für eine dritte machte er besondere Studien in den französischen Archiven, die aber noch nicht veröffentlicht sind); „Schön Röslein." Ein Märchen (Münch. 1838.); „Thom. v. Kempis Bücher von der Nachfolge Christi." Aus dem Lateinischen (Münch. 1839.); „Marienlieder" (Ebendas. 1842. 2. Aufl. 1844.); „Der hürnene Siegfried und sein Kampf mit dem Drachen" (Schaffh. 1843.); „Das Weihnachtskripplein" (Ebendas. 1843.); „Gedichte" (Münch. 1844.); „Die Gottesfahrt nach Trier und des Teufels Landsturm" und „Die arme Pilgerin zum h. Rocke" (Coblenz 1844 und 1846.); „Deutsches Hausbuch" (2 Bde. Münch. 1846—47.); „Ueber die Gefahren der Gegenwart und die Gründung polit. Vereine" (Münch. 1848.). Auch war er Herausgeber von „Clem. Brentano's Märchen" (2 Bde. Stuttg. 1847.), denen er eine treffliche Charakteristik Brentano's voranstellte. Er hatte auch die Lebensgeschichte seines Vaters zu schreiben und seine Werke herauszugeben in Absicht. Allein seine aufgeriebenen Kräfte reichten dazu nicht mehr aus*). (*J. E. Volbeding.*)

Görschen, s. Gross-Görschen.

GÖRTZ oder GÖRZ, italienisch Gorizia, unter 31° 8′ 30″ ö. L. 45° 57′ 30″ nördl. Br., Kreisstadt im österreichischen Königreiche Illyrien, am linken Ufer des Isonzo oder Lisonzo, unregelmäßig gebaut, im görzer Kreise, dem ehemaligen Friaul, mit freundlichen, nicht hohen Häusern, an denen Trottoirs hinlaufen, und etwa 10,000 Einwohnern. Die Stadt war in früherer Zeit die Residenz der Grafen von Görz, deren halbverfallenes Schloß in ein Castell verwandelt als Gefängniß gebraucht wird. Am Schloßberge liegt die alte Stadt, am Fuße desselben, längs des Flusses, die neue oder untere. Zunächst am Castell liegt der Hauptplatz mit der Caserne, dem ehemaligen Jesuitencollegium mit einem kunstvollen Hochaltare und einem von dem Jesuiten-Laienbruder Christoph Tausch gemalten Altarblatte. In dem Palaste Attems findet man einen berühmten Römerstein, der als Zeugniß dafür benutzt wird, daß Noreja in der Nähe des heutigen Görz gestanden habe. Die auf dem Monte Santo stehende Gnadenkirche, 33 Schritte lang, 10 Schritte breit, im J. 1544 eingeweiht, ist ganz aus Quadern erbaut, enthält ein vom Patriarchen Marco Grimani geschenktes Madonnabild auf dem Hochaltare und eine an Skulpturen reiche Kanzel von weißem Marmor. Die Stadt ist der Sitz eines Bischofs, hat ein theologisches Seminar, ein Gymnasium, Gesellschaften des Ackerbaues, des Handels, der Künste, Musikschulen und Zucker-, Leder-, Seiden- und Leinwandfabriken. Görz war früher Hauptstadt einer gefürsteten, mit Gradiska vereinigten Grafschaft und bildete mit dem Gebiete von Aquileja und den Hauptmannschaften Flietsch und

*) Man s. Gersdorf, Leipziger Repertorium. Jahrg. 1852 4. Bd. Nr. 4716. S. 247 fg.; Phillips in den „Histor.-polit. Blättern" rc. 30. Bd. (München 1852.) S. 129—147; (Voigt) „Neuer Nekrolog der Deutschen." Jahrg. 1852. 2. Bd. (Weimar 1854.) S. 923.

Tolmino einen eigenen, zu keiner Provinz gehörigen Kreis von Inner-Oesterreich, der auf 64 □M. gegen 120,000 Einwohner enthielt, welche theils die windische oder slawische, theils die aus verderbtem Italienisch und Slavonischem gemischte friaulsche Sprache redeten. Im J. 1807 trat Oesterreich den im Westen des Isonzo gelegenen Theil, Gradiska, gegen Montefalcone und einige Dörfer und im J. 1809 im wiener Frieden die ganze Grafschaft ab, die nun zur ersten Militairdivision der illyrischen Provinzen gehörte. Der jetzige Kreis Görz enthält auf 46 □Meilen etwa 116,000 Einwohner in den Bezirken Canale, Gradiska und Görz.

(*H. E. Hössler.*)

GÖRTZ oder GÖRZ (Gorizia), war das Eigenthum mächtiger Grafen, deren erster wol jener Verient oder Verihen war, zwischen welchen und den Patriarchen von Aquileja Kaiser Otto III. im J. 1001 einen beträchtlichen Theil der Landschaft Friaul, beinahe den Umfang der nachmaligen Grafschaft Görz, vertheilte, oder vielmehr zu gemeinschaftlichem Besitze anwies. Varientus comes comitatus Foro Julii wird noch 1028 genannt. Vermuthlich ist er der Vater jenes Azo filius Varienti, der bei Gelegenheit des kaiserlichen Hofgerichts zu Verona 1027 zwischen dem Patriarchen Poppo von Aquileja und dem Herzoge Adalbert von Kärnthen genannt wird. Von des Verient fernerer Nachkommenschaft ist Nichts bekannt. Im J. 1056 wird eines Grafen von Friaul, ohne Anführung des Namens, gedacht, nach ihm eines Grafen Ludwig, auf dessen Abgang K. Heinrich IV. die ganze Grafschaft Friaul dem Patriarchen Sighard von Aquileja schenkte, 1077. Um das Jahr 1068 erscheint ein Graf Marquard von Görz, Sohn des seines Herzogthums entsetzten Adalbert von Kärnthen, aus dem Hause der Grafen von Eppenstein im Mürzthale. Adalbert hatte aber noch zwei andere Söhne, Luipold, der Markgraf, gest. 1045, und Adalbero, Bischof zu Bamberg 1054, gest. 1057. Marquard gelangte 1073 zu dem Besitze des von dem Vater verwirkten Herzogthums und hinterließ aus der Ehe mit Luitwirga die Söhne Luitold, Heinrich, Ulrich, Patriarch zu Aquileja 1086, gest. 1121, und Hermann, Bischof zu Passau 1085, gest. 1087. Luitold, Herzog in Kärnthen 1077, starb 1090, und es folgte in dem Herzogthume sein Bruder Heinrich Graf von Görz. Dieser starb 1127, kinderlos in drei Ehen, und Görz gelangte durch Erbschaft oder königliche Verleihung an ein anderes Geschlecht, als dessen unmittelbaren Stammvater man einen Grafen Gottfried von Heimfels, Lienz und Sonnenberg, des großen Stammes von Andechs, betrachtet. Mit der Gräfin Luitgard von Stilleheft vermählt, wurde Gottfried der Vater des heiligen Otwin, Graf von Lurn im Pusterthale und von Istrien, der, geboren zu Heimfels im J. 951, das Kloster St. Georgen am Langsee, unweit St. Veit in Kärnthen, für Nonnen Benedictinerordens stiftete. „Weil dieser Graf Ottwein alles das seinige verbauet und arm geworden, hat er eine Wallfahrt in Palästinam, hernach auf Rom gethan, bei seiner Zurückkunft aber unweit von hier, auf einen Berg (vorzeiten Porthener Berg, jetzt aber Ottweiner Berg) sich begeben, allda er wie ein Eremit heilig gelebt, selig gestorben und in der Kirchen bei St. Georgen, obgedachten Klosters, begraben worden, bei welchem Grab, dem gemeinen Ruf nach, viel Miracul sollen geschehen, als Blinde sehend, Krumme gerad, auch drei todte Kinder wiederum lebendig worden sein; auch soll dessen noch vorhandener Hut die Kopfschmerzen und seine Kleider unterschiedliche Krankheiten stillen, und unter andern ist auch noch sein hölzerner Stab, oben mit einem silbernen Knopf beschlagen, zu sehen; dieser hat 17 Schnitt nach einander, bedeutet, daß er 17 Jahr als ein Eremit gelebt, inmaßen er alle Jahr selbst einen Schnitt darein gemacht." Er soll um das Jahr 995 gestorben sein und sein Andenken wird den 7. Jan. begangen. Das Kloster wurde 1782 aufgehoben. Ottwin's erste Gemahlin, Glicha, vermuthlich die Erbin von Görz, 975, starb über der Geburt einer Tochter 978, die andere, Wichburg, des Grafen Friedrich von Ortenburg Schwester, starb den 20. Juli 1017, eine Mutter von sieben Kindern. Der ersten Ehe gehören an Volkold oder Volerard, Hildegard, die erste Aebtissin zu St. Georgen am Langsee, und Richildis; in der zweiten Ehe wurden geboren Hertwich, Engelbert, Heinrich, Gerlach, 1010—1018, Hiltiburg, zuerst einem sächsischen Fürsten verlobt, dann Aebtissin zu St. Georgen, Perchtigund, dritte Aebtissin zu St. Georgen, Wichburg, eines Dynasten Heinrich Gemahlin. Volkold, der Markgraf, in spätern Urkunden der edle Levite genannt, erhielt in der Brüdertheilung das Schloß Suaneburg, das nachmalige Sonnenburg im Pusterthale. Andächtig von Herzen, schenkte er im J. 1018 sein ganzes väterliches Erbe der heiligen Jungfrau Maria, welcher die Schloßkapelle in Sonnenburg geweiht war; das Schloß selbst verwandelte er in ein Frauenkloster nach der Regel des heiligen Benedict. Viele Ländereien, oberherrliche Renten und Rechte zu beiden Seiten der Gader und in Enneberg waren von ihm zu dessen Ausstattung bestimmt. Er selbst lebte ganz zurückgezogen, meist in einer niedrigen, im dunkeln Gebüsche versteckten Hütte hinter den Klostermauern, bis zu seinem Tode um das Jahr 1041. Hertwich, der Selige, beatus, gelangte 1027 zu dem Bisthume Brixen. Er vollendete den schon begonnenen Bau der Stadtmauern von Brixen, führte die St. Michaelspfarrkirche auf und that viel zur Befestigung und Erweiterung der Rechte seiner Kirche. Er entschlief am 31. Jan. 1039 im Rufe der Heiligkeit. Ein alter Katalog der Bischöfe von Brixen rühmt von ihm, er sei durch Weisheit und Tugenden so ausgezeichnet gewesen, daß er keinem guten Prälaten jener Zeit nachgestanden. Heinrich, in erster Ehe mit Gisela, in anderer Ehe mit Judith vermählt, starb um das Jahr 1015, die einzige Tochter Wichburg hinterlassend, welche die erste Aebtissin zu Sonnenburg geworden ist. Engelbert I., Gaugraf im Pusterthale auf Lurn und Michaelsburg, 1027—1049, erzeugte in der Ehe mit Lukardis der Söhne mehre, von denen zu nennen Heinrich I. Graf von Istrien (von Görz) 1075, 1080, 1100, Meinhard I. und Engelbert II., Gaugraf im Pusterthale, 1070, 1078, 1080.

Meinhard I., Gaugraf in Lurn 1045, 1060, 1080, 1090, Gemahlin Adelheid, erzeugte die Söhne: Engelbert III., Heinrich II., 1121, 1139, 1150, Meinhard II., von welchem als dem Schirmvoigte der Kirche von Aquileja und seinem Sohne Heinrich die Urkunde des Patriarchen Peregrinus vom Jahre 1139 handelt. Engelbert III. Graf von Görz 1121, nur eben heimgekehrt von dem Kreuzzuge, für welchen er K. Konrad's III. Begleiter gewesen, gerieth mit dem Patriarchen Peregrinus in Streit, 1149, wegen verschiedener Befugnisse und Gefälle der Schirmvoigtei. Der Patriarch forderte ihn vor sein Gericht, wurde jedoch darüber der Grafen Gefangener. Um ihn zu befreien, erhoben sich der Markgraf von Steier und sämmtliche Vasallen der Kirche von Aquileja, und Angesichts der ihn erdrückenden Uebermacht bequemte sich Engelbert zu dem Vergleiche vom 30. April 1150, wodurch er dem Rechte, die Stiftsunterthanen zu besteuern, entsagte, dem Patriarchen den Lehenseid ablegte und versprach, im Falle er ohne Kinder sterben würde, der Kirche von Aquileja: Belgrado, Prissenico und Görz zu hinterlassen, unbeschadet der 30 Mansen auf dem Karst und anderer 30 Mansen in Kärnthen, welche sofort abzutreten der Graf sich verpflichtete. Dagegen bewilligte ihm der Patriarch den lebenslänglichen Besitz der Feste Mosburg und die gewöhnliche Voigtsgebühr, das Drittel von allen Gerichtssporteln. In spätern Zeiten erwarb Engelbert die Schirmvoigtei der Klöster Ossiach und Belluno, und er scheint noch außerdem die Pfalzgrafschaft Kärnthen, von welcher Mosburg eine Dependenz war, besessen zu haben. Er mag um das Jahr 1187 gestorben sein, mit Hinterlassung der Söhne Meinhard III. und Engelbert IV. Meinhard III. Graf von Görz oder Friaul, Schirmvoigt von Aquileja 1186, befand sich zu Görz, als K. Richard von England, durch Sturm an die Küste zwischen Aquileja und Venedig geworfen, dort anlangte, 1192. Einer von Richard's Rittern mußte sich zu dem Grafen verfügen, überbrachte ihm einen kostbaren Rubin zum Geschenk und bat um Geleitsbriefe für Balduin von Bethune und Hugo, den Kaufmann, die in Jerusalem gewesenen Pilger. „Das Geschenk," sprach Meinhard, „ist das eines Fürsten. Es muß König Richard sein. Sag ihm, er möge in Frieden zu mir kommen." Dem Frieden nicht vertrauend, miethete Richard Rosse und ritt bei nächtlicher Weile davon. Balduin von Avesnes und sieben seiner Gefährten blieben zurück und wurden auf des Grafen Befehl festgehalten, der zugleich seinen Schwager Friedrich von Petau von dem unerwarteten Besuche in Kenntniß setze und somit eine weitere Verfolgung des Königs veranlaßte. Einige Jahre später begab sich auch Meinhard auf die Wallfahrt nach dem heiligen Lande und er befand sich 1198 zu Ptolemais an dem Sterbelager des Herzogs Friedrich von Oesterreich. In schwere Fehde mit dem Patriarchen Peregrinus II. verwickelt, hatte er für solche die Stadt Treviso zu Beistand, während die Venetianer sich zu seinem Gegner hielten. Schiedsrichterliches Erkenntniß vom 5. Jan. und 5. Febr. 1202 gab den Grafen von Görz auf, auf das Bündniß mit Treviso zu verzichten und sich mit dem Grafen Albrecht von Tyrol auszusöhnen. Der Patriarch bestätigte ihnen den Besitz aller Lehengüter (tenutam), die ihr Vater in seinen letzten Tagen (1182) von dem Patriarchen Ulrich II. erhalten hatte, minder nicht das Eigenthum von Görz, verwandelte das Lehen Mosburg in ein Weiberlehen, das jedoch, sammt Görz, nach dem Abgange der Nachkommenschaft beider Grafen, an die Patriarchalkirche zurückzufallen habe. Alles dieses ist in dem Zeugenverhöre vom 13. Dec. 1202 ausgedrückt, sammt vielen merkwürdigen Nachrichten von der Justizpflege, dem Aufwande, den Sitten und der Versorgungsart hoher Beamten in jener Zeit. Auch finden sich darin die Nachweise der Nachtherbergen des Grafen von Görz auf seinen Fahrten aus Kärnthen nach Friaul, woraus sich schließen läßt, daß er ebenfalls die Pfalzgrafschaft Kärnthen besessen habe. Meinhard mag um 1232 gestorben sein, scheint auch Kinder hinterlassen zu haben, indem sein Brudersohn, Meinhard IV., im März 1232 seines Oheims Stiftung, die Teutschordens-Komthurei Precinis (Precenico) bestätigend, hinzufügt, „qui patruis et patruelibus bonis Deo auctore successimus." Meinhard's III. Witwe, Mechtilde, Tochter Berthold's von Andechs, des Markgrafen in Istrien, vermählt um 1210, starb den 17. Jan. 1245. Ihr erster Mann war Graf Friedrich von Hohenberg. Graf Engelbert IV. von Görz regierte in Gemeinschaft mit seinem Bruder, verschied aber vor dem Jahre 1222, nach welchem sein Bruder allein urkundlich erscheint. Engelbert's Witwe, Mathilde, Gräfin von Pisino (Mitterburg), stiftete, in Gemeinschaft von Sohn und Schwager, im Februar 1222 des verstorbenen Herrn Jahrgedächtniß im Kloster St. Peter am Wald, das in der Grafschaft Mitterburg lag. Ihr Sohn, Graf Meinhard IV., gelangte 1232 zum Alleinbesitze der Grafschaft Görtz, gleichwie er in Mitterburg der Mutter Nachfolger geworden ist und demnach die Stiftung von St. Peter am Wald vervollständigte. Verlobt 1210 mit des Grafen Albrecht von Tyrol Schwester, heirathete er nach ihrem Tode dieses Grafen eine Erbtochter Adelheid, gest. 1275, während deren ältere Schwester um 1234 an den Herzog Otto II. von Meran und als dessen Witwe, seit dem 18. Juni 1248, an den Grafen Gebhard II. von Hirschberg vermählt wurde. Diese beiden Erbinnen theilten 1254, sodaß der Gräfin von Hirschberg das obere und untere Innthal, das übrige Land der Gräfin von Görz zufiel. Meinhard wurde 1248 von dem Kaiser zum obersten Hauptmann des erledigten Herzogthums Steiermark verordnet, doch ließen die Ereignisse ihn nicht lange dieser Würde genießen. In des Grafen von Tyrol Fehde mit dem Erzbischofe von Salzburg verwickelt, 1252, mußte er bei der Auswechselung des in Gefangenschaft gerathenen Schwiegervaters seine beiden Söhne dem Erzbischofe zu Geiseln geben. Graf zu Görz, Lurn und Pusterthal, Pfalzgraf in Kärnthen, Schirmvoigt von Aquileja, erhielt er vom Hochstifte Trident die großen Lehen der Grafen von Eppan und Ulten. Er starb den 22. Juli 1258, vier Kinder hinterlassend, Meinhard V., Albrecht II., Adelheid, an den Grafen Friedrich von Ortenburg, Bertha

an den Grafen Konrad von Kirchberg und Wulenstetten vermählt.

Meinhard V., der Stammvater der tyrolischen Linie, befand sich, wie es scheint, zur Zeit vor des Vaters Ableben noch im Gewahrsam des Erzbischofs von Salzburg und wurde von diesem als ein tüchtiger Kriegsmann erzogen, zugleich aber in die Geheimnisse der Politik eingeweiht, wie sie damals nur Wenigen zugänglich war. Seine erste Fehde galt dem Bischofe von Freisingen, besonders den Lehen derer von Camino im Lande Cadore, dem Gebiete Innichen und Schloß Haberberg, das er gewann, jedoch am 7. Febr. 1260 gegen einen Jahreszins und die Abtretung der cadorer Lehen zurückgab. In demselben Jahre bestritt er den Patriarchen Gregorius von Aquileja, nahm aber zuletzt 4000 Mark statt der seinem Vater unlängst verliehenen Lehen und Pfandschaften, und wollte fortan sich mit den Lehen, welche seine Vorältern von Aquileja gehabt, begnügen, dagegen zwang er 1264 den Patriarchen, ihm alle Stiftslehen im Umfange der Grafschaften Tyrol und Görz abzutreten, vorbehaltlich des einzigen Gemona. Hauptmann der Stadt Triest seit 1262, gerieth Meinhard wegen der Lehen von Eppan und Ulten in Fehde mit dem Bischofe Egno von Trident, 1263; er nahm Trident im J. 1266 und setzte dahin zwei Hauptleute als seine Beamten, jedoch wurde er durch den von Papst Clemens IV. gesprochenen Bann genöthigt, die Stadt zurückzugeben, 1267. Er selbst wurde in Capo d'Istria von dem Patriarchen Gregor belagert, doch am 19. Juni 1267 durch seinen Bruder befreit, welcher den Patriarchen gefangen nahm. Vorher, d. d. Lienz den 8. Febr. 1267, hatte Meinhard sich mit seinem Bruder über eine Theilung der väterlichen und mütterlichen Lande geeinigt, diesem Görz überlassen, für sich Tyrol genommen; der Titel von beiden Grafschaften sollte gemeinschaftlich bleiben. Dieser Erbvertrag wurde zweimal erneuert und erweitert, zuerst auf Schloß Tyrol den 4. März 1271, dazu Görz das Pusterthal, zu Tyrol ein Jahrgeld von 300 Pfund aus den görzischen Zöllen gelegt, die Erbfolge den Nachkommen beider Brüder wechselsweise versichert und die Hälfte der tridentinischen Eroberungen einem jeden von ihnen zugesprochen wurde, und ferner im J. 1272, da zu Albrecht's Antheil die windische Mark, die Grafschaft Mitterburg und die schwäbische Herrschaft Rechberg gelegt worden sein sollen. Im J. 1270 befehdete Meinhard den Grafen Ulrich von Taufers, im J. 1274 begann er neue Feindseligkeiten mit dem Hochstifte Trident, da Egno's Nachfolger, Bischof Heinrich, dem Grafen die weiland von den Häusern Eppan und Ulten besessenen Lehen zu entziehen trachtete, auch die Ausübung der von dem Grafen Albrecht hergebrachten Gerichte und Berechtigungen zu Botzen verweigerte. Der Bischof unterlag und verzichtete demnach am 18. Mai 1275 auf die bestrittenen Gegenstände, nichtsdestoweniger ließ ihn Meinhard gegen Ausgang des Jahres gefangen nehmen. Der Haft entflohen, that von Bologna aus der Bischof seinen Gegner in den Bann, was diesen jedoch bestimmte, am 25. Mai 1276 sich zu vergleichen. Den Vertrag bestätigte der Kaiser am 3. Nov. 1277, zugleich dem Bischofe das Schloß in Trident zusprechend, doch ward erst am 3. Aug. 1279 die Irrung völlig getilgt und der Bann aufgehoben. Im J. 1274 erhielt Meinhard von dem Kaiser die durch des Grafen Albrecht von Wangen dem Reiche heimgefallenen Lehen und 1283 von dem Bischofe von Freisingen der Grafen von Mosburg Lehen in Tyrol. Von dem Grafen Heinrich von Eschenlohe erkaufte er 1281 die Güter im Ober-Innthale und 1288 von den Erben der Grafen von Pflaum die Hälfte des gleichnamigen Gebietes. Dem Kaiser Rudolf wurde Meinhard für den Krieg mit dem Könige von Böhmen der wichtigste Bundesgenosse. Er durchzog als Sieger Kärnthen und Steiermark 1276, regierte beide Herzogthümer als des Kaisers Statthalter und erhielt 1277 das Versprechen, daß ihm Kärnthen als ein erbliches Reichslehen zugewendet werden solle. Dieses geschah vermuthlich in Rücksicht seiner Kriegskosten, die er zu 20,000 Mark Silber berechnete und für welche ihm vorläufig das Land Krain verpfändet wurde. Der Erfüllung jenes Versprechens stellten sich mancherlei Schwierigkeiten entgegen; es mußten der Kurfürsten Willebriefe beigebracht, die Herzoge von Oesterreich bestimmt werden, die beabsichtigte Veräußerung zuzugeben. Diese stellten die Bedingung, daß Meinhard die Pfandschaft Krain, sammt der windischen Mark zurückgebe, allen darin gelegenen Herrschaften der vorigen Herzoge von Kärnthen entsage und niemals die Güter und Lehenleute, welche weiland die Herzoge von Oesterreich und Steiermark in dem Umfange von Kärnthen besessen, beschweren oder an sich bringen wolle. Als man sich darüber verglichen, wurde er am Weihnachtstage 1285 als Herzog von Kärnthen ausgerufen und am 1. Jan. 1286 ihm die Belehnung ertheilt, auch am 31. Jan. der Lehenbrief ausgefertigt. Um die Besitznahme des Landes zu vervollständigen, unterzog er sich am 1. Sept. 1287 der bekannten Ceremonie auf dem Herzogsstuhle im Solfeld. Bei der hierauf vorgenommenen Lehensertheilung äußerte Meinhard's Bruder, der als Pfalzgraf von Kärnthen sein Lehensmann wurde, eine gefährliche Eifersucht, und wollte nicht huldigen, sondern zum Schein die Lehen seinem Sohne abtreten, die Sache wurde jedoch durch einige von der Ritterschaft vermittelt. Durch Zerstörung vieler Raubschlösser zog Meinhard sich den Haß der betheiligten Familien zu; sie erhoben sich zu Aufruhr 1292, nahmen den Prinzen Ludwig gefangen und suchten mit Hilfe des Erzbischofs Konrad von Salzburg das Herzogthum dem Grafen Ulrich von Heimburg zuzuwenden. Durch Gewalt und Unterhandlungen wurde der Aufruhr am 27. Mai 1293 gedämpft. Den von Papst Nicolaus IV. zum Bischofe von Trident verordneten Philipp Buonaccolsi verhinderte Meinhard, in seiner Eigenschaft eines Schirmvoigtes des Hochstiftes, mit gewaffneter Hand an der Besitznahme des weltlichen Gebietes. Der Papst belegte ihn mit dem Banne, erlaubte aber auf sein demüthiges Ansuchen die Lösung des Bannes, sobald er dem Bischofe seine Schlösser wieder eingeräumt haben würde. Dies bewerkstelligte er in Bezug auf Riva und

Trident und er wurde 1291 wieder in die Gemeinschaft der Kirche aufgenommen. Indem er aber nicht Alles zurückgab, wurde der Bann erneuert, was den Grafen veranlaßte, den Abt von Stams nach Rom zu entsenden als Ueberbringer eines am 12. Febr. 1295 ausgefertigten Angelöbnisses, worin die vollständige Auslieferung aller Stiftsgüter verheißen wurde. Bevor jedoch der Abt mit der in solcher Weise erlangten Lösung zurückkam, war Meinhard am 1. Nov. 1295 zu Greifenburg gestorben, ein um Kärnthen und Tyrol gleich verdienter Regent. Innsbruck wurde durch ihn vergrößert, der Grafschaft Tyrol beiläufig ihre heutige Gestalt gegeben durch die vielen einzelnen Erwerbungen, vornehmlich aber durch den Ankauf des obern und untern Innthales, wozu Meinhard durch Vertrag vom 17. Mai 1284 an den Grafen Gebhard von Hirschberg 4000 Mark Silber entrichtete. Er ist auch Stifter der Cistercienserabtei Stams geworden, 1273. Zu München den 6. Oct. 1259 vermählte er sich mit Elisabeth, Tochter des Herzogs Otto IV. von Baiern und Witwe des K. Konrad IV. Diese, gest. den 9. Oct. 1273, wurde in ihrer zweiten Ehe eine Mutter von vier Söhnen: Otto, Ludwig, Albrecht, Heinrich, und drei Töchtern: Elisabeth, Agnes, Margaretha. Elisabeth wurde im Mai 1276 dem nachmaligen Kaiser Albrecht I. angetraut und blieb Zeitlebens der Gegenstand seiner zärtlichsten Anhänglichkeit. Witwe 1308, ist sie den 28. Oct. 1313 mit Tode abgegangen. Agnes, Friedrich's mit der gebissenen Wange, des Markgrafen zu Meißen und Landgrafen zu Thüringen Gemahlin 1286, starb den 14. Mai 1293. Margaretha wurde des großen böhmischen Herrn Ulrich von Neuhaus Gemahlin. Ludwig, der erstgeborene Sohn, wurde in dem Aufstande der Kärnthner, in St. Veit, Erzbischof Konrad's von Salzburg Gefangener, 1292, und bis zum Frieden im folgenden Jahre auf der Feste Werfen verwahrt. In Gemeinschaft seiner Brüder regierend, verfiel er als Anhänger Albrecht's von Oesterreich der von K. Adolf ausgesprochenen Reichsacht, 1296, womit der Verlust des Herzogthums verbunden sein sollte. Die Sache nahm eine andere Wendung auf dem Schlachtfelde von Gehlweiler und Ludwig wurde zu Speier, 1299, von seinem königlichen Schwager mit dem Herzogthume belehnt. Wegen Befehdung des Bischofs von Trident sammt seinen Brüdern dem päpstlichen Bann verfallen, wurde er 1302, auf des Papstes Bonifacius VIII. Befehl, durch den Patriarchen von Aquileja absolvirt. Er starb unvermählt den 22. Sept. 1305. Albrecht war noch vor dem Vater den 24. April 1292 gestorben, Vater der einzigen Tochter Margaretha, welche dem Burggrafen Friedrich von Nürnberg, gest. den 19. Mai 1332, vermählt wurde. Albrecht's Gemahlin Agnes war eine Tochter des Grafen Albrecht von Hohenberg-Haigerloch, dem Schwager von K. Rudolf. Otto, als der älteste Sohn, folgte dem Vater in dem Herzogthume, ohne darum seine Brüder von der Gesammtregierung auszuschließen. K. Adolf sprach ihm das Herzogthum und die Grafschaften ab und vernichtete am 13. Nov. 1295 alle Verträge, Belehnungen und sonstige Handlungen, wodurch seinem Vater von den Bischöfen Egno und Heinrich tridentinische Stiftsgüter überlassen wurden. Der Edle von Tyrol, wie der König ihn genannt haben will, ließ sich aber in seinem Besitze nicht irren, bemächtigte sich vielmehr beinahe des ganzen Bisthums Trident, nöthigte auch des Bischofs Helfer, die Städte Verona und Mantua zu dem einseitigen Friedensvertrage vom 29. Dec. 1301. Bischof Philipp mußte bis zu seinem Tode, 1303, das Hochstift in des Gegners Gewalt sehen, und nur seinem Nachfolger, Bartholomäus Quirini, ist es gelungen, das glückliche Uebereinkommen vom 26. Juli 1305 herbeizuführen. Laut desselben wurde der Herzog am 19. Febr. 1307 mit Allem, was sein Vater von dem Stifte gehabt, belehnt. Im J. 1308 verglich er sich mit seinen Vettern, den Grafen Albrecht und Heinrich zu Görz, über die Erbschaft des Grafen Gebhard von Hirschberg. In seines Bruders Heinrich Krieg um Böhmen verwickelt, wurde ihm ein großer Theil von Kärnthen entrissen. Er starb zu Innsbruck den 25. Mai 1310. Vermählt vor 1290 mit des Herzogs Heinrich von Breslau Tochter, Euphemia (gest. 1347), erzeugte er die Töchter Anna, Elisabeth, Ursula und Euphemia. Ursula und Euphemia starben unvermählt, Anna, zugenannt von Särenthein, des Kurfürsten und Pfalzgrafen Rudolf Gemahlin, starb 1331. Elisabeth wurde, laut Verlöbnisses vom 23. April 1323, mit Peter von Aragon, König von Sicilien, vermählt. Heinrich, Meinhard's V. jüngster Sohn, erscheint seit 1310 als Alleinbesitzer der von dem Vater hinterlassenen Lande. Vermählt den 13. Febr. 1306 mit des K. Wenzel II. Tochter Anna, wurde er noch in demselben Jahre von seinem Schwager, K. Wenzel III., zum Statthalter bestellt. Nach dessen Ermordung, den 4. Aug. 1306, war ein Theil der böhmischen Großen nicht ungeneigt, die Krone dem Gemahle der Prinzessin Anna zuzuwenden; er hatte sich aber im Allgemeinen die Liebe der Nation nicht erworben und eine stärkere Partei lud den Kaiser Albrecht ein, seinem Sohne Rudolf den erledigten Thron zu geben. Das bewerkstelligte der Kaiser in einem kurzen Feldzuge, aber K. Rudolf starb den 4. Juli 1307, und die Partei, welche diesem das Regiment sauer genug gemacht hatte, wählte den Herzog Heinrich von Kärnthen zu ihrem Könige, indessen eine Minorität sich für den Herzog Friedrich von Oesterreich erklärte. In Eile kehrte Heinrich, der zeither, ohne sich des Königstitels zu bedienen, in seinem Erblande weilte, nach Böhmen zurück; er bemächtigte sich der wichtigsten Festen, behauptete auch Kolin und Kuttenberg gegen des Kaisers verlängerte Anstrengungen. Albrecht's Ermordung beseitigte den fürchterlichsten seiner Gegner, die Anhänger des Herzogs Friedrich verminderten sich täglich und der von diesem ausgehende Angriff auf Kärnthen brachte keine wesentlichen Resultate. Friedrich sah sich genöthigt, durch den Vertrag von 1308 das Eroberte zurückzugeben und für seine Ansprüche auf Böhmen und Mähren 45,000 Mark prager Groschen zu nehmen. Heinrich's Thron schien vollkommen begründet, er besaß aber nicht die erforderliche Klugheit, denselben übermächtigen unbeständigen Großen gegenüber zu be-

haupten. Die der Anhänglichkeit zu Oesterreich Verdächtigen wurden verfolgt und streng bestraft, die Reichskleinodien, sammt der reichen Ausbeute der Bergwerke, nach Kärnthen geschickt, alle einträglichen Aemter an Teutsche, besonders Kärnthner, vergeben, die vornehmsten der Misvergnügten auf einem Landtage gefänglich angehalten und prager Bürgern in Verwahrung gegeben, die Klöster mit einer ungewöhnlichen Schatzung belegt. Ein Aufstand war hiervon die Folge. Die Bürger von Prag, auf deren Widerwillen gegen den Adel der König vornehmlich rechnete, verheiratheten ihre Töchter an die ihnen anvertrauten Gefangenen und verschlossen dem Könige ihre Thore. Der Anblick des von dem Markgrafen Friedrich dem Gebissenen von Meißen seinem Schwager zugeschickten Hilfsheeres und die Zusage, daß die Festen fortan nur böhmischen Hauptleuten anvertraut werden sollten, bestimmten die Bürger, den König und seine Meißner in die Stadt aufzunehmen. Die Zusage ward aber bald vergessen, meißnisches Volk in die Schlösser eingeführt, das flache Land vielfältig durch ihre verheerenden Streifzüge beunruhigt. In wiederholten Gefechten behielten des Königs Söldner die Oberhand. Seine Unvorsichtigkeit gab indessen der Empörung ein Oberhaupt, das in der allgemeinen Zuneigung der Nation die gefährlichsten Waffen zum Kampfe mit der Fremdherrschaft fand. Heinrich fürchtete seine Schwägerin, K. Wenzel's II. jüngste Tochter Elisabeth, und beabsichtigte deshalb, sie an Hinek Berka von Duba zu vermählen, auf daß nicht irgend ein mächtiger fürstlicher Schwager ihm ein Nebenbuhler für den Thron werde. Sie verwarf den Antrag mit dem Zusatze, daß sie, statt eine ungleiche Verbindung einzugehen, den ehrvergessenen Schwager der Krone berauben würde. Diese Aeußerung zog ihr hartes Gefängniß zu, welchem sie jedoch mit Hilfe ihres unehelichen Bruders Johann Wolek, Probst auf dem Wissehrad, entfloh. Sie gelangte nach Nimburg, dessen Bürgerschaft sich zu ihrem Schutze bewaffnete. Bald wurde Nimburg ein Waffenplatz für mehre mächtige Barone, die bis zu den Thoren von Prag vordrangen, auch unter Johann's von Wartenberg Anführung die Meißner und Kärnthner besiegten. Wie 300 Jahre später der Winterkönig, so sah vom Walle herab Heinrich die Niederlage der Seinen. Gleichwol behaupteten sich noch auf vielen Punkten seine Anhänger und Söldner, das ganze Königreich war der Schauplatz der grimmigsten Fehden. Diesem Zustande ein Ende zu machen unternahm Peter von Aspelt, der Kurfürst zu Mainz und jüngst noch Probst auf dem Wissehrad. Auf seinen Betrieb sprach K. Heinrich VII. 1309 dem Herzoge von Kärnthen das Königreich Böhmen ab wegen Misbrauchs seiner Herrschergewalt, und seinen Sohn Johann am 1. Sept. 1310 mit der böhmischen Prinzessin Elisabeth vermählend entband er die Böhmen aller dem Herzoge von Kärnthen geleisteten Huldigungseide und Pflichten. Bei Nürnberg versammelte sich das kleine Heer, welches der Kurfürst von Mainz für die Besitznahme von Böhmen hinreichend erachtete; am 1. Nov. überschritt es die Eger und der Bischof von Prag führte ihm eine ansehnliche Mannschaft zu. Dem weiter vordringenden Heere öffnete zuerst Pilsen seine Thore, und solchem Beispiele folgten alle übrigen Städte, bis auf Prag und Kuttenberg, die dem allgemeinen Impulse zu folgen durch die starken Besatzungen verhindert wurden. K. Johann durfte sich indessen nur vor Prag zeigen und das eine Thor wurde ihm überliefert, den 5. Dec. Heinrich von der Lippa und seine Scharen waren die ersten in der Stadt, es folgte der König unter allgemeinem Jubel der Bürgerschaft, während die Kärnthner und Meißner über die Brücke dem Schlosse zu flohen. Aber auch hier erwartete Heinrich von Kärnthen den Angriff nicht, zumal das Schloß gänzlich von Lebensmitteln entblößt war. Am 8. Dec. begab er sich auf die Flucht, jedoch von Wilhelm von Hasenburg verfolgt und bald ereilt; die Söhne der prager Bürger, die er als Geisel entführt, hat Hasenburg ihm abgejagt, ihn selbst aber, sammt Gemahlin und Gefolge, nach Kärnthen ziehen lassen. Am 5. Febr. 1311 wurde K. Johann in der Domkirche zu Prag gekrönt. Des Königreichs entsetzt, empfand Heinrich die Nothwendigkeit, wenigstens mit seinen unmittelbaren Nachbarn, den Herzogen von Oesterreich, Frieden zu haben. Diesen abzuschließen, hat er Chunich ze Behaim vnd ze Polan, Herzog ze Chernden, Graue ze Tirol vnd ze Gortz, vogt der Goteshenser ze Aglay, ze Triend vnd ze Brischen, am 10. Juli 1311 seine Schwester, die verwitwete Königin Elisabeth, bevollmächtigt, ein Auftrag, dessen sie schon am 14. Juli sich entledigte, gleichwie sie am 15. Juli 1311 sich verpflichtete, ihrem Bruder für die Lösung der ihm verpfändeten Lande Krain und windische Mark 2000 Mark Silber zu bezahlen. Vollständig war auch die Aussöhnung, daher bei der Kaiserwahl, den 19. Oct. 1314, Herzog Heinrich als König von Böhmen dem Herzoge von Oesterreich seine Stimme gab, auch Zeitlebens sein Anhänger blieb. Dieses anerkennend, ernannte ihn K. Friedrich III. am 5. Sept. 1321 zum Reichsvicarius in Italien, eine Würde, die er jedoch nicht annahm, weil er sie einem Könige unanständig hielt. Doch betheiligte er sich bei den Zwistigkeiten der Paduaner mit den la Scala, wie er denn 1321 ein Heer von 20,000 Mann vor Monselice führte, ohne den Ort erobern zu können. Im Juni 1324 war er in des Königs Auftrag bemüht, den Frieden in Padua herzustellen, seine Strenge zog ihm aber allgemeinen Haß zu. Seines Vetters, des Grafen Johann Heinrich von Görz Vormund und als solcher die Regierung der Landschaften Görz, Friaul, Karst, Istrien und Treviso führend, 1323 und 1329, bestellte er für solche den Hugo von Tybein zum Hauptmann und den Grafen Albrecht von Görz zum Oberaufseher. Der Patriarch von Aquileja, Pagan della Torre, und die Stände von Friaul beschlossen am 11. Febr. 1328, ihn, den Vormund, zu befehden, weil verschiedene Besitzungen des minderjährigen Grafen mit Unrecht der Kirche von Aquileja entzogenes Eigenthum sei, und da gleichzeitig die la Scala und mehre Paduaner als des Herzogs Gegner auftraten und die Paduaner am 10. Sept. 1328 dem Cane de la Scala ihre Stadt öffneten, befand sich

Heinrich im entschiedenen Nachtheile, wie denn am 18. Juli 1329 auch Treviso für ihn verloren ging. In den letzten Jahren seines Lebens beschäftigte er sich vornehmlich mit milden Stiftungen. Eine solche war die Karthause zu Schnals, den 25. Jan. 1326, und das Hospital zum heiligen Geist in der Vorstadt zu Innsbruck, den 16. Jan. 1329; auch die sogenannten königlichen Messen oder sein Jahrgedächtniß hat er 1334 verordnet, zu Trident für den 2. Mai, zu Pollingen für den 31. Oct. zu Benedictbeuern. Die Herrschaft Taufers hat er 1315 von den Grafen von Kirchberg erhandelt, dagegen am 9. Febr. 1335 Benzone an den Grafen Heinrich von Görz verkauft. Im J. 1313 hatte er Schulden halber die ganze Finanzverwaltung von Tyrol auf drei Jahre an zehn seiner Gläubiger übergeben. Heinrich starb auf Tyrol, während er in St. Pankrazenkapelle Messe hörte, den 2. April 1335. Seine erste Gemahlin, die böhmische Prinzessin Anna, hatte er am 3. Sept. 1313 verloren, sowie um 1316 das einzige Kind dieser Ehe, den Knaben Leopold. Vorher, um 1315, war dem Herzoge die zweite Gemahlin, Adelheid, des Herzogs Heinrich von Braunschweig-Grubenhagen Tochter, „cujus sororem habuit imperator Constantinopolitanus,“ angetraut worden. Mutter von zwei Töchtern, Margaretha und Adelheid, ist sie am 18. Aug. 1320 mit Tode abgegangen. Die dritte Gemahlin, Beatrix von Savoyen, hatte Heinrich's vormaliger Gegner, K. Johann von Böhmen, in Vorschlag gebracht, am 2. Juli 1324 derselben Aussteuer übernommen, ihr 10,000 Mark zum Brautschatz ausgesetzt, zugleich mit 20,000 Mark die rückständige Heimsteuer von Heinrich's erster Gemahlin Anna bezahlt; diese ungewöhnliche Freigebigkeit war eine Folge von der Verlobung der Tochter des Herzogs von Kärnthen mit dem böhmischen Prinzen Johann Heinrich und der Entsagung seines künftigen Schwiegervaters auf alles Recht zu Böhmen. Es vergingen aber einige Jahre bis zu Heinrich's Vermählung mit der Prinzessin von Savoyen; sie erfolgte vor dem 26. März 1328 und Beatrix ist am 20. Dec. 1331 kinderlos gestorben. Des Herzogs Heinrich jüngere Tochter, Adelheid, blieb unverheirathet. Ihre vermuthlich ältere Schwester Margaretha, bald nach dem Jahre 1316 geboren, wurde dem jüngern Sohne des Königs von Böhmen, dem Prinzen Johann Heinrich, verlobt. Unstreitig war es kein Meisterzug von Politik, als K. Johann denjenigen, welchen er um die Krone von Böhmen gebracht, bestimmte, auch noch sein Erbland an den Sohn des vormaligen Feindes zu geben. Der Prinz, geb. 1322, wurde als fünfjähriger Knabe nach Tyrol gebracht, damit er, nach der Sitte jener Zeit, an dem Hofe des Schwiegervaters erzogen werde und spielend gleichsam einige Kenntniß des Landes und die Liebe der Unterthanen sich erwerbe. Die Eheberedung hat K. Johann vollzogen ad Muntzilles (Moncel, Clarissenkloster bei Pont-Saint-Mairence) Montag nach Peter und Paul, den 2. Juli 1324. Es scheint nicht, daß der Prinz bei den Tyrolern viel Glück gemacht habe, noch viel weniger bei seiner Zukünftigen, die von den Zeitgenossen den Beinamen Maultasch empfing, entweder, nach alter Sage, von ihrem Hange zur Klatscherei oder von dem übermäßig großen Munde, ein Defect, durch welchen zwar Johann von Winterthur sich nicht abhalten läßt, sie als pulcra nimis, was jedoch auch ironisch gemeint sein könnte, zu bezeichnen. In der neuern Zeit hat indessen die Meinung Platz gegriffen, daß die anstößige Benennung dem Schlosse Maultasch, über Terlan, nördlich von Botzen, entlehnt sei. Margaretha „hatte sich diesen freundlichen und umsichtreichen Sitz vor allen ausgewählt. Er scheint ihr Lieblingsaufenthalt gewesen zu sein, da sie auf demselben viele Zeit des Jahres zubrachte.“ Die Trauung erfolgte 1331; sieben Jahre später, da der Prinz das 16. Jahr erreicht hatte, wurde das Beilager vollzogen. Herzog Heinrich von Kärnthen starb den 2. April 1335 und am 2. Mai n. J. verlieh Kaiser Ludwig Kärnthen und Tyrol als erledigte Reichslehen an die Herzoge von Oesterreich, jedoch mit Ausnahme des nördlichen Theiles von Tyrol, des Innthales, das er seinem Erblande Baiern einzuverleiben Willens war. Kärnthen, wo der Marschalk Konrad von Auffenstein für Oesterreich gestimmt, ging alsbald verloren, die Tyroler hingegen ehrten in der Erbin das Andenken der alten Grafen, ihnen war die projectirte Zerstückelung des Landes ein Greuel, diesem mochte sich das Mitleiden für die Waise gesellen, und der böhmische Kronprinz Karl, abgesendet, um seiner Schwägerin Recht zu vertheidigen, wurde aller Orten freudig begrüßt, und sah sich sofort von einem Heere umgeben, das zahlreich genug war, um an einem Verbündeten der Herzoge von Oesterreich, an dem Grafen von Görz, schwere Rache zu nehmen, während seine Schwägerin mit einer Heeresabtheilung Kärnthen überzog. Margarethens Erfolge brachen sich an der unüberwindlichen Feste Osterwitz, von der Sect. III. Bd. 7. S. 54 gehandelt ist. Es schreibt ein neuerer Besucher von Osterwitz: „Darauf begann auf kärnthnerischem Boden eine zweijährige Fehde mit Oesterreich; der Landeshauptmann von Auffenstein ward bei Tiefen geschlagen und das kriegerische Weib verheerte das Land und brandschatzte die Städte und Abteien. Alle Denkmale der Festung Osterwitz aus jener stürmischen Zeit sind ziemlich verläßliche Andeutungen, daß die nach sarmatischer Art in Waffen geübte Margaretha vor dieselbe gerückt sey, und, wie jene böhmische Wlasta den Wischehrad, die erste Burg Kärnthens habe überwältigen wollen. Beide mußten die Demüthigung fühlen, daß weibliche Leidenschaft dem ausdauernden männlichen Trotze weichen müsse. — Am Fuße des Felsens ist ein kleiner künstlicher Hügel, den die feindlichen Knechte zusammengetragen haben sollen, um der Margaretha die Uebersicht ihrer Mannschaft zu erleichtern. In dem obern Gewölbe hängt eine Stierhaut, die den Belagerten ersprießliche Dienste leistete. Sie zwickten den letzten Stier mit glühenden Zangen, damit er durch sein weitschallendes Brüllen noch einen großen Vorrath an Lebensmitteln anzeigte. In die Haut nähten die Belagerten einen Theil des noch übrigen wenigen Getreides, und ließen sie mit dem Vermelden herab: daß die Belagerer noch so viele Jahre,

[illegible]

einst des Landesherrn Sitz), und am Montag darnach ritt der Kayser mit dem Preutigam und der Braut von Tyrol gen Meran, alda setzt sich der Kayser angelegt in seiner Majestät Lehengewandt und lehn der Fürstin und iren Gemahl zwey Land, Karndten und Tyrol." Vorher schon, den 29. Nov. 1341, hatte Papst Benedict XII. den Eingriff des Kaisers in seine Gerechtsame mit dem Banne bestraft und dem Patriarchen Bertrand von Aquileja aufgegeben, alle diese Ehescheidungs- und Vermählungsprocesse für ungültig zu erklären. Zu schwerer Rache schien das mächtige Haus von Luxemburg, zunächst Kurfürst Balduin von Trier, herausgefordert und Verdruß genug hat durch sein abermaliges Streben nach Vergrößerung K. Ludwig sich zugezogen, wenn auch nicht sofort die Strafe auf ihn kam. Denn des Königs von Böhmen verkehrte Wirthschaft erlaubte ihm nicht, eine der Größe der Beleidigung angemessene Genugthuung zu suchen; Balduin allein vermochte das gleich wenig, das Bündniß mit Oesterreich zeigte sich unwirksam. Aber die Wahl eines Gegenkönigs hat ganz eigentlich Ludwig durch den Scandal mit der Maultasch hervorgerufen. Nun machte zwar der römische König kein sonderliches Glück, als er im J. 1347 mit den von den Herren von Carrara und den Mailändern erhaltenen Hilfstruppen der Margaretha Erbland überzog; er mußte die Belagerung der durch die Fürstin in Person vertheidigten Hauptburg Tyrol aufgeben und in dem zu Eltvil den 26. Mai 1349 errichteten Friedensvertrage, um den ihm gesetzten Gegenkönig Günther von Schwarzburg zu entwaffnen, allem Anspruche zu Tyrol entsagen und sich verpflichten, daß er beim heiligen Stuhle die Aufhebung des Bannes und die Bestätigung der zweiten Ehe der Margaretha betreiben werde. Hiernach beantragten Karl und Johann Heinrich die Auflösung dieser Ehe, zumal dieser die Wirkung des auf ihn geworfenen Nestelzaubers, so viel die Person der Gräfin Margaretha betreffe, nicht in Abrede stellen könne, wenn er auch für anderweitigen Verkehr sich von der Macht des Zaubers frei befunden habe. Es wurde hierauf die Untersuchung der Gründe für die Ehescheidung dem Bischofe Ulrich von Chur aufgetragen und dieser hat, Juli 1349, die Ehe für ungültig erklärt, aber dem Gesuche, die zweite Ehe zu bestätigen, gab Clemens VI. kein Gehör. Meinhard, der Sohn, welchen Margaretha um das Jahr 1343 dem Markgrafen von Brandenburg geboren, blieb demnach vorläufig ein Bastard. Nachdem aber dieser Meinhard der Margaretha von Oesterreich, Tochter Herzog Albrecht's des Weisen, durch Verträge vom 10. Aug. 1352 und 22. Oct. 1354 verlobt worden war, mußte wol der Schwiegervater seinen ganzen Einfluß aufbieten, um den Flecken in der Geburt des künftigen Schwiegersohnes zu tilgen. Des Papstes Innocentius VI. Bulle, an Ordulf von Weißeneck, den Erzbischof von Salzburg, und an Paul Praunsbeck, den Bischof von Gurk, gerichtet (1358), erlaubte endlich die nochmalige Einsegnung der bis dahin von der Kirche nicht anerkannten Ehe. Abermals wurde die Vollstreckung der Bulle verzögert durch des Bischofs von Gurk Versetzung nach Freisingen. Nachdem auch dieses Hinderniß beseitigt war, mußten die beiden Eheleute sich trennen, zwar nur auf drei Tage, und öffentlich Reue über ihr Vergehen aussprechen, sodann wurde zu München den 3. Sept. 1359 der Bann aufgehoben und am folgenden Tage traute der Bischof die reuigen Sünder zum andern Male, desgleichen den für ehelich erklärten Sohn Meinhard und die österreichische Prinzessin. Nur zwei Jahre hat Markgraf Ludwig diese Verhandlung überlebt; er starb den 18. Sept. 1361 und sein Tod wurde einer Vergiftung zugeschrieben. Es hieß, er habe seiner Gemahlin Liebesverständniß mit Konrad von Frauenberg entdeckt und sie deshalb bedroht, sie sei aber der Erfüllung der Drohung zuvorgekommen. Sofort erhob sich Streit und Fehde um die Vormundschaft, welche der Kurfürst von der Pfalz und die Herzoge von Baiern, brandenburgischer Linie, in Anspruch nahmen, während die durch den letzten Willen des Markgrafen Ludwig zu der Vormundschaft berufenen Räthe und Landstände sich darin mit Hilfe des Herzogs Stephan II. in Landshut zu behaupten suchten. Die Fehde fand ihr Ende, nachdem Meinhard am 16. Juni 1362 in die Gewalt des Herzogs Stephan gegeben wurde. -Nicht lange und Konrad von Frauenberg und Konrad von Königsbruck verschafften ihm die Mittel, der Haft zu entweichen und nach Tyrol zu gelangen. Hier befand er sich gänzlich in Abhängigkeit von der Mutter, während die Unterthanen in Baiern auf seine Rückkehr drangen. Bevor er ihren Wünschen genügen konnte, verschied er plötzlich am 13. Jan. 1364. Wiederum wurde ausgesprengt, in einem unbewachten Augenblicke habe er gegen die Mutter geäußert, er wisse, durch wen des Vaters Mord geboten, und werde an ihm Rache nehmen, worauf er dann ebenfalls Gift empfing; so erzählt Villani. Den Scandal zu vervollständigen, nahm Meinhard's junge Witwe noch in demselben Jahre 1364 den zweiten Mann, eben jenen Luxemburger Johann Heinrich, der in seiner Ehe mit der Maultasch einer Hexe Gewalt so schmerzlich empfinden mußte. Es scheint aber die jüngere Margaretha an dem zweiten Herrn ebenfalls kein sonderliches Behagen gefunden zu haben; sie starb den 13. Jan. 1366, Johann Heinrich den 13. Nov. 1375, seine erste Gemahlin, die Erbin von Tyrol, den 3. Oct. 1369. Sie hatte durch Vertrag vom 8. Sept. 1363 ihr Land den Herzogen von Oesterreich zu Erb und Eigenthum übergeben und verlebte ihre letzten Tage zu Wien. Das Lieben scheint sie selbst im Alter nicht aufgegeben zu haben, wie denn Petermann von Schena schwerlich der einzige Gegenstand ihrer verspäteten Zärtlichkeit gewesen sein wird. Bei Mutius heißt sie: „Femina inexhaustae libidinis et audax, qua monstrosius et peius in vita mortalium nihil est, praesertim si accedat, ut semper solet, loquacitas et fastus." Von Albert. Argent. wird Margaretha „femina semifatua" genannt.

Die Grafen von Görz. Albrecht II., des Grafen Meinhard IV. und der Erbin von Tyrol jüngerer Sohn, befand sich zur Zeit des Vaters Tode als Geisel für die Verträge, welche sein mütterlicher Groẞvater, der letzte Graf von Tyrol, eingegangen war, in dem Ge-

wahrsam des Erzbischofs von Salzburg, bestimmte aber seinen Hüter, den Ritter Gebhard von Volwen, daß dieser ihn, um den Preis von 700 Mark Silber, ohne des Erzbischofs Vorwissen in Freiheit setzte (1263). Von dem Bruder in die Gemeinschaft der Güter aufgenommen, verbündete er sich, zugleich mit demselben, mit Bischof Bruno von Brixen (1265). Zwei Jahre später, den 8. Febr. 1267, theilte er mit dem Bruder in der Weise, daß ihm die Grafschaft Görz zufiel. Er wurde sofort mit dem Patriarchen Gregor von Aquileja in Fehde verwickelt, hob den Prälaten zu Villanova bei Rosazzo im Bette auf (den 19. Juli 1267) und brachte ihn als seinen Gefangenen nach Görz. Gregor fand jedoch Hilfe bei dem Papste, bei dem Erzbischofe von Salzburg und bei K. Ottokar von Böhmen, sodaß er bereits am 27. Aug. der Gefangenschaft entlassen werden mußte. Es erfolgte gleichzeitig die Aussöhnung der beiden streitenden Herren, die sich namentlich um die Herrschaften Latisana, Lienz und Rottenstein verglichen, aber die Fehde entbrannte sofort von Neuem, um mit abwechselndem Glücke bis zum Tode des Patriarchen, 1269, fortgesetzt zu werden. Es ergab sich in der Kirche von Aquileja ein Schisma, indem das Capitel den Prinzen Philipp von Kärnthen wählte, indessen der Papst den Raimund della Torre zum Patriarchen ernannte. Gegen diesen nahm der Graf von Görz Partei und bemächtigte sich zugleich eines großen Theils der Stiftslande. Raimund mußte sich mit ihm abfinden, 1273, verweigerte aber nachher die Abtretung der Burg Cormons. Wiederum wurde gerauft, endlich doch am 25. Febr. 1275 Frieden geschlossen. Inzwischen war Albrecht auch mit seinem Bruder wegen des Theilungsgeschäftes in Uneinigkeit gerathen; es kam zu dem Vergleiche vom 4. Mai 1271, wodurch Meinhard ihm das Pusterthal und die Hälfte der in dem Tridentinischen zu machenden Eroberungen überließ. Vermöge eines nachträglichen Abkommens vom Jahre 1272 erhielt Albrecht auch noch die Besitzungen in der windischen Mark, Rechberg und Mitterburg. Hierdurch zu unmittelbarer Berührung mit den Venetianern gekommen, unternahm er im J. 1278, sie aus den Seeplätzen von Istrien zu vertreiben. Zu dem Ende verbündete er sich mit dem Patriarchen von Aquileja und dieser sollte ihm vorläufig Capo d'Istria und die Burg St. Lorenzo überlassen. Dessen trug der Prälat Bedenken und Albrecht sah sich gemüßigt, in dem Vertrage vom 2. Febr. 1279 von seiner Forderung abzustehen, um sich den Beistand des Patriarchen für die langwierige Fehde mit Venedig zu sichern. Wenig wurde damit erreicht, nur gerieth der Graf durch seine Anstrengungen in schwere Schuldenlast, die ihn bestimmte, im J. 1289 mit der Republik einseitig Frieden zu schließen, unangesehen des Widerspruchs seines Sohnes Albrecht, der auch bei dem Patriarchen blieb. Eines beschwerlichen Feindes sich zu entledigen, hatten die Venetianer eine baare Abfindung verheißen; diese wurde auch entrichtet, jedoch in falschem Gelde, welchen Betrug zu ahnden der Graf nochmals zu Felde zog, worüber Triest für die Republik verloren ging. Dagegen verlangte der Patriarch die Auslieferung der in Istrien eroberten Festen, besonders von Albona und Fianona, eine Forderung, welcher der Graf mit Verheerungen in des Patriarchen Gebiete entgegnete, indessen er gleichzeitig der Ungern Einfall in die windische Mark zurückwies. Er verständigte sich mit dem Patriarchen im J. 1289, räumte die in Anspruch genommenen Plätze, wurde aber gleich wieder des Patriarchen Feind, wie er denn am 15. März 1290 dessen Städtchen Tricesimo niederbrannte. Doch erscheint er am 11. März 1291, da der Patriarch mit Venedig sich verglich, als des Prälaten Freund. Im J. 1292 stand er in Fehde mit dem Erzbischofe Konrad von Salzburg und im J. 1296 unterstützte er seine Brudersöhne gegen K. Adolf, sowie den Patriarchen in dem abermaligen Kriege mit Venedig, wiewol er diesem seinen Bundesgenossen am 21. Jan. 1291 Tulmino entriß. Am 25. Oct. 1303 wies er einem jeden seiner beiden Söhne aus der Ehe mit des Herzogs Konrad von Glogau Tochter Euphemia oder Osmein sein Erbtheil an und ist im September 1304 zu Lienz, wo er gewöhnlich Hof hielt, verschieden. Es überlebte ihn seine zweite Gemahlin, die Gräfin Osmein von Ortenburg, um derentwillen er die Grafschaft Hardeck beanspruchte und davon den Titel geführt hatte. Das einzige Kind dieser Ehe, Clara Euphemia, scheint ledigen Standes gestorben zu sein. Albrecht's älterer Sohn, Graf Heinrich III., geboren um 1261, erscheint von 1286 in Urkunden zugleich mit seinem Vater, der ihm die Pfalzgrafschaft Kärnthen abtreten wollte, um nicht seines Bruders Vasall zu sein. Im J. 1289 focht er für den Patriarchen Raimund gegen die Venetianer. Bald darauf in Feindschaft gerathen mit dem Prälaten, verwüstete er dessen Gebiet, bis endlich am 1. Dec. 1297 die Aussöhnung erfolgte, bei welcher Gelegenheit Heinrich von des Patriarchen Hand den Ritterschlag empfing. Bei Gelegenheit der Sedisvacanz in Aquileja wurde er am 18. März 1299 zum Hauptmann des Landes Friaul erwählt. Dies zog ihm viele Fehden zu, namentlich wollte die Stadt Udine den Hauptmann nicht anerkennen, dann suchten die beiden Prätendenten zu der Inful von Aquileja, der von dem Capitel erwählte schlesische Prinz Konrad und der von dem Papste ernannte Peter von Guerra, wechselsweise ihn zu beseitigen, bis er am 8. April 1300 die Hauptmannschaft an den Vicedom und Archidiakon Gilo aufgab. Bei Gelegenheit des Castells Sacile, welches Gerhard von Camino dem Patriarchen Peter vorenthielt, ergab sich im Sommer 1300 neue Fehde und nach Peter's Ableben wurde Graf Heinrich abermals von der Geistlichkeit und Ritterschaft zum Landeshauptmann erwählt, während die Städte als solchen den Grafen Meinhard von Ortenburg annahmen. Die beiden Herren schlugen sich, bis das Auftreten des von dem Papste bestellten Patriarchen Ottobonus de Razzis sie bestimmte, gemeine Sache zu machen und im Bunde mit Ricciardo von Camino den Patriarchen und den Herzog Heinrich von Kärnthen zu befehden. Vermöge der von dem Vater gemachten Theilung sollte Graf Heinrich alles Land in Friaul, Istrien, auf dem Karst, in der windischen Mark und in Krain haben, sofern dasselbe jenseits des Kreuz-

berges gelegen war, dann auch die Feste Eberstein; Graf Albrecht dagegen erhielt, was diesseits des Krenzberges zwischen der Klause zu Haslach bis an die Grenze von Kärnthen und was in Kärnthen gelegen war. Ungeachtet der von K. Albrecht am 23. Jan. 1306 ertheilten Bestätigung wurde diese Erbtheilung bald wieder umgestoßen und verabredeten die Brüder nach des Vaters Tode, daß Heinrich einstweilen und für die Dauer von fünf Jahren das ganze Erbe übernehmen solle. Am 11. Juni 1307 wurde jedoch eine neue Theilung beliebt, wodurch Heinrich Eberstein, Stein im Jaunthale, die Städte Lienz, Drauburg und Bruck, das Schloß und die Klause bei Lienz, die Festen Walsperg, Rähen, St. Michelsburg und Görz, das Land in Istrien, Friaul, auf dem Karst, in der windischen Mark und in Krain diesseits des Krenzberges erhielt, während seinem Bruder die Gebiete jenseits des Krenzberges gegen Kärnthen zu, Virgen, Kals, Defereggen, Heimfels, Werbenstein, Frägan, Falkenstein, Mosburg, Kernis, Pernegg, Lienz und Rotheneck, im Allgemeinen das Pusterthal zufiel. Dabei hatte es aber nicht lange sein Bewenden, durch den neuen Vertrag vom 12. Dec. 1307 erhielt Heinrich noch Möttling, Laß, Chotzau, St. Stephan und Kirchheim; er blieb auch in der Gemeinschaft der Voigteigerichte zu Mühlstatt, wovon er doch den Ertrag seinem Bruder überließ. Im J. 1308 wurden beide Antheile vermehrt durch die den Brüdern aus des Grafen Gebhard von Hirschberg zugefallenen Güter. Schon vorher hatte Heinrich angefangen, das unter seiner Burg Görz gelegene Dorf zu vergrößern; er verlieh demselben im J. 1307 Stadtrechte und Privilegien, welche den Ort sehr bald in Aufnahme brachten. Als des Herzogs Heinrich von Kärnthen Verbündeter befehdete er im J. 1305 den Patriarchen von Aquileja, selbst noch, nachdem dieser am 25. Sept. sich mit dem Herzoge versöhnt hatte, wie er denn im J. 1307 dem Patriarchen das Castell Spilimberg entriß. In demselben Jahre stritt er für K. Albrecht gegen den Herzog Heinrich von Kärnthen, dem er ganz Krain abgewann, auch solches als Pfand für die aufgewendeten Kriegskosten und als des Königs Statthalter behielt, bis der Herzog mit dem Könige ausgesöhnt wurde. Von allen Seiten bedrängt und genöthigt, sein Land zu verlassen, bestellte der Patriarch Ottobonus am 8. Mai 1308 den Grafen zu seinem obersten Kriegshauptmanne; es ergaben sich aber bereits im J. 1309 zwischen beiden Herren arge Händel, welche auszugleichen und zugleich die von dem Grafen geleisteten wichtigen Dienste zu belohnen, Ottobonus am 16. Nov. 1310 ihm die Castelle Sacile, San Vito, Laß, Monfalcone und Silusa abtrat, ihn auch zum General-Capitaneus seines weltlichen Gebiets ernannte. Bald darauf wurde der Graf von Kaiser Heinrich VII. als Statthalter nach Treviso gesetzt, die Oeffnung der Stadt und der vielen Castelle der tarviser Mark konnte er jedoch nur durch eine Reihe von Gefechten erzwingen, 1311. Des Statthalters wurden jedoch die Trevisaner bald überdrüssig, sie verbündeten sich insgeheim mit den Paduanern, überredeten auch den Patriarchen Ottobonus und den Herzog Friedrich von Oesterreich zu einem Angriffe auf die görzischen Lande, October 1313, der jedoch dem Patriarchen so übel bekam, daß er genöthigt war, bereits im November den Frieden unter den härtesten Bedingungen zu erkaufen. Er bestellte den Grafen zum Generalcapitain des Patriarchats, überließ ihm auch dessen gesammtes Einkommen, sich lediglich eine Rente von 2000 Mark vorbehaltend. Die Trevisaner wurden zu Paaren getrieben und blieben in des Grafen Gehorsam, da diesem K. Friedrich III. das Reichsvicariat über die tarviser Mark bestätigte. Dagegen ließ Graf Heinrich durch die Rücksicht für den dem Patriarchen befreundeten König sich bewegen, am 19. Sept. 1314 dem Patriarchen sein ganzes weltliches Gebiet mit allen Hoheitsrechten, nur mit Ausnahme der fünf oben genannten Castelle, zurückzugeben und sich mit einem Monatsgehalte von 100 Mark für seine Hauptmannschaft zu begnügen. Schon im folgenden Jahre wurde dieser Vertrag durch des Patriarchen Ableben aufgelöst. Die Geistlichkeit und mehre Castellane wählten hierauf im Januar 1315 den Grafen für die Dauer der Sedisvacanz zum Gonfaloniere, andere Castellane, von Cane della Scala, dem Herrn von Padua, unterstützt, widersprachen zwar, wurden jedoch durch Waffengewalt zur Unterwerfung genöthigt, den 29. Aug. 1315. Der neue Patriarch, Gaston della Torre, erhielt des Grafen Verzicht auf die fünf Schlösser, bestätigte ihn aber in dem Amte eines Gonfaloniere. Wieder empörten sich die von Treviso gegen ihn, die auch den Cane della Scala und den Gozelo de Camino zu Hilfe riefen, 1318, jedoch sich unterwerfen mußten, nach der von K. Friedrich dem Grafen ertheilten Bestätigung des Reichsvicariats. Im nächsten Jahre wählten ihn auch die Paduaner zu ihrem Hauptmanne und Schutzherrn, der sie gegen Jacob von Carrara vertheidige; er trat jedoch am 3. Jan. 1320 die hierdurch erworbenen Befugnisse an Ulrich von Walsee ab, den von K. Friedrich für Padua ernannten Reichsvicar. Gleichwol blieb er mit der Stadt in freundschaftlicher Beziehung, sodaß er, als sie von Cane della Scala belagert worden war, den Entsatz bewerkstelligte. Die Stadt Triest erbat sich ihn im J. 1320 zu ihrem Podestà und in demselben Jahre verlieh ihm der König die ausgedehntesten Berechtigungen in der tarviser Mark, sodaß er sich beinahe als deren Erbherrn ansehen konnte. Dieses erregte aber die Eifersucht der einflußreichsten Familien in der Provinz und sie einigten sich mit Cane della Scala zu Anschlägen gegen das Leben des Grafen von Görz. Zwei der ausgesendeten Meuchelmörder fielen in seine Hände, 1322, ein dritter scheint glücklicher gewesen zu sein, denn der Graf wurde plötzlich über einem Gastgebote zu Treviso von einer Uebligkeit befallen, die in derselben Nacht, den 24. April 1323, sein Lebensende herbeiführte. „Dissesi che messer Cane di Verona il fece avvelenare: fu huomo valoroso molto in arme.“ Drei Tage vorher war das Gerücht von seinem Ableben in Padua verbreitet. Von der ersten Frau, Beatrix von Camino, die am 2. Mai 1297 ihm verlobt worden war, hatte Heinrich den Sohn Meinhard, von der zweiten, des

Herzogs Stephan von Niederbaiern Tochter Beatrix, den Sohn Johann Heinrich. Meinhard VI. mochte kaum das dritte Jahr zurückgelegt haben, da er am 11. Aug. 1300 einer noch nicht geborenen Tochter des kroatischen Grafen von Berbir aus dem Hause Subics verlobt wurde, was ein späterer Vertrag vom Jahre 1314 bestätigte. Die Vermählung unterblieb aber, vermuthlich wegen des Bräutigams frühzeitigen Abganges. Zum letzten Male erscheint Meinhard VI. in der Urkunde vom 21. März 1318. Sein Halbbruder Johann Heinrich verlor den Vater in dem Alter von zwei Jahren, die Trevisaner erkannten ihn aber als ihren Herrn, während dessen Minderjährigkeit Hugo von Tybein die Angelegenheiten des Vicariats besorgen sollte. Bald erschienen aber zwei andere Prätendenten zur Vormundschaft, Herzog Otto von Oesterreich und Heinrich von Kärnthen, der Titularkönig von Böhmen. Für diesen entschied das Kriegsglück und ihn als Obervormund anzuerkennen, sah die Gräfin Mutter sich genöthigt. K. Heinrich übertrug darauf die Regierung des Landes dem nächsten Vetter, dem Grafen Albrecht von Görz, 1323. Diese Einrichtung war aber nicht von Bestand, denn im Januar 1325 führte die Gräfin Mutter schon wieder die Vormundschaft in ihrem Titel und versprach K. Heinrich im nämlichen Jahre nach Verlauf' von acht Jahren seinem Mündel das ihm angefallene Erbe auszuliefern. Im J. 1326 wurde, auf Verlangen des Advocatus zu Treviso, der von der Gräfin bestellte Vicarius abgesetzt und von dem Könige ein anderer Vicarius geschickt, den anzunehmen die Bürger sich weigerten, indessen die Gräfin, in Folge des hierdurch ihr angethanen Schimpfes, die Stadt verließ und nur nach Verlauf eines Jahres, nachdem K. Heinrich ihr Genugthuung gegeben hatte, dahin zurückkehrte. Sie war kaum beruhigt und Paganus della Torre, der Patriarch, entbot den 11. Febr. 1328 seine Vasallen zum Kriege gegen Kaiser Ludwig und gegen K. Heinrich als Vormund des minderjährigen Grafen und kaiserlichen Vicarius zu Treviso. Des Grafen Mutter verließ die Stadt, deren hierauf Cane della Scala im J. 1329 sich bemächtigte. Dagegen wurde Johann Heinrich im J. 1332 von der Stadt Triest zu ihrem Podestà erwählt und im J. 1333 begab er sich nebst seiner Mutter für einen Zeitraum von zehn Jahren unter K. Heinrich's Schutz, was diesen gänzlich umstimmte. Denn hatte Heinrich bisher getrachtet, seinem Mündel Tyrol und sogar die görzischen Stammlande zu entziehen, um sie den eigenen oder seines Bruders Töchtern zuzuwenden, so erkannte er nun in der am 9. Febr. 1335 ausgestellten Urkunde in der Person von Johann Heinrich den rechten Erben zu Tyrol, indem er ihm zugleich Venzone, Storchenberg und Hasenstein in Leheneigenschaft überließ. Der König verschied bald darauf, den 2. April 1335 und sofort wurde seine Tochter Margaretha, im Widerspruche zu dem feierlich anerkannten Rechte des Grafen von Görz, als Gräfin von Tyrol ausgerufen. Johann Heinrich mußte geschehen lassen, was abzuwenden er nicht vermochte. Nochmals im J. 1336 zum Podestà der Stadt Triest erwählt, gerieth er mit ihr in Fehde; diese war kaum gesühnt, den 11. März 1338, als der Graf wenige Tage nachher starb, den 17. März. Etwa im J. 1334 hatte er sich mit Beatrix von Aragon, Tochter des K. Peter von Sicilien, verlobt, die Vermählung unterblieb jedoch und Johann Heinrich verpflichtete sich am 24. Juni 1335, die österreichische Prinzessin Anna, K. Friedrich's III. Tochter, zu heirathen. Getraut wurde er im folgenden Jahre, da er nur das 14. Jahr zurückgelegt hatte. Als kinderlose Witwe verschloß Anna sich in dem Clarissenkloster zu Wien und sie ist als dessen Aebtissin den 13. oder 14. Dec. 1343 verschieden.

Albrecht II. oder Johann Albrecht, der jüngere Sohn aus Albrecht's I. erster Ehe, erhielt durch die Erbtheilungen von 1303 und 1307 den nördlichen Theil der Grafschaft Görz sammt den Besitzungen in Kärnthen. Er ist vor 1327 gestorben, aus seiner ersten Ehe mit der Landgräfin Elisabeth von Hessen die Töchter Elisabeth und Katharina, aus der zweiten Ehe mit der Gräfin Ofmein Utehild (Euphemia Adelheid) von Metsch die Söhne Albrecht III., Meinhard VII. und Albrecht IV., dann die Töchter Clara, Katharina, Margaretha hinterlassend. Elisabeth heirathete als des Grafen Hermann von Heimburg Witwe den Grafen Wilhelm von Schaumberg, ihre vollbürtige Schwester Katharina den Grafen Ulrich von Taufers, gestorben im J. 1337. Clara erscheint im J. 1319 als Herdegen's von Petau Gemahlin. Die jüngere Katharina wurde 1323 dem berühmten Ulrich von Walsee, dem Landeshauptmanne in der Steiermark und Reichsvicar zu Padua angetraut. Margaretha heirathete einen Grafen von Ortenburg. Albrecht III. wurde von seinem Vater, K. Heinrich von Böhmen, am 4. Juli 1329 zum Hauptmann über des minderjährigen Grafen Johann Heinrich von Görz Gebiete bestellt, mit einem Jahrgehalte von 2000 Mark von Verona. Nach dem kinderlosen Abgange seines Schwagers, des Grafen Ulrich von Taufers, wurde er mit dessen Lehen im Pusterthale, Mülbach, Garz und St. Georg von Bischof Leopold von Bamberg belehnt, 1337. Die von dem Vater hinterlassenen und durch den kinderlosen Abgang des Grafen Johann Heinrich bedeutend vermehrten Stammgüter besaß er in Gemeinschaft mit seinen Brüdern, doch nicht ohne Anfechtung von Seiten der Herzoge von Oesterreich; diese nahmen Möttling und andere Schlösser in der windischen Mark und in Kärnthen als zu dem Witthume der Gräfin Anna gehörig in Besitz, zogen auch Lienz und die dazu gehörige Pfalzgrafschaft Kärnthen als eröffnetes Lehen ein. Die Pfalzgrafschaft gab jedoch Herzog Albrecht von Oesterreich dem Grafen zurück, den 11. Dec. 1339, aber nur aus Gnaden und als neues Lehen. Im J. 1344 verheerte Albrecht, als der Venetianer Feind, das Grenzland Istrien; er gerieth aber darüber in Gefangenschaft und mußte einen nachtheiligen Vergleich eingehen. Kaum in Freiheit gesetzt, erneuerte er die Fehde, die doch im J. 1345 zu dem Grafen noch lästigern Bedingungen ausging. Gegen die Ansprüche des Patriarchen Bertrand auf seiner Kirche vielleicht mit Unrecht entzogene Güter sich zu behaupten, schloß er am 23.

Oct. 1348 ein Bündniß mit der Stadt Cividal und vielen Castellanen des Landes Friaul. Im Laufe der im J. 1349 zum Ausbruch gekommenen Fehde wurde in dem Gefechte vom 7. Juni 1350 der Patriarch gefangen und alsbald durch den Ritter von Villalta, einen görzischen Lehensmann, ermordet. Dieser Frevel scheint dem Grafen nicht zur Last gelegt worden zu sein, wie streng auch Bertrand's Nachfolger gegen den Mörder und dessen Gehilfen verfuhr. Im J. 1355 traten Albrecht und sein Bruder Meinhard der großen Allianz bei, mittels deren K. Ludwig von Ungarn die Republik Venedig zu vernichten dachte. Mit Herzog Rudolf von Oesterreich eng befreundet, entsagte er am 6. Juni 1364 allem Anspruche auf Tyrol und verschrieb außerdem besagtem Herzoge und dessen Brüdern auf den Fall seines unbeerbten Abganges die Grafschaft Görz, die Markgrafschaft Isterreich, die Herrschaften Möttling, Lienz in dem Pusterthale und die Pfalzgrafschaft in Kärnthen „und all ander unser Hub, sie sey eigen oder Lehen." In dieser Schenkung war das Erbtheil seines noch lebenden Bruders Meinhard einbegriffen; das wollte er betreffenden Falls nicht im eigenen Namen antreten, sondern als eine von Oesterreich ihm auf Lebenszeit anvertraute Pflege annehmen und damit wandeln nach der Herzoge Rath „zu unsern Lebtagen." In Betracht solcher Schenkung übernahm Herzog Rudolf die bedeutenden Schulden, welche der Graf von Görz bei Juden und Christen gemacht hatte, es könnte auch sein, daß ihm bei dieser Gelegenheit die von Oesterreich in Beschlag genommenen Güter der ältern görzischen Linie in Istrien und der windischen Mark zurückgegeben worden wären, denn er bestätigte am 29. April 1365 den Insassen ihre Privilegien, was bei den ersten Huldigungen gewöhnlich war. Albrecht muß im J. 1366 gestorben sein, kinderlos in zwei Ehen. Die zweite Frau, die Gräfin Katharina von Cilly, heirathete nachmals den Truchseß Johann von Waldburg. Auch Graf Heinrich von Görz sah keine Kinder in seiner Ehe mit Iliola von Carrara. Bei den Kriegen mit dem Patriarchen und mit dem Markgrafen Ludwig von Brandenburg war er meist seiner Brüder Helfer. Im J. 1349 erwählten ihn die gegen den Patriarchen verbündeten Stände zu ihrem Heerführer und zum Capitaneus generalis von Friaul. Er muß im J. 1361 verstorben sein, wiewol die Brüder sich erst am 14. Sept. 1364 in seinen Nachlaß, die Herrschaft Lienz, theilten. Graf Meinhard VII. empfing im J. 1339, in Gemeinschaft seines Bruders Albrecht, das Lehen der Pfalzgrafschaft Kärnthen. Im J. 1347 verbündete er sich mit dem römischen Könige Karl, in der Hoffnung mit dessen Beihilfe sein Recht anf Tyrol durchzusetzen. Stark durch die von Karl empfangene Belehnung fiel er in das Land ein, ohne doch Namhaftes ausrichten zu können. Er ließ sich einen Stillstand gefallen. Dagegen betheiligte er sich am 23. Oct. 1348 bei dem Bündnisse, welches die Städte Cividal und Pordenone, die Castellane in Istrien und Friaul dem Patriarchen Bertrand entgegengesetzt hatten und es kostete die Feindschaft des Grafen von Görz, wie wir gehört haben, dem Patriarchen das Leben. Meinhard's Beistand verschaffte dem neuen Patriarchen Nicolaus den Sieg über Johann Franz von Castello, aber bereits im J. 1352 tritt Meinhard als des Patriarchen entschiedener Gegner auf und die Fehde währte viele Jahre. Die Veranlassung dazu gaben des Patriarchen Bemühungen, die seiner Kirche entfremdeten Güter zurückzunehmen. Mit des Patriarchen Nachfolger, Ludwig della Torre, errichtete jedoch Meinhard ein Schutzbündniß, worin bestimmt war, daß Meinhard und seine Erben, nach deren Abgange aber seines Bruders Albrecht Erben, die Schirmvoigtei des Patriarchats bekleiden sollten. Mit schweren Schulden belastet, vermachte Meinhard am 22. Sept. 1361 seine Grafschaft sammt den davon abhängenden Herrschaften dem Herzoge Rudolf von Oesterreich, eine Bestimmung, die jedoch die Geburt von zwei Söhnen rückgängig machte. Im J. 1369 stiftete Meinhard das Karmelitenkloster zu Lienz. Am 8. Nov. 1374 verglich er sich mit Bischof Paul von Freisingen in Betreff der Herrschaften Innichen und Haberberg und im J. 1379 gab er dem Patriarchen Marquard das Pfandschloß Tulmino zurück. Im Frühjare 1385 wollte er, wie es scheint, sein Haus bestellen, denn er überwies seinem Schwiegersohne, dem Grafen von Veglia, das Schloß Schwarzeneck, versicherte seiner Gemahlin die ihr verheißene Morgengabe von 5000 Gulden auf die Herrschaft Greifenburg (den 3. Mai) und ernannte am 6. Mai zu seiner Kinder Vormündern den Bischof Johann von Gurck und den Grafen Friedrich von Ortenburg. Noch in demselben Jahre theilten die Kinder sich in seinen Nachlaß. Ihrer waren sechs, fünf Töchter, Katharina, Euphemia, Anna, Ursula und Elisabeth, der ersten Ehe mit der Gräfin Katharina von Pfanberg angehörend, dann aus der zweiten Ehe mit der Gräfin Utehild von Metsch die Söhne Heinrich V. und Johann Meinhard, deren Mutter als Witwe den Grafen Johann von Hardeck heirathete. Katharina wurde am 22. und 25. Sept. 1361, zur Bestärkung des Erbfolgevertrages, dem Herzoge Leopold von Oesterreich verlobt, zu Ausgang Octobers 1372 dem Herzoge Johann von Baiern-München angetraut, nachdem sie demselben seit 1369 verlobt gewesen war. Sie war sehr mildthätig und scheint des Vaters Liebling gewesen zu sein, da sie in dem Testamente ihren Brüdern gleichgestellt war und folglich ein Drittel der Erbschaft erhielt. Sie starb den 21. Juni 1391. Euphemia erhielt zur Aussteuer bei ihrer Vermählung im J. 1370 Belgrado in Friaul, Castelnovo bei Triest und Hasberg auf dem Karst. Daß ihr Gemahl ein Frangipani, Graf Nicolaus von Zeng gewesen sei, ist nur Vermuthung. Anna stiftete für ihren verstorbenen Gemahl, Johann Frangipani, den Banus von Kroatien und Slavonien, den 3. Aug. 1394 ein Jahrgedächtniß zu Görz. Ursula, die im J. 1362 als des Grafen Heinrich von Schaumberg Gemahlin erscheint, starb nach dem Jahre 1383. Elisabeth, dem Grafen Wilhelm von Cilly im J. 1373 verlobt, starb gleich nach dem Verlöbnisse. Johann Meinhard VIII., nur eben der Vormundschaft entlassen, errichtete im J. 1394 in Gemeinschaft mit seinem älteren Bruder die Erbverbrü-

derung mit den Herzogen von Oesterreich. Am 18. Oct. 1406 theilte er sich mit seinem Bruder in die väterlichen Lande, nachdem ihm bereits im J. 1404 Görz überlassen worden war. Im J. 1430 wird seiner als eines Verstorbenen gedacht. Er hatte sich vor dem Jahre 1405 mit des Herzogs Heinrich des Reichen von Baiern-Landshut Schwester Magdalena und als Witwer, vermöge Verlöbniß vom Jahre 1422, mit Agnes von Petau vermählt. Ohne Zweifel hat er die beiden Söhne seiner ersten Ehe, Heinrich und Ernst, überlebt. Seine Witwe ging im J. 1432 die andere Ehe ein mit Leutold von Stubenberg. Heinrich V., Meinhard's VIII. älterer Sohn, war im J. 1376, zwischen dem 8. April und 22. Juni geboren und demnach großjährig, als er im J. 1394 mit den Herzogen von Oesterreich, Albrecht, Leopold, Ernst und Friedrich die Erbverbrüderung errichtete. Laut derselben sollte beim Erlöschen des Mannsstammes die Grafschaft an Oesterreich, im entgegengesetzten Falle Krain, Istrien und Möttling an Görz kommen. In dem Kriege der Venetianer mit Herzog Ludwig von Teck, dem Patriarchen von Aquileja, 1419, war der Graf für diesen seinen Lehensherrn, ohne doch dessen gänzlichen Ruin abwenden zu können. Das Patriarchat, Friaul und Istrien geriethen unter die Botmäßigkeit der Republik Venedig, von der seine Grafschaft und das Erbmarschallamt von Aquileja zu Lehen zu nehmen der Graf von Görz genöthigt war, nachdem er der Gefangene des Feldhauptmanns der Venetianer, des Markgrafen von Este, geworden war. „Al primo di Novembre 1424, nella piazza di San Marco fu fatto un gran solajo, e con grande trionfo venne su il detto conte di Gorizia e del Tirolo, co' fratelli, uno de' quali avea una bandiera in mano, l'altro una bacchetta colle sue arme. Ed il Doge l'investì del detto contado di Gorizia." Landeshauptmann in Krain, 1424, gerieth der Graf in Streit mit Kaiser Sigismund wegen einer Schuld, welche dieser abzutragen verweigerte und der Monarch wurde von dem Grafen, dessen Beistand Herzog Ernst von Oesterreich war, befehdet. Der Kaiser lud den Verwegenen vor den Reichstag und Heinrich wurde in contumaciam zu einer Buße von 100,000 Dukaten verurtheilt. Im J. 1436 erneuerte er die Erbverbrüderung mit Oesterreich, dergleichen er aber im J. 1437 mit den Grafen Friedrich und Ulrich von Cilly, die sich über alle Lande von Görz und Cilly erstrecken sollte, einging. In seiner Lebensart war Heinrich gleich unfläthig und zügellos, im höchsten Grade dem Trunke ergeben. Nicht selten weckte er seine Söhne, die noch im Knabenalter waren, aus dem Schlafe, um ihnen Wein aufzunöthigen: „illisque recusantibus ac evomentibus vinum, conversus ad uxorem dixit: ex alio concepisti, meretrix, neque enim filii mei sunt, qui noctem integram nil sitientes dormiunt. Cum pastoribus et rusticis saepius quam cum nobilibus diversatus est. Senex super glacie cum pueris lusit. Inter vulgata scorta frequentissime latuit, raro in aula pransus est, solus coquum adiens, offulas in ipsa popina voravit. Vestes induit viles ac perunctas, pectus nudum et apertum ostendit. Oculi semper lachrymantes fuere." Seine Gemahlin Katharina mishandelnd, veranlaßte er einen Auflauf; er wurde im J. 1443 auf der Gräfin Befehl in Banden gelegt und zu Bruck in einem Verließe verwahrt. In dieser Noth nahmen sich seiner der Bischof Johann Georg von Brixen und Graf Ulrich von Cilly an und die Vermittler brachten die Gemahlin dahin, daß sie am 21. Oct. 1443 ihm die Freiheit wiedergab. Dagegen mußte er gründliche Besserung versprechen, seine Söhne, behufs ihrer vernünftgen Erziehung, dem Grafen von Cilly anvertrauen und am 24. Nov. der Gemahlin ein Jahrgeld von 300 Pfund und die Schlösser Grünberg und Geyl verschreiben. Allein nach kurzen Tagen, im December, wurde die Gräfin nicht nur aus der Residenz, sondern auch aus dem Lande verjagt, dann wieder zu Gnaden aufgenommen, doch abermals so hart behandelt, daß sie 1445 entsprang und bis zum Tode ihres Tyrannen in dem Schlosse Weidenberg weilte. Diese Burg hatte sie mit Hilfe ihrer Söhne und einiger Freunde eingenommen. Durch sein Testament vom 22. Jan. 1453 übertrug der Graf die Vormundschaft über seine Söhne nicht der Mutter, sondern den Landständen und zwar so lange, bis sein Erstgeborener Johann volljährig und aus der Gefangenschaft (am Hofe von Cilly) zurückgekehrt sein würde oder, wenn dieses nicht zu erreichen, der jüngste Sohn mündig geworden wäre. Daß dieser Anordnung allerdings nicht Folge geleistet worden ist, vielmehr noch bei Lebzeiten des Gemahls die Gräfin und ihr Sohn Johann Herrscherrechte ausübten, ergibt sich aus der Bestätigung der Privilegien der Stadt Cormons, welche sie am 30. Juni 1453 ausfertigen ließen. Ohne Zweifel ist Heinrich V. kurz vor oder nach dem 18. März 1454 gestorben. Am 2. Oct. 1382 hatte er sich mit des Herzogs Leopold von Oesterreich und der Viridis Visconti Tochter Elisabeth verlobt und dieselbe sollte einen Brautschatz von 32,000 Dukaten haben; sie ist aber als Jungfrau den 24. Juni 1391 mit Tode abgegangen. Dagegen hat Heinrich etwa im J. 1407 des Grafen Hermann von Cilly Tochter geheirathet. Diese scheint im J. 1426 verstorben zu sein und der Witwer nahm die zweite Frau, die reiche, sehr schöne und kühne Katharina von Gara, die Tochter des ungarischen Palatinus Nicolaus von Gara (vergl. den Art. Gara in den Nachträgen zu G.). Als Witwe hatte Katharina mit der Landschaft Görz zu rechten, 1454, und im J. 1455 überließ sie ihren Söhnen alle Ansprüche an die Grafschaft, das Witthum wol ausgenommen, über welches sie im J. 1456 sich mit ihrem Sohne Johann entzweite. Um ihn dafür zu bestrafen, vermachte sie den Herzogen von Oesterreich die Schlösser Grünburg und Mosburg. Zu Villach hat sie im J. 1471 Seelmessen gestiftet, im J. 1483 war sie nicht mehr unter den Lebenden. Ihr unermeßliches Erbe in Ungarn, Siklos, Simontorna, Bitscha, Arva, Prußka, Czesnuk, Czesnek, Güssing, Somlyo, Hidegkut, Czesnuwe, Papa, Gara, verschaffte sie ihrem jüngsten Sohne Leonhard. Als Kinder Heinrich's aus der ersten Ehe werden in einer alten Stammtafel des Archivs zu Görz angegeben: Anna, Barbara, Sigismund, Georg und

Ulrich, urkundlich ist aber die einzige in der Stammtafel übergangene Margaretha bekannt. Sie erscheint am 7. Oct. 1433 als Gemahlin des Grafen Johann von Oettingen, dem sie auch die von ihrer Großmutter Utehild von Metsch herrührende Grafschaft Kirchberg in Schwaben zubrachte. Ohne von ihr abzustammen, haben doch die Grafen von Oettingen bis auf die Zeiten Kaiser Ferdinand's I. die görzischen Lande in Anspruch genommen. Des Grafen Heinrich ältester Sohn Johann war ungefähr im J. 1436 geboren. Im J. 1443 an den Hof des Grafen von Cilly gegeben, hatte er nicht jederzeit Ursache, des Mentors sich zu rühmen. Einseitig änderte der Graf von Cilly im J. 1455 die Erbverbrüderung, indem er den Kindern von Görz blos die Erbfolge in der Grafschaft Ortenburg ließ, dann wollte er sich der görzischen Lande bemächtigen, welches aber der Voigt zu Villach verhinderte, indem er in Eile die Bergpässe besetzte. Im November 1456 starb der Graf von Cilly und Graf Johann nahm, vermöge der Erbverbrüderung, wenigstens Ortenburg in Anspruch. Diesen wies aber Kaiser Friedrich als unbegründet ab, daher der Graf von Görz sein Recht mit Waffengewalt geltend zu machen suchte. Er überzog Oberkärnthen im J. 1457 und richtete da arge Verwüstung an. Aber der Kaiser stellte ihm seinen obersten Hauptmann Cilly, den kriegskundigen Johann von Witowetz und den Grafen Hans von Pösing und St. Georgen entgegen und die nahmen zuvörderst Ortenburg an der Drave und ferner Lienz sammt vier andern Burgen görzischen Gebietes. Also bedrängt mußte Graf Johann Frieden suchen und nicht nur dem Anspruche zu Ortenburg entsagen, sondern auch die verlorenen Festen dem Kaiser abtreten. Dieser verschenkte sie, Lienz namentlich an Johann von Witowetz, der sich jedoch bewegen ließ, das entlegene Besitzthum gegen eine Summe Geldes, die Andreas von Weispriach vorschoß und dafür Lienz und Bruck pfandweise erhielt, zu überlassen. Bald darauf erlitt Johann neue Anfechtung von Seiten der Grafen von Schaumberg, die von ihm im J. 1459 den Brautschatz ihrer Großmutter Ursula von Görz, 24,000 Dukaten, dann an Zinsenrückstand und Strafgeldern 25,000 Dukaten forderten. Er starb zwischen dem 7. März und 22. Mai 1468, unvermählt, denn die am 9. Dec. 1443 verlobte Braut, die Gräfin Elisabeth von Cilly, hatte sich im J. 1451 einen andern Bräutigam, den Matthias Hunyad, gefallen lassen. Graf Ludwig von Görz wird als mitregierender Herr bis zum 17. Juni 1456 in Urkunden aufgeführt, der Lehenbrief vom 4. April 1457 gedenkt aber nur seiner Brüder Johann und Leonhard. Graf Leonhard ist der erste seines Geschlechts gewesen, urkundlich den Fürstentitel zu führen, wiewol bereits seinem Vater derselbe von den Zeitgenossen beigelegt worden war, wie Aeneas Sylvius bezeugt. Als Reichsstand übte er, obgleich mehrentheils Lehensmann von Oesterreich und Venedig, auf den Reichstagen zu Nürnberg, 1467, Regensburg, 1470, Augsburg, 1473 und 1474, sein Stimmrecht. Im J. 1465 erhielt er von Katharina, der Witwe des Grafen Ulrich von Cilly, die Herrschaft Belgrado in Friaul, weiland seiner Vatersschwester Aussteuer, zurück, die er jedoch im J. 1497 dem Kaiser überließ. Im J. 1471 erkaufte er von dem Grafen Wilhelm von Schärfenberg mehre Güter. Im J. 1473 erbauten die Venetianer auf seinem Gebiete die Festung Gradiska, was er sich nicht gefallen lassen wollt, und damit seinen Landen die Verheerungen des Jahres 1474 zuzog. Am 9. Nov. 1462 hatte Erzherzog Sigismund, der sich als seinen Erben betrachtete, ihm erlaubte für den Fall, daß er ohne männliche Erben sterben sollte, auf Lienz, Rabenstein und die Besitzungen im Pusterthale 10,000 Dukaten zu verschreiben und darüber in seinem Testamente zu verfügen. Sigismund starb im J. 1496 und an dessen Erben, den Kaiser Maximilian, überließ Leonhard Görz und seine übrigen, steter Gefahr von Venetianern und Türken ausgesetzten Lande in Friaul, 1497, wogegen der Kaiser ihm minder gefährdete Besitzungen, fünf oder sechs Herrschaften anwies. Diesem widersprach Venedig in Bezug auf seine lehensherrlichen Rechte, ohne sie jedoch wegen des anhaltenden Türkenkrieges durch Waffengewalt geltend machen zu können. Nach des Grafen Tode ließ der Kaiser dessen Schlösser besetzen und in Folge des Krieges mit der Liga von Cambray mußte Venedig der Lehenshoheit über Görz entsagen, 1511, außerdem die Feste Gradiska abtreten. Graf Leonhard war den 12. April 1500 zu Lienz gestorben. Seine erste Gemahlin, des Nicolaus von Illok, des Banus von Slavonien und Königs von Bosnien Tochter, lebte noch im J. 1475. Die zweite Gemahlin, Paula von Gonzaga, Tochter des Markgrafen Friedrich von Mantua, wurde von ihrem Großvater, dem Markgrafen Ludwig, mit 8000 Dukaten ausgestattet, zu deren Empfange Graf Leonhard im J. 1477 den Balthasar von Welsperg und den Virgilius von Graben bevollmächtigte. Mit diesem Gelde sollte Latisana am Tagliamento eingelöst werden, was jedoch unterblieb, weil der Graf im J. 1493 zu diesem Einlösungsgeschäfte seine Gemahlin und ihren Bruder, den Markgrafen Johann Franz, ermächtigte. Die Pfandschaft befand sich in den Händen der venetianischen Patricierfamilie Vendramin. Paula lebte noch im J. 1497, denn im Dome zu Görz sieht man einen Stein mit ihres Gemahls Bilde, den beiden Wappen und der Inschrift: „Linnhar V. G. G. Pfallenntz Grave fur Karnthen Grave zu Gorz und zu Tirol Vogte deren GottsHäusern zu Aglar zu Trenndt und zu Brichssen hat diesn Stain machen lassen Anno MCCCCIIIC;" sie war aber im J. 1500 verstorben und Leonhard hinterließ weder Witwe noch Kinder. Es ist demnach seine Grafschaft, ungefähr 47¼ □Meilen, in Folge der Erbverträge an Oesterreich gekommen. Das reiche Besitzthum der Mutter, die Güter des Hauses Gara, zog K. Wladislaw von Ungarn ein. (*v. Stramberg.*)

GÖRTZ VON SCHLITZ, genannt von Görtz. Das Buchenland, Buchonia, wo der Apostel der Teutschen Winfried am Ufer der Fulde ein Kloster gründete, das nach dem Namen des Flusses genannt wurde und von König Pipin im J. 754 die ausgedehnte waldige Einsamkeit, „das Buchenland," zu dessen Dotation erhielt und im Laufe der Zeiten zu einem Hochstifte erhoben,

wurde endlich nach einem mehr als tausendjährigen Bestehen säcularisirt.

Seine Bestandtheile sind jetzt in vier ungleiche Theile zerrissen, der größere mit der Hauptstadt Fulda zu einem Großherzogthume erhoben, dem Kurfürsten von Hessen, die andern Theile den Großherzogen zu Hessen und zu Sachsen und dem Könige von Baiern zugetheilt. Es ist das Stammland des jetzigen gräflichen Geschlechtes von Schlitz genannt von Görtz. Von den über 400 adeligen Vasallen des Hochstifts, die seit dem 12. Jahrh. bis zur Säcularisation Besitzungen im Stiftslande selbst oder in den benachbarten Landen, Hessen, Thüringen und Henneberg, Lehengüter besaßen, wozu selbst die alten Herzoge von Sachsen und die Landgrafen von Thüringen, belehnt mit Provinzen und Städten, gehörten, sind die Grafen von Schlitz genannt von Görtz und von Boineburg zu Lengsfeld und die Freiherren von der Tann zu Tann und von Mannsbach zu Mannsbach die Einzigen, welche seit Anfang des 12. Jahrh. ihre „in Buchenland" (Hochstift Fulda) erblichen Güter, die sie theilweise dem heiligen Bonifacius aus Devotion auftrugen, noch besitzen und bewohnen.

Eine Geschichte dieses Hauses, welches seit seinem Ursprunge mit der des Landes und seiner geistlichen Regenten innig verbunden, durch die Größe seiner Besitzungen und der darin liegenden Schlösser Schlitz, Blankenwald, Hönberg, Haselstein und Schenkenwald, wornach schon in der Mitte des 13. Jahrh. ebensoviele Linien den Beinamen führten, ist bis jetzt noch nicht bearbeitet, obgleich wegen seiner vielen daraus hervorgegangenen ausgezeichneten Staatsmänner und Gelehrten, welche in preußischen, dänischen, sächsischen und beiden hessischen Diensten die ersten Stellen bekleideten und einen europäischen Ruf erlangten, dieses schon längst hätte geschehen sollen.

Das, was in den ältern, neuern und neuesten genealogisch-historischen Werken über das Geschlecht gesagt worden, ist unbedeutend und was dessen Abstammung betrifft von den Grafen von Görtz in Kärnthen, so sind dies Vermuthungen, die auf keiner urkundlichen Basis beruhen.

Aus den gedruckten Urkundenwerken eines Schannat, Wenk, Kuchenbecker und Andern und aus denen von mir in den Archiven zu Fulda und Cassel zufällig vorgefundenen unedirten Urkunden bei Forschungen über mein Geschlecht habe ich versucht, nachfolgende Darstellung zu entwerfen.

Eine von mir auf Urkunden basirte Geschlechtstafel, vom 11. Jahrh. anfangend, dient zur schnellern Uebersicht und Auffindung der in der Geschichte benannten Personen und entkräftet theilweise die von den neuern historischen Schriftstellern dem Zeitgeiste huldigende unrichtige Auslegung der Urkunden. Die Ministerialität eines Geschlechtes behauptet man keck, wenn aus ihm Einer so genannt wird, weil er sich für seine Person aus Devotion in diesen Stand begeben hatte, obgleich alle Uebrigen liberi, ingenui und viri nobiles sich so nennen und auch genannt wurden.

Biedermann's Geschlechtsregister der gräflichen, freiherrlichen und edeln Häuser der Reichsritterschaft in Franken, Orts Rhön und Werra enthält auf neun Tafeln die Genealogie der Grafen und Freiherren von Schlitz genannt Görtz, die in dem bändereichen Werke zu denen gehören, die auf Urkunden begründet, wie ich mich selbst überzeugt, und durch die von mir aufgefundenen Personen vervollständigt worden sind.

Wenn auch die Edeln von Schlitz geb. Görtz das Erbmarschallamt des Stiftes Fulda zu Lehen trugen, so geschah erst diese Lehenauftragung im 15. Jahrh. nach Aussterben der Grafen von Ziegenhain.

Früher schon trug die Linie, Schlitz genannt, an Schenkmund das Unterschenkenamt des Stiftes Fulda von Thüringen zu Lehen, womit der Graf Ludwig der Bärtige von Thüringen im 11. Jahrh. als Erbschenk des Stiftes mit der Stadt und der Provinz Eisenach (in soweit es nicht die edeln Herren von Frankenstein vom Stifte früher lehensweise besaßen) belehnt wurde. Der Graf Ludwig und seine Nachkommen, die Landgrafen von Thüringen, wurden dadurch Erbbeamten oder Diener des Stiftes als ministeriales conventi, ebenso wie die Erbbeamten des Kaisers und des Reichs, die Herzoge von Sachsen, Baiern, Brandenburg, als Marschall, Truchseß und Kämmerer in den Urkunden des 12. Jahrh. „ministeriales regni" genannt werden. Die ältern und neuern Historiker haben auch keine Zweifel aufgeworfen, daß diese Fürsten, Grafen und Edeln, wenn sie ein Erbamt bei dem Kaiser oder den Stiftern zu Lehen übernahmen, dadurch ihrer freien Geburt und somit ihres Standes verlustig wurden. Ein Gleiches nehmen auch die freien und edeln Herren- (Dynasten-) Geschlechter in Anspruch, wenn sie als Ministerialen des Reiches oder der Kirche vorkommen. Dieses letztere aber wird von den neuern Geschichtsschreibern — obgleich die Urkunden vorliegen, wo unter den ministeriales, comites et nobiles viri mit dieser Benennung erscheinen — auf das Heftigste bestritten, indem sie behaupten, daß, wer ein Amt übernommen, seine freie Geburt verliere und kein liber sei. Wenn solche Ansichten von einem Geschichtsforscher in seinen Büchern behauptet worden, so wurden diese von den übrigen spätern Schriftstellern als eine Autorität (ohne Untersuchung) nachgeschrieben, um so mehr, wenn es dem Zeitgeiste ansprach, und wurde im vorigen Jahrhundert in den Streitschriften (Dissertationen) von den gebrödeten Dienern eines Fürsten als untrüglich behauptet, wenn es sich um Rechte des Adels gegen den Landes- und Lehensfürsten handelte, welche jenen schon entrissen oder noch zu entreißen waren.

Seit Anfang dieses Jahrhunderts, wo die Staats-, Landes- und städtischen Archive mehr oder minder der Oeffentlichkeit zugänglich gemacht worden sind, verlieren die von einem Estor, Kopp, Moser und Andern aufgestellten Behauptungen, die als Autorität galten, diese Qualität, wenn man noch einmal die Urkunden im Originale nachgesehen und das nicht darin findet, was man früher darin zu finden glaubte. In der geschichtlichen Entwickelung des edeln Geschlechtes der Schlitze wird sich urkundlich herausstellen: daß Erminold von Slitese, der

ministerialis ecclesiae fuld. genannt, zugleich als ein reicher und freigeborener Mann (**sat dives et ingenuus**) bezeichnet wird (1118). Sein Sohn Gerlach von Slitese wird in einer fuldaischen Urkunde vom Jahre 1128 als **vir nobilis** ohne die Bezeichnung **ministerialis** aufgeführt und noch andere im 13. Jahrh. werden „edle Vasallen" von den Aebten genannt. Folglich gehörten die von Slitese zu den vielen edeln und freigeborenen Geschlechtern, die im 11., 12. und 13. Jahrh. diesen Stand behaupteten, und erst später, nachdem ein großer Theil der Besitzungen durch weibliche Vererbungen oder durch sociale Verhältnisse verloren gingen, zum niedern Adel gerechnet wurden.

Die Untersuchung der Wappen dieses Geschlechtes ist nicht minder merkwürdig, sowol wegen seines Alters (das auf einen Leichenstein gehauene Wappen Simon's von Slitese vom Jahre 1170 in einer Kirche zu Fulda) als auch für die Sphagristen jetziger Zeit, daß ein und das nämliche Wappenbild bei acht Familien zu finden ist, die größtentheils später nicht mehr den Namen Schlitz, sondern den Beinamen von ihren Schlössern führten, wodurch urkundlich gleiche Abstammung bewiesen wird. Dieses schließt aber nicht aus, daß das Wappenbild der acht Geschlechter, „ein gezählter Balken," in der Zahl, der Trinkblume, der Gestalt und der Stellung verschieden ist.

Der Ort Slitese, von dem die edeln Herren von Slitese, die jetzigen Reichsgrafen, den Namen führen, wird schon in einer der Urkunden vom Jahre 812 genannt, wie auf Bitten des Abtes Rotgar zu Fulda vom Erzbischofe Richolf zu Mainz die Kirche zu Slitese am 12. Oct. d. J. zu Ehren der heiligen Jungfrau und Märtyrin Margaretha eingeweiht und zugleich die Grenze des Pfarreibezirks beschrieben wird. Der Abt Hatto bestimmte, daß jene 16 Hufen in Slitese zur Dotation des Hospitals für die Pilger, welche zum Grabe des heiligen Bonifacius nach Fulda kamen, bestimmt sei, und da zugleich das „**cogno. minis. gens illustris**" erwähnt wird, so ist wol anzunehmen, daß diese Hufen mit ihren Bebauern von diesem Geschlechte dem Hospitale übergeben und dieses Besitzer des Ortes Slitese und dessen Bezirk war. Die ersten aus dem Geschlechte, dessen Taufnamen in den fuldaischen Urkunden als Zeugen vom Jahre 1080 und 1100 vorkommen, sind Heinrich von Slitese und Otto von Slitese nach Biedermann's genealogischen Tabellen. Es ist wol anzunehmen, daß dieser Otto I. ein Sohn von Heinrich II. gewesen, wie auch der Vater von Erminold von Slitese, der in den fuldaischen Urkunden (1116, 1117 und 1118) erscheint; daß diese beiden verheirathet und die Stifter verschiedener Linien wurden, geht aus andern Urkunden hervor.

Die Edelfreiherren von Slitese (**viri nobiles, ingenui**).

A. v. Slitese (Ober-) und v. Schenkenwald.

Unter A. und B. (s. die genealogische Stammtafel) werden die Personen jeder Linie aufgeführt und beschrieben werden.

Als Otto's Söhne werden genannt: Heinrich II. und Berthous; dieser war Groß-Domdechant zu Fulda und wurde nach Resignation des Abtes Heinrich zu Fulda zu dessen Nachfolger erwählt, 1133, als ein Muster von Sittenreinheit und Frömmigkeit, der den Kaiser Lothar II. zu dessen Krönung nach Rom begleitete, wo er durch seine Tugenden und seine Rednergaben die Achtung und Liebe des Papstes Innocenz II. und des Kaisers gewann, von Innocenz II. mit der Inful geschmückt, den Titel des Primats unter allen Aebten in Germanien und Gallien erlangte und damals den Rang vor dem Erzbischofe von Magdeburg behauptete. In den fuldaischen Zeitbüchern wird dieses angeführt und das Bedauern ausgesprochen, daß der „gekrönte Abt" nach zwei Jahren plötzlich gestorben sei.

Es ist wahrscheinlich, daß der Kaiser Lothar den Abt Berthous zu Fulda dahin vermochte, den von ihm eben zum Landgrafen in Thüringen mit herzoglicher Gewalt erhobenen Grafen Ludwig den Bärtigen mit dem Schenkenamte des Stiftes Fulda zu beleihen und als Beneficium die Lehenbarkeit über die Stadt Eisenach und der dazu gehörigen Umgebung, welche die edeln Herren von Frankenstein, Wartenburg, Brandenburg und andere mehr ehemals dem heiligen Bonifacius aus Devotion aufgetragen hatten, wie gleichfalls der Abt Heinrich zu Hersfeld den Grafen Ludwig zum Schutzvoigt des Stiftes erwählte und zum Beneficium die Städte Gotha, Waltershausen, Ohrdruf und andere nebst mehren Schlössern zu Lehen gab.

Der Landgraf Ludwig I. von Thüringen übertrug nun dieses Erbschenkenamt Heinrich II. von Slitese, dem Bruder des Abtes, mit einer passenden Lehendotation. Wahrscheinlich fand dieses statt, als der Abt Berthous, aus Italien zurückgekommen, im Kloster Paulinzella mit dem Landgrafen Ludwig (**regionarius comes**) eine Zusammenkunft hatte, wo unter andern Geschäften der Landgraf den Tausch einiger Güter zwischen Fulda und Paulinzella bestätigte (1133). Heinrich II. von Slitese erscheint urkundlich 1141 und als dessen Sohn wird Simon I. (Siegmund) in einer Urkunde vom Jahre 1183 erwähnt, sowie auch in gleichem Grade der Verwandtschaft Otto II. von Slitese 1218. Der älteste von dessen Söhnen, Dymmo und Heinrich III., besaß das Untererbschenkenamt von Thüringen im Stifte Fulda (1233). Er war der Urheber einer Linie, die den Geschlechtsnamen nicht mehr gebrauchte und sich nach ihrem Schlosse „Wald" und nach ihrem Amte als Schenken beide Namen zusammengezogen „Schenkenwald" nannte. Ich werde später auf diese Linie zurückkommen. Heinrich III., ein tapferer Mann, der Ritter genannt, war einer der Anführer des fuldaischen Aufgebotes in der Fehde zwischen dem Abte Konrad III. zu Fulda und dem Bischofe Hermann zu Würzburg, wo zweimal die Würzburger, an deren Spitze der Bischof selbst wie auch der Abt Konrad kämpfte, geschlagen und bis an die Grenze verfolgt wurden.

Der unruhige fehdelustige Charakter des Abtes Konrad, der mit seinen Nachbarn wie mit den adeligen Land-

benannten Gütern und Gefällen zu Burgmannslehen zu geben versprach (1340). Er unterschreibt auch den Vertrag zwischen den Grafen Johann und Gottfried von Ziegenhain und dem Abte Heinrich zu Fulda, wie ersterer seine Voigtei, Cent und Centgerichte im Stifte, ausgenommen das Erbmarschallamt und Lehen, um 7100 Pfund Heller an letztern verkauft (1344). Von seiner Frau Elisabeth waren ihm drei Söhne: Simon VIII., Heinrich V. und Erminold III., geboren.

Simon VIII., der wahrscheinlich in der Theilung das Schloß Steinau (Freiensteinau) erhielt, auch die Beinamen davon, da mehre Lebende den Namen Simon führten. Er kommt als Zeuge vor 1305 und 1308 und in dem Friedensinstrumente zwischen Fulda und Ziegenhain durch den Erzbischof Balduin von Trier als Verweser des Erzstiftes Mainz wird dessen unentgeltliche Freilassung aus der Gefangenschaft verordnet, da er in den Krieg nicht verwickelt gewesen wäre und dessen Urfehde Nichts weiter enthalten sollte als der Gefangenschaft wegen (1331). Der Abt Heinrich zu Fulda gab ihm nun das Gericht Michels-Rombach um 507 Pfund Heller lebenslänglich in Pfandbesitz (1332). Vom Grafen Johann von Ziegenhain wird er zum Burgmann auf Schwarzenborn gewonnen und zum Burggut im Kirchheimgefälle überwiesen (1349). Seine Witwe Lucardis und ihr Sohn Heinrich VII. werden 1369 von dem Großdechanten des Stiftes zu Hersfeld mit 30 Pfund Heller zum Burggut des Schlosses Hattenbach angewiesen. Der dritte Sohn Heinrich's, Erminold III., war in den geistlichen Stand getreten und kommt 1353 als Pförtner des Stiftes und 1369 als Probst zum St. Johannesberg vor.

Da am Anfange des 14. Jahrh. vier verschiedene Linien der Slitese blühten, die größtentheils die Taufnamen Simon und Friedrich führten, so wählten sie zum Beinamen den von ihren Besitzungen; es bleibt aber dessenungeachtet sehr schwer aus Mangel an Urkunden zu unterscheiden, welche von den vier Stammvätern gleiches Taufnamens den Beinamen zu Haselstein, zu Hönberg, zu Steinau und zu Görtz führten. Da aber alle diese Linien bis auf die Linie von Görtz erloschen, so ist kein großes Gewicht darauf zu legen, wenn nur das von ihnen merkwürdig Geleistete hier angeführt wird. Simon IX., Ritter, und Friedrich VI., Söhne von Friedrich V. von S., Ritter, der jüngste genannt, erhielten vom Abte Konrad zu Fulda das Schloß Haselstein als eine Pfandschaft und führten den Beinamen von Haselstein. Simon IX., Ritter, und Adelheid, seine Ehefrau, erklären für Alle, denen es angeht, daß sie von dem Grafen Gottfried zu Ziegenhain wegen des Amtes, welches sie von dessen Vater gehabt, ihre Ansprüche auf Kost, Schaden und Verlust befriedigt worden wären (1379). Er und sein Bruder, wie auch die übrigen Verwandten und mehre andere buchische Adelsgeschlechter, hatten in Gemeinschaft des Landgrafen Hermann von Hessen, des Grafen Heinrich von Henneberg und der Stadt Hersfeld dem Abte Konrad zu Fulda einen Fehdebrief gesandt und sofort die Grenzen des Stiftes überschritten und sich um die Stadt Fulda gelagert. Die Veranlassung gründete sich auf des Abtes Konrad feindseliges Betragen, der mit Hilfe seiner Brüder, den edlen Herren von Hanau, gegen Hessen und Henneberg und vorzüglich gegen den buchischen freien Adel, der, wenn er auch des Stiftes Lehenmann war, seine größern Besitzungen und Schlösser als freies Eigenthum noch besaß, feindselig verfahren war.

Der Abt Konrad verlangte gegen Recht und Herkommen, daß seine Vasallen ihm gegen Hessen, Thüringen und Henneberg beistehen sollten in den Fehden, die er nach seinem Gutdünken, ohne ihre Zustimmung zu erhalten, angefangen, und da sie sich weigerten, entzog er ihnen ohne Entgeld die verpfändeten Schlösser, Voigteien und Dörfer. Nicht minder hatte der Abt der Stadt Hersfeld ihre Kaufmannsgüter auf der Straße anhalten lassen wegen vermeintlichen Schadens, den sie ihm zugefügt hätten, auch dem Kloster Kreuzburg an der Werra etliche Güter entzogen.

Der Abt Konrad ward nun gezwungen, sich den Bedingungen, die ihm vorgeschrieben, zu unterwerfen, um der Gefangenschaft zu entgehen (1380). Da aber der Abt dem Versprechen nicht Folge leistete, wurde er von Capitel und Adel abgesetzt und ihm das Amt Geisa und das Schloß Rockenstuhl zum Unterhalt gegeben (1381). Einen gewaltsamen Tod fand er in Spangenberg, wo er den Grafen von Ziegenhain als Erbmarschall des Stiftes persönlich aufgefordert hatte, sich an die Spitze des von ihm geworbenen Haufens zu setzen, um sich des Stiftes wieder zu bemächtigen (1383).

Friedrich VII. und Simon XI., die Söhne von Heinrich V., nahmen den Beinamen von dem Schlosse Hohenberg an, wahrscheinlich ein im Hochstifte Würzburg gelegenes, jetzt unbekanntes Schloß; sie waren würzburgische Burgmänner zu Bodenlauben und Ursberg. Beide Brüder verglichen sich wegen des Schlosses Kochingenberg im Hochstifte Würzburg, wo Friedrich's Ehefrau Kunigunde mit genannt wird (1370). Er und Rörich von Eisenbach sind von Friedrich, edlem Herrn von Lisberg, als Bürgen eingesetzt, daß nach dessen unbeerbtem Tode dem L. Heinrich von Hessen die Wiedereinlösung des Hauses Gräbenau gegen die Pfandsumme von 3000 Gulden geschehen soll (1371), worüber von Beiden auch ein besonderer Versicherungsbrief ausgestellt wurde (1373).

Friedrich war schon todt, als sein Bruder Simon XI. von Slitese genannt von Hohenberg den schon erwähnten Friedensvertrag mit dem Abte Konrad zu Fulda unterschreibt (1380). Simon wurde vom Bischofe Albrecht zu Würzburg zum Burgmann in der Feste Ursberg gegen Auszahlung von 200 Pfund Heller gewonnen, dafür trug Simon dem Hochstifte die Hälfte des Dorfes Rimbach zu Lehen auf (1369). Simon war, als Ganerbe des Schlosses Lisberg, mit Friedrich von Lisberg und die von Eisenbach mit dem von Lüder zu Lüder zu Fulda in eine Fehde gerathen, die durch das Domcapitel zu Fulda, Eberhard von Buchenau und Simon von Steinau gesühnt wurde, dergestalt, daß die von Lüder 1400 Goldgulden für die begangenen Brände, Todtschläge und Wunden an jenen zu entrichten hätten (1394). Nach

seinem Tode wurde seine Witwe Agnese von dem Abte Friedrich zu Fulda mit einem Hofe zu Schlitz, der ihr zum Leibgedinge verschrieben, belehnt (1396).

C. Die Reichsfreiherren von Schlitz genannt von Görtz.

Wahrscheinlich sind Simon VIII. von Schlitz zu Steinau und Lucardis die Aeltern der Brüder Simon X. und Heinrich VI., Ritter, welche zuerst den Beinamen von Görtz annahmen. Es ist bis jetzt noch unaufgeklärt, ob der Name von einem Schlosse oder von einem Geschlechte, das man beerbt hatte, seine Entstehung zu verdanken habe, da in Buchen weder ein Schloß noch Geschlecht dieses Namens bekannt war. Diese Vermuthung ist nicht einmal anzunehmen, die Ursache, vorzüglich in Buchen, wo viele Adelsgeschlechter einen Beinamen sich zulegten, ist größtentheils daraus entstanden, wenn Einer ein Schloß durch Heirath einer Erbtochter erwarb, seinen Wohnsitz daselbst nahm und eine besondere Linie stiftete. Doch müssen noch andere Gründe mitgewirkt haben, die unbekannt geblieben, denn nicht immer ist dieses der Fall gewesen. Diejenigen aus dem Geschlechte von der Tann, die im 14. Jahrh. die Schlösser Bischofsheim, Creinberg, Frankenberg und Bieberstein erwarben, nahmen den Beinamen von einem dieser Schlösser an. Aeltere Genealogisten leiten die Abstammung derer von Slitese von den Grafen von Görtz aus Kärnthen her, wo vor Zeiten Einer aus ihnen im Buchenlande das Schloß Slitese gebaut und den Namen davon den Seinigen beigelegt habe. Weder die Gleichheit noch die Aehnlichkeit des Wappens beider Geschlechter begründet diese Vermuthung, dann daß der Name Görtz eher nicht als nach der Mitte des 14. Jahrh. vorkommt.

Simon X. und Heinrich VI. bekennen, daß sie vom Bischofe Gerhard zu Würzburg als Erbburgmänner zu Bischofsheim angenommen, dafür 150 Gulden erhalten, daher sie dem Hochstifte ihr Erbgut im Dorfe Rynboldes als ein Lehen aufgetragen und wieder empfangen hätten (30. Jan. 1374). Wahrscheinlich ist Simon X. von S. der Ritter der nämliche, welcher einige Jahre früher vom Bischofe Gerhard von Würzburg um 200 Pfund Heller zum Erbburgmann in der Feste Ursberg gewonnen wird, dagegen er die Hälfte seines Erb- und eigenen Dorfes Rimberg zu Lehen aufträgt und wieder empfängt (12. Aug. 1369). Hier führt er aber noch nicht den Beinamen, mit dem er erst in der Urkunde vom Jahre 1374 erscheint. Auch kommen die Brüder mit den beiden andern Stämmen von Schlitz zu Haselstein und zu Hohenberg im J. 1380 in der Abdankungsurkunde des Abtes Konrad zu Fulda vor, als er die Regierung des Stiftes in die Hände des Domcapitels und des Adels legen mußte. Heinrich VI. Ritter wird im J. 1390 als Marschall des Abtes Friedrich zu Fulda erwähnt. In dem Vergleiche zwischen der Stadt Hammelburg und dem Abte Friedrich, wo erstere versprochen die abverlangten 2000 Gulden Steuer zu zahlen, wenn sie jene 1410 Gulden von denen von Thüngen und Fechenbach, wegen ihrer Gefangenschaft herrührend, erhalten hätten.

Die Schwestern der genannten Brüder waren Margaretha, an Friedrich von der Tann, Ritter, verheirathet, 1372, Kunigunde, die Ehefrau Giso's von Ebersberg, genannt Weyhers, Ritter, 1374, und Katharina, die an Friedrich von Carben verheirathet war, 1374. Beide Brüder waren verehelicht und hinterließen Nachkommenschaft; die von Heinrich ist die, aus dem die jetzigen Reichsgrafen entsprossen sind.

Seine Söhne waren: Leopold (1408), Constantin I., Cyriacus I. und Simon X., der mit Katharina von Buchenau das Geschlecht fortsetzte. Simon XI. kommt 1414 schon als Zeuge in einer fuldaischen Stiftungsurkunde vor; er wurde bald darauf wegen seiner Kenntnisse unter die heimlichen Räthe des Abtes Johannes aufgenommen (1424). Als Senior des Geschlechtes wurde er mit seinen Vettern und Ganerben mit der Stadt Schlitz, mit dem Gerichte und allen seinen Zubehörungen als ein Erbmannlehen vom Abte Johann zu Fulda belehnt (1439). Es ist der erste fuldaische Lehenbrief, den das Geschlecht erhielt. Die darin nicht mit Namen genannten Vettern sind wahrscheinlich die Söhne von Simon XI., als: Friedrich VIII., in dem Sühnevertrage zwischen dem Landgrafen Ludwig von Hessen und Rörich von Eisenbach als einer von dessen Bundesgenossen genannt, Werner (1429) und Karl. Simon XII. erhielt vom Abte Hermann zu Fulda die Stadt und das Amt Hünnefeld lebenslänglich gegen 1400 Goldgulden in Versatz (1440). Vor seinem Absterben stiftete er und seine Söhne: Stamm II. (Constantin) und Kriechen II. (Cyriacus), zum Seelenheil der Aeltern zum Conventstische des Klosters „zu der Neuenburg" bei Fulda sein Fischwasser zu Lüdergemund: darum sollen die geistlichen Herren ihn, seine und alle ihre Aeltern in ihren Gebeten und Seelengeräth zu ewigen Zeiten einschließen (1451). Aus dieser Stiftungsurkunde geht ferner hervor, daß er damals ein Präbendarius des Klosters war (1451). Als Geschlechtssenior wird er in dem vom Abte Johann ausgestellten Lehenbriefe mit dem Namen „Langore" angeführt (1453) und starb 1457.

Mit dem 15. Jahrh. hörte das sogenannte Mittelalter auf. Durch die Kraftlosigkeit der teutschen Kaiser usurpirten alle Stände des Reichs jene Rechte, woraus nach und nach die Landesherrlichkeit hervorwuchs. Wer die Macht in sich fühlte, den Landfrieden zu brechen, so oft er auch vom Landfriedensrichter publicirt wurde, bekümmerte sich wenig darum, weil die executive Gewalt fehlte, die Uebertreter zu bestrafen. Die geistlichen und Laienfürsten waren die ersten, welche den Grafen, dem Adel und den Reichsstädten ihre Rechte nicht allein einzuschränken, sondern zu entziehen suchten. Ein gleiches Gelüste entstand bei den weltlichen Fürsten, durch die kirchliche Revolution, von Huß herbeigeführt, sich des Kirchengutes zu bemeistern und die geistlichen Fürsten ihrer Länder zu berauben. So war Teutschland ein Kampfplatz aller Stände. Daher sahen sich die mindermächtigen Reichsverwandten, die Grafen, der Adel und die Städte, genöthigt, Corporationen zu bilden, um mit Gewalt der Gewalt zu widerstehen. In Schwaben entstand

1) Ludwig II. 1515. Guda Kluppel v. Elkershau.
2) C… (Stamm) Fulda. Kath…
…tharina. …Weitershausen.
4) Kunigunde. Philipp v. Schwalbach.
5) Maria. Albrecht v. Ebersberg, genannt v. Weihers.

1) Guda. Simon v. Doringenberg.
2) Constantin III. (Stamm) 1556.
Aeb…

1) Barbara.
2) Neidhard, Schenk v. Schweinsberg. Justina.
3) Anna.

1) Heinrich Eustach.
…n.

1) Eustach III. Hermann, Amtshauptmann zu Coburg. 1656.
2) Adolf Heinrich.
3) Johan… Volpert… (s. Tafel I…
…hristine. …althasar Cramm.
4) Agnes. Elias v. Haen.
5) Dorothea. Johann v. Hagen.

…dwig Beata. …spar v. Ohr.
5) Christoph Heinrich.
6) Anna Maria.
7) Dorothea Katharina

1) Anna Eleonora. Hilmar v. Münchhausen.
2) Philipp Friedrich geb. 1649. † 1695. Domherr zu Halberstadt, Ritterhauptmann. 1) Johanna v. Minningro… 2) Sophia v. Ilten.

1) Margaretha. 1695. Georg v. Ebersberg, gnt. Weihers.
2) Philipp Wilhelm, hess. Hauptmann. † 1703. 3) Joh. Ravan. 1682.
3) Otto Friedrich, holst.-gottorp. Oberstlieutenant, heir. Anna v. Negendank.
4…

1) Christian August.
2) Georg Heinrich II., heir. Adelheid v. Ahlefeld.
3) Fri… heir. … v. … 2) Balth…

1) Georg Heinrich IV.
2) Sophia D…

(Einer von beiden ist der Fortpflanz…

Görtz und von Wrisberg.

Görtz.

ese und Blankenwald.

d I. (ingenuus),
116. 1117. 1118.
irga. † 1118.

I. (vir nobilis)
127. 1128.

Simon II.,
Kanonicus zu Würzburg.
1170. 1215.

3) Simon III.
1232. 1239. 1246.

1) Giso, Ritter. 1271.
2) Poppo. 1295.
3) Ritte... Fulda... 130...
Friedrich III. ...nterschlitz. 1263. ...64. 1265. 1269. ...72. 1287. 1294. ...garde v. Steinau.
3) Konrad zu Oberschlitz. 1259. Kunigunde.
4) Friedrich IV. jun., Probst des Liebfrauenberges bei Fulda. 1265.
5) Hermann, genannt v. Blankenwald. 1265. Agnes † 1269. Stifter der Linie zu Blankenwald.

1) ... v. Sc...
...rg.
4) Walter. 1290.
Friedrich V., Ritter. 1290.
1) Simon, (edler Herr) fuld. Rath. 1270. 82. 92. 1308. 14. 19. Lucardis.
2) Lucardis, Klosterfrau in Blankenau. 1269.

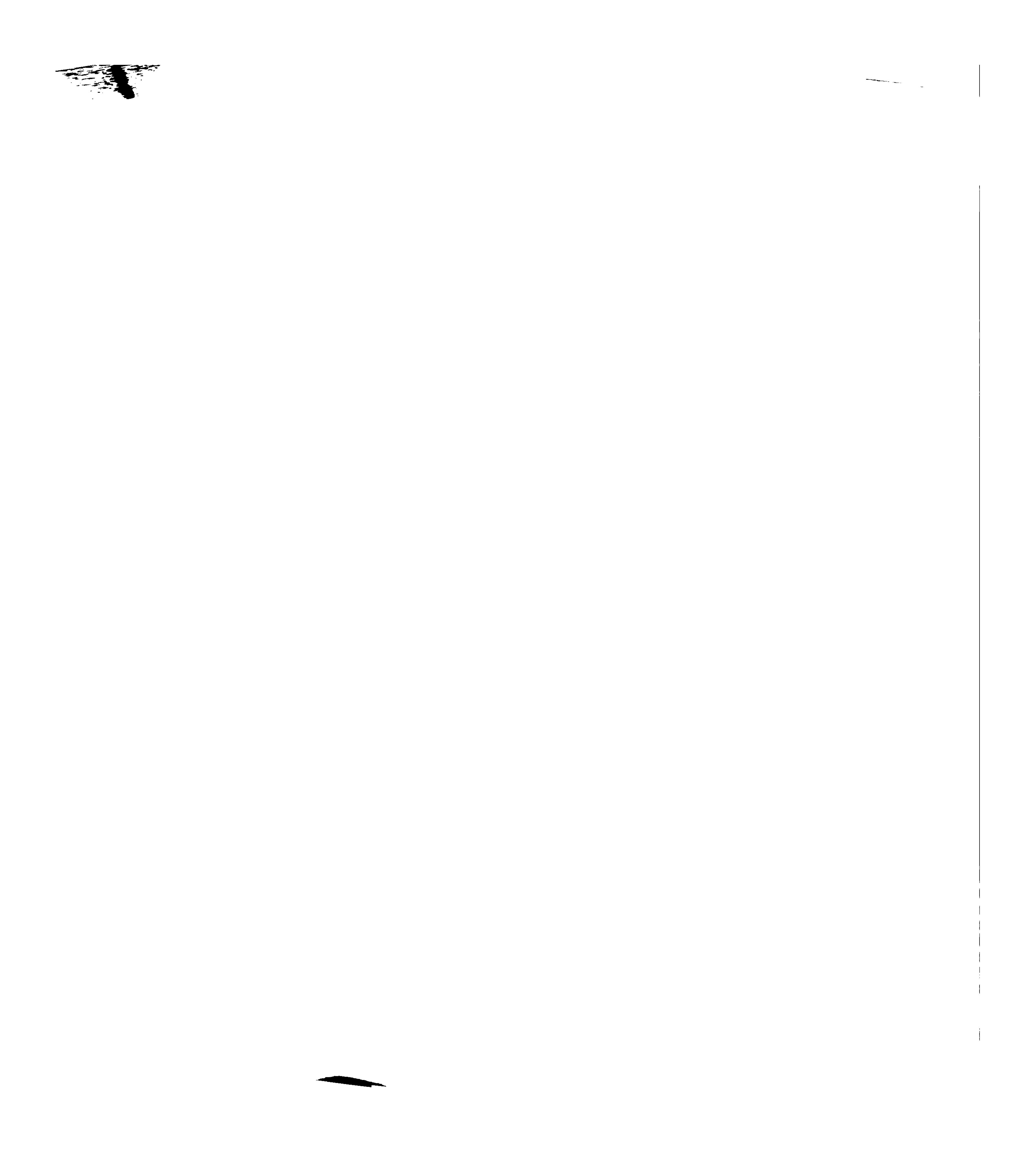
v. Schen...

1) Friedrich, Probst zu St. Petersberg bei Hersfeld. 1376.
2) ...
1) Simon IX., gnt. v. Haselstein, Ritter. 1379. Adelheid.
2) Friedrich VI., gnt. v. Haselstein. 1379.
Werner v. Blankenwald. 1319. 1338. Elisabeth v. Eisenbach.

Heinrich v. B. 1365.

...mon XI., v. Hohenberg. 1371. 1373. ...nde † 1380.

Johann v. B. der letzte seiner Linie.



...n (nobiles terrae, wie sie der Bischof von Würz- ... laut Urkunde vom Jahre 1436 nennt), die ihre ...öffer und Besitzungen nur theilweise vom Stifte Fulda ...hen trugen und in soweit nur Vasallen des Stiftes ...n, in beständigem Unfrieden lebte, machte es, daß ...n zwangen, endlich abzudanken und den Erzbischof ...ied von Mainz zum Guvernator mit Bewilligung ...apstes Innocenz IV. der Abtei zu bestellen (1247). ... Heinrich III. von Slitese wurde mit noch einigen ... Rittern in Gemeinschaft des Domcapitels vom ...ofe Siegfried als dessen Verweser bestimmt; daher ...ne Unterschrift in den ausgestellten Urkunden wäh- ...es dreijährigen Interims vorkommt. Der neu ... Abt Heinrich IV. schenkte ihm das nämliche ...n und in den Urkunden bis 1253 nimmt er als ...isteter die erste Stelle ein. Die Söhne Hein- ...I. werden Simon III., Berthous senior und ... junior genannt. Simon II. war Kanonicus ...rg 1272 und Probst zu Vorschla, ein ful- ...orherrenstift an der Werra. Mit Genehmigung ... Berthous zu Fulda vertheilt er die jährlichen ...iner Probstei, die wie alle geistlichen Ein- ...liger Zeit größtentheils in Naturalien bestan- ...en Chorherren des Stiftes (1272). Berthous ... kommen als Zeugen vor in der Stiftungs- ... sein Bruder Berthous, Presbyter und Ka- ... Benedictiner-Frauenklosters in Blankenau, ... vor einigen zwanzig Jahren von seinen ...n „Slitese genannt von Blankenwald“ er- ...on seinen Allodialgütern in Heinzelle, Bese- ...usen, Malioz und Hammundis, zur Grün- ...pitals neben dem Kloster schenkte (1288). ... Söhnen scheint die Linie erloschen zu sein. ...nur kürzlich bei dem Schlusse der Haupt- ...enken zu Slitese noch bemerken, daß sie ...s 13. Jahrh., wo das Geschlecht in ...ch ausbreitete, zur Unterscheidung den ...ner sich beilegten, wo bald darauf der ...en ging.

...mo) von Slitese (ein Bruder von ...r thüringischer Unterschenk zu Fulda ...olf Schenk von Varile, Dudo von ... von Drefurt als edler Bürge des ... von Thüringen genannt, wie dieser ...n Gottfried und Berthold von Ziegen- ...esangelegenheiten vergleicht (1233). ... Friedrich, Ludwig, Poppo und Al- ...nannten sich, mit Auslassung von ...chlosse Schenkenwald.

... der Verbündeten gegen den Abt ...er mit Strenge den Landfrieden ... aufrecht zu erhalten suchte, bei ...n Gebote nicht fügten, vor ihre ...g, meistentheils sie auch eroberte, ...angenen auch Urtheil sprach und ...egen ließ.

... Berthous nach und nach die ...berg, Blankenwald, Niederslitese, Vorberg bei Geisa, Frankenstein an der Werra und Eisenbach belagert, erobert, einige zerstört und einen der angesehensten Stiftsvasallen, reich an Schlössern und Besitzungen, Hermann von Ebersberg, da nun einmal sein angestammtes Recht, Fehde gegen Jedermann zu führen, die ihren verbrieften Verbindlichkeiten nicht nachkommen wollten, dabei gefangen bekommen. Trotz der Vorbitten seiner zahlreichen Verwandten und Bundesgenossen blieb der Abt unerbittlich und ließ Hermann von Ebersberg öffentlich auf dem Markte zu Fulda hinrichten (1270).

Giso von Schenkenwald verband sich daher mit Giso von Steinau, Albert von Ebersberg, Albert von Brandau, Konrad von Roßdorf, Eberhard von Spala und Konrad und Berthous, um ihres Freundes und Bruders Tod dadurch zu rächen, daß der Abt zum Sühnopfer fallen solle. Am 15. April 1271 ritten sie in Fulda ein, ließen ihre Rosse von ihren Knechten vor der Kapelle des heiligen Jacob halten, in welcher eben der Abt das Hochamt verrichtete, und stießen ihn vor dem Altare mit ihren Dolchen nieder. Eine orientalische Blutrache, die im Mittelalter auch in Europa sehr gebräuchlich und noch jetzt in Italien und Irland gehandhabt wird. Welche Folgen diese That auf Giso von Schenkenwald ausübte, hat die Geschichte nicht aufbewahrt, seiner wird nicht mehr gedacht. Wahrscheinlich wurde das Schloß Schenkenwald erobert und ihm und seinen Brüdern entzogen, da das Schloß 1287 im Besitze des Grafen Bertold von Henneberg sich befand, laut des Vertrags zwischen ihm und seinen Vettern, den Grafen Hermann und Heinrich von Henneberg.

Friedrich senior und seine Frau Agnes, Ludwig, Poppo und Albert von S., Brüder, übergaben zum Heile ihrer Seelen der Stiftskirche zum heil. Kreuz in Hünnefeld Güter in Marbach (1295). Ludwig, der Ritter genannt, der unter den Brüdern von Landgraf Albrecht von Thüringen allein mit dem Schenkenamte des Stiftes Fulda beliehen wurde (Wartburg am 15. Juni 1291), war sowol bei den Landgrafen von Thüringen als bei den Aebten von Fulda in großem Ansehen; so war er in dem von L. Friedrich von Thüringen, Abt Heinrich zu Fulda und Grafen Bertold zu Henneberg aufgerichteten Landfriedensbündnisse als einer der Schiedsrichter ernannt (1311). Desgleichen in dem erneuerten Bunde zwischen L. Friedrich von Thüringen und dem Abte Eberhard (1311—1327) kommt er mehrmals in fuldaischen und thüringischen Urkunden vor, namentlich in den Verträgen und Schenkungen seiner Geschlechtsgenossen. Die Schenkenwalder blühten in mehren Linien bis zum Ausgange des 15. und Anfange des 16. Jahrh.

Friedrich's von Schenkenwald Söhne, Friedrich, Kanonicus im Heiligenkreuzstifte zu Hünnefeld (1308), und Heinrich und Gotze verkaufen mit ihrem Oheime Albert ihre Burglehen zu Eschenbach und ihren Zoll zu Hünnefeld an den Abt Heinrich zu Fulda um 240 Pfd. Heller (1319). Ob von Heinrich oder Gozo Konrad, Ritter, ein Sohn war, der urkundlich genannt wird (1340), ist unbestimmt. Dessen Söhne waren Johann, Probst zu St. Petersburg bei Fulda, der nach Absetzung des Abtes

herren (nobiles terrae, wie sie der Bischof von Würzburg laut Urkunde vom Jahre 1436 nennt), die ihre Schlösser und Besitzungen nur theilweise vom Stifte Fulda zu Lehen trugen und in soweit nur Vasallen des Stiftes waren, in beständigem Unfrieden lebte, machte es, daß sie ihn zwangen, endlich abzudanken und den Erzbischof Siegfried von Mainz zum Guvernator mit Bewilligung des Papstes Innocenz IV. der Abtei zu bestellen (1247). Dieser Heinrich III. von Slitese wurde mit noch einigen andern Rittern in Gemeinschaft des Domcapitels vom Erzbischofe Siegfried als dessen Verweser bestimmt; daher auch seine Unterschrift in den ausgestellten Urkunden während dieses dreijährigen Interims vorkommt. Der neu erwählte Abt Heinrich IV. schenkte ihm das nämliche Vertrauen und in den Urkunden bis 1253 nimmt er als Gewährleisteter die erste Stelle ein. Die Söhne Heinrich's III. werden Simon III., Berthous senior und Berthous junior genannt. Simon II. war Kanonicus in Würzburg 1272 und Probst zu Vorschla, ein fuldaisches Chorherrenstift an der Werra. Mit Genehmigung des Abtes Berthous zu Fulda vertheilt er die jährlichen Einkünfte seiner Probstei, die wie alle geistlichen Einkünfte damaliger Zeit größtentheils in Naturalien bestanden, unter den Chorherren des Stiftes (1272). Berthous und Simon kommen als Zeugen vor in der Stiftungsurkunde, wie sein Bruder Berthous, Presbyter und Kapellan des Benedictiner-Frauenklosters in Blankenau, welches erst vor einigen zwanzig Jahren von seinen Stammgenossen „Slitese genannt von Blankenwald" errichtet war, von seinen Allodialgütern in Heinzelle, Besewines, Stockhausen, Malioz und Hammundis, zur Gründung eines Hospitals neben dem Kloster schenkte (1288). Mit diesen drei Söhnen scheint die Linie erloschen zu sein.

Ich will nur kürzlich bei dem Schlusse der Hauptlinie A. der Schenken zu Slitese noch bemerken, daß sie in der Mitte des 13. Jahrh., wo das Geschlecht in mehren Linien sich ausbreitete, zur Unterscheidung den Namen ihrer Schlösser sich beilegten, wo bald darauf der Hauptname verloren ging.

Dymmo (Dyemo) von Slitese (ein Bruder von Heinrich III.) war thüringischer Unterschenk zu Fulda und wird mit Rudolf Schenk von Varile, Dudo von Stein und Friedrich von Drefurt als edler Bürge des Landgrafen Konrad von Thüringen genannt, wie dieser sich mit den Grafen Gottfried und Berthold von Ziegenhain über mehre Landesangelegenheiten vergleicht (1233). Seine Söhne Giso, Friedrich, Ludwig, Poppo und Albrecht (1270—1295) nannten sich, mit Auslassung von Slitese, von ihrem Schlosse Schenkenwald.

Giso war einer der Verbündeten gegen den Abt Berthous zu Fulda, der mit Strenge den Landfrieden in den Stiftsländern aufrecht zu erhalten suchte, bei denjenigen, die sich dem Gebote nicht fügten, vor ihre Schlösser und Burgen zog, meistentheils sie auch eroberte, ausbrannte und den Gefangenen auch Urtheil sprach und den Kopf vor die Füße legen ließ.

So hatte der Abt Berthous nach und nach die Schlösser Eberstein, Ebersberg, Blankenwald, Niederslitese, Vorberg bei Geisa, Frankenstein an der Werra und Eisenbach belagert, erobert, einige zerstört und einen der angesehensten Stiftsvasallen, reich an Schlössern und Besitzungen, Hermann von Ebersberg, da nun einmal sein angestammtes Recht, Fehde gegen Jedermann zu führen, die ihren verbrieften Verbindlichkeiten nicht nachkommen wollten, dabei gefangen bekommen. Troß der Vorbitten seiner zahlreichen Verwandten und Bundesgenossen blieb der Abt unerbittlich und ließ Hermann von Ebersberg öffentlich auf dem Markte zu Fulda hinrichten (1270).

Giso von Schenkenwald verband sich daher mit Giso von Steinau, Albert von Ebersberg, Albert von Brandau, Konrad von Roßdorf, Eberhard von Spala und Konrad und Berthous, um ihres Freundes und Bruders Tod dadurch zu rächen, daß der Abt zum Sühnopfer fallen solle. Am 15. April 1271 ritten sie in Fulda ein, ließen ihre Rosse von ihren Knechten vor der Kapelle des heiligen Jacob halten, in welcher eben der Abt das Hochamt verrichtete, und stießen ihn vor dem Altare mit ihren Dolchen nieder. Eine orientalische Blutrache, die im Mittelalter auch in Europa sehr gebräuchlich und noch jetzt in Italien und Irland gehandhabt wird. Welche Folgen diese That auf Giso von Schenkenwald ausübte, hat die Geschichte nicht aufbewahrt, seiner wird nicht mehr gedacht. Wahrscheinlich wurde das Schloß Schenkenwald erobert und ihm und seinen Brüdern entzogen, da das Schloß 1287 im Besitze des Grafen Bertold von Henneberg sich befand, laut des Vertrags zwischen ihm und seinen Vettern, den Grafen Hermann und Heinrich von Henneberg.

Friedrich senior und seine Frau Agnes, Ludwig, Poppo und Albert von S., Brüder, übergaben zum Heile ihrer Seelen der Stiftskirche zum heil. Kreuz in Hünnefeld Güter in Marbach (1295). Ludwig, der Ritter genannt, der unter den Brüdern von Landgraf Albrecht von Thüringen allein mit dem Schenkenamte des Stiftes Fulda beliehen wurde (Wartburg am 15. Juni 1291), war sowol bei den Landgrafen von Thüringen als bei den Aebten von Fulda in großem Ansehen; so war er in dem von L. Friedrich von Thüringen, Abt Heinrich zu Fulda und Grafen Bertold zu Henneberg aufgerichteten Landfriedensbündnisse als einer der Schiedsrichter ernannt (1311). Desgleichen in dem erneuerten Bunde zwischen L. Friedrich von Thüringen und dem Abte Eberhard (1311—1327) kommt er mehrmals in fuldaischen und thüringischen Urkunden vor, namentlich in den Verträgen und Schenkungen seiner Geschlechtsgenossen. Die Schenkenwalder blühten in mehren Linien bis zum Ausgange des 15. und Anfange des 16. Jahrh.

Friedrich's von Schenkenwald Söhne, Friedrich, Kanonicus im Heiligenkreuzstifte zu Hünnefeld (1308), und Heinrich und Gotze verkaufen mit ihrem Oheime Albert ihre Burglehen zu Eschenbach und ihren Zoll zu Hünnefeld an den Abt Heinrich zu Fulda um 240 Pfd. Heller (1319). Ob von Heinrich oder Gozo Konrad, Ritter, ein Sohn war, der urkundlich genannt wird (1340), ist unbestimmt. Dessen Söhne waren Johann, Probst zu St. Petersburg bei Fulda, der nach Absetzung des Abtes

Heinrich zu Fulda von Seiten des Capitels zu einem der Pfleger des Stiftes erwählt wurde (1382). Friedrich war Probst des Stiftes zu Hersfeld (1376) und Heinrich der Ritter (1376—1385), der das Geschlecht fortpflanzte. Sein Sohn, Eckenbrecht von S., unterschreibt den Friedensvertrag zwischen dem Abte Johann zu Fulda mit dem L. Friedrich von Thüringen (1430). Simon scheint der letzte seines Stammes gewesen zu sein, da alle seine Güter zu Mackenzell, Großbach und Mosbach seine Neffen Johannes und Christoph von Bibra, dessen Mutter Simon's Schwester war, zu Lehen vom Abte zu Fulda erhielten (1513). Das Wappen: zwei wagerecht liegende, doppelt gezinnte schwarze Balken im blauen Felde.

B. v. Slitese und v. Blankenwald.

Erminold I. de Slitese, der wahrscheinlich jüngere Bruder von Otto I., ist zugleich der Stammvater der Linie Slitese von Görtz, von Blankenwald, von Haselstein und von Hönberg, die im 13. Jahrh. den Beinamen von ihren Schlössern annahmen, nachdem brüderliche Todtheilungen stattgefunden hatten. Es gehört wol zu den Seltenheiten, daß aus den Urkunden vom Anfange des 12. Jahrh. eine Filiation herausgestellt werden kann, wie hier in diesem Geschlechte.

In fuldaischen und hennebergischen Diplomen von den Jahren 1116 und 1117 kommt der obengenannte Erminold als Zeuge unter der Rubrik der nobiles und liberi vor und im folgenden Jahre (1118), wo er nach dem Tode seiner Ehefrau Gerbirga ein Seelengeräth mit dem Gute (praedium) zu Heimewode im Kloster des heiligen Bonifacius zu Fulda stiftet, wird er ein freier und reicher Ministerial dieser Kirche genannt. Diese Schenkung sei geschehen zur Zeit des Abtes zu Fulda, unter der Regierung des Kaisers Heinrich 1118 indict. XII. Er scheint 1128 das Zeitliche gesegnet zu haben, indem sein Sohn, der gottesfürchtige (religiosus) und edle Herr (vir nobilis) Gerlach de Slitese, mit Einverständniß der Erben ein Gut in Salmanaha dem Altare des heiligen Bonifacius zum Seelengeräth seines verstorbenen Vaters Erminold schenkt, dessen Jahrgedächtniß jährlich vom Abte und den Klosterbrüdern feierlichst begangen werden sollte (1128). So befindet sich noch sein Name unter den vielen Zeugen, mit welchen einige Jahre nach dem Tode Christian von Goldbach's seine Witwe Berteroda das Dorf Elende unweit Eisenach durch die Hand ihres Bruders Hartung von Scharfenberg dem Abte und den Klosterbrüdern zu Fulda zur Erwerbung des ewigen Lebens übergibt (1137 indict. XV).

Die Brüder Erminold II. und Simon I. (Siegmund), die Söhne Gerlach's, werden unter den Zeugen genannt, wie Abt Burchard von Fulda einige Dörfer und Geldzinsen, die dem Hospitale der Pilger von benannten Personen überwiesen waren, bestätigt (1170 indict. III).

Bei ähnlichen Dotationen an das Stift Fulda zum Jahrgedächtniß ihrer verstorbenen Verwandten findet sich Erminold und sein Sohn Gerlach II. unter den Zeugen vor (1178. 1187). Gerlach's Bruder Simon II. erwählte den geistlichen Stand und ward Kanonicus zu Würzburg (1215). Wahrscheinlich waren Gerlach II., Simon III. und Bertold (Berthous) Söhne von Erminold II., obgleich keine Bezeichnung vorliegt, daß sie Brüder gewesen.

Simon III. wurde mit Gerlach von Haselstein und Simon von der Tann vom Abte Konrad zu Fulda als Bürgen erwählt in dem Vertrage zwischen ihm und dem Grafen Poppo von Henneberg wegen der Dörfer Helmbachshausen und Hentingen (1232). Wie Gerlach von Haselstein mit Genehmigung seiner Frau Mechtildis die Voigtei über die Dörfer Deiten, Balten, Syfrides und Bindelines zum Heile ihrer Seelen den Klosterbrüdern zu Fulda übergibt, findet sich sein Name unter den Zeugen (1239). Simon hatte dem Grafen Ulrich von Minzenberg in dessen Fehde gegen seinen Sohn beigestanden und erhielt dafür Güter in den Dörfern Bezingen, Buch und Laubach.

Als fuldaischer Vasall des Gerichts Moos am Vogelsberge — aus den Dörfern Ober- und Nieder-Moos, Gunzenau, Metzlos und Metzlosgeheg bestehend — resignirt derselbe sein Allod an Heinrich von Rodichenstein und bittet den Abt, diesen damit zu belehnen (1240). Im nämlichen Jahre bestätigt er den Vertrag zwischen dem Abte Konrad von Fulda und dem Grafen Berthold von Ziegenhain, worin ersterer dem Grafen die Hälfte der Kinder, die aus der Ehe seines Vasallen Konrad von Marburg mit dessen Frau Kunigunde von Reishausen hervorgehen, dem Grafen als Vasallen zustehen sollten, wenn sie die Frau Kunigunde des Lehens ihres Mannes fähig erklären würde (den 17. Dec. 1240). Mit andern Worten, daß der Heimfall der Güter an den Grafen nach Erlöschen des Mannsstammes nicht stattfinde, weil nach fuldaischem Lehenrechte und Herkommen alle Lehen, die nicht als Burglehen gegeben, als aufgetragene Güter-Erblehen zu betrachten sind.

Gerlach II. und Bertold von Slitese, Ritter, sind Zeuge, wie Tragebodo von Beberstein und seine Frau Hildegardis zwei Hufen im Risselbach zum Seelengeräth den Brüdern des Klosters zu Fulda übergibt (1241). Gerlach hinterließ zwei Söhne, Friedrich und Simon, die mit ihren Ehefrauen Berta und Gesa auf alle ihre Rechte an den Marken jener Dörfer, worauf das Kloster Blankenau gestiftet und erbaut sei, zu Gunsten desselben renuncirten (1285). Friedrich's Sohn Heinrich, Ritter, der jüngste genannt, einer der Lehenrechts-Gerichtsbeisitzer zwischen dem Abte zu Fulda und Ulrich's, Edelherrn von Bickenbach, hinterlassenen Töchtern (1340). Seine Nachkommen führten den Beinamen „genannt von Haselstein" (s. unten).

Simon III. hatte urkundlich vier Söhne hinterlassen: Friedrich I. senior, Hermann, Konrad und Friedrich II. junior, welche verheirathet und daher nach dem Tode ihres Vaters ihre Schlösser vertheilten und den Beinamen davon sich beilegten. Hermann, dem das Schloß Blankenwald zufiel und dessen Nachkommen, mit Weglassung des Stammnamens, nach dem Schlosse sich nannten und Urheber einer besondern Linie ward, ist,

wie die Linie von Schenkenwald, jetzt zuerst in soweit anzuführen, als sie mit der Hauptlinie von Slitese in Verbindung blieb.

Das 13. Jahrhundert während des Interregnums war eine fehdereiche Zeit, und da, nach dem Falle der Hohenstaufen, nur ohnmächtige Grafen, oder auf fremden Thronen sitzende Könige zu Kaisern gewählt wurden, hatten in Teutschland Willkür und Anarchie den höchsten Grad erreicht. Jeder Stand suchte den andern zu unterdrücken und das erstreckte sich auf die einzelnen Personen, wenn man mächtig sich dazu fühlte. Daher entstanden die vielen Bündnisse der Städte gegen weltliche und geistliche Fürsten, Bündnisse, die aber, wenn sie auch gleich von dem schwachen Kaiser (Heinrich VII.) für nichtig erklärt (1223), unbefolgt blieben. Die Fürsten befehdeten die reichen geistlichen Stifter, die ihre Grenznachbarn waren, und diese lagen wieder in Hader und Streit mit den Grafen und Herren, die theilweise ihre Vasallen waren. Der Lehenadel verband sich nach seinem Interesse bald mit den geistlichen und weltlichen Fürsten, welches um so leichter und unbeschwert von ihm ausgeführt werden konnte, weil der Adel damals seine Schlösser und Burgen eigenthümlich noch besaß. Selbst die Bauern in manchen Gegenden dadurch ermuthigt, fielen in die Häuser und Gehöfte ihrer Geistlichen und nahmen ihnen Vieh und Getreide, wenn sie vielleicht zu streng ihre geistliche Macht sie fühlen ließen. Die geöffneten Archive geben hinlänglich Kunde, daß vom ersten Reichsfürsten bis zum Bauer hinunter Gebrauch war, durch Fehde sich das zuzueignen, was ihnen nicht gehörte.

Es liegen eine große Anzahl von Urkunden vor, wie z. B. der erste Landgraf von Hessen, Heinrich I., den Schloßbesitzern, den Herren des Hessenlandes mit Gewalt ihre Schlösser eroberte, damit die Besitzer als Vasallen des Landgrafen sich zu unterwerfen und als Lehen ihre freien Besitzungen zurückzunehmen hätten. Ehe diese vollständige Unterjochung stattfand, vergingen mehre Generationen. Die Aebte von Fulda, die einen so bedeutenden Lehenhof hatten, waren keine Lehenherren der vielen Schlösser, womit jeder Basalthügel des weiten Buchenlandes gekrönt war, und erst in Verbindung mit ihrem Schutzvoigte, dem Grafen von Ziegenhain, und ihres Vasallen, des Landgrafen von Thüringen, befehdeten sie diese fuldaischen reichen und mächtigen Landherren, ihre Schlösser eroberten sie und zerstörten sie, sodaß diese sich gezwungen sahen, ihre Schlösser und deren Zubehörungen als ein Erblehen vom Stifte Fulda anzunehmen.

Vor der Mitte des 13. Jahrh. finden sich keine Urkunden vor, aus denen man zu schließen berechtigt wäre, daß die Schlösser Haselstein, Ebersberg, Eberstein, Buchenau, Angersbach, Morsberg, Wartemberg, Blankenwald, Eisenbach, Herzberg, Schlitz den Namen tragenden Besitzern vom Stifte zu Lehen gereicht, wol aber Urkunden, daß die Schlösser in den Fehden von den Aebten erobert und nach der erfolgten Sühne dem Besitzer zu Lehen zurückgegeben wurden. Solche Lehenerwerbungen der Schlösser fanden noch statt im 14. und 15. Jahrh.

Ein Ministerial der Kirche im 12. Jahrh. genannt zu werden, bedingt nicht und setzt auch nicht voraus, daß dessen Burg oder Schloß von ihr zu Lehen als ein Beneficium gegeben sei; denn wie hier aus den vielen fuldaischen Urkunden des 12. Jahrh. zu lesen ist, nennen sich die Besitzer obiger Schlösser oder werden von dem Aussteller derselben genannt „edle Freiherren" (viri nobiles, liberi, ingenui). Ministerial der fuldaischen Kirche bedeutet nicht mehr und nicht minder, als Diener der Kirche geworden zu sein, ein Beneficium von ihr dagegen angenommen zu haben, was sie wieder aufsagten und zurückgaben, wenn ihnen das Verhältniß nicht mehr behagte und sie des Lehens nicht mehr bedürftig waren. Zum Beweise dieses geben uns mehre Urkunden den Beleg dazu. Hermann von Slitese genannt von Blankenwald, dessen Schlösser und Besitzungen in dieser Stiftsfehde zerstört und verwüstet waren, beschloß mit Genehmigung seiner Frau Agnes, am Ende seiner Tage ein Benedictiner-Frauenkloster zum Heile seiner Seelen Seligkeit zu stiften. Er bestimmte dazu die verwüsteten Dörfer Stacken, Gortsrode und das Thal Zuvivels, nebst dem Berge Blankenberg, wo ehemals das Schloß gestanden habe, mit allen ihren Zubehörungen und Rechten; dafür solle seiner Tochter Lucardis ein Aufenthalt, wie ihm und seiner Frau nach ihrem Absterben das Begräbniß darin gestattet sein. Unter den Zeugen werden sein Bruder Friedrich, Probst des Liebfrauenberges bei Fulda, Konrad von Slitese und Friedrich von Unter-Slitese genannt (1265). Wahrscheinlich, nachdem die Kirche und das Kloster erbaut war, was den Namen von dem Berge und Burg Blankenberg in Blankenau verändert erhielt, bestätigt der Abt Berthous und das Capitel dasselbe. Auch hier kommen unter den Zeugen Friedrich von Slitese, nicht der Probst, sondern ein Ritter gleiches Namens, und Simon von Slitese, Bruder des Stifters, vor (1269). Nach dessen Tode vergleicht sich Simon von Blankenwald, der Sohn Hermann's, mit dem Kloster Blankenau durch die erwählten Schiedsfreunde, Bertold Edelherr von Lisberg und Eckenhard von Bleichenbach, dahin, daß er gegen alle seine Rechte, die er auf die von seinen Aeltern zur Erbauung des Klosters geschenkten Dörfer und Zubehörungen gehabt, gegen Erlangung von 30 Pfund Heller renuncire und trat zugleich dem Kloster sein Dorf Hammades mit allen Rechten und Zubehörungen ab (1284).

Simon von Blankenwald gerieth nach seines Vaters Tode mit seinen Vettern von Slitese wegen des Gerichtes Moos in Irrungen und erhielt nach dem Schiedsspruche vom Abte Berthous die Hälfte davon (1270). Im J. 1290 erbaute er mit dem Besitzer der andern Hälfte des Gerichtes, Bertold von Lisberg, auf dem Berge, Narberg genannt, ein Schloß gleiches Namens. Der Abt Berthous verbot den Bau, da die Burg dem Stifte lehnbar wäre. Die Zeugenaussagen besagten das Gegentheil. Da aber das Schloß vom Abte zu Fulda in einer Fehde zerstört wurde, so gab dieses die Veranlassung, das Gericht Moos und Narberg dem Pfalzgrafen, Herzoge Ludwig von Baiern, Kurfürsten von Brandenburg,

dem Sohne des Kaisers Ludwig, als Lehen aufzutragen. Simon von Blankenwald versetzte an seinen Schwager Hermann von Lisberg nicht allein seine Hälfte an Moos und Narberg, sondern auch seinen Theil am Schlosse Freienstein um 800 Pfund Heller. Er mit seiner Frau Lucardis baten den Abt Heinrich zu Fulda, die Schenkung des vom Stifte zu Lehen tragenden Dorfes Hechinzelle mit allen Zubehörungen und Rechten zum Seelengeräth an die Kirche des Klosters Blankenau nach ihrem Tode zu bestätigen (1308). In dem Vertrage zwischen dem Herzoge Ludwig von Baiern mit dem Abte Eberhard von Fulda, worin ersterer ihm verspricht, 3000 Mark Silber zu geben, wenn er ihm zur Erlangung der römischen Königswürde behilflich sein würde, wird der edle Herr und Ritter Simon von Blankenwald Rath des Abtes genannt, dem das Geld übergeben werden sollte (1314 am 15. Sept.). In der Fehde zwischen den Edeln von Blankenwald und den Edeln von Breuberg, die endlich durch den Abt Heinrich zu Fulda und Grafen Bertold von Henneberg gesühnt, scheinen sie ihr Schloß Blankenwald dadurch verloren zu haben (ums Jahr 1319).

Simon's Sohn Werner, mit Elisabeth von Eisenbach verehelicht, löste mit seinen Schwägern von Eisenbach die Pfandschaft ein (1338), um sie bald darauf an diese gegen Auszahlung von 300 Pfund Heller erblich zu verkaufen. Heinrich von Blankenwald, dessen Sohn, lebte 1365. Johann von Blankenwald lebte in seinen alten Tagen im Kloster Blankenau, daher er sein Haus mit Zubehörungen in Herbstein mit Bewilligung des Abtes von Fulda dem Kloster übergab (1390). Mit Konrad von Blankenwald, dem Sohne Johann's, scheint die Linie Blankenwald erloschen zu sein (1454). Laut Lehenbrief wurde dieser mit den mütterlichen Gütern in Mackenzell beliehen (1454). Die Linie von Schenkenwald besaß noch bis zu ihrem Erlöschen ebenfalls Güter in Mackenzell (1515) und beurkundet, wie auch das Wappen, daß diese beiden Linien aus dem von Schlitz (Slitese) entsprossen sind. Das Wappen: im schwarzen Schilde zwei über einander quer liegende gezinnte silberne Balken.

Zur Hauptlinie von Slitese zurückkehrend, führten Hermann von Blankenwald's Brüder Konrad zu Ober- und Friedrich I. zu Unter-Slitese das gleichnamige Geschlecht fort. Konrad verkaufte alle seine Güter und Männer in Biberahe mit Bewilligung seiner Frau Kunigunde, seiner Kinder und anderer Erben an Rudolf von Omesa, adeligen Schöffen in Alsfeld (1259). Mit seinem Bruder Friedrich III. bezeugte er die von seinem Bruder Hermann gemachte Stiftung des Klosters Blankenau (1265) und war 1269 schon verstorben, als seine Witwe Kunigunde und ihre Kinder diesem Kloster wieder einige Güter schenkten.

Friedrich III. zu Unter-Slitese (dem jetzigen Städtchen Schlitz und der Residenz des mediatisirten Grafenhauses) ward zufolge der vorliegenden vielen Urkunden ein ausgezeichneter Mann in dieser fehdereichen Zeit. Wie schon erwähnt, tritt er als Zeuge auf in den Jahren 1263, 1264 und 1265, und selbständig, wie er in Gemeinschaft mit seiner Frau Hildegunde von Steinau, seines verstorbenen Bruders Konrad Witwe, und deren Kinder 5 Pfund Heller aus ihrer Voigtei Pforta dem Kloster Blankenau dotirte, die innerhalb zehn Jahren mit 40 Mark Silber abzulösen sind (1269).

Als nach dem Tode des Grafen Gottfried von Ziegenhain die zunehmende Habsucht des ersten hessischen Landgrafen Heinrich I. sich in Besitz eines Theiles des Landes setzen wollte, suchte die Witwe Hedwig für ihren unmündigen Sohn Gottfried Hilfe bei den zahlreichen edeln Geschlechtern, die Hessen begrenzten und gleiche Unbilden befürchteten. Friedrich von S. sagte ihr seinen Beistand zu gegen alle ihre Feinde, dafür wurde ihm eine Rente von 21 Mark Silber auf Güter zu Holzmannsfeld als Pfandschaft und ein Burggut zu Treisa von 4 Pfund Heller Renten verschrieben (1272). Friedrich, der mit seiner Frau Hildegunde nach Absterben ihres Vaters Giso von Steinau die Hälfte des Schlosses gleiches Namens erheirathet hatte, aber keinen Antheil an der Fehde zwischen diesem und dem Abte Berthous genommen, dessen Ermordung dadurch, wie auch des Schlosses Steinau Eroberung veranlaßte, schloß einen Vertrag mit dem Abte Marquard zu Fulda, daß ihm die eroberte Hälfte des Schlosses Steinau zu Lehen gegeben, unter der Bedingung, die zerstörte Hälfte des Schlosses nicht wieder herzustellen (den 1. Sept. 1287).

Auf Friedrich's Bitten befreit der Abt zu Hersfeld, Heinrich von Boineburg, das Dorf Stärklos von dem Lehensverbande, welches Friedrich den Johannitern zu Gräbenau geschenkt hatte, wahrscheinlich wegen eines seiner Söhne, der als Ordensbruder eingetreten war (1294). Friedrich hinterließ fünf Söhne: Albrecht, Domherr zu Würzburg (1287), Heinrich IV. und Simon VII., die ihre Linie fortpflanzten, Walter (1290) und den nicht mit Namen genannten Johanniterritter.

Heinrich IV. und Simon VII. besiegeln und unterschreiben mit ihren Vettern Ludwig von Schenkenwald und Simon von Blankenwald und andern fuldaischen Vasallen den Vertrag, den der Abt Heinrich zu Fulda mit ihnen aufgerichtet hatte, um die langjährigen Streitigkeiten, die in Fehden ausgeartet waren, für immer zu beseitigen. Als beiderseitige Bürgen besiegelten und unterschrieben Bertold Graf von Henneberg, Gerlach Herr zu Bruberg, Heinrich Graf zu Battenberg, Engelbert Graf zu Ziegenhain und Simon von Blankenwald (Fulda 1308 am Palmsonntage). In der Fehde zwischen dem Abte Heinrich mit dem Grafen Johann von Ziegenhain war Heinrich IV. von S., Ritter, fuldaischer Marschall 1319. Derselbe wird mit Heinrich von Stotternheim in dem Bündnisse zwischen dem Erzbischofe Heinrich von Mainz und dem Abte Heinrich zu Fulda zu Rathsmännern ernannt, wenn Klage zwischen ihren beiderseitigen Stiftsangehörigen in Thüringen und Hessen angebracht werden sollte (1338).

Mit dem Bischofe Otto und dem Hochstifte zu Würzburg schloß er ein Schutz- und Trutzbündniß, daß er in dem Stiftskriege seine Schlösser Steinau, Schlitz und Liebstein öffnen wollte, wogegen das Hochstift ihm mit

der St. Georgenbund aus dem reichsfreien Adel, Grafen und edeln Herren, womit sich der in Franken vereinigte und in Schweinfurt im J. 1402 abgeschlossen wurde; in Tyrol der Bund der Etsch (1404); in Thüringen der Fleglerbund (1413); in Westfalen der märkische Adelsverein zum wechselseitigen Schutze (1419); in der Kurmark gegen den neuen Kurfürsten von Brandenburg aus dem Hohenzollern'schen Hause. Der Kaiser Sigismund unterstützte alle diese Adelsbünde durch eine Urkunde vom 13. Sept. 1422, worin er sagt: „Da die Ritterschaft des Reiches in teutschen Landen viel Zwang erleide, indem sie von ihren Rechten verdrängt würde, so stehe ihm als Oberhaupt des Reiches zu, zu bewirken, daß der Adel bestehe und nicht zerrüttet, zerstört oder bedrängt werde, sondern vielmehr in seinem Rechte glücklich und selig bleibe. Daher gebe er des Reiches Ritterschaft volle Macht und Gewalt, sich überall in teutschen Landen mit einander zu verbinden, wie ihr dieses am besten bedünken möge."

So schloß auch der Reichsadel im Lande Buchen sich an den St. Georgenschild an. Wie vorher schon angedeutet, die Fehde der Fürsten unter sich oder mit dem Adel der Städte und endlich die Reichsfehden gegen die Hussiten hatten den teutschen Adel sowol in Anzahl als auch an Besitzungen verringert, sodaß am Ende des 15. Jahrh. aus der Ritterschaft in den Buchen mehr als 200 Geschlechter erloschen waren. Zwischen dem Abte zu Fulda und zwischen den Cognaten in der Erbfolge der erledigten Lehengüter entsprossten Streitigkeiten, die oft in Fehde ausarteten. Daher sah sich der Adel im Allgemeinen genöthigt, und die von Schlitz im Speciellen, der Fehdelust zu entsagen und um so mehr den Studien sich zuzuwenden, da in diesem Jahrhundert mehre Hochschulen errichtet wurden und man nicht erst nöthig hatte, die Appenninen zu übersteigen, um sich den Doctorhut zu holen. Die Umänderung der socialen Verhältnisse erstreckte sich fast auf alle Gegenstände, selbst auf die Taufnamen; man verließ die frühern Urnamen, neue und im Lande Buchen unbekannte traten an deren Stelle, die nach teutscher Sitte im gemeinen Leben zungenfertig gemacht und so auch urkundlich in Schriften aufgenommen wurden. Diese unteutschen Namen, welche in den Stammtafeln des Geschlechtes jetzt vorkommen, sind: Constantin verkürzt in Stamm, Eustach in Statz, Lupold in Leupert, Cyriacus in Krieches (im nördlichen Teutschlande Krake). Letzterer Name ist für die Etymologen interessant, da man damals den Namen Cyriacus richtiger aussprach als jetzt, wo er Zier lautet. Die Gewohnheit der untern Stände, die Taufnamen bis zur Unkenntlichkeit zu verstümmeln, dauert in den Buchen noch fort, z. B. Hironymus in Krummes, Theobald in Deubel, Simplicius in Blitz, Tielmann in Döll &c. Abgesehen vom Christusglauben, dem Täuflinge den Namen eines Heiligen als dessen Schutzpatron beizulegen, behielt man dennoch theilweise die heidnischen Namen bei. Und in den mir vorliegenden Stammtafeln der Adelsgeschlechter in Buchen findet sich keiner, der den Taufnamen Bonifacius oder Simplicius geführt habe, obgleich der eine Stifter und der andere Schutzpatron dieses Stiftes war, dem man zu Ehren Kirchen erbaute und im 15. Jahrh. den Namen einem von dem Abte Johann zu Fulda gestifteten Ritterorden gab (1492), selbst Simon XI. von Schlitz genannt von Görtz mit drei andern des buchischen Adels zu den Vorstehern des Ordens vom Abte gewählt wurden. Sonach ist der Name Constantin und Cyriacus nur bei denen von Schlitz und in keinem andern Geschlechte früher oder später üblich gewesen.

Simon hinterließ eine zahlreiche Nachkommenschaft, sechs Söhne: Cyriacus II., Constantin II., Georg und Simon XIII.; auch zwei Töchter: Katharina, an Konrad von Herda zu Brandenburg verehelicht, und Dorothea, Klosterfrau zu Blankenau (1458).

Cyriacus II. (Kirges) war schon früher als der Vater mit Hinterlassung von Nachkommen gestorben, daher erscheint Otto, der sich Drost der Grafschaft Ziegenhain nennt und einen Vergleich zwischen dem Grafen Johann von Ziegenhain und seinem Schwager Reinhard von Haun zu Haun abschließt. Letzterer verspricht in der Fehde gegen die von der Tann und von Buchenau dem Grafen beizustehen und seine Schlösser Burghaun und Haurek zu öffnen, wogegen der Graf ihn mit einem Gute zu Kirchheim belehnt und dasselbe als Burgmann zu Schwarzenborn zu verdienen (1436). Als der Graf Johann, der letzte seines Geschlechtes, den Landgrafen Ludwig von Hessen die Erbfolge in seinen Ländern Ziegenhain und Niddo zugesagt, auch der Abt Hermann von Fulda demselben einen Lehenbrief ertheilt und der Landgraf mit Bewilligung des Grafen die Huldigung der Burgmänner und Bürger der Stadt Niddo angenommen, so stellte auch Otto von Görtz als des Grafen erster Rath und Drost dem Landgrafen Ludwig einen Revers dahin aus, daß er nach dem Tode des Grafen Johann alle die Einigungen und Verschreibungen, die er hatte abschließen helfen, weder mit Worten und Werken in geistlicher und weltlicher Weise zu verhindern suche (1443). Einige Jahre früher hatte Otto und sein Bruder Heinrich VII. und ihre Ehefrauen, beide Margaretha genannt, die von denen von Hattenbach pfandweise besessenen Burglehen im Schlosse Hattenbach nebst allen andern Pfandgütern in Aula, Mengerskirchen, Kirspenhausen, Kirchheim, Jossa und andere um mehr als 4000 Gulden an den Abt Konrad von Hersfeld verkauft (1440). Nach dem Tode seines Vaters ward er als ältester des Geschlechtes mit Schloß und Herrschaft Schlitz von Fulda belehnt (1458) und starb 1472, ohne Kinder von seiner Frau Margaretha von Haun, wie der Stammbaum besagt, zu hinterlassen.

Heinrich VII., mit Margaretha Meisebuch verehelicht, aus deren Ehe zwei Söhne, Johann und Werner, und drei Töchter, Katharina, Kunigunde und Maria, welche Konrad von Weitershausen, Philipp von Schwalbach und Albrecht von Ebersberg genannt Weyhers zu ihren Eheweibern erkiesen, geboren wurden, war durch seinen Sohn Johann, fuldaischen Amtmann zu Hommelburg (1456), eine Linie entstanden, die aber mit dessen Enkel Johann III. schon am Ausgange des Jahrhunderts erlosch.

Von Simon's zwei jüngern Söhnen, Georg und

Simon XII., und zwei Töchtern, Margaretha und Eva, vermählt mit Heinrich von Rüdicsheim und Hans von Boineburg, zufolge der Stammtafel, findet sich Nichts weiter aufgezeichnet.

Constantin II. (Stamm), der dritte Sohn von Simon XII., führte das Geschlecht mit Katharina von Thüngen dauerhaft fort mit zwei Söhnen, Simon XIII. und Ludwig II.; von den Töchtern wird Lucie, Aebtissin zu Kreuzburg an der Werra (1476), und Anna, die Ehefrau von Volpert Schenk zu Schweinsberg, genannt. Constantin II. war der erste, der nach Absterben des letzten Grafen Johann von Ziegenhain mit dem Amte eines fuldaischen Erbmarschalls von Neuem vom Abte Reinhard Grafen von Weilnau beliehen wurde (1473). Wahrscheinlich durch Simon's Bruder Otto hatten die Unterhandlungen mit den Aebten zu Fulda nach dem Wunsche des Grafen Johann dahin geleitet, dem Landgrafen Ludwig zu Hessen die eröffneten fuldaischen Lehen zu übertragen; dagegen versprach er dem Stifte, es gegen alle seine Feinde zu vertheidigen (1461) und sich die Vergünstigung erbeten, daß die erloschene Erbmarschallswürde auf Simon, seinen Bruder, übergehe. Ein fuldaischer oder vielmehr hessischer Lehenbrief über das Erbmarschallamt ist mir unbekannt geblieben.

Constantin, der in allen den Urkunden unter dem Namen „Stamm" vorkommt, war nicht allein bei dem Abte Reinhard, sondern auch bei dessen Nachfolger, dem Abte Johann, einem Grafen von Henneberg, in großem Ansehen und bekleidete auch bei diesem die Stelle eines heimlichen Rathes, daher ihm auch nach Aussterben des Geschlechtes Sparwasser dessen Lehen, wie auch die Erbburgmannschaft das Schlosses Schildeck und der Stadt Brückenau übertragen wurde (1480). Constantin hatte auch die Verträge abgeschlossen mit dem Grafen Wilhelm von Henneberg (1465), wie auch mit dem Herzoge Wilhelm von Sachsen, daß, wenn sie in Fehden geriethen, gegenseitig sich schützen und schirmen wollten, dagegen dem Herzoge die Oeffnung der fuldaischen Städte und Schlösser bewilligt ward (1466). Auch in der Fehde des Abtes Reinhard mit denen von Riedesel, Wallenstein und von Buchenau, die durch den Landgrafen Ludwig mit mehr als 1000 Reisigen und noch einmal so viel zu Fuß unterstützt wurden, sodaß bis zur Stadt Fulda die Dörfer verbrannt und die Stadt Geisa und das Schloß Rockenstuhl eingenommen, hatte Constantin (Stamm von S.) auf Seiten des Abtes Reinhard dem Landgrafen Ludwig von Hessen einen Fehdebrief gesandt, weswegen auch Schlitz geplündert wurde und auf Ansuchen des Landgrafen Heinrich von Hessen söhnte sich Landgraf Ludwig mit Stamm aus (1467). Der Herzog Wilhelm zu Sachsen suchte einen Stillstand zwischen ihm und Fulda herbeizuführen, der aber vom Landgrafen Ludwig von Hessen um so weniger angenommen wurde, weil er als Nachfolger der Grafen von Ziegenhain Ansprüche machte auf alle die ehemaligen voigteilichen Gerechtsame an Fulda, die aber schon vor mehr als 150 Jahren käuflich an das Stift überlassen waren.

Constantin im Namen des buchischen Adels suchte den alten Abt Reinhard zu überzeugen, daß, um Widerstand gegen Hessen mit Erfolg zu leisten, ein Coadjutor zu wählen und in der Person des jungen Capitulars Johann Grafen von Henneberg und dessen Bruder, Grafen Wilhelm, zur Uebernahme der Stelle eines Stiftshauptmanns zu bewegen sei, damit durch dessen Unterstützung kräftig geführt der Krieg zum Vortheil gesühnt werde. Alle Hindernisse wurden endlich beseitigt, beide Grafen entschlossen sich, die Coadjutors- und Stiftshauptmannswahl zu Fulda anzunehmen, welcher Vertrag Montag nach dem neuen Jahre 1469 abgeschlossen und einige Monate darauf der Fehdebrief vom Stiftshauptmanne im Namen des Coadjutors Johann an L. Ludwig abgesendet wurde. In dieser Zeit entstand eine Fehde zwischen Willibald von Thüngen Herr zum Reusenberg und Karl von Grumbach zu Burg Grumbach gegen den Abt Johann zu Fulda. Nachdem sie einige Zeit gedauert und sie gegenseitig Gefangene gemacht, so ersuchte der Abt Johann den Bischof Lorenz zu Würzburg, zwischen ihm und dessen Vasallen eine Sühne zu stiften, indem ihm des Bischofs Urtheilsspruch genehm sei und sendete zu dem Ende den Erbmarschall Simon XI. von Görtz und seinen Kanzler, den Chorherrn zu Aschaffenburg, Reinhard Schenk, nach Würzburg; beiden Theilen wurde aufgelegt, ihre Gefangenen ohne Entgeld in die Hände des Bischofs zu liefern und der thüngische Knecht Peter West und der fuldaische Knecht Hans Spon verpflichtet, sich vor die dazu beauftragten Räthe zu stellen, welche das Urtheil zu fällen hätten (1475). Wahrscheinlich hatte der thüngische Unterthan sein Recht gegen den fuldaischen gesucht und nicht erhalten, weswegen sich sein Herr Willibald von Thüngen der Sache angenommen und als dessen Ansuchen vom Abte zu Fulda oder seinen Räthen nicht willfahrtet, den Fehdebrief abgesendet.

Aus sechs bis acht Sühneverträgen, die mir vorliegen gegen die Aebte Reinhard und Johann von Fulda, ist zu entnehmen, daß diejenigen sich selbst Recht durch Ansagen der Fehde nehmen mußten, um zu ihren Forderungen, z. B. den Geldsummen für die mit Gewalt ihnen genommenen Pfandgegenstände oder die Vorenthaltung der Erbburgmannsgüter, die nach fuldaischem Lehenrechte und Gewohnheit nach Erlöschung des Mannsstammes auf die Töchter oder deren Ehemänner überzugehen hatten, zu gelangen. Daß aber, wie immer bei einem Kriege, die feindlichen Dörfer geplündert, beraubt, verbrannt und diejenigen, die sich in ihrem Besitze vertheidigten, verwundet wurden oder das Leben verloren, ist bis jetzt noch der Fall.

Der Unschuldige muß die Schuld seines Herrn im Kriege büßen. Die Chronisten, welche die Begebenheiten ihrer Zeit aufzeichneten, was im 15. Jahrh. noch von den Stiftsgeistlichen geschah, über den Raub, Brand und Todtschlag im Allgemeinen, nannten sie Raubritter, verschwiegen aber aus Gunst ihrer geistlichen oder weltlichen Herren die Ursache, warum dieses geschah. Selbst die Sühneverträge sind dunkel abgefaßt, erwähnen selten den Gegenstand und bestimmen nur, daß die Gefangenen frei gelassen werden sollten. Urfehde schwören, sich nicht rächen zu wollen und Bürgen dafür zu stellen, mußte ein Jeder, der seiner Ge-

fangenschaft entledigt war, Edler oder Knecht. Das eroberte Schloß oder die Burg mußte wieder zurückgegeben werden unter der Bedingung, das Allod als ein Lehen zu nehmen oder die Oeffnung zu gestatten und Besatzung einzunehmen, wenn man mit Krieg überzogen würde. Der schwächere Theil der Gedrückten suchte im Bündnisse mit Andern durch Fehdebriefe gegen den Urheber desselben sich schadlos zu halten, indem er in dessen Land einfiel, um Gefangene zu bekommen.

Wie die Aebte von Fulda verfuhren gegen ihre Vasallen oder gegen andere von Adel, die ihnen Geld vorgestreckt hatten, so in einem noch weit größern Maßstabe die mächtigen Kirchen- und weltlichen Fürsten. Die Sühneverträge, welche dem Verfasser vorliegen über sein Geschlecht mit den Erzbischöfen von Mainz, Herzogen von der Leine (Braunschweig), Markgrafen von Meißen, den Landgrafen von Hessen und den Fürsten und Grafen von Henneberg im 14. und 15. Jahrh., liefern ferner den Beweis, daß alle die Fehden der Boineburge aus dem oben Angeführten ihren Ursprung hatten.

Es entstanden durch die Fehden Unsicherheit der Straßen, sodaß Handel und Wandel stockte, die Fluren verheert und die Dörfer geplündert wurden, und wenn auch die Fürsten Sieger blieben, hielten sie es doch nicht für räthlich, sich in einen Vergleich mit ihnen einzulassen und von ihrem ungerechten Vorhaben theilweise abzustehen. Der Boineburgische Burgfrieden, aufgerichtet im J. 1430, enthält das eidliche Versprechen, daß keiner von ihnen eine Fehde mit jenen Fürsten anzufangen habe, bevor nicht ein gemeinschaftlicher Beschluß gefaßt und durch Vermittelung anderer fürstlicher Freunde Sühne versucht worden sei. Mit dem Friedensvertrage zwischen Johann II. von Görtz und dem Abte Johann zu Fulda wegen Ansprüche letzterer an Schloß und Thurm Schlitz, dessen Antheil nach Johann's Tode an Simon XI. von Görtz und Ludwig, dessen Bruders Kinder, beide Ritter, vererbt, wurde die Fehde durch Wilhelm den Mittlern zu Hessen beigelegt, indem Fulda seiner Ansprüche entsagte (1493).

Der Abt von Fulda nahm wol wahr, wie am Ende des Jahrhunderts durch die unaufhörlichen Fehden ein großer Theil seiner Vasallen geblieben, ihre Geschlechter erloschen, dadurch ihre Zahl sich verringert und bedeutender Ausfall der Reisigen die Folge davon war. Zu gleicher Zeit hatte der buchische Adel sich dem Bündnisse des Georgenschildes in Franken und Schwaben angeschlossen und dem Abte die thätige Hilfe versagt, wenn er gegen Einen von den Bundesgenossen in Zwiespalt gekommen war. Der Abt glaubte den Bund zwischen ihm und seinen Vasallen durch Errichtung eines Ritterordens unter dem Namen und Schutze des Ritters St. Simplicius, einer der Stiftspatrone zu Fulda, fester zu verknüpfen, wie sein Bruder, der Fürst Wilhelm von Henneberg, 30 Jahre früher aus der nämlichen Ursache den Ritterorden zum heiligen Christoverus gestiftet.

Der Abt sagt in dem Stiftungsbriefe, „daß er nach gehabtem Rath der Dechantes und Capitel und der Gestrengen und Vesten aus den Geschlechtern in den Buchen zum Wohle des Stiftes und zum Seelenheile derer, die in des Ritters St. Simplicius Gesellschaft eintreten würden, dasselbe in Schutz nähme." Und ernannte zu den Vorstehern des Ordens vier vom Adel: Simon XIII. von Schlitz genannt von Görtz, Erbmarschall Hans von Ebersberg genannt Weyhers, Walther von Morle genannt Behm und Kaspar von Buchenau (1492). Keine Urkunden haben sich erhalten, woraus zu ersehen wäre, ob der buchische Adel die goldene oder silberne Medaille mit dem Bilde des heiligen Simplicius angenommen und der Orden scheint 30 Jahre später durch die Reformation, als sich der buchische Adel und die Städte größtentheils zur gereinigten Lehre der Christusreligion seit 1525 bekannte, erloschen zu sein.

Der Zweck ist nicht erreicht worden, da der buchische Reichsadel zufolge des kaiserlichen Privilegiums mit dem Rittercanton Rhön-Werra als ein besonderes Quartier sich vereinigt hatte (1510). Somit war außer dem Lehenverbande jede Obliegenheit mit dem Stifte Fulda aufgelöst.

Der Erbmarschall Simon von Schlitz erhielt vom Abte Johann mit Albrecht von Trübenbach, Simon von Schenkwald und Simon von Merlau den Auftrag, die Ganerben von Haun zu Schloß Haun, die mit gewappneter Hand gegen einander sich gestellt hatten, laut des Burgfriedens, den der Abt mit ihnen als Mitgliedern der Ganerbschaft abgeschlossen hatte, zu vergleichen (1497).

Nach Johann's II. von Schlitz genannt Görtz Tode wurde Simon XIII. und sein Bruder Ludwig II. mit dessen Antheil an Schloß und Burg Schlitz beliehen (1494); zwischen 1501 und 1505 scheint Simon gestorben zu sein, weil seine Söhne Werner III., Simon XIV. und Friedrich im J. 1505 zum ersten Male im Lehenbriefe aufgeführt werden. Ludwig I. war aber schon früher gestorben und hatte von Guda Klüppel von Elkershausen einen Sohn Constantin III. (Stamm), der im J. 1505 belehnt wurde und eine Tochter Guda, mit Simon von Doringenberg (Dörnberg) verehelicht (1515), dessen Schwester Margaretha zur Frau hatte.

Stamm III. wurde von der Ritterschaft in Buchen mit drei andern als Beisitzer nebst dem Obmanne Konrad von Mansbach, Ritter, erwählt, in der Einigung sich gegenseitig zu schützen, wenn sie von Fürsten, Grafen und Herren angegriffen und mit Fehden überzogen würden, mit dem Verbote, daß keiner aus ihr ohne ihre Genehmigung sich in eine Fehde einzulassen, wenn er Hilfe von der Gemeinschaft zu erwarten habe (1536). Mit dessen Sohne Neidhard, der mit Justina Schenk von Schweinsberg in kinderloser Ehe lebte, erlosch diese Nebenlinie und die Vettern verglichen sich in Ansehung der Lehen mit den hinterlassenen Schwestern, Barbara, die Ehefrau Kilian's von Eberstein, Anna, Margaretha und Dorothea. Simon hinterließ drei Söhne, Werner III., Simon XIII. und Friedrich IX. und zwei Schwestern, Margaretha, mit dem Erbmarschalle von Hessen Theodor Riedesel von Eisenbach vermählt (1531) und Dorothea, Aebtissin des Klosters Wechtenswinkel, welche sieben Jahre diese Stelle bekleidete und im J. 1548 starb. Im näm-

lichen Jahre hatte auch Werner das Zeitliche gesegnet, seine Witwe Margaretha von der Tann und zwei Töchter, Elisabeth mit Wilhelm von und zu Schachlen, Feldmarschall des Landgrafen Philipp von Hessen und Margaretha, mit Georg von und zu Malsburg verehelicht, hinterlassen; Simon XIII. unterschreibt im J. 1510 die vorher erwähnte Einigung des buchischen Reichsadels und starb unverheirathet (1548).

Friedrich IX., der jüngste Sohn, war nach 1548 der Einzige, der am Leben geblieben war, auf dem die Erhaltung des Geschlechtes beruhte, und ist als Stammvater aller der Linien, die aus seiner im J. 1529 geschlossenen ehelichen Verbindung mit Katharina, der dritten Tochter des Landhofmeisters von Hessen, Ludwig von Boineburg zu Lengsfeld, und Mechtilde von Herda entsprossen sind, zu betrachten. Er war der dritte fuldaische Erbmarschall, indem seine beiden ältern Brüder diesen Titel nicht führten. In den Stammtafeln des Geschlechtes wird dessen Todesjahr 1560 angemerkt und ihre gegebenen Kinder, drei Söhne, Johann IV., Simon XV. und Eustach I., wie auch zwei Töchter, Margaretha und Barbara, verehelicht mit Johann Schade von Leopoldsleben und Heinrich von Bülzingsleben. Die Söhne waren alle verheirathet, doch nur Simon XV. und Eustach I. erhielten Nachkommenschaft; die Ehe von Johann, ob er gleich zweimal mit Agnes von Dalwig zu Schaumburg und Margaretha von Doringenberg ein Ehebündniß geschlossen hatte, blieb kinderlos.

Simon XV., der vierte Erbmarschall zu Fulda, hinterließ von Maria von Ebersberg genannt Weyhers drei Söhne: Johann V., Heinrich und Ludwig III.; sie wurden 1570 mit ihrem Antheile an Schloß und Stadt Schlitz von Fulda belehnt und Johann unterschreibt den Einigungsvertrag zwischen dem buchischen Reichsadel und dem Canton Rhön und Werra, von nun an als ein besonderes Quartier zufolge kaiserlichen Mandats einverleibt zu sein (1576). Auch ein Georg von Schlitz genannt von Görtz unterschreibt diesen Vertrag, ein Name, der aber in der Stammtafel nicht vorkommt. Von den Brüdern war nur Ludwig III. mit Katharina von Gilsa verehelicht, mit deren Nachkommenschaft, Heinrich Eustach und dessen Schwester, diese Linie erlosch (1603).

Eustach I. (Statz), der jüngste Sohn Friedrich's und der Katharina von Boineburg, der fünfte Erbmarschall nach dem Absterben seines Bruders Simon, trat in die rühmlichen Fußtapfen seines Großvaters Simon. Er hatte auf italienischen und teutschen Hochschulen den Wissenschaften obgelegen und ward daher einer von den Erwählten des buchischen Adels, der in den Verhandlungen mit den Aebten zu Fulda und dem Canton Rhön und Werra als Bevollmächtigter heimgesandt wurde, z. B. wegen der von Kaiser und Reich ausgeschriebenen Türkenkriegssteuer (1566). Auch zu einem der Statthalter des Stiftes Fulda ward er ernannt, als Abt Balthasar zu Fulda mit Gewalt und Hilfe der Jesuiten in den fuldaischen Städten den protestantischen Gottesdienst und die Ehe zwischen beiden Religionsparteien verbot, weswegen der Abt mit Zustimmung des Domcapitels und eines Theils des buchischen Adels gezwungen wurde, seine Regierung niederzulegen und als Exulant 26 Jahre in Mainz zu leben (1576). Nach einigen Jahren legte Eustach I. diese Stelle nieder, indem der Bischof Julius zu Würzburg seiner Verdienste halber ihn zum Rath und Oberhofmeister ernannte und das Oberamt Neustadt an der Saale ihm überantwortete (1583). Er wurde vom Bischofe Julius bis an seinen Tod (1598) vorzüglich in diplomatischen Verhandlungen mit den herzoglich sächsischen Häusern, Hessen-Darmstadt und den fränkischen Grafen verwendet, daher sein Name in den Verträgen öfters vorkommt. Aus seiner Ehe mit Agnes von der Haas wurden ihm vier Kinder geboren; die Töchter: Anna und Agnes mit Wolfgang Dietrich von Buchenau und J. Christoph von Bülzingsleben verehelicht; die Söhne: Eustach II. (Johann) und Wilhelm Balthasar I. Er war, wie sein Vater und seine Voreltern, nicht zu der neuen Lehre übergetreten, daher erhielt er eine Präbende im Domstifte zu Würzburg (1589), auf die er aber resignirt (1603), mit Anna Clara von Malsburg ein Ehebündniß schloß und nach deren baldigem Tode ein gleiches mit Anna Maria von Berlepsch; aus beiden Ehen erhielt er Nachkommenschaft, einen Sohn, Johann Christoph, und vier Töchter, die, wie die Stammtafel besagt, verehelicht waren.

Johann Christoph kommt als Deputirter vor in den Vergleichen (Recessen), welche der buchische Reichsadel mit dem Canton Rhön und Werra einging (1656. 1660). Zufolge der Stammtafel verheirathet er sich 1621 mit Helene Elisabeth von der Malsburg, aus deren Ehe drei Söhne und vier Töchter entsprossen waren, welche aber im jugendlichen Alter starben, und mit ihnen endigte diese Nebenlinie.

Wilhelm Balthasar I. war der älteste Sohn von Eustach I. und wie sein Bruder als Domherr zu Würzburg aufgenommen (1579), überließ jedoch die Präbende seinem Bruder und begab sich als Rath in den Dienst des Erzbischofs von Mainz und bekleidete zugleich die Stelle eines Oberamtmanns (1631). Er unterschrieb in den Jahren 1608 und 1610 die Vereinigungsrecesse des buchischen Adels mit dem Rittercanton Rhön und Werra. Aus der Ehe mit Margaretha Riedesel hinterließ er eine zahlreiche Nachkommenschaft, sechs Söhne und vier Töchter, die bis auf Bertha, welche sich mit Ludwig Rudolf von Schwarz verheirathete, unverehelicht blieben; Hermann Eustach, Adolf, Heinrich, Johann Volpert, Otto Hermann und Georg Sittig I. Diese letztern drei wurden Stammväter ebenso vieler Linien. Der älteste, Eustach III. (Hermann), dessen Namensunterschrift in einem ritterschaftlichen Recesse 1656 vorkommt, beschloß sein Leben als Amtshauptmann von Coburg. Friedrich Wilhelm verlor dasselbe als kaiserlicher Oberstwachtmeister während des 30jährigen Krieges.

Georg Sittig I., kaiserlicher Oberstlieutenant, wurde mit seinen Brüdern 1639 mit dem Schlosse und der Herrschaft Schlitz beliehen. In den buchischen und rhön-werraischen Recessen in den Jahren 1651, wo er die Kriegsdienste verlassen, bis 1677 unterzeichnet er die-

selben. Gegen ihn und seinen Bruder Otto Hermann wurde eine kaiserliche Commission erbeten, da er sich weigerte, die auf seinen Güterantheil ausgeworfene Kriegssteuer zu zahlen (1656). Durch seine Ehefrau Eva Magdalena Senft von Sulburg war er Gründer einer Nebenlinie mit einem Sohne, Gustav Friedrich (geb. 1674), verheirathet mit Barbara Johanna von Streitberg. Er starb aber schon 1704, nachdem vor ihm seine zwei Söhne und eine Tochter gestorben; nur Eva Sophie überlebte ihn, die Ehefrau von Georg Wilhelm von Spessart zu Umsleben, braunschweigischer geheimer Rath. Otto Hartmann wird in dem fuldaischen Lehenbriefe vom Jahre 1639 genannt. Er und sein älterer Bruder Johann Volpert I. hatte auf in- und ausländischen Universitäten, in Frankreich und Holland, den Wissenschaften obgelegen und nach deren Vollendung Frankreich, die Niederlande und England bereist, um nach damaliger Sitte an fürstlichen Höfen Zutritt, d. h. Anstellung zu erhalten. Diese fand er an dem Hofe des Landgrafen Georg von Hessen-Darmstadt, wo er nach Beendigung des 30jährigen Krieges als Rath und Kammerjunker eintrat, bald aber in Staatsgeschäften einen solchen Scharfsinn bewies, daß er mit dem Range eines wirklichen Geheimrathes die Stelle eines Statthalters der hessischen Lande bis an seinen Tod (1670) bekleidete. Aus seiner Ehe mit Hedwig Margaretha von Canstein blühten ihm drei Söhne und die Töchter Anna Eleonore, mit Hilmar von Münchhausen, und Sophie Louise, mit Johann Burkard von Carben verehelicht. Von den Söhnen Otto Hartmann's (gest. 1702) pflanzten Philipp Friedrich und Georg Ludwig Sittig ihr Geschlecht fort. Dieser hatte die militairische Laufbahn ergriffen und im hessen-casselschen Dienste sich bis zum Generalmajor, Oberst eines Regiments zu Fuß emporgeschwungen. Seine tapfere Vertheidigung der Festung Rheinfeld gegen die Franzosen unter dem Marschall de camp, Grafen Tallard, wird in dem Kriegsberichte rühmlichst erwähnt (vom 2. Jan. 1693). Er starb Ausgangs des 17. Jahrh. mit einer von Maria Katharina von Künsberg hinterlassenen Tochter, Maria Friederika (geb. 1696), verehelicht, welche mit ihrem Vetter, dem vom Kaiser Karl VI. in den Grafenstand erhobenen Reichsfreiherrn Johann von Schlitz genannt von Görtz, 1717, verheirathet war.

Philipp Friedrich (geb. 1629, gest. 1696) hatte ebenfalls auf Universitäten eine wissenschaftliche Bildung erhalten und Frankreich und die Niederlande bereist. In seinem 20. Lebensjahre (1649) wurde er im Canton Rhön-Werra immatriculirt, erhielt frühzeitig eine Präbende im Hochstifte Halberstadt und bekleidete die Stelle eines Vicedom und Landesdirectors dieses Fürstenthums. Seine Geistesgaben hatte er, verbunden mit einer wirksamen Thätigkeit, als Mitglied des buchischen Quartiers, zu dessen Ritterrath er später erwählt wurde, seit 1650 bis an seinen Tod energisch bewiesen. Durch seine Beharrlichkeit siegte er in den Streitigkeiten mit der Ritterhauptmannschaft des Cantons Rhön und Werra, welche das verbriefte Recht und die Freiheit des buchischen Reichsadels nach seiner Vereinigung dahin ausdehnen wollte, die Steuerquote für das buchische Quartier allein zu bestimmen und zur Mitbezahlung älterer Schulden, welche die drei andern Quartiere des Cantons bewirkt hatten. Diese Verweigerung des Zahlens hatte freilich zur Folge, daß auf Anrufen des Cantons ein kaiserliches Mandat erlassen wurde (1653), durch eine ernannte Commission diese Irrungen zu untersuchen und wo möglich zu beseitigen. Obgleich sein Vetter, der Ritterhauptmann Johann Volpert von Schlitz genannt von Görtz, an der Spitze stand und mit Hilfe der vom Herzoge von Sachsen-Coburg erbetenen 200 Mann Soldaten die durch diesen Streit rückständig gebliebenen laufenden Steuern sogar aus ihrer gemeinschaftlichen Herrschaft Schlitz beitreiben ließ (1688), so ward durch die Commission auf Philipp Friedrich's Anhalten festgesetzt, daß in Zukunft die Ausgaben eines jeden Quartiers unter sich durch Steuern aufzubringen und nur in Gemeinschaft dasjenige aufzubringen, was zur Erhaltung des ganzen ritterschaftlichen Corpus nöthig sei. Seine unermüdeten Bestrebungen, den Status quo der Reichsritterschaft immer mehr zu befestigen und zu vervollkommnen, erhob ihn durch einstimmige Wahl zum Ritterhauptmann des Cantons (1694), aber schon im folgenden Jahre schloß der Tod plötzlich seine rastlose Thätigkeit, wo er eben vom Kaiser Leopold I. das Reichsfreiherrndiplom für das ganze Geschlecht erhalten hatte (am 24. Aug. 1694). Von seinen beiden Ehefrauen, Juliane von Minningrode und nach ihrem Tode von Sophie von Ilken, die er 1688 im 59. Jahre heirathete, wurden ihm sechs Söhne und von letzterer eine Tochter, Margaretha Eleonore, geboren (1693), die 1718 mit Georg Ludwig von Ebersberg genannt von Weyhers, Herr zu Hersfeld, kaiserlicher Rath-, Ritterrath und Truhenmeister des Cantons Rhön und Werra, in die Ehe trat. Dieses veranlaßte ihn, wahrscheinlich gegen eine Abfindungssumme, seinen Güterantheil an die Vettern abzutreten. Von den Söhnen erreichten vier das männliche Alter; Philipp Wilhelm blieb als hessischer Hauptmann in Flandern (1703); Eustach III., kaiserlicher Oberstwachtmeister und Generaladjutant, blieb bei der Belagerung von Turin (1706); Otto Friedrich starb als holstein-gottorpischer Oberstlieutenant der Garde. Aus seiner Ehe mit Anna von Regendank ward ihm eine Tochter, Friederike, die mit Detlev von Ranzau verehelicht, und zwei Söhne, Georg Heinrich II. und Christian August, geboren. Letzterer erzeugte mit Adelheid von Ahlefeld einen Sohn, Georg Heinrich IV., dessen Nachkommen noch in Oberschlesien begütert sind, von denen mir aber alle Kenntniß mangelt. Nach der königl. preußischen Rang- und Stammliste lebte 1813 ein Oberst und Remonteninspecteur, dessen Söhne oder Enkel das Gut Godow im Kreise Rybeck besitzen.

Der vierte und jüngste Sohn von Philipp Friedrich war Georg Heinrich I., der durch seine Verdienste als Staatsminister beim König Karl XII. von Schweden unausgesetzt bemüht war, alle erdenklichen Hilfsquellen zu öffnen, um durch Fortsetzung des Krieges einen vortheilhaften Frieden herbeizuführen und wie durch seinen Tod hat er auch in den Annalen der europäischen Ge-

schichte eine traurige Berühmtheit erlangt. Sowol seine durch Schulen und Reisen erworbenen Kenntnisse und Bildung, verbunden mit einem energischen Charakter, brachten ihn frühzeitig an den Hof des Herzogs Christian August von Holstein, Bischofs zu Lübeck, wo er in kurzer Zeit sich zum Geheimerath und Obermarschall emporschwang. Von diesem Fürsten zum König Karl XII. von Schweden gesendet, als er 1706 mit seiner Armee siegreich in Sachsen einrückte und den Frieden von Altranstädt dictirte (1706), nahm er mit Freuden dessen Anerbieten, in seine Dienste zu treten, an, indem ihm ein größerer Wirkungskreis in Aussicht stand. Er ward von jetzt an ein beständiger Begleiter des Königs bis in die Türkei. Hier wurde er von Karl XII. nach Constantinopel gesandt (1709), um den Sultan zum Krieg gegen Rußland zu bestimmen, was ihm auch gelang. Nach der unglücklichen Schlacht von Pultawa (1711) theilte er die fernern Schicksale des Königs und wurde nochmals zum türkischen Kaiser gesendet, den von ihm gewünschten Entschluß der Abreise des Königs anzuzeigen. Er war einer der zwei Begleiter, welche die Courierreise zu Pferde durch Ungarn und Teutschland Tag und Nacht in solcher Eile fortsetzten, daß er nicht mehr im Stande war, zu folgen (1714). Doch bald war Georg Heinrich von Görtz wieder bei dem Könige in Stralsund, welches sich endlich nach einer tapfern Vertheidigung, selbst unter Anleitung des Königs, an die Alliirten ergeben mußte (den 22. Nov. 1715), worauf er den König nach Lund in Schonen begleitete. Georg Heinrich's kühne, aber geistreiche Entwürfe, der Lage des schwedischen Monarchen angemessen, fetteten Karl XII. besonders an ihn. Nach seinem Rathe sollte der König Peter den Großen durch bedeutende Abtretungen für Schweden gewinnen, sich Norwegen bemächtigen und von dort aus in Schottland landen, um Georg I. zu entfernen, der sich gegen Karl erklärt hatte. Görtz eröffnete Hilfsquellen zur Fortsetzung des Krieges und unterhandelte auf Aland mit dem Bevollmächtigten des Zars, dessen Zustimmung erfolgte. Georg Heinrich wurde darauf als Gesandter nach dem Haag gesendet, um nicht allein ein Bündniß mit der Republik, sondern auch ein Geldgeschäft für Schweden abzuschließen, dem Nichts mehr als dieses fehlte. Die aufgefangenen Briefe zwischen ihm und dem schwedischen Gesandten in London, dem Grafen von Gollenburg, worin er diesem die Pläne mittheilte, um den Prätendenten nach Schottland zu führen, brachte ihn auf Ansuchen des englischen Hofes während seines Aufenthaltes in Arnheim in gefängliche Haft, die aber nach wenigen Monaten wegen anderer diplomatischer Gründe, indem der König ihn zurückrief, aufgehoben wurde. Eine Unterredung, die er bald darauf mit dem Zar Peter in Loo hatte, veranlaßte die Fortsetzung der angefangenen Unterhandlungen und den Entwurf eines Friedens, welcher damals schon das Königreich Norwegen, das größtentheils schon erobert, unter Schwedens Herrschaft gebracht haben würde, wenn nicht Karl XII. bei der Belagerung von Friedrichshall, während er sich im Laufgraben an die Brustwehr gelehnt, von einer Falkonetkugel, von einem seiner Adjutanten, Seguier, einer der Mitverschworenen, abgeschossen, getödtet worden wäre (den 30. Nov. 1718). Während dieses unerwarteten Ereignisses befand sich Georg Heinrich auf Aland, mit dem Abschlusse des besagten Friedens beauftragt, wo er auf seiner Rückreise auf Befehl der Thronfolgerin Prinzessin Ulrike, Schwester des ermordeten Königs, in Haft genommen, nach Stockholm gebracht und von einer Commission verurtheilt wurde. Werkzeuge der rachsüchtigen Thronfolgerin und einer Camarilla aus dem schwedischen Ritterstande, hatten sie aus Haß gegen diese ausländischen Minister, da er wenigstens kein Franzose war, seinen Tod schon im Voraus beschlossen, eine Verurtheilung von Oben, die in unserem aufgeklärten 19. Jahrh. nicht mehr stattfindet, dagegen tritt von Unten die Volksjustiz jetzt an deren Stelle, wo ohne Anklage derjenige, der den Haß des Pöbels sich zugezogen hat, oder vielmehr einer Ultrapartei, durch Geld oder Berauschung bestochen, den kurzen Proceß, wie man ehemals eine solche Procedur nannte, noch kürzer macht.

Die Anklage besagte: er habe den König Karl dem Senate und allen Collegien verhaßt gemacht, ihn zu verderblichen Unternehmungen verleitet, besonders zu dem Einfalle in Norwegen, schlechte Münze eingeführt und die ihm anvertrauten Summen übel verwaltet. Ohne auf seine Entgegnungen zu achten, ward er verurtheilt und am 28. Februar 1719, Andere behaupten am 8. März, enthauptet. Einige Stunden vor seinem Tode machte er sein Testament, worin er seinem Bruder, dem holsteinischen Oberstlieutenant Otto Heinrich, eine jährliche Rente auf seine erworbenen Güter bestimmt; die Güter selbst seinem einzigen Sohne Georg Heinrich II. und jeder seiner beiden Töchter, die ihm von seiner Gattin Christiana Magdalena von Reventlau geboren, 100,000 Gulden vermachte. Auch seine Grabschrift lautet: **Mors regis, fides in regem, est mors mea.** Sein Körper wurde auf dem Executionsplatze eingescharrt, aber nach Ansuchen seines Bruders ausgegraben und auf seine Güter nach Teutschland zur Bestattung gebracht. Die Zeitgenossen erkannten ihn für einen Mann mit Energie und andern lobenswerthen Fähigkeiten begabt, vorzüglich in diplomatischen Verhandlungen und im Finanzwesen bewandert; vertraut mit den Sprachen der alten Classiker, die er nicht allein redete und schrieb, wie auch mit drei europäischen Sprachen. Der König Karl schätzte und liebte ihn deswegen so hoch, weil er dessen verwegenen Plänen nie die Beistimmung versagte, aber doch so viel als möglich zu moderiren suchte, um aus ihnen das Abenteuerliche zu entfernen. Dagegen warf man ihm Hochmuth gegen Obere und gegen seines Gleichen vor, und die schwedische, in Orthodorie versunkene Geistlichkeit hielt ihn für einen Freigeist, weil er gegen ihre Unduldsamkeit und Scheinheiligkeit aus Staatsgrundsätzen widersprechen mußte. Daß in Schweden die ihm vom Könige geschenkten Güter confiscirt und selbst seine in Teutschland liegenden Besitzungen einige Jahre mit Beschlag belegt wurden, war demnach zeitgemäß. Dem Verfasser dieses fehlen die weitern genealogisch-historischen Nachrichten, ob dessen Sohn Georg Heinrich III. oder

D. Die Reichsg

1) Wilhelm Baltha
geb. 1643. † ;

1) Anna Albertine, geb. 1675. † 1676.

2) Anna Katharina, geb. .... † 1679.

3) Clara Sabina, geb. .... † 1679.

4) Johann Volpert III., geb. 1677. † 1714, heir. 1706 Elisabeth Anna Rau v. Holzhausen.

Anna Dorothea Wilhelmine geb. 1707. † 1732. heir. 1724 Christ. Balth. v. Weitolsh

lrich X., 6. † 1717, Hauptmann, gegen die rken.

7) Ludwig Christian, geb. 1698. † 1720, kaiserl. Hauptmann.

8) Sophia, geb. 1700, heir. 1720 Friedr. Wilhelm v. Wurmb, sächs.-goth. Oberstallmeister.

1) Friedrich Wilhelm II., geb. 1718. † 1719.

2) Sophia Dorothea, geb. 1719.

3) Friedrich Wilhelm III., geb. 1721. † 1722.

4) Georg, Reichsgr geb. 1724. † 1794, 10. Erbmarschall, kaiserl. K meter, k. franz. Gesandte fränkischen Kreise,
1) heir. 1750 Johanna v. teloo.
2) „ 1754 Charl. G v. Stolberg-Schw
3) „ 1790 Kathar. H laar.

Johanna, heir. 173.. tor v. Voss.

3) Wilhelm Plato, geb. 1719. † 1724.

1) Karl Heinrich I., Reichsgraf, geb. 1752. † 1826, königl. sächs. Geheim-Rath und Bundestagsgesandter in Frankfurt, heir. 1787 Dorothea Gräfin v. Wurmser, † 1827, 11. und letzter Erbmarschall von Fulda.

Friedrich Wilhelm IV., Reichsgraf, geb. 15. Febr. 1798. † 31. Dec. 1839, heir. 1820
1) Juliana Reichsgräfin v. Giech, † 1831.
2) 1832 Elisabeth Litz.

Karl Heinrich II., Reichsgraf und edler Herr, geb. 15. Febr. 1822, großherzogl. hessischer Oberst à la Suite, bevollmächtigter Minister am königl. preuß., königl. sächs. und königl. hanov. Hofe; heir. 7. April 1848 Anna Albertine, Prinzessin von Sayn-Wittgenstein-Berleburg, geb. 5. Jan. 1827.

Emil Friedrich, Erbgraf, geb. 15. Febr. 1851.

2) Sophia, geb. 1767. † 1824, heir. 1800 N. v. Trott zu Sols.

3) Karl Ludwi geb. 1756. † 180 heir. 1798 Christ Reichsfreiin v. Mü zu Lengsfeld.

Albrecht Friedrich geb. 15. Nov. 1799. †

1) Bertha, geb. 1811, heir. 1846 Victor v. Sydow.

2) Emma, geb. 1812, heir. 1842 Boeries v. Beaulieu.

tz-

4) Adolf, geb. 1817, königl. preuß. Lieutenant.

5) Hermann, geb. 1819, h. braunschw. Assessor, heir. 1847 Helena Meyer.

1) Irmgarde, geb. 1848.

2) Mathilde, geb. 1850.

des gleichnamigen Bruders Sohn Stammvater der Linie ist, die in Oberschlesien begütert und dessen Nachkommen größtentheils im preußischen Kriegsdienste Stellen einnahmen.

D. Die reichsgräflichen Linien.

Johann Volpert, der älteste Sohn von Wilhelm Balthasar und Margarethä von Berlepsch (geb. 1602), ist der Begründer der jetzt noch blühenden zwei Linien. Sein im Schlitzischen Geschlechte bis dahin unbekannter Taufname ist der seines Großvaters mütterlicher Seite, Johann Volpert Riedesel zu Eisenbach, Erbmarschall von Hessen; er wurde seit dieser Zeit mehrmals wiederholt und trat an die Stelle des vielmal wiederholten teutschen Urnamens Simon, die Abkürzung von Siegmund, der in dem Nibelungenliede schon erscheint. Er war der erste, der seit dem Tode seines Großvaters Eustach I. den Titel eines Erbmarschalls wieder aufnahm, und somit war er der sechste in der Reihenfolge. Wenngleich er und seine vier Brüder sich auf den Hochschulen und den nothwendigen Reisen jene wissenschaftliche und sociale Bildung angeeignet, um an einem der so zahlreichen teutschen Höfe seine Carrière zu machen, so zog er vor, als Senior des Geschlechtes auf der Herrschaft Schlitz, die damals noch ein gemeinschaftlich fideicommissarisches Besitzthum war, sein Leben zuzubringen, um bei der Regierung des Cantons Rhön-Werra entweder als Deputirter, Truhenmeister, Ritterrath oder Ritterhauptmann gewählt zu werden; ein Amt, welches mit dem Range und Titel eines kaiserlichen und des Reiches Rath verknüpft und mit „Excellenz" angeredet wurde, was er auch erreichte. Nach seiner Zurückkunft von Universitäten und Reisen ging er an den Hof des Landgrafen Georg von Hessen-Darmstadt, am Ende des Jahres 1626, wo ihm die Stelle eines Rathes und Kammerjunkers angeboten wurde, mit der Aussicht, des Landgrafen jüngern Bruder Johann zwei Jahre als dessen Hofmeister auf Reisen zu begleiten, mit einem nach damaliger Sitte ihm untergebenen ansehnlichen Comitate. Johann Volpert, geschmeichelt, in seinem 25. Jahre einen jungen Prinzen auf Reisen in die Länder zu führen, die er eben verlassen und als ein Paradies im Gegensatze seines Vaterlandes ihm vorkamen, nahm dankbar diese Stellung an. Und trotz der Kriegsläufe, die Teutschland verheerten, wurde nach Verlauf eines Jahres die „grand Tour" durch Frankreich, die Niederlande, England und Teutschland und zurück nach Italien angetreten und binnen zwei Jahren vollendet (1629). Die Reiseberichte und Briefe, welche er laut der mir vorliegenden Instruction an Landgraf Georg zu senden hatte, werden sich in dem Familienarchive des großherzoglich hessischen Hauses noch aufbewahrt finden.

Volpert I. fand, als er auf seine durch den Krieg verwüstete Besitzung nach Schlitz zurückkehrte, ein großes Feld, was seine Thätigkeit in Anspruch nahm, nicht minder in den Streitigkeiten zwischen der Ritterhauptmannschaft Rhön und Werra gegen das buchische Quartier mit dem Abte zu Fulda. Seine Theilnahme in diesen Verhandlungen beginnt seit 1642, und namentlich mit der kaiserlichen und bairischen, wie auch mit der schwedischen Generalität während der Kriegsjahre, die durch ihn zum Vortheil der ritterschaftlichen Besitzungen ausfielen. Nach dem Tode des Ritterhauptmanns von Volkershausen wurde er einstimmig an diese Stelle erwählt, oder, wie es in der Kanzleisprache ausgedrückt wird, „als Ritterhauptmann erbeten." Während seiner Regierung bis 1662 dauerten die Kämpfe zwischen der Reichsritterschaft und dem Abte Joachim von Neuhof fort, der sie trotz der frühern Verträge unter seine Landeshoheit bringen wollte, was aber durch kaiserliches Mandat vereitelt wurde. Selbst mit einem Theile des buchischen Adels, an deren Spitze seine Vettern Philipp Friedrich und Otto Hermann von Schlitz sich befanden, die sich den Aussprüchen der Ritterhauptmannschaft in Ansehung der Geldquote, die nicht mit Zustimmung des buchischen Quartiers normirt war, entstanden Zwistigkeiten, die endlich verglichen wurden. Doch scheint es auf die Niederlegung seines Amtes Einfluß gehabt zu haben (1662); er starb 1677. Aus seiner Ehe mit Anna Riedesel zu Eisenbach waren ihm fünf Söhne geboren: Wilhelm Balthasar II. (geb. 1643), Johann I. (geb. 1644), Wilhelm Sittig (geb. 1645), Friedrich Wilhelm I. und Johann Volpert II. (geb. 1652), von denen Johann und Friedrich Wilhelm ihr Geschlecht fortpflanzten.

Johann VI., der siebente Erbmarschall des Stiftes, wie auch sein Bruder Friedrich Wilhelm II. gehören zu denen, die sich in den höchsten Stellen des Staatsdienstes besonders ausgezeichnet haben. Obgleich der evangelischen Kirche zugethan, wurde er doch von dem Kurfürsten Johann Philipp von Mainz, als Bischof von Würzburg, in seine Dienste als Geheimerath nach Würzburg berufen (1668) und zugleich das Oberamt Trimberg an der Saale ihm anvertraut. Nach dem Tode des Kurfürsten (1672) legte er die Stelle nieder und wurde vom Landgrafen Wilhelm von Hessen-Cassel zum Geheimerath und Kammerpräsidenten ernannt. Vom Kaiser Leopold I. wurde er mit seinem Bruder Friedrich Wilhelm I. in den Reichsfreiherrenstand erhoben (15. Juli 1677). Durch die von seiner Gattin Katharina Freiin von Wallenstein zugebrachten Reichsgüter in der Wetterau ward er ein Mitglied der rheinischen Reichsritterschaft und Burgmann zu Friedberg; daher traf ihn die Wahl zum Reichsburggrafen zu Friedberg und Stoden wie auch zum Ritterhauptmann des Cantons Mittelrhein. Aus dieser Ehe waren drei Söhne und ebenso viel Töchter geboren; letztere starben unverehelicht.

Simon XVI. (Ludwig, geb. 1680) blieb als hessischer Hauptmann 1703 im niederländischen Feldzuge; Wilhelm Balthasar III. (1678), hessischer Kriegsrath und Kammerjunker, starb 1724, ohne von seiner Gattin Anna Christiane Freiin von Wallenstein sich einer Nachkommenschaft zu erfreuen, und mit Johann Volpert II. (geb. 1677) erlosch diese Linie, da ihm aus seiner Ehe mit Elisabeth Anna Rau von Holzhausen nur eine Tochter, Dorothea Anna (1707), geboren ward, welche mit Balthasar von Weitottshausen genannt Schrauten-

bach, hessischen General, in einer kinderlosen Ehe lebte und 1732 starb.

Friedrich Wilhelm II. (geb. 1647), der jüngere Bruder von Johann I. (Friedrich) und nach dessen Tode der achte Erbmarschall des Stiftes Fulda. Nach Beendigung der Studien und der Reisen erhielt er eine Hauptmannsstelle in dem Leibregimente des Landgrafen Georg von Hessen-Darmstadt und wurde in kurzer Zeit von dessen Bruder, dem Landgrafen Johann, der zu Braubach residirte, zu seinem Hofmeister ernannt. Aus der Instruction ist zu ersehen, daß Landgraf Johann beabsichtigte, „abermals eine Reise in fremden, weit entlegenen Landen zu unternehmen, daher Friedrich Wilhelm, Hauptmann, zu dieser Begleitung als Hofmeister beauftragt sei." Diese Instruction besagt ferner: „Da dieselbe aber gefährlich, wichtig und also gethan ist, daß, wenn nicht Gott, der Allmächtige, seine väterliche Gnade, Schutz über Uns und Unsere Mitreisenden haben würde, wir und sie leichtlich in schwere Ungelegenheiten, Noth und Dienstbarkeit Unseres Lebens und Leibes kommen könnten rc." Hiernach scheint es, daß der Landgraf Johann Willens war, ins Morgenland zu gehen, vielleicht auch nach Jerusalem zu reisen beabsichtigte. Ob aber diese mysteriöse Reise in Ausführung kam, ist nicht ersichtlich und wahrscheinlich durch eintretende Verhinderungen vereitelt worden. Friedrich Wilhelm nahm deswegen seine Entlassung und trat in holstein-gottorpische Dienste als Kammerjunker und Hofrath, um den Erbprinzen Friedrich, den Sohn des Herzogs Christian, auf Reisen durch Teutschland, Frankreich, Holland und England zu begleiten (1687). Nach Beendigung derselben begab er sich an den Hof des Herzogs Ernst August von Hanover und schwang sich bald zu den höchsten Stellen am Hofe und im Staate empor, indem er die eines Ministers und Oberhofmarschalls bekleidete. Er hatte sich die Liebe und das Zutrauen der beiden Kurfürsten Georg Ludwig und Georg August, nachherigen König Georg I. von Großbritannien, durch die Ausführung der ihm beauftragten Geschäfte in Versendung an fremde Höfe erworben. So ward ihm auch die Auszeichnung, daß er 1711 als Principalgesandter bei der Wahl des Kaisers Karl VI. nach Frankfurt gesendet und den Auftrag erhielt, das Reichsamt im Namen des Kurfürsten von Braunschweig auszuüben, und als der Kurfürst Georg zum ersten Male nach London sich begab, um den königlichen Thron von Großbritannien einzunehmen, begleitete er denselben als der Erste an Rang des großen Gefolges (1714). In dem 61. Jahre seines Alters (1728) vertauschte er das Zeitliche mit dem Ewigen und seine Gattin Anna Dorothea von Harthausen, Erbin des Schlosses Appenburg, eine Mutter von sechs Söhnen und drei Töchtern, folgte ihm in einer Frist von sechs Wochen nach. Von den Töchtern waren vermählt Anna Metta (geb. 1686) mit dem Staatsminister Bodo von Oberg; Christiane Henriette (geb. 1695) mit Rudolf Freiherrn von Wrisberg, ebenfalls königlicher Staatsminister in Hanover, und Sophie (geb. 1700) mit Friedrich Wilhelm von Wurmb, sachsen-gothaischer Oberstallmeister und Baudirector. Von den vier das männliche Alter erreichenden Söhnen waren die beiden jüngern, Friedrich und Christian Ludwig, in kaiserlichen Kriegsdiensten, wo sie als Hauptleute in dem Türkenkriege ihren Tod fanden; die beiden ältern, Johann II. und Ernst August, sind die Stifter der beiden jetzt noch blühenden gräflichen Linien.

a) Die mit der ehemaligen Reichsstandschaft beliehene, jetzt standesherrliche reichsgräfliche Linie.

Johann VII. (geb. 1683), der neunte Erbmarschall des Hochstifts Fulda, war, wie sein Vater, in königl. großbritannischen Hof- und Staatsdiensten Schloßhauptmann, mit dem Titel und Range eines Geheimeraths, auch Ritter des königl. preußischen schwarzen Adlerordens, ernannt bei einer am berliner Hofe gehabten Mission. Aus unbekannten Gründen nahm er 1733 seine Entlassung und zog sich auf seine Herrschaft Schlitz zurück (1733). Einige Jahre darauf wurde er vom Kaiser Karl VI. in den Reichsgrafenstand erhoben (1736). Dem aber widerspricht das genealogische Staats-Handbuch, 66. Jahrgang. 2. Abth. 1835. S. 468, wie auch das Histor.-heraldische Handbuch der gräfl. Häuser. 1855. S. 266 mit dem Anführen, daß der kurbraunschweigische Premierminister Friedrich Wilhelm von Schlitz vom Kaiser Karl VI. schon am 10. Juni 1726 gegraft worden sei. Ohne hierüber ein Urtheil zu fällen, da mir weder das eine noch das andere Diplom vorliegt, so entnehme ich aus andern Documenten, daß weder Friedrich Wilhelm, noch sein Sohn Johann II. bis 1733 den Titel „Graf" führten, wie dieses auch aus Pfeffinger's Historie des Braunschw. Hauses. 3. Th. S. 676 hervorgeht. Dessenungeachtet kann diese Standeserhöhung geschehen sein, aber, wie es im Anfange des 18. Jahrh. mehrmals vorgekommen ist, daß die Gegraften von dem Titel keinen Gebrauch machten, „weil sie nicht darum nachgesucht hatten," wie dieses z. B. von dem k. k. Generalmajor Franz Anton von Buttlar zu Buttlar, einem Bruder des Fürstabtes Constantin zu Fulda, geschah, als er von Kaiser Karl VI. am 27. Jan. 1726 gegraft wurde.

Zwischen dem Grafen Johann VII. von Schlitz und dem Vorstande des reichsritterschaftlichen Corpus kam es wegen des jus collectandi cum annexis zu einer beschwerlichen Rechtfertigung bei den Reichsgerichten (1732), indem der Graf Johann seinen Unterthanen bei Strafe verboten hatte, die Anlagen, welche das buchische Truhenamt ausschriebe, nicht dahin abzuliefern, da ihm allein das Recht, Anlagen auszuschreiben, gebühre. Als durch die unterbliebene Steuerlieferung von der Herrschaft Schlitz ein großer Nachtheil entstand, so wurde von der Ritterhauptmannschaft dem Grafen angezeigt, „daß man die currente Ritter- und Charitativsteuer immediate an die Unterthanen auszuschreiben und in das Truhenamt liefern zu lassen zufolge der reichsgerichtlichen Erkenntniß sich gründenden Collectationsgerechtigkeit hiemit anzeigen wolle" (25. Oct. 1746). Da der Graf Johann einige Monate darauf das Zeitliche segnete (28. Juni 1747), so unterblieb von Seiten des Nachfolgers die fernere Widersetzlichkeit. Aus der Ehe mit Maria Friederike Freiin

von Schlitz, der Tochter von Georg Ludwig Sittig, waren ihm 13 Kinder, sechs Söhne und sieben Töchter, geboren. Von diesen waren verehelicht: Henriette (geb. den 4. Juli 1722, gest. 1782) an Ludwig Freiherrn von Mansbach zu Mansbach; Wilhelmine (geb. den 28. Juni 1733, gest. 1814) an Friedrich Karl Freiherrn von Wölwarth, Herrn zu Markessingen, königl. würtembergischen Generallieutenant, und Christiane (geb. den 14. Aug. 1731, gest. 1760) an Siegmund Freiherrn von Oppel. Von drei Söhnen war Georg (geb. den 20. Nov. 1724) Fortsetzer der noch blühenden Linie; Karl Friedrich Adam (geb. den 12. Dec. 1733) königl. preußischer General der Cavalerie (s. d. Art.), und Eustach IV. Johann (geb. den 5. April 1737) königl. preußischer Staats- und Kriegsminister (s. d. Art.).

Karl Friedrich II. (Adam), geb. den 12. Dec. 1733, königl. preußischer General der Cavalerie und Inhaber eines Cuirassierregiments, gest. den 24. Aug. 1797, heirathete Louise Charlotte, Tochter des Grafen Egbert von Knuth zu Kopenhagen (den 4. März 1764), erhielt in dem brüderlichen Vergleiche die Güter in der Wetterau. Sein einziger Sohn Johann Heinrich (geb. den 16. Oct. 1769, gest. 1778) starb vor dem Vater (gest. 1797) und nur zwei Töchter überlebten ihn; Sophie Elisabeth (geb. den 15. Febr. 1771) heirathete 1791 Karl Friedrich von Raoul, königl. preußischen Rittmeister, nach dessen Tode den von dem Busche zu Lohe, hessischen Oberst, 1796, und Friederike (geb. den 5. Jan. 1783) heirathete 1801 von Haugwitz, königl. preußischen Lieutenant (s. d. Art.).

Eustach V. (Johann), geb. den 5. April 1737, königl. preußischer Staats- und Kriegsminister, war seit dem 11. Oct. 1768 mit Karoline von Uechtritz vermählt. Da ihm keine Söhne, sondern nur Töchter geboren waren, Mariane (geb. den 9. Sept. 1778), verehelicht 1797 mit dem königl. baierischen Reichsrathe, Staatsminister Grafen Aloys von Rechberg, und Karoline (geb. den 7. März 1772) mit Hans von Labes 1794, adoptirte der Graf Eustach diesen Schwiegersohn, den der König Friedrich Wilhelm III. von Preußen gegraft hatte, unter dem Namen von Schlitz. Nach dem Tode des Grafen Eustach war er Erbe der im Herzogthume Mecklenburg-Strelitz liegenden Güter Karstopf, Türkow, Hütten, Hohendenzin, Klein- und Groß-Kotel. Da aus dieser Ehe nur eine Tochter entsproß, Johanne Karoline (geb. den 12. Oct. 1801), so erlosch diese neue gräfliche Linie von Schlitz, indem der Graf Heinrich von Bossewitz, mit dem sie sich am 14. Oct. 1822 vermählte und außer obgenannten Schlitzischen Gütern das Rittergut Zernikow ihm zubrachte, seinen Familiennamen nicht ablegte, sondern nur den Namen „Schlitz" hinzufügte.

Der Graf Georg, der zehnte Erbmarschall des Hochstifts Fulda, k. k. Kämmerer und k. französischer Gesandter im fränkischen Kreise, errichtete mit seinen Brüdern wegen der Reichsherrschaft Schlitz und der in Kurhessen und in der Wetterau liegenden Güter ein Familienfideicommiß, nachdem er sich mit seinem Vetter Karl Friedrich Reichsfreiherrn von Schlitz, der von seiner Mutter, als Erbtochter des freiherrlichen von Wrisbergischen Geschlechts, dessen Besitzungen im Kurfürstenthume Hanover geerbt, verglichen hatte. Der Graf Georg trat an seine Brüder den Antheil an obigen Gütern gegen Ueberlassung der Herrschaft Schlitz sammt den darauf haftenden Schulden ab. Er war dreimal in ein Ehebündniß getreten; 1750 mit Josepha Freiin von Linteloo, Witwe des Grafen Christian Albrecht von Rechtern, die ihm einen Sohn und zwei Töchter gebar. Nach ihrem im Wochenbette erfolgten Tode (20. Nov. 1753) verehelichte er sich mit Christiane, der Tochter des Reichsgrafen Heinrich von Stolberg-Schwarza (19. Dec. 1754) und nach deren Dahinscheiden mit Katharina Haselnaar, Witwe des Marquis Franz Gabriel du Chasteler de Courcelles. Von seinen drei Söhnen und vier Töchtern überlebte ihn der regierende Graf Karl Heinrich (geb. 1752, gest. den 10. Dec. 1826) und Karl Ludwig (geb. den 30. März 1756, gest. 1805), königl. preußischer Hauptmann a. D., der die Fideicommißgüter in der Wetterau und in Kurhessen erhielt. Er war mit Christine, der Tochter des Reichsfreiherrn Albrecht Friedrich von Müller zu Lengsfeld, ehelich verbunden am 21. Mai 1798, auch Vater eines Sohnes, Karl Albrecht, der aber noch im jugendlichen Alter starb; die Witwe heirathete darauf den Grafen August von Rhode. Von den Töchtern war nur Sophie Charlotte (geb. den 20. Febr. 1767) mit dem Freiherrn von Trott zu Solz 1800 in den Stand der Ehe getreten und starb 1800.

Karl Heinrich I. war der eilfte und letzte fuldaische Erbmarschall und nach des Vaters Tode Erbe der Majoratsherrschaft Schlitz, die durch seine Bemühung am Reichstage zu Regensburg die Reichsstandschaft erhielt mit Sitz und Stimme im wetterauischen Grafencollegium (1804); ehe aber dieses zur Vollziehung kam, erfolgte die Auflösung des teutschen Reichs. In Folge der rheinischen Bundesacte (1806) kam Schlitz unter großherzoglich hessische Souverainetät mit standesherrlichem Rechte, wodurch das Haupt der Familie den Titel „Erlaucht" zu führen berechtigt war (1829). Karl Heinrich war seit 1774 in kursächsische Staatsdienste getreten, 1780 zum Geheimenrath und Gesandten am königl. dänischen Hofe ernannt, 1808 in gleicher Eigenschaft am königl. bairischen Hofe und einige Jahre später bis 1814 am königl. preußischen Hofe, seit 1815—1821 aber königl. sächsischer Bundestagsgesandter in Frankfurt, woselbst er auch am 10. Dec. 1826 starb. Aus seiner Ehe mit Dorothea Henriette, Tochter des Grafen Dagobert von Wurmser, k. k. Generalfeldmarschall (vermählt den 5. Juli 1783, gest. den 1. Dec. 1827), erhielt er einen einzigen Sohn, Friedrich Wilhelm III. (geb. den 15. Febr. 1793). Dieser succedirte seinem Vater und verehelichte sich am 5. Sept. 1820 mit Juliane, Tochter des Grafen Karl von Einsiedel, nach ihrem Tode, der am 16. Dec. 1831 erfolgte, mit Elisabeth Litz 1832. Er beschloß sein Leben am 31. Dec. 1839 unter großherzoglich hessischem Curatel.

Sein einziger Sohn Karl Heinrich II. (geb. den 15. Febr. 1822) folgte dem Vater in der Regierung. Er hat sich rühmlichst bekannt gemacht durch seine mehrjährigen, außer Europa gemachten Reisen, die von ihm heraus-

gegeben wurden und vorzüglich in naturhistorischer Hinsicht großen Beifall erhalten haben. Als großherzoglich hessischer Oberst à la Suite ist er außerordentlicher Gesandter und Minister am königl. preußischen, königl. sächsischen und königl. hanoverischen Hofe. Er vermählte sich mit Anna Albertine, Tochter des Prinzen August von Sayn-Wittgenstein-Berleburg, herzoglich nassauischen Staatsministers, von der ihm ein Sohn geboren, der Erbgraf Emil Friedrich, am 15. Febr. 1851.

Die Besitzungen: 1) Die ehemalige reichsunmittelbare und bei der Reichsritterschaft in dem buchischen Quartier (Buchonia) des fränkischen Rittercantons Rhön-Werra immatriculirt gewesene Herrschaft Schlitz (drei □Meilen, 9000 Einwohner) mit der Stadt Schlitz, an dem Flusse gleiches Namens, seit 1808 dem Großherzogthume Hessen incorporirt. 2) Die Herrschaft Wegfurt und 3) die Herrschaft Rechberg.

Das Wappen ist quadrirt und mit einem Herzschildlein versehen; das Hauptschild zeigt im ersten und vierten Quartier einen silbernen Rost in Roth, das dritte und vierte Quartier ist getheilt. Ein jedes enthält rechts drei silberne Pokale in Gold, links zwei silberne Monde in Blau. Im Herzschildlein das Stammwappen, zwei rothe dreifach gezinnte, schrägrechte Balken in Silber.

b) Die jüngere Linie Schlitz von Görtz genannt Wrisberg.

Der Stifter dieser Linie, der Reichsfreiherr Ernst August (geb. 1687), ein Bruder des Reichsgrafen Johann I., war königl. schwedischer und hessischer Oberkämmerer, verheirathete sich 1713 mit Dorothea von Chalons genannt Gehlen von Hohenwinkel, starb aber schon 1720. Eine Tochter, Dorothea (geb. 1717), mit Heinrich von Voß verehelicht, und Karl Friedrich (geb. 1718) waren die Pfänder dieser Ehe.

Karl Friedrich I. vermählte sich 1733 mit seiner Base Katharina Eva, Erbtochter Johannes Rudolf Freiherrn von Wrisberg, königl. großbritannischen und kurbraunschweigischen Staatsminister, der letzte seines Geschlechtes, und nahm mit Bewilligung Kaiser Karl's VI. dessen Namen und Wappen mit dem seinigen an. Der einzige Sohn August Friedrich (geb. 1742) hinterließ ebenfalls nur einen Sohn Ludwig Ernst Heinrich (gest. 1806), königl. großbritannischen Schatzrath und ritterschaftlichen Deputirten, und wurde durch Karolina von Löwenfels Vater einer Tochter, Wilhelmine, geb. 1783, vermählt 1802 mit Bernhard von Pawel-Rammingen, königl. bair. Kämmerer, und eines männlichen Zwillingspaares Werner und Moritz (geb. 1779), Stammväter der jetzt blühenden zwei gräflichen Linien, die vom Könige Georg IV. von Großbritannien, als König von Hanover, die Bewilligung erhielten, den gräflichen Titel der ältern Linie ebenfalls zu führen (18. März 1817).

Werner, Geschlechtssenior, königl. preußischer Johanniterritter, königl. hanov. Drost und ritterschaftlicher Deputirter, trat nach dem Tode seiner ersten Frau Friederike von Pawel-Rammingen (1847) mit Annette von Grävemeyer aus dem Hause Bennerode in die zweite Ehe. Aus dieser Ehe wurden ihm geboren zwei Söhne, Plato (1848) und Werner (1849); die Töchter: Bertha 1846, mit Victor von Sydow; Emma 1842, mit Böreis von Beaulieu; Minette 1831 mit Wilhelm von Weihe und Elfride 1838 mit Moritz von Melzing vermählt.

Moritz (gest. 1847), Herr zu Brunkensen und Brünnikhausen, königl. bair. Kämmerer, hinterließ von Eugenie, Tochter des großherzoglich sächsischen Oberjägermeisters von Staff, fünf Kinder, als vier Söhne und eine Tochter, Emma (geb. 1812), die Gattin Friedrich's von Löhneisen; von den Söhnen sind verheirathet: 1) Gustav (geb. den 27. Dec. 1815), herzoglich braunschweigischer Major, mit der Tochter des Generallieutenants von Herzberg, Eugenie, verehelicht (1847). Von ihren geborenen Kindern leben die ehemals in dem Schlitzischen Geschlechte beliebten alten Taufnamen wieder auf: Krake, wie im nördlichen Teutschland der Name Cyriar, sowie im südlichen Kirges mundbar gemacht; desgleichen Stamm anstatt Constantin, Sittig und Eustach. 2) Hermann (geb. den 5. April 1819), herzoglich braunschweigischer Steuerrath, vermählt mit Helene von Mayer 1847, deren Ehe mit mehren Kindern beglückt ist (s. die Stammtafel).

Die Besitzungen dieser beiden Linien: 1) Im Fürstenthume Kalenberg: die Rittergüter Rittmarshausen und Brunninghausen mit den Dörfern Kerstlingerode, Bevenrode, Weißenborn, Bischhausen und Limmer. 2) Im Herzogthume Braunschweig: die Rittergüter Brunkensen, Lötgenholzen, Holzminden und Koppengraben. 3) Im Fürstenthume Hildesheim: die Rittergüter Wrisbergholzen, Wesseln, Irmenseul und Bokenen.

Das Wappen quadrirt: 1 und 4 in Roth eine silberne Fallthüre, bestehend aus zwei Bretern, welche in geringer Entfernung schrägrechts neben einander gestellt und durch drei in Gestalt eines Z mit Nägeln darauf befestigte Leisten mit einander verbunden sind (Harthausen). 2 und 3 senkrecht getheilt, rechts in Gold drei (2. 1) Briefe in rothen Kreuzcouverts ohne Siegel, links in Blau zwei mit den Sicheln rechts gekehrte, silberne Halbmonde, einer über dem andern (Kerstlingerode). Gekrönter Mittelschild quer getheilt; oben in Silber zwei schwarze, oben dreimal gezinnte, linke Schrägbalken (Görtz), unten ebenfalls in Silber auf grünem Rasen ein gehender Fasan natürlicher Farbe (Wrisberg). Devise: „Suum cuique."

(*Albert Freih. von Boineburg-Lengsfeld.*)

GÖRTZ VON SCHLITZ (Johann Eustach, Graf von), geb. am 5. April 1737 auf der Familienherrschaft Schlitz, war der jüngste Sohn des Grafen Johann von Görtz und seiner Gemahlin Marie Friederike Sophie, geborenen Sittig von Schlitz, genannt Görtz. Mit seinem um drei Jahre ältern Bruder Karl Friedrich Adam[1]) erhielt Görtz seine erste, ziemlich vernachlässigte Erziehung. Sein Lehrer war ein durch Altersschwäche pedantischer Mann, Tobias Raab mit Namen, dem es an allen zu seinem Berufe erforderlichen Fähigkeiten und Kenntnissen durchaus fehlte und der in seinem Zöglinge wol Nichts weniger als den

1) Als königl. preußischer General der Cavalerie trat er später in hessen-casselsche Dienste.

künftigen großen Staatsmann ahnen mochte[2]). Des Knaben natürliche Anlagen wären vielleicht erstickt worden, wenn nicht seine Mutter ein Jahr nach dem Tode ihres Gemahls (1748) ihre beiden Söhne auf das Carolinum zu Braunschweig geschickt hätte. Dieser berühmten Lehranstalt, die unter der Leitung des Abtes Jerusalem im größten Flore stand, verdankte Görtz die Grundlage seiner Bildung. Bereits im J. 1752 ward er jedoch in das mütterliche Haus zurückgerufen. Ohne Führer, ohne Unterricht blieb er sich selbst noch anderthalb Jahre überlassen.

Um diese Zeit bezog Görtz die Universität Leyden. Durch Familienverhältnisse scheint die Wahl dieser niederländischen Hochschule bestimmt worden zu sein. Sein ältester Bruder war mit einer Baronin von Linteloo, Witwe eines Grafen von Rechtern, vermählt. Mit deren Schwiegersohne, Pallard tot Kappel, erhielt Görtz einen Lothringer Villers zum Hofmeister, der jedoch sehr beschränkte Kenntnisse besaß und unter andern Leidenschaften dem Trunke ergeben war. Der nachtheilige Einfluß, den derselbe auf Görtz hätte haben können, ward dadurch abgewendet, daß der als Lehrer des allgemeinen und teutschen Staatsrechtes allgemein geschätzte Professor Weiß und der gelehrte Repetitor Museus sich seiner väterlich annahmen. Die Ferien benutzte Görtz zu einem Ausfluge nach dem Haag, wo er, trotz seiner Jugend, in den angesehensten Häusern Zutritt fand. In Leyden legte Görtz den ersten Grund zu seiner vielseitigen Bildung und Welt- und Menschenkenntniß. Dort scheint er auch den ersten Impuls zur diplomatischen Laufbahn erhalten zu haben, auf der er sich späterhin so glänzend auszeichnete.

Nach der Rückkehr von Leyden, im Frühjahre 1754, verweilte Görtz bis zum September im mütterlichen Hause. In Strasburg, wohin er sich um diese Zeit zur Fortsetzung seiner Studien gewandt hatte, widmete er sich unter Schöpflin's Leitung besonders dem Staats- und Völkerrechte. Den Gedanken, in französische Kriegsdienste zu treten, verwarf er wieder, als er im J. 1755 seine erste Anstellung in herzogl. sachsen-weimarischen Diensten erhielt. Seine Mutter hatte ihm dazu verholfen durch den Oberhofmeister der gothaischen Prinzen v. Rotberg.

In Weimar ward Görtz in seinem 22. Jahre zum Regierungsassessor ernannt mit dem Charakter eines Legationsrathes. An der Spitze der Landesverwaltung stand damals, mit dem unbeschränkten Vertrauen des Herzogs Ernst August Constantin beehrt, als Statthalter und erster Minister der Graf von Bünau. Von diesem vielseitig gebildeten Staatsmanne ward Görtz bei seinem Dienstantritte dadurch ausgezeichnet, daß er ihn in sein Haus nahm und ihm die Führung seiner Correspondenz übertrug. Gleichwol fühlte sich Görtz Nichts weniger als behaglich in seinen neuen Verhältnissen. Ihm gefiel weder der Aufenthalt in Weimar, noch seine Stellung zu dem Grafen Bünau, der, seiner Kenntnisse und vieljährigen Erfahrungen ungeachtet, sich oft stolz und mürrisch zeigte. Görtz fühlte sich bald so unglücklich in Weimar, daß er sich viele Mühe gab, den Aufenthalt in dieser Residenz mit Gotha zu vertauschen. Für diese Stadt schien er eine besondere Vorliebe gefaßt zu haben. Sein Wunsch ging in Erfüllung. Bei einem Besuche der Herzogin von Gotha, Louise Dorothea, brachte es diese Fürstin dahin, daß Görtz von dem Grafen Bünau die Erlaubniß erhielt, in gothaische Dienste zu treten. Als Kammerjunker und Regierungsrath ward er dort später durch den Hofrathstitel ausgezeichnet.

Wie früher in Weimar, bezog auch Görtz in Gotha keinen Gehalt. Er war, außer der freien Tafel, auf seine Apanage von 1500 Fl. beschränkt, die er, nach den Familienverträgen, von der Zeit einer Dienstanstellung an zu beziehen gehabt hatte. Auf seine Bildung äußerte jedoch der Aufenthalt in Gotha den günstigsten Einfluß. Zu den würdigen und talentvollen Männern und Frauen, welche die geistreiche Herzogin von Gotha um sich zu versammeln pflegte, gehörte vor Allem die Oberhofmeisterin von Buchwald. Zu anderen gleich ausgezeichneten Personen gehörten von Einsiedel, der Geheimerath und Kanzler von Oppeln, der Geheimerath von Lichtenstein u. A. Noch in spätern Jahren erinnerte sich Görtz seines frohen Aufenthaltes in Gotha und stets blieb er in freundschaftlicher Verbindung mit seinen dortigen Bekannten.

Zu Ende des Jahres 1759 rief die Herzogin Anna Amalia von Sachsen-Weimar, deren Gemahl Ernst August Constantin das Jahr zuvor gestorben war, da sie, noch minderjährig, die Vormundschaft über ihren zweijährigen Prinzen und die Landesadministration nicht übernehmen konnte, den Grafen Görtz in ihre Dienste zurück. Nach der Uebernahme der Regierungsgeschäfte, die bisher ihr Vater, der Herzog Karl von Braunschweig, unter Assistenz des Grafen von Bünau geführt hatte, erklärte Anna Amalia jedoch zugleich die Absicht, die Erziehung des Erbprinzen Karl August und seines jüngern, nach dem Tode seines Vaters geborenen Bruders, des Prinzen Constantin, dem Grafen von Görtz zu übertragen.

Treffend bemerkt hierüber ein geistreicher Schriftsteller: „Wenn die Wahl einer zärtlichen Mutter, welche dabei als eine der geistreichsten Frauen ihrer Zeit allgemein anerkannt worden, auf einen jungen, kaum 22jährigen Mann fallen konnte, um Prinzenerzieher zu sein, und mehr noch die Erziehung und Bildung eines künftigen Regenten zu übernehmen: so bedarf es wol keines weitern Zeugnisses oder Beweises, daß Graf Görtz in dem Alter, in welchem die Meisten wol selbst noch eines Führers oder Aufsehers bedürfen, bereits zu einem hohen Grade von Ausbildung, Selbständigkeit und Festigkeit des Charakters mußte gelangt gewesen sein, auch Untadelhaftigkeit sittlicher Eigenschaften mußte erprobt haben, wie sie dessen nachheriges ganzes Leben bewährte"[3]).

Das Mühsame und die große Verantwortlichkeit der ihm zugedachten Stelle verkannte Görtz keineswegs. Es ward ihm fühlbar, daß er, um seine Pflichten streng zu erfüllen, seine Freiheit, die Vergnügungen seines Alters, wie den Umgang mit Verwandten, Freunden und Be-

2) Vergl. J. v. Arnoldi in den Zeitgenossen. 2. Bd. Heft 4. S. 129.

3) Siehe J. v. Arnoldi a. a. O. S. 132 fg.

kannten zum Opfer bringen mußte. Ohne große Glücksgüter besaß er jedoch hinreichende Einkünfte, um frei und unabhängig leben zu können. Seine Kenntnisse, seine Bildung ließen ihn überdies eine andere, seinen Jahren mehr angemessene Stelle erwarten. In einem seiner damaligen Briefe äußerte sich Görtz mit den Worten: „Der Vorsatz, mich der Welt und meinen Nebenmenschen nützlich zu machen, hat allein mich zu dem Entschlusse bringen können, ein Amt anzunehmen, welches die schwerste Verantwortung mit sich führt und in welchem der größte Theil derjenigen, welche ein eben solches in allen Ländern vor mir bekleidet, den größten Kummer und einen unglücklichen Ausgang erlebt haben."

Im März 1762 hatte Görtz, mit dem Charakter eines obervormundschaftlichen Hof- und Legationsrathes, die erwähnte Stelle angetreten, die ihn zur Erziehung des vierjährigen Erbprinzen und später auch seines jüngern Bruders verpflichtete. Die von ihm selbst entworfene Instruction dient zum Beweise, wie sehr er die Wichtigkeit seines Amtes erkannte. Mit der größten Uneigennützigkeit war er über die damit verbundenen Bedingungen hinweggegangen. Ausbedungen hatte er sich nur die Freiheit, seine Stelle niederlegen zu können, wenn er das Zutrauen der Herzogin oder des geheimen Rathscollegiums vermissen sollte. „Ein unglücklicher Ausgang," schrieb er am 4. Nov. 1761, „würde mich die geringsten Vortheile, die ich genossen hätte, bereuen lassen und ein erwünschter Erfolg wäre allein meine schönste Belohnung."

Durch den rastlosen Eifer, mit dem er sich seiner Stelle hingab, rechtfertigte Görtz im vollen Maße das in ihn gesetzte Vertrauen der Herzogin. Außer einem mit großer Genauigkeit geführten Tagebuche über das Betragen, die Fortschritte und die Entwickelung des Geistes und Charakters seiner Zöglinge erstattete er der Herzogin halbjährige, ausführliche Berichte über die moralische und physische Beschaffenheit der beiden Prinzen. Ueberall zeigte sich sein unablässiges Streben, seine Pflichten in ihrem ganzen Umfange zu erfüllen. Seine fürstlichen Zöglinge waren ihm mit herzlicher Liebe ergeben. Besonders entwickelten sich in dem Erbprinzen, dem nachherigen Großherzoge Karl August, große Vorzüge des Verstandes und Herzens [4]), welche die schönsten Hoffnungen für die Zukunft erweckten. Außer der Erziehung der beiden Prinzen übernahm Görtz auch im J. 1765 die der beiden Söhne seines ältesten Bruders, die er bis 1773, Anfangs in Weimar, später in Jena, bei sich behielt.

Eine ansehnliche Vermehrung seiner Einkünfte verdankte Görtz einer ihm zugefallenen Erbschaft in der Wetterau. Um diese Zeit (1768) verheirathete er sich mit einer Tochter des herzogl. sachsen-gothaischen Geheimenrathes von Uechtritz. Wie er diese, in jeder Hinsicht seiner würdige Frau schätzte, zeigen die Zeilen, die er, nachdem sie ihm der Tod entrissen, als 81jähriger Greis niederschrieb. „Ihren Tugenden," äußerte er, „ihrem ausgebildeten Verstande und der reinen Güte ihres Herzens danke ich das größte Glück meines Lebens und die Ausbildung meiner vortrefflichen Kinder. Sie war mehr, als sich mit Worten ausdrücken läßt. Im September des Jahres 1809 ging diese Heilige in die Ewigkeit hinüber."

Im December 1774 begleitete Görtz die beiden seiner Erziehung übergebenen Prinzen nach Karlsruhe, wo der damals 17jährige Erbprinz Karl August die von seiner Mutter ihm bestimmte Braut, die Prinzessin Louise von Hessen-Darmstadt, sehen sollte. Noch im December fand die Verlobung statt und im folgenden Jahre (1775) die Vermählung. Mit Bewilligung ihrer Mutter unternahmen die beiden Prinzen eine Reise nach Paris, von wo sie im Juni 1775 nach Weimar zurückkehrten.

Auf dieser Reise hatte die Prinzen außer Görtz auch noch Knebel begleitet, der nachherige Uebersetzer des Properz und Lucrez, der, früher Officier bei der Leibgarde Friedrich's II., seit dem Juli 1774 von der Herzogin Amalia zum Instructor des Prinzen Constantin, besonders in den militairischen Wissenschaften, ernannt worden war [5]). Die Schilderung, welche Knebel von dem Grafen Görtz entwirft, zeigt seinen Charakter in einem zweideutigen Lichte. Mit Rückerinnerung an eine frühere Lebensperiode schrieb Knebel aus Weimar am 18. Jan. 1790: „Als ich vor 15 Jahren die Reise mit dem Herzoge (Karl August) nach Frankreich machte, hatte Graf Görtz, welcher Oberhofmeister war, die eifrigste Sorge, an jedem Orte und an jedem Hofe, wo wir hinkamen, mich durch irgend einen Anhang, den er sich sogleich machte, auf das Boshafteste zu verrufen, und in Paris, wie es mir der Herzog selbst nachher gesagt, hat er diesem alle Nächte vor dem Bettgehen noch eine besondere Predigt gehalten, die ihn vor mir und meiner Gesellschaft warnen sollte, obgleich er sonst sehr freundlich gegen mich that, und ich ihm nicht die geringste Gelegenheit gab, sich über mich oder meine Aufführung zu beklagen" [6]). Auch in einem früheren Briefe hatte Knebel seine Abneigung gegen Görtz mit den Worten ausgesprochen: „Heute," schrieb er aus Weimar den 14. März 1788, „haben wir hier den großen Grafen Görtz aus Berlin, der nach Regensburg geht, und ich bin leider diesen Mittag nach Hofe gebeten" [7]).

Der ununterbrochene Briefwechsel zwischen der Herzogin Amalia und dem Grafen Görtz während der Abwesenheit ihrer Söhne enthielt die unzweideutigste Anerkennung der Verdienste, die er sich um die beiden Prinzen erworben. Befremdend mußte es ihm daher sein, als er kurze Zeit nach der Wiederankunft in Weimar und kaum drei Monate vor dem Regierungsantritte des Erbprinzen seine

4) Mit besonderem Wohlgefallen an dem Erbprinzen äußerte sich Friedrich II., als er ihn 1763 zum ersten Mal in Weimar sah. Später (1771), als der 14jährige Prinz ihm in Braunschweig aufwartete, soll der König zum Herzoge Karl von Braunschweig gesagt haben: „Noch nie habe er einen jungen Menschen von diesem Alter gesehen, der zu so großen Hoffnungen berechtige."

5) Vergl. K. L. v. Knebel's Literarischer Nachlaß und Briefwechsel S. XXIV. 6) Siehe K. L. v. Knebel's Briefwechsel mit seiner Schwester Henriette (Jena 1858.) S. 108. 7) Siehe a. a. O. S. 77.

Dienstentlassung erhielt. Sie war indessen höchst ehrenvoll. Mit dem ihm ertheilten Charakter eines wirklichen Geheimenrathes und dem Prädicate Excellenz war ein lebenslänglicher Jahrgehalt von 1500 Rthlrn. verbunden. Die Landstände bewiesen ihm die Anerkennung seiner Verdienste durch ein Geschenk von 20,000 Rthlrn, zu denen der Herzog Karl August noch 4000 Rthlr. aus seiner Chatouille hinzufügte[8]).

Ohne fernere Verpflichtung gegen Weimar konnte nun Görtz, da sein Erziehungsgeschäft beendet war, sich eine neue Laufbahn eröffnen, oder zurückgezogen von Amtsgeschäften ein ruhiges und sorgenfreies Leben führen. Durch den bestimmt geäußerten Wunsch des Herzogs Karl August fand er sich jedoch bewogen, vor der Hand in Weimar zu bleiben. Nicht lange blieb er jedoch in der glücklichen Unabhängigkeit, die er seit seiner Dienstentlassung genossen hatte. Der Herzog wünschte seinen ehemaligen Erzieher als Gesellschafter, Freund und Rathgeber an seinen Hof und an seine Person zu fesseln. Er übertrug ihm daher die ehrenvolle Stelle eines Oberhofmeisters seiner Gemahlin, der Herzogin Louise. Die Anhänglichkeit an den Herzog und die hohe Verehrung für die junge Fürstin bestimmten den Grafen, diese neue Stelle anzunehmen.

Seinen Entschluß gab Görtz in einem an den Herzog gerichteten Schreiben mit den Worten zu erkennen: „Die Hoffnung, Sie glücklich in Ausübung der Tugenden, die ich Ihnen stets einzuflößen beflissen war, und im Besitze einer Fürstin zu sehen, welche der Himmel für Sie geschaffen zu haben scheint, das Vergnügen, mit Freunden zu leben, die ich liebe und schätze, das Glück, mich dem Dienste der Frau Fürstin zu widmen, und die Zuversicht, daß Ew. Durchl. mir Ihre Achtung nicht versagen können, veranlaßt mich, mit Freuden, selbst mit Dankbarkeit die Stelle anzunehmen, die Sie mir übertragen, und die mir doppelt werth wird, indem ich Ihnen dadurch meine Uneigennützigkeit beweisen kann."

Der Grund, weshalb Görtz die ihm übertragene Stelle bereits im folgenden Jahre (1776) niederlegte, ist i cht bekannt. Er blieb jedoch vor der Hand noch in Weimar. Ueber seinen künftigen Lebensplan war er mit sich nicht einig. Er schwankte, ob er sich aufs Land oder nach Frankfurt begeben sollte. Wieder in preußische Dienste zu treten, war er abgeneigt. Indessen hörte er von mehren Seiten, daß Friedrich II., bei dem er früher in großer Gunst gestanden, sich seiner noch immer mit Wohlwollen erinnere. Sein in Berlin lebender Bruder, Karl Friedrich Adam, der täglich um den König war, schrieb ihm sogar zu Anfange des Jahres 1776, daß Friedrich ihn einmal wiederzusehen wünsche. Görtz reiste im Frühjahre nach Potsdam. Während seines dortigen dreiwöchentlichen Aufenthaltes unterhielt sich der König mit ihm in der huldreichsten Weise und entließ ihn mit den Worten: „Wir sehen uns wieder!" Dessenungeachtet that Görtz, gegen den Rath seines Bruders und seiner Freunde, keinen Schritt, wieder in preußische Dienste zu treten. Im Juni 1776 kehrte er wieder nach Weimar zurück. Auf einer Rheinreise, die er um diese Zeit unternahm, bewarb er sich vergebens um die Stimmführung der protestantischen Höfe an dem nächsten Reichstage. In Weimar, wohin er zu Ende des Jahres 1777 zurückgekehrt war, empfing er einen Brief seines Bruders mit dem darin ausgesprochenen Wunsche, daß Görtz wieder in preußische Dienste treten möchte. Er zögerte, dies Schreiben zu beantworten. Indessen kam sein Bruder am 8. Jan. 1778 selbst nach Weimar. Von ihm empfing Görtz ein Schreiben Friedrich's II. mit den wichtigsten Aufträgen in der damaligen baierischen Erbangelegenheit. Diesem ehrenvollen Rufe glaubte Görtz folgen zu müssen. Er schloß seine Laufbahn in Weimar, um eine neue und glänzendere zu betreten.

Die Erinnerung an die genannte Residenz und seine dortigen Freunde blieb ihm unvergeßlich. Wie sehr der Herzog Karl August das Wohlwollen gegen seinen Erzieher unter allen Verhältnissen bewährte und ihm auch da noch sein volles Vertrauen schenkte, als er nicht mehr unter seiner Leitung stand, beweist die Freimüthigkeit, mit welcher Görtz dem Herzoge am 2. Sept. 1775, am Vorabende seines Regierungsantrittes die Wichtigkeit seines hohen Berufes schilderte. „Morgen also," schrieb Görtz, „werden Sie, lieber Prinz, das erhabene Amt, wozu Sie die Vorsehung bestimmt hat, antreten und anfangen, der Vater von vielen tausenden Ihres Gleichen und das Bild jenes Gottes zu sein, der einst über dieselben und über Sie richten wird. Mögen Sie sich stets dieser ersten und wichtigsten Lehre erinnern! Lassen Sie keinen Tag vorübergehen, ohne von der Glückseligkeit, der Sie Ihr Beruf empfänglich macht, durchdrungen zu sein! Die meisten Fürsten machen sich unglücklich, weil sie die hohe Stufe, auf der sie stehen, für eine Last ansehen; sie suchen sich deshalb durch frivole Lustbarkeiten Zerstreuung zu verschaffen und vergessen auf der Jagd oder im Schauspielhause ihre Pflichten. Vergeblich suchen sie dort Befriedigung für ihr Herz, diesen empfindlichen Theil ihres Wesens, und unglücklich sind sie, wenn sie dessen Regungen ersticken. Gewöhnen Sie sich, Prinz, Ihren hohen Beruf aus einem andern Gesichtspunkte zu betrachten, und freuen Sie sich, daß Sie die Vorsehung in den Stand gesetzt hat, zu jeder Stunde Ihresgleichen glücklich zu machen. Wenn Sie ein gutes Beispiel geben, wenn Sie das Laster unterdrücken, wenn Sie die Tugend belohnen, so werden Sie sich am leichtesten das höchste Glück verschaffen können. Mit jeder Morgenröthe nehmen Sie sich vor, Gutes zu thun und am Abende mag Ihnen Ihr Herz sagen, ob Sie diesen Vorsatz erfüllt haben."

Unter den Bekannten und Freunden, die sich Görtz während seines Aufenthalts in Weimar erworben hatte, verdient vor Allem Wieland genannt zu werden, der sogar, was nicht allgemein bekannt, als Professor der Philosophie in Erfurt dem Grafen den Ruf nach Weimar und das Amt eines Instructors der beiden Prinzen zu einer Zeit verdankte, wo Görtz diese Stelle noch nicht bekleidete. Ob sich das freundschaftliche Verhältniß zwi-

8) Siehe K. L. v. Knebel's Briefwechsel mit seiner Schwester Henriette (Jena 1858.) S. 466.

schen Görtz und Wieland auch später erhalten, ist zweifelhaft. Aus der Correspondenz zwischen Görtz und Dalberg scheint hervorzugehen, daß das Verhältniß durch ein zweideutiges Benehmen Wieland's gegen seinen ehemaligen Freund locker geworden. „Wenn Wieland etwas entschuldigt," schrieb unter Anderem Dalberg am 18. Sept. 1775, „so ist es die Eigenschaft eines Dichters." In minder getrübten Verhältnissen lebte Görtz während seines Aufenthaltes in Weimar mit Herder, seiner dortigen Bekanntschaft mit mehren geistreichen Männern nicht zu gedenken.

Eine noch wichtigere Rolle als bei seinem nun beendeten Erziehungsgeschäfte spielte Görtz in dem Erbfolgestreite, der sich nach des Kurfürsten Maximilian Joseph von Baiern Tode (1777) erhoben hatte. Mit ihm war die ältere Linie des Hauses Wittelsbach ausgestorben. Sein nächster Erbe war eigentlich das Haupt der jüngern Linie, der Kurfürst Karl Theodor von der Pfalz, der sich jedoch, erschreckt durch Oesterreichs Ansprüche an die Erbschaft, zu einem Vertrage hatte bewegen lassen, nach welchem er im Jan. 1778 ganz Niederbaiern abtrat. Dagegen hatten sich jedoch der nächste Lehenserbe, Herzog Karl von Pfalz-Zweibrücken und außerdem Sachsen, Meklenburg, die Hochstifte Augsburg, Kempten, Salzburg u. a. erhoben, die alle die baierische Erbschaft unter mancherlei Titeln in Anspruch nahmen. Friedrich's II. Politik ließ ihn bei diesen Ereignissen nicht gleichgültig bleiben. Obschon fest entschlossen, Oesterreichs Vergrößerung im teutschen Reiche durch Erwerbung eines Theils der baierisch-pfälzischen Staaten möglichst zu verhindern, fehlte es ihm doch an zuverlässigen Nachrichten sowol über die Gesinnungen der dabei betheiligten Höfe als selbst über Oesterreichs Pläne. Darüber wollte er sich Gewißheit verschaffen durch einen zuverlässigen, aber nicht in seinen Diensten stehenden Mann, dessen geheime Sendung selbst den preußischen Gesandten und Agenten an fremden Höfen unbekannt bleiben sollte. Des Königs Wahl fiel auf Görtz, dessen Bruder ihn in Weimar, wie früher erwähnt, mit dem erhaltenen Auftrage Friedrich's bekannt machte.

Görtz erkannte die mannichfachen Schwierigkeiten und selbst die Gefahr, ohne irgend eine Beglaubigung und Vollmacht, sogar ohne förmliche Instruction ein Geschäft zu übernehmen, das ihn dem ganzen Unwillen des österreichischen Hofes preisgeben konnte. Seiner wohlgegründeten Bedenklichkeiten ungeachtet, bewog ihn jedoch das Zureden seines Bruders und wie es scheint auch Herder's Rath, sein ruhiges Familienleben und seine sorgenlose Lage mit einer Aufgabe zu vertauschen, die selbst für einen geübten Diplomaten abschreckend sein mußte. Mit diesem Entschlusse begann die zweite Periode seines Geschäftslebens, über die er sich in einer im 81. Jahre für seine Kinder niedergeschriebenen biographischen Notiz mit den Worten äußerte: „Wenn auch bei den meisten Ereignissen meines Lebens, wie es wol bei allen Sterblichen dasselbe sein wird, sich eine höhere Leitung gezeigt hat, so war diese höhere Leitung der Vorsehung, der ich auch nach dem Rathe meines verklärten Freundes Herder mich überlassen habe, besonders sichtbar und unverkenntlich in der zweiten Periode meines Lebens und bei dem Eintritte in die königl. preußischen Dienste."

Ueber seine so folgenreiche Unterhandlung in dem baierischen Erbfolgestreite gab Görtz in spätern Jahren (1812) eine historische Denkschrift heraus, in der er die wichtigsten Urkunden theils ganz, theils auszugsweise mittheilte[9]). Zu vergleichen sind damit die in einer Reihe von Schriften enthaltenen Unterhandlungen der einzelnen, mittelbar oder unmittelbar bei der Erbfolge betheiligten Höfe vom April 1778 bis zu dem am 13. Mai zu Teschen geschlossenen Frieden[10]).

Unter dem Vorwande eines Processes, der seine persönliche Gegenwart fordere, hatte Görtz am 10. Jan. 1778 Weimar verlassen und sich nach Wetzlar begeben, um seine neue Laufbahn anzutreten. Er fühlte das Zweideutige und Gefährliche der von ihm übernommenen Rolle eines heimlichen Beobachters. Daher hatte er schon von Würzburg Friedrich II. ersucht, ihn mit einem Creditiv zu versehen. Er sah ein, daß es ihm außerdem beinahe unmöglich sein würde, die nöthigen Erkundigungen einzuziehen. Er machte dem Könige bemerklich, wie leicht er bei dem Mangel irgend einer Beglaubigung sich compromittiren und den größten Unannehmlichkeiten sich aussetzen könnte, da nicht einmal die preußischen Gesandten im Auslande von seiner geheimen Mission in Kenntniß gesetzt wären. Er fügte hinzu, daß es ihm ohne eine Instruction unmöglich wäre, sich selbst bei den Unterhandlungen zu betheiligen, wenn sich ihm vielleicht eine günstige Gelegenheit dazu darböte.

Seine Lage war unter diesen Umständen höchst mislich und sein Unternehmen, so klug auch seine Schritte waren, schien, von mehren Seiten betrachtet, höchst gewagt. Er war weder ein Unterthan noch ein Diener des Königs von Preußen, dem er sich nur ein Paar Mal genähert hatte und ihn nur durch den allgemeinen Ruf kannte. Lediglich aus eigenen Mitteln mußte Görtz auf eigene Gefahr alle seine Reisekosten bestreiten, da er von Friedrich II. weder einen Vorschuß noch irgend eine Zusicherung erhalten hatte und er daher von einem Tage zum andern seines Auftrags enthoben werden konnte. Dem ganzen preußischen Ministerium unbekannt, stand er isolirt da, ohne Rath, ohne Unterstützung. In dieser Lage entfernte er sich nun von der Bahn, die ihm der König, wenn auch unbestimmt, vorgezeichnet hatte. Er wagte sogar, die später von Friedrich II. erhaltenen In-

9) Die erwähnte Denkschrift führt den Titel: **Mémoires historiques de la négociation en 1778 pour la succession de la Bavière, confiée par le roi de Prusse Frédéric le Grand au Comte *Eustache de Goerts*. (Francfort sur le Main 1812. gr. 8.)**
10) Zu nennen sind unter diesen Denkschriften vorzugsweise: **Recueil de déductions, manifestes etc. par le Ministre d'état Comte *de Herzberg*. (Berlin 1789.)** Chr. W. Dohm: Denkwürdigkeiten meiner Zeit. (Lemgo 1814.) **Histoire abrégée des traités, par Mr. *Schöll*. (Paris 1817 seq.) Histoire générale et raissonnée de la diplomatie française, par Mr. *Flassan*. Seconde édition. (Paris 1811.) Oeuvres posthumes de Frédéric II., roi de Prusse. (Berlin 1788.)** Vergl. Allgem. Deutsche Bibliothek. Bd. 36. 37. 39 u. 45.

structionen in mehrfacher Hinsicht zu überschreiten. Nach dem über die baierische Erbfolge glücklich beendeten Streite erhielt Görtz die Weisung, seinen bisherigen Aufenthalt in Zweibrücken, wo seine Anwesenheit nicht mehr für nöthig erachtet ward, mit Berlin zu vertauschen. Friedrich II. belohnte ihn für die ihm geleisteten Dienste mit der früher von dem Grafen Werther bekleideten Stelle eines Grand maître de la Garderobe und Staatsministers.

Der scheinbar beseitigte Streit schien indessen in einen förmlichen Krieg ausarten zu wollen. Seit dem 1. April 1778 hatte ein lebhafter Briefwechsel zwischen den Höfen von Wien und Berlin stattgefunden. Diese Correspondenz hatte mit der Erklärung Oesterreichs geendigt: es sei entschlossen, die durch Vertrag in Niederbaiern erworbenen Besitzungen nicht zurückzugeben. Beide Monarchen, Friedrich und Joseph II., hatten sich zu ihren an den Grenzen von Böhmen, Mähren und Schlesien versammelten Heeren begeben, Friedrich mit der Absicht, die Gerechtsame des Herzogs von Zweibrücken zu vertheidigen, Joseph, um die Ansprüche seines Hauses zu behaupten und sich neuen Waffenruhm zu erkämpfen. Von Preußen war die Hoffnung, Baierns Integrität zu erhalten, damals schon aufgegeben worden. Unumwunden äußerte sich Görtz hierüber in einem Schreiben vom 8. Mai 1778 mit den Worten: „Der König von Preußen verlangt Nichts für sich, sondern nur die Befriedigung seiner Alliirten und die Erhaltung des Gleichgewichts. Es ist freilich nach den von Anfang gethanen Schritten von kaiserlicher Seite nicht zu hoffen, daß ganz Baiern wieder zurückgegeben werde. Allein die Erhaltung des Friedens ist vielleicht möglich, dies dem pfälzischen Hofe, dem Herzoge von Zweibrücken und dem Reiche weniger nachtheilig zu machen." In einem spätern Schreiben vom 12. Mai 1778 fügte Görtz hinzu: „Die böhmischen Lehen in der Oberpfalz, vielleicht auch ein Theil der Niederlande, könnten wol zur Entschädigung und letztere für den Herzog gleich abgetreten werden. Auch würde von Niederbaiern noch viel zu retten sein, aber die Mitwirkung des Herzogs ist nöthig." Demgemäß trug Görtz bei dem zweibrücker Hofe darauf an, daß unverzüglich ein Bevollmächtigter des Herzogs nach Berlin gesendet werden möchte. Von dem Erfolge der Unterhandlungen, äußerte Görtz, erwarte er zwar nicht viel, doch verlange der König, der Herzog möchte wenigstens vorläufig erklären, ob er sich in die Unterhandlung einlassen wolle und allenfalls, was er für Bedingungen wünsche.

Indessen hatte sich die Kaiserin Maria Theresia bereit und entschlossen erklärt, Alles, was sie durch ihre Truppen in Baiern und in der Oberpfalz habe in Besitz nehmen lassen, zurückzugeben und den Kurfürsten der durch die Uebereinkunft vom 3. Jan. eingegangenen Verpflichtungen zu entbinden, wenn Preußen auf die Vereinigung der Fürstenthümer Ansbach und Baireuth mit der Primogenitur seines Hauses so lange entsagte, als in denselben nachgeborene Prinzen vorhanden wären. Diese Vorschläge hatte Friedrich II. für nicht annehmbar erklärt mit dem Bemerken, daß die innern Verhältnisse seines Hauses einem Dritten Nichts angingen und er nicht zugeben könne, daß dieselben mit den Ansprüchen Oesterreichs in gleicher Weise behandelt würden. Indessen hatte sich das Gerücht verbreitet, daß es nur bei ihm gestanden, Baiern ganz zu retten, wenn er Oesterreichs angebotene Verzichtleistung unter den verlangten Bedingungen angenommen hätte. In Bezug auf dies Gerücht äußerte Görtz, daß der König nur die Waffen ergriffen, um die Sache seiner Mitstände zu verfechten. Man könne jedoch nicht von ihm erwarten, daß er, außer den ungeheuern Kriegskosten, auch noch andere Opfer bringen solle. Man werde am Ende selbst fühlen, wie wenig aufrichtig die österreichische Proposition gemeint wäre und daß selbst gegen Oesterreichs Verzicht auf ganz Baiern der König nicht einer rechtmäßigen Erbfolge entsagen und eine Uebereinkunft aufgeben könnte, welche mit Zustimmung seines ganzen Hauses schon vor 26 Jahren geschlossen worden. Das könne der König nicht, ohne seiner Ehre zu nahe zu treten. Jeder einsichtsvolle und gutgesinnte Rechtsstand müsse den Widerspruch des wiener Hofes gegen Familienverträge als einen Eingriff in die Gerechtsame der Fürsten betrachten und wünschen, daß die Vereinigung der Fürstenthümer in Franken mit der preußischen Monarchie soviel als möglich das Gleichgewicht erhalte.

Von zwei fremden Mächten, Frankreich und Rußland, waren unterdessen entscheidende Schritte geschehen, um einem Kriege vorzubeugen und die entzweiten Parteien zu versöhnen. Zur Anknüpfung von Friedensunterhandlungen ward die Stadt Teschen bestimmt. Die Bevollmächtigten, welche dort am 13. Mai 1779 erschienen, waren von Seiten Rußlands der Fürst Repnin, von Seiten Frankreichs der Baron von Breteuil, beide als Minister der vermittelnden Mächte; von Seiten Oesterreichs der Graf von Cobenzel, von Seiten Preußens der Freiherr von Riedesel. Der Kurfürst von Pfalzbaiern hatte den Grafen von Törring-Seefeld bevollmächtigt, der Kurfürst von Sachsen den Grafen von Zinzendorf, der Herzog von Zweibrücken den Herrn von Hohenfels. An diesen Unterhandlungen nahm Görtz im Wesentlichen keinen Antheil. Mit Wärme aber verwandte er sich für den Herzog von Zweibrücken, dessen Interesse er den Staatsministern Finkenstein und Herzberg aufs Angelegentlichste empfahl. Bei den angeknüpften Friedensunterhandlungen mußte, neben der Schwierigkeit, die verschiedenen, zum Theil völlig entgegengesetzten Interessen zu beseitigen, auch ein gewisser Geist von Mistrauen und Bitterkeit besiegt werden, der sich der streitenden Parteien bemächtigt und sich unter ihnen durch zahllose officielle und nicht officielle Schriften verbreitet hatte. Nicht ohne Mühe gelang es, endlich alle Schwierigkeiten zu überwinden. Am 13. Mai 1779 wurden die verschiedenen Conventionen und Urkunden des Tractats unterzeichnet [11]).

Nur kurze Zeit verweilte Görtz nach Beendigung des baierischen Erbfolgestreites in Berlin, wohin ihm seine

11) Vergl. die Schrift: Der Teschnische Friedensschluß vom Jahre 1779, mit Anmerkungen von J. J. Moser. (Frankf. a. M. 1779. 4.), wo man die einzelnen Tractate verzeichnet findet.

Familie gefolgt war. Friedrich II. ernannte ihn zum Gesandten am russischen Hofe. Es war ein ehrenvoller Posten, den der Graf von Solms 17 Jahre bekleidet und nur wegen seiner leidenden Gesundheit niedergelegt hatte. Bei dem hohen Werthe, den der König auf seine enge Verbindung mit dem russischen Hofe legte, war es ein ausgezeichneter Beweis seines Vertrauens, diese Stelle einem Fremden zu verleihen, der sich erst seit so kurzer Zeit in preußischen Diensten befunden. Für Görtz hatte jedoch diese neue Bestimmung wenig Lockendes [12]). Sein Einkommen ward dadurch nicht hinlänglich vermehrt und er war nicht reich genug, um den erwähnten Gesandtschaftsposten ohne Nachtheil für sein Vermögen antreten zu können. Der von dem Könige ihm bewilligte Gehalt von 10,000 Thlrn. war nicht hinreichend für einen anständigen Haushalt eines Gesandten in Petersburg, der dorthin seine Familie mitnehmen wollte. Mit der Summe von 1200 Thlrn., die ihm für seine erste Einrichtung in St. Petersburg angewiesen worden, war nur ein kleiner Theil der nothwendigsten Ausgaben gedeckt. Unter solchen Umständen war es eine schwierige Aufgabe für Görtz, die Pflichten gegen seinen Monarchen und gegen seine Familie zu vereinigen, ohne das Vermögen der letztern empfindlich zu schmälern. Er war dadurch in die Nothwendigkeit versetzt, die Gesandtschaft in Petersburg mit Zurücklassung seiner Familie in Berlin anzutreten. Es war, wie Görtz sich selbst darüber ausdrückt, das schwerste Opfer, das er dem ihm übertragenen Dienste bringen konnte. Vor seiner Abreise hielt sich Görtz noch drei Wochen in Potsdam auf nach dem ausdrücklichen Wunsche des Königs, der, genau bekannt mit den Verhältnissen des russischen Hofes, ihm das Nöthige darüber mittheilte und dazu täglich, gewöhnlich nach der Tafel, drei bis vier Stunden verwendete. Seine Aufträge ertheilte er ihm größtentheils unmittelbar; doch erhielt Görtz von dem Ministerium noch eine Instruction. Vor Allem lag dem Könige daran, das Freundschaftsbündniß mit Rußland nicht nur zu erhalten, sondern noch fester zu schließen. Diese Verbindung gründete sich auf einen im J. 1760 für die Zeit von acht Jahren geschlossenen Vertrag, der 1772 auf die gleiche Zeit erneuert worden und für Preußen bei dem baierischen Erbfolgestreite von großem Vortheile gewesen war.

Die Kaiserin Katharina hatte, als Görtz im September 1779 in Petersburg anlangte, den höchsten Gipfel ihres Ruhms und ihrer Größe erreicht. Ziemlich ungünstig lautete die Schilderung, die Görtz von ihr entwarf. „Sie ist," äußerte er, „eine Frau von ausgezeichnetem Verstande und Charakter. Aber bei der hohen Stufe, auf der sie steht, muß es allein der Nachkommenschaft vorbehalten bleiben, ein unparteiisches Urtheil über sie zu fällen, wenn sie nicht mehr ist. Katharina besitzt einen außerordentlichen Grad von Eitelkeit, hervorgebracht und genährt durch die an sie verschwendeten Schmeicheleien. Sie ist Meisterin in der Verstellungskunst und man möchte beinahe sagen, Alles an ihr sei Verstellung. Selbst ihre Feinde müssen ihrem großen Verstande Gerechtigkeit widerfahren lassen. Sie leitet und entscheidet selbst alle wichtigen Angelegenheiten; ihr Wille ist das Machtgebot für die Minister, die nie demselben entgegen zu handeln wagen und dessen treue Vollstrecker sie stets sind."

Günstiger lautete die Schilderung, welche Görtz von dem Sohne und Thronfolger der Kaiserin, dem damaligen Großfürsten und nachherigen Kaiser Paul entwarf. Einige Zeit nach seiner Ankunft in Petersburg äußerte er sich über diesen Fürsten mit den Worten: „Unterwürfig und ehrerbietig als Sohn, zärtlich, treu, gefällig als Gatte, aufrichtig, beständig und bescheiden als Freund, vereinigt Paul alle Eigenschaften, die Liebe und Vertrauen einflößen können. Mit einem regen Gefühle für Wahrheit und Gerechtigkeit verbindet er Verstand, richtiges Urtheil, Bescheidenheit, Kenntnisse und das größte Verlangen, sein Volk einst glücklich zu machen. Er fängt an, seine frühere Heftigkeit und manche jugendliche Unbesonnenheit abzulegen und seine Strenge, weit entfernt bei einem Prinzen von so vortrefflichem Charakter ein Fehler zu sein, erscheint als nothwendig, um nicht schwach zu sein" [13]). Unerschöpflich ist Görtz in dem Lobe der Gemahlin des Großfürsten, der nachherigen Kaiserin Maria. „Sie besitzt," schrieb er, „Alles, was glücklich machen kann, Schönheit und Verstand, einen sehr gebildeten Geist und ein vortreffliches Herz; sie ist ihres Gemahls erste Freundin und Vertraute, eine zärtliche und gefällige Gattin, eine sorgsame, liebevolle Mutter, ein erhabenes Bild von Tugend und Reinheit an dem verdorbenen Hofe ihrer Schwiegermutter."

Eine unumschränkte Gewalt übte am petersburger Hofe, als Görtz dort ankam, der von der Kaiserin Katharina begünstigte Fürst Potemkin aus, der bereits auf der höchsten Stufe seines Glückes stand. Görtz beurtheilte ihn günstiger als manche andere Schriftsteller [14]) in einer bald nach seiner Ankunft in Petersburg entworfenen Schilderung, die er nie wieder zurücknahm. „Vor allen Andern," schrieb er, „zeichnet sich am Hofe der Fürst Potemkin aus, nicht nur, weil er sich die sicherste Einwirkung auf die Kaiserin zu verschaffen wußte, sondern auch, weil er derjenige ist, der am meisten Talente, Geschicklichkeit und Gewandtheit besitzt, um solche beizubehalten. Es ist bekannt, daß er sich den Weg zuerst durch die Liebe erwarb; aber sowol durch seinen Geist als durch seine Gewandtheit über alle seine Umgebungen erhaben, hat er sich der Kaiserin so zu bemächtigen gewußt, daß sich Alles vor ihm beugt. Weit entfernt, ein gewöhnlicher Mensch zu sein, ist er unstreitig in seinem Vaterlande ein ausgezeichneter Mann, und dies würde er auch in jedem andern Lande sein, wenn seine natürlichen Anlagen durch eine gute Erziehung die richtige Leitung erhalten hätten."

Die Schwierigkeit, mit diesem Günstlinge in nähere Berührung zu kommen, schilderte Görtz ungefähr zu der-

12) Vergl. die von ihm selbst geschriebenen historisch-politischen Denkwürdigkeiten aus seinem Leben. (Stuttgart 1827.) 1. Th. S. 107.

13) Vergl. des Grafen Segur Mémoires ou souvenirs et anecdotes. Tom. I. p. 220 seq. 14) Chr. W. Dohm's Denkwürdigkeiten rc. 2. Th. S. 406.

selben Zeit mit den Worten: „Man findet ihn beinahe niemals weder am Hofe, noch in Gesellschaften und zu Hause sind seine Vorgemächer mit Höflingen angefüllt, unter welche sich zu mischen einem fremden Gesandten nicht geziemt. Er steht selten vor 11 Uhr auf und dann harren 100 bis 200 Personen in seinem Vorzimmer auf Gehör. Nach Tische ruht er wieder bis 5 Uhr, wo bei seinem Erwachen sein Vorzimmer wie Vormittags überfüllt ist. Vergebens sucht man ihn in Gesellschaften auf; er kommt in keine. Er hat zwar Aufmerksamkeit für die Gesandten fremder Mächte, welche ihn um eine Stunde ersuchen lassen; allein ohne besondere Aufträge zu haben, will man solche nicht verlangen." In den engern und vertrauten Cirkel Potemkin's aufgenommen zu werden, gelang Görtz nicht. Doch gab ihm der Fürst mehrfache Beweise seiner Achtung.

Ueber sechs Jahre, vom September 1779 bis zum October 1785, befand sich Görtz als Gesandter am russischen Hofe. Reich war diese Periode an großen und interessanten Ereignissen, reicher noch an wichtigen und folgenreichen Verhandlungen, an denen er selbst meist Theil genommen hatte. Der erste Auftrag, den er von dem preußischen Hofe erhalten, bestand in dem Vorschlage einer Tripel-Allianz zwischen Rußland, Preußen und der Pforte. Auf eine nicht nur für das Interesse seines Hofes als auch für ihn persönlich nachtheiligere Art hätte Görtz seine Sendung kaum eröffnen können zu einer Zeit, wo Katharina sich mit dem Riesenplane beschäftigte, die Türken aus Europa zu vertreiben und ein griechisch-orientalisches Kaiserthum zu gründen. Dazu aber war ihr die Allianz mit Oesterreich und auch mit England nothwendig und von einer wie von der andern Macht glaubte sie eine ungleich kräftigere Unterstützung erwarten zu können als von Preußen. Unter so ungünstigen Verhältnissen mußte Görtz, ungeachtet seiner Staatsklugheit und Gewandtheit, alle seine Bemühungen scheitern sehen. Am Ende seiner Sendung schienen die frühern Bande zwischen Rußland und Preußen so locker geworden zu sein, daß beide Höfe sich über die wichtigsten Gegenstände in einem offenbaren Widerspruche und in einer unfreundlichen Stellung gegen einander befanden. Görtz war daher froh, als er die wiederholt und lange vergeblich erbetene Entlassung von einer Stelle erhielt, in der sein eifrigstes Streben an der Gewalt der Umstände gescheitert war.

Das Mislingen seiner ersten Unterhandlung in Petersburg hatte Görtz seinem Hofe dadurch weniger fühlbar machen wollen, daß er die Aufmerksamkeit des russischen Ministeriums auf einen Gegenstand richtete, von dem er sich, bei Katharina's Eitelkeit, einen glücklichen Erfolg versprach. Ueber Rußlands Verhältnisse zum teutschen Reiche hatte er mehrfache Unterredungen mit den Staatsministern Ostermann und Panin. Aber beide waren, zu seinem Befremden, mit den teutschen Angelegenheiten beinahe gänzlich unbekannt. Er bemühte sich daher, ihnen die nöthigste Kenntniß darüber zu verschaffen und sie zu überzeugen, wie große Vortheile sich für Rußland ergeben würden, wenn es auf das teutsche Reich Einfluß gewänne. Außer persönlichen Besprechungen entwarf er noch eine Denkschrift, worin er mit vieler Feinheit und großer Schonung jene Vortheile und die verschiedenen bei diesem Gegenstande zu beachtenden Interessen erörterte.

In dieser Denkschrift, die hier auszugsweise eine Stelle verdient, heißt es unter Anderem: „Frankreich und Schweden sind seit anderthalb Jahrhunderten die Garanten der teutschen, durch den westfälischen Frieden festgesetzten Verfassung gewesen. Dieser Eigenschaft verdanken beide Kronen den für eine große Macht so ruhmvollen Vortheil, die Beschützer und oft die Wohlthäter minder mächtiger Fürsten zu sein. Noch andern Gewinn hat Frankreich daraus gezogen, während Schweden durch die seit Anfang des Jahrhunderts erlittenen Revolutionen zu viel an Macht verloren hat, um seiner Garantie einiges Gewicht zu geben. Seit 50 Jahren hat daher Teutschland im Grunde nur eine fremde Macht zum Garanten seiner Constitution. Der teschener Frieden, das Werk des Wohlwollens der russischen Monarchie für Teutschland, hat diesem einen neuen Garanten gegeben, dessen Macht, Politik und Lage größeres Vertrauen einflößt, als die beiden ursprünglichen Garanten, wovon der Eine wegen Entkräftung, der Andere wegen des Andenkens an die Regierung Ludwig's XIV. und an seine für Teutschland so nachtheiligen Projecte sowol, als wegen der Nachbarschaft, nie das unbegrenzte Vertrauen genießen kann, welches Rußland erwarten darf und wodurch diese Macht, als Garant des westfälischen Friedens, Gelegenheit erhält, seinen ganzen wohlthätigen Einfluß auf das teutsche Reich zu entwickeln, was vielleicht schon in dem Plane Peter's des Großen gelegen, aber nun Katharina II. vorbehalten scheint. Um jedoch sich in eine Stellung zu versetzen, in welcher man mit vollem Grunde die Wünsche und Bitten zu beurtheilen vermag, welche die teutschen Fürsten ihrer Beschützerin vortragen könnten und um diese in ihrem Vertrauen zu bestärken, ist es nothwendig, daß nicht, wie bisher, nur am Sitze des teutschen Reichstags, sondern im Mittelpunkte von Teutschland, ein russischer Minister bei den Kurfürsten und Fürsten unmittelbar accreditirt werde, damit dieser an Ort und Stelle selbst von allen Verhältnissen urtheilen und seinem Hofe darüber Aufklärung geben könne. Durch eine solche Ernennung wird Rußland den sprechendsten Beweis seiner Theilnahme an Teutschlands Wohle geben, das Vertrauen der teutschen Fürsten erwerben und zu ihrem Besten im Stande sein, gleich beim Entstehen manche Irrungen und Misverständnisse, die in der Folge bedeutend werden können, beizulegen, sich selbst aber durch ein solches Uebergewicht in Teutschland einen noch größern Einfluß auf die ersten europäischen Höfe verschaffen, die mit den teutschen Fürsten in freundschaftlichen oder verwandtschaftlichen Verhältnissen stehen. Frankreich hat beinahe an allen vorzüglichen teutschen Höfen und selbst in bedeutenden Städten Gesandte oder Residenten: in Mainz, Coblenz, Bonn, München, Cassel, Lüttich, Nürnberg und Frankfurt. Großbritannien, die Republik Holland, Dänemark haben deren drei oder vier

an verschiedenen Orten Teutschlands. Da aber Frankfurt oder Mainz als der Mittelpunkt des teutschen Reichs zu betrachten ist, so haben alle jene Mächte, sowie Oesterreich und Preußen, gewöhnlich einen Gesandten an einem dieser Orte, der zugleich an mehren Höfen bevollmächtigt und folglich im Stande ist, sich immer an denjenigen zu begeben, wo seine Gegenwart am nützlichsten sein kann."

Durch die in dieser Denkschrift enthaltenen Ansichten überzeugten sich die russischen Minister von den Vortheilen und die Kaiserin Katharina von dem Ruhme, den die Uebernahme und Geltendmachung der Garantie von Teutschlands Verfassung bringen dürfte. Sofort ward der Entschluß gefaßt, die dazu nöthigen Einleitungen zu treffen. Bald aber nahmen wichtigere und dringendere Geschäfte die ganze Aufmerksamkeit des russischen Cabinets in Anspruch und erst im J. 1781 kam die Sache zur Ausführung, als der Graf Nicolaus Romanzoff, ein Sohn des Feldmarschalls, zum russischen Gesandten in Teutschland ernannt wurde und hierzu eine unter Mitwirkung des Grafen von Görtz entworfene Instruction erhielt.

Der früher erwähnte Plan der Kaiserin Katharina, die Türken aus Europa zu vertreiben und ein griechisch-orientalisches Kaiserthum zu gründen, harmonirte nicht mit der Politik und dem Handelsinteresse Frankreichs. Es war der Wunsch des französischen Cabinets, die Staaten des osmanischen Reichs ungeschmälert zu erhalten. Aber Frankreich war durch einen kaum beendeten Krieg zu sehr geschwächt, um ernstliche Maßregeln ergreifen zu können. Durch Nachgiebigkeit auf der einen Seite und durch geschickte Unterhandlungen auf der andern mußte es seinen Endzweck zu erreichen suchen. In dieser Absicht wurden von Frankreich Unterhandlungen mit Oesterreich und Preußen angeknüpft, deren Hauptzweck war, die russische Kaiserin von einem feindseligen Unternehmen gegen die Pforte abzuhalten [15]).

Ganz anders als die französischen Diplomaten betrachtete der preußische Staatsminister von Herzberg Rußlands und Oesterreichs Plan gegen die Pforte. Er nahm dabei freilich das Interesse seines Hofes zum Augenmerk. In einem Schreiben an Görtz vom 28. Dec. 1782 hatte er sich mit den Worten geäußert: „Ich gestehe, daß ich es als kein Unglück betrachten kann, wenn die beiden Kaiserhöfe ihr großes Project gegen die Pforte ausführen und zwar aus folgenden Gründen: Wenn denselben ihr Unternehmen nicht gelingt und sie vielmehr von den Türken geschlagen werden, wie ich von den Hilfsmitteln, der natürlichen Tapferkeit und dem Fanatismus dieser Nation und von den Schwierigkeiten sie anzugreifen erwarte, so werden beide Mächte geschwächt, ihre gegenseitige Freundschaft wird erkalten und Rußland um so früher wieder zur Verbindung mit uns zurückkehren. Gelingt es im Gegentheile dieser Macht, Griechenland zu erobern und dort eine neue regierende Linie festzusetzen, so ist zu erwarten, daß früher oder später der neue Souverain Preußens Freund und Alliirter und Oesterreichs natürlicher Feind wird, weil diese Macht ihm weit gefährlicher ist als die Pforte und daß der wiener Hof, auf allen Seiten von Rußland und Preußen umgeben, sich in einer ungleich weniger vortheilhaften Lage befinden wird als früher, selbst wenn derselbe die entvölkerten Provinzen von Serbien, Bosnien, Dalmatien und selbst Bulgarien erhalten sollte. Dies ist ganz unbezweifelt und scheint auch der Grund zu sein, warum der Fürst Kaunitz sich der Ausführung des Projectes widersetzt, was seiner Staatsklugheit Ehre macht. Es kann endlich noch ein dritter Fall eintreten: daß nämlich die beiden Kaiserhöfe, wenn sie einmal begonnen haben, zum gänzlichen Erfolg die Hilfe Preußens nöthig finden, wie dies bei der Theilung Polens geschah und folglich uns Vortheile einräumen müssen, um Oesterreichs Vergrößerung zu compensiren, welche im Grunde von dieser Seite doch immer unscheinbar und für uns keineswegs gefährlich sein wird."

Mit dieser Ansicht schien Görtz völlig einverstanden. In seiner Antwort auf diesen Brief äußerte er: „Es ist selbst wünschenswerth, daß Rußland und Oesterreich nicht zögern, Hand ans Werk zu legen, denn es möchten bald zwei Fälle eintreten, wo es für Preußens Interesse sehr wünschenswerth wäre, entweder, daß die Allianz zwischen beiden Kaiserhöfen gebrochen oder daß sie anderswo zu sehr beschäftigt wären, um auf solche ihre ganze Aufmerksamkeit zu richten. Der erste dieser Fälle wäre der Tod des Kurfürsten von Pfalzbaiern, der zweite der des Königs von Polen. Beide Fälle dürften bei dem Alter und der Hinfälligkeit dieser Regenten nicht weit entfernt sein und dann müßte man mit Grund besorgen, das eine oder das andere dieser Ereignisse könnte die verbündeten Kaiserhöfe in eine feindselige Stellung, vielleicht gar in den Kriegszustand gegen Preußen versetzen. Das Erstere, weil Oesterreich dann zuverlässig den nur verschobenen, nicht aufgegebenen Plan eines Ländertausches auszuführen trachten würde, das Letztere, weil Rußland und Oesterreich den Einfluß Preußens auf die neue Königswahl verhindern und einem diesen Mächten ergebenen Candidaten zum Thron verhelfen würden."

In Görtz regte sich die nicht ungegründete Besorgniß: Joseph's II. Absicht sei nur, mit Rußland eine Allianz zu schließen, um dadurch die zwischen dieser Macht und Preußen bestandene Verbindung zu schwächen, bis Zeit und Umstände einträten, sie gänzlich zu zerstören. Er meinte, daß streng genommen eine Allianz zwischen Rußland und Oesterreich mit einem der Artikel des zwischen Rußland und Preußen im J. 1764 geschlossenen Vertrages nicht harmonire, weil in jenem Artikel bestimmt worden sei: keine der beiden contrahirenden Mächte dürfte Verbindungen eingehen, die jenem Vertrage entgegenliefen. Endlich besorgte Görtz, der Kaiser Joseph möchte leicht ein Bündniß mit Rußland benutzen, um über die Türken, über Venedig, den Papst und alle Staaten herzufallen, die für seine Erwerbungslust einen Reiz haben könnten. Nicht einmal des Königs Beitritt

15) Interessante Aufschlüsse über diese Unterhandlungen findet man in der von Flassan herausgegebenen Histoire générale et raisonnée de la diplomatie française. Seconde édition. (Paris 1811.) Vol. VII. p. 376 seq.

zu einer solchen Allianz wollte ihm gefallen. Er glaubte vorauszusehen, daß dadurch das Mistrauen aller Mächte gegen dies neue Bündniß wachsen und der König das Ansehen, das er sich in dem baierischen Erbfolgestreite erworben, wieder einbüßen würde. Daher hielt Görtz für den Fall, daß doch jene Allianz zu Stande käme, es für rathsam, wenn eine geheime Uebereinkunft zwischen Katharina und Friedrich geschlossen würde, worin man sich über die Maßregeln verständigte, um den neuen Vertrag für Preußen so wenig nachtheilig als möglich zu machen und zu verhindern, daß dieser Vertrag der seit 1764 zwischen Rußland und Preußen bestehenden Allianz nicht schade [16]).

Den Grafen Görtz über diese Besorgnisse zu beruhigen gelang den russischen Staatsministern Panin und Ostermann nicht. Er wußte, daß Katharina seit einiger Zeit gewohnt war, nach eigener Ansicht zu handeln und ihre Minister weder im Voraus zu Rathe zu ziehen, noch sie von dem, was wirklich geschehen, eher, als sie es für gut fand, in Kenntniß zu setzen. Selbst der Fürst Potemkin schien keinen wesentlichen Einfluß auf die Politik im Allgemeinen zu haben. Unter solchen Verhältnissen sah Görtz voraus, daß seine wenn auch noch so richtigen Ansichten den gewünschten Eindruck nicht machen und den Abschluß einer Allianz mit Oesterreich nicht verhindern würden. Die einzige Hoffnung eines günstigen Erfolgs beruhte für ihn noch darauf, wenn es gelänge, die Kaiserin zu überzeugen, daß ein Bündniß mit Oesterreich weder Rußland einigen Vortheil bringen, noch der Ausführung ihres Lieblingsplanes, der Gründung eines griechisch-orientalischen Kaiserthums, förderlich sein dürfte.

Gegen Potemkin und Ostermann äußerte sich Görtz darüber, wo er es zweckmäßig fand. Er bemerkte unter Anderem: Der mächtigen Monarchie des größten Reichs und ihrer Politik sei es durchaus nicht angemessen, zu behaupten, die Verbindung mit Oesterreich wäre für die russische Kaiserin vortheilhaft, um ihre Staaten gegen die Unternehmungen der Türken zu sichern. „Rußlands eigene Kräfte," äußerte Görtz, „sind ohne allen fremden Beistand mehr als hinreichend, um es mit der ganzen Macht der Pforte aufzunehmen. Bei dem verheerten Zustande der Krimm kann solche voraussichtlich nicht lange mehr zum Kriegsschauplatze dienen. Eine einzige Armee von 50,000 Mann regelmäßiger Truppen, bei Eröffnung eines Feldzuges gegen Oczakow und in der Folge gegen die Moldau vorgerückt, kann alle Streitkräfte der Osmanen im Zaume halten. Vergebens erwartet die Kaiserin, daß ihre Verbindung mit Oesterreich allein sie in Stand setzen wird, ihren Lieblingsplan gegen das osmanische Reich auszuführen, vorgeblich, daß sie dadurch den andern europäischen Staaten, die ein Interesse haben, sich ihren Absichten zu widersetzen, imponiren kann. Grade eine solche Verbindung muß die Eifersucht und die Besorgnisse dieser Staaten in einem Grade erregen, welche der Ausführung jenes Planes unübersteigliche Hindernisse entgegensetzen werden. Und wer würde am Ende gewinnen, wenn die Trümmer des türkischen Reiches mit einer Macht getheilt werden sollten, die für Rußland furchtbarer ist, als die Türken es je werden könnten? — Wollte man auch unbeachtet lassen, welche Folgen eine Verbindung mit Oesterreich auf den Einfluß Rußlands in Polen und anderswo herbeiführen dürfte, so ist doch unverkennbar, daß jeder Zuwachs an Macht des wiener Hofes das Fortschreiten des russischen Uebergewichtes hemmen wird. Und darauf ist eben Kaiser Joseph's tief durchdachter Plan gerichtet. Er will sich eines Bündnisses mit Rußland bedienen, um der Kaiserin die erhabene Rolle einer Schiedsrichterin von Europa zu entreißen und sich selbst sie zuzueignen."

Diese Gründe verfehlten ihre Wirkung auf die Kaiserin Katharina, die, in der Politik ihren eigenen Ansichten folgend, schon längst den schwer auszuführenden Plan entworfen hatte, die Eifersucht und Abneigung zwischen Oesterreich und Preußen zu beseitigen und beide Mächte mit einander zu versöhnen. Als Vermittlerin glaubte sie in vorkommenden Fällen auf ihren Beistand rechnen zu können, selbst bei der Ausführung ihres mehrfach erwähnten Planes gegen die Pforte.

Durch die verschiedenen Nachrichten über die Unterhandlungen zwischen Rußland und Oesterreich und die fortgesetzte Weigerung der Kaiserin, den Tractat mit Preußen zu erneuern, war indessen Friedrich II. über seine eigene Stellung in Rußland so zweifelhaft geworden, daß er dem Grafen Görtz den sonderbaren Auftrag gab, ihm zu berichten, „ob er mit Rußland noch in Allianz stehe oder nicht?" worauf Görtz dem Könige die nicht minder sonderbare Antwort ertheilte: „man fahre fort, ihn dessen zu versichern."

Beruhigende Versicherungen über den Fortbestand der Allianz zwischen Rußland und Preußen erhielt Görtz von dem Großfürsten Paul. Selbst aus der Kaiserin Katharina eigenem Munde vernahm er Aeußerungen, die den Werth, den sie auf die Verbindung mit seinem Könige legte, klar zu erkennen gaben. Sie versicherte ihm, ihre Freundschaft für den König sei unveränderlich und noch ebenso wie bei ihrem Regierungsantritte. Immer werde sie Friedrich's treue Bundesgenossin bleiben und sie wünsche nur, daß der König davon völlig überzeugt sein möchte. Dessenungeachtet äußerte sich zu Ende des Jahres 1784 die Erkaltung der Kaiserin gegen Friedrich II. bei verschiedenen Gelegenheiten in sehr auffallender Weise. Davon überzeugte sich Görtz durch das Benehmen der russischen Minister, die beinahe jede Unterredung mit ihm vermieden, selbst sich ihm kaum näherten und ihn als den Gesandten einer Macht betrachteten, mit der man wol nicht lange in freundschaftlichen Verhältnissen bleiben würde. Aus dem Munde seiner vertrautesten Freunde vernahm Görtz sogar die Aeußerung, sie müßten sich von ihm entfernt halten, um sich nicht zu schaden. Daß der Großfürst Paul seinen Grundsätzen und Gesinnungen hinsichtlich der mehrfach erwähnten Allianz treu geblieben zu sein schien, war das Einzige, was dem Grafen Görtz zu einiger Beruhigung dienen konnte. Mit

16) Vergl. des Grafen Görtz Histor.-politische Denkwürdigkeiten. 1. Th. S. 243 fg.

der größten Behutsamkeit mußte jedoch Görtz fortwährend eine geheime Verbindung mit diesem Prinzen unterhalten. In vertraulichem Briefwechsel stand der Letztere auch mit Friedrich II., der sich dadurch ungleich mehr beruhigt fand, als durch die Versicherungen der Kaiserin und ihrer Minister.

Gegen Ende des Jahres 1784 hatte sich die Nachricht verbreitet: Joseph II. suche sein längst entworfenes und nie aufgegebenes Project eines Ländertausches mit Baiern auszuführen und es sei darüber eine Uebereinkunft mit dem Kurfürsten Karl Theodor getroffen worden. Diesem Tausche sich aufs Aeußerste zu widersetzen glaubte Friedrich II. seiner eigenen Ehre und dem Ansehen seines Staates schuldig zu sein und zwar aus eben den Gründen, aus denen er in dem früher erwähnten Erbfolgestreite der Zerstückelung Baierns entgegengetreten war. Görtz erhielt von dem Könige die Weisung, gegen jenen Tausch die dringendsten Vorstellungen zu machen. Der erhaltenen Instruction gemäß entwickelte Görtz dem petersburger Ministerium den nachtheiligen Einfluß, den die Ausführung des erwähnten Projectes für Teutschlands, Preußens und selbst Rußlands Interesse haben würde und erklärte sodann: der König hoffe, die Kaiserin werde, ungeachtet der Schritte ihres Gesandten in Zweibrücken, den vorgeschlagenen Tausch nicht billigen. Friedrich aber sei entschlossen, sich demselben mit allem Nachdrucke zu widersetzen. Er beschwöre daher die Kaiserin, einen Plan nicht zu billigen, der den von ihr vermittelten teschener Frieden zerstören würde.

Auf die Aeußerungen des Vicekanzlers Ostermann, daß diese Erklärung das Misfallen des russischen Hofes erregt habe, wofür er mehrfache, wenn auch wenig haltbare Gründe anzuführen sich bemühte, erklärte sich Görtz mit den Worten: „Ein Kurfürstenthum könne nicht veräußert noch vertauscht werden und dies sei in Ansehung Kurbaierns durch die im teschener Frieden garantirten Familienverträge dieses Hauses noch insbesondere als unzulässig erklärt worden. Daher wäre dies eine offenbare Verletzung des teschener Friedens, zu dessen Aufrechthaltung der König verbunden sei. Voll Vertrauen auf die Versicherung der Kaiserin, daß deren Bündniß mit Oesterreich in den Stipulationen des teschener Friedens und den durch denselben übernommenen Verpflichtungen der Kaiserin keine Veränderung hervorbringe, zweifle der König keineswegs, die Kaiserin werde bei einsichtsvoller Würdigung der obwaltenden Verhältnisse sich mit größtem Nachdrucke verwenden, den Kaiser von seinem Vorhaben abzubringen."

Ungeachtet der beruhigenden mündlichen Aeußerungen von Männern, die im russischen Cabinet den entscheidendsten Einfluß hatten, drang Görtz auf eine bestimmte und officielle Erklärung des russischen Ministeriums. Auf diese Antwort wartete er jedoch vergebens. Der russische Hof ertheilte sie seinem Gesandten in Berlin, dem Fürsten Dolgorucki. Gleichgültig konnte dies dem Grafen Görtz nicht sein. Ihm war dadurch die amtliche Einwirkung auf einen Gegenstand entzogen worden, der ihm, früherer Verhältnisse wegen, persönlich am Herzen lag. Mit Recht darob entrüstet, stellte er im Februar 1784 es dem Könige anheim, ob es dessen Interesse angemessen sein könnte, ihn länger in Petersburg verweilen zu lassen, wo der dortige Hof ihm kein Vertrauen mehr schenke.

Nicht nur für vortheilhaft, sondern selbst für nothwendig und der Lage der Dinge angemessen hielt Görtz eine Allianz Preußens mit England. Seine Ansichten hierüber theilte er dem preußischen Staatsminister Grafen von Herzberg mit. So wichtig es auch für Preußen sei, äußerte Görtz, die enge Verbindung mit Rußland beizubehalten, so widerrathe doch die Klugheit mit dieser Macht allein alliirt zu sein, weil man die möglichen Ereignisse nicht vorauszusehen vermöge, die entweder Rußlands Allianz aufheben oder sie für Preußen unnütz machen könnten. Daher sei es nöthig, sich noch nach einer Verbindung mit einer großen Macht umzusehen und dies könnte nur Frankreich oder England sein. So groß aber die Vortheile wären, die man sich von einer Allianz mit Frankreich versprechen dürfte, so sei Frankreich bereits mit demjenigen Hofe verbunden, wegen dessen Preußen einen Alliirten nöthig habe, mit Oesterreich nämlich, und außerdem dürfte auch nach allem Anscheine diese Allianz mit der russischen nicht verträglich sein. Es bliebe also nur England übrig, welches zwar durch den gegenwärtigen Krieg erschöpft, aber doch noch mächtig und für Rußland durch seinen Handel wichtig sei. Folglich biete eine Verbindung zwischen Preußen und England den weitern Vortheil dar, daß eben dadurch auch jene zwischen Rußland und Preußen befestigt werde. England aber könne wol auf dem ganzen Continente keine Macht finden, deren Allianz diesem Staate vortheilhafter wäre, als die mit Preußen, wovon England bereits die Erfahrung gemacht habe. Davon liefere die Geschichte den Beweis, denn sie enthalte keine ruhmvollere Periode als die, wo England mit Preußen verbunden war.

Indessen beschäftigte Friedrich II. der Gedanke an eine Tripel-Allianz zwischen seinen Staaten, Rußland und England. Diese Verbindung hielt Görtz, als der König ihn aufforderte, ihm seine Ansichten darüber mitzutheilen, für Preußens Interesse höchst vortheilhaft. Er betrachtete sie als das sicherste Mittel, die Kaiserin Katharina von ihrer Vorliebe für Oesterreich zurückzubringen. Um diesen Zweck zu erreichen, hielt er jedoch für nöthig, daß der König sich zuerst mit England verständigte und dann erst gemeinschaftlich mit diesem Alliirten die Kaiserin zum Beitritt einladen möchte. Oesterreich würde sonst, befürchtete Görtz, von des Königs Absicht zu frühe Kenntniß erhalten und Alles aufbieten, um die Erreichung dieser Absicht zu verhindern. Uebrigens bemerkte Görtz wiederholt, wie er, nach der erlangten Kenntniß des russischen Hofes, es nicht für rathsam halte, sich auf Rußland als einzigen Alliirten zu verlassen. Obgleich England diese Tripel-Allianz billigte und Rußland derselben im Wesentlichen nicht abgeneigt war, äußerte doch Katharina, daß sie für den Augenblick über dies neue System keine bestimmte Erklärung abgeben könnte, da

sie durch den Krieg in der Krimm in Unternehmungen verwickelt wäre, deren Ausgang sich nicht voraussehen lasse. So zerschlugen sich die Unterhandlungen, ohne einen Erfolg zu haben.

Eine nicht unwichtige Rolle spielte Görtz als Vermittler der durch die Gewaltschritte Joseph's II. entstandenen Streitigkeiten zwischen Oesterreich und Holland, auf die er die Aufmerksamkeit des russischen Hofes zu lenken suchte. Görtz machte den russischen Ministern bemerklich, der Kaiser Joseph habe durch die Schleifung der festen Plätze in den Niederlanden und vorzüglich weil er seine Verbindung mit Holland durch Vernichtung des Barrière-Tractats aufgehoben, diese Republik in die größte Verlegenheit gebracht und sie nicht nur jetzt, sondern auch für die Zukunft und so lange Oesterreichs Allianz mit Frankreich bestehe, in die Unmöglichkeit versetzt, sich mit England, der Nebenbuhlerin jener Macht, zu verbinden. Daher sei es der Kaiser Joseph, welcher der Unterhandlung eines Separatfriedens zwischen England und Holland die größte Schwierigkeit errege und dadurch das System des europäischen Gleichgewichtes erschüttere. Dabei ließ es Görtz jedoch nicht bewenden. Dem russischen Vicekanzler Grafen Ostermann übergab er eine schriftliche Darstellung aller der unglücklichen Folgen, welche Kaiser Joseph's Benehmen gegen Holland für das europäische System schon jetzt habe und später noch hervorbringen werde.

Gegen die dem Kaiser Joseph zum Vorwurf gemachte Verletzung des Friedensschlusses von Münster hatte der Vicekanzler Ostermann jenen Monarchen zu rechtfertigen gesucht, indem er bemerkte, der Kaiser verlange die Oeffnung dieses Stroms, der von den Generalstaaten den holländischen Schiffen geschlossen worden, nur als ein Aequivalent für seine andern Forderungen an die Republik. Darauf bemerkte Görtz, daß es sehr wesentlich gewesen wäre, wenn der Kaiser, ehe er sich in den Besitz eines solchen Aequivalents zu setzen suchte, die Holländer gefragt hätte, ob sich die Bewilligung desselben mit ihrem Interesse vertrüge. „Die teutschen Fürsten," fügte er hinzu, „haben wol Ursache zu mancherlei Besorgnissen, wenn ein mächtiger Monarch sich nicht mehr durch einen alten Vertrag für gebunden erachtet. Ebenso kann er sich auch durch einen neuen für nicht gebunden halten. Angenommen, Europa bleibe vor der Hand ein ruhiger Zuschauer bei dem durch den Kaiser erregten Streite, was wird geschehen, wenn der Monarch nach den nämlichen Grundsätzen gegen irgend einen teutschen Fürsten zu verfahren für gut befindet, dessen Erhaltung von keiner besondern Bedeutung und den großen Mächten nicht wichtig genug dünken dürfte, um deshalb einen Krieg anzufangen? Ich erlaube mir zu fragen, was in einem solchen Falle aus der teutschen Verfassung werden würde?"

Durch die Nachricht, daß am 30. Nov. aus Petersburg ein Courier an den russischen Gesandten im Haag abgeschickt worden, hielt Görtz sich überzeugt, daß die Kaiserin in dieser Angelegenheit einen Entschluß gefaßt haben müßte. Um so dringender verlangte er, obgleich vergeblich, eine bestimmte Antwort auf die im Namen Friedrich's II. dem russischen Ministerium gemachte Eröffnung. In einer Unterredung mit dem Vicekanzler Ostermann äußerte Görtz am 3. Dec.: „Außer den wiederholten Weisungen des Königs habe ich noch zwei Beweggründe, mir eine Aeußerung zu erbitten über die Art und Weise, wie der Gegenstand von dem russischen Hofe betrachtet wird. Der eine Beweggrund sei, daß der König dadurch die Ueberzeugung erhalte, seine Eröffnung werde als ein Beweis von fortwährenden freundschaftlichen und vertrauensvollen Gesinnungen gegen die Kaiserin aufgenommen und erwidert. Der andere Beweggrund aber sei, daß der König nicht durch das längere Ausbleiben einer Antwort auf die Vermuthung gerathe, diese Antwort möchte nicht genugsam betrieben worden sein."

In diesem Gespräche hatte Görtz die bereits zu Gunsten der Holländer von ihm vorgebrachten Gründe wiederholt und weiter ausgeführt. Ostermann begnügte sich darauf zu äußern: „Holland müsse seine Kräfte kennen und wissen, ob es den Kaiser auf die Art, wie es geschehen, herausfordern könnte." Darauf entgegnete Görtz: „Es dürfte wol nicht leicht einen rechtlichen und klugen Mann geben, der nicht eingestände, daß bisher Stärke oder Uebermacht Alles gerechtfertigt hätten. Unmöglich könne man glauben, daß Holland, welches sich seine Barrière und seine Festungen habe nehmen lassen, welches seit zwei Jahren eine Menge Bedrückungen erlitten und nur das zu erhalten suche, was ihm nach abgeschlossenen Tractaten gehöre, als angreifender Theil betrachtet werden könne. Ganz Europa sei vielmehr entgegengesetzter Meinung." Den von dem Vicekanzler ausgesprochenen Verdacht, daß Friedrich II. mit Holland in einer geheimen Verbindung stände, schlug Görtz, auf das Verhältniß Rußlands zu Oesterreich anspielend, mit den Worten nieder: „Wäre das der Fall, so würde der König, treu seinen Verpflichtungen und den bestehenden Verträgen, den russischen Hof davon in Kenntniß gesetzt haben. Uebrigens vermag ich nicht zu glauben, daß es eine Macht gäbe, die vermöge ihrer Verbindungen mit Oesterreich verpflichtet sein könnte, eine so grundlose Sache zu vertheidigen."

Nicht blos durch seine verschiedenen Unterredungen mit dem Vicekanzler, auch durch den Umstand, daß man ihm die Absendung eines Courirs verschwiegen, überzeugte sich Görtz immer mehr von dem Mangel an Aufrichtigkeit und Offenheit, der seit längerer Zeit an dem russischen Hofe gegen Preußen nicht zu verkennen war. Zugleich aber überzeugte er sich, daß mehre unparteiische und aufgeklärte Staatsmänner die Ansichten der Kaiserin nicht theilten und ihr Benehmen durchaus misbilligten. Er sah ein, daß sich Katharina in ihrer Handlungsweise durch zwei Motive bestimmen ließ. Es lag ihr daran, einem Kriege zwischen Oesterreich und Holland vorzubeugen, weil diese Feindseligkeiten ihrem Lieblingsplane gegen die Pforte hinderlich sein konnten. Dann aber schmeichelte auch die Vermittelung jenes Streites ihre Eitelkeit. Durch die energische Sprache des französischen Hofes, an den sich die Generalstaaten gewandt, hatte sich auch Joseph II.

einer Beseitigung jener Streitigkeiten gefügt, welche die Ruhe Europa's in mehrfacher Art gestört haben würden[17]).

Bei der engen Verbindung, worin Rußland seit einer Reihe von Jahren mit Preußen gestanden, konnte Görtz kaum etwas Anderes erwarten, als zu einer Reise eingeladen zu werden, welche die Kaiserin Katharina im Sommer 1785 durch ihre Staaten unternahm. Erwarten konnte er dies um so mehr, da den Gesandten von Oesterreich, England und Frankreich diese Ehre zu Theil geworden war. Er fühlte sich dadurch mit Recht gekränkt. Obgleich er indessen seine Empfindlichkeit auf keine Weise zu erkennen gab, äußerte er sich doch in seinem dem Könige abgestatteten Berichte über jene Reise mit den Worten: „Entweder wird der Gesandte Ew. Majestät hier in Petersburg nicht mehr als der Gesandte einer verbündeten Macht betrachtet, oder meine Person ist dem hiesigen Hofe unangenehm."

Zu Anfange des Herbstes 1785 benutzte Görtz eine eingetretene Ruhe in dem Geschäftsgange, um von Friedrich II. sich den Urlaub zu einer Reise nach Berlin zu erbitten. Er erhielt denselben sofort. Im October verließ er Petersburg. Am 3. Nov. langte er nach einer Abwesenheit von sechs Jahren und drei Monaten bei seiner Familie in Berlin an.

Der von ihm übernommene Gesandtschaftsposten war für ihn mit Unannehmlichkeiten aller Art verbunden gewesen. Schon am 2. Nov. 1779 hatte er sich in einem Schreiben an den damaligen Kronprinzen, nachherigen König Friedrich Wilhelm II., mit dem er in fortwährendem Briefwechsel stand, mit den Worten geäußert: „Was meine Person betrifft, so schmeichle ich mir zwar, daß ich wahrscheinlich hier an den mir anvertrauten Geschäften Nichts verderben werde. Aber ich schäme mich nicht zu bekennen, daß für das Beste des Staats die Wahl des Königs nicht auf mich hätte fallen sollen. Zu der mir hier übertragenen Stelle hätte eher ein junger Mann von Talent, aber keck, unternehmend und einschmeichelnd, gewählt werden sollen, der unter dem Schutze seiner Jahre manchmal einen Schritt hätte wagen können, den ein Mann, der wie ich schon im Abnehmen ist und der außer der hiesigen Gesandtschaft noch mit einer ehrenvollen Staatsstelle bekleidet ist, aus Furcht sich zu compromittiren nicht unternehmen darf. Angefeuert durch den gnädigen Beifall, den Ew. königl. Hoheit der Wahl des Königs zu ertheilen geruhten und durch das eifrige Verlangen, dem Staate, dessen Diensten ich mich gewidmet habe, nach dem vollen Maße meiner Kräfte nützlich zu sein, werde ich Alles aufbieten, um diesen Zweck zu erreichen. Ich wage aber zu hoffen, daß Sie, gnädigster Herr, es als einen Beweis meines regen Diensteifers ansehen werden, wenn ich, in dem Falle, wo sich meine Vermuthung, außer Stande zu sein, hier nützliche Dienste zu leisten, bewähren sollte, den König bitte, meine Stelle durch einen Andern, der mehr für sie geeignet ist, ersetzen zu lassen und daß dann diese meine Bitte mir weder in den Gesinnungen des Königs, noch Ew. königl. Hoheit Nachtheil bringe. Indem ich eine so wichtige Sendung antrat, nahm ich das Beste des Staats zum Zweck und die Wahrheit zur Grundlage meiner Handlungen. Ich würde den erstern verfehlen und die letztere verletzen, wenn ich mich anders benehmen wollte."

An unangenehmen Erfahrungen hatte es ihm in Petersburg nicht gefehlt. Er hatte sich in den Erwartungen getäuscht gesehen, die er nach seiner Instruction und Friedrich's II. Versicherungen von dem Systeme des russischen Hofes haben durfte. Gleich das erste ihm übertragene Geschäft, die Unterhandlungen einer Tripel-Allianz zwischen Rußland, Preußen und der Pforte, bewies ihm, wie wenig der König von Katharina's Gesinnungen und Absichten unterrichtet war. Gescheitert waren seine eifrigsten Bemühungen, Rußlands Bündniß mit Preußen zu erneuern und eine Allianz zwischen dem petersburger und wiener Hofe zu verhindern. Das veränderte Benehmen der Kaiserin und ihrer Minister gegen ihn als preußischen Gesandten gab ihm eine gezwungene und unangenehme Stellung. Der Aufwand, den er in Petersburg machen mußte, war so beträchtlich, daß derselbe mit seiner verhältnißmäßig geringen Besoldung keineswegs harmonirte. Dadurch entgingen ihm an einem Hofe, wo der größte Luxus herrschte, im Vergleiche mit den Gesandten anderer großer Höfe, manche Gelegenheiten, sich beliebt und geltend zu machen. Er fühlte sich vor diesen Geschäftsträgern, die durch glänzende Gesellschaften und Festlichkeiten aller Art die Minister und Großen zu unterhalten und zu gewinnen suchten, tief zurückgesetzt. Von geheimen Ausgaben, irgend einen Endzweck zu erreichen, konnte durchaus nie die Rede sein. Daß er sich durch seine gründlichen Kenntnisse, durch die Richtigkeit seiner Ansichten, durch die Feinheit in seinem Betragen allgemeine Achtung erworben hatte, war der einzige Trost, der ihm in seiner unangenehmen Stellung geblieben war. Selbst die von Friedrich II. ihm gesendeten Depeschen, nicht selten in Augenblicken übler Laune entworfen, waren oft für Görtz sehr kränkend.

Zu den mannichfachen Unannehmlichkeiten, die er während seines Aufenthaltes in Petersburg zu ertragen hatte, gesellte sich noch eine ihn sehr beunruhigende Abnahme seiner Gesundheit. Eine große Schwäche und ein beinahe fortwährendes Augenübel ließ ihn befürchten, daß ein längerer Aufenthalt in dem rauhen Klima für ihn am Ende sogar den Verlust des Gesichts zur Folge haben könnte. Gegründete Ursachen hatte er daher, den König um die Abberufung von seinem Posten zu bitten. Dies geschah zu Anfange des Jahres 1786. Ungern und erst nach wiederholten Vorstellungen wurde ihm seine Bitte von Friedrich II. gewährt. Großen Beifall fand eine von ihm verfaßte Denkschrift über Rußland, die er bald nach seiner Ankunft in Berlin dem preußischen Cabinetsminister vorlegte. Görtz schilderte darin das System des russischen Hofes und die Ursachen, durch die derselbe bewogen worden, von seinen bisher dabei befolgten Grundsätzen abzuweichen. Von dieser Schilderung ging er auf

17) Siehe über den zu Fontainebleau am 10. Nov. 1785 geschlossenen Friedenstractat Flassan in der Histoire de la diplomatie française. Vol. VII. p. 401. Martens in s. Erzählungen merkwürdiger Rechtsfälle. 2. Th. S. 40.

die Darstellung des Systems über, das der russische Hof gegen Preußen geltend zu machen gesucht hatte. Er entwarf zugleich ein Gemälde aller Personen, die an der Spitze der russischen Regierung gestanden oder auf dieselbe wesentlichen Einfluß gehabt. Der erwähnten Denkschrift fehlte es auch nicht an Andeutungen, wie Preußen sich gegen den russischen Hof zu benehmen habe und wie der künftige Gesandte instruirt werden dürfte. Von dringenden Geschäften befreit, hatte er in Berlin hinreichende Muße gefunden, die während seines sechsjährigen Aufenthaltes in Petersburg gemachten Beobachtungen und Erfahrungen zu Papiere zu bringen.

Bei seiner Rückkehr nach Berlin fand Görtz das preußische Cabinet vorzüglich mit den innern Unruhen in den vereinigten Niederlanden beschäftigt. Durch diese Unruhen war nicht nur diese Republik, sondern auch das mit dem preußischen Königshause eng verbundene und nahe verwandte Haus Oranien mit dem Verluste der erblichen Statthalterwürde bedroht. Nach Friedrich's II. Tode war unter diesen Umständen von seinem Nachfolger Friedrich Wilhelm II. dem Cabinetsminister von Herzberg der Wunsch mitgetheilt worden, daß ein so gewandter Diplomat wie Görtz nach dem Haag geschickt werden möchte. Dieser äußerte wiederholt seine Abneigung, ein Geschäft zu übernehmen, dessen Erfolg höchst zweifelhaft wäre. Umständlich und offen theilte Görtz seine Ansichten dem Könige mit, der ihn am 24. Aug. 1786 hatte zu sich rufen lassen, um ihm seine Aufträge zu eröffnen. Auf des Königs Frage, ob er diese Angelegenheit wirklich für so wichtig und schwierig halte, erwiderte Görtz: „Sr. Majestät sei es nicht unbekannt, in welchem Grade die Sache verwickelt sei und in was für einem hoffnungslosen Zustande sie sich befinde. Wichtig aber sei dieselbe besonders deshalb, weil der König seit seiner Thronbesteigung im Begriffe stehe, den ersten öffentlichen Schritt zu thun, von dessen Erfolge und der Art, wie er behauptet werde, die Achtung Europa's für seine Regierung abhängen könne. Schwierig sei die Unterhandlung und schwer sei es, einen Erfolg zu erzielen, weil es der Würde des Königs, seinen Grundsätzen, seinen Gesinnungen für seine erlauchte Schwester und deren Familie, endlich dem Interesse des preußischen Staates entgegenlaufe, den Prinzen von Oranien und die ganze Republik Frankreich preiszugeben und dessen Absichten zum Nachtheile Englands zu begünstigen; er betrachte die holländischen Angelegenheiten als ein Mittel, im gegenwärtigen Systeme Preußens den teutschen Fürstenbund zu befestigen[18]), da sich nun eine Gelegenheit für Preußen darbiete, durch Verhinderung der gänzlichen Abhängigkeit Hollands von Frankreich, England einen angenehmen Dienst zu erweisen, dessen König in seiner Eigenschaft als Kurfürst so wesentlich zur Errichtung jenes Bündnisses beigetragen habe. Frankreich werde nicht leicht zu bewegen sein, die Unterhandlung zu unterstützen und zur Wiedereinsetzung des Erbstatthalters in den Genuß seiner erblichen und constitutionellen Rechte mitzuwirken. Das einzige Mittel, dies zu erzielen, dürfte sein, daß der König die größte Unparteilichkeit zeige und für den Statthalter, seinen Schwager, Nichts verlange, als was ihm nach der Verfassung gebühre, nicht aber jenes, was er durch Misbrauch oder bloße Gefälligkeit erhalten haben könnte; daß der König selbst bereit sei, sich bei dem Prinzen von Oranien dafür zu verwenden, er möge von diesem Letztern abstehen, sobald er das Erstere wieder erlangt haben werde; daß der König endlich den Prinzen auffordere, sich in allen seinen Handlungen weder dem preußischen, noch englischen, noch französischen, sondern einzig und allein nur dem holländischen Interesse und Systeme ergeben zu zeigen. Es sei aber dann auch nothwendig, auf so billigen Grundsätzen fest und unabweichlich zu bestehen und sich bereit zu zeigen, dieselben, wenn es nöthig sein sollte, mit der Gewalt der Waffen durchzusetzen."

Auf die Bemerkung des Königs, daß man vor Allem Uneinigkeit mit andern Höfen vermeiden müßte, um den natürlichen Feind, Oesterreich, nicht in Vortheil zu versetzen, erwiderte Görtz: „Wie er die Sache ansehe, halte er es nicht für wahrscheinlich, daß die Festigkeit, womit Se. Majestät nur das verlange, was gerecht sei, einen Krieg herbeiführen könne. Da aber dies doch möglich wäre, so halte er es für unumgänglich nöthig, für diesen äußersten Fall die Gesinnungen Sr. Majestät zu kennen. Ohne darüber Gewißheit zu haben, könnte er in Gefahr gerathen, sich zu compromittiren und er wüßte sich auch einigen Erfolg nicht zu versprechen. Gewiß werde er Alles anwenden, um es nicht zum Aeußersten kommen zu lassen; aber er glaube auch, nur durch Festigkeit zum Ziele gelangen zu können. So sehr übrigens Frankreich wünschen möge, seinen ganzen Einfluß auf Holland zu behaupten, so sehr sei es auch dessen Interesse angemessen, die Freundschaft Preußens beizubehalten, um die beiden Kaiserhöfe an Ausführung ihrer ehrgeizigen Pläne zu verhindern. Wenn daher Frankreich sich von dem festen Entschlusse des preußischen Hofes überzeugt, so sei es wahrscheinlich, daß es nachgeben werde. Auf diese Art glaube er das nöthige Vertrauen aller Theile gewinnen und wenn es die Umstände erheischten, auch mit dem Statthalter eine bestimmte Sprache führen zu können. Englands Einmischung in die Sache könnte, sowol wegen der Parteilichkeit des londoner Hofes für den Statthalter, als wegen der Eifersucht gegen Frankreichs Einfluß auf die Republik, den Absichten des Königs hinderlich werden; durch eine offene und vertrauliche Mittheilung dieser Grundsätze könne auch dies vermieden und England veranlaßt werden, seinem Gesandten im Haag, dem Ritter Harris, den Auftrag zu ertheilen, sich bei der Sache ganz ruhig zu verhalten und daran keinen Antheil zu nehmen. Um jedoch die Gewißheit zu erlangen, daß im äußersten Falle Preußen nicht allein dastehe, möchte es vielleicht gut sein, zu sondiren, ob der König in diesem Falle auf England zählen könne."

18) Vergl. über dies Bündniß der teutschen Reichsstände zur Aufrechthaltung der teutschen Reichsverfassung, mit welchem Friedrich sich in den letzten Jahren seines Lebens ernstlich beschäftigt hatte, Chr. W. v. Dohm: Ueber den deutschen Fürstenbund. (Berlin 1785. 8.)

Aller Gründe ungeachtet vermochte Görtz nicht, den König von der Richtigkeit seiner Ansichten zu überzeugen. Er wagte es daher, den König zu bitten, die beabsichtigte Sendung nach Holland ganz aufzugeben, weil dadurch des Königs Würde und sein Ansehen im Auslande empfindlich leiden könnte. Dieser Vorschlag verfehlte seine Wirkung. Görtz erhielt vielmehr von Friedrich Wilhelm II. die Weisung, seine Reise zu beschleunigen. Zuerst sollte er sich nach Loo, wo der Erbstatthalter mit seiner Familie sich aufhielt und sodann nach dem Haag begeben. Nach der Instruction, die er am 2. Sept. 1787 empfangen hatte, war er beauftragt worden, die Anhänger des Hauses Oranien durch die Versicherung der kräftigen Vermittelung des Königs zu ermuthigen, ohne ihnen jedoch eine bewaffnete Hilfe zu versprechen. Jedenfalls war diese Sendung nicht weniger schwierig, als die beiden frühern, wobei noch der Umstand hinzukam, daß der König auf das Gelingen derselben den höchsten Werth legte.

Den nahen Ausbruch eines Bürgerkrieges befürchtete Görtz, als er auf seiner am 3. Sept. 1787 angetretenen Reise in Hanover erfuhr, daß die Staaten von Geldern den Erbstatthalter als Generalcapitain requirirt und gegen Hatten und Eilburg Truppen hätten ausrücken lassen. Zu Deventer fand er an einem seiner Jugendfreunde, dem Barone Palland von Zuitham einen entschiedenen Gegner des Erbstatthalters und seines Hauses. Palland tadelte die Grundsätze und das Betragen dieses Mannes. Er beschuldigte ihn eines fortwährenden Strebens nach größerer Macht, selbst auf Unkosten der Verfassung, einer despotischen Denkungsart u. s. w. Dabei ergoß er sich in bittern Klagen über den hoffnungslosen Zustand seines Vaterlandes.

„Wie auch immer die Umstände sein möchten," erwiderte Görtz, „so beschwöre er ihn, sogleich Alles anzuwenden, um jede Thätlichkeit zu verhindern. Noch sei es Zeit, größeres Unglück zu verhüten und dies werde geschehen, wenn alle Theile ihm (dem Grafen) ein Vertrauen schenkten, welches die reinen und edelmüthigen Absichten seines Monarchen verdienten. Er nähme keinen Anstand zu behaupten, daß seine Sendung an die Generalstaaten durch die zärtliche Theilnahme des Königs an dem Schicksale seiner geliebten Schwester und ihrer Familie veranlaßt worden. Zugleich aber dürfe er auch versichern, daß diese Theilnahme, so lebhaft sie auch sein möge, nie den König bewegen werde, sich von den Grundsätzen der Gerechtigkeit und Billigkeit zu entfernen, die er sich bei seiner Thronbesteigung zum unverbrüchlichen Gesetz gemacht habe. Demgemäß sei er vom Könige beauftragt, dem Prinzen von Oranien vor Allem zu rathen: er möge auf das verzichten, was er oder seine Vorfahren nur durch Misbrauch ihres Ansehens und ihrer Macht erlangt hätten und sich mit dem begnügen, was ihm rechtmäßig und vermöge der Verfassung zukomme; er möge ferner als erster Bürger des Staats seine hohen Aemter nur zum wahren Wohle des Vaterlandes ausüben, sich stets mit treuer Erfüllung seiner Pflichten beschäftigen, nie weder englisch, noch französisch, noch preußisch, sondern immer nur holländisch gesinnt sein und einzig und allein das System der Republik befolgen. Indem er keinen Anstand nähme, das Wesentliche seiner Instruction offen mitzutheilen, bitte er ihn inständigst, seine Freunde davon in Kenntniß zu setzen; er eile nun nach Loo, um bei dem Erbstatthalter seinen Auftrag zu erfüllen und allen weitern Gewaltschritten vorzubeugen; dann werde er sich nach dem Haag begeben, dort bei den Generalstaaten seinen öffentlichen Charakter annehmen und sich eifrigst bestreben, den Zweck seiner Sendung zu erreichen."

Großen Eindruck machte diese mit Offenheit und Würde geführte Sprache auf den Baron Palland, der das ihm geschenkte Vertrauen in jeder Weise zu rechtfertigen versprach. Görtz glaubte sich von dieser Verständigung mit einem der entschiedensten Gegner des Hauses Oranien den besten Erfolg versprechen zu können. In dieser Hoffnung setzte er seine Reise fort. Am 9. Sept. kam er in Loo an, wo ihm bei Hofe seine Wohnung angewiesen ward.

Daß der Erbstatthalter sich in einer sehr gefährlichen Lage befand, davon überzeugte sich Görtz durch die Ereignisse, die theils unmittelbar vor seiner Ankunft in Loo, theils während seines kurzen Aufenthaltes daselbst stattfanden. Ihm ward dadurch fühlbar, daß er mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen haben werde, um den Zweck seiner Sendung zu erreichen. Zuvörderst faßte er den Entschluß, den Zustand der Republik, sowie die Absichten und Mittel der verschiedenen Parteien genau zu erforschen und einstweilen durch ein ruhiges und festes Benehmen dem Fortschreiten des Uebels möglichst vorzubeugen. Dazu verwendete er die wenigen Tage seines Aufenthaltes in Loo vom 9. bis 12. Sept. Die meisten und wichtigsten Aufschlüsse verdankte Görtz der Gemahlin des Statthalters, einer Frau von den trefflichsten Eigenschaften, von hellem Verstande, klaren Ansichten, einer richtigen Beurtheilungskraft und männlichen Entschlossenheit. In ihr schien, wie er in spätern Jahren äußerte, der Geist Friedrich's des Großen, ihres Oheims, fortzuleben. Görtz verdankte der Prinzessin eine höchst charakteristische Schilderung aller bedeutenden Personen in den sieben vereinigten Provinzen. Ebenso richtig als belehrend fand er diese Schilderung, die ihm bei den spätern Unterhandlungen in mehrfacher Hinsicht förderlich war. In den verschiedenen Audienzen bei der Prinzessin bemühte er sich, ihre Ansichten von den gegenwärtigen und künftigen Ereignissen, sowie ihre Wünsche und Erwartungen kennen zu lernen.

Obgleich sich ihm die Ueberzeugung aufdrang, daß bei dem hoffnungslosen Zustande der Republik und besonders des Hauses Oranien die ihm übertragene Sendung ohne die früher von ihm angerathenen Maßregeln keinen wesentlichen Erfolg haben könnte, so bot er doch Alles auf, was irgend in seinen Kräften stand, um die dem Hause Oranien ergebene Partei von allen fernern Thathandlungen abzuhalten. Vor seiner Abreise suchte er noch die Prinzessin von Oranien zu bewegen, mit ihrem Gemahle und ihrer Familie einen andern Aufenthalt zu wählen. Offen sprach er seine Besorgniß aus, daß in Loo leicht ein Angriff auf die persönliche Freiheit

der Familie des Statthalters unternommen werden könnte. Diese Vorstellungen fanden Eingang. Es ward sofort Befehl ertheilt, zur Aufnahme des Statthalters und seiner Familie das Schloß von Nimwegen bereit zu halten.

Auf der Reise nach dem Haag kam Görtz zu Amersfort in nahe Berührung mit mehren dort versammelten Mitgliedern der Staaten von Utrecht, die er mit dem Endzwecke seiner Mission bekannt machte. Gegen die Anhänger des Hauses Oranien benahm er sich mit eben der Offenheit, womit er einige Tage zuvor in Deventer zu den Gegnern jenes Hauses gesprochen hatte. Görtz äußerte: „Ohne besondere Verhaltungsbefehle in Bezug auf die gegenwärtige Lage der Provinz Utrecht zu haben, sei er angewiesen, die Unterstützung seines Hofes allen denen zuzusichern, deren Streben dahin gehe, die Verfassung der Republik und die constitutionellen Rechte des Statthalters aufrecht zu erhalten. Er sei beauftragt, dies unter der Mitwirkung des französischen Hofes zu erzielen; es scheine ihm aber, daß in dem gegenwärtigen Augenblicke, wo die Faction, welche die Provinz Holland beherrsche, die Maske abgeworfen und die Vorrechte der andern Provinzen, namentlich die von Geldern und Utrecht, angegriffen habe, diese durch eigene Standhaftigkeit mehr als durch Andere zur Rettung der Republik beitragen könnte. Ihnen komme es daher zu, sich zu diesem Endzwecke zu vereinigen, mit muthiger Entschlossenheit zu handeln. Erst dadurch würden die fremden Mächte eine gerechte Veranlassung finden, sich für die Provinzen zu interessiren. Ihm scheine auch, da Frankreich ebenso gut der Verbündete der Provinzen Geldern und Utrecht als der Provinz Holland sein könnte, daß sie sich dahin wenden und die Dazwischenkunft dieses Alliirten verlangen sollten. Würden sie dann auch zu gleicher Zeit das nämliche Vertrauen dem Könige von Preußen als Freund und Nachbar bezeigen, so glaube er, ohne jedoch hierüber zur Zeit die Gesinnungen seines Hofes zu kennen, hoffen zu dürfen, Se. Majestät werden den Staaten ebenfalls ihre mächtige unbefangene Vermittelung angedeihen lassen."

Ein Mann wie Görtz, der seinen Ruhm darin suchte, stets dem in ihn gesetzten Vertrauen zu entsprechen, mußte sich während der unmittelbaren Verhandlungen zwischen den Höfen von Berlin und Versailles in der unangenehmsten Lage fühlen. Befremdend war für ihn das Benehmen seines ehemaligen Freundes, des französischen Gesandten Marquis von Verac. Auf ihn und den französischen Hof hatte Görtz die größte Hoffnung eines glücklichen Erfolgs seiner Sendung gebaut. Schon aus Loo hatte Görtz den Marquis von seiner nahen Ankunft im Haag benachrichtigt und dabei seine Freude ausgedrückt, ihn wiederzusehen und gemeinschaftlich mit ihm sich einem ebenso wichtigen als ehrenvollen Geschäfte zu unterziehen. In einem etwas kältern Tone war die Antwort des Marquis abgefaßt. Doch äußerte er zugleich sein Bedauern, daß die Ereignisse im Haag leicht ihre alte Freundschaft auf eine sehr empfindliche Art stören könnten, daß diese unglücklichen Ereignisse der unklugen Hartnäckigkeit des Statthalters beizumessen wären u. s. w. Diese Aeußerungen, verbunden mit den Nachrichten, die er während seines Aufenthaltes in Loo über die Gesinnungen des französischen Hofes eingezogen, weckten in Görtz neue Besorgnisse und schlugen seine Hoffnung auf eine entsprechende und thätige Mitwirkung des Marquis von Verac nieder. Schon in Loo hatte er in einem dem Könige von Preußen gesandten Berichte sich mit den Worten geäußert: „Ich werde Alles, was in meinen Kräften steht, anwenden, um die Mitwirkung des französischen Gesandten und seines Hofes zu erlangen. Sollte es mir aber nicht gelingen, wie man hier in Loo allgemein glaubt, so dürften alle meine Bemühungen, wären sie auch von größern Talenten als den meinigen unterstützt, leicht vergeblich sein."

In einem Gespräche mit dem Marquis Verac hatte dieser geäußert, es scheine ihm fast unmöglich, daß sie gemeinschaftlich etwas Gutes wirken könnten. Durch diese Aeußerung fühlte sich Görtz sehr unangenehm berührt. Er überließ sich jedoch noch immer der Hoffnung, eine den Umständen und den freundschaftlichen Gesinnungen des Königs von Frankreich für seinen Monarchen gegebene Erklärung werde den Marquis ermächtigen, gemeinschaftlich nach dem übereinstimmenden Systeme ihrer beiderseitigen Höfe zu handeln. Keine erfreulichern Aussichten auf den Erfolg seiner Sendung eröffnete ihm jedoch die bald nach seiner Ankunft erhaltene Nachricht, daß die Staaten von Holland, nicht zufrieden, dem Prinzen von Oranien das Commando im Haag entzogen zu haben, ihn auch von der Stelle eines Generalcapitains zu suspendiren drohten. Weder durch Gründe noch durch Vorstellungen und Bitten gelang es ihm, den Marquis von Verac zur Verhinderung jenes Vorhabens zu bewegen, sodaß eine neue Kränkung für den Statthalter und den König von Preußen sehr empfindlich sein würde. Görtz sah seine Schritte zu Gunsten des Erstern beinahe völlig vereitelt und gab sich der schon in Berlin ausgesprochenen Ueberzeugung hin, daß nur eine energische Maßregel zum Ziele führen könnte — eine Ueberzeugung, die er fast in allen seinen Berichten an den König aussprach.

Durch ein eigenhändiges Schreiben Friedrich Wilhelm's II. jedoch, der Alles zu vermeiden wünschte, was ihn in einen Zwist oder gar in einen Krieg mit Frankreich verwickeln könnte, sah sich Görtz des einzigen Mittels beraubt, wodurch die Anhänger des Statthalters hätten ermuntert oder deren Zahl hätte vergrößert werden können. Wiederholt war ihm die größte Mäßigung und vorzügliche Rücksicht auf Frankreich empfohlen worden. Es war ihm ausdrücklich verboten worden, jener Partei irgend etwas zuzusichern, selbst nicht die Hoffnung einer thätigen Unterstützung des Königs. Zwar sollte er jene Partei in ihren Gesinnungen bestärken und ihr Energie und Vertrauen einflößen. Untersagt war ihm jedoch, den Anhängern des Statthalters etwas Anderes als den Beifall der Alliirten und wahren Freunde der Republik zuzusichern, sonst aber in keinerlei Weise sich in ihre Angelegenheiten einzumischen. Die Aussicht einer wirksamen Thätigkeit war ihm dadurch geraubt. Verloren

war für ihn die Hoffnung, den Einfluß der Stadt Amsterdam auf die Staaten von Holland zu Gunsten des Prinzen von Oranien benutzen zu können.

Von Friedrich Wilhelm II. hatte Görtz die wiederholte Weisung erhalten, sich der größten Mäßigung zu befleißigen und Alles zu vermeiden, was die Gemüther noch mehr reizen und erbittern könnte. Der König trug ihm dabei auf, dem Prinzen von Oranien zu sagen: „es handle sich gar nicht darum, Alles beizubehalten, sondern darum, nicht Alles zu verlieren." Diese Zurechtweisung seines Monarchen machte auf Görtz einen schmerzlichen Eindruck. Das Unglück, des Königs Vertrauen verloren zu haben, äußerte er, raube ihm für die Uebernahme von Staatsdiensten den einzigen Lohn, auf den er nur einigen Werth lege, den Lohn, dem Monarchen nützlich sein zu können.

Des Königs späteres Vertrauen bewies, daß seine kränkenden Aeußerungen nur durch eine augenblickliche und schnell vorübergegangene Einwirkung veranlaßt worden waren. Görtz fühlte sich jedoch so verletzt, daß er, ohne die Vorstellungen der Prinzessin von Oranien, sich von allen Geschäften zurückgezogen haben würde. Ungeachtet dieser unangenehmen Erfahrung versuchte er Alles, was in seinen Kräften stand, den Angelegenheiten des Prinzen von Oranien eine bessere Wendung zu geben, wobei er jedoch immer auf mannichfache Hindernisse stieß.

Ein Mittel zur Unterdrückung der ihm verhaßten aristokratisch-patriotischen Partei und zur Rettung des Statthalters glaubte Görtz gefunden zu haben, wenn dieser sich jener Partei anschlösse und derselben Alles einräumte, was mit seiner Würde und dem Wohle des Staates vereinbar wäre. Gemeinschaftlich mit den Anhängern des Hauses Oranien mußte nun Görtz die schnellsten und wirksamsten Maßregeln ergreifen, um die Häupter der demokratischen Partei, die durch einen in Amsterdam bestehenden patriotischen Verein den größten Einfluß auf das Volk ausübte, für jenen Plan zu gewinnen und ihn auszuführen. In einer Unterredung mit einigen der vorzüglichsten Mitglieder jenes Vereins erklärten dieselben ihre Bereitwilligkeit, die Irrungen mit dem Statthalter so zu vermitteln, daß er in seinen vorzüglichsten Rechten nicht geschmälert werde. In der Verfassung sollten jedoch manche Abänderungen getroffen werden, durch welche die bestehende Regierungsform umgestoßen und von einer aristokratischen in eine rein demokratische verwandelt würde. Die Prinzessin von Oranien hatte sich jedoch schon früher gegen irgend ein Einverständniß mit dem erwähnten patriotischen Vereine erklärt, den sie als gesetzwidrig und unter den obwaltenden Umständen als höchst gefährlich betrachtete. So war denn auch dieser Versuch ebenso erfolglos als der später von Görtz entworfene Plan, mit einigen der bedeutendsten Mitglieder in den Provinzen einzeln zu unterhandeln und sie zu einer Vermittelung der obwaltenden Streitigkeiten zu bewegen.

Völlig einverstanden war Görtz mit den Ansichten des französischen Gesandten von Renneval, der um diese Zeit nach dem Haag gekommen war. Dieser meinte, der gewünschte Endzweck werde sich bei der Spannung der Parteien durch ein offenes und unmittelbares Benehmen kaum erreichen lassen. Das beste, vielleicht einzige Mittel zum Ziele zu gelangen, dürfte sein, wenn er seinerseits den Regenten und die patriotische Partei zur Nachgiebigkeit zu bewegen suchte. Görtz aber, meinte Renneval, sollte im Namen des Königs von Preußen bei dem Statthalter und seinen Anhängern das Nämliche zu erzielen suchen. Ueber die wesentlichsten Punkte schienen beide Unterhändler beinahe völlig einverstanden. Nach einer unter ihnen getroffenen Verabredung sollte Görtz durch ein Bulletin in der Form eines vertraulichen Schreibens des französischen Gesandten über die Ansichten und die Art, wie die Hauptgegenstände zwischen den streitenden Parteien beseitigt werden könnten, in nähere Kenntniß gesetzt werden, dann aber sofort sich nach Nimwegen begeben zu einer Unterhandlung mit dem Statthalter, der sich dort mit seinem Hofe aufhielt.

Befremdend war es jedoch für Görtz, als er das erwartete Schreiben empfing, daß darin die wesentlichsten Punkte, worüber sie sich vereinigt hatten, gänzlich abgeändert waren. Er äußerte darüber lebhaft seinen Unmuth. Die Gründe Renneval's, die ihn zu dieser Abänderung bewogen, konnten ihn nicht beruhigen. Die Bedingungen, die dem Statthalter zur Annahme vorgelegt werden sollten, schienen ihm von der Art, daß deren Nichtannahme beinahe vorauszusehen war [19]). Dessenungeachtet eilte Görtz nach Nimwegen, wo er am 18. Dec. 1787 ankam. Das mitgebrachte Schreiben machte auf die Prinzessin den schmerzlichsten Eindruck und weder durch Vorstellungen noch durch Gründe vermochte er den Unmuth ihres Gemahls zu beschwichtigen. Alles, was er anfänglich von ihm erzielen konnte, war das Versprechen, keinen raschen Schritt zu thun, sondern die Sache in Ueberlegung zu ziehen.

Zu den vielen Verlegenheiten und unangenehmen Erfahrungen, denen Görtz während seines kurzen Aufenthaltes im Haag ausgesetzt gewesen war, gesellten sich noch die vom Könige erhaltenen Befehle und Instructionen, die weder den Wünschen und Absichten des Statthalters entsprachen, noch mit seiner eigenen Ueberzeugung harmonirten. Jeder seiner Schritte, alle seine Aeußerungen waren belauscht und von Jedem nach seiner Stimmung beurtheilt worden! Vergeblich waren alle seine Versuche gewesen, den Gegnern des Prinzen und seines Hauses Mäßigung und Vertrauen in die Absichten Preußens einzuflößen; und ebenso vergeblich hatte er den Prinzen selbst zu einer den Wünschen des Königs entsprechenden Nachgiebigkeit zu bewegen gesucht.

In Berlin, wohin Görtz nach erhaltener Weisung Friedrich Wilhelm's II. im Februar 1788 zurückgekehrt war, wies sich ihm keine nahe Aussicht auf Wiederver-

19) Vergl. über die officiellen Actenstücke der Unterhandlung zwischen Görtz und Renneval die Pièces relatives à la négociation confiée à Mr. le Comte de Goertz, Ministre d'Etat de S. M. le roi de Prusse et à Mr. de Rayneval, Conseiller d'Etat de S. M. très Chrétienne (Paris 1787.), auch gleichzeitig in holländischer Sprache gedruckt.

wendung in seinem bisherigen Geschäftskreise. Durch manche unangenehme Erfahrungen während seines Gesandtschaftspostens in Rußland und Holland war der Wunsch, seine bisherige Laufbahn zu verfolgen, in Görtz immer schwächer geworden. Er wünschte sie mit einer angemessenen Hofcharge zu vertauschen, um im Kreise seiner Familie zu leben und seinen eigenen Angelegenheiten, die durch eine mehrjährige Abwesenheit unterbrochen worden, die nöthige Aufmerksamkeit zu widmen. Unbeschäftigt blieb sein stets reger Geist nicht. Auf seinen bisherigen Wirkungskreis und auf die Zeitereignisse konnte er nicht gleichgültig hinblicken. Er benutzte seine zahlreichen Verbindungen im In- und Auslande, um sich von Allem, was in den öffentlichen Angelegenheiten und in der Politik sich ereignete, in Kenntniß zu setzen. Dazu benutzte er auch einen fortgesetzten Briefwechsel mit der Prinzessin von Oranien, die ihn von Allem, was die holländischen Angelegenheiten betraf, genau unterrichtete und ihn über wichtige Punkte zu Rathe zog. Außer der Correspondenz mit dem preußischen Gesandten in Petersburg, dem Freiherrn von Keller, und einem vieljährigen Freunde, Herrn von Hüttel, der ebenfalls bei jener Gesandtschaft angestellt war, stand Görtz noch in geheimer Verbindung mit dem russischen Staatsrathe von Alopäus. Um dies Einverständniß, selbst wenn es durch die geheimen Ausspäher der Kaiserin Katharina entdeckt werden sollte, nicht in seinem ganzen Umfange erklärbar und für die Theilnehmer weniger gefährlich zu machen, hatte Görtz mit seinem erwähnten Freunde über die Benennung von Gegenständen und Personen eine gewisse Uebereinkunft getroffen [20]).

Von besonderem Interesse war für Görtz der bereits früher erwähnte teutsche Fürstenbund, eine Schöpfung Friedrich's des Großen und das letzte ausgezeichnete Unternehmen seiner langen und ruhmvollen Regierung. Obgleich Görtz bei der Stiftung dieses Bundes sich noch in Rußland befunden hatte und der ihm deshalb ertheilte Auftrag am petersburger Hofe, wie früher erwähnt, den gewünschten Erfolg nicht gehabt hatte, so war doch ein Verein dieser Art seiner Natur nach für einen Staatsmann wie Görtz von dem entschiedensten Interesse, das noch durch die lebhafte und thätige Theilnahme des Herzogs Karl August von Sachsen-Weimar gesteigert ward.

Seit seiner Rückkehr von Petersburg hatte Görtz mit diesem Fürsten das frühere freundschaftliche und vertrauliche Verhältniß wieder angeknüpft, das durch eine mehrjährige weite Entfernung unterbrochen worden war. Zwischen dem Herzoge und ihm hatte eine fortgesetzte Mittheilung und ein gegenseitiger Austausch ihrer Ansichten, Wünsche und Pläne stattgefunden. Besonders richteten sie ihre Aufmerksamkeit auf die Befestigung und Erweiterung des teutschen Fürstenbundes. Gleich nach seiner Rückkehr hatte Görtz in einer dem preußischen Ministerium übergebenen Denkschrift sich über die Mittel, jenen Bund zu befestigen, ausführlich erklärt. Zu diesen Mitteln zählte er unter andern die engste Vereinigung zwischen Preußen und England, als Kurfürsten von Brandenburg und Hanover; die Bestärkung des dem Bunde beigetretenen Kurfürsten von Mainz in seinem Systeme und dessen Verwendung, um den Beitritt anderer geistlicher Fürsten zu erzielen.

Was der Herzog von Weimar zur Förderung des Bundes, für den man sich in Berlin nicht mehr so lebhaft als früher zu interessiren schien, für nothwendig hielt, hatte Görtz aus einem an ihn gerichteten Briefe erfahren. Er trug kein Bedenken, dies vertrauliche Schreiben dem Minister von Herzberg mitzutheilen, der die darin ausgesprochenen Ansichten durchaus billigte. Den von dem Herzoge empfangenen Brief beantwortete er mit der Versicherung, daß des Herzogs Grundsätze und Vorschläge den größten Beifall gefunden. Wäre bisher Eins und das Andere vernachlässigt worden, so sei es nicht aus Vorsatz, nicht aus Nebenabsichten, nicht aus Mangel an gutem Willen, sondern aus Mangel an Kräften geschehen, da Alles auf Einem Manne beruht habe und Herzberg der einzige Mann sei, der neben seinen übrigen überhäuften Staatsgeschäften „Alles in dieser Sache thue, thun könne und thun müsse." Erfreut war Görtz zu sehen, wie der Herzog von Weimar, der um diese Zeit nach Berlin gereist war, durch seine Gegenwart, seine Thätigkeit, seinen Feuereifer die erloschene Theilnahme an einer Union wieder belebte, die er für das Palladium der teutschen Freiheit hielt.

Die ungewisse Lage, in welcher sich Görtz hinsichtlich seiner künftigen Bestimmung seit seiner Rückkehr aus Holland befunden hatte, ward zu Anfange des Jahres 1788 durch eine ebenso unerwartete als für ihn angenehme Weise gehoben. Der König von Preußen ernannte ihn zum kurbrandenburgischen Gesandten am teutschen Reichstage. Görtz hatte sich zwar um diese Stelle nicht beworben. Er fand jedoch keinen Grund, sie abzulehnen. Sie versetzte ihn in einen Wirkungskreis, der seinen Wünschen, seiner Bildung und seinen Familienverhältnissen völlig entsprach. Bereits im März 1788 begab er sich über Dresden, Weimar, Gotha, Fulda und Ansbach nach Regensburg, wo er am 14. April die ihm übertragene Stelle antrat und derselben bis zur Auflösung des Reiches (1806) mit Ehre und Auszeichnung vorstand.

In der Zwischenzeit war Görtz auch bei den teutschen Kaiserwahlen in den Jahren 1790 und 1792 zweiter kurbrandenburgischer Wahlbotschafter und als solcher Stimmführer bei den Berathungen über die Wahlcapitulationen. Vom Ende des Jahres 1797 bis zu Ende des August 1799 war er erster preußischer Gesandter auf dem rastadter Congresse und in den Jahren 1802—1803 kurbrandenburgischer Bevollmächtigter bei der zur Vollziehung des Entschädigungsgeschäftes niedergesetzten Reichsdeputation. Nach den für Preußen so unglücklichen Ereignissen in den Jahren 1806 und 1807 legte Görtz seine bisher bekleidete Stelle nieder. Er that es mit Verzichtleistung auf irgend eine Pension. Ein königliches Handschreiben, das er um diese Zeit empfing [21]), überzeugte

20) So hieß z. B. der Großfürst Meister Grön; der König von Preußen Herr von D..b..g; Alopäus Strahlkorn u. s. w.

21) Siehe dies in französischer Sprache abgefaßte Handschrei-

ihn von der ehrenvollen Anerkennung der vielen Verdienste, die er sich während einer 30jährigen Geschäftsführung um den preußischen Staat erworben.

Geachtet und geliebt von Allen, die seine rastlose Thätigkeit und seinen redlichen Charakter kannten, lebte Görtz seitdem ruhig im Kreise seiner Familie und im Umgange mit einigen bewährten Freunden. Auch noch im hohen Alter thätig, widmete er seine Zeit der Lectüre und der Redaction und Herausgabe von interessanten politischen und historischen Schriften, unter denen die von ihm in französischer Sprache geschriebenen Denkwürdigkeiten aus seinem Leben einige Jahre nach seinem Tode (1827) im Drucke erschienen und auch durch eine teutsche Uebersetzung verbreitet wurden.

Neben diesen literarischen Beschäftigungen interessirte sich Görtz lebhaft für das Schicksal und die Angelegenheiten der Bürger von Regensburg, die ihm allgemeine Achtung und Dankbarkeit zollten. Die nachfolgende Stelle eines Briefes, den er im J. 1818 an einen Freund schrieb, schildert die Zufriedenheit mit seiner Lage. Ruhig und gefaßt sah er seinen fernern Schicksalen entgegen. „Vertrauend auf die göttliche Barmherzigkeit," schrieb er, „erwarte ich in meinem 81. Jahre mit einem ruhigen Gemüthe und Ergebung in den göttlichen Willen meine Auflösung."

Görtz starb zu Regensburg am 7. Aug. 1821 im 84. Jahre. Seine irdischen Ueberreste empfing sein Familienbegräbniß auf dem protestantischen Kirchhofe. „Dort," äußert einer seiner vertrautesten Freunde, „ruhen nun die Gebeine eines Mannes, dessen Andenken durch seine ausgezeichneten Dienste dem Staate stets theuer und unvergeßlich bleiben wird, ebenso aber auch der Stadt, die ihn eine Reihe von Jahren zu ihren hervorragendsten und humansten Bewohnern zählte und seinen Angehörigen und Freunden, deren Liebe und Anhänglichkeit er zu erwerben und zu erhalten wußte."

Drei Jahre nach seinem Tode (1824) ward zwischen dem Jacobs- und St. Petrithore in Regensburg ihm und seinen Tugenden von seinen Freunden und Verehrern (so lautet die Inschrift) ein einfaches und geschmackvolles Denkmal errichtet. Neben seinen Verdiensten als ausgezeichneter Staatsmann und Bürger rühmt die Inschrift dieses Denkmals noch besonders seine Vaterlandsliebe, Frömmigkeit, Geselligkeit und Wohlthätigkeit.

Ein Rückblick auf den Zeitraum, in welchem er sich den öffentlichen Geschäften widmete und auf die verschiedenen Stellen und Aufträge, die ihm während jener Periode seines Lebens anvertraut worden, zeigt sein rastloses Wirken und Streben in den wichtigsten Angelegenheiten seiner Zeit. Aus den von ihm hinterlassenen Memoiren, in französischer Sprache geschrieben, lernt man die wichtigen und folgereichen Unterhandlungen kennen, die ihm übertragen wurden und an denen er meistens selbst Theil genommen. Jene Memoiren sind aber auch besonders wichtig für die genaue Kenntniß der Politik und der Pläne großer Höfe, der Diplomatie und Statistik. Denn nicht nur auf die eigentlich ihm übertragenen Geschäfte und Aufträge, nicht auf bloße Erstattung amtlicher Berichte und pflichtmäßiger Anträge hatte Görtz seine Thätigkeit beschränkt, sein lebhafter Geist, seine Wißbegierde, seine stete Aufmerksamkeit richtete Görtz auf Alles, was auch außer seiner eigentlichen Geschäftssphäre lag und einen Mann von so großen Talenten und einer so vielseitigen Bildung irgend ansprechen konnte.

In eine frühe Zeit fällt seine schriftstellerische Laufbahn. Er eröffnete sie mit „Briefen eines Prinzen-Hofmeisters über Basedow's Prinzenerziehung und hauptsächlich über dessen Agathokrator." (Heilbronn [Weimar] 1771. 8.) Später erschien von ihm: Les Rapports entre la morale et la politique par Ch. Baron de Dalberg, traduit de l'allemand par Eustache Comte de Goertz. (à Berlin 1787. 8.) Zu London erschien im J. 1787 anonym: The secret history of the armed neutrality, written originaly in French by a german Nobleman. Diese Schrift ward aus dem Manuscripte des Verfassers ins Englische übersetzt. Später ward sie von ihm selbst in ihrer Ursprache unter dem Titel veröffentlicht: Mémoire ou Précis historique sur la neutralité armée et son origine par le Comte Eustache de Goertz, suivie de pièces justificatives. (Basel [Berlin] 1801. 8.) Mémoire et actes authentiques, relatifs aux négociations, qui ont precédées le partage de la Pologne, tirés du portefeuille d'un ancien Ministre du XVIII siècle. (Weimar 1810. 8.) Mémoire historique de la négociation en 1778 pour la succession de la Bavière, confiée par le Roi de Prusse Frédéric le Grand au Comte Eustache de Goertz. (Francfort. 1812. 8.) Pièces authentiques relatives à la négociation confiée à Mr. le Comte de Goertz et à Mr. de Rayneval (in den Staatskondige Geschriften van H. Tollius. Gravenhage 1815. 8.). Ein von Görtz für den Prinzen von Preußen geschriebenes Mémoire über den russischen Hof befindet sich in v. Dohm's Denkwürdigkeiten. Aus des Grafen Görtz literarischem Nachlasse erschienen noch: Mémoires historiques et politiques du Comte Eustache de Goertz, teutsch zu Stuttgart 1827—1828 in zwei Octavbänden unter dem Titel: Historische und politische Denkwürdigkeiten des Königl. Preußischen Staatsministers Johann Eustach Grafen von Görtz. Aus dessen hinterlassenen Papieren entworfen[22]). (*Heinrich Döring.*)

GÖRTZ VON SCHLITZ, genannt von Görtz (Karl Friedrich Adam), Reichsgraf und Edelherr, königl. preußischer Generallieutenant der Cavalerie und Chef eines Cuirassierregimentes. Er ward im J. 1733 den 21.

---

den, datirt aus Memel vom 2. Sept. 1807, in den Zeitgenossen. 2. Bd. 4. Heft. S. 156.

22) Vergl. die eben erwähnten Mémoires hist. et polit.; außerdem die bereits früher namhaft gemachten Schriften von Flassan, Herzberg, Schöll und die Oeuvres posthumes de Frédéric II. v. Dohm's Denkwürdigkeiten. 2. Bd. S. 105 fg. J. v. Arnoldi in den Zeitgenossen. Heft 8. S. 125 fg. Meusel's Gel. Deutschland. 17. Bd. S. 742 fg.

Dec. zu Schlitz in Franken aus einer sehr alten und berühmten zum fränkischen Kreise gehörigen reichsritterschaftlichen Familie geboren; seine Aeltern waren der im J. 1747 verstorbene kurbraunschweigische Schloßhauptmann zu Hanover und des schwarzen Adlerordens Ritter, Johann Graf von Schlitz genannt Görtz und Maria Friederika Dorothea Sophia, Freiin von Görtz. Auf dem Carolinum zu Braunschweig, wo damals auch der Herzog von Braunschweig studirte, legte er den Grund zu verschiedenen Wissenschaften, denen ihn der frühe Tod seines Vaters entzog und seiner Bestimmung eine andere Richtung gab. Sein älterer Bruder brachte ihn im J. 1750 als Fähndrich bei dem Grenadierregimente des damaligen Statthalters, Wilhelm von Hessen-Cassel, nachmaligen Königs von Schweden, unter, der ihm im J. 1752 auftrug, von den Compagnien, mit welchen die in Hanau stehenden sieben Compagnien vermehrt werden sollten, drei zu werben. Diesen Auftrag bewerkstelligte er in der Stadt Hanau auf eigene Kosten und ward darauf, da das gedachte Regiment einen Verbürgungseid über die Grafschaft Hanau der bekannten Versicherungsacte gemäß ablegen mußte, zugleich mit verpflichtet. Als der siebenjährige Krieg ausbrach und der Landgraf Wilhelm verschiedene Infanterieregimenter, wobei sich auch das hanauische Regiment befand, unter Anführung des Grafen von Isenburg nach England sandte, erhielt er auf sein Gesuch die Erlaubniß, den Grafen auf seine Kosten als Adjutant begleiten zu dürfen. Im J. 1757 kam er mit diesen Truppen wieder nach Teutschland, wo sich die erwähnten Regimenter bei Bielefeld mit der alliirten Armee vereinigten und der Graf von Görtz that in diesem Feldzuge mit seiner Compagnie bei derselben Dienste. In der Nacht vor der Schlacht bei Hastenbeck mußte er vor dem Mittelpunkte der Armee eine Batterie errichten, die er noch vor Anbruch des Tages zu Stande brachte, ungeachtet ihn der Feind daran durch einen fruchtlosen Versuch zu hindern suchte. Nach der Convention bei Kloster Seven glaubte der Graf, daß die bisherigen kriegerischen Beschäftigungen nun ein Ende haben würden und beschloß deshalb, nach seinem Gute Stammheim in der Wetterau zu gehen, hatte auch dazu bereits von dem Marschalle von Richelieu den nachgesuchten Paß erhalten; da aber der Krieg im November erneuert wurde, begab er sich wieder zur alliirten Armee, welche bei Celle unter dem Oberbefehle des Herzogs Ferdinand die Winterquartiere genommen hatte und bewog durch diesen Diensteifer den Prinzen von Isenburg, daß er sich den Grafen von Görtz zum Adjutanten erbat, bei welchem Posten er dennoch beim Regimente, welches damals viel kranke Capitaine hatte, so lange Dienste verrichtete, bis der Prinz zur Deckung der hessischen Länder ein besonderes Corps erhielt. Mit diesem wohnte er der blutigen Action bei Sangerhausen bei, in der die aus 12,000 Mann bestehende französische und dem Isenburg'schen Corps sehr überlegene Avantgarde unter Anführung des Herzogs von Broglie das letztere zum Weichen brachte. Obgleich der Graf dabei am linken Knie verwundet wurde, blieb er dennoch bis zum Ende der Action gegenwärtig und bewies sich beim Rückzuge äußerst thätig. Seine Wunde war noch nicht geheilt, als er schon wieder gebraucht ward, die Vereinigung der herzoglichen und der prinzlichen Truppen bei Cassel zu befördern, welches aber der Generallieutenant von Chevert, dem der Prinz Soubise eine ansehnliche Verstärkung zugesandt hatte, verhinderte, worauf die Alliirten beschlossen, über die Werra zu gehen und das Kurfürstenthum Hanover zu decken. Allein auch dies Vorhaben machte der Prinz Soubise durch seine überlegene Macht unausführbar. Es folgte hierauf das Gefecht bei Lutterberg, in welchem die Alliirten genöthigt wurden, sich über Minden nach Einbeck zurückzuziehen. Hier blieb der Prinz von Isenburg so lange stehen, bis der Herzog Ferdinand, welcher sich mit dem Oberg'schen Corps wieder vereinigt hatte, die Feinde zwang, Cassel zu verlassen und sich nach Marburg zurückzuziehen, worauf er sein Hauptquartier zu Fritzlar nahm. Um diese Zeit beschloß der Landgraf Wilhelm von Hessen-Cassel, seine in englischem Solde stehenden Husaren zu vermehren. Der Graf von Görtz ward ihm als Major zur Errichtung einer Schwadron vorgeschlagen, welches er annahm und der Graf errichtete solche im Winter von 1758 bis 1759 in Bettenhausen. Sie war noch nicht vollzählig, als er Befehl erhielt, statt des kranken Oberstlieutenants und Commandeurs dieser Husaren mit den dienstthuenden hessischen Husaren und Jägern die linke Flanke des Corps, welches der Erbprinz von Braunschweig befehligte, zu decken und zugleich die Vereinigung desselben mit einem preußischen Corps zu befördern, welches über Langensalza anrückte. Die kaiserlichen Truppen unter Anführung des Generals Boghera waren an der Ausführung dieses Auftrags hinderlich, der Graf nahm aber mit den bei sich habenden 150 Husaren, welche von 100 Jägern unterstützt wurden, so kluge Maßregeln, daß er den Feind bei Bibra an einem Sonntage, da man so eben mit dem Gottesdienste beschäftigt war, überfiel und von den abgesessenen Reiterregimentern Trautmannsdorf und Bretlach und dem Dragonerregimente Prinz Eugen von Savoyen viel Pferde tödtete und verwundete, zwei Standarten eroberte und mit einer großen Anzahl Gefangener wieder zurückkehrte. Hierauf mußte er auf Befehl nach Cassel kommen, um die völlige Instandsetzung der Schwadronen zu besorgen, welches aber nicht geschehen konnte, da der Herzog Ferdinand mit einem Theile der alliirten Armee bis Bergen vorrückte, indessen die Franzosen Miene machten, die Magazine bei Fritzlar wegzunehmen und wol gar bis Cassel vorzudringen, weshalb der Graf mit allen nur zusammenzubringenden Truppen dem französischen Generale Boyer entgegengehen und den Transport des Magazins, welches nach der verlorenen Schlacht bei Bergen von großem Nutzen war, besorgen mußte. Zu Anfange des Feldzuges, im J. 1759, befehligte der Graf die Vorposten unweit Wavern und gerieth täglich mit dem Feinde in kleine Gefechte. Er rettete hierauf die vom Feinde eingeschlossene Stadt Vechte, da der hanoverische Commandant eben im Begriffe stand, zu capituliren und half Osnabrück wegnehmen, wo die Feinde ein großes Magazin hatten. In der Schlacht

bei Minden commandirte der Graf von Görtz die Avantgarde des Erbprinzen, ging nach erfochtenem Siege mit seinen Husaren zwischen Rinteln und Hameln über die Weser und verfolgte die feindliche Hauptarmee unter beständigen Gefechten bis nach Cassel. Sodann half er die Belagerung von Münster, welche der Herzog Ferdinand dem Generale Imhof übertragen hatte, decken und deren Einnahme befördern. Als dies geschehen war, befahl ihm der Landgraf, nach Rinteln zu kommen und noch zwei Schwadronen Husaren zu errichten, die ihm im J. 1760 mit den zwei ersten Schwadronen als ein Regiment anvertraut wurden. Da der Landgraf zu Anfange letztgedachten Jahres starb, übertrug dessen Nachfolger Landgraf Friedrich II. dem Grafen von Görtz die Garde du Corps mit Beibehaltung seiner Husaren zu errichten und der Erlaubniß, dem Feldzuge ferner beiwohnen zu können. Da ihm aber in der Folge unerwartete Schwierigkeiten gemacht wurden, bei der Armee gegenwärtig sein zu können, verließ er die hessischen Dienste, die nun nicht mehr seiner Neigung angemessen zu sein schienen, als Oberst. Die kriegerischen Bewegungen, welche nach dem Tode der russischen Kaiserin Elisabeth zwischen Rußland und Dänemark ausbrachen, bewogen den Grafen, als Oberst der Cavalerie in dänische Dienste zu treten und er wohnte im J. 1762 dem Feldzuge unter dem Grafen von St. Germain bei. Außer der Wegnahme der der Stadt Lübeck gehörigen Stadt Travemünde fiel in demselben nichts Erhebliches vor und Peter's III. Tod machte dem Kriege ein Ende. Hierauf ging er mit königlicher Erlaubniß zur alliirten Armee, bei der ihn der Anführer, der Herzog Ferdinand, mit vieler Achtung aufnahm und verblieb bei derselben bis zu dem im J. 1763 geschlossenen Frieden. Nach demselben gab ihm der Graf von St. Germain das versprochene Regiment, welches das fünische in Odensee garnisonirende Dragonerregiment war. Dies hatte er bis zum Tode Königs Friedrich V., nach welchem ihn die am dänischen Hofe entstandenen Intriguen, welche auf den Grafen von St. Germain, seinen speciellen Freund, einen nachtheiligen Einfluß hatten, nöthigten, den Abschied zu fordern und nachdem er solchen erhalten, sich auf seine Güter zu begeben. Im J. 1771 reiste er nach Potsdam, wo ihn König Friedrich II. als Oberst der Cavalerie in seine Dienste nahm und ihn seines gnädigen Zutrauens würdigte. Er ward vom Könige zweimal, erstlich bei der Vermählung des Großfürsten von Rußland mit der Prinzessin von Hessen-Darmstadt und zweitens bei Gelegenheit der Vermählung eben dieses Fürsten mit einer Prinzessin von Würtemberg, als Gesandter nach Petersburg geschickt. Im J. 1777 im August ward er Generalmajor. Bei Entstehung des baierischen Erbfolgekrieges ward er vom Könige verschiedene Male in wichtigen Angelegenheiten gebraucht und während desselben befand er sich in dessen Gefolge. Im J. 1779 begleitete er den Kronprinzen (nachherigen König Friedrich Wilhelm II.) auf seiner Reise nach Petersburg. Im J. 1785 ward er nach Cassel gesandt, um den Landgrafen Friedrich II. zum Beitritt zum teutschen Fürstenbunde zu bewegen, welches er auch glücklich bewerkstelligte. Bei seiner Rückkunft nach Potsdam fand er den großen Friedrich schon sehr schwach und ward von demselben noch im J. 1786 den 3. März zur Bestätigung seiner für den Grafen hegenden Gnade zum Generallieutenant der Cavalerie ernannt. Als der Monarch verstorben war, bezeugte der Graf Friedrich Wilhelm II. zuerst als König seine Ehrfurcht und ward von demselben an die verwitwete Königin nach Schönhausen gesandt, um derselben, sowie nachher der übrigen königlichen Familie zu Berlin, Nachricht von dem traurigen Vorfalle zu überbringen. Auf der Reise des neuen Königs zur Huldigung nach Preußen und Schlesien hatte er die Ehre, dessen Begleiter zu sein und im königlichen Wagen zu sitzen. Im J. 1787 zu Anfang des Septembermonats erhielt er das von Pannewitz'sche Cuirassierregiment, welches zu Ohlau in Schlesien seine Standquartiere hatte. Das Leben des Grafen und sein Bildniß von P. Haas in Kupfer gestochen befinden sich im berliner genealogisch-militairischen Taschenkalender für das Jahr 1788. Er vermählte sich im J. 1764 den 15. Juni zu Kopenhagen mit Louise Charlotte, einer Tochter des Grafen Eberhard Christoph von Knuth, königl. dänischen Conferenzrathes, Stiftsamtmannes von Seeland und Bornholm und des Elephantenordens Ritter, von denen ein Sohn und zwei Töchter geboren wurden*).

(*Albert Freih. von Boineburg-Lengsfeld.*)

GÖRTZ (Friedrich), teutscher Theolog, am 8. Oct. 1757 zu Wolfenbüttel geboren, widmete sich, nachdem er auf dem trefflichen Gymnasium seiner Vaterstadt die nöthige Vorbildung erhalten hatte, zu Helmstädt der Theologie und nahm nach der Beendigung seiner Studien im J. 1779 eine Hauslehrerstelle zu Wetzlar an, wo er bei den damals obwaltenden Verhältnissen Gelegenheit hatte, sich für das feinere gesellschaftliche Leben auszubilden, was ihm später zum großen Vortheil gereichte. Im J. 1780 übernahm er die Erziehung der Söhne des Oberforstmeisters v. Schenk zu Hermannstein in der Wetterau und ward im J. 1785 als Pfarrer an der Kirche dieses den Grafen v. Schenk gehörenden Ortes angestellt. Zwar folgte er im J. 1794 einem Rufe als zweiter Prediger an der St. Egidienkirche zu Hanover, vertauschte aber im J. 1806 auf den Wunsch seiner Zöglinge diese Stelle mit der Pfarrei zu Mehlbach in der Wetterau, wo er viele Jahre mit ebenso großem Eifer als Erfolge durch Lehre, Predigt, Beispiel, Einführung besserer Lehrbücher und Vertheilung nützlicher Volksschriften aus eigenen Mitteln wirkte; auch gelang es ihm unter großen Hindernissen und Schwierigkeiten, den Neubau seiner verfallenen Kirche und die innere Ausschmückung derselben zu Stande zu bringen. Er starb im J. 1828 zu Steinfurt bei Friedberg während eines Besuches bei seinem daselbst wohnenden Sohne. Außer seinen in theologischen Zeitschriften zerstreuten gediegenen Aufsätzen und einer Gelegenheitsschrift bei der Einweihung der neuen Kirche zu Mehlbach (Friedberg 1817. 8.) sind hier noch beson-

*) Biographisches Lexikon aller Helden und Militairpersonen, welche sich in preußischen Diensten berühmt gemacht haben. 2. Th. S. 19.

ders seine „Predigten über drei der wichtigsten Gegenstände der Religion" (Wetzlar 1794. 8.) zu erwähnen*).
(*Ph. H. Külb.*)

GÖRTZ (Johann Friedrich), geb. zu Tuckum am 17. Febr. 1755, studirte Medicin in Mietau, in Berlin und zuletzt in Göttingen unter Richter, wo er auch 1783 promovirte. Er practicirte dann in Mietau bis zu seinem am 17. März 1808 erfolgten Tode. Görtz hat in Richter's Chirurgischer Bibliothek und in Hufeland's Journal zwei Aufsätze geliefert; er verdient aber besonders Erwähnung wegen seiner Inauguraldissertation (Diss. medico-chirurgica, in qua novum ad ligaturam polyporum uteri instrumentum proponit et describit. Gotting. 1783.), worin er ein neues Instrument zur Unterbindung von Gebärmutterpolypen beschrieb, welches dann auch in Richter's Chirurgischer Bibliothek abgebildet wurde.
(*Fr. Wilh. Theile.*)

GÖRTZENTHALER ist eine Bezeichnung in der Numismatik, unter welcher man drei ganz verschiedene Arten von schwedischen Münzen versteht, deren erster er eigentlich zukommt. Die zweite ist nur durch ein Misverständniß so benannt worden und die dritte führt den Namen im weitern Sinne nach ihrem Urheber. — I. Görtzendaler, den Einige noch mit zu der Suite Nr. 3 rechnen, ist der wahrscheinlich erst nach der Hinrichtung des Ministers Georg Heinrich Freiherrn von Schlitz genannt von Görtz geschlagene Thaler, der auf dem Avers seinen Kopf zeigt; unter dem Arme steht: A. Aet. 66. Umschrift: Georg. Heinr. Baro de Goertz. Revers: 1 Daler S. M. de A. Incl. 1719. Darüber: A. D. Umschrift: Caret Lege Necessitas. Diese Münze ist so selten, daß lange an ihrem Vorhandensein gezweifelt worden ist; vergl. Schlichtegroll, Annalen der Numismatik. 2. Th. S. 47. Tafel 9. — II. Görtzenthaler oder Görtzischer Thaler heißt ferner ganz uneigentlich der nur fälschlich dafür gehaltene Thaler Königs Karl XII. von Schweden vom Jahre 1718. Auf der Hauptseite ist das gutgetroffene geharnischte Brustbild des Königs nach Links sehend, dargestellt mit einem Mantel im Faltenwurfe über die Schultern geschlagen, ohne Kopfbedeckung. Die Umschrift lautet: CAROLVS XII. D. G. REX SVECIÆ. Die Kehrseite enthält das mit einer geschlossenen Krone bedeckte schwedische Wappen, zu beiden Seiten gekrönte zurücksehende Löwen als Schildhalter. Das Wappen steht auf einem arabeskenartigen Abschnitte und seine vier Felder umgeben das pfalz-zweibrückensche Wappen als Mittelschild. Die Ueberschrift ist schwedisch und heißt: Med. Gudz. Hielp. Im Abschnitte stehen die Anfangsbuchstaben des Namens vom Münzmeister L. C. und die Jahreszahl 1718. Der erste Gewährsmann für die, wie man sehen wird, ganz ungegründete Behauptung, daß Görtz sein Wappen in Form eines Sternes auf dem landesherrlichen Wappen eingeschmuggelt haben soll, um damit seinem Hochmuthe zu fröhnen, scheint Joh. Christ. Kundmann (Nummi singulares p. 56) zu sein, der hinzufügt, daß in der Münze zu Stockholm für jeden solchen Görtzenthaler zwei Speciesthaler gegeben würden, um sie einzulösen und das Andenken an Görtz zu tilgen. Kundmann a. a. O. bezieht sich auf ähnliche bekannte Beispiele und stellt mit dem schwedischen Minister Freiherrn Georg Heinrich von Schlitz-Görtz den ehemaligen dänischen Großkanzler Peter Graf von Greiffenfeld und den sächsischen Grafen von Beuchling zusammen. Darin folgte ihm in der ersten Ausgabe von 1725 Lilienthal (Auserlesenes Thalercabinet S. 22. Nr. 95) und vindicirt den Stern im pfalz-zweibrückenschen Mittelschilde ebenfalls dem Baron von Görtz, bezieht sich aber in einer andern Ausgabe seines Werkes von 1735 S. 45. Nr. 141 auf den genannten Kundmann und Jacobs (Sammlung merkwürdiger und rarer Thaler S. 41. Nr. 142) führt wieder den Lilienthal als seine Quelle an. Dagegen weist Joh. Dav. Köhler (Münzbelustigungen. 17. Th. Stück 38 vom 22. Sept. 1745 S. 297 fg.) nach, daß Beide mit dieser Nachricht angeführt sind und wird dabei von neuern Untersuchungen unterstützt. Die Sache läßt sich kurz zusammenfassen, wenn man im Auge behält, um was es sich dabei im Grunde handelt. Der incriminirte Stern befindet sich gar nicht in dem Wappen derer von Schlitz-Görtz. Diese uralte, sowol zur rheinischen als auch zur fränkischen reichsfreien und unmittelbaren Ritterschaft gehörige, mit dem Erbmarschallamte des fürstlichen Stiftes Fulda belehnte Familie führt im silbernen Felde zwei oben dreimal ausgereckte links schräglaufende schwarze Streifen und ebenso ist auch der auf dem gekrönten Helme stehende offene Flug bezeichnet; s. Humbracht, Zierde Teutschlands u. s. w. S. 236. Weigel, Nürnberg. großes Wappenbuch 1. Th. Tafel 142 und Spener (Op. herald. p. general. cap. V. sect. I. membr. 1. §. LXXV. p. 164) beschreibt das Wappen der Schlitz-Görtz: „ex superiori parte tantum pinnati sunt duo balthei nigri in clypeo argenteo familiae Schlitz dictae Goerz. Galeae coronatae impositum jugum expansum alarum, deferentium scuti baltheos." Einen Ordensstern bedeutet die Figur nicht, auch war der Minister Görtz ein viel zu kluger Mann, um diese Thorheit zu begehen und endlich kommt dieses Gravamen, welches man gewiß nicht unbeachtet gelassen haben würde, nicht entfernt unter den Anklagepunkten vor, die man gegen ihn in großer Anzahl erhob. Christian Nettelbladt (praes.) Baro de Staël-Holstein (resp.) Commentatio de jure circa rem nummariam in Suecia. (Gryphiswald. 1733.) und Joh. Ihre (praes.) Ewald. Ziervogel (resp.) Diss. de re nummaria ejusque in historia Sueo-Gothica usu (Upsal. 1745.) schweigen ganz von diesem damals gewiß noch mehr als jetzt wichtigen und jedenfalls bekannten Umstande einer Einschwärzung von Privat- in das Königswappen. Zudem kommt der fragliche Stern bereits auf Thalern des Königs Karl Gustav vom Jahre 1654 und 1660 vor, desgleichen auf Thalern des Königs Karl XI. vom Jahre 1676; s. *Brenner*, Thesaur. numm. Sueo-Gothic. p. 207. 209 u. 231. Nicht minder gibt es selbst von König Karl XII.

*) H. E. Scriba, Lexikon der Schriftsteller des Großherzogthums Hessen. 2. Bd. S. 258 fg.

Thaler von dem Jahre 1718, die alle diesen Stern an der genannten Stelle haben. Derselbe bedeutet vielmehr das Herzogthum Cleve und ist daraus hervorgegangen. Es führt im rothen Felde acht goldene, in Form eines gemeinen und eines Andreaskreuzes aus einem silbernen Schildchen entspringende Lilienstäbe. *Spener* l. c. p. spec. libr. I. cap. 95. §. XII. p. 544 sagt: „Qui post Christinam solium conscendit Carolus Gustavus rex gloriosissimus ejusque filius, qui nunc sceptrum gerit, loco hujus scutuli Wasarum substituerunt Palatinam peltam quadripartitam ex Bavarico, Juliacensi, Clivio et Montensi symbolo, cujus quadraturae media incumbit Palatino leone insignis parmula." Wie die zweibrückensche Linie der Pfalzgrafen bei Rhein dazukam, die Wappen der Herzogthümer Jülich, Cleve und Berg anzunehmen, erhellt ferner aus *Spener* l. c. lib. III. cap. 27. §. XXVIII. p. 676. Das Danebrogskreuz auf dem Thaler des Grafen von Beichlingen muß den genannten Kundmann, Lilienthal und Jacobs auf den Gedanken gebracht haben, daß der Baron von Schlitz-Görtz den Stern des preußischen schwarzen Adlerordens, den er besaß, auf dem Wappen seines Fürsten als sein eigenes Symbol anzubringen versuchte. Dieser Irrthum ist nun in das volle Licht gestellt und es bleibt blos noch übrig, in Kürze von der dritten Art zu sprechen, die man oft als sogenannte Görtzenthaler bezeichnet und mit mehr Recht als diese. — III. In den Jahren 1715—1719 ließ der damals allmächtige Günstling und Minister des Königs Karl XII. von Schweden, Georg Heinrich Freiherr von Schlitz genannt Görtz, auf seinen vom Könige genehmigten Vorschlag das ganze bis dahin bestehende Münzwesen in Schweden ändern, um dem Schatze die Geldmittel des Landes zuzuführen. Bis dahin hatte es dreierlei Münzen daselbst gegeben: 1) Reichs- oder Speciesthaler, 2) Silber- und 3) Kupferthaler. Der erste enthielt 2 Silber- oder 6 Kupferthaler. Sonst waren Kupferplatten im Gange gewesen, deren eine, im Gewichte von 6 Pfund, einen Reichs- oder sechs Kupferthaler gegolten hatte. Indessen verloren sie allmälig an Gewicht, denn eine solche Kupferplatte von König Karl XI. aus dem Jahre 1683, worauf zwei Thaler Silbermünze steht, wiegt nur 5 Pfund, und eine dergleichen von demselben Könige aus dem Jahre 1682, mit der Bezeichnung ein Thaler, wiegt blos 2½ Pfund. Schon im Jahre 1715 unter König Karl XII. bezeugen viele Kupferplatten, die nur ½ Pfund wiegen, den immer mehr einreißenden Geldmangel. Endlich kamen nach einem Edicte von 1715, welches alle andern Münzsorten außer Cours setzte, die kleinen Görtzischen Kupfermünzen auf, deren jede im Verkehre einen Thaler Silbermünze gelten sollte, obgleich ihr wahrer Werth nur drei Pfennige betrug [1]. Dergleichen Thaler wurden von 1715—1719 18 Millionen geschlagen und zwar mit zehn verschiedenen Stempeln. Der Münzmeister, der sie lieferte, hieß Rouyer. Es mag hier eine kurze Beschreibung folgen. Nr. 1. Eine geschlossene königliche Krone, darunter die Jahrzahl 1715. Auf der andern Seite I. DALER. S. M. — Nr. 2. Eine sitzende Frauengestalt mit unbedecktem Haupte, in der Rechten ein Kraut in die Höhe haltend und in der Linken eine Lanze führend, mit der sie sich zugleich auf einen Schild stützt, der drei Kronen zeigt. Die Umschrift heißt: FIDE. PVBLICA. In dem Abschnitte die Jahrzahl 1716. Die andere Seite wie oben I. DALER. S. M. [2]. — Nr. 3. Ein Krieger in römischer Rüstung mit einem Helme auf dem Kopfe, ein bloßes Schwert in der rechten Hand und einen Schild mit drei Kronen am linken Arme. Die Umschrift: WETT OCH WAPEN, d. h. Witz und Waffen. Im Abschnitte die Jahrzahl 1717. Auf der andern Seite: I. DALER. S. M., angebracht auf einem Schilde, den Waffentrophäen, Füllhörner umgeben und den ein dahinterstehender, nach Rechts gekehrter Löwe hält. — Nr. 4. Ein Greis mit einem Kinde und einer Sense in der Hand. Die Ueberschrift: SATVRNVS., im Abschnitte die Jahrzahl 1718. Auf der andern Seite wie oben die Werthangabe in einem ovalen, von Blumenarabesken umgebenen Schilde. — Nr. 5. Ein Mann mit dem Blitzstrahle und Donnerkeile in der erhobenen rechten Hand, einen Adler rechts zu seinen Füßen. Darüber steht: IVPITER. und im Abschnitte 1718. Auf der andern Seite der Werth in einem runden, von Lorbeeren mit den darein geflochtenen drei Kronen umschlossenen Schilde. — Nr. 6. Ein römischer Krieger mit einem Speere in der Rechten, einem Schilde in der Linken und einem Helme auf dem Haupte. Die Ueberschrift: MARS. und im Abschnitte 1718. Die Werthangabe auf der andern Seite in einem von Arabesken umgebenen Schilde mit der Krone darüber. — Nr. 7. Ein römischer Krieger mit einem Lorbeerkranze auf dem bloßen Haupte, in der Rechten einen Sonnenstab und in der Linken einen Lorbeerzweig haltend. Rings um die ganze Figur ein Strahlennimbus, die Ueberschrift: PHOEBVS., im Abschnitte 1718. Die Kehrseite enthält: I. DALER. S. M. in einem Schilde, ähnlich wie bei dem vorigen Stücke. — Nr. 8. Ein Römer mit dem geflügelten Helme, dem geflügelten Schlangenstabe (caduceus) in der Rechten und mit Flügeln an den Füßen. Die Ueberschrift: MERCVRIVS. Im Abschnitte 1718. Die Rückseite wie vorher. — Nr. 9. Ein römischer Krieger mit erhobenem Schwerte in der Rechten, einem Spieße in der Linken, neben einem Löwen einherschreitend. Die schwedische Ueberschrift: FLINK OCH FARDIG., d. h. behend und fertig. Darunter im Abschnitte 1718. Auf der andern Seite I. DALER. S. M. in einer Einfassung mit Füllhörnern zu beiden Seiten und darunter Trophäen. — Nr. 10. Eine weibliche Figur in kläglicher Gestalt, die Hände ringend, zu ihren Füßen ein Anker und die schwedische Ueberschrift: **Hoppet.**, d. h. hoffet. Im Abschnitte 1719. Auf der Rückseite I. DALER. S. M. in einer arabeskenartigen Einfassung [3]. Die Prägung

1) Es war nur der 416. Theil eines alten Kupferthalers.

2) Diese Münze ist dreimal so dick als die andern und wurde deshalb von den Schweden **tiocka Jungfrun**, die dicke Jungfrau, genannt. 3) Dieser zehnte Thaler war eben erst geschlagen wor-

dieser Münzen bildete einen Hauptpunkt der Anklage gegen den beim Tode des Königs gestürzten Minister, der laut Urtheil vom 11. März 1719 enthauptet wurde. Eine kleine Kupfermünze mit dem Brustbilde des Königs und seinem Titel: CAROL. XII. D. G. REX. SVEC. und auf der Rückseite mit dem Verse:

SEYD WOLGEMVT VND TRAVRET NICHT,
WER WEIS WAS NOCH GAR BALD GESCHICHT.

mit der Jahrzahl 1716 und mit den Worten im Abschnitte: Tempus revelat omnia. hat mit den Görtzenthalern Nichts zu thun, ist vielmehr blos ein Jetton, zumal da ihr jede Angabe des Werthes fehlt. Vollständige Abbildungen aller zehn Arten dieser Nothmünzen findet man bei Köhler a. a. O. 6. Th. S. 233 fg.[4]). Ueber den Minister und sein endliches Schicksal vergl. *De la Motraye*, Voyages. Tom. II. cap. 18. p. 404. cap. 19. p. 415. Append. no. III. p. 31. no. IV. p. 55 und *Voltaire*, Vie de Charles XII. Lib. VIII.

(Dr. *F. L. Bösigk.*)

GÖRWITZ (Friedrich), geb. am 25. Sept. 1781 zu Sondheim vor der Rhön, wo sein Vater Johann Friedrich Görwitz, späterhin Superintendent, damals Pfarrer war. Ihm, einem gelehrten und vielseitig gebildeten Manne, verdankte Görwitz den ersten Unterricht. In seinem 14. Jahre (1795) ward Görwitz Zögling der Schule zu Schleiz. Der Rector Walch gewann dort einen entschiedenen Einfluß auf seine Bildung. Im J. 1800 bezog er die Universität Jena. Griesbach, Paulus, Niethhammer, Ilgen und Schelling waren dort seine Hauptführer im Gebiete der Theologie und Philosophie. Neben den alten Sprachen beschäftigte er sich auch mit den neuern, mit der französischen, englischen und italienischen. Eine besondere Gewandtheit erlangte er in der englischen Sprache. Die britischen Classiker machte er in Mußestunden zu einem ernsten Studium. Nach wohlbestandenem Candidatenexamen verdankte er Griesbach's Empfehlung eine Hauslehrerstelle auf der Insel Rügen. Dort machte er Kosegarten's nähere Bekanntschaft, der ihm manche Beweise seines Wohlwollens gab. Unvergeßliche Stunden verlebte er in dem Umgange mit dem tieffühlenden Dichter, der zu Altenkirchen auf der Halbinsel Wittow ein Pfarramt bekleidete. Oeftere Spaziergänge führten ihn durch die romantischen Umgebungen von Jcsmund. Die berühmten Uferpredigten des Dichters hatte Görwitz oft mit angehört und auch selbst in jugendlicher Begeisterung am Ufer des Meeres gepredigt, wie es dort zu gewissen Zeiten Sitte war. In dem Bade Sigard machte Görwitz die persönliche Bekanntschaft zweier ausgezeichneter Männer, Schleiermacher's und Ernst Moritz Arndt's.

Nicht ohne schmerzliche Empfindungen verließ Görwitz die Insel Rügen, wo er so manche genußreiche Stunden verlebt hatte. Seines Vaters Tod rief ihn zu seiner Mutter zurück, die in Ostheim wohnte. Dort erhielt er schon nach 14 Tagen eine Lehrerstelle an dem Institute des Forstrathes Cotta in Zillbach. Ihm ward dort der Unterricht in der französischen, englischen und italienischen Sprache übertragen. Daß Görwitz sich schon früh gründliche Kenntnisse in den neuern Sprachen erworben hatte, ist bereits erwähnt worden. Sein Amt harmonirte in jeder Hinsicht mit seinen Fähigkeiten und Neigungen. In dieser Zeit (1810) erlangte er von der philosophischen Facultät zu Jena die Doctorwürde. Der Aufenthalt in dem Hause des Forstrathes Cotta und der Umgang mit gebildeten Jünglingen blieb ihm unvergeßlich. Oft nannte er in spätern Jahren diese Periode die glücklichste seines Lebens.

Noch im J. 1810 war Görwitz Pfarrer zu Alperstädt geworden. Er verheirathete sich mit einer Tochter des dortigen Ritterguspachters Bohne. Viel beschäftigte sich Görwitz damals, bei treuer Erfüllung seiner Amtspflichten, mit literarischen Arbeiten, von denen er auch einige veröffentlichte. Sein poetisches Talent erregte die Aufmerksamkeit des weimarischen Ministers von Voigt, der nicht unterließ, ihn Goethe und Wieland persönlich vorzustellen. Besonders wohlwollend ward er von Wieland aufgenommen und dadurch zu öfteren Besuchen des Dichters veranlaßt, mit dem er bis zu dessen Tode in den freundlichsten Verhältnissen blieb. Im J. 1826 wählte ihn die jenaische Akademie zum Oberpfarrer in Apolda, womit die Stelle eines großherzogl. sachsen-weimarischen Superintendenten verbunden war. Dort verheirathete er sich nach dem Tode seiner Gattin mit einer Tochter des Kammerrathes Steinbrück in Weimar. Seine Wirksamkeit in Apolda war in vielfacher Hinsicht segensreich. Zum Theil durch seine Bemühungen wurden dort zwei neue Schulgebäude errichtet, ein zweiter Mädchenlehrer angestellt und außerdem noch manche gute und gemeinnützige Zwecke gefördert. Auf der Kanzel besaß Görwitz in hohem Grade die Gabe des oratorischen Vortrages. Eigentliche Tiefe und Gründlichkeit ging seinen homiletischen Arbeiten ab. Wer ihm sonst in jeder Hinsicht die aufrichtigste Verehrung zollte, konnte dies nicht leugnen. Aber er besaß doch die Kunst, namentlich in seinen Casualpredigten, den rechten Punkt zu treffen und durch seine Gemüthlichkeit in den Herzen seiner Zuhörer eine sanfte Rührung zu erwecken. In seinen amtlichen Verhältnissen ließ er keine Gelegenheit unbenutzt, sich mit den verbundenen Geistlichen und Schullehrern über das, was für nützlich und zweckmäßig erachtet, ausführlich zu besprechen. Von sich selbst und seinen Kenntnissen hatte er eine geringe Meinung. Nie ließ er Hochmuth oder Anmaßung blicken. Wie er von seiner Gemeinde geliebt und von den Geistlichen und Schullehrern der Ephorie geschätzt ward, davon gab die Feier seines

---

den, als man Görtz den Proceß machte, und ist gar nicht in Umlauf gekommen, daher viel seltener als die andern.

4) Vergl. Nordberg, Leben Karl's XII. 2. Bd. S. 567 und 635. Der Verfasser sucht das Verfahren zu beschönigen und nennt diese Görtzischen Noththaler bloße Münzzeichen, die (a. a. O. S. 573) abgethan worden wären. Sie sind aber nie eingelöst worden, und außer der allgemeinen Stockung des Handels, sowie der großen Theuerung der Lebensmittel, die sie verursachten, warf das Volk ihrem Urheber namentlich die darauf abgebildeten Götzen vor.

25jährigen Amtsjubiläums im J. 1840 einen glänzenden Beweis. Seine Bescheidenheit ließ ihn in dieser Feier eine Auszeichnung erblicken, die nicht ihm, sondern seinem Stande gelte. Und doch war es seine liebenswerthe Persönlichkeit, die ihm alle Herzen gewann. Dadurch empfahl er sich auch in geselligen Kreisen, die er oft durch seinen Humor erheiterte. Auch als Familienvater zeigte er sich von einer achtenswerthen Seite und sein Frohsinn schwand nicht gänzlich unter ungünstigen häuslichen Verhältnissen, besonders in den letzten Jahren seines Lebens. Ein Versuch, seine wankende Gesundheit durch den Gebrauch der Kaltwasserbäder in Ilmenau herzustellen, blieb fruchtlos. Ein Schlagfluß endete sein Leben am 27. Sept. 1846 im 65. Jahre. Auf eine bedeutungsvolle Weise hatte er zwei Tage vor seinem Tode mit einer Predigt „über den Zusammenhang beider Welten" seine amtliche Wirksamkeit geschlossen.

In eine frühe Zeit seines Lebens fallen seine literarischen Arbeiten. Während seines siebenjährigen Aufenthaltes auf der Insel Rügen, wo er sich besonders, durch Kosegarten angeregt, mit der englischen Literatur beschäftigte, trat er mit einer metrischen Uebersetzung von Addison's Cato hervor. Dies Trauerspiel, das er Kosegarten gewidmet hatte, erschien im J. 1808 zu Berlin. Aus dem Englischen übersetzte er auch Thomson's Tragödie Agamemnon. (Erfurt 1815. 8.) Später erschienen von ihm noch Predigten über das Evangelienbuch, zum Gebrauch in den Kirchen des Großherzogthums Sachsen-Weimar-Eisenach, diesseitigen Berichts vom ersten Sonntage des Advents bis zum zweiten Ostertage 1825, nebst einigen Casualpredigten. (Jena 1825. gr. 8.) Antheil hatte Görwitz an Klein's und Schröter's Oppositionsschrift für Christenthum und Gottesgelahrtheit*).

(*Heinrich Döring.*)

GOES 1) oder ter Goes, befestigte Stadt in der niederländischen Provinz Seeland, auf der Insel Zuidbeveland, welche davon auch selbst oft das Land van ter Goes genannt wird. Diese Insel, die größte und angenehmste unter den seeländischen Inseln, hat früher bis in die Osterschelde gereicht, im J. 1532 ist aber der östliche Theil durch eine hohe Sturmfluth überströmt und nachher nicht wieder eingedeicht worden. Auf diesem in alten Karten das „verdronken Zuid-Beveland" genannten Theile hat die Stadt Romerswaal gestanden, in welcher sich noch nach der Ueberschwemmung König Philipp II. im J. 1549 als Graf von Seeland hat huldigen lassen. Diese Stadt ist aber im J. 1574 von den Spaniern eingeäschert und dann vom Wasser nach und nach weggespült worden. Die Stadt Ter Goes nun liegt unter 21° 35′ 35″ ö. L., 51° 30′ 15″ nördl. Br. in der nördlichsten Gegend der Insel nicht weit von der Schenge, einem Arme der Osterschelde, hat gegen 5000 Einwohner, einen Hafen, Salzsiederei, Leinweberei und treibt Handel mit Salz, Getreide und Hopfen.

*) Siehe den Neuen Nekrolog der Deutschen. Jahrg. XXIV. 2. Th. S. 643 fg. Meusel's Gel. Deutschland. 17. Bd. S. 742. 22. Bd. Abth. 2. S. 398 fg.

2) Flecken in der portugiesischen Provinz Beira, am Flusse Beira, mit 1500 Einwohnern.

3) Dorf im steiermärkischen Kreise Bruck, auf einer Insel in der Muhr, mit einem Schlosse, der Domkirche und Residenz des Bischofs von Leoben.

(*H. E. Hössler.*)

GOES, gräfliches Geschlecht in Oesterreich, dessen Stammsitze aber in Portugal waren; mehre Zweige desselben haben sich auch in den Colonien, namentlich auf den Azoren, niedergelassen. Zu dieser Familie gehört der berühmte Reisende Benedict (Bento) de Goes (s. den folgenden Artikel) und der Historiker Damian de Goes (s. den nachfolgenden Artikel). Damian, dessen Bruder Fructo de Goes bei K. Emanuel Kammerjunker gewesen war, erzeugte in der Ehe mit Johanna von Hargen aus dem Haag den Sohn Emanuel, der mit Anna Franziska Duval verheirathet der Vater geworden ist von Franz, Gemahlin Anna Regina von der Horst. Seine Söhne, Anton und Johann Baptist, wurden am 1. Jan. 1638 von Kaiser Ferdinand III. in den Freiherrenstand erhoben. Johann Baptist, geboren im J. 1611 im Dorfe Ternat bei Brüssel, war unter Ferdinand III. kaiserlicher geheimer Staatssecretair und Reichshofrath, verrichtete Legationen in Spanien, England und bei der Pforte, verhandelte auch nach dem Siege bei St. Gotthard, 1664, mit den türkischen Abgesandten den Frieden oder vielmehr den Waffenstillstand auf 24 Jahre. In dem Alter von ungefähr 50 Jahren zum Priester geweiht, erhielt er von dem Kaiser das Bisthum Gurk in Kärnthen, 1675, von dem Erzbischofe von Salzburg, als dem Metropoliten, die Bestätigung und die bischöfliche Weihe den 16. Jan. 1676, worauf er am 25. Jan. die Regierung des bischöflichen Sprengels antrat. Für den Friedensschluß zu Nimwegen, 1678, war er erster kaiserlicher bevollmächtigter Minister. Zuletzt kaiserlicher Botschafter und bevollmächtigter Minister zu Rom wurde er von Papst Innocentius XI. zum Cardinalpriester creirt. Im J. 1680 hielt er eine merkwürdige Synode zu Straßburg, der dem Bisthume zuständigen Stadt in Unterkärnthen, wie er denn überhaupt für die Seelsorge treffliche Einrichtungen in seinem Sprengel durchführte, viele fromme Stiftungen aus eigenen Mitteln machte und die bischöfliche Residenz, das Schloß zu Straßburg, vollständig restaurirte. Außerdem hat er durch den Ankauf bedeutender Güter in Kärnthen seinem Geschlechte dauerhafte Sitze verschafft, daher er nicht mit Unrecht familiae sidus et columen genannt wird. Er starb zu Rom den 19. Oct. 1696 an den Folgen eines Schlagflusses und wurde daselbst in der Capucinerkirche S. Maria della S. Concezione beerdigt. Des Cardinals Bruder, Anton, auf Karlsberg und Mosburg in Kärnthen, wurde in der Ehe mit Maria von Millwelden Vater von drei Kindern. Den einzigen Sohn, Johann Peter, hat der Cardinal adoptirt und zu seinem Universalerben ernannt, sodaß er demnach Karlsberg, Mosburg, Ebenthal, Gradisch, Greifenfels, Razeneck, Pfannhofen, Grädenegg, Bach, Gurnitz &c. besaß. K. k. und königl. spanischer Kämmerer, Reichshofrath im J.

1686, wurde er mit seiner gesammten Descendenz von Kaiser Leopold I. den 2. Aug. 1693 in den Reichsgrafenstand erhoben. In dem Laufe des nämlichen Jahres wurde ihm der Gesandtschaftsposten zu Rom übertragen, wo er mehre Jahre zubrachte, auch am 14. Oct. 1693 sich mit der Gräfin Maria Anna von Sinzendorf vermählte. Gesandter in Holland, 1698, wirklicher Geheimrath und im J. 1713 erster bevollmächtigter Minister bei dem Friedenscongresse zu Baden und Rastadt, endlich Landeshauptmann und Burggraf in Kärnthen, ist er dort den 13. März 1716 verstorben. Seiner Kinder waren vier, darunter ein Sohn. Dieser, Graf Johann Anton, Freiherr auf Karlsberg und Mosburg, Herr der Herrschaften Ebenthal, Gradisch, Greifenfels, Ratzenegg, Pfannhofen, Grädenegg, Pach, Gurnitz, Niederndorf, Liebenfels und Hohenstein in Kärnthen, Neubau und Pellendorf in Niederösterreich, wurde nach dem Ankaufe von Pellendorf am 26. Jan. 1718 von der niederösterreichischen Landschaft in die Zahl der neuen Herrenstandesgeschlechter aufgenommen und war damals k. k. Kämmerer und niederösterreichischer Regierungsrath, sodann im J. 1739 Landeshauptmann in Kärnthen, k. k. wirklicher Geheimrath und wurde den 31. Juli 1743 zum Administrationspräsidenten in den eroberten kurbaierischen Landen und zum Statthalter in der Oberpfalz ernannt. Er starb im J. 1748, ohne Kinder aus seiner zweiten Ehe mit Franziska von Rupp, die als Witwe Pellendorf und Neubau verkaufte. Aus seiner ersten Ehe mit der Gräfin Maria von Thürheim, vermählt den 26. Jan. 1720, kamen zwei Söhne und fünf Töchter. Der ältere Sohn, Graf Johann Sigismund Rudolf Graf von Goes, der außer den genannten Herrschaften auch noch Weinitzstein und Seebühel in Kärnthen besaß, wurde den 11. Jan. 1747 wirklicher Reichshofrath, im J. 1750 Gesandter in Schweden, wo er bis zu Ende des Jahres 1753 stand, am 23. März 1762 Ayo oder Oberhofmeister der Erzherzoge Ferdinand und Maximilian und zugleich wirklicher Geheimrath. Seine Gemahlin, seit dem 11. Mai 1772, des Fürsten Joseph Adam Johann Nepomucenus von Schwarzenberg Tochter, starb den 21. Jan. 1788 ohne Nachkommenschaft. Er selbst, geb. den 1. Aug. 1723, starb den 15. Juli 1796. Sein Bruder, Graf Johann Karl Anton, geb. den 18. Aug. 1728, war k. k. Kämmerer und Generalmajor, auch Hauptmann der großherzoglichen Leibgarde zu Florenz, resignirte aber diese Stelle, nachdem er des Bruders Nachfolger in dem kärnthenschen Fideicommiß geworden war und starb den 11. Mai 1798. Aus seiner Ehe mit der Gräfin Maria Anna von Christallnigg, vermählt den 24. Aug. 1741, gest. den 9. Mai 1809, kamen die Söhne Johann Peter, geb. zu Florenz den 8. Febr. 1774, Karl, geb. den 16. Sept. 1775 und Rudolf Maria, geb. den 27. Oct. 1777. Johann Peter, k. k. Kämmerer, Geheimrath, des Erzherzogs Franz Karl Obersthofmeister, niederösterreichischer Landmarschall, Präses der niederösterreichischen Erbsteuerhofcommission und der Steuerregulirungscommission, Ehrenmitglied der Akademien der bildenden Künste in Wien und Venedig, Obercurator der österreichischen Sparcasse und Präsident der Landwirthsgesellschaft zu Wien, Erblandsstabelmeister in Kärnthen, Herr der Herrschaften Karlsberg, Mosburg, Ebenthal, Treffen, Halleck, Pach, Pfannhofen, Gurnitz, Ratzeneck, Kreug, ist den 11. Juli 1846 gestorben, aus seiner Ehe mit der Gräfin Isabella von Thürheim den Sohn Anton hinterlassend. Dieser, geb. den 4. Aug. 1816, ist der heutige Fideicommißinhaber, mit der Gräfin Theresa von Wilczek verheirathet und Vater von zwei Kindern. Von seinen Oheimen ist Karl, k. k. Kämmerer und Gubernialrath zu Grätz, Besitzer der Secundogenitur-Güter Gradenegg und Gradisch in Kärnthen, den 7. Juni 1843 mit Tode abgegangen. Aus seiner Ehe mit der Gräfin Karoline Katzianer von Katzenstein kamen drei Kinder. Der einzige Sohn, Graf Peter Karl, geb. den 17. Dec. 1807, starb den 26. Febr. 1852. Vermählt den 5. April 1845 mit der Gräfin Maria von Welsersheim hinterließ er zwei Söhne, deren älterer Zeno Vincenz, geb. den 26. Oct. 1846, unter mütterlicher Vormundschaft die Güter der Secundogenitur besitzt. Der dritte von des Grafen Johann Karl Anton Söhnen, Rudolf Maria, Assessor und nachmals Rath bei dem Oberbergamte zu Klagenfurt, starb im October 1852. Es leben von ihm zwei Söhne, Albert, den 9. Juni 1812 und August, den 27. Sept. 1813 geboren. (*v. Stramberg.*)

GOES (Bento de), portugiesischer Jesuit und Reisender, im J. 1562 auf San Miguel, einer der azorischen Inseln, geboren, widmete sich in früher Jugend dem Kriegshandwerke und ging nach Indien, wo er zu Goa und in andern von den Portugiesen besetzten Städten diente, aber ein so abenteuerliches und ausschweifendes Leben führte, daß er dadurch sogar bei seinen Waffengenossen, deren Betragen, wie man aus den Berichten jener Zeit weiß, Nichts weniger als musterhaft war, großes Aergerniß erregte. Als er jedoch eines Tages zu Travancore zufällig eine Kirche besuchte, ergriff ihn eine solche Reue über das böse Beispiel, welches er seither gegeben hatte, daß er nicht nur seine Lebensweise gänzlich änderte, sondern auch aus dem Soldatenstande schied und in seinem 26. Jahre (1588) in den Jesuitenorden trat, ohne jedoch die Priesterweihe anzunehmen, obschon seine Vorgesetzten wiederholt in ihn drangen, dies zu thun. Nachdem er sich durch eifriges Studium die nöthigen Kenntnisse erworben hatte, ging er als Laienbruder nach der Jesuitenstation zu Lahore, der Sommerresidenz des Großmoguls Akbar und spätern Hauptstadt der Sikhs und wußte sich daselbst die Achtung und das Vertrauen Akbar's in so hohem Grade zu erwerben, daß dieser ihn einer auf seinen Befehl an den Vicekönig von Indien abgehenden Gesandtschaft als Begleiter und Rathgeber beigesellte. Während seines Aufenthaltes zu Goa war Nicolas Pimenta, der Visitator der Jesuiten in Indien, grade damit beschäftigt, die Frage, ob die Reiche Katay und China dasselbe Land seien, zur Entscheidung zu bringen. Der Jesuit Matteo Ricci, welcher sich zu Peking aufhielt, hatte nämlich in Briefen an die Jesuiten zu Goa diese Behauptung aufgestellt, während die

zu Lahore wohnenden Jesuiten[1]) das Gegentheil annahmen und nach Berichten Muhammedanischer Kaufleute Katay als ein anderes und zwar als ein sehr schönes und fruchtbares Land schilderten, dessen Bewohner größtentheils Christen seien, deren Religion aber immer mehr durch die unter ihnen wohnenden Muhammedaner verunstaltet würde. Obschon die Vermuthung nahe lag, daß die Muhammedaner entweder absichtlich Unwahres berichteten oder sich durch die scheinbare Aehnlichkeit mancher chinesischen und christlichen Gebräuche täuschen ließen, so beschloß doch Pimenta, um sich von der Falschheit oder Wahrheit dieser Nachricht zu überzeugen und ein etwa wirklich dort wohnendes christliches Volk nicht dem Unglauben verfallen zu lassen, eine Mission dahin zu veranstalten und theilte seinen Vorsatz dem Papste und dem Könige von Spanien, welcher zu dieser Zeit auch über Portugal herrschte, mit. Die Zustimmung beider erfolgte alsbald und Aires de Saldanha, der Vicekönig von Indien, erhielt den Auftrag, das Unternehmen, welches zugleich die Eröffnung neuer Handelswege in Aussicht stellte, auf jede Weise zu unterstützen und die nöthigen Geldmittel aufzubringen. Pimenta sah sich nun nach einem Manne um, von welchem man die Ausführung des schwierigen Unternehmens hoffen durfte und glaubte keinen tüchtigern finden zu können als Goes, welcher durch seinen langen Aufenthalt zu Lahore nicht nur der persischen Sprache, welche damals fast in allen asiatischen Ländern verstanden wurde, mächtig war, sondern auch hier und auf einer Reise mit Akbar nach Kaschmir (1598) die Sitten und Gebräuche der Eingeborenen genau hatte kennen lernen. Goes begab sich zuerst nach Agra, wo zu dieser Zeit Akbar residirte, um sich die Beistimmung und Unterstützung desselben zu sichern und ging dann am 6. Jan. 1603, nachdem er von dem Großmogul Briefe an die benachbarten Könige empfangen hatte, nach Lahore, wo er die zur Reise nöthigen Vorbereitungen treffen mußte, um sich einer Karavane, welche von hier alle fünf Jahre mit einer Gesandtschaft des Königs von Persien nach Kaschgar in Ostturkestan ging, anzuschließen. Er legte jetzt die Kleidung eines armenischen Kaufmanns an, nannte sich Abdallah Isay[2]) und kaufte verschiedene Waaren ein, sowol um seine Verkleidung zu rechtfertigen, als auch um diese Gegenstände gegen andere ihm auf der Reise nothwendige zu vertauschen. Als Begleiter wurden ihm zwei Griechen, nämlich Leo Grimani, ein Priester, und Demetrius, ein Kaufmann, welche des Weges kundig waren, mitgegeben, vier Muhammedanische Diener aber, die man für ihn bestimmt hatte, ließ er zurück und nahm dafür nur Isaak, einen Armenier, mit sich, ein Tausch, der ihm von großem Nutzen war und dem wir den noch vorhandenen Bericht über diese Reise verdanken. Goes brach im Februar 1603 mit der erwähnten Karavane, welche aus 500 Kaufleuten und vielen Pferden und Wagen bestand, von Lahore auf und kam über Athek (Attok, einer alten Grenzfestung an der Mündung des Kabul in den Indus) nach einem Marsche von beinahe vier Monaten nach Passaur (Pischaur), wo man 20 Tage rastete. Hier erzählte ihm ein Pilgrim, 30 Tagereisen weiter nördlich liege die Stadt Capherstam (Kafrestan, Stadt der Ungläubigen), in welche sich kein Muhammedaner bei Todesstrafe wagen dürfe, die Einwohner gingen schwarz gekleidet zur Kirche und in der Umgegend wachse ein vorzüglicher Wein; Goes, welcher von demselben kostete, schloß aus dem Berichte, daß die Eingeborenen vielleicht Christen seien. Von Passaur führte der Weg fast einen ganzen Monat hindurch stets längs einem Flusse (dem Kabul) am Fuße eines Berges hin, von welchem bei Ghideli eine Schar Räuber herabkam, die Reisenden überfiel und viele verwundete. Nachdem sich der Rest der Karavane, welche sich mit ihren Waaren in einen nahen Wald flüchtete, wieder gesammelt hatte, setzte man den Weg fort und erreichte nach 20 Tagen glücklich Kabul, einen berühmten Stapelplatz. Hier blieb Goes acht Monate, da viele Kaufleute der Karavane nicht Lust hatten, weiter zu gehen und die übrigen ihrer geringen Anzahl wegen die Reise nicht fortzusetzen wagten. Grimani, durch die bereits erduldeten Beschwerden entmuthigt, kehrte nach Lahore zurück, Demetrius aber ließ sich zu Kabul als Handelsmann nieder. Goes, welcher jetzt nur noch seinen Diener Isaak zur Verfügung hatte, lernte während seines Aufenthaltes zu Kabul die Prinzessin Hadschi Hanem, eine Schwester des Königs von Kaschgar und die Mutter des Königs von Kotan (Khoten) kennen, welche auf der Heimreise von ihrer Pilgerfahrt nach Mekka begriffen war und sich in großer Geldnoth befand; da er hier eine gute Gelegenheit zu haben glaubte, die Empfehlungsbriefe des Großmoguls, welche bereits ihre Geltung zu verlieren anfingen, durch bessere zu ersetzen, so streckte er der Prinzessin 600 Goldstücke, welche er aus dem Verkaufe seiner Waaren gelöst hatte, ohne Zinsen vor. Sie zeigte sich aber nicht weniger großmüthig und machte ihm ein Geschenk, welches aus Marmorstöckchen[3]), einer der gesuchtesten Handelsartikel in China, bestand. Nachdem die Karavane sich wieder durch andere Kaufleute ergänzt und verstärkt hatte, wurde die Reise fortgesetzt. Da aber der Weg äußerst beschwerlich war und Räuber einige Male die nicht sehr muthige Gesellschaft plünderten und zersprengten, wobei Goes mehre seiner Pferde verlor und sein Diener nur mit Mühe dem Ertrinken entging, so gelangte man nach

1) Diese hatten am Hofe Akbar's im J. 1598 von einem Muhammedanischen Handelsmanne, welcher von einer Pilgerreise nach Mekka zurückkam, gehört, daß zu Cambalu, der Hauptstadt von Katay, wo er sich lange aufgehalten habe, Christen wohnten und eine Karavanenstraße von Lahore dahin führe. Sie beschlossen deshalb, auf dieser vorzudringen, ohne zu ahnen, daß Cambalu keine andere Stadt war als Peking, die Hauptstadt des chinesischen Reiches, wo sich bereits eine Mission der Jesuiten befand. 2) Abdallah, weil dieser Name bei den Armeniern sehr gewöhnlich ist, und Isay, um dadurch anzudeuten, daß er ein Christ sei, weil die Muhammedaner die Christen mit diesem Namen bezeichnen.

3) Jaspis oder Jade, von den Chinesen Ju genannt; der schöne durchsichtige und vielfarbige orientalische Jade wurde in China zum Schmucke der Paläste und öffentlichen Gebäude verwendet und mit ungeheuern Preisen bezahlt; vergl. K. Ritter, Erdkunde. 2. Bd. S. 220.

vielen Mühseligkeiten und großem Verluste erst im November 1603 nach Hiarkan (Yarkand), der Hauptstadt des Khanats Kaschgar zu jener Zeit, wo die von Kabul kommende Karavane sich aufzulösen und eine andere nach Katay sich zu bilden pflegte, worüber aber wieder ein ganzes Jahr verging. Während dieses unfreiwilligen Aufenthaltes konnte sich Goes der Zudringlichkeit der Muhammedanischen Priester und Gelehrten, welche gegen seine Rechtgläubigkeit Verdacht geschöpft hatten und ihn zur Darlegung seines Bekenntnisses zu zwingen suchten, kaum erwehren, auch brachen Diebe in seine Wohnung ein, wurden aber durch seine Geistesgegenwart verscheucht, ja er hatte sogar den Muth, von Hiarkan aus allein nach Kotan zu gehen, um dort das der Prinzessin Hadschi Hanem vorgeschossene Geld wieder in Empfang zu nehmen. Er verweilte hier einen ganzen Monat und kam kaum noch zur rechten Zeit zurück, um sein Besitzthum zu retten, welches die Muhammedaner unter dem Vorwande, daß er umgekommen sei, in Beschlag nehmen wollten. Unterdessen war der Hauptmann der neuen Karavane ernannt worden und Goes folgte mit Vergnügen seiner Einladung, ihn nach Katay zu begleiten, obgleich man ihn wiederholt vor der Treulosigkeit der Leute von Kaschgar warnte. Mit Empfehlungsbriefen des Khans dieses Landes versehen, folgte er der im November 1604 aufbrechenden Karavane und gelangte über Aksu, wo er vor dem Khane, einem unmündigen Knaben, den er mit Zucker und andern Süßigkeiten beschenkte, tanzen mußte und über Kucha (Kutsche), wo man wieder einen Monat rastete, nach Cialis, einer kleinen, aber stark befestigten Stadt [4]), wo ein Sohn des Khans von Kaschgar herrschte. Dieser ließ ihn eines Nachts in seinen Palast rufen, um mit den Doctoren des Korans, welche ihn als einen Ungläubigen schilderten, zu disputiren, was er mit solchem Erfolge that, daß seine Gegner schweigen mußten, der Khan aber erklärte, der christliche Glaube sei der rechte und zu ihm hätten sich auch seine Vorfahren bekannt. Diese dunkle Erinnerung des Khans an den Glauben seiner Vorväter, welche dem bereits seit Jahrhunderten von dem Islam aus diesen Gegenden verdrängten Nestorianischen Christenthume huldigten [5]), rettete Goes nicht nur von dem ihm von seinen Gegnern geschworenen Verderben, sondern bewirkte ihm auch während seines dreimonatlichen Aufenthaltes zu Cialis eine ehrenvolle Behandlung. Diese vermochte jedoch seinen Unmuth über die wiederholte Verzögerung der Reise nicht zu unterdrücken und da der Führer der Karavane in der Hoffnung auf einen seinen Gewinn steigernden Zuwachs der Gesellschaft den Aufbruch von einer Woche zur andern verschob, so verschaffte er sich durch ein Geschenk die Erlaubniß des Khans, allein weiter ziehen zu dürfen. Als er noch mit den nöthigen Vorbereitungen zu dem sehr gewagten Unternehmen beschäftigt war, trafen die Kaufleute der vorhergehenden Karavane auf ihrem Rückwege aus Katay zu Cialis ein. Diesen war es gelungen, unter dem Vorwande einer Gesandtschaft [6]) bis nach Peking vorzudringen und sie hatten daselbst mit den von den Jesuiten bis dorthin vorgeschobenen Missionaren und mit Ricci, dem Obern derselben, in einem und demselben Hause gewohnt. Zum Beweise zogen sie ein in dem Kehrichte ihres Zimmers vorgefundenes Blatt mit portugiesischer Schrift hervor und gaben überhaupt auf alle Fragen so genaue Auskunft, daß Goes sich vollkommen überzeugte, zwischen Katay und China und Cambalu und Peking sei kein Unterschied. Da er mit einem guten Geleitbriefe des Khans von Cialis versehen war, so hatte seine weitere Reise über Pucian (Pidschan), Turfan, Aramuth und Kamul, obwol sie mit vielen Mühseligkeiten verbunden war [7]), keine sonstige Schwierigkeit und er erreichte glücklich Chiaicuon (Kieu-in-quan), eine Grenzfestung China's an der großen Mauer, wo er fast einen ganzen Monat liegen mußte, bis er von dem Statthalter der Provinz Schensi die Erlaubniß erhielt, das himmlische Reich zu betreten. Sobald diese eingetroffen war, begab er sich nach dem nur eine Tagereise entfernten Socieu (Su-tscheou), einer schon damals von vielen fremden Handelsleuten bewohnten Stadt und zog in dieselbe gegen das Ende des Jahres 1605 anständig ein, denn er war auf der Reise trotz der sehr bedeutenden Zehrungskosten reich geworden und führte dreizehn Lastthiere, fünf Knechte, zwei Sklaven und eine Ladung der köstlichsten Justeine, deren Werth 2500 Goldstücke betrug, mit sich. Da hier andere Reisende die ihm früher mitgetheilten Nachrichten über die Mission der Jesuiten zu Peking bestätigten, so schrieb er sogleich an Ricci, den Vorsteher derselben, um ihm seine Ankunft zu melden und übergab den Brief mehren nach der Hauptstadt reisenden Chinesen zur Besorgung; da aber derselbe eine portugiesische Aufschrift hatte, so konnten diese, weil sie weder die chinesischen Namen der Jesuiten noch die Wohnung derselben kannten, ihn nicht besorgen. Ein zweites Schreiben aber, welches Goes um Ostern 1606 durch einen Muhammedaner beförderte, gelangte glücklich an seine Ordensbrüder, welche ihn schon mehre Jahre erwarteten, da sie von Goa aus auf dem Seewege von seiner Reise unterrichtet waren. Sie schickten ihm nun sogleich den Novizen Johann Ferdinand, einen chinesischen Christen, entgegen, um ihn nach Peking zu geleiten; dieser wurde aber auf dem Wege von seinem Diener bestohlen und

4) Dem jetzigen Puldus oder Dschuldus am Lopsee. Ritter's Erdkunde. 2. Bd. S. 222 und 290. 5) Diese Annahme (vergl. Ritter's Erdkunde. 2. Bd. S. 222 und 291) ist jedenfalls begründeter als eine andere Ansicht (vergl. Allgem. Historie der Reisen. 7. Bd. S. 547), welche voraussetzt, daß der Khan die Lehren des Christenthums mit dem Cultus des Fo verwechselt und deshalb den Missionar in seinen Schutz genommen habe.

6) Diese Gesandtschaften waren nur erdichtet; die Chinesen kannten auch diesen Betrug, da er aber ihrer Eitelkeit schmeichelte und ihnen Gewinn brachte, so störten sie diesen Verkehr nicht; vergl. K. Ritter's Erdkunde. 2. Bd. S. 221. 7) Goes fiel einmal des Nachts in einer durch Räuber sehr unsicher gemachten Gegend vom Pferde, ohne daß seine rasch voraneilenden Gefährten es eher wahrnahmen, als bei ihrer Ankunft in der nächsten Herberge. Sein treuer Diener Isaak eilte sogleich zurück und kam nur auf die Spur seines bereits dem Tode nahen Herrn durch den Namen Jesus, den dieser in seiner verzweifelten Lage beständig ausrief.

verlassen und erreichte nur mit unsäglicher Mühe Socieu, wo er Goes in einem trostlosen Zustande antraf. Dieser war durch die Hinterlist und den Betrug der Muhammedaner um sein mühsam erworbenes Besitzthum gekommen und lag durch Kummer und Mühseligkeiten völlig erschöpft auf dem Krankenbette. Er las zwar noch mit großer Befriedigung die Zuschrift seiner Ordensgenossen, starb aber eilf Tage nach Empfang derselben am 11. April 1607 [8]). Der Verdacht, daß er von den Muhammedanern vergiftet worden sei, wurde wol nur durch die eifrige Hast, womit sich diese seiner Habseligkeiten zu bemächtigen suchten, veranlaßt. Um ihre Habsucht ungestört zu befriedigen, brachten sie es durch Verleumdungen dahin, daß man seinen treuen Diener Isaak einkerkerte und mit dem Tode bedrohte, wenn er nicht zum Islam übergehen würde und sie hätten auch ohne Zweifel ihren Zweck erreicht, wenn nicht Ferdinand keck einen Proceß gegen sie eingeleitet hätte. Um diesen mit Nachdruck zu führen, verkaufte er sogar seine Kleider und brachte es durch Klugheit und Ausdauer wirklich dahin, daß Isaak freigelassen wurde und ihm das Besitzthum seines Herrn ausgeliefert werden mußte. Dieses war jedoch bereits sehr zusammengeschmolzen und reichte kaum zur Bezahlung der Schulden und zur Fortsetzung der Reise nach Peking hin. Die von Goes hinterlassenen Papiere, in welchen er seine Erlebnisse und Beobachtungen niedergelegt hatte, waren, da die Muhammedaner den Werth derselben nicht kannten, leider größtentheils verloren, der Rest wurde von Isaak und Ferdinand, welche glücklich nach Peking gelangten, Ricci eingehändigt. Isaak wurde von den Jesuiten, nachdem sie ihn einen Monat beherbergt hatten, nach Macao befördert, wo er sich nach Indien einschiffte. Das Fahrzeug, worauf er sich befand, wurde aber von den Holländern genommen, welche ihn, nachdem sie ihn ausgeplündert hatten, gegen das übliche Lösegeld an die portugiesische Behörde zu Malacca auslieferten; diese schickten ihn nach Indien, wo er sich zu Chaul, da er hier den Tod seiner Frau erfuhr und nicht mehr nach Lahore zurückkehren wollte, niederließ und noch im J. 1615, in welchem die Welt zuerst Kunde von der Unternehmung seines frühern Herrn erhielt, wohnte [9]). Ricci nahm eine nach den ihm überlieferten Papieren seines Ordensbruders und den Aussagen Isaak's entworfene Darstellung des Unternehmens, auf dem Landwege nach dem himmlischen Reiche vorzudringen, in seine Denkwürdigkeiten über die Gründung der Mission der Jesuiten in China auf und aus diesen Denkwürdigkeiten, welche bis jetzt nicht in der Originalfassung veröffentlicht wurden, ging er in die nach denselben von dem Jesuiten Nic. Trigaut gearbeitete Geschichte der Einführung des Christenthums durch seinen Orden in China [10]) über. Nach dieser arbeitete Sam. Purchas den Bericht für seine Sammlung merkwürdiger Reisen [11]) und diese Bearbeitung wurde dann in die bekannten Geschichten der Reisen [12]) aufgenommen. Der Bericht ist, obgleich sich durch die Art und Weise, wie er zusammengestellt wurde, viele Unrichtigkeiten in ihn mögen eingeschlichen haben, immer noch ein höchst wichtiger Beitrag zur Kenntniß des östlichen Asiens, da die von Goes durchwanderten Gegenden größtentheils bis jetzt von keinem andern Europäer besucht wurden, weil man nach dem chinesischen Reiche leichter auf dem Seewege oder auf der Straße durch die Schneegebirge des Himalaya über Tibet gelangen kann [13]). Eine neue Bearbeitung des Reiseberichts wäre deshalb sehr wünschenswerth, doch müßten dabei vier von Goes auf seiner Reise geschriebene Briefe, welche bis jetzt wenig beachtet wurden, benutzt werden. Die beiden ersten sind von Lahore aus an seine Obern zu Goa und Agra gerichtet (Carta escrita de Laor a 30 de Dezembro 1602 ao P. Vice Provincial de Goa, em que trata da sua partida paro o Catayo und Carta escrita de Laor a 14 de Fevereiro de 1603 ao P. Jeronimo Xavier, abgedruckt in Fernao Guerreiro's Relaçam annual das cousas, que figerão os PP. da Companhia de Jesus nas partes da India nos annos de 1602 e 1603. Lisboa 1605. 4. p. 62 seq.), der dritte ist auf der Reise geschrieben (Carta escrita ao P. Manoel Pinheiro da Companhia de Jesus, em que lhe da noticia de ter jà andado cento e duas milhas, bei Guerreiro l. c. p. 64) und der vierte von Yarkand aus datirt (Carta escrita de Hircande Corte del Rey de Cascar em 2 de Fevereiro de 1604. ao P. Jeronimo Xavier Superior da Missão de Mongor, im Auszuge mitgetheilt in F. Guerreiro's Relaçam annual dos annos de 1606 e 1607. Lisboa 1609. 4. p. 162). Das Leben und die Schicksale des kühnen Glaubensboten lieferten auch den Stoff zu einem historisch-romantischen Gemälde, welches Jose de Torres unter dem Titel: Bento de Goes (Ponta-Delgada 1854. 8.) herausgegeben hat. (*Ph. H. Külb.*)

GOES (Damian de), geboren im Jahre 1501 zu Alenquer in Estremadura, wo seine Familie von Alters her hoch angesehen war, wurde in dem Alter von neun Jahren als Page an den Hof des Königs Emanuel gegeben und empfing dort eine ungemein sorg-

8) Nicht den 18. März 1606, wie mehre seiner Biographen unrichtig angeben. 9) Ueber Goes und seine Schicksale sind außer seinen noch vorhandenen Briefen und dem Berichte über seine Reise zu vergleichen: Biographie universelle. Tom. XVII. p. 588 seq. Biographie générale. Tom. XXI. p. 19. *Aug.* et *Al. de Backer*, Bibliothèque des écrivains de la compagnie de Jésus. (Liège 1854. 8.) Tom. II. p. 245 und *In. Fr. da Silva*, Diccionario bibliographico portuguez. (Lisboa 1858. 8.) Tom. I. p. 344.

10) De christiana expeditione apud Sinas suscepta ab Societate Jesu ex Matthaei Ricii commentariis libri V. Aug. Vindel. 1615. 4. (L. V. c. 11—13). Auch Lugd. 1616. 4. Teutsch Augsburg 1617. 4. Franz. Lille 1617. 4. Lyon 1616. 8. Paris 1618. 8. Span. Sevilla 1621. 4. 11) Hakluytus posthumus or Purchas his pilgrimes. (Lond. 1625. fol.) Vol. III. 12) Histoire générale des Voyages par Prevost d'Exiles. (Paris 1749. 4.) Vol. VII. p. 410 seq. Allgemeine Historie der Reisen zu Wasser und zu Land. (Leipzig 1750. 4.) 7. Bd. S. 539 fg. Der Auszug, welchen Ath. Kircher (China monumentalis. Amstelod. 1667. fol. p. 62 seq.) gibt, ist zu dürftig und unbrauchbar. 13) Vergl. K. Ritter, Erdkunde. 2. Bd. S. 228. 3. Bd. S. 439.

fältige Erziehung, deren Schluß ein seit dem Jahre 1534 vierjähriger Aufenthalt zu Padua auf der Universität war. Also vorbereitet wurde er zu verschiedenen Sendungen, namentlich an den Höfen von Schweden, Dänemark und Polen, verwendet. Er besuchte die Hauptstädte der Christenheit, aller Orten wohl aufgenommen von den Gelehrten und von den Regenten, bei denen er die Interessen seines Königs zu wahren berufen war; Papst Paul III. insbesondere bezeigte ihm ungewöhnliches Wohlwollen. Späterhin wählte er die Universitätsstadt Löwen zu seinem Wohnsitze, wo er einzig mit Studien beschäftigt war, in denen er doch auf die unangenehmste Weise durch Martin von Rossem und dessen von Frankreich besoldete Banden gestört wurde. Die Stadt leistete entschlossenen Widerstand, bei dem sich auch Goes als der von den Studenten erwählte Anführer betheiligte. Wiederholte fruchtlose Angriffe führten zuletzt zu Unterhandlungen, welche die Feinde benutzten, um den als Friedensboten an sie abgesendeten Goes festzuhalten. Nur auf Verwendung des Königs von Portugal und nach längerer Gefangenschaft erhielt er die Freiheit wieder gegen ein Lösegeld von 2000 Dukaten. Er kehrte nach Portugal zurück und wurde von K. Johann III. zum Historiographen des Reiches und zum Guarda mayor des Torre do Tombo oder des Reichsarchives ernannt. Alle andern ihm angetragenen einträglichern Aemter hat er beharrlich verbeten, dagegen in der Hungersnoth von 1566 die Hauptstadt durch eine reichliche Zufuhr von auf seine Rechnung in Sicilien und Afrika angekauftem Getreide erleichtert. „Durch die Misgunst seiner Feinde wurde er in seinem Hause mit Arrest belegt und kurz darauf todt gefunden," im December 1560. Goes war des Griechischen, Lateinischen, Arabischen und Habessinischen vollkommen mächtig, sprach und schrieb die neuern europäischen Sprachen mit bewundernswürdiger Fertigkeit. Ein trefflicher Musiker behandelte er mit Meisterschaft mehre Instrumente und war daneben ein eleganter Dichter. Von seinen Schriften sind zu nennen: Deploratio Lappianae gentis. (Genf 1520. 12. Paris 1541. 12.) — Legatio magni Indorum imperatoris presbyteri Joannis ad Emanuelem Lusitaniae regem anno 1513. Item de Indorum fide, ceremoniis, religione etc. (Löwen 1532. 8.) — Fides, religio moresque Aethiopum sub imperio pretiosi Joannis etc., quem vulgo presbyterum Joannem vocant. (Paris 1541. 8. Cöln 1574. 8. Antwerpen 1611. 12.) Dem Papste Paul III. gewidmet ist diese Schrift eine Fortsetzung der vorhergehenden und empfehlen sich beide durch den gewählten Styl und die Verläßlichkeit der darin mitgetheilten Nachrichten. — Commentarii rerum gestarum in India citra Gangem a Lusitanis anno 1538. (Löwen 1539. 4.) Eine Beschreibung der ersten Belagerung von Diu und dem Cardinale Bembo zugeeignet. — De bello Cambaico ultimo commentarii tres. (Löwen 1547. 4.) — De rebus et imperio Lusitanorum. (Löwen 1554. 4.) Für die portugiesische Geschichte von Belang: Hispania, Vertheidigung der Spanier gegen die von Seb. Münster in der Kosmographie vorgebrachten Verleumdungen. Es ist keine alltägliche Erscheinung der Spanien verfechtende Portugiese. — Chronica de Dom Manoel, 4 Theile. (Lissabon 1566—1567. fol. auch 1619 u. 1749.) — Chronica de Principe Dom Joan Rey que foy segundo do nome. (Lissabon 1567 und 1726. 8.) Dem Titel nach Chronik von Johann II., der That nach von Alfons V. — Urbis Olissiponensis descriptio, in qua obiter tractantur nonnulla de Indica navigatione per Graecos et Poenos et Lusitanos diversis temporibus inculcata. (Cöln 1602. 8.) Wird als ein merkwürdiges, mit seltener Unparteilichkeit geschriebenes Werk gerühmt. — Nobiliario de las familias de Portugal. Msp.

(*v. Stramberg.*)

GOES (Luiz), portugiesischer Jesuit, der zunächst folgende Bruder des berühmten Historikers Damião de Goes, in den ersten Jahren des 16. Jahrh. geboren, ging mit seinem jüngsten Bruder Pero de Goes nach Brasilien und ließ sich zu Santos auf der Insel St. Vincente nieder, wo er mit den gottesdienstlichen Verrichtungen betraut war. Da ihm aber das Leben in der vom Mutterlande vernachlässigten und der Willkür einiger Abenteurer preisgegebenen Colonie nicht behagte, so kehrte er im J. 1548 noch vor seinem Bruder nach Portugal zurück, um einen Brief desselben dem Könige zu überbringen, worin der nahe Untergang der portugiesischen Ansiedelungen vorausgesagt wurde, wenn man ihnen nicht schleunigst Unterstützung gewähre und eine bessere Verwaltung in ihnen einführe. Bei dieser Gelegenheit überreichte er seinem Bruder Damião, welcher damals dem Staatsarchive im Torre do Tombo vorstand, einige Tabakspflanzen und wahrscheinlich die ersten, welche nach Europa kamen, denn der französische Reisende André Thevet von Angoulême brachte die brasilianische Tabakspflanze, Amazonentabak (petun des Amazones) und Angoulêmekraut (herbe angoulmoisine) genannt, erst im J. 1557 nach Frankreich. Zu dieser Tabaksart gehörten wahrscheinlich auch die in Lissabon gezogenen Pflanzen, welche Nicot, der französische Gesandte am portugiesischen Hofe, dessen Namen jetzt das unentbehrlich gewordene Kraut in der Kunstsprache trägt, um das Jahr 1560 der Königin Katharina von Medicis übersandte; doch könnte die edle Tabakspflanze (nicotiana tabacum) auch schon durch Hernando de Soto, den Eroberer Florida's, nach Spanien und Portugal gekommen und in Lissabon cultivirt worden sein. Jedenfalls verdient Luiz Goes, über dessen spätere Schicksale keine Nachrichten vorliegen, durch seine Bemühung, die Tabakspflanze in Portugal zu empfehlen, eine Stelle in der Geschichte der Botanik*).

(*Ph. H. Külb.*)

GOES (Manoel de), portugiesischer Theolog des 16. Jahrh., um das Jahr 1520 geboren, trat nach der Beendigung seiner Studien in den Orden der beschuhten Karmeliter und bekleidete vom Jahre 1536 bis zum Jahre 1563 alle Würden desselben; auch war er zweimal Rector des Collegs von Coimbra, wo er am 22. Sept. 1595

*) Biographie générale. Tom. XXI. p. 16.

starb. Er schrieb auf Befehl seiner Obern das Processionarium Ordinis Carmelitarum (Ulissipone 1551. 4.), welches sehr lange im Gebrauche blieb. Seine Denkwürdigkeiten des Karmeliterordens (Memorias historicas da Ordem do Carmo), welche für die Geschichte desselben sehr wichtig sein sollen, wurden nicht gedruckt[1]). — Um dieselbe Zeit lebte Fernando de Goes Loureiro Brito, ein wenig bekannter portugiesischer Historiker. Um das Jahr 1560 geboren, war er in seiner Jugend Kammerjunker bei dem Könige Sebastian I. und begleitete diesen im J. 1578 auf dem unglücklichen Feldzuge nach Afrika. Nach seiner Heimkehr trat er in den geistlichen Stand, ließ sich zum Priester weihen und wurde Prediger an der Kirche zu S. Martinho de Soalhães im Bisthume Porto. Später begab er sich nach Rom, wo er viele Jahre lebte und auch gestorben zu sein scheint, da über seine Rückkehr nach Portugal Nichts bekannt ist. Außer einem nicht gedruckten Berichte über den Feldzug nach Afrika schrieb er einen Abriß der portugiesischen Geschichte in spanischer Sprache (Breve suma y relacion de las vidas y hechos de los Reyes de Portugal y cosas sucedidas en aquel regno desde su principio hasta el año de 1595. Mantua 1596. 4.), welcher zu den seltensten Büchern gehört[2]). — Etwas später wirkte der portugiesische Casuist Goes de Vasconcellos, über dessen Lebensverhältnisse nichts Näheres bekannt ist. Seine ascetischen Schriften (Caminho espiritual das almas christanas para a salvação. Lisboa 1613. 4. und Exame de consciencia et ordem para penitentes. Lisboa 1615. 4.) wurden von den Zeitgenossen sehr geschätzt und verdienen jetzt noch in sprachlicher Hinsicht Beachtung[3]). (*Ph. H. Külb.*)

GOES (Manoel de), ein durch seine Leistungen in der Naturphilosophie bekannter portugiesischer Jesuit, um das Jahr 1545 zu Portel, einem Städtchen der Provinz Alentejo geboren, trat, nachdem er seine Vorbereitungsstudien beendigt und mehre höhere gelehrte Anstalten in Spanien besucht hatte, im J. 1560 zu Evora in den Jesuitenorden, um sich in diesem dem Lehrfache zu widmen. Er lehrte zuerst zu Evora die Rhetorik und die schönen Künste acht Jahre hindurch mit allgemeinem Beifalle und mit nicht geringerem Erfolge viele Jahre die Philosophie zu Coimbra, wo er am 13. Febr. 1593 starb. Er schrieb und sprach das Lateinische mit seltener Fertigkeit und Zierlichkeit und der berühmte Historiker J. P. Maffei konnte sich, als er seinen Vortrag hörte, nicht genug verwundern, daß man ihn und nicht Goes zum Geschichtsschreiber der Thaten der Portugiesen in Indien gewählt habe. Goes scheint ein Verwandter des bekannten Historikers Damião de Goes gewesen zu sein und hatte einen Bruder, Gaspar de Goes, welcher ebenfalls in den Jesuitenorden trat, um sich der Mission in Brasilien anzuschließen, aber auf der Ueberfahrt nach São Salvador im J. 1571 in einem Gefechte mit einem französischen Schiffe umkam. Manoel de Goes besaß auch eine sehr gründliche Kenntniß der griechischen Sprache und seine Vorlesungen über die naturphilosophischen Schriften erlangten durch seine Schüler eine solche Berühmtheit, daß man allenthalben den Wunsch aussprach, sowol sie als auch die Vorlesungen anderer Lehrer zu Coimbra über Aristoteles zum allgemeinen Nutzen durch den Druck veröffentlicht zu sehen. Claudius Aquaviva, der General des Ordens und Pero Fonseca, der Provinzial desselben in Portugal, entschlossen sich endlich, dem ehrenvollen Verlangen zu entsprechen und beauftragten Goes mit der Leitung des Unternehmens. Goes begann mit seinen eigenen Vorlesungen, welche aber nicht unter seinem Namen, sondern unter dem des Collegiums zu Coimbra herauskamen. Die Vorlesungen über die Physik des Aristoteles erschienen zuerst unter dem Titel: Commentarii Collegii Conimbricensis Societatis Jesu in octo libros Physicorum Aristotelis. (Ulissipone 1591. 4. 2 Voll., wiederholt mit dem griechischen Texte: Lugduni 1594. 1602. 1610 und 1616. 4. 2 Voll. Coloniae 1596 und 1616. 4. 2 Voll.) Diesen folgten die Vorlesungen über die vier Bücher von dem Himmel: Commentarii Collegii Conimbricensis Societatis Jesu in quatuor libros de coelo Aristotelis (Conimbricae 1592. 4., wiederholt mit dem griechischen Texte: Lugduni 1594 und 1616. 4.), die Vorlesungen über die Meteorologie (Commentarii Collegii Conimbricensis S. J. in libros Meteorum Aristotelis. Conimbricae 1592. 4., wiederholt: Lugduni 1594. 1608 und 1616. 4. Coloniae 1618 und 1631. 4.) und die Vorlesungen über die Ethik (In libros Ethicorum Aristotelis ad Nicomachum aliquot Conimbricensis cursus disputationes. Conimbricae 1592. 4., wiederholt: Lugduni 1594 und 1608. 4. Coloniae 1612 und 1621. 4.). Kurz nach dem Abdrucke der letztern Vorlesungen starb Goes und der Jesuit Cosmus Magalliano wurde mit der Fortsetzung der Arbeit beauftragt; zu erwähnen sind jedoch hier nur noch die von Goes herrührenden Vorlesungen über die drei Bücher von der Seele (Commentarii Collegii Conimbricensis S. J. in tres libros de anima Aristotelis. Conimbricae 1598. 4., wiederholt: Ulissipone 1598. 4. Lugduni 1604. 1612. 1616 und 1627. 4. Coloniae 1603. 1629 und 1631. 4. Venetiis 1606. 4. Argentorati 1627. 4.) und über die zwei Bücher vom Entstehen und Vergehen (Commentarii Collegii Conimbricensis S. J. in libros de generatione et corruptione Aristotelis. Conimbricae 1597. 4. Moguntiae 1600. 1606 und 1615. 4. Lugduni 1613. 4.). Zur Erläuterung der betreffenden Schriften des Aristoteles können alle diese Vorlesungen auch jetzt noch mit Erfolg verglichen werden*).

(*Ph. H. Külb.*)

GOES (Pero de), portugiesischer Staatsmann des 16. Jahrh., der jüngste Bruder des berühmten Historikers

1) Biographie générale. Vol. XXI. p. 18. 2) *In. Fr. da Silva*, Diccionario bibliographico portuguez. Tom. II. (Lisboa 1859. 8.) p. 278. 3) Biographie générale. Tom. XXI. p. 19.

*) *Aug. et Al. de Backer*, Bibliothèque des Ecrivains de la Compagnie de Jésus. (Liège 1854. 8.) Tom. II. p. 124 seq. Tom. IV. p. 278. Biographie générale. Tom. XXI. p. 18.

Damião de Goes und einer der ersten Ansiedler in Brasilien, am Anfange des 16. Jahrh. geboren, widmete sich dem Seewesen und befand sich an Bord des von dem berühmten Seefahrer Martin Affonso de Souza befehligten Geschwaders, welches im J. 1532 versuchte, von Brasilien Besitz zu ergreifen und eine Colonie daselbst zu gründen. Da er sich sowol bei dieser als auch bei der folgenden zu demselben Zwecke von Martin Affonso's Bruder Lopez de Souza mit geringerem Erfolge unternommenen Expedition durch seinen Muth und seine Umsicht ausgezeichnet hatte, so schenkte der König João III. ihm und seinen Erben durch eine am 7. Oct. 1536 ausgestellte Urkunde eine Strecke Landes von 30 Meilen am Flusse Itapemirim in der jetzigen Comarca Espirito Santo, welches südlich an das von demselben Könige dem Martin Affonso de Souza geschenkte Besitzthum stieß. Goes begann gemeinschaftlich mit Martin Affonso den für die Eingeborenen Südafrika's so verhängnißvoll gewordenen Anbau des aus Madeira eingeführten Zuckerrohres und setzte denselben auch nach der Zurückkehr seines mächtigen Nachbars und Gönners fort, erzielte aber, obgleich die ihm verliehenen Ländereien zu den vorzüglichsten Brasiliens gehören, nicht den gehofften Gewinn, da ihn die fortwährenden Kämpfe mit den gegen die fremden Eindringlinge erbitterten Eingeborenen in seinen großartigen Plänen störten. Da ihm auf diese Weise bald die Mittel zur Fortsetzung seiner Unternehmungen ausgingen, so begab er sich nach der Heimath, um frische Capitalien zusammenzubringen, fand aber bei der Zurückkunft nach Brasilien seine Ansiedelung in dem fürchterlichsten Zustande. Mit wunderbarer Beharrlichkeit begann er den Anbau des Zuckerrohrs von Neuem; kaum hatte er jedoch mit großen Kosten mehre Raffinerien angelegt, als ein neuer Krieg mit den Eingeborenen begann, welcher ihm ein Auge und seine ganze Habe kostete. Statt den Muth zu verlieren und sich einschüchtern zu lassen, beschloß er, noch einmal sein Glück zu versuchen und ging um das Jahr 1548 nach Lissabon, wo er dem Hofe einen getreuen Bericht über den traurigen Zustand der Colonie abstattete und dadurch zweckmäßige Veränderungen in der Verwaltung derselben veranlaßte. Man schickte nun einen Gouverneur nach Brasilien und Thome de Souza, welcher zuerst diese Würde bekleidete, ernannte Pero de Goes, dessen energische Thätigkeit ihm bekannt war, zum Admiral (capitão mor) der Küste, um zum Schutze des portugiesischen Verkehrs an derselben zu kreuzen und die Handelsschiffe anderer Nationen abzuhalten. In dieser Eigenschaft nahm Goes zwei französische Fahrzeuge mit einer Ladung Brasilienholz hinweg, zog aber bei einem zwei Tage dauernden erbitterten Kampfe gegen ein bei dem Capo Frio vor Anker liegendes französisches Kriegsschiff den Kürzern. Später wurde er von dem Gouverneur wieder nach Portugal geschickt, um über den Zustand und die Bedürfnisse der Colonie zu berichten, bei welcher Gelegenheit er wahrscheinlich seinem Bruder Damião die trefflichen Nachrichten mittheilte, welche dieser über Brasilien in seine Werke aufnahm. Nach seiner Zurückkunft in die Colonie nahm er Theil an der Gründung und Einrichtung der Stadt São-Salvador und brachte mit einem kleinen Geschwader den Jesuiten Manoel Nobrega nebst seinen Gefährten nach dem südlichen Theile des Landes, wo diese Missionare die Bekehrung der Eingeborenen versuchen wollten, bei welcher Fahrt er werthvolle Beobachtungen über das Land und seine Bewohner sammelte. Um das Jahr 1553 begab er sich im Auftrage Souza's nochmals nach Lissabon, um über die neuen Entdeckungen und andere Angelegenheiten Auskunft zu geben; von dieser Zeit an finden sich aber keine weitern Nachrichten über ihn und man weiß nicht, ob er wieder nach Brasilien zurückkehrte oder durch den Einfluß seines Bruders eine seinen Fähigkeiten entsprechende Stellung in der Heimath erhielt; gewiß ist, daß er aus seinen unermüdlichen Anstrengungen, die er für den Aufschwung der Colonie in Brasilien machte, keinen Gewinn zog, sondern dadurch sein nicht unbedeutendes Vermögen verlor *). (*Ph. H. Külb.*)

GOES (Hugo van der), niederländischer Maler, um das Jahr 1420 zu Brügge, nach Andern zu Antwerpen [1]) geboren, war ein Schüler des Jan van Eyck und hielt sich nach seiner Lehrzeit mehre Jahre in Italien auf, um sich durch das Studium älterer berühmter Kunstwerke weiter auszubilden. Nach seiner Zurückkunft in die Heimath wohnte er zu Gent in dem Hause des reichen Bürgers Jacob Weytens und freite um dessen schöne Tochter, konnte aber die Einwilligung des über seine Keckheit erzürnten Vaters nicht erhalten. In seinem Grame malte er an eine Wand des Hauses seine Geliebte als Abigail, wie diese dem erzürnten Könige David entgegentritt, und das Gemälde gelang so vortrefflich, daß Weytens, von der hohen Vollendung desselben entzückt, dem Meister seine Tochter zum Weibe gab [2]). Goes nahm nun seinen festen Wohnsitz zu Gent und scheint diese Stadt nicht mehr verlassen zu haben, denn aus den Verwaltungsrechnungen derselben geht hervor, daß er bei verschiedenen Gelegenheiten bis zum Jahre 1480 für sie malte. So leitete er im J. 1467 daselbst die Festlichkeiten, welche am 27. Juli bei der Besitznahme des flandrischen Thrones durch Karl den Kühnen stattfanden und im J. 1473 wird er unter den Künstlern genannt, welche die Decorationen für die Feier des päpstlichen Jubiläums zu besorgen hatten. Nach dem Tode seiner Gemahlin entsagte er aus Schmerz über den Verlust derselben der Welt und trat in den Orden der regulirten Stiftsherren des Klosters Roodendale im Walde von Soignes bei Brüssel, wo er um das Jahr 1480 starb [3]). Die Mönche setzten ihm die wohlverdiente Grabschrift:

*) Vergl. Biographie générale. Tom. XXI. p. 17.

1) Nach C. van Mander's Schilderboeck zu Brügge, nach G. Vasari Vite de' piu eccellenti pittori zu Antwerpen. Vielleicht verwechselt ihn der letztere mit dem Maler Mathias Goes, welcher um das Jahr 1472 zu Antwerpen arbeitete, von dessen Lebensverhältnissen wir aber nichts Näheres wissen. Man kann deshalb auch nicht behaupten, daß Mathias zu Antwerpen geboren wurde oder ein Bruder Hugo's war. 2) Vergl. J. D. Passavant, Kunstreise durch England und Belgien (Frankfurt 1833. 8.) S. 366. 3) Ueber die dürftigen Lebensumstände und die Werke

Pictor Hugo van der Goes humatus hic quiescit,
Dolet ars, cum similem sibi modo nescit.

Vixit tempore Caroli Audacis, ibidem factus monachus ad majorem Dei gloriam [4]).

Das Gemälde in dem Hause seines Schwiegervaters zu Gent, welches von dem Dichter Lucas de Heere in begeisterten Versen besungen und von C. van Mander als ein unübertreffliches Meisterwerk gepriesen wurde, ist längst spurlos verschwunden. Die ihm wirklich angehörenden oder fälschlich zugeschriebenen Gemälde, welche jetzt noch vorhanden sind, dürften ungefähr folgende sein: 1) Die vor einem Betstuhle stehende Maria, wie sie die Botschaft des Engels empfängt (in der Gemäldesammlung des k. Museums zu Berlin). 2) Doppelbild mit dem heranschwebenden Engel, welcher der vor ihrem Betstuhle knienden Maria die Menschwerdung des Erlösers ankündigt, in einem Gemache mit der Aussicht auf einen Gang, den die Morgensonne bescheint (in derselben Gemäldesammlung). 3) Die Verkündigung (aus der Boisserée'schen Sammlung in der Pinakothek zu München; fälschlich Goes zugeschrieben und seiner nicht würdig). 4) Die Geburt Christi mit zwei Nebenbildern, Altarblatt in der Hospitalkirche Santa Maria Nuova zu Florenz, gestiftet von Falco Portinari, dem Geschäftsführer der Medici zu Brügge, weshalb es ungewiß ist, ob das Werk in den Niederlanden oder in Italien gefertigt wurde. Das wohlerhaltene Hauptbild stellt die Geburt Christi dar; Maria, beinahe lebensgroß, kniet vor dem auf dem Boden liegenden Christuskinde, links neben einer Säule steht man den heiligen Joseph und diesem gegenüber drei anbetende Hirten; oben schweben einige Engel und auf dem Boden knien mehre andere anbetend oder singend. Im Stalle stehen Ochs und Esel und in der Ferne sieht man einige Häuser und auf einem Hügel die Hirten, welchen ein Engel die frohe Botschaft bringt. Die Hirten sind sehr individuell nach dem Leben gemalt und erscheinen ganz niederländisch, auch die Häuser sind teutscher Art; einer der oben schwebenden Engel ist ganz im Schatten gehalten und nur von dem Christuskinde von Unten herauf beleuchtet, vielleicht das erste Beispiel dieser Art der Beleuchtung. Dieses herrliche, weiche Werk, sagt J. D. Passavant [5]), ist mit viel Studium ausgeführt, namentlich sind die Hände sehr schön nach der Natur gemalt, die Beiwerke mit van Eyck'schen Geschmacke behandelt, die vorn stehenden Gefäße mit Lilien und andern Blumen von großer Wahrheit. Die Carnation ist entweder klar und in den Schatten ins Graue gehend und bräunlich lasirt oder wie bei Joseph und den Hirten röthlich und bräunlich mit kräftig graubraunen Schatten. Die Gewänder sind zwar viel gebrochen, aber schön in Massen gehalten, die schweren Stoffe der Engelskleidungen breit und wahr behandelt, die fliegenden Gewänder oft sehr glücklich geworfen. Der Ausdruck der Köpfe ist wahr und fromm, sei er von edler oder gemeiner Natur, wie bei den Hirten. Das Christkind ist etwas mager und steif, aber in Zeichnung und Modellirung wohlverstanden. Das eine der weniger gut erhaltenen Nebenbilder zeigt den Apostel Matthias, einen Speer haltend, mit einem herrlichen, charaktervollen Kopfe und den Abt Antonius, mit schlagender Wahrheit dargestellt. Vor ihnen kniet Falco Portinari mit zwei Söhnchen von sehr naivem Ausdrucke; den Hintergrund bildet eine felsige Landschaft. Das andere Nebenbild zeigt die heilige Margaretha auf dem Drachen stehend und Maria Magdalena im reichen mit Gold durchwirkten Damastgewande und einem grünen Unterkleide mit Gold; vor ihnen knien Portinari's Frau und Töchterchen. Den Hintergrund bildet eine mit vielen Figürchen belebte Landschaft. Das ganze Gemälde zierte früher den Hauptaltar der Kirche, jetzt hängt das Hauptbild an der Seitenwand links und die beiden Flügelbilder sind gegenüber an der Wand rechts aufgehängt. 5) Die Anbetung der Weisen (in der Sammlung des Professors Hauber in München). 6) Eine Madonna mit dem Kinde, von Engeln umgeben; auf den beiden Seitenflügeln sind im Innern der Stifter und die Stifterin des Bildes mit ihren Kindern angebracht und außen sieht man in einer Art von Chiaroscuro die Verkündigung. Das auf dem Bilde befindliche Monogramm H. G. deutet auf Hugo van Goes hin, dessen Art und Weise auch das Ganze in der Auffassung und Ausführung entspricht. (Im Hause Puccini zu Pistoja.) 7) Die Jungfrau und das Jesuskind (in der Akademie der schönen Künste zu Bologna). 8) Maria stehend mit dem Jesuskinde auf dem Arme, welches den knienden Schenker des Gemäldes segnet. (Zu Alton Tower in Staffordsshire im Schlosse des Grafen Shrewsbury.) 9) Maria sitzend, das Christuskind auf dem Schooße haltend, über ihr zwei Engel und vor ihr kniend die heilige Katharina (in der Galerie zu Florenz). 10) Maria mit dem Christuskinde auf dem Schooße unter einem Thronhimmel; links ein kniender Engel, welcher in der linken Hand eine Violine hält und mit der rechten dem Kinde einen Apfel darreicht, rechts kniet der Schenker, im Hintergrunde eine Landschaft. Das Bild schließt oben in einem Bogen, worauf das Opfer Abraham's und der Martertod eines Heiligen, ferner an den Seiten zwei Engel, welche ein Fruchtgewinde halten. Weit geringer als dieses schöne Mittelbild sind die Flügelbilder mit Johannes dem Täufer und dem Evangelisten und die Außenseiten mit Adam und Eva. Andere halten dieses Gemälde für ein Werk Johann Hemling's. (In der Galerie des Belvedere zu Wien.) 11) Maria sitzend mit dem Christuskinde in einem Saale mit durchbrochener Bildhauerarbeit (in der Pinakothek zu München). 12) Maria mit dem Christuskinde in der Mitte einer Landschaft (in derselben Gemäldesammlung). 13) Maria mit dem Jesuskinde (in der Gemäldesammlung des königlichen Museums zu Berlin). 14) Das Antlitz des dornen-

---

dieses berühmten Malers sind zu vergleichen: Messager des sciences et des arts de Gand. 1826. p. 128. 1833. p. 420. 1841. p. 311 seq. Kunstblatt. 1833. Nr. 85. 1839. Nr. 21. 1841. Nr. 5 u. 9. G. K. Nagler, Künstlerlexikon. 5. Bd. S. 255 fg. Biographie générale. Tom. XXI. p. 6 seq.

4) *Fr. Sweertii* Monumenta sepulcralia et inscriptiones publicae privataeque Ducatus Brabantiae. (Antverp. 1613. 8.) p. 323. 5) Kunstblatt. 1841. Nr. 5. S. 18.

gekrönten Christus nach altem Typus auf blauem Grunde (in derselben Sammlung). 15) Christus am Kreuze zwischen den Mördern, unten die heilige Jungfrau mit mehren andern Figuren. Dieses Meisterwerk, welches Hugo van Goes für die St. Jacobskirche zu Brügge, wo es sich noch befindet, malte, entging nur wie durch ein Wunder dem Verderben. Als nämlich die Protestanten während der religiösen Wirren im 16. Jahrh. sich der Stadt Brügge bemächtigten, überzogen sie das Gemälde mit einem schwarzen Grunde und schrieben darauf die zehn Gebote mit goldenen Buchstaben, die Katholiken verdrängten sie aber kurz nachher wieder und beeilten sich, den Ueberzug von geschickter Hand hinwegnehmen zu lassen, wodurch das Meisterwerk glücklich gerettet wurde. 16) Der vom Kreuze abgenommene Leichnam des Erlösers auf dem Boden liegend (in der Akademie der schönen Künste zu Wien). 17) Die heilige Jungfrau weinend bei dem Leichname ihres Sohnes, nebst dem heiligen Johannes und drei heiligen Frauen (in der Pinakothek zu München). 18) Das jüngste Gericht mit den klugen und thörichten Jungfrauen in symbolischer Beziehung; schwerlich von Hugo van der Goes (in der Gemäldesammlung des königlichen Museums zu Berlin). 19) Vier schmale Bildchen, jedes einen Heiligen in einer Landschaft darstellend (nämlich Johannes den Täufer, Maria Magdalena, St. Christoph und St. Stephan), welche wahrscheinlich zur Füllung einer architektonischen Verzierung dienten und sich durch Lieblichkeit und Zartheit der Behandlung auszeichnen; sie befinden sich in der Sammlung des Prinzen von Oranien zu Brüssel. 20) Johannes der Täufer in einer bewaldeten Felsengegend neben einer Quelle sitzend und mit der Rechten vor sich deutend; zu seiner Linken ein Lämmchen. Durch die Bezeichnung HVGO. V. D. GOES. 1472. als echt beurkundet, aber den übrigen Werken des Meisters nachstehend. (In der Pinakothek zu München.) 21) Johannes der Täufer, Altarflügelbild (in der Akademie der schönen Künste zu Wien). 22) Johannes der Täufer in anderer Darstellung (in derselben Sammlung). 23) Johannes der Evangelist (in der Gemäldesammlung des königlichen Museums zu Berlin). 24) Johannes der Evangelist (in der Akademie der schönen Künste zu Wien). 25) Der heilige Augustinus unter einem Baldachin, vor ihm der Stifter, ein junger Geistlicher kniend mit seinem Schutzpatrone Johannes dem Täufer (in der Gemäldesammlung des königlichen Museums zu Berlin). 26) Zwei Altarflügel, auf dem einen nach der rechten Seite gewendet betende Männer, hinter ihnen Johannes der Täufer, auf dem andern nach der linken Seite gewendet betende Frauen, hinter ihnen ein Papst. (In der Akademie der schönen Künste zu Wien.) 27) Falco Portinari in halber Figur mit einem Buche in den Händen, auf der Rückseite grau in Grau der verkündende Engel; wahrscheinlich der Flügel eines Hausaltärchens. (In dem Palaste Pitti zu Florenz.) 28) Zwei Altarflügelbilder, auf der Außenseite des einen Flügels ein König von Schottland mit seinem Sohne, hinter ihnen der heilige Andreas als Landespatron, auf der innern Seite das Bild der heiligen Dreifaltigkeit; Gott Vater die Leiche Christi im Schooße haltend, über ihnen der heilige Geist im Symbole der weißen Taube. Der andere Flügel zeigt von Außen die Königin, eine englische Prinzessin, hinter welcher der heilige Georg als Patron von England steht und auf der innern Seite einen knienden Chorherrn und zwei Engel, von denen der eine auf der Orgel spielt. (In dem königlichen Palaste zu Kensington bei London.) Die meisten Gemälde Hugo's van der Goes sind wol durch den Zahn der Zeit und durch die Bilderstürmer in den Niederlanden zu Grunde gegangen. So befand sich eine Darstellung aus der Legende der heiligen Katharina, eine Jugendarbeit des Künstlers, in dem Marienkloster zu Gent und in der St. Jacobskirche derselben Stadt die heilige Jungfrau mit dem Kinde. Er zierte diese Kirche auch mit Glasmalereien von solcher Vortrefflichkeit, daß Viele glaubten, er habe sie nach Zeichnungen seines Lehrers Jan van Eyck gearbeitet. Hugo van der Goes verstand übrigens ebenfalls seine Figuren richtig zu zeichnen, sie gefällig zu ordnen und ihnen einen sprechenden Ausdruck zu geben; überhaupt vollendete er alle seine Werke mit liebevollem Fleiße und besonders in der Darstellung weiblicher Gestalten kam ihm keiner seiner Zeitgenossen gleich. Außer den oben angegebenen Werken werden in verschiedenen ältern und neuern Schriften über Kunst noch viele andere berührt; da aber entweder ihre Existenz überhaupt zweifelhaft ist oder die Orte, wo sie sich befinden, unbekannt sind, so werden sie besser mit Stillschweigen übergangen. (*Ph. H. Külb.*)

GOES (Jan Antonides van der), geb. den 13. April 1647 zu Goes in Seeland, studirte zu Utrecht Medicin. Nach Beendigung seiner akademischen Laufbahn betrieb er eine Zeit lang die ärztliche Praxis und ward dann Apotheker. Der Pharmacie konnte indessen sein lebhafter Geist keinen Geschmack abgewinnen. Er beschäftigte sich fast ausschließlich mit den schönen Wissenschaften und namentlich der Dichtkunst. Sein erster poetischer Versuch, das Trauerspiel Trazil, fand Beifall. Den Stoff zu seinem epischen Gedichte: „Die gefangene Bellona" bot ihm im J. 1665 der damalige Krieg zwischen England und Holland. Auch in der didactischen Gattung der Poesie versuchte er sich. In seinem Lehrgedichte „Yström" besang er den Welthandel von Amsterdam. Sein Talent hatte ihm Gönner erworben, die ihm eine Anstellung bei der Admiralität verschafften. Er starb am 18. Sept. 1684 im 37. Jahre. Durch Correctheit und Eleganz, weniger durch hohen Schwung der Phantasie empfehlen sich seine Gedichte. Gesammelt erschienen sie zu Amsterdam im J. 1714 in einer Quartausgabe, besorgt von David van Hoogstraten *).
(*Heinrich Döring.*)

GOES (Wilhelm van der), gewöhnlich Goesius genannt, holländischer Jurist und Philolog, geboren im

*) Siehe die Biographie des Dichters vor der erwähnten Sammlung; Jöcher's Gelehrtenlexikon. 2. Th. S. 1047. Baur's Neues historisch-biographisch-literarisches Handwörterbuch. 2. Bd. S. 466.

J. 1611 zu Leyden, stammte aus einer sehr alten und angesehenen Familie und war der Sohn Jan's van der Goes, welcher sich als Abgeordneter bei den Generalstaaten der Niederlande mehrfache Verdienste zu erwerben wußte. Nach der Beendigung seiner Studien, denen er mit großem Eifer obgelegen hatte, trat er als Rath in die Dienste seiner Vaterstadt, wurde im J. 1648 zum Director der indischen Compagnie ernannt und wirkte dann als Rath an dem obersten Gerichtshofe im Haag, wo er am 13. Oct. 1686 starb. Obgleich er durch sein Amt sehr in Anspruch genommen war, fand er doch noch Zeit, um sich mit wissenschaftlichen Arbeiten zu beschäftigen, insbesondere nahm er großen Antheil an dem Streite seines Schwiegervaters, des berühmten Daniel Heinsius, gegen den nicht minder bekannten Juristen Salmasius. Der Letztere hatte nämlich den Satz aufgestellt, daß der Darleiher Eigenthümer der dargeliehenen Gegenstände bleibe, gegen welche paradore Behauptung sich sowol die Juristen als auch die Theologen mit großem Eifer erhoben; Wilhelm van der Goes bemühte sich als einer der Hauptvorkämpfer unter dem angenommenen Namen Lucius Verus die gewöhnliche Meinung in den beiden Abhandlungen: Specimen controversiae, quae est de mutui alienatione inter jureconsultos et quosdam grammatico-sophistas (Lugd. Batav. 1641. 8.) und Vindiciae pro recepta de mutui alienatione sententia (Lugd. Batav. 1646. 8. Halae 1768. 8.) zu vertheidigen, führte aber die allerdings von großem Scharfsinne und umfassender Gelehrsamkeit zeugende Vertheidigung mit einer nicht zu entschuldigenden an Erbitterung grenzenden Leidenschaftlichkeit, welche sich sogar noch in den nach dem Tode seines freilich nicht minder heftigen Gegners erschienenen Animadversiones in quaedam capitis I et II speciminis Salmasiani, quibus varii viri docti ab ejus injuriis vindicantur (Hagae Comit. 1657. 8. Halae 1769. 8.) kund gibt. Ebenso wie diese den Gegenstand erschöpfend behandelnden Streitschriften verdient seine Schrift Pilatus judex (Hagae Com. 1681. 4.), worin er die Verurtheilung Jesu als eine den römischen Gesetzen jener Zeit nicht entsprechende und ungerechte darstellt und einen Schatz juristischer und archäologischer Kenntnisse entfaltet, jetzt noch Beachtung. Als Philolog erwarb sich Goes durch seine Ausgabe der römischen Schriftsteller über die Feldmeßkunst und die rechtlichen Bestimmungen bei der Abgrenzung der Felder (Rei agrariae auctores legesque variae; cura W. Goesii cum N. Rigaltii notis et observationibus necnon Glossario. Amstelodami 1674. 4.), welche immer noch als die beste betrachtet werden muß, große Verdienste, indem er den schwierigen Stoff sowol in sprachlicher als in juristischer Beziehung zu erläutern sich bemühte. Werthvoll sind auch seine Verbesserungsvorschläge zu den Kaisergeschichten des Suetonius (Conjectanea in C. Suetonium Tranquillum. Hagae Com. 1678. 4.) und seine Bemerkungen zu dem Satyricon des Petronius (in P. Burmann's Ausgabe, Trajecti ad Rh. 1709. 4. N. E. Amstelod. 1743. 4.); die ersteren, welche in dem Originalabdrucke sehr selten geworden sind, finden sich auch in der von J. G. Grävius besorgten Ausgabe des Suetonius (Traj. ad Rh. 1691. 4. Ibid. 1703. 4.) *). (*Ph. H. Külb.*)

GÖSCHEL (Friedrich Wilhelm), protestantischer Theolog, geb. am 27. Nov. 1765 zu Ortenberg an der Nidda in Oberhessen, widmete sich, obgleich die Arzneikunde mehr seiner Neigung entsprach, auf den Wunsch seiner Aeltern der Theologie. Nach der Beendigung seiner Studien zu Jena kehrte er in seine Heimath zurück und übernahm im J. 1788 eine Hofmeisterstelle bei dem Grafen von Wintzingeroda zu Hanau. Im J. 1796 erhielt er die Pfarrei Oberseemen am Vogelsberge und wirkte an derselben trotz seines geringen Einkommens viele Jahre unverdrossen und unermüdlich. Er starb im J. 1835. Als Schriftsteller hat er sich durch seine Abhandlung: „Von der Wichtigkeit des Eides und Sträflichkeit des Meineides." (Büdingen 1814. 8.) verdient gemacht †). (*Ph. H. Külb.*)

GÖSCHEN (Georg Joachim), berühmter Buchdrucker und Buchhändler in Leipzig, war am 22. Nov. 1752 in Bremen geboren. In der dortigen Cramer'schen Buchhandlung erlernte er nach zum Theil sehr trübe verlebten Jahren den Buchhandel. Er hatte sich darin mannichfache Kenntnisse erworben, als er sich nach Leipzig wandte und bei Siegfried Leberecht Crusius in Condition trat, wo er 13 Jahre blieb und hierauf drei Jahre die Gelehrtenbuchhandlung in Dessau dirigirte. In dieser Zeit ließ Göschen schon Einiges für eigene Rechnung drucken. Die Idee, sich eine selbständige Existenz zu gründen, beschäftigte ihn fortwährend. In seinem 32. Jahre (1784) etablirte er in Leipzig eine eigene Buchhandlung. Seine rastlose Thätigkeit und den unermüdeten Eifer, in seinem Fache etwas Tüchtiges zu leisten, begünstigte die glänzende Epoche der teutschen Literatur, die in seine Zeit fiel und um die er sich durch vielfache großartige Unternehmungen bleibende Verdienste erwarb. Erhöht wurden diese durch seinen humanen, streng rechtlichen und in jeder Weise unbescholtenen Charakter. Frei von Selbstsucht und Eigennutz, dabei gerade und offen, zeigte sich Göschen von einer besonders achtenswerthen Seite in seinem Verhältnisse zu mehren der ausgezeichnetsten Schriftsteller Teutschlands, mit denen ihn sein ausgedehntes Verlagsgeschäft in Verbindung brachte. Zu diesen Schriftstellern gehörten Wieland, Goethe, Schiller, Klopstock, Iffland, Jünger, Ratschky, Alringer u. A., in späterer Zeit Seume, Thümmel, Woltmann, Neubeck, Apel, Fr. Kind, W. von Schütz, Müllner, Houwald u. A. In Grimma hatte Göschen eine musterhaft eingerichtete Buchdruckerei gegründet, aus welcher diese meist schönwissenschaftlichen Schriften in eleganter Ausstattung hervorgingen und auf diese Weise dem Geschmacke in der

---

*) Vergl. J. F. Jugler, Beiträge zur juristischen Biographie. (Leipzig 1773. 8.) 2. Bd. S. 326 fg. *Chr. Saxii* Onomasticon literarium. Tom. IV. p. 472. Biographie universelle. Tom. XVII. p. 590. Biographie générale. Tom. XXI. p. 8.

†) H. E. Scriba, Lexikon der Schriftsteller des Großherzogthums Hessen. 1. Bd. S. 120. 2. Bd. S. 261.

teutschen Literatur eine bessere Richtung gaben. Zur zeitgemäßen Fortbildung der teutschen Typographie trug Göschen wesentlich bei durch seine Prachtausgaben von Wieland's und Klopstock's sämmtlichen Werken. Von der vorherrschend ästhetischen Richtung seines Verlages schloß Göschen die strengen Wissenschaften, selbst die alten Classiker nicht aus. Wie vielseitig sein Streben war, bewiesen die aus seinem Verlage hervorgegangenen Schriften von Hufeland, Charpentier, Martini-Laguna, C. G. Schütz, Stunz, Rosenmüller u. A. In einem seltenen Grade von Vollendung zeigte sich die teutsche Typographie in den Prachtausgaben von Wolf's Homer und von Griesbach's Neuem Testamente.

Eine seiner ersten literarischen Unternehmungen war eine in seinem Verlage erschienene Sammlung von Goethe's Schriften in acht Octavbänden, geschmückt mit Titelkupfern und Vignetten vorzüglicher Künstler, zu denen unter andern der berühmte Chodowicky gehörte. Von Schiller übernahm Göschen die Fortsetzung des Druckes der Thalia, deren erstes Heft noch während des Dichters Aufenthalt in Mannheim (1784) unter dem Titel: „Rheinische Thalia" erschienen war. Später erschien in seinem Verlage (1787) die erste Ausgabe des Schiller'schen Don Carlos und die Geschichte des 30jährigen Krieges als Taschenkalender auf die Jahre 1791—1793. Einen vielseitig gebildeten und sorgsamen Corrector hatte Göschen an Seume gewonnen, der eine Zeit lang in seiner Buchdruckerei zu Grimma thätig war und von ihm, seiner vielen Sonderbarkeiten ungeachtet, als ein Mann von der strengsten Moralität und unerschütterlich festen Grundsätzen, die er in dem Kampfe mit den widrigsten Lebensschicksalen bewährt hatte, aufrichtig geschätzt ward [1]).

Die bereits erwähnten Prachtausgaben von Klopstock's und Wieland's Werken lieferten einen schlagenden Beweis, wie sehr es ihm Ernst gewesen war, die Mängel äußerer Ausstattung zu beseitigen, die ihm in früherer Zeit zum Vorwurfe gemacht worden waren. Ein Beispiel dieser Art hat sich in einem Briefe Schiller's vom Jahre 1787 erhalten [2]). „Der Druck des Don Carlos," schreibt dieser, „gefällt mir ganz und gar nicht. Fürs Erste sind das gar nicht die Lettern, die ich wollte und die sich zu diesem Formate schicken. Daß eine Jambe zwei Zeilen einnimmt, sieht höchst fatal aus und es ist sehr häufig. Ueberhaupt ist keine richtige Proportion beobachtet. Die Personen, die unter dem Auftritte stehen, sind nicht größer gedruckt als die über den Versen und beide haben mit den Versen selbst einerlei Lettern. Mit eben dieser Schrift ist auch der Ort und die jedesmalige Verwandlung der Scene gedruckt. Am Ende der Auftritte und dem Anfange der neuen sind zuweilen Striche, zuweilen nicht. Auch das fällt schlecht in die Augen, daß das Sie und Ihr und Du und dergl. immer mit großen Anfangsbuchstaben gedruckt ist, wie in einem Briefe oder Memorial. Das Schlimmste ist, daß eine ungleiche Orthographie, trotz dem Versprechen des Correctors, hereingekommen ist. Seyn und sein wechselt ab, wie es dem Setzer eingefallen. Kurz, der Druck ist tief unter meiner Erwartung und keins meiner wenigen Stücke, die Scenen des Don Carlos in der Thalia mitgerechnet [3]), hat so viele Fehler und fällt so schlecht in die Augen. Ich tröste mich mit der zweiten Auflage."

Schon einige Jahre früher als mit Schiller war Göschen mit Wieland in eine literarische Verbindung getreten, die sich nach und nach in ein inniges, bis zum Tode des Dichters (1813) fortdauerndes Freundschaftsverhältniß verwandelte. Charakteristisch ist die Art und Weise, wie sich dies Verhältniß angeknüpft hatte. „Eines Tages," erzählt Gruber [4]), „kam ein junger Buchhändler, der sich vor Kurzem in Leipzig etablirt hatte, zu Wieland und erhielt auf einen ihm gemachten Verlagsantrag von dem Dichter eine ablehnende Antwort. Der Buchhändler Reich, sagte Wieland, ist mein Freund und so lange er lebt, wechsele ich nicht. — Indessen entspann sich zwischen Beiden ein Gespräch, aus welchem Wieland immer mehr erkannte, daß er keinen alltäglichen Buchhändler vor sich habe, sondern einen Mann von Geist und vielseitigen Kenntnissen, der sich der Würde seines Berufes bewußt und entschlossen war, das Geschäft eines Buchhändlers in dem Sinne und Geiste zu führen, wie Wieland es selbst bei seinem Deutschen Merkur hatte führen wollen, allerdings zum Gewinn für sich, aber stets auch zur Ehre für unsere Literatur, zum möglichsten Vortheil für die Schriftsteller. Je länger je mehr war für Wieland das Gespräch interessant geworden und es war ihm verdrießlich, daß seine Gattin hereintrat und es mit einigen Fragen, womit es wol Anstand hätte haben können, unterbrach. In solcher Stimmung konnte Wieland sehr mislaunig werden und ward es auch jetzt. Die Milde und sanfte Heiterkeit, womit seine Gattin sich augenblicklich entfernte, entzückte den jungen Buchhändler. Er brach in die Worte aus: Herr Hofrath, welch einen Engel von Weibe haben Sie! — Wieland sah ihn einige Augenblicke ernst an, stand auf, ging auf ihn zu und sagte: Junger Mann, Sie sind fähig, den Werth dieses Weibes zu erkennen, damit haben Sie auch mein Herz gewonnen. Hier meine Hand! Ist Reich gestorben, so wird kein Anderer mein Verleger als Sie" [5]).

Diesem Versprechen gemäß erhielt Göschen nach dem Tode des erwähnten Buchhändlers unaufgefordert Wieland's „Peregrinus Proteus" und seine „Göttergespräche" in Verlag. Auch ward ihm von dem Dichter der Vertrieb des Deutschen Merkurs übertragen. Durch diese gegenseitige Verbindung reifte in Göschen der Plan, eine Ausgabe von Wieland's sämmtlichen Werken zu veranstalten. Kaum aber hatte sich das Gerücht von diesem Unternehmen im Publicum verbreitet, als die mit

1) Vergl. den von Göschen geschriebenen Aufsatz: „Ueber Seume," in der Zeitung für die elegante Welt. 1810. Nr. 128. 2) Siehe Schiller's Briefwechsel mit Körner. 1. Th. S. 91.

3) Siehe diese Zeitschrift. Heft 1. S. 91 fg. Heft 2. S. 105 fg. Heft 3. S. 1 fg. Heft 4. S. 6 fg. 4) Im vierten Theile seiner Biographie Wieland's, s. dessen Sämmtliche Werke. 53. Bd. S. 11 fg. 5) Siehe Gruber a. a. O. S. 23.

Reich associirte Weidmann'sche Buchhandlung, die nicht geneigt schien, ihr bisheriges Verlagsrecht aufzugeben, die Rechtsfrage anregte, in wiefern ein Schriftsteller über sein Geisteseigenthum zum zweiten Male verfügen könne. Die erwähnte Buchhandlung, die von Wieland 17 Schriften verlegt hatte, kam bei der leipziger Büchercommission mit dem Antrage ein, den neuen Druck von Werken, auf die sie ein Recht habe, zu verbieten, den Verleger derselben aber zu einer Geldstrafe von 50 Thlrn. zu verurtheilen. Dagegen wandte Göschen ein, daß man wol zu unterscheiden habe, ob einzelne Schriften aus einem Verlage in einen andern gegeben, oder ob diese einzelnen Schriften eines Autors in eine Gesammtausgabe seiner Werke aufgenommen würden. Das Urtheil des leipziger Schöppenstuhls fiel dahin aus, daß dem Kläger kein Klagrecht zustehe und die leipziger Juristenfacultät bestätigte dies Urtheil. Die Streitsache wurde nun an das sächsische Oberappellationsgericht gebracht und die Erörterungen über den Unterschied zwischen einer neuen Auflage und einer neuen Ausgabe von Werken, die der zweite Verleger mit Genehmigung ihres Verfassers veranstalte, führten zu dem Beschlusse, daß die Klage als ungültig zu betrachten sei[6]).

Erfreut über den glücklichen Ausgang eines Rechtsstreites, der für ihn und noch mehr für Wieland eine Quelle vielfacher Verdrießlichkeiten geworden war, entwarf Göschen den Plan, die Gesammtausgabe von Wieland's Werken in vier Auflagen zugleich erscheinen zu lassen: in einer Quart-, Großoctav- und Taschenausgabe auf geglättetem Velinpapiere und in einer wohlfeilen Edition in gewöhnlichem Octavformate auf Druckpapier. Für die drei erstgenannten Ausgaben wurden Kupferstiche bestimmt. Bause, Berger, Geyser, Kohl, Lips, Penzel, Romberg und andere Künstler waren von Göschen aufgefordert worden, eine würdige Wielandgalerie darzustellen. Er seinerseits erklärte ausdrücklich: „Zeitgenossen und Nachwelt sollten es nicht bedauern, daß die Besorgung einer solchen Ausgabe ihm anvertraut worden." Die in allen größern Städten von Göschen niedergelegten Proben lieferten ein vollgültiges Zeugniß von seinem unermüdeten Eifer, in dem Streben nach typographischer Vollkommenheit nicht zurückzubleiben und ein sowol dem Dichter als seinem Zeitalter würdiges Denkmal zu stiften[7]).

Als die Gesammtausgabe von Wieland's Werken im J. 1793 angekündigt worden war, äußerte sich der Dichter darüber mit den für Göschen schmeichelhaften Worten: „Was der Verleger dieser Ausgabe, einem Unternehmen, das in Rücksicht auf die dabei abgezielte typographische Vollkommenheit in Teutschland ohne Beispiel ist, aus Freundschaft für den Verfasser und aus patriotischem Gefühle für den Ruhm der Nation und ihrer Literatur geleistet hat, liegt nun der Welt vor Augen." Für diesen seinen Bemühungen gezollten Beifall sich dankbar zu zeigen und dem Dichter seine aufrichtige Verehrung zu erkennen zu geben, ergriff Göschen die nächste sich ihm darbietende Gelegenheit. Er benutzte Wieland's damalige Anwesenheit in Leipzig zu einer würdigen Feier für den Dichter. Wie sein Biograph erzählt, hatte Göschen damals eine Sommerwohnung in Reichel's Garten bezogen. Ein durch diesen Garten geführter Kanal bildete mehre Inseln, denen die Besitzer, um sie von einander zu unterscheiden, den Namen verschiedener italienischer Inseln gegeben hatten. Auf der größten, die sich durch einen kleinen Berg mit einer Grotte auszeichnete, hatte Göschen einen transparenten Tempel errichten lassen, worin Wieland's Büste aufgestellt war. Als er dort angelangt, erschienen zwei Knaben im griechischen Costüm mit einem griechischen Wagen, in welchem der erste Band der Prachtausgabe von Wieland's Werken lag. Während diese bisher noch nicht veröffentlichte Ausgabe dem Dichter überreicht ward, fuhr im beleuchteten Kanale eine Gondel herauf, aus welcher ein junges Mädchen stieg, das als Muse des Dichters Haupt mit einem Lorbeerkranze schmückte. „Wieland," fügt Gruber a. a. O. hinzu, „ward von dieser Ueberraschung wunderbar ergriffen. Thränen traten in seine Augen und unfähig zu sprechen, sank er seinem Freunde Göschen in die Arme und drückte ihn an sein Herz."

Noch in mehrfacher Weise zeigte Göschen dem Dichter seine Verehrung und die lebhafteste Theilnahme an seinen Schicksalen. So überraschte er ihn, als ihm seiner Gesundheit wegen der Genuß des Portweins angerathen worden, durch eine Sendung dieses Getränkes aus Bremen, von welcher Wieland erst später erfuhr, daß er sie seinem Freunde Göschen verdankte. Dieser bewährte auch seinen Antheil an dem Dichter durch die Bereitwilligkeit und Liberalität, mit der er ihn bei dem spätern Ankaufe seines Landgutes Osmanstädt unterstützte. Fortwährend bestand zwischen Beiden eine Correspondenz, die neben ihrem literarischen Inhalte sich auf Alles erstreckte, was ihnen im Laufe der Tage begegnet war, auf Erfreuliches und Unangenehmes. Zu Letzterem mußte Göschen die bittere Erfahrung rechnen, seine, wie er glaubte, in Bezug auf die Literatur nicht verdienstlosen Bemühungen wenig anerkannt, ja sogar öffentlich verspottet zu sehen[8]). Daß die Verfasser der Xenien auch auf ihn ihre Pfeile abdrückten[9]), schmerzte ihn um so mehr, da er mit Schiller wie mit Goethe befreundet

6) Vergl. *Kindii* Quaestiones forenses. Vol. II. p. 288 seq.

7) Siehe Gruber a. a. O. S. 91 fg.

8) In Schiller's Musenalmanach auf das Jahr 1797.

9) Das Epigramm mit der Ueberschrift: „Göschen an die deutschen Dichter" lautet wie folgt:

> Ist nur erst Wieland heraus, so kommt's an euch übrigen alle,
> Und nach der Location! Habt nur einstweilen Geduld!

Erzählt wird: Schiller, von dem dies Epigramm herrührte, habe sich verletzt gefühlt, daß sein Anerbieten, Wieland's Werke mit einer Vorrede zu begleiten, von diesem abgelehnt worden. Nach dem Berichte eines höchst unzuverlässigen Anekdotensammlers soll Schiller die Aufforderung, jene Ausgabe zu recensiren, mit dem Bemerken von sich gewiesen haben: er wisse nicht, was er, außer den Verdiensten des Verlegers, daran loben könnte. Vergl. K. A. Böttiger in den Literarischen Zuständen und Zeitgenossen. 1. Bd. S. 149 fg. 181 fg. Eduard Boas: Schiller und Goethe im Xenienkampfe. 1. Th. S. 155.

war. Ihn mußte Wieland's Schicksal trösten, der auch in jenen wilden Epigrammen nicht geschont worden war.

Durch das höhere Alter ward Göschen seinem bisherigen Geschäftskreise immer mehr entzogen. Die letzte Zeit seines Lebens brachte er abwechselnd in Grimma und auf seinem Gute Hohenstädt zu, wo er mit seiner Familie die Sommerszeit verlebte. In der Nähe dieses Gutes hatte sich auch einst Wieland der anmuthigen Gegend wegen niederlassen wollen [10]). Dort starb Göschen am 5. April 1828 [11]) im 76. Lebensjahre; von Allen, die ihn näher kannten, als ein Biedermann im vollsten Sinne des Worts geschätzt. Gegen eine ungünstige Schilderung seines Charakters hatte ihn schon in früher Zeit Schiller zu rechtfertigen gesucht; der Brief ist aus Dresden vom 20. Dec. 1786 datirt und an seinen Freund Körner in Leipzig gerichtet. „Was Du mir," heißt es in diesem Briefe, „von Göschen schreibst, will ich nur zur Hälfte glauben. Zwischen seinen Handlungen im bürgerlichen Leben und seinen Ideen dünkt mir überhaupt nicht viel Harmonie zu sein und von einem gewöhnlichen Beurtheiler, der Dir vielleicht diese Nachricht gab, muß er oft verfehlt oder doch zu hart beurtheilt werden. Der Uebergang von dem Cliententone des Anfängers zum gesetzten Männertone mußte für Göschen gefährlich ausfallen. In einer Stunde läßt sich diese neue Manier bei ihm über den Haufen werfen" [12]).

Ein anziehendes Bild von Göschen's Persönlichkeit und seinem Charakter hat einer seiner Freunde entworfen [13]). „Er war," sagt dieser, „ein sehr einnehmender Mann. Eine kräftige Gestalt, ein wohlwollendes, ausdrucksvolles Gesicht unterstützte die Anmuth seiner geistigen Rede. Enthusiastisch für alles Gute und Schöne, war sein Sinn immer rege zu allen ihm einleuchtenden Verbesserungen und Vervollkommnungen in seinem weiten Wirkungskreise. Und dieselbe Freundlichkeit, die in seinen Gesichtszügen waltete, ging zuletzt durch seine ganze Familie, von der jeder Achtung würdigen Hausfrau an bis zu seinem jüngsten Kinde, einer Tochter, deren harmlose Schalkheit gar oft das Ergötzen des gesammten Hauses ausmachte. — Unstreitig war es ein überaus harter Schlag, der Göschen späterhin in dem frühzeitigen Tode seines Schwiegersohnes und Handlungstheilnehmers Susemihl traf, eines Mannes, durch Geist, Herz und Willen ganz geeignet, sein Werk auf die angemessenste und umsichtigste Weise fortzusetzen. — Obgleich empfänglich und bereitwillig für das meiste Neue, das er für gut und zweckmäßig erkannte, war Göschen doch im Allgemeinen ein Mann nach dem Typus der vormaligen beinahe ausgestorbenen teutschen Buchhändlerwelt, übrigens voll jener an altes gutes Herkommen sich anhaltenden Ehrenhaftigkeit. — Ich erinnere mich seiner zur Zeit meiner Bekanntschaft, wie er in einem netten Festtagskleide von etwas veraltetem Schnitte jedem unausweichlichen Familienballe beiwohnte und unstreitig nach den vom Zeitstrome längst hinweggerissenen Menuetvirtuosinnen seiner Jünglingsjahre sich fruchtlos umschaute, um womöglich auch noch der Tanzmuse seine Huldigung mit Anstand darzubringen. — Göschen hatte ein ziemlich hohes Alter erreicht, als er im April 1828 verschied. Sein ältester Sohn Karl Friedrich gab das zuerst in Gemeinschaft mit dem Vater, dann von ihm getrennt geführte Geschäft des Buchhandels auf" [14]).

Als ein vielseitig gebildeter Mann hatte Göschen die bei seinen vielfachen Geschäften ihm nur kärglich gegönnte Muße zu einigen literarischen Arbeiten benutzt. Dahin gehört die von ihm anonym herausgegebene „Reise von Johann" [15]). Das von ihm nach einem englischen Originale bearbeitete Lustspiel: „Zweimal sterben macht Unfug" [16]) ist deshalb bemerkenswerth, weil dasselbe beinahe zwischen ihm und Wieland einen Freundschaftsbruch herbeigeführt hätte. Die in diesem Lustspiele befindliche Stelle: „daß die alten Dichter ums Geld geschrieben," hatte Wieland in einer sehr reizbaren Stimmung auf sich bezogen und seinem vieljährigen Freunde, der ihm das Manuscript zur Beurtheilung geschickt, sehr übel gedeutet. Wieland schrieb ihm darüber [17]) am 14. Dec. 1799: „Mein erster Gedanke, als ich diese Stelle las, war: wie sehr muß mein guter Göschen, dem es doch wahrlich sonst nicht an Delicatesse fehlt, zusammengedrückt sein, daß ihm nicht ahnte, ob der alte nun bald 60 Jahre schriftstellernde Wieland diese in dem Munde eines Buchhändlers und Verlegers keineswegs gleichgültige Bemerkung nicht etwa auf sich beziehen und für einen kleinen avis au lecteur halten werde, den ihm sein von den ungeheuern Kosten einer dreifachen Auflage von 34 Bänden in Quart, Großoctav und Kleinoctav erschöpfter und schachmatter Verleger habe machen wollen. Der Himmel verhüte, daß ich Ihnen Unrecht thue. Aber wenn ich alle Umstände zusammennehme, kann ich mir die Sache doch nicht wohl anders erklären und, was noch mehr ist, ich kann es Ihnen auch nicht verdenken, daß Ihnen meine Fruchtbarkeit lästig zu werden anfängt u. s. w." Eine gegenseitige Verständigung reichte übrigens hin, diesen scheinbaren Freundschaftsbruch bald wieder zu beseitigen.

Außer den vorhin genannten Werken gab Göschen im J. 1813 unter dem Titel „Sonntagsstunden" eine

10) Siehe Gruber a. a. O. S. 159 fg. 11) Hiernach ist die irrige Angabe zu berichtigen, daß Göschen erst 1830 gestorben sei. 12) Siehe Schiller's Briefwechsel mit Körner. 1. Th. S. 66. 13) Fr. Laun (F. A. Schulz) in seinen Memoiren. (Bunzlau 1837.) 2. Th. S. 184 fg.

14) Es ward von ihm bis zum Jahre 1824 unter der Firma: Göschen-Beyer in Grimma fortgeführt. Um diese Zeit übergab er die Leitung der Verlagsgeschäfte dem jüngern Sohne Göschen's, Hermann Julius Göschen, dem jedoch, seiner Kränklichkeit wegen, schon seit 1826 Johann Christoph Stadler beigesellt worden war. Für Rechnung der Erben wurden die Geschäfte der Buchhandlung bis zum Jahre 1838 fortgeführt, wo sie durch Kauf an Cotta in Stuttgart überging. In dieser Periode erschienen noch, vorzüglich in wissenschaftlicher Hinsicht, in Göschen's Verlage mehre umfassende Werke von W. Brandes, F. H. Chr. Schwarz, Fr. Bülau, K. F. v. Ammon u. A. m., in neuester Zeit auch eine Taschenausgabe der deutschen Classiker und in gleichem Formate eine Deutsche Volksbibliothek in einer Reihe von Bänden. 15) Leipzig 1793. 8. Mit einem Kupfer. 16) Ebendas. 1800. 8. 17) Siehe Gruber a. a. O. S. 291.

Wochenschrift heraus. Mit dem Werke: „Amerika durch sich selbst dargestellt," das zu Leipzig im J. 1820 in zwölf Heften erschien, beschloß er seine literarische Laufbahn. Im Allgemeinen Reichsanzeiger (1805. Nr. 13) erschien von ihm ein Aufsatz über das Bücherpostulat. In der Zeitung für die elegante Welt (1810. Nr. 128) stiftete er, wie bereits früher erwähnt, dem ihm innig befreundeten Dichter Seume ein biographisches Denkmal. Zu der oben genannten Zeitschrift lieferte Göschen noch einige andere Beiträge [18]). (*Heinrich Döring.*)

GÖSCHEN (Johann Friedrich Ludwig), geb. am 16. Febr. 1778 zu Königsberg in Preußen, ward von seinem Vater, der dort Münzdirector war, nach Magdeburg geschickt. Der dortigen Domschule verdankte er seine Elementarbildung. Seine akademische Laufbahn eröffnete er 1794 in seiner Vaterstadt. Seine in Königsberg begonnenen Rechtsstudien setzte er in den Jahren 1796—1798 zu Göttingen fort. Ein höheres Interesse, als ihm bisher die Jurisprudenz eingeflößt hatte, gewann er während seines Aufenthaltes in Göttingen den Naturwissenschaften ab. Er verließ die genannte Universität mit der Absicht, sich ausschließlich der Physik und Chemie zu widmen. Mit diesen Wissenschaften wollte er das Studium der Oekonomie verbinden. Er verweilte einige Zeit auf den bei Helmstädt gelegenen Gütern des Grafen von Veltheim. Im J. 1800 kaufte er ein Landgut in der Nähe von Königsberg. Die Bewirthschaftung dieses Gutes nahm seine ganze Thätigkeit in Anspruch. Mehre Unglücksfälle nöthigten ihn im J. 1804 zum Verkauf seines Gutes. Mit dem Entschlusse, die Laufbahn eines praktischen Juristen zu betreten, ging er nach Magdeburg. Die politischen Ereignisse des Jahres 1806 schnitten ihm die Aussicht ab, dort eine Anstellung zu finden. Er ging nach Berlin, wo er noch blieb, als 1807 das linke Elbufer von Preußen abgetreten ward. In der genannten Residenz weckte der Umgang mit Spalding, Heindorf, Buttmann, Schleiermacher, Delbrück und andern vielseitig gebildeten Männern wieder die Neigung zu den Wissenschaften. Durch mehre ihm bisher unbekannt gebliebene Werke Hugo's und Savigny's hatte er dem Studium des römischen Rechts ein entschiedenes Interesse abgewonnen. Außer Savigny spornte ihn vorzüglich Niebuhr zu fortgesetzter Thätigkeit. Im J. 1811 erlangte er den juristischen Doctorgrad. Er war der erste, der diese Würde auf der neugestifteten berliner Universität erhielt. Bei dieser Gelegenheit schrieb er ein Specimen observationum Juris Romani. (Berol. 1811. 8 maj.) Bereits im November des eben erwähnten Jahres ward er zum außerordentlichen Professor der Rechte ernannt. Eine ordentliche juristische Professur erhielt er im Februar 1813. Gemeinschaftlich mit A. F. Barkow besorgte er um diese Zeit eine neue Ausgabe von *Westenbergii* Principia juris, secundum ordinem digestorum seu pandectarum in usum auditorum collegata. (Berol. 1814. 8 maj.) Als 1816 die berliner Akademie der Wissenschaften zwei Gelehrte nach Verona sandte, um die dort von Niebuhr entdeckten Schätze des römischen Rechts zu heben, ward Göschen auf Savigny's Antrag nebst dem Philologen Bekker dorthin geschickt. Nach der Rückkehr von jener Reise ward er von der Akademie zur Herausgabe der in Verona entdeckten Institutionen des Gajus, des Fragments über die Rechte des Fiscus ꝛc. aufgefordert. Seinen Namen, den er auf dem Titel verschwieg, nannte er unter der Vorrede des von ihm herausgegebenen Werkes: Gaji Institutionum Commentarii IV e codice rescripto bibliothecae capituli Veronensis auspiciis regiae academiae doctrinarum Borussicae nunc primum editi. (Berol. 1820. 8 maj.) Dazu fügte er 1821 noch eine Praefatio et Index ad Gaji Institutiones. Eine vermehrte Ausgabe besorgte er 1825 zu Berlin unter dem Titel: Gaji Institutiones Commentarii IV. E codice rescripto bibliothecae capituli Veronensis a F. Bluhmio iterum collato edidit. Accedunt fragmenta veteris juris cons. de jure fisci et aliis ejusdem bibliothecae membranis transscriptum. In den Vorreden gab Göschen nähere Auskunft über die Geschichte und Benutzung dieses wichtigen Fundes.

Im Frühlinge 1822 folgte Göschen einem unter sehr vortheilhaften Bedingungen an ihn ergangenen Rufe nach Göttingen. Er ward dort ordentlicher Professor der Rechte und ordentliches Mitglied des Spruchcollegiums. Im J. 1828 erhielt er den Hofrathstitel. Nicht lange zuvor hatte er einen vortheilhaften Ruf nach München abgelehnt. Er starb am 25. Sept. 1837 im 59. Lebensjahre. Wenige Tage vor seinem Tode hatte er als Dekan in der Aula des neuen Universitätsgebäudes die Ehrenpromotionen vorgenommen, mit denen das 100jährige Jubiläum der Universität Göttingen von der juristischen Facultät gefeiert ward. Gründliche Kenntnisse und Scharfsinn charakterisirten außer seinen bereits erwähnten Schriften auch mehre seiner größtentheils das römische Recht betreffenden Abhandlungen in Hugo's „Civilistischem Magazin" und in der „Zeitschrift für geschichtliche Rechtswissenschaft," die er in den Jahren 1815—1825 mit Savigny und Eichhorn gemeinschaftlich herausgab. Antheil hatte Göschen auch an den Abhandlungen der Berliner Akademie der Wissenschaften (1814) und an der Leipziger Literaturzeitung (1817). Für seine akademischen Vorlesungen, auf die er seinen Hauptfleiß wandte, schrieb er mehre Grundrisse, unter welchen ein ausführlicher Pandektengrundriß (Göttingen 1831. 8.) einer der vorzüglichsten war. Seine gewandte Geschäftsthätigkeit bewies sein anderthalbjähriges Prorectorat von Ostern 1831 bis Michaelis 1832, unter welchem die Universität manche neue und zweckmäßige Einrichtungen erhielt *). (*Heinrich Döring.*)

---

18) Vergl. Gruber a. a. O. S. 11 fg. 23 fg. 91 fg. 159 fg. 291. Fr. Laun a. a. O. 2. Th. S. 184 fg. Schiller a. a. O. 1. Th. S. 66. 91. Den Neuen Nekrolog der Deutschen. Jahrgang VI. 2. Th. S. 983 fg. Meusel's Gel. Deutschland. 2. Bd. S. 602. 9. Bd. S. 436. 17. Bd. S. 743. 22. Bd. 2. Abth. S. 399. Böttiger in den Literarischen Zuständen und Zeitgenossen. 1. Bd. S. 149 fg. 181 fg.

*) Vergl. Meusel's Gel. Deutschland. 17. Bd. S. 743. 22. Bd. 2. Abth. S. 399 fg. Den Neuen Nekrolog der Deutschen. Jahrg. XV. 2. Th. S. 863 fg.

GÖSCHL (I. M.), geb. am 13. April 1798 zu Bamberg von katholischen Aeltern, die ihn zum geistlichen Stande bestimmten. Vorbereitet dazu ward er in dem Gymnasium seiner Vaterstadt. In Landshut, später in Wien und Göttingen setzte er seine theologischen Studien fort mit dem Plane, sich zu einem akademischen Lehramte vorzubereiten. In seinem 28. Jahre (1826) erhielt er die Stelle eines Professors der Kirchengeschichte und des Kirchenrechtes an dem Lyceum zu Aschaffenburg. Nach Aufhebung der dortigen Section der Theologie (1840) ward er Pfarrer in Nürnberg. Verdient machte er sich dort, außer durch gewissenhafte Verwaltung seines Amtes, durch die Bestimmung, daß seine nicht unbeträchtliche Bibliothek, die meist aus historischen Werken und religiösen Schriften bestand, nach seinem Tode den leselustigen Pfarrkindern seiner Diöcese als Eigenthum verbleiben sollte. Göschl starb im April 1852 zu Nürnberg. Mit der Schrift: „Sind die höhern geistigen Wesen der Bibel wirklich existirende Wesen?" (Landshut 1821. 8.) begann Göschl seine literarische Laufbahn. Im Sinne seiner Confession schrieb er eine „Predigt für die verstorbenen christgläubigen Seelen im Reinigungsorte" (Nürnberg 1828. 8.) und „Festtagspredigten für gebildete Katholiken." (Würzburg 1828. 8.) Seinem Freunde und ehemaligen Collegen Konrad von Braun stiftete er ein schriftliches Denkmal. (Aschaffenburg 1829. 8.) Göschl war auch Herausgeber einer katholischen Kirchenzeitung. Zu seinen letzten Schriften gehört sein „Versuch einer historischen Darstellung der christlichen kirchlichen Ehegesetze" und eine Geschichte des tridentinischen Concils in zwei Octavbänden *). (*Heinrich Döring.*)

GÖSEKEN (Heinrich), teutscher Theolog und Sprachforscher, am 17. April 1612 zu Hanover, wo sein Vater ein Handelsgeschäft betrieb, geboren, widmete sich von 1631 an zu Rostock der Theologie und wurde nach der Beendigung seiner Studien Hauslehrer bei dem Hofprediger Joh. Rothlöben zu Stockholm. Da ihm in dem damals noch zu Schweden gehörenden Ehstland eine Stelle versprochen war, so ging er, nachdem er sich im Jahre vorher zu Königsberg durch die Vertheidigung der Disputation Wilh. Witzendorf's: De praedicationibus mysticis seu personalibus die theologische Doctorwürde erworben hatte, im J. 1637 nach Reval, um sich vor Allem die zu einem erfolgreichen Wirken nöthige Kenntniß der ehstnischen Sprache zu verschaffen. Schon im folgenden Jahre (1638) ward er Pfarrer in einem Dorfe des alten Harrien (des jetzigen Kreises Reval) und im J. 1641 zu Goldenbeck in der alten Wieck (dem jetzigen Kreise Habsal). An beiden Stellen erwarb er sich um den Unterricht und die Aufklärung des Volkes so große Verdienste, daß er von der schwedischen Regierung zum Probste in der Wieck und zum Beisitzer des königlichen Consistoriums zu Reval ernannt wurde. Er starb zu Reval am 24. Nov. 1681. Für den Gottesdienst sorgte er durch ein Gesangbuch in ehstnischer Sprache, in welches er die vorzüglichsten Lieder der protestantischen Kirche aufnahm und durch eigene vermehrte. Seine Kenntniß der ehstnischen Sprache bewährte er durch eine Grammatik derselben (Manuductio ad linguam oesthonicam; Anführung zur östhnischen Sprache. Reval 1660. 8.), welche lange Zeit die einzige und unentbehrlich war. Er hinterließ auch eine Uebersetzung der ganzen Bibel, woran er viele Jahre unermüdlich gearbeitet hatte, welche aber leider ungedruckt blieb. Die Handschrift in zwei Foliobänden, welche sich in dem Besitze des Pfarrers J. W. Böckler zu Kusall bei Reval, seines Schwiegersohnes, befand, ist vielleicht noch vorhanden *). (*Ph. H. Külb.*)

GÖSS (Georg Michael Ferdinand), geb. am 5. Oct. 1767 zu Dietenhofen im Fürstenthume Baireuth, studirte zu Erlangen und Jena Jurisprudenz, widmete sich jedoch vorzugsweise den Kameralwissenschaften. Nach Beendigung seiner akademischen Laufbahn bekleidete er die Stelle eines Oekonomieinspectors bei dem Rathe Hofmann zu Fach. Später ward er als Auscultator bei der königl. preußischen Regierung zu Ansbach angestellt. Er starb dort 1798. Von seinen gründlichen ökonomischen Kenntnissen zeugte ein von ihm herausgegebenes Werk: „Ueber die spanische Schafzucht in den Fürstenthümern Ansbach und Baireuth, wie auch im Würtembergischen." Dies Werk erschien als zweiter Theil von J. G. Stumpf's „Versuch einer pragmatischen Geschichte der Schäfereien in Spanien und die spanischen Schafe in Sachsen." Ungedruckt hinterließ er den Plan zu einer Ortsgeographie und einen Versuch über die Theilung der Gemeingüter †). (*Heinrich Döring.*)

GÖSSEL (Karl Adolph), geb. am 9. Sept. 1790 zu Eibau bei Zittau, wo sein Vater Karl Traugott Gössel Pfarrer war, erhielt den ersten Unterricht durch einen Hauslehrer. In dem Gymnasium zu Zittau legte er den Hauptgrund zu seiner wissenschaftlichen Bildung. Außer dem Director Rudolph waren der Conrector Kneschler und der Subrector Lachmann seine vorzüglichsten Lehrer. Seines Vaters Wunsch, daß sich Gössel der Theologie widmen möchte, stimmte auch mit seiner eigenen Neigung überein. Mit gründlichen Sprachkenntnissen bezog er 1810 die Universität Leipzig. Der musterhafte Fleiß, den er in dem Gymnasium zu Zittau bewiesen, blieb sich auch auf der genannten Universität völlig gleich. Noch während seines Aufenthaltes in Leipzig erwarb er sich die Magisterwürde. Nach der Rückkehr in seine Heimath verlieh ihm der Magistrat zu Zittau das durch seines Vaters Tod erledigte Pfarramt in Eibau. Seine in populairem Tone gehaltenen Predigten verschafften ihm allgemeinen Beifall und eine stets volle Kirche. Mit rastlosem Eifer widmete er sich aber auch seinen Pastoralgeschäften und dem Schul- und Armenwesen. Als Gatte und Vater, als Versorger einer

*) Vergl. den Neuen Nekrolog der Deutschen. Jahrg. XXX. 1. Th. S. 316 fg.

*) J. Chr. Adelung, Fortsetzung und Ergänzungen zu Chr. Gottl. Jöcher's Gelehrtenlexikon. 2. Bd. S. 1507.

†) Siehe Fikenscher's Gel. Fürstenthum Baireuth. 3. Bd. S. 88 fg. Meusel's Lexikon der vom Jahre 1750—1800 verstorbenen deutschen Schriftsteller. 4. Bd. S. 247 fg.

zahlreichen Familie zeigte sich sein Charakter von einer achtungswerthen Seite. Er starb am 6. März 1849 an einem Schlagflusse. Schon seit einigen Jahren hatten ihn mehrmalige apoplektische Anfälle getroffen. Im Bade zu Teplitz, wo er seine leidende Gesundheit zu stärken gesucht, hatte er noch das Jahr vor seinem Tode (1848) in der neuen evangelischen Kirche gepredigt. Bei seiner feierlichen Beerdigung folgten 34 seiner Amtsbrüder und zahlreiche Gemeindeglieder seinem Sarge. An dem Glauben seiner Kirche hing er mit unerschütterlicher Festigkeit und suchte die Beruhigung und den Trost, den seine Religiosität ihm selbst gab, auch Andern zu empfehlen. „Worauf gründet sich die Hoffnung, daß alle Völker der Erde das Christenthum annehmen werden?" war das Thema einer seiner Predigten, die er unter mehren andern zu Zittau 1821 herausgegeben hatte. Die gewissenhafte Erfüllung seines geistlichen Berufes erlaubte ihm selten, als Schriftsteller thätig zu sein. In der Form eines Glückwunsches an einen vieljährigen Freund, Dr. Pescheck, gab er einige Gedanken heraus über Luther's Ausspruch: Error est dicere, sine Aristotele non fit theologus. Immo theologus non fit, nisi id fiat sine Aristotele. (Zittau 1846.) Beiträge lieferte Gössel zur „Praktischen Predigerzeitung," unter andern eine „Parentation auf den Pastor M. Ettmüller in Gersdorf" (a. a. O. 1834. Nr. 10). In der Allgemeinen Kirchenzeitung. 1835. Nr. 11 befinden sich von ihm: „Einige Gedanken gegen die von dem M. Stein in der Abhandlung von der Sünde wider den heiligen Geist ausgesprochenen Ansichten" *). (*Heinrich Döring.*)

GÖSSNITZ, Marktflecken im Herzogthume Sachsen-Altenburg an der Pleiße und an der sächsisch-bairischen Eisenbahn, durch welche es in der neuern Zeit keinen unbedeutenden Aufschwung nimmt. Es liegt unter 30° 6′ 10″ ö. L. und 50° 56′ 7″ nördl. Br. (*H. E. Hössler.*)

GÖSWEINSTEIN, Pfarrdorf und Marktflecken des bairischen Kreises Oberfranken im Landgerichte Pottenstein, romantisch gelegen in der Mitte der sogenannten fränkischen Schweiz, welche gleichsam ein Dreieck bildet zwischen den Städten Bamberg, Baireuth und Nürnberg. Das Dorf ist vorzugsweise bekannt als sehr besuchter Wallfahrtsort, wohin jährlich viele Tausende aus der Nähe und Ferne zusammenströmen, um die prachtvolle Kirche, der heiligsten Dreifaltigkeit geweiht, zu besuchen und ihre Andacht zu verrichten. Auf einem geräumigen freien Platze erhebt sich majestätisch dieser in neurömischem Baustyle erbaute Tempel mit zwei großartigen Thürmen. Nach Angabe des Obersten Neumann wurde der Bau 1730 begonnen und 1739 unter Fürstbischof Friedrich Karl von Schönborn vollendet. 158 Fuß lang, 82 Fuß breit und 63 Fuß hoch ist das Kirchengewölbe mit gelungenen Stuccaturarbeiten geziert. Das Portal ist mit Bildhauerarbeiten von Joh. Peter Benkert geschmückt, auch sind einige schöne Altarblätter vorhanden und besonders auf dem Hochaltare sind mehre große Gypsfiguren merkwürdig, welche ausgezeichnete Männer aus dem alten und neuen Testamente darstellen, aber in ihrem Gesichtsausdrucke die Portraits damaliger berühmter Männer versinnbildlichen. An der Kirchenmauer befindet sich ein sehr altehrwürdiges Grabmal, welches 1588 der bamberger Bildhauer Hans Werner verfertigte und den Freiherrn Otto Erhard von Mengersdorf mit seiner Familie darstellt. In der Nähe der Kirche ist ein stattliches Gebäude, welches der Pfarrgeistlichkeit zur Wohnung dient. Von weiter Ferne schon erblickt der Wanderer auf steiler Felsenhöhe das gösweinsteiner Schloß, welches in das Ahorn-, tüchersfelder und muggendorfer Thal romantisch herabschaut. Früher ein fürstbischöflicher Amtssitz ist es gegenwärtig Sitz eines Rentamtes. Auf 120 Stufen steigt man vom Schloßhofe zur Terrasse hinauf, welche über eine schwindelerregende Tiefe in das Thal hinaushängt und von wo aus eine großartige Aussicht auf Adlerstein, Rabeneck, Rabenstein, Hohenmirschberg mit der Platte, kurz über einen weiten Umfang der fränkischen Schweiz sich öffnet. Der Name Gösweinstein stammt von dem reichsfreiherrlichen Geschlechte Göswein, welches von 1124—1177 blühte, in seinem Wappen einen Löwen führte und das Schloß gebaut haben soll. Noch besteht es aus einigen alterthümlichen Gebäuden, hat mehre Ringmauern, ein Burgverließ und drei Cisternen. Unter Kaiser Friedrich 1160 kam Gösweinstein an das Bisthum Bamberg, dann pfandweise an das berühmte Geschlecht von Schlüsselberg. In dem Bauernkriege 1525 wurde nebst vielen Schlössern des alten Frankenlandes auch der Amtssitz Gösweinstein zerstört und kaum wieder aufgebaut, erlitt es neuerdings große Verheerung in dem markgräflich Albertinischen Kriege, 1553, wo es endlich gezwungen ward, an Albrecht sich zu ergeben. Erst nach dessen Niederlage bei Sievershausen gelangte das gebrandschatzte Gösweinstein wieder an Bamberg. Nicht blos der 30-jährige Krieg brachte neue Drangsale, sondern am 5. Aug. 1746 traf das Dorf eine verheerende Feuersbrunst, wodurch 40 Häuser eingeäschert wurden. Bei der Säcularisation des Fürstbisthums Bamberg kam Gösweinstein mit an die Krone Baiern und zählt gegenwärtig 476 Einwohner in 74 Häusern, worunter mehre Gasthäuser zur Aufnahme der zahlreichen Pilger und Wallfahrtsleute. Der Marktflecken liegt in steinigter Gegend, ringsum von hohen Bergen umgeben. Der Ort hat kein Quellwasser, sondern jedes Haus eine Cisterne; am Fuße des Berges befindet sich die sogenannte Stempfermühle, woher das Wasser geholt werden muß, welche nicht von der nahen Wiesent, sondern von den aus dem Berge strömenden drei Quellen getrieben wird. Der nahe Wiesentfluß ist reich an Forellen und überhaupt die Gegend von den Touristen sehr häufig besucht, besonders seitdem durch den Naturforscher Joh. Friedr. Esper die Entdeckung von Höhlen gemacht wurde, welche nun europäische Berühmtheit erlangt haben. Abbildungen der verschiedenen Ortschaften der fränkischen Schweiz: Muggendorf, Neideck, Streitberg, Gösweinstein, Wichsen-

*) Vergl. den Neuen Nekrolog der Teutschen. Jahrg. XXVII. 1. Th. S. 213 fg.

stein, Waschenfeld, Pottenstein, Tüchersfeld, Hohenmirschberg u. s. w. sind einzeln und in Mappen sehr häufig zu finden. Vergl. Heller, Verzeichniß von bambergischen topographisch-historischen Abbildungen in Holzschnitt, Kupferstich und Lithographie (Bamberg 1841.) S. 89—91. (*Stenglein.*)

GÖTA-ELF (die), welche in ihrem Oberlaufe Klara-Elf heißt, entsteht nicht weit von Röraas im Rogensee (62° 15′), strömt sodann in den Fämundsee und nachdem sie Wermeland (Karlstadt-Län) durchflossen, bei Karlstadt in den Wenernsee. Aus diesem tritt sie am Südende bei Wenersborg und mündet weiter südlich bei Gothenburg ins Kattegat, indem sie ein Deltaland bildet, welches bei Kongelf beginnt, wo sie sich in einen nördlichen und südlichen Arm theilt. An dem südlichen Arme liegt Gothenburg. Die Göta-Elf ist reich an Fischen, besonders Lachsen, wichtig durch Schiffahrt, durchströmt herrliche Landschaften und hat prächtige Wasserfälle. Ausgezeichnet durch Naturschönheiten ist die von Norwegens Grenze bis zum Wenernsee sich ausbreitende eisenreiche Landschaft Wermeland an der Klara-Elf. Zwischen langen von Nord nach Süd ziehenden Bergzügen strecken sich schmale Thäler von theils großartiger nordischer Natur, theils mehr südlichem Charakter. Die herrliche Gegend von Fryksdalen, schwedische Schweiz genannt, wird viel besucht. — Bei dem Eisenwerke Munkforß, westnordwestlich von Philippstadt, bildet die Klara-Elf unter andern einen 30 Fuß hohen schönen Wasserfall, zwei Meilen unterhalb den bedeutenden Fall Dajeforß in mehren Absätzen. — Bald nach ihrem Austritte aus dem Wenernsee beginnen bei dem Dorfe Trollhätta die berühmten sechs Trollhättafälle, die sowol durch sich selbst als durch ihre Umgebung eins der imposantesten Naturschauspiele gewähren. Auf der einen Seite ragt eine hier und da mit über dem Abgrunde festgeklammerten Fichten bekleidete 200 Fuß hohe Felswand empor, auf der andern Seite sieht man auf hohen Felsen mehre Schneidemühlen, deren von schroffen Wänden stürzendes Wasser reizende kleine Fälle bildet, schöne Hügel, Baumgruppen, Bergwiesen und die Häuser von Trollhätta. Die sechs Fälle haben zusammen eine Höhe von 130 Fuß. Der erste, der Gullöfall, wird durch eine bewaldete Felsinsel in zwei Fälle getheilt. Der zweite, breiteste, 60 Fuß hohe, rings von gewaltigen Felsmauern umschlossene Töppöfall wird durch die Insel Töppö getheilt, zu welcher eine schmale, schwankende Brücke führt. Der dritte, Stampelströmsfall, ist 20 Fuß hoch, auf ihn folgen im engen Felsbette die Höllenfälle. Die größte Strombreite beträgt bei den Fällen 150 Fuß. Etwa zwei Meilen unterhalb Trollhätta, bei dem großen Dorfe Lilla Edet, macht der Strom noch einen Fall in seiner ganzen Breite, den man troz seiner geringern Höhe mit dem Rheinfalle bei Schaffhausen vergleicht. Um die Schiffahrt auf der Göta-Elf zu ermöglichen, hat man in den Jahren 1793—1800 den eine Viertelmeile langen, 22 Fuß breiten, 6—9 Fuß tiefen Trollhättakanal angelegt. Man sprengte ihn neben den Fällen durch Granitfelsen hindurch, führte ihn durch einen kleinen See durch 8 Schleusen (jede 60 Ellen lang), in denen die Schiffe 120 Fuß bergan steigen. (*H. E. Hössler.*)

GÖTA-KANAL. Dieser das Kattagat mit der Nord- und Ostsee verbindende Kanal ist für Schweden eine der wichtigsten Anlagen. Er beginnt am Ostufer des Wenern und führt durch die Seen Wiken und Botten in den Wettersee, aus diesem in die Seen Boren, Roren und Asplangen und darauf in der Nähe von Söderköping in den Meerbusen Slätbaken. Die Länge des Kanals mit Einschluß der Seen, welche etwa die Hälfte der Längenausdehnung einnehmen, beträgt 18 Meilen, die Breite am Boden 48 Fuß, am Wasserspiegel 90 Fuß, bei Brücken 25 Fuß, die Tiefe 10 Fuß. Er hat 58 Schleusen, 34 Brücken und 11 als Hafenplätze dienende Bassins, auf der einen Seite zieht sich ein Weg entlang für die die Fahrzeuge ziehenden Schiffszieher. Die Strecke des Kanals von der Ostsee bis zum See Asplangen hat eine Länge von einer Meile und 6790 Ellen; der See, dessen schön bewaldete Ufer mit hübschen Landhäusern besetzt sind, ist eine halbe Meile lang. Von Hulla geht der Kanal 11,990 Ellen weit bis zu dem 2½ Meilen langen See Roren, dessen Nordufer bergig und waldig ist, wogegen das südliche Ufer im Osten abwechselnd, im Westen flach und mit reichen Kornfeldern bedeckt ist. Auf der Strecke vom Roren- zum Borensee liegt Brunneby mit schöner Kirche in einer romantischen Gegend, eine der schönsten Stellen des Kanals und bei Näs die größte Höhe, durch die er gegraben ist. Der Borensee, 145 Fuß über dem Meeresspiegel, 1¼ Meile lang, hat schöne Ufer, krystallhelles Wasser und prächtige Güter. Vom Borensee bis zum Wettersee beträgt die Länge 6850 Ellen; auf der Südseite fließt die Motala mit mehren Wasserfällen, an ihr die mechanische Werkstätte Motala, welche Dampfmaschinen, Pressen, Pumpen, Walzen, Kanonen und dergl. liefert und in deren Nähe das Grab des Grafen von Platen, welcher von 1810 bis zu seinem im J. 1829 erfolgten Tode die Leitung des Kanalbaues hatte. Vom Wettersee geht der Kanal in den Bottensee, darnach kommt eine theilweise durch einen Felsen gesprengte Schleuse, die allein 60,000 Thlr. kostete, dann der höchste Punkt der ganzen Anlage, der See Wiken, 11 Fuß über dem Spiegel des Wettersees, von großartigen Bergmassen umgeben. Von hier bis zum Wenernsee, eine Strecke von drei Meilen, senkt sich der nicht mehr durch Seen unterbrochene Kanal 163 Fuß. Er ist hier an 10,000 Kubikklafter durch die Landhöhe gesprengt. Die Gesammtkosten des Baues haben über neun Millionen Thaler betragen. (*H. E. Hössler.*)

GÖTEBORG, teutsch Gothenburg in Gothland im Königreiche Schweden, die zweite Stadt des Reiches durch Größe, Industrie und Handel. Die Stadt, eine Schöpfung Gustav II. Adolf's, am linken Ufer der Göta-Elf, etwa zwei Meilen vor ihrer Mündung, der Insel Hisingen gegenüber, ist rings von malerisch gruppirten Bergen und Felsen von rothem Granit umgeben, die oft sonderbar auf einander gethürmt, wild, nackt und baumlos sind, nur hier und da wilde Rosen, Erd- und Hei-

delbeeren in ihren Spalten tragen. Gleiche Beschaffenheit hat die Küste. Die eigentliche Stadt, schön und regelmäßig gebaut, ist ursprünglich von hierhergezogenen Holländern angelegt und hat einen gewissen niederländischen Charakter, indem die breiten, geraden Straßen von Kanälen (zu denen man den kleinen in die Göta-Elf fließenden Fluß Mölndal benutzt hat) durchschnitten werden, über welche nette Brücken mit eisernen Geländern führen. Die längs des Flusses unter hohen Klippen liegenden Vorstädte sind ebenfalls schön. Eine lange, an schroffe Felsen sich lehnende Gasse oder Vorstadt führt zu den unterhalb der Stadt liegenden Schiffswerften und dem Hafen. Unter den meist massiven Häusern zeichnen sich die Domkirche, die teutsche Kirche, die Garnisonkirche, die Residenz des Landhöfdings, das Rathhaus, das Schauspielhaus und das prächtige, in Form einer Rotunde gebaute Badehaus aus. Sowol in der Stadt als in der Umgebung sind bedeutende Fabriken in Tabak, Segeltuch, Zuckersiedereien, Gerbereien, Brauereien. Ausgeführt werden Eisen, Stahl, Kupfer, Holz, Leder, Segeltuch, Baumwollenwaaren, Heringe, Thran; die Handelsverbindungen mit England, Frankreich, Spanien, Portugal und den vereinigten Staaten Nordamerika's sind bedeutend. Die Stadt hat 30,000 Einwohner, einen Bischof, eine Gesellschaft der Wissenschaften, ein Gymnasium und mehre treffliche Wohlthätigkeitsanstalten. — Oestlich und westlich von der Stadt die in Verfall gerathenen Schanzen Göta Lejon und Kronan, im Flusse selbst die bedeutende Citadelle Elfsborg und in der Nähe die Festung Nya Elfsborg. Ursprünglich war Gothenburg auf der Insel Hisingen angelegt; nachdem sie aber im J. 1611 von den Dänen verbrannt war, wurde sie unter Gustav II. Adolf an ihrer jetzigen Stelle wieder aufgebaut. (*H. E. Hössler.*)

GOETEERIS (Antoni), holländischer Staatsmann und Reisender des 17. Jahrh., befand sich als Secretair bei der holländischen Gesandtschaft, welche im J. 1615 in Handelsangelegenheiten an die Höfe von Dänemark, Schweden und Rußland ging und an deren Spitze Reynhout van Brederode stand. Sein Reisebericht (Journael der Legatie ghedaen in de Jaren 1615 ende 1616 van wegen Haare Hoogmogende aen de Koninghen van Sweden ende Denemark ende den Keyser van Rusland. 's Gravenhage 1619. 4. Mit KK.), welcher sehr selten geworden ist, enthält manche für die Kenntniß des damaligen Zustandes der nordischen Reiche nicht unwichtige Bemerkungen *). (*Ph. H. Külb.*)

GOETHALS, 1) Heinrich, auch Bonicollius (Guthals) und von seinem Geburtsorte Muyden, einer Vorstadt von Gent, Heinrich von Muyden (Mudanus) oder von Gent (Gandavensis) genannt, im J. 1217 geboren, widmete sich auf der Universität zu Paris der Theologie und Philosophie unter Albert dem Großen zu derselben Zeit, als Thomas von Aquin unter diesem berühmten Lehrer seine wissenschaftliche Ausbildung erhielt und war der vertraute Freund des durch seine Frömmigkeit ausgezeichneten Benitti. Nach der Beendigung seiner Studien ergriff er selbst das Lehrfach mit so großem Beifalle und Erfolge, daß ihn die Sorbonne unter ihre Professoren aufnahm und man ihm den Ehrentitel Doctor solennis beilegte. Er wohnte dem Concilium zu Lyon (1245) bei, auf welchem er sich durch seine Thätigkeit und Umsicht auszeichnete und die Bestätigung des Ordens der Serviten erwirkte. Bei dem Papste Honorius IV. und bei dem Könige Philipp dem Schönen von Frankreich stand er in großem Ansehen, besonders aber schenkten ihm die Grafen von Flandern ihr Wohlwollen. Seine Landsleute waren längst stolz auf ihn und seine Ernennung zum Erzdiakon von Dornick (Tournay) fand deshalb allgemeinen Beifall. In dieser Stellung bekämpfte er rastlos die manichäischen Irrthümer, welche bei dem Volke Eingang gefunden hatten, jedoch nur mit den Waffen der Ueberredung, einer zu jener Zeit seltenen Ueberzeugungsweise; dabei zeigte er sich gegen die Stadt sehr freigebig, ließ in der Kirche Saint-Prat die Kapelle der heiligen Maria Magdalena erbauen und vergrößerte das alte Beguinenhaus, zu Gent aber stiftete er das Hospital zum heil. Jacob, welches jetzt noch besteht. Er starb zu Dornick am 29. Juni 1293. Die Geistlichkeit bestattete ihn in der Kathedralkirche und errichtete ihm ein prächtiges Grabmal, welches im 16. Jahrh. von den Calvinisten zerstört wurde. Goethals gehört zu den wenigen Scholastikern des Mittelalters, welche ihren eigenen Weg zu gehen wagten; er wich sehr häufig von Aristoteles ab und gestattete Platonischen Vorstellungen Einfluß auf sein System, welches er in seinen theologisch-philosophischen Schriften (Summa Theologiae seu quaestiones ordinariae. Parisiis 1520. fol. und Quodlibeta theologica in libros quatuor Sententiarum. Parisiis 1518. fol. cum commentar. Venetiis 1613. fol. 2 Voll.) niederlegte. Er hat über die ganze Philosophie viel Licht verbreitet und die Metaphysik dem Verstande und der Wahrheit näher gerückt; besonders aber verdankte ihm die Psychologie manche Berichtigungen und genauere Bestimmungen und es ist deshalb zu bedauern, daß seine übrigen philosophischen Schriften (Commentarii et quaestiones in Physica Aristotelis, In Metaphysicam Aristotelis und Quodlibeta de variis materiis) nicht gedruckt sind, dagegen dürften seine ausschließend theologischen Schriften (Summa de poenitentia, De castitate virginum et viduarum und Sermones), welche ebenfalls noch in Handschriften vorhanden sind, leicht zu entbehren sein. Wie genau er auch mit der Literatur vertraut war, beweist sein Buch: De scriptoribus ecclesiasticis oder De viris illustribus (mit Anmerkungen herausgegeben von Petr. Suffridus in den Illust. Scriptt. eccles. Colon. 1580. 8. von Aub. Miräus in dessen Bibliotheca ecclesiastica. Antverp. 1639. fol. und von J. A. Fabricius in dessen Bibliotheca ecclesiastica. Hamburg. 1718. fol.), welches da beginnt, wo Sigebert von Gembloux aufhört und bis auf seine Zeit fortgeführt ist; dagegen gehört die ihm öfter zugeschriebene und in den Act. SS. Antverp. Februarii. Tom. III.

*) Vergl. Adelung, Literatur der Reisen in Rußland. 2. Bd. S. 258.

p. 195 seq. abgedruckte Offenbarung über das Leben des heiligen Eleutherius, welcher im J. 531 als Bischof von Dornick starb (Revelatio facta Henrico Tornacensi Canonico), nicht ihm an, sondern einem ältern Heinrich, welcher in der Mitte des 12. Jahrh. Kanonicus zu Dornick war [1]).

2) **Heinrich**, bekannter unter dem Namen Grodals oder Grebals, belgischer Geistlicher und Diplomat, im J. 1359 zu Gent geboren, widmete sich auf der Universität zu Paris der Theologie und wurde nach der Beendigung seiner Studien Probst des Capitels zu Lille. Bald darauf vertauschte er diese Stelle mit einer Pfründe zu Dornick und kam dann in derselben Eigenschaft nach Lüttich, wo er allmälig zum Schatzmeister und Dekan des Domcapitels vorrückte. Später trat er in die Dienste der Herzog von Burgund und erwarb sich als Geheimschreiber Philipp's des Kühnen, als Rath Johann's des Unerschrockenen, als Vicepräsident des großen Rathes Philipp's des Gütigen und als erster Rathsherr in kirchlichen Angelegenheiten in dem Provinzialrathe von Flandern große Verdienste. Bei der Besorgung wichtiger Angelegenheiten sowol im Auslande als auch in der Heimath fiel fast immer die Wahl auf ihn und er entledigte sich der ihm gewordenen Aufträge stets mit der größten Umsicht. So finden wir ihn zu Constantinopel, wo er über das Lösegeld für die in der unglücklichen Schlacht von Nikopolis (1396) gefangenen Christen unterhandelte, zu Gent bei der Versammlung, welche sich mit der Ausgleichung des Zwistes zwischen dem Könige Johann von Frankreich und dem Herzoge Philipp dem Kühnen von Burgund beschäftigte, zu Löwen bei den Verhandlungen über die Wahl des Herzogs von Brabant, auf dem Concilium zu Pisa (1409), welches sich mit der Einigung der Kirche befaßte, zu Paris, um an der Vollziehung des Vertrages von Arras zu arbeiten, auf dem allgemeinen Concilium zu Costnitz (1414), welches den Frieden in der Kirche herstellen sollte, in England zur Erledigung wichtiger Staatsangelegenheiten, zu Brüssel bei der Versammlung der drei Stände zur Umgestaltung der Regierung, bei der allgemeinen Versammlung zu Brüssel, welche nach der Ermordung Johann's des Unerschrockenen (1419) stattfand, zu Namur, um bei der Erwerbung der Grafschaft dieses Namens durch Philipp den Gütigen mitzuwirken, zu Basel, um das Witthum der Herzogin von Oesterreich festzustellen, zu Lüttich, um der weitern Verbreitung der hussitischen Lehre entgegen zu wirken und endlich zu Rom, um über die Scheidung der Gräfin Jacobine von Hennegau von dem Herzoge von Brabant zu unterhandeln. Alle diese Aufträge der verschiedensten Art waren für Goethals um so ehrenvoller, da er das Vertrauen der Herzoge nicht durch Schmeichelei erschlichen hatte, sondern diesen sogar, wenn sie sich unrechtliche Handlungen erlaubten, entschieden seine Misbilligung kund gab. So sagte er nach der Ermordung des Herzogs von Orleans seinem Gebieter, dem Herzoge Johann, welcher diese Schandthat veranlaßt hatte, den Dienst auf und ebenso weigerte er sich an dem unheilvollen Vertrage von Troyes Theil zu nehmen, wodurch Philipp der Gütige den König Heinrich V. von England als König von Frankreich anerkannte, um den Dauphin, welcher später als Karl VII. regierte, von der Thronfolge auszuschließen. Goethals starb am 14. Dec. 1433 zu Dornick. Er fand seine Grabstätte unter dem Hauptaltare der Kathedrale dieser Stadt, sein Herz aber brachte man nach Lüttich und verwahrte es im Dome in einem prachtvollen Denkmale, welches im J. 1794 zertrümmert wurde [2]).

3) **Arnold**, belgischer Chronist, im J. 1425 geboren, war Mönch in der Abtei Saint-André-les-Bruges und schrieb eine Chronik derselben, welche als eine der vorzüglichsten belgischen Geschichtsquellen betrachtet und jetzt zum Abdruck vorbereitet wird. Sie lag lange Zeit gänzlich vergessen in den Handschriftensammlungen, bis Jules van Praet durch die Uebersetzung eines Capitels aus ihr in seinem Werke über die Entstehung der Gemeinden in Flandern: De l'Origine des Communes flamandes et de l'époque de leur établissement (Gand 1829. 8. p. 79—114.) die Aufmerksamkeit wieder auf sie lenkte. Arnold Goethals starb im J. 1515 in der erwähnten Abtei [3]).

4) **Franz**, belgischer Rechtsgelehrter, im J. 1500 zu Gent geboren, über dessen Lebensverhältnisse wir aber nichts Näheres wissen. Er schrieb eine Sammlung französischer und belgischer Sprüchwörter und ein Werk über die Herstellung des Friedens in der Stadt Gent (Observations sur la pacification de Gand. Gand 1579. 8.), welches von seinen Zeitgenossen sehr geschätzt wurde. Er starb um das Jahr 1582 zu Gent [4]).

5) **Philipp**, einer der vorzüglichsten belgischen Rechtsgelehrten im 16. Jahrh., um das Jahr 1490 zu Gent geboren, widmete sich zu Paris dem römischen und kanonischen Rechte und ließ sich nach der Beendigung seiner Studien in seiner Vaterstadt als praktischer Jurist nieder. Philipp I. von Spanien ernannte ihn zum Mitgliede des in Flandern angeordneten Provinzialrathes und Karl V. zum Ehrenrathe und Requetemeister. Er starb im J. 1550 zu Gent und hinterließ mehre Werke über das peinliche und bürgerliche Recht, von denen aber nur ein einziges nach seinem Tode zu Brügge gedruckt wurde [5]).

---

1) Vergl. *Andreae Valerii Desselii* Bibliotheca Belgica p. 351. *L'Evêque de la Basse-Moûturie*, Esquisses biographiques extraites de tablettes généalogiques de la maison de Goethals. (Paris 1837. 2. Ed. 1838. 8.) *J. Huet*, Récherches historiques sur la vie, les ouvrages et la doctrine de Henri de Gand, surnommé le docteur solennel. (Gand 1839. 8.) Biographie générale. Tom. XXI. p. 24.

2) *L'Evêque de la Basse-Moûturie* l. c. Biographie générale. Vol. XXI. p. 24 seq. 3) *L'Evêque de la Basse-Moûturie* l. c. Note biographique sur Arnould Goethals, auteur de la chronique de St. André in den Schriften der Société d'émulation de la Flandre. Tom. IV. (1842) p. 360. Biographie générale. Tom. XXI. p. 25. 4) *L'Evêque de la Basse-Moûturie* l. c. Biographie générale. Tom. 21. p. 25. 5) *L'Evêque de la Basse-Moûturie* l. c. Biographie générale. Vol. XXI. p. 26.

6) **Lävin**, auch **Panagathus** genannt, ein bei seinen Zeitgenossen sehr angesehener Humanist, in der zweiten Hälfte des 15. Jahrh. zu Gent geboren, zeichnete sich besonders durch seine umfassende Kenntniß der griechischen und lateinischen Sprache aus, welche er auch an verschiedenen Orten Teutschlands und zuletzt zu Ulm lehrte, wo er am 25. Jan. 1547 starb. Seine Reden und Gedichte in lateinischer Sprache fanden großen Beifall, sind aber jetzt vergessen [6]).

7) **Franz**, auch **Eucollus** und **Panagathus** genannt, ein ausgezeichneter belgischer Jurist, im J. 1539 zu Brügge geboren, lehrte seit dem Jahre 1570 das kanonische und römische Recht an der Universität zu Löwen und erhielt später (1583) die neugestiftete Professur des kanonischen Rechtes zu Douay, in welcher Stellung er sich einen so großen Ruf erwarb, daß der Papst erlaubte, ihm die Priesterwürde zu ertheilen, obgleich er verheirathet war und eilf Kinder hatte. Er erhielt darauf eine Pfründe an der Stiftskirche zum heiligen Amandus in Douay und seine Frau wurde Pfründnerin in dem Kloster zu Denain. Außer seinen juristisch-politischen Schriften (De felici et infelici Republica. Lovanii 1567. 8. und De Dominii distinctione. Lovanii 1569. 8.) verfaßte er auch ein panegyrisches Gedicht über die Jungfrau Maria (Carmen de Diva Virgine. Antverp. s. a. 8.). Er starb im Jahre 1616 zu Douay [7]).

8) **Jost**, belgischer Staatsmann, am Anfange des 16. Jahrh. zu Gent geboren, gehörte zu den angesehensten und reichsten Bürgern seiner Vaterstadt. Dem Könige Philipp II. von Spanien und der katholischen Sache unbedingt ergeben, weigerte er sich in den aus 18 Mitgliedern bestehenden Magistrat, welchen Jan van Imbize und Franz van Ryhove, die vom Volke mit der höchsten Gewalt bekleideten Führer der Reformirten, im J. 1577 eingesetzt hatten, einzutreten. Man warf ihn deshalb zuerst ins Gefängniß, schnitt ihm dann die Ohren ab, erklärte ihn seines Besitzthums verlustig und jagte ihn aus der Stadt. Seine Gemahlin erlag dem Schmerze über diese grausame Behandlung, seine Kinder aber flüchteten sich in ein Hospital, wo die Oberin Katharina Goethals, ihre Muhme, sie den weitern Verfolgungen entzog; ihr Vater starb im J. 1582. Später (1604) richteten sie, da sie ihrer ganzen Habe beraubt waren, an den Erzherzog Albrecht das Gesuch, zur Fristung ihres Lebens ein Geschäft treiben zu dürfen, ohne dadurch ihren Adel zu beeinträchtigen. Diese Bitte wurde ihnen gewährt und ihre Bemühungen waren von einem so glücklichen Erfolge gekrönt, daß sie sich bald wieder ein ebenso großes Vermögen erwarben, als ihre Voreltern besessen hatten. Von ihnen stammt eine lange Reihe von Goethals ab, welche sich während des 17., 18. und 19. Jahrh. als Krieger, Beamte, Geistliche und Gelehrte auszeichneten. Unter den jüngsten sind zu nennen Karl Goethals, im J. 1825 Generallieutenant des Königs der Niederlande, Ambrosius Karl Goethals, Erzpriester und Generalvicar der Diöcese Gent, welcher im J. 1836 starb und Louis Goethals, bekannt durch seine Schrift: Quelques réflexions sur le pétitionnement en faveur de la langue flamande (Bruxelles 1841. 8.), welche die Berechtigung der flämischen Sprache als Landessprache erörtert [8]). Zu derselben Familie gehört auch

9) **Felix Victor**, belgischer Literat, am 4. Juni 1799 zu Gent geboren. Er widmete sich auf der Universität seiner Vaterstadt der Jurisprudenz und arbeitete darauf von 1825—1829 als Stagiaire auf dem Parquet des Generalstaatsprocurators an dem Obergerichtshofe zu Brüssel, war aber seit 1827 zugleich Gehilfe des Conservators der Bibliothek dieser Stadt und trat nach der Revolution von 1830 an dessen Stelle. Als die Stadt Gent, um sich aus ihrer drückenden finanziellen Verlegenheit zu ziehen, im J. 1842 ihre Bibliothek an den Staat verkaufte, welcher sie mit der ebenfalls erst kürzlich erworbenen van Hulthem'schen Bibliothek vereinigte, um aus beiden die königliche Bibliothek zu bilden, wurde zwar Baron von Reiffenberg an die Spitze der neuen literarischen Anstalt gestellt, Goethals behielt aber sein Amt als zweiter Bibliothekar, bis er im J. 1853 sich in den Ruhestand versetzen ließ. Er hat sich hauptsächlich mit der Literaturgeschichte Belgiens beschäftigt und in seinen beiden sich damit befassenden Werken (Lectures relatives à l'histoire des sciences, des lettres, des moeurs et de la politique en Belgique et dans les pays limitrophes. Bruxelles 1837—1838. 8. 4 Voll. und Histoire des lettres et des arts en Belgique et dans les pays limitrophes. Bruxelles 1840—1844. 8. 4 Voll.) eine Fortsetzung und Ergänzungen zu Paquot's bekannten Mémoires pour servir à l'histoire des Pays-Bas (Liège 1763 seq. fol. 3 Voll.) geliefert, leider aber darin nur rohes Material aufgehäuft, welches der Sichtung einer scharfen Kritik bedarf, ehe es zur Geschichte der Literatur gebraucht werden kann; auch berühren die gehässigen Bemerkungen und Anspielungen, welche sich der Verfasser gegen ihm nicht behagende Schriftsteller und Schriften erlaubt, den unparteiischen Leser um so unangenehmer, da dieser überall die Angabe der Quellen, aus welchen die Darstellung geschöpft ist, vermißt. Mehr Anerkennung verdient seine Biographie des berühmten belgischen Mathematikers Simon Stevin (Notice historique sur la vie et les travaux de Simon Stevin de Bruges. Bruxelles 1842. 8.), obgleich der Styl, wie überhaupt in allen seinen Werken, abschreckend trocken und langweilig ist. An noch größern Fehlern leidet sein Dictionnaire généalogique et héraldique des Familles nobles du royaume de Belgique (Bruxelles 1849—1852. 4. 4 Voll.), worin die albernsten Anmaßungen der Eitelkeit gegen die Bezahlung der Druckkosten aufgenommen worden sind, welches aber auch

6) *Valerii Andreae Desselii* Bibliotheca Belgica p. 609.
7) *Val. Andr. Dessel.* l. c. p. 230. *L'Evêque de la Basse-Moûturie* l. c. Biographie générale. Tom. XXI. p. 26.
8) *L'Evêque de la Basse-Moûturie* l. c. Biographie générale. Tom. XXI. p. 26.

nur an die betreffenden Familien abgegeben worden ist und im Handel selten vorkommt; bekannter ist die ihm entlehnte und mehr der Wahrheit getreue Histoire généalogique de la maison de Horne. (Bruxelles 1848. 4.) Auch das neueste genealogische Werk des Verfassers (Miroir des Notabilités nobiliaires de la Belgique, des Pays-Bas et du nord de la France. Bruxelles 1856. 4.) ist mit größerer Vorsicht gearbeitet. Gegenwärtig beschäftigt er sich mit einer Histoire des principales familles de Hesbaye und einer Archéologie de Belgique. Eine gute Uebersicht der belgischen Geschichte gewährt sein Tableau chronologique de l'histoire des Belges. Bruxelles 1840, auf einem Folioblatte [9]). — Ein anderer fleißiger Arbeiter auf dem Gebiete der politischen und literarischen Geschichte Belgiens ist Jean Goethals-Vercruysse, Conservator der Universitätsbibliothek zu Gent; er begann im J. 1797 eine Sammlung der auf die Geschichte von Kortryk (Courtrai) bezüglichen Schriften, welche jetzt bereits bis zum 19. Bd. gediehen ist und besitzt noch etwa 60 Bände, worin er den gesammten Stoff zu einer politischen und literarischen Geschichte derselben Castellanei vereinigt hat; außerdem enthält seine Bibliothek eine Menge wichtiger Materialien für die Geschichte Belgiens, welche den Geschichtsschreibern dieses Landes von großem Nutzen sein können [10]). (*Ph. H. Külb.*)

GOETHALS-VERCRUYSSE (Jacob), belgischer Geschichtsschreiber, geboren zu Kortryk den 12. Aug. 1759, Sohn eines reichen Damastwebers, später (im J. 1790) mit einer geborenen Vercruysse verheirathet, meistens Goethals-Vercruysse genannt. Er studirte zuerst bei den Jesuiten in Kortryk und dann in Löwen Theologie, welche er jedoch nach anderthalb Jahren aufgab, um in Brüssel den Handel zu erlernen. In seine Vaterstadt zurückgekehrt wandte er, was seine Geschäfte ihm an Muße übrig ließen, zu geschichtlichen Studien an, für welche er in Löwen Neigung gefaßt hatte. Dabei wußte er seiner patriotischen Gesinnung Luft zu machen, indem er, ohne der französischen Regierung Anstoß zu geben, in dem „Kortrykschen Almanach" Geschichten von den Großthaten der alten Vlamingen erzählte, welche begierig gelesen wurden. Nach dem Sturze Napoleon's gab er einen Theil seiner Studien in zwei „Jahrbüchern der Stadt Kortryk" heraus. Vollständig hat er sie unter dem Titel einer „Chronik von Kortryk" in 85 Bändchen in 8. und 18 Theilen in 4. handschriftlich hinterlassen. Die vorhin gedachten Studien bilden den Inhalt des „Jaerboek der stad en oude kasteleny van Kortryk, verzameld uit menigvuldige auteurs en handschriften." (Kortryk 1814—1815. 8.) Er starb zu Kortryk den 6. Sept. 1838 [*]). (*J. E. Volbeding.*)

9) Biographie générale. Tom. XXI. p. 26 seq. Dictionnaire de la conversation et de la lecture. Tom. LXII. (Paris 1849. 8.) p. 275 seq. 10) Vergl. Aug. Voisin's Notiz über diesen fleißigen Sammler, in dem Annuaire de l'Académie royale des sciences et belles-lettres de Bruxelles. (Bruxell. 1839. 18.) *Fel. Bourquelot* und *Alfr. Maury*, La Littérature française contemporaine. Tom. IV. p. 118.

*) Vergl. Ida v. Düringsfeld, Von der Schelde bis zur Maas. Das geistige Leben der Vlamingen ꝛc. (Leipzig 1861.) 3. Bd. S. 312 fg.

GOETHE (Johann Wolfgang von), zugleich der universellste und allgemeinmenschlichste, wie in vielen der wesentlichsten Beziehungen teutscheste unter den teutschen Dichtern, ein Culturdichter im wahrsten Sinne des Wortes, ein Sprachbildner ersten Ranges, der die Leistungsfähigkeit der teutschen Sprache in Vers und Prosa wie kaum ein anderer förderte, einer der tiefsten Denker ohne philosophisches System, ein religiös-humaner Geist ohne religiöses Bekenntniß, ein origineller Kenner der Natur ohne naturwissenschaftliche Vorbildung, auf allen Gebieten der Poesie und Kritik heimisch und auch auf verschiedenen der Wissenschaft und Kunst thätig, wurde am 28. Aug. 1749 zu Frankfurt am Main geboren. Wie Goethe, dem selbst ein Alexander von Humboldt das Zeugniß ausstellte, daß Keiner so beredt wie er die Zeitgenossen, „des Weltalls heilige Räthsel zu lösen," angeregt, dem weiten Reiche menschlichen Empfindens und Anschauens ganz neue Provinzen hinzufügte, so hat er auch, möchte man sagen, durch seine ganze Erscheinung, sein Dichten, Wirken und Leben das menschliche Geschlecht um eine neue, bis dahin nur durch ihn repräsentirte Species vermehrt [1]). Daher verdient auch grade sein Leben, das er gewissermaßen selbst als ein Object seines dichterischen und künstlerischen Gestaltungsvermögens betrachtete und in diesem Sinne behandelte und über das er Aufzeichnungen hinterließ, die fast den Werth und die Bedeutung einer künstlerischen Schöpfung haben, eine eingehendere Darstellung als die irgend eines andern Autors. Seine Dichtungen erklären sein Leben und sein Leben seine Dichtungen, sodaß, wer sein Leben erzählt, zugleich auch die Analyse seiner Werke zur Hälfte absolvirt haben wird. Jeder Ort, wo er sich längere oder kürzere Zeit aufhielt: Frankfurt, Leipzig, Strasburg, Wetzlar, Weimar, Venedig, Rom, Neapel, Sicilien, die Champagne u. s. w., wurde für seinen Geist gewissermaßen ein neuer Leib und bezeichnet bei ihm eine neue Entwickelungsperiode; von jedem bedeutenden Manne, mit dem er auf seinem reichen Lebensgange zusammentraf — und es gab wenige hervorragende teutsche Zeitgenossen, denen er nicht auf längere oder kürzere Zeit näher getreten wäre — lernte er etwas, entweder was er sich anzueignen oder was er zu vermeiden habe; jedes weibliche Wesen, das ihn anzog, dem er sich für längere oder kürzere Zeit in Liebe hingab, wurde ihm zugleich ein Gegenstand des Studiums der weiblichen Natur oder eine Quelle dichterischer Inspiration. Seine eigenen Aufzeichnungen, namentlich aber das köstliche Buch „Dichtung und Wahrheit," zeigen am besten, wie Goethe, was er äußerlich erlebte, zugleich in Dichtung verwandelte und was er innerlich dichtete, auf sein äußeres Leben zu übertragen suchte. „In einer Ausdehnung, wie vielleicht bei keinem

1) Diesen Eindruck machte auch seine Persönlichkeit. Der Erbprinz Karl August von Meiningen schrieb von ihm, als er Anfangs Februar 1775 Goethe's persönliche Bekanntschaft in Frankfurt gemacht: „er hat seine ganz eigenen Façons, sowie er überhaupt zu einer ganz besondern Gattung von Menschen gehört."

zweiten Schriftsteller," sagt Robert Prutz, „sind seine Schriften zugleich sein Leben; in dieser ganzen Reihe von Bänden, die seinen literarischen Nachlaß bilden, ist nicht eine Zeile, nicht ein Wort, das er nicht aufs Lebendigste empfunden hätte, das nicht warm und echt aus seinem Innern gekommen wäre." Prutz hebt weiter hervor, daß, wie Alles in und an Goethe im höchsten Grade naturgemäß gewesen, so sich auch sein Dasein gleichmäßigen Ganges nach den natürlichen Epochen des allgemein menschlichen Daseins, nach Kindheit, Jünglings-, Mannes- und Greisenalter abgewickelt habe; ein richtiges eigenwilliges Kind, sei er ein richtiger übermüthiger, leidenschaftlicher Jüngling, ein richtiger thätiger, klar um sich schauender Mann, ein richtiger sein Leben behaglich recapitulirender Greis gewesen, sodaß man das Goethe'sche Leben auch in dieser Hinsicht als ein wahres Musterleben bezeichnen dürfe. So einfach dem oberflächlichen Beobachter Goethe's Dasein auch erscheint, so kann man doch sagen, daß wenige Dichter ein auch an äußerlichen Beziehungen reicheres und mannichfaltigeres, kein Sterblicher vielleicht ein bewußteres Leben geführt habe. Harmonisches Gleichmaß, Wahrheit gegen sich und Andere und zugleich Humanität im umfassendsten Sinne des Wortes galten ihm als die höchste Aufgabe seines Strebens und selbst die Schwächen, die man ihm mit Recht oder Unrecht nachgesagt hat und mit denen er dem gemeinsamen Loose der Sterblichen seinen Tribut abtrug, hängen, wenn man genauer prüft, mit der liebenswürdigen Grundrichtung und Grundbildung seines Wesens zusammen, sodaß man selbst diese Schwächen nicht missen möchte. J. W. Schaefer, der gewissenhafte Biograph Goethe's, bemerkt im Vorworte zu seinem Werke über Goethe: „Es waren unvergeßliche Stunden, als mir in der ersten Frische jugendlicher Geistesentwickelung die Lectüre von Goethe's „Dichtung und Wahrheit" eine noch ungekannte Welt aufschloß. Die Begeisterung für des Dichters Leben ward mir eine Aufforderung, in seine Geisteswerke tiefer und tiefer einzudringen und sie mir bis zum geringsten Fragment eigen zu machen. Ich hatte den Menschen in ihm lieben und verehren gelernt, ehe ich den Dichter kannte, und einen Schlüssel zu seinen Werken gewonnen, den mir keine Kritik wieder entreißen konnte." Bei andern Dichtern pflegt der Fall meist ein umgekehrter zu sein. Daher ist es auch bei Goethe zum Zwecke einer unparteiischen und nur einigermaßen erschöpfenden Charakteristik mehr als bei jedem andern Dichter geboten, in die Details seines Lebens möglichst genau einzudringen, da eine oberflächliche Kenntniß seines Lebens nur die Begriffe über ihn verwirren würde, manches Räthselhafte oder falsch Gedeutete aufzuhellen und in das rechte Licht zu rücken ist, endlich kaum ein irgend hervorragendes Lebensmoment sich nachweisen läßt, wovon nicht in irgend einer seiner Schöpfungen ein Anklang oder Abdruck zu finden wäre und wieder auch kaum eine Goethe'sche Schöpfung, zu welcher ihm nicht die Anregung aus dem Leben selbst unmittelbar gekommen wäre. Niemals erschien die Poesie der äußern Gestaltung nach so objectiv und allgemein typisch und niemals doch dem Wesen nach so persönlich und individuell wie bei Goethe.

Das Goethe'sche Geschlecht stammt aus dem Städtchen Artern in der Grafschaft Mansfeld, wo Johann Wolfgang's Urgroßvater Hans Christian Hufschmied war. Es ist dies nicht unwichtig zu bemerken, weil diejenigen, welche eine Vererbung geistiger Fähigkeiten und Charaktereigenschaften von Generation zu Generation annehmen, bei der Analyse der Mischungen in Johann Wolfgang's Geist und Charakter auf gewisse Eigenschaften und Bestandtheile stoßen werden, welche allerdings nordteutschen oder genauer gesagt thüringischen Ursprung verrathen. Die Traditionen, namentlich die Ueberlieferungen von Sitten und Gewohnheiten spielen auch sicherlich in den Familien eine ebenso bedeutende Rolle als bei den Völkern. Dieses Hufschmieds Sohn, Friedrich Georg, im J. 1657 geboren, widmete sich dem Schneiderhandwerke, ging, nachdem er ausgelernt, auf Wanderschaft und ließ sich 1687 als Bürger und Meister seines Handwerks in Frankfurt am Main nieder. Den „Schönen hold" fand er auch bald eine Frau in der Person einer Schneiderstochter Anna Elisabeth Lutz, mit der er sich im J. 1687 vermählte. Nachdem diese im J. 1700 gestorben, ging er fünf Jahre später, ungeachtet seiner vorgerückten Jahre, eine zweite Ehe ein mit einer angesehenen Witwe, Cornelia Schellhorn, geborenen Walther (geb. 1688, gest. 1754), Besitzerin des altberühmten Gasthofs „Zum Weidenhof." Dadurch zum Wohlstande gelangt, durfte er die Scheere niederlegen und lebte nun als stattlicher, in solidem bürgerlichen Ansehen stehender Wirth bis zu seinem erst im J. 1730 erfolgten Tode.

Dieser Großvater Johann Wolfgang's zeugte in erster Ehe fünf Kinder: 1) Bartholomäus, getauft den 20. März 1688; 2) Johann Michael, getauft den 16. März 1690, gest. den 4. März 1733, coelebs; 3) Johann Jacob, get. den 9. Dec. 1694, gest. den 8. Sept. 1717; 4) Hermann Jacob, get. den 14. Mai 1697, gest. den 30. Dec. 1761 und 5) Johann Niclas, get. den 8. Juli 1700, gest. den 3. April 1705. In zweiter Ehe mit Cornelia Schellhorn: 1) Anna Sibilla, get. den 25. Juni 1706, gest. den 13. Juli 1706; 2) Johann Friedrich, get. den 23. Sept. 1708, gest. den 31. Oct. 1727; 3) Johann Kaspar (des Dichters Vater), get. den 31. Juli 1710, gest. den 27. Mai 1782. Unter diesen Geschwistern ist, außer Johann Kaspar, noch besonders Hermann Jacob erwähnenswerth, weil dieser, ein Zinngießermeister, im J. 1749 in den Rath kam und dies allein schon genügend gewesen wäre, des Dichters Vater, Johann Kaspar, von einer Rathsstelle auszuschließen, auch wenn sein Schwiegervater Textor nicht Stadtschultheiß gewesen wäre. Denn nach einer weder durch die Constitutionsergänzungsacte von 1816, noch durch das organische Gesetz von 1856 abgeschafften oder veränderten Bestimmung der kaiserlichen Resolution vom 22. Nov. 1725 wird von einem in den Rath zu Erwählenden gefordert, „daß nicht schon sein Vater, Sohn, Bruder, Geschwisterkind, Schwiegervater, Tochtermann, Gegenschweher, leiblicher Schwager oder Schwestermann

sich im Rath befindet." Hermann Jacob Goethe's drei Söhne, Johann Friedrich, Joachim und Johann Kaspar, sowie des Dichters Brüder Hermann Jacob (1752—1759) und Georg Adolf (1760—1761) starben sämmtlich im Kindesalter, und da jetzt überhaupt die Familie Goethe in Frankfurt im Mannsstamme gänzlich erloschen ist, so würde es um so interessanter sein, über das Schicksal des Bartholomäus Goethe, Oheims des Dichters oder über dessen etwaige männliche Nachkommenschaft etwas Näheres zu erfahren, wozu Dr. Heyden in Frankfurt am Main im December 1858 eine Aufforderung erließ [2]).

Johann Kaspar Goethe, des Dichters Vater, hatte von seinem Vater Friedrich Georg Goethe, Dank der behaglichen Lage, durch welche dieser in Folge seiner Verheirathung mit der Gasthofsbesitzerin Cornelia Schellhorn gerathen war, eine sorgfältige Erziehung erhalten und sich den juridischen Studien gewidmet. Die Licht- und Schattenseiten eines tüchtigen teutschen Mannes damaliger Zeit fanden sich in ihm vereinigt. Mit schönen Kenntnissen ausgestattet und von Charakter ehrenhaft, war er zugleich schroff, wenig umgänglich, grillenhaft, befehlshaberisch, reichsstädtisch förmlich, eigensinnig und stolz. Die letztern Eigenschaften legte er namentlich an den Tag, als er sich um eine Rathsstelle bewarb und das Amt auch ohne Ballotage zu erhalten verlangte. Da man ihm dies nun verweigerte und seinetwegen die bestehenden gesetzlichen Bestimmungen doch nicht abändern wollte und konnte, ließ er sich, um zu zeigen, wie wenig ihm an dem Dienste seiner Vaterstadt gelegen, von dem damaligen Kaiser Karl VII. den Titel eines kaiserlichen Rathes beilegen. Nach den damaligen Gesetzen der Republik Frankfurt hatte er sich hierdurch von dem Dienste derselben auch für den Fall, daß die ihm im Augenblicke der Bewerbung entgegenstehenden schon oben erwähnten Hindernisse im Laufe der Zeit von selbst wegfielen, für immer ausgeschlossen. Durch den Titel und Rang eines kaiserlichen Rathes nur ungenügend befriedigt, zog er sich, schon aus Stolz, nun immer mehr in eine erzwungene Muße, auf sich selbst, auf seine eigene Häuslichkeit und die Erziehung seiner Kinder zurück, denen aber der Umstand, daß er fern von Geschäften lebte und sich ungetheilt ihrer Ausbildung widmen konnte, von größtem Nutzen war. Denn Johann Kaspar war von ebenso großem Lehr- als Lerntriebe erfüllt, hatte sich schöne Kenntnisse zu eigen gemacht und war wohl unterrichtet. Das Französische wie Italienische las und sprach er fertig. Sein Sinn und Blick für Kunstwerke hatte sich auf einer im J. 1740 unternommenen Reise nach Italien, die ihm für sein ganzes Leben die angenehmsten Erinnerungen hinterlassen hatte, entwickelt, geschärft und geübt. Italienische Landschaften, Ansichten römischer Plätze und Bauwerke schmückten seine Wohnung und obschon selbst ohne dichterisches Talent, liebte er doch die Dichter und unter ihnen besonders Tasso und auch die Werke der damaligen namhaften teutschen Dichter wurden der Reihe nach für seine Bücherei angeschafft. Noch in seinen spätern Jahren gehörte die Ausarbeitung seiner italienischen Reisebeschreibung zu seinen Lieblingsbeschäftigungen. Durch diesen Sinn für Kunst und Poesie ragte er doch über Seinesgleichen hervor und obschon vielleicht allzuängstlich im Detailkrame, peinlich im Ordnungssinne und förmlich im Betragen, scheint ihm doch in allen geistigen Dingen eine freiere Auffassung eigen gewesen zu sein, als sie sonst damals im Bürgerstande gefunden wurde. Dabei war er wahrheitsliebend, bieder, rechtschaffen und geradsinnig. „Von ihm erbte der Dichter," sagt sein englischer Biograph Lewes, „den stattlich gebauten Leib, die gerade Haltung und die gemessene Bewegung, die in seinem Alter zur Steifheit wurde und hinter der man staatsmännische Berechnung oder Hochmuth suchte; von ihm stammte auch jene Ordnungsliebe und ernste Ruhe, worüber alle die so unglücklich sind, die sich ein Genie nicht anders als von wüster Lebensweise denken können. Der Wissensdrang, das Vergnügen an der Mittheilung des Erlernten, die fast pedantische Aufmerksamkeit für Details, die wir an dem Dichter wahrnehmen, lassen sich alle schon an dem Vater nachweisen."

Ganz anders war des Dichters Mutter Katharina Elisabeth Textor, aus einer der angesehensten frankfurter Familien, mit der er sich im Jahre 1748, als sie erst in ihrem 17. Lebensjahre stand, verheirathete. Die Familie Textor stammte ursprünglich aus Mergentheim im Würtembergischen und hieß ursprünglich Weber, welchen Namen um die Mitte des 16. Jahrh. Wolfgang Weber, hohenlohischer Rath und Kanzleidirector zu Neuenstein, mit dem lateinischen, vornehmer klingenden „Textor" vertauscht hatte. Dessen Sohn Johann Wolfgang siedelte 1690 nach Frankfurt über, wo er 1701 als erster Syndicus der Stadt gestorben ist. Ein anderer Johann Wolfgang Textor, Enkel des Syndicus, war kaiserlicher Schultheiß in Frankfurt und wurde durch seine aus der Ehe des Schultheißen mit Anna Margaretha Lindheimer hervorgegangene Tochter, die genannte Katharina Elisabeth, Schwiegervater des kaiserlichen Rathes Goethe. Diese, die bekannte „Frau Rath" oder auch „Frau Aja," von Wieland die „Königin aller Weiber" genannt, war ein echt frankfurter Kind, lebhaft, naiv, dichterisch empfänglich, gesprächig, duldsam, den Eindrücken sinnlich hingegeben, in den teutschen und italienischen Dichtern belesen, voll Frohmuths und voll jenes Mutterwitzes, „der," wie Lewes bemerkt, „bei Frauen so oft die Bildung überflüssig zu machen scheint, indem ihre rasche Auffassung, grade wie die poetischer Geister, die langsam tastenden Schlußfolgen der Beobachtung hinwegnimmt." Dabei war sie allen unnöthigen Aufregungen und Gemüthsbewegungen abgeneigt und um sich in ihrer Lebenslust nicht stören zu lassen, befahl sie ihren Dienstboten ausdrücklich, sie mit traurigen Nachrichten zu ver-

2) Vergl. die „Mittheilungen des Vereins für Geschichte und Alterthumskunde in Frankfurt am Main" vom genannten Jahre, worin sich auch die oben mitgetheilten genauern Angaben über die Genealogie Goethe's finden, die in den Biographien des Dichters bisher fehlten.

schonen, außer im dringendsten Nothfalle. In einem ihrer Briefe, die zwar nicht sehr correct und nicht einmal orthographisch fehlerfrei, aber in einem originellen, ihr ganzes Wesen lebhaft und getreu wiederspiegelnden Tone geschrieben sind, bemerkt sie, daß Ordnung und Ruhe Hauptzüge ihres Charakters seien und sie fährt dann fort: „Daher thu' ich alles gleich frisch von der Hand weg, das Unangenehmste immer zuerst, und verschluck den Teufel (nach dem weisen Rathe, des Gevatters Wieland), ohne ihn erst lange zu begucken; liegt dann Alles wieder in den alten Falten, ist alles Unebene wieder gleich, dann biete ich dem Trotz, der mich in gutem Humor übertreffen wollte." Es ist nicht zu verkennen, daß manche dieser Charakterzüge bei ihrem Sohne wiederkehren, nur harmonischer ausgeglichen und zu einer höhern geistigen Einheit gebracht. Er selbst gesteht in einem bekannten Reimspruche, daß er die „Natur" und des „Lebens ernstes Führen" seinem Vater, die „Frohnatur" und „Lust zu fabuliren" aber seiner Mutter verdanke[3]).

Bereits nach Jahresfrist am 28. Aug. 1749 wurde auf dem Hirschgraben in dem Hause mit den drei Lyren diesen in ihren Charaktereigenschaften wie in den Jahren so von einander abweichenden und einander doch so vortrefflich ergänzenden Ehegatten während der Mittagsstunde ein Sohn geboren, der nach damaliger Sitte gleich am folgenden Tage getauft und nach dem in der Familie Textor bei erstgeborenen Knaben erblich gewordenen Namen Johann Wolfgang genannt wurde. Fast schien es, als schwebte über dem Knäbchen, in welchem der teutschen Nation, ja der Zeit ihr größter Dichter heranreifen sollte, in der Geburtsstunde ein Unglücksstern, obschon er selbst die Constellation eine glückliche nennt: er kam „durch Ungeschicklichkeit der Hebamme für todt" zur Welt und man zweifelte eine Zeit lang, ob es gelingen würde, den Knaben ins Leben zurückzurufen und dem Leben zu erhalten. Bald jedoch erholte er sich und entwickelte sich immer mehr zu einem der wohlgebildetsten und schönsten Knaben, der Aufsehen machte, wenn man ihn in Frankfurts Gassen und Spaziergängen herumtrug. Selbst die damalige Kinderplage, die Blatternkrankheit, obschon sie ihn mit solcher Heftigkeit ergriff, daß er mehre Tage wie blind darniederlag, hatte seinem lieblichen Antlitze Nichts an und ließ auf der Haut keine Spur zurück. Auf seine geistige Bildung war es sicher nicht ohne Einfluß, daß seine später geborenen Brüder, Hermann Jacob und Georg Adolf, schon im Kindesalter neben ihm hinwegstarben und daß nur eine Schwester, Cornelia, im J. 1750 geboren und mithin mit Johann Wolfgang in fast gleichem Alter, den väterlichen Unterricht theilte. Prutz bemerkt hierüber: „Irren wir nicht, so liegt auch hierin ein Umstand, der bei der Beurtheilung von Goethe's späterer Entwickelung wol in Anschlag gebracht werden muß: nämlich daß er ohne größere Zahl von Geschwistern, insbesondere ohne Brüder aufwuchs, nur eine Schwester neben sich, an der er keinen Widerstand fand für seine Neigungen und Launen, sondern die ihn im Gegentheile in Gemeinschaft mit der jugendlichen Mutter, die ja selbst noch ein halbes Kind war und sich also ganz naturgemäß mehr zu den heitern lachenden Kindern als zu dem ernsten, mürrischen Manne hielt, fast geflissentlich verzog und verhätschelte"[4]). Ist nun hieraus etwas hervortretend, wenn auch sicherlich nicht überwiegend Weibliches in Goethe's Wesen zu deuten und zu erklären, so erwuchs ihm daraus auch der Vortheil, daß der Vater seine Aufmerksamkeit mehr auf ihn concentriren konnte, als dies bei der Erziehung mehrer Geschwister möglich gewesen sein würde.

Auch war noch durch einen andern schwer ins Gewicht fallenden Umstand dafür gesorgt, daß das Barsche, Gewaltsame und Rohe, was sich bei fortgesetztem engern Umgange mit vielen Geschlechtsgenossen bei Knaben von entsprechender Gemüthsart erzeugt, dann aber auch das Verbitternde und Verdüsternde, was ein solcher Verkehr bei Knaben weicheren Temperaments ebenso leicht zur Folge hat, von früh auf dem jungen Wolfgang fern blieb. Er hat nämlich nie eine öffentliche Schule besucht außer in Gesellschaft seiner Schwester für eine kurze, kaum nennenswerthe Unterbrechung, als und so lange ein Neubau in dem väterlichen Hause vorgenommen wurde. Aber selbst diese kurze Zeit reichte hin, ihm das Schulwesen gründlich zu verleiden, wie aus seinen Worten in „Dichtung und Wahrheit" hervorgeht: „Indem man die zu Hause abgesondert, reinlich, edel, obgleich streng gehaltenen Kinder unter eine Masse von jungen Geschöpfen hinausstieß, so hatten sie vom Gemeinen, Schlechten, ja Niederträchtigen ganz unerwartet Alles zu leiden, weil sie aller Waffen und Fähigkeiten ermangelten, sich dagegen zu schützen." Diese Waffen würde ihnen ein längerer Schulbesuch sicherlich in die Hände gegeben haben. Mehre Literaturhistoriker und Biographen Goethe's haben aus diesem Umstande Folgerungen gezogen, die wol nur zum Theil stichhaltig sind. Viehoff meint sogar, wenn Goethe in Elementarschule und Gymnasium sich zur Universität vorbereitet hätte, so würde Teutschland einen „andern Goethe" gehabt haben; ob auch einen bessern? Gervinus behauptet, es sei ihm dadurch „der epische Jugendlauf entgangen," „Geschichte (und Epos) hätten ihn daher nie in bedeutendem Grade gefesselt, weil das Interesse daran nur in einem äußerlich bewegten Leben wurzelt," und er sagt ferner: „Er hat nie das Bestreben der Massen achten lernen, in denen wir uns nur behaglich fühlen, wenn wir von früh auf an ihre Gemeinschaft gewöhnt waren." Auch Hillebrand ist der Ansicht, daß Goethe für die Weltgeschichte „keinen rechten Sinn hatte, auch kein historisches Drama in Shakespeare'scher Weise und Haltung schreiben konnte." Indessen ist hiergegen zu bemerken, daß Shakespeare und so viele andere große Dichter älterer Zeit ja keineswegs Schulen besucht haben, die nach dem jetzigen Systeme eingerichtet gewesen wären,

3) Näheres über sie findet man in Dorow's Schrift: „Goethe's Mutter, nebst Briefen und Aufzeichnungen ꝛc." (Leipzig 1842.)

4) Siehe Goethe. Eine biographische Schilderung von Robert Prutz. (Leipzig 1856.) S. 15.

und was den dem Dichter vorgeworfenen Mangel an Geschichtssinn betrifft, so macht Rosenkranz dagegen geltend: „Es hat einigen teutschen Professoren gefallen, Goethe den Sinn für die Geschichte abzusprechen, aber einen „Götz," einen „Egmont" ohne historischen Sinn zu dichten, ist unmöglich." Die heilsamen Einflüsse der Gemeinsamkeit, des Wetteifers, der Reibungen, der Discplin im Großen, wie sie auf Schulen erzeugt werden und in diesem Gewühle der verschiedenartigsten Individuen zur Kräftigung, oft auch zur Verhärtung des Charakters beizutragen wol im Stande sind, können nicht in Abrede gestellt werden; indessen hat auch eine Erziehung, wie Goethe sie genoß, für dichterisch begabte, schaffenskräftige Individuen ihre unbestreitbaren Vorzüge, indem ihnen eine gewisse Heiterkeit, Frische, Naivetät, Ursprünglichkeit und rein menschliche, duldsame Gesinnung gewahrt bleiben, wie sie grade Goethe eigen waren, Eigenschaften, die er vielleicht nicht im gleichen Grade besessen haben würde, wenn er einen gelehrten Schulcursus durch alle Stadien durchgemacht hätte. Eine gewisse Regellosigkeit und Unstätigkeit in seinem Dichten und Schaffen, die aber einige wol mit Unrecht mit Dilettantismus und Ungründlichkeit verwechselt haben, die vielmehr mit der ganzen Vielartigkeit und Vielseitigkeit seiner in ihrer Weise doch immer auf tiefe Ergründung und Lösung der verschiedenen Wissens- und Lebensfragen losarbeitenden Natur zusammenhing, läßt sich vielleicht auf seine blos häusliche Erziehung zurückführen; dagegen blieben ihm auch viele trübe Erfahrungen und Einflüsse, die in der Schule schon früh das Gemüth des Knaben zu verbittern und zu verstimmen geeignet sind, eine Last von Lectionen, die, oft ohne Rücksicht auf die Individualität des Lernenden, Geist und Körper bedrücken und zur Hypochondrie geneigt machen, endlich neben den Anregungen zu wirklich förderndem Wetteifer auch die Anlässe zu bloßer Suffisance und zu bloßem Schulstolze bei seiner mehr häuslichen Erziehung erspart [5]).

Im Ganzen kann man doch mit dem Resultate, welches die väterliche Erziehung an dem Dichter Goethe geliefert hat, sehr zufrieden sein; auch kommt es bei der Betrachtung eines Dichters, der wie Goethe als ein ganzes harmonisches Universum, möchte man sagen, und nicht in fragmentarisch und unentwickelt gebliebener Gestalt vor uns steht, nicht sowol darauf an zu zeigen, was er bei anderer Erziehung noch Alles hätte werden können, sondern was er bei der Erziehung, deren er sich zu erfreuen hatte, geworden ist und was er ihr verdankt. Goethe selbst rühmt seinem Vater eine „lehrhafte Natur" nach; und daß es ihm an Lehrtalent nicht gefehlt habe, geht unter Anderm aus den in der frankfurter Stadtbibliothek aufbewahrten und von Weismann herausgegebenen Exercitien hervor, die er dem Sohne zwischen dem siebenten und neunten Lebensjahre auszuarbeiten aufgab und die ganz dazu geeignet waren, die geistige Selbstthätigkeit des Knaben anzuregen und in die ersten Lebensanschauungen desselben Klarheit und ein richtiges Verständniß zu bringen. Seine Unterrichtsweise hatte die möglichste Viel- und Allseitigkeit, eine gewisse weltmännische, nicht gelehrte Bildung zum Zweck; auch hatte sich der väterliche Pädagog für einzelne Gegenstände, z. B. für das Lateinische, eine eigene erleichternde Methode ausgedacht, die, wie Prutz bemerkt, „vielleicht nicht sehr wissenschaftlich war, den Knaben aber rasch vorwärts brachte." Uebrigens betrieb der Vater seine Erziehung nicht allein, er nahm auch für gewisse Gegenstände, in denen er sich nicht bewandert genug fühlte, „Leute von Metier" zu Hilfe, die freilich ihrer Aufgabe nicht immer entsprachen. Wie sehr es aber dem Vater am Herzen lag, seinen Sohn zu etwas Rechtem ausbilden zu lassen, geht schon daraus hervor, daß er, der nöthigen Concurrenz und des zu erweckenden Wetteifers wegen, das Englische und das Zeichnen gemeinschaftlich mit demselben erlernte. Um diesen Wetteifer zu steigern, wurden dann noch andere Knaben herangezogen und eine Art Privatschule gebildet, wobei sich jedoch sehr bald dieselben Uebelstände bemerkbar machten, die zu vermeiden man den Knaben von dem Besuche einer öffentlichen Schule fern hielt. An unfreundlicher Behandlung, an Schlägen und Püffen seitens der Lehrer fehlte es, wie Goethe selbst klagt, keineswegs und man verhärtete sich gegen sie um so mehr, als Widersetzlichkeit oder Gegenwirkung aufs Höchste verpönt war. Noch mehr hatte der junge Goethe von seinen Mitschülern selbst zu leiden, bis er, aufs Aeußerste gebracht, sich einmal in einem blutigen Rencontre zur Wehre setzte. Es hat also doch an dramatischen Reibungen, Conflicten und Katastrophen und an jenem „epischen Jugendlaufe," dessen angeblichen Mangel Gervinus beklagt, bei dem Unterrichte des Knaben Goethe nicht so ganz gefehlt. Was den grammatischen Unterricht im Teutschen betrifft, so hat Goethe diesen wol nie genossen; wurde dieser Unterricht doch auch auf den öffentlichen Schulen damals gänzlich zurückgesetzt in der Annahme, daß die teutsche Sprache eine gemeine Sprache sei, nur dienlich für den gewöhnlichen Verkehr und aus diesem auch am besten zu erlernen. Daher auch das uncorrecte Teutsch, dem man in Goethe's Jugendarbeiten und Jugendbriefen begegnet. Um so mehr muß man den natürlichen Instinct und die schöpferische Sprachgewalt, mit der er sogar, nach Jacob Grimm's Eingeständniß, den teutschen Wortschatz wesentlich bereicherte, endlich die ungeheuere und unablässige Mühe bewundern, die er zeitlebens auf den Styl verwandte, bis es ihm gelang,

5) Vergl. übrigens hierüber die Schrift: „Mittheilungen aus der Bildungsgeschichte Goethe's und Schiller's zur Beantwortung der Frage: Haus oder Schule? oder Haus und Schule?" Von Dr. Gotthilf Löschin, Director der höhern Bürgerschule zu Danzig. (Danzig 1859.) Der Verfasser sucht in dieser Schrift an dem Bildungsgange beider Dichter nachzuweisen, daß nicht Haus allein und Schule allein, sondern Haus und Schule vereint das Werk der Jugenderziehung betreiben und sich in die Hände arbeiten sollen. Wenn Robert Prutz in seiner schon angeführten Schrift über Goethe behauptet, der Knabe Goethe habe, an eine gewisse Bevorzugung im älterlichen Hause gewöhnt, die „demokratische Gleichheit der Schule höchst unangenehm empfunden," so ist dagegen zu bemerken, daß diese „demokratische Gleichheit" auf den meisten Schulen wol nur sehr unvollkommen zur Ausführung kommt und unter einer Menge Rücksichten zu leiden pflegt.

ihn zu einer namentlich auch in der Prosa noch unübertroffenen Feinheit, Correctheit und Anmuth auszubilden. Im Tanzen ertheilte ihm der Vater selbst Unterricht, wobei er, der 48jährige kaiserliche Rath, in steifer, ernster Haltung daherschritt und die zierliche Menuet, die er einübte, selbst mit der flute douce begleitete. An diesem Tanzunterrichte, wie auch an den meisten übrigen Lectionen, welche der Vater ertheilte, nahm auch die Schwester Cornelia Theil, die im Gegensatze zu ihrem Bruder durch ihre äußerliche Erscheinung keineswegs für sich einnahm und mehr von des Vaters verschlossenem Ernste, als von der Mutter lebensfroher Offenheit hatte, übrigens bei allen herben und schroffen Manieren ein weiches, liebebedürftiges Herz in sich trug. Goethe sagt von ihr: „Die Züge ihres Gesichts sprachen von einem Wesen, das weder mit sich einig war, noch werden konnte." Aber ihrem Bruder war sie die innigste und vertrauteste Freundin, der er alle seine kleinen Herzensgeheimnisse und Gemüthsbedrängnisse anvertraute und deren kluge und besonnene Rathschläge er ebenso sehr schätzte als nach Umständen befolgte. Aeußeres Glück hatte sie, ebenfalls im Gegensatze zu ihrem Bruder, im Leben nur wenig. Eine Neigung, die sie schon früh für einen jungen Engländer im Herzen trug, diente nur dazu, noch tiefern Schatten in ihr Gemüth zu werfen. Im J. 1773 heirathete sie Johann Georg Schlosser, Amtmann zu Emmendingen, fühlte sich jedoch in dieser Ehe nicht glücklich und starb, von ihrem Dasein ziemlich unbefriedigt, bereits im J. 1777. Zur Hausfrau und Ehegattin war sie vielleicht auch nicht geboren. Goethe selbst sagt von ihr, er habe sie sich nicht gern als Hausfrau, wol aber gern als Aebtissin, als Vorsteherin einer edeln Gemeinde gedacht; sie habe Alles besessen, was ein solcher „höherer Zustand" verlange, ihr habe Alles gefehlt, was die Welt unerläßlich fordere. Die höchste Polhöhe des literarischen Ruhms ihres geliebten Bruders erlebte sie nicht mehr, aber wol die Anfänge desselben, die in ihr umschattetes Leben einen freundlichen Lichtblick werfen mochten. Es wird berichtet, sie habe Schlosser nicht aus Zuneigung geheirathet, sondern nur um der für sie drückenden Hausdespotie ihres Vaters sich zu entziehen. Daß es sich mit dieser Familientyrannei wirklich so arg verhalten, wie man versichert, ist übrigens, wenn man die Bildung des Raths erwägt, schwer zu glauben, vielmehr anzunehmen, daß beiden Geschwistern das strenge Hausregiment ihres Vaters im Gegensatze zu der genialen Lebenslust ihrer Mutter und vielleicht nicht ohne directe Einwirkung und Einflüsterung der letztern in weit schwärzerem Lichte erschien, als dies sonst der Fall gewesen sein würde. Daß sein an Störrigkeit grenzender Eigensinn der Familie oft lästig geworden sein mag, kann allerdings schwerlich in Frage gestellt werden. Wie weit er seinen Eigensinn trieb, bewies er unter Anderem während des oben erwähnten in seinem Hause nöthig gewordenen Neubaues. Denn um den Bau besser leiten und beaufsichtigen zu können, sträubte er sich, mit den Seinigen das Haus zu verlassen; und erst als zuletzt auch das Dach theilweise abgetragen wurde und trotz aller Vorsichtsmaßregeln der Regen bis zu den Betten gelangte, verstand er sich dazu, die Kinder auf eine Zeit lang zu wohlwollenden Freunden zu thun.

Mehre von den kleinen Aufsätzen Goethe's aus seinem achten und neunten Jahre, die uns durch einen günstigen Zufall erhalten worden sind, verrathen eine für dieses Alter überraschende Gewandtheit und das Talent, kleine Vorfälle im muntern Dialog zu behandeln und gewissermaßen dramatisch zu gestalten[6]). Dahin gehören auch die Morgenglückwünsche, die er im Jahre 1758 für jeden Tag des Monats August in lateinischer, zum Theil sogar in griechischer und in teutscher Sprache verfaßte, um damit seinem Vater eine Freude zu bereiten. Schon früh zeigte er sich aufs Aeußerste reizbar und empfänglich, wie der erschütternde Eindruck beweist, den die Nachricht von dem lissaboner Erdbeben (den 1. Nov. 1755) auf sein kindliches Gemüth machte. Sein ganzes Gemüth kam darüber in Aufruhr und schon damals regten sich in seiner Seele die quälendsten Zweifel an der Vorsehung und Güte Gottes[7]). Leider war der religiöse Unterricht sehr wenig geeignet, seinem Geiste richtige religiöse Ueberzeugungen und Vorstellungen zuzuführen und ihn gegen den Andrang gewaltsamer Eindrücke, denen er auch später möglichst aus dem Wege ging, zu kräftigen. Es war der traditionelle kirchliche Protestantismus, eigentlich nur eine Art von trockener, hausbackener Moral, was man ihm lehrte und diese Lehre konnte, wie er selbst gesteht, „weder der Seele noch dem Herzen zusagen." Indessen die Bibel lernte er trotzdem schon früh ziemlich genau kennen und zwar an der Hand der großen Foliobibel mit den Merian'schen Kupfern; was die Kraft des Wortes nicht that, that die Macht des Bildes; denn für alles Bildliche, Anschaubare zeigte sich sein Sinn von früh auf besonders empfänglich. Ja eine dieser bildlichen Darstellungen reizte den Knaben sogar zu einer von ihm selbst reizend geschilderten Nachahmung der jüdischen Opferhandlung, indem er aufgeschichtete Naturproducte und Räucherkerzchen mittels eines Brennglases anzündete und dampfen ließ. Seinen Sinn für Kunst weckten schon früh die von seinem Vater gesammelten italienischen Ansichten und andere Bilder, bei deren Aufstellung und Anordnung er

6) Siehe „Mittheilungen aus einem Original-Manuscripte der frankfurter Stadtbibliothek," herausgegeben von Weismann, 1846, und „Goethe in Frankfurt am Main oder zerstreute Blätter aus der Zeit seines dortigen Aufenthalts in den Jahren 1757—1775 gesammelt" von H. Döring. (Jena 1839.)

7) Robert Prutz ist nicht der Ansicht der meisten Biographen und Commentatoren Goethe's, welche kein Bedenken tragen, Goethe's spätere religiöse Zweifel von dem Eindrucke dieses Ereignisses abzuleiten: er glaubt nicht, daß ein erst sechsjähriger Knabe bereits solche Betrachtungen angestellt haben solle, ist vielmehr der Meinung, daß Goethe in den betreffenden Stellen von „Wahrheit und Dichtung" in eine jener Selbsttäuschungen verfallen sei, die den Menschen bei der Erinnerung an seine frühesten Kinderjahre so leicht beschleiche: er habe spätere Eindrücke vorausgenommen oder auch, was er von Andern damals und später gehört oder in Büchern gelesen, mit Selbstempfundenem verwechselt. Indessen bei einem so begabten Knaben wie Goethe sind solche Jugendeindrücke doch sicherlich von anderer Art als bei Kindern gewöhnlichern Schlages.

dem Vater nach dem Neubaue des Hauses behilflich war; auch trat er schon früh mit den in Frankfurt lebenden Malern in Folge der Aufträge, welche der Rath Goethe ihnen ertheilte, in anregenden Verkehr; durfte er doch selbst Vorschläge zu neuen Bildern machen und von einer Reihe von 12 Bildern, die er sich in seinem jungen Kopfe erdacht und in einem von ihm verfaßten umständlichen Aufsatze beschrieben hatte, wurden sogar einige von frankfurter Malern ausgeführt. Ob dies jedoch schon damals oder zu Anfange der sechziger Jahre geschah, wo Goethe die Geschichte Joseph's zu behandeln dachte, ist zweifelhaft. Damit es nun dem Knaben Goethe nach allen Richtungen hin, in denen sich später sein Geist bewegte, nicht an Anregung fehlen sollte, besaß der Vater auch eine Naturaliensammlung, die zwar sehr dürftig und lückenhaft gewesen sein mag, aber doch hinreichte, um Goethe's Wißbegier zu reizen und zu seinen später lebhafter betriebenen Naturstudien vielleicht den ersten Keim zu legen.

Die ansehnliche Bücherei des Vaters gab dann auch Vieles her, was die Wißbegierde und die Einbildungskraft des Knaben in Bewegung setzte: Tasso's „Befreites Jerusalem," des Vaters Lieblingsdichtung, in Koppen's Uebersetzung, Homer, Virgil, Ovid's Metamorphosen, der erstere in einer Prosaübersetzung, Fenelon's Telemach, Robinson Crusoe, die Insel Felsenburg, Anson's Reise um die Welt, die Gottfried'sche Chronik mit den Merian'schen Kupfern u. s. w., von teutschen Dichtern Canitz, Brockes, Drollinger, Haller, Hagedorn, Gellert, Cramer. Von der inzwischen durch Klopstock eingeführten reimlosen Dichtkunst war der Vater kein Freund und Klopstock's Messiade, von der bis zum Jahre 1755 die ersten zehn Gesänge erschienen, gelangte nur auf Schleichwegen in die Hände der beiden Geschwister, denen dieselbe wie damals so Vielen in Teutschland eine Art Erbauungsbuch wurde. Aus Klopstock's Messiade, aus welcher der Knabe oft wie wüthend zu declamiren pflegte, was einmal eine von ihm selbst in „Wahrheit und Dichtung" ergötzlich geschilderte komische Scene herbeiführte, aus Luther's Bibelübersetzung, aus alten Chroniken und alten Volksgesängen, mündlich oder durch fliegende Blätter fortgepflanzt, schöpfte Goethe sein Teutsch. Dies war das Material, mit welchem er später so große Dinge ausrichten und aus dem er mit schöpferischer Kraft, man möchte sagen, eine ganz neue Sprachwelt gestalten sollte. Dabei verschmähte aber Goethe auch nicht „von dem Studium der correcten und disciplinirten teutschen Dichtkunst" seine Vortheile zu ziehen.

Für die Entwickelung eines dichterischen Talentes boten dann auch die alte Reichsstadt Frankfurt, die damals ein noch weit mittelalterlicheres Ansehen hatte als heutzutage, und ihre Umgebungen manche besondere Vorzüge. Der „Römer" mit seinen Erinnerungen an die alte glorreiche Kaiserzeit, der Dom, die Mainbrücke, manche alterthümliche Gasse, darunter die geheimnißvolle enge Judengasse, die dazumal noch allabendlich abgesperrt wurde und in deren feuchten Moder der Knabe Goethe niemals ohne einen gewissen Schauder hineinblicken konnte, die seitdem gefallenen Umfassungsmauern mit ihren Thürmen und Thoren, von welchen letztern noch das eschenheimer Thor als malerischer Rest übriggeblieben ist, mögen die Phantasie des Knaben schon früh angeregt und mit jenen Vorstellungen befruchtet haben, wie er sie zur Ausführung einer Dichtung wie „Götz von Berlichingen" bedurfte und wie sie auch aus manchen Partien seines „Faust" hervorblicken. Andererseits hat die Gegend Frankfurts einen durchaus heitern, muntern und anmuthigen Charakter, gleichweit von dem Beengenden eigentlicher Berglandschaften wie von dem Verflachenden weitgedehnter Sandgegenden. Der Taunus liegt nicht als drückende Last auf der Stadt, sondern zieht sich als malerische, in ihrer Form entfernt an die sabiner Gebirge erinnernde Berggruppe in genügender Entfernung von der Stadt hin, um den Horizont im Norden gefällig abzuschließen und dem Auge einen Ruhepunkt zu gewähren. Auch in der nächsten Nähe der Stadt fehlt es längs der Ufer des Mains nicht an Höhepunkten, welche hübsche Aussichten zum Theil auch auf die Stadt selbst und die dahinter hervorragenden Höhen des Taunus gewähren. Bewohnt ist die Stadt von einem Menschenschlage, in dem sich auch jetzt noch nicht eine gewisse altteutsche Tüchtigkeit gänzlich verloren hat; er ist vielleicht etwas altväterisch, steif und wenig schwunghaft, aber einfach, offen, unaffectirt, wenig bekümmert um das Thun und Treiben des Nächsten und zu suffisanter, Alles zersetzender Kritik wenig geneigt. Die jüngern Frauen sind nicht ohne einige natürliche Anmuth und Schalkhaftigkeit, während sich die Männer, namentlich in den untern Ständen, mehr zu einer gewissen Derbheit hinneigen, die besonders bei der Bevölkerung der Vorstadt Sachsenhausen einen fast berüchtigten Grad erreicht und zuweilen Reibungen und komische Scenen veranlaßt, an denen Goethe sein Vergnügen haben mochte. Bei allem Atticismus, in den er sich an der Hand hellenischer Kunst und Dichtung allmälig hineinempfand, hat ja auch Goethe als echt frankfurter Kind diese reichsstädtische trotzige Derbheit nie ganz von sich abgestreift und in ihr ist vielleicht der Grund zu suchen, daß er kein hofmännischer Dichter und selbst als Minister nie ein Hofmann im gewöhnlichen Sinne des Worts geworden ist. Dann aber boten auch wieder Frankfurts Messen, die damals von noch größerer Bedeutung waren als jetzt, dem Knaben Gelegenheit genug, seinen Blick von dem etwas beschränkten und krämerhaften Leben der Frankfurter hinweg auf das Ganze und Große des Weltverkehrs zu richten; oder wie er selbst sagt: „es bildete sich die Vorstellung von dem, was die Erde Alles hervorbringt, was sie bedarf und was die Bewohner ihrer verschiedenen Theile gegen einander auswechseln." Die Schaubuden und Meßsehenswürdigkeiten zauberten eine eigenthümliche bunte Welt vor seine Augen, die er dann in seinem „Jahrmarkt von Plundersweilern" in so höchst ergötzlichen Bildern veranschaulichte und namentlich auf den Messen versorgte er sich mit den vielen schönen Volksbüchern, welche ihm zu spätern Dichtungen theils Stoff

theils Anregung gaben: Faust, der ewige Jude u. s. w. Zudem verwandte ihn der Vater frühzeitig zu kleinen Geschäftsgängen bei Handwerkern und Handelsleuten, sodaß er das Leben schon früh auch von seiner praktischen und gewerblichen Seite kennen lernte und Gelegenheit hatte, in das Innere der Familien Blicke zu thun, die freilich nicht immer erfreulicher Art waren. Hier traten ihm auch die Schattenseiten einer vorzugsweise auf den Handelsverkehr angewiesenen Stadt: egoistische, krämerhafte Berechnung, Neigung, den Nebenmenschen zu übervortheilen oder gar aus seinem Misgeschicke für sich Gewinn zu ziehen, Ostentation und Genußsucht bei moralischer Verkommenheit und öfters selbst gänzliche Entsittlichung in nur zu frühen Jahren an mannichfachen Beispielen entgegen.

Ein Glück kann man es ferner nennen, daß seine schönsten Knabenjahre in die Zeit des siebenjährigen Krieges fielen, wo der große Friedrich in Sieg und Niederlage bewies, was Genie, Thatkraft und aufs Aeußerste entschlossene Willenskraft selbst gegen den Andrang einer Welt auszurichten vermögen und wo sich an seinen unsterblichen Thaten und den oft an das Unglaubliche grenzenden Katastrophen dieses wunderbaren Krieges der Nationalgeist der Teutschen und damit auch die Nationalliteratur, freilich sehr im Widerspruche mit dem französischen Geschmacke des großen Heerfürsten, hob und kräftigte. Von einer politischen Sympathie konnte bei dem Knaben natürlich nicht die Rede sein, eher lassen sich seine Antipathien gegen alles blos politische Treiben auf die Jugenderfahrungen zurückführen, die er bei dieser Gelegenheit innerhalb der Textor-Goethe'schen Familie selbst machte. Denn ihm, dem lebhaft beobachtenden Knaben, entging die Spaltung nicht, welche die durch diesen Krieg herbeigeführte Theilung des teutschen Volkes in österreichisch und preußisch Gesinnte in den Kreisen dieser Familie selbst anrichtete und was er selbst nicht sah, das wird ihm durch gleichzeitige oder spätere mündliche Mittheilungen und Berichte näher ins Bewußtsein gerückt worden sein. Der alte Schultheiß Textor hatte über Franz I. den Krönungshimmel getragen und von Maria Theresia eine gewichtige goldene Kette mit ihrem Bildnisse erhalten, er war daher mit einigen Schwiegersöhnen und Töchtern gut kaiserlich; Goethe's Vater dagegen hatte von Karl VII., dem Gegenkaiser, seinen Rathstitel erhalten und er war schon darum Fritzisch und antiösterreichisch gesinnt. Die Spaltung ging so weit, daß auch die gewöhnlichen sonntäglichen Familienzusammenkünfte gestört wurden, daß dem Sohne die sonst vergnügtesten Stunden der Woche am sonntäglichen Familientische der Großältern, indem dort sein Lieblingsheld nur geschmäht und verkleinert wurde, zu den peinlichsten zu gehören anfingen und daß der Rath Goethe sich schließlich ganz aus dieser Gesellschaft zurückzog. Dieser Umstand allein schon befestigte, wenn auch erst in späterer Zeit, bei Goethe die Ueberzeugung, daß bei solchen politischen Parteifragen das persönliche Interesse meist ein sehr entscheidendes Motiv bildet. Begreiflicherweise folgte der Knabe der Fahne seines Vaters, wenn auch nicht aus bloßer blinder Unterwerfung unter das väterliche Beispiel. Die große Persönlichkeit des Preußenkönigs imponirte ihm, wie noch in spätern Jahren die große Persönlichkeit Napoleon's, obschon der Eindruck, den die gewaltigen Thaten eines teutschen Königs und Heerfürsten auf einen teutschen Knaben machen, erklärlicher und gerechtfertigter erscheint als die Bewunderung für einen ausländischen Gewaltherrscher bei dem Manne, dem gereiften Goethe, der sicherlich bei der Abschätzung eines Kriegshelden noch einen andern Maßstab hätte in Anwendung bringen sollen als die Rücksicht auf das bloße Genie, die „Persönlichkeit." Aber bei dem Knaben Goethe war die Begeisterung für den großen Fritz ohne Zweifel sehr wohl begründet. Gewaltige Thaten, Beweise mächtiger Genialität und Charakterstärke haben vorzugsweise das Anrecht, von der Jugend angestaunt zu werden. „Ich war auch preußisch oder," sagt Goethe selbst, „um richtiger zu reden, Fritzisch gesinnt. Ich freute mich mit dem Vater unserer Siege, schrieb sehr gern die Siegeslieder ab und fast noch lieber die Spottlieder auf die Gegenpartei."

Des Vaters Hinneigung zu dem preußischen Interesse wurde auf eine harte Probe gestellt und bedrohte die Familie sogar mit einer nicht unbedenklichen Katastrophe, als die Franzosen am 2. Jan. 1759 gegen alle Verträge von der Reichsstadt Besitz ergriffen und der Graf Thorane im Goethe'schen Hause einquartiert wurde. Es war dies der sogenannte Königslieutenant, dessen Amt es war, die Streitigkeiten, Händel und Schuldensachen zwischen Bürgern und Militairpersonen in Ordnung zu bringen, während dadurch freilich ebenso sehr zum Schrecken des Vaters als zur Belustigung des Sohnes die bisher im Goethe'schen Hause herrschende Ordnung nicht wenig gestört wurde. Obschon der Graf zu den sich damals unter den Franzosen häufiger als unter den andern Nationen findenden liebenswürdigen Edelleuten gehörte, die sich gegen Jedermann artig und zuvorkommend, gegen die Frauen stets galant und ritterlich benahmen und obschon er mit größtem Takte Alles that, um seine gezwungene Anwesenheit im Goethe'schen Hause dem Hausherrn möglichst wenig lästig zu machen, so ließ doch der Rath Goethe die Abneigung, die er gegen die fremden unwillkommenen Gäste überhaupt empfand, auch den Grafen fühlen, von dem er sich in fortdauernder, fast beleidigender Entfernung und Zurückgezogenheit hielt. Nach dem Siege, welchen die Franzosen im Frühlinge 1759 bei Bergen in unmittelbarer Nähe der Stadt Frankfurt über die alliirte Armee unter Ferdinand von Braunschweig erfochten, machte sich der Unmuth und der Franzosenhaß des Rathes Goethe gegen den Grafen in einer so derb teutschen Weise Luft, daß seine Freiheit und vielleicht selbst sein Leben ernstlich bedroht waren, indem Thorane in der ersten Aufwallung des Zornes entschlossen war, an dem Rathe einen in die Augen fallenden Strafact zu vollziehen, um die franzosenfeindlichen Frankfurter dadurch einzuschüchtern. Nur mit Mühe wurde die drohende Gefahr von dem Haupte des teutschen Mannes abgewendet. Der Graf blieb dann noch zwei

Jahre im Goethe'schen Hause, ohne daß, wie es scheint, der Friede des Hauses weiter in irgend ernstlicher Weise gestört worden wäre.

Zu einem großen Theile verdankt man dies wol der Zuneigung, welche der Franzose zu dem anmuthigen, lebendigen und gefälligen Sohne des Rathes gefaßt hatte. Denn eben in dem Grade, wie sich der Vater von dem französischen Grafen zurückzog, schloß sich dieser dem letztern an und während der Vater dem aus der Schlacht von Bergen heil und gesund rückkehrenden Königslieutenant offen ins Gesicht sagte, daß er die Franzosen „zum Teufel" wünsche, sprang ihm der junge Johann Wolfgang in Gesellschaft seiner Schwester freudig entgegen und küßte ihm unter Aeußerungen der Freude und Zärtlichkeit die Hand. Die Urbanität und Eleganz, welche Thorane und manche seiner Landsleute im Umgange entwickelten, waren grade Eigenschaften, die der junge Goethe bei den ehrlichen Reichsbürgern nur zu sehr vermißte und daher für ihn nur um so anziehender. Nationale Vorurtheile konnten selbst bei dem gereiften Goethe gegen die angenehmen Eindrücke einer wohlgebildeten Individualität nicht Stich halten, wie viel weniger bei dem Knaben! Er war nun nicht mehr „Fritzisch," sondern Thoranisch gesinnt. Der Graf ließ ihn an den Zusammenkünften mit seinen Landsleuten, an mancherlei Gesprächen und Erzählungen theilnehmen, die vielleicht nicht grade seine sittlichen Anschauungen vom Leben, aber um so mehr seine Menschenkenntniß, sein Talent für geselligen Umgang und namentlich auch seine Fertigkeit im Französischsprechen, wahrscheinlich auch seine Kenntniß der französischen Literatur wesentlich förderten. Da der Graf auch bei den in Frankfurt und dessen Nähe lebenden Malern, namentlich auch bei dem darmstädtischen Hofmaler Seekatz Bilder bestellte, mit denen er die Wohnung seines ältern Bruders in ihrem Geburtsorte Grasse in der Provence zu zieren gedachte, so hatte der junge Goethe Gelegenheit, in noch fruchtbringenderer Weise als bisher seinen Sinn für Farben und Formen und für die Kunst überhaupt zu üben und zu bilden. Nicht nur wurde Wolfgang's Arbeitszimmer (ein Mansardenzimmer) in ein förmliches Atelier verwandelt, sondern da er die von dem Grafen Thorane beschäftigten Maler von früh auf gekannt hatte, durfte er auch häufig bei den Berathschlagungen und Entwürfen gegenwärtig sein; und da der aufgeweckte Knabe instinctmäßig nicht selten das Richtige traf und sinnreiche Einfälle hatte, so wurde wol auch seine Meinung gehört und beachtet.

Wolfgang's Studien in französischer Sprache und französischer Sitte sollten übrigens nicht auf den Umgang mit dem Grafen Thorane beschränkt bleiben, sondern noch auf einem andern für den jungen Goethe weit anziehendern Terrain Wurzel fassen. Wie die Franzosen nicht wol irgendwo auch nur für einige Zeit ohne ein Theater leben können, so hatte es auch die Theaterlust der französischen Occupationstruppen einem Schauspielunternehmer möglich gemacht, in Frankfurt ein französisches Theater aufzuschlagen. Die Lust an theatralischen Vorstellungen war schon früh in dem Knaben erwacht, zunächst in Folge des von ihm so reizend beschriebenen Puppenspiels, welches ihm seine Großmutter zum Weihnachtsfeste 1753 geschenkt hatte[8]) und welches der Knabe bei festlichen Gelegenheiten immer wieder hervorholen durfte, um theatralische Vorstellungen zu geben, wobei die Geschwister nicht selten für die vorhandenen Puppen neue Stücke anzufertigen suchten. Später thaten die Kinder einen weitern Schritt, sie agirten selbst und zuweilen sogar in teutschen Dramen, die damals für classisch galten. Solche Kinderdarstellungen scheinen damals in verschiedenen Patricierhäusern beliebt geworden zu sein; so wurde z. B. im Hause des Schöffs von Olenschlager einmal Elias Schlegel's Trauerspiel „Canut" aufgeführt, in welchem Wolfgang die Hauptrolle, die des Königs gab. Welch ein Glück für den Knaben, als nun die französische „Civilisation" ihren gewöhnlichen Vorposten, ein Theater, in Frankfurt aufstellte und Wolfgang zu diesen Darstellungen eine Eintrittskarte von seinem Großvater Textor erhielt. Zwar war dies Theatertreiben dem Vater, welcher von den sittlichen Einflüssen der Bühne die übelsten Begriffe hatte, gar nicht sehr angenehm; aber er gab dem Willen der Frau Rath nach, die bis in ihr spätes Alter eine glühende Verehrerin des Theaters war, ja er machte später zu Wolfgang's Besuchen der französischen Theatervorstellungen ein viel freundlicheres Gesicht, als er wahrnahm, daß sein Sohn dabei überraschende Fortschritte im Französischen machte. Diese Fortschritte verdankte Wolfgang namentlich seinem vertrauten Umgange mit einem der französischen Schauspielertruppe angehörigen muntern Knaben, den Goethe selbst Derones nennt. Begreiflicherweise lernte er von einem Altersgenossen, der den ganzen Leichtsinn, die ganze Prahlsucht und die ganze Plauderhaftigkeit seiner Nation besaß, das Französische viel rascher als von ältern und ernstern Männern, die doch meist über Angelegenheiten sprachen, für welche sich der Knabe nur sehr wenig interessirte. Einem geistreichen Knaben wie Wolfgang mußte natürlich der Umgang mit dem zwar sehr oberflächlich gebildeten, aber lebendigen und gewandten Franzosenknaben bei weitem besser behagen als der Umgang mit den mehr schwerfälligen, derben, selbst rohen frankfurter Bürgerskindern. Beide trieben sich viel auch außerhalb des Theaters herum und verübten manche übrigens harmlose Schelmenstreiche und theatralische Possen, zu denen auch die Ausgleichung einer „Ehrensache" durch ein Duell gehörte, bei welchem sich die beiden Knaben ihrer kleinen Kinderdegen bedienten und die Renommisterei des jungen Franzosen aufs Ergötzlichste zu Tage trat. Freilich lernte er bei diesem Umgange nur allzu früh auch jene Welt „hinter den Coulissen" kennen, deren Leichtsinn nur dem in und mit ihr Aufgewachsenen weniger gefährlich ist. Er hatte durch den jungen Derones ungestörten Eintritt in das allgemeine Ankleidezimmer, wo es nicht immer sehr decent herging, „da sich," nach Goethe's Worten,

8) Es war dies der Großmutter letztes Weihnachtsgeschenk; denn sie starb bereits im Frühlinge 1754 in dem hohen Alter von 86 Jahren.

„Herren und Damen vom Theater so wenig unter sich als vor den Kindern zu scheuen schienen." In dieser Zeit begegnen wir auch einer ersten wie es scheint zärtlichen Neigung Goethe's, die natürlich ganz knabenhafter Natur war und zwar zu Derones' nur um wenige Jahre älteren Schwester. Nie besuchte er sie, ohne sich ihr durch Ueberreichung einer Blume oder Frucht oder sonst eines Gegenstandes galant zu beweisen; jedoch gelang es ihm nie, ihren traurigen Mienen ein freundliches Lächeln abzugewinnen. Die junge Französin, wie es scheint, ganz das ernste Gegenbild ihres jüngern stets heitern Bruders, verstand sich höchstens zu einem höflichen Danke und schnitt so dem galanten Knaben jeden Faden zu einem kleinen poetischen Romane ab, den er, trotz seiner Jugend, mit ihr anzuspinnen vielleicht nicht übel Lust hatte.

Der Besuch der französischen Theatervorstellungen — unter denen besonders die des Diderot'schen „Hausvaters" von bleibendem Interesse für Goethe gewesen zu sein scheint — und dieser Umgang trug bei dem Knaben solche Früchte, daß, als Schöff von Olenschlager einmal von Kindern den „Britannicus" des Racine aufführen ließ, ihm die Rolle des Nero zufiel. Mit der Lebendigkeit, die ihm überhaupt eigen war, wenn ihn und so lange ihn eine Sache interessirte, las er nun aufs Fleißigste die französischen Dramatiker Corneille, Racine, Molière u. s. w., lernte Partien daraus, die ihm besonders gefielen, auswendig und recitirte sie. Ja sein Nachahmungstrieb wurde so lebhaft angeregt, daß er selbst ein kleines französisches Drama verfaßte, auf welches er sich nicht wenig zu Gute that und obschon der junge Derones durch seine unerbittliche Kritik die verwegene Hoffnung des eilfjährigen Autors, daß sein Drama aufführbar sei und aufgeführt werden würde, aufs Grausamste zerstörte, ließ er davon doch eine Abschrift fertigen, die er dem über diese Sprach- und Talentprobe seines Sohnes sehr erfreuten und dadurch mit dessen Theaterliebhaberei gänzlich versöhnten Vater überreichte. Dieser übernahm übrigens nach dem Abzuge des Grafen Thorane den Unterricht seiner Kinder von Neuem und planlos, aber aufs Vielseitigste wurde nun weiter docirt und gelernt, nicht immer das Nothwendige, sondern auch das Ueberflüssige, das aber Wolfgang's lebhafter Geist doch zu verwerthen und zu benutzen verstand. Das Seltsame zog seinen jugendlichen Geist vor Allem an, so die geheimnißvolle Chifferschrift des Judenteutsch, welches ihn schon früher so lebhaft beschäftigt hatte, daß er sogar eine Anweisung zur Erlernung und zum Verständniß der teutschhebräischen Sprache niederschrieb. Das Griechische, in welchem er es nicht weit gebracht, ließ er nun liegen [9]); dafür lernte er Hebräisch, und zwar bei dem Rector des frankfurter Gymnasiums, Dr. Albrecht; doch kam er auch in dieser Sprache nicht über die Anfangsgründe hinaus und der einzige reelle Gewinn, den er von diesem Unterrichte hatte, bestand in einer anhaltenden Beschäftigung mit der Patriarchengeschichte. Folge dieser Beschäftigung wie der dadurch erweckten Neigung zu religiöser Contemplation war ein von ihm in Prosa verfaßtes episches Gedicht „Joseph," das er nebst einem Anhange geistlicher Oden in sauberer Abschrift dem Vater überreichte, der auch hieran, wie an allen Talentproben seines Sohnes, sein großes Wohlgefallen hatte. Er munterte den jungen Epiker sogar auf, ihm alle Jahre einen solchen Quartband zu liefern, was der kaiserliche Rath gewiß nicht gethan haben würde, wenn er der Pedant gewesen wäre, der er doch gewesen sein soll.

Diese religiöse Stimmung wurde noch gesteigert durch die Einflüsse des Fräuleins Susanna Katharina von Klettenberg, später von ihm in den berühmten, dem „Wilhelm Meister" eingeschalteten „Bekenntnissen einer schönen Seele" verewigt. Sie war einer der ersten patricischen Familien Frankfurts angehörig und sowol eine Verwandte wie eine Herzensfreundin der Frau Rath Goethe. Ihre Frömmigkeit, welche ihr auch die Leiden eines kränkelnden Körpers erleichterte, war nicht ohne mystischen Anflug, aber ohne alle Affectation und ohne jenen Hochmuth, der religiöse Fanatiker so leicht geneigt macht, Andersgläubige zu verdammen und zu verfolgen. Ihre Frömmigkeit wurzelte im Herzen und war mit dem Princip der christlichen Liebe und Humanität gleichbedeutend. Goethe, der schon in der Jugend, wie er alles Affectirte und Lügenhafte und mithin auch die blos gemachte Religiosität haßte, für alles Echte und Wahre den empfänglichsten Sinn hatte, fühlte sich zu dieser reinen, engelgleichen Gestalt aufs Innigste hingezogen; denn in ihr fand er Poesie und Religiosität verschwistert; auch hat ihn die Erinnerung an dieses Lichtbild seiner Jugend durch sein ganzes Leben begleitet und in manchem bangen Lebensmomente erhob sich in ihm, wie er selbst noch im 80. Jahre gestand, die Frage, ob er auch recht daran gethan, sich dieser Richtung abgewendet zu haben. Der fromme Kreis, welchem sich das Fräulein von Klettenberg anschloß, zählte auch noch andere hervorragende Individuen zu Mitgliedern, wie unter andern den in Frankfurt als hessendarmstädtischer Legationsrath lebenden Friedrich Karl von Moser, Verfasser des damals in Frankfurt großes Aufsehen erregenden epischen Gedichtes „Daniel in der Löwengrube," den Goethe unter denjenigen Männern nennt, welche durch Persönlichkeit und literarische Verdienste seine früheste Bildung förderten. Dieser eligiöse Richtung, in welche der so lebenslustige Knabe plötzlich hineingerissen wurde, steht freilich in einem etwas grellen Gegensatze gegen das frivole Treiben in Gesellschaft des Knaben Derones; aber einmal war Goethe eine zu tief fühlende und zu gründlich arbeitende Natur, als daß er sich nicht immer wieder, wie dies auch in seinem spätern Leben geschah, aus Ueberdruß und Uebersättigung jedem leichtsinnigen Treiben, dem er sich in seiner Lebenslust und Lebensfülle allerdings von Zeit zu Zeit hingab, hätte ab- und einer

9) Lewes hat seinem biographischen Werke als Proben der Fortschritte des Knaben Goethe ein lateinisches Gespräch aus dessen achtem Jahre und einige kurze, in griechischer Sprache abgefaßte Morgenglückwünsche angehängt. Solche philologische Jugendversuche muß man jedoch mit Vorsicht aufnehmen, da man nicht weiß, wie viel der betreffende Privatlehrer daran mitgearbeitet und gebessert hat.

tiefern Richtung hätte zuwenden sollen. Sodann bedurfte Goethe auch der Gegensätze, weil seiner Natur alle Einseitigkeit zuwider war und nur die größte Mannichfaltigkeit der Eindrücke und Erfahrungen seinen Hunger nach Ergründung des Lebens befriedigen konnte. Aber wie er das Wissen nicht in der Schule und Aesthetik und Kunst nicht in Hörsälen lernte, so lernte er auch die Religion oder doch religiöses Fühlen und Empfinden nicht in der Kirche, obschon er sie besuchte und z. B. etwa ein Vierteljahr lang die Hauptsätze der Predigten Plitt's gleich nach dem Gottesdienste rasch dem Schreiber des Vaters in die Feder dictirte und so die geschriebene Predigt dem erfreuten Vater noch vor Tische überreichen konnte. Nach einigen wenigen Monaten freilich war er dieser Uebung schon wieder überdrüssig und die Predigten schrumpften bald zu kleinen Blättchen zusammen. Als eine Frucht dieser religiösen Richtung ist die in fließendster Sprache und mit Schwung und Feuer gedichtete Ode „Poetische Gedanken über die Höllenfahrt Jesu Christi" zu betrachten, die in die neuesten Ausgaben der Werke Goethe's mit der Jahrzahl 1765 aufgenommen ist, aber, wie J. W. Schaefer nachweist, schon um 1762 verfaßt sein muß; nur mag die spätere Feile, wahrscheinlich kurz vor dem Abdrucke, der zu Anfange des Jahres 1766 in einer Zeitschrift „Der Sichtbare" erfolgte, dieser Ode stark nachgeholfen haben. Das Jahr 1765 ist auch dasjenige, in welchem er, wie man aus einem Briefe Goethe's an J. J. Riese vom 30. Oct. desselben Jahres weiß, ein Trauerspiel „Belsazar" begann und zwar in fünffüßigen Jamben, wonach Goethe also zu den Ersten gehören würde, welche diesen Vers in teutschen Originalschauspielen anwendeten. Leider gehört dieses Fragment zu den dichterischen Arbeiten, die er später in dem weltlichen und galanten Leipzig verbrannte [10]).

Indessen Goethe war ein Weltkind, ein rechtes Kind dieser Welt; und so konnte diese religiöse Stimmung ihm wol für eine Zeit lang, aber nicht für die Dauer Befriedigung gewähren. Jene Faustischen Zweifel, denen er später in seiner berühmtesten Dichtung zum Ausdrucke verhalf, und die Lust an der blühenden Gegenwart des Lebens entfremdeten ihn dem kirchlichen Glauben wieder, wozu noch die Bekanntschaft mit dem tüchtigen Juristen Hofrath Hüsgen kam, der nie eine Kirche besuchte, an Gott selbst Fehler entdecken wollte und auch dadurch in dem Gemüthe des Knaben Verwirrung anrichtete, daß er ihm sein Lieblingsbuch, die bekannte Schrift des Agrippa von Nettesheym „De incertitudine et vanitate omnium scientiarum et artium," zum Studium empfahl. Züge der cynischen Lebensphilosophie Hüsgen's, die auf Menschenfeindlichkeit und Menschenverachtung basirte, mögen von Goethe späterhin sicherlich zur Zeichnung des mit seiner Ironie Alles zersetzenden Mephistopheles verwandt worden sein. Einen positiven Nutzen hatte indessen der junge Goethe von dem Umgange mit dem diabolischen Hüsgen, indem dieser ihm ein tüchtiges Rechtsstudium empfahl, wenn auch nur zu dem Zwecke, das Seinige gegen das „Lumpenpack von Menschen" gehörig vertheidigen zu können. Da nun sein Vater selbst ihn zu einem künftigen Rechtsgelehrten bestimmte und der junge Goethe in Folge davon auch mit andern namhaften frankfurter Juristen in nähere Berührung kam, so warf er sich schon jetzt mit großem Eifer auf Rechtsstudien und wußte sich, zur größten Freude seiner juristischen Freunde, im Corpus Juris bald ebenso gut zurechtzufinden als in seiner Bibel. Andere Gesichtspunkte eröffnete ihm der weltmännisch gebildete, in der schönen Literatur bewanderte und damals als Publicist berühmte Schöff Johann Daniel von Olenschlager, der ihn, wie ein anderer älterer Freund, von Reineck, für die diplomatische Laufbahn zu gewinnen und zu bilden trachtete.

Inzwischen wurde mit Hilfe eines in Frankfurt eingetroffenen englischen Sprachlehrers die Erlernung der englischen Sprache begonnen und auch in dieser brachte es Goethe, dem alles Erlernte sofort als Material zu einer Production dienen mußte, bald so weit, daß er ein Gedicht, dessen er sich noch als Greis erinnerte, in englischer Sprache verfaßte, in welchem er beklagte, daß es ihm für seine Poesie an würdigen Gegenständen mangele. Der Zeichnenunterricht wurde jetzt mit noch größerem Eifer betrieben als früher und der Vater gab einen neuen Beweis seiner Energie und Ausdauer, indem er, der früher nie gezeichnet, jetzt in seinen vorgeschrittenen Jahren im Vereine und im Wetteifer mit seinen Kindern eine ansehnliche Sammlung von Köpfen des Piazzetta mit möglichster Sorgfalt und Sauberkeit copirte. Auch mit der Musik wurde es wenigstens versucht; indessen war der Knabe des Claviers, das dann unter der alleinigen Herrschaft der Schwester blieb, wie später der Flöte und des Violoncells bald überdrüssig. Ob man die verständigen Aeußerungen über Musik, welche Einige dem Dichter in seinen spätern Jahren nachgerühmt haben, mit Recht auf diese flüchtigen Experimente zurückführen darf, bleibe dahingestellt. Ganz ohne Nutzen waren sie für ihn gewiß nicht; denn für Goethe blieb Nichts ohne Nutzen, was er, wenn auch nur vorübergehend, berührt und versucht hatte. Im Fechten und Reiten schlug der ihm ertheilte Unterricht aus verschiedenen Gründen damals nicht an; doch nahm er den Fechtunterricht während seines akademischen Lebens später wieder auf und fortgesetzte Reitübungen in freier Luft gaben ihm später im Reiten Kühnheit und Sicherheit, ja machten ihn zu einem leidenschaftlichen Reiter. So bewährte sich auch in diesem Falle das in Goethe's Leben überhaupt hervortretende Eigenthümliche, daß nicht Schule und Unterricht, sondern die Praxis und das Leben selbst seinen Fähigkeiten Reife und Vollendung geben sollten.

Bis jetzt hatte Goethe noch Nichts zu bereuen; denn in seinem jugendlichen Herumstreifen mit Derones in Frankfurts Straßen und namentlich in der Judenstadt wird man doch nichts Arges finden und seinen Verkehr

10) Das in dem Briefe an Riese erwähnte „Trauerspielmädchen" war nach W. von Biedermann (vergl. die „Wissenschaftliche Beilage der leipziger Zeitung" 1860. Nr. 76) Franziska Crespel, die vor seinem ersten Abgange von Frankfurt seinem Herzen am nächsten war.

mit den französischen Schauspielern und Schauspielerinnen und sein Verweilen in dem Ankleidezimmer derselben ihm nicht zum Vorwurf machen wollen. Nun aber sollte er auch in dunkle Verbindungen verwickelt werden, die, freilich gegen sein Wissen, etwas Verbrecherisches hatten und manchen düstern Schatten in sein junges Leben warfen. Indessen seiner Lebenserfahrung und seiner poetischen Entwickelung und Gestaltungskraft, die bei ihm wesentlich eins waren, sollten auch sie zu Gute kommen und mitten aus der unheimlichen Gesellschaft, in deren Schlingen der junge Goethe verstrickt war, ragte ein liebliches Mädchenbild hervor, das er als Gretchen in „Dichtung und Wahrheit" aufs Reizendste geschildert und in seinem „Faust" unter demselben Namen, im Egmont unter dem Namen Clärchen verewigt hat. Eine zweideutige Gesellschaft junger Leute, wie sie das Treiben in großen, namentlich in Handelsstädten erzeugt, professionelle Gauner, hatten ihn, den Patriciersohn, dessen Verbindungen, wie sie listig genug berechneten, ihnen vorkommenden Falls einigen Schutz gewähren und ihre Strafe mildern konnten, zu sich herüber zu ziehen gesucht und es war ihnen gelungen und zwar, wie Schaefer vielleicht nicht mit Unrecht meint, zunächst dadurch, daß sie seine Autoreitelkeit mit ins Spiel zu bringen wußten. Es waren junge Burschen, die sich öffentlich durch Abschreiben, Entwerfen kleiner schriftlicher Aufsätze, Nachhilfe beim häuslichen Unterricht, Besorgung von Geschäftsgängen für Kaufleute und Mäkler u. s. w. zu ernähren schienen, im Geheimen aber auch gaunerhafte Geschäfte betrieben und Fälschungen und Veruntreuungen verübten. Goethe nennt sogar ihre Thätigkeit einmal „lobenswürdig;" es seien Menschen aus dem mittlern oder wenn man wolle aus dem niedern Stande gewesen, denen es an Kopf und auch an einer gewissen Bildung nicht gefehlt habe. Diese benutzten den noch nicht 15-jährigen Goethe zur Abfassung von Gelegenheitsgedichten höchst unschuldiger Art, für die sie, den pecuniairen Gewinn nur für sich einstreichend oder zu Gelagen verwendend, ihm sicherlich die ungemessensten Lobsprüche ertheilten und es mochte dem jungen Dichter ohne Zweifel höchst schmeichelhaft sein, hier sein Talent plötzlich so gewürdigt und anerkannt zu sehen. Auch war es ein leicht lebendes, genußsüchtiges Völkchen, bei dessen Gastereien und nächtlichen Sitzungen der junge Goethe sich für den Zwang, den er im väterlichen Hause erduldete oder zu erdulden glaubte, entschädigt fühlen mochte. Das Anziehendste für ihn war aber ohne Zweifel das liebliche Gretchen, das er in diesem Kreise traf und das, wie zweideutig der Charakter und die Lebensart des Mädchens auch gewesen sein mag, äußerlich vor dem Patriciersohne den größten Anstand und den Schein reizendster Unschuld meisterlich zu wahren wußte, vielleicht auch in der That besser war als ihre Umgebungen und ebenfalls, ohne in das eigentliche verbrecherische Treiben der Gaunergesellschaft eingeweiht zu sein, unter gewissen Vorspiegelungen nur als Lockvogel für die Söhne reicherer Aeltern und in diesem Falle des jungen Goethe benutzt wurde. In welchem Verhältnisse sie eigentlich zu den jungen Gaunern gestanden, weiß Niemand. Dem Knaben Goethe erschien sie jedenfalls als ein Inbegriff aller weiblichen Jugendreize, der leiblichen wie der geistigen und es bleibt ohne Zweifel bemerkenswerth, daß sie das Urbild seiner anmuthigsten Mädchengestalten in seinen Dramen war und in der Erinnerung des Mannes wie des Greises als eine Art Heiligenbild fleckenlos fortlebte. „Ist hier," sagt Schaefer, „der Wahrheit ein Liebestraum untergeschoben, der die Reize der Koketterie mit denen der Unschuld verwechselt? Hatte sie in einer Umgebung, die planmäßig einen unrechtlichen Gewinn betrieb, die sittliche Stärke in sich gefühlt, den Verlockungen und Versuchungen, denen Schönheit und Anmuth ausgesetzt sind, zu widerstehen? Oder begann Goethe, in ihren Augen „noch ein Kind," die Schule der Liebe mit der Rolle Brakenburg's?" Doch wer vermöchte jetzt auf diese Fragen Antwort zu geben; genug, daß man diesem im Leben verachteten und verstoßenen Geschöpfe im Namen der Poesie dankbar sein muß, indem wir ihr Nachbild auf dem Theater bei jeder Aufführung des „Faust" oder „Egmont" beklatschen und bewundern [11]). Ueber ihre nähern Verhältnisse hat trotz aller Nachforschungen — und diese pflegen ja jetzt in solchen Dingen ebenso genau und gewissenhaft zu sein als bei wirklich wissenschaftlichen Gegenständen — nichts Sicheres ermittelt werden können. Es macht auch sicherlich keinen irgend erheblichen Unterschied, ob dieses Gretchen, wie Einige wollen, Kellnerin im Bierhause zum Puppenschenkelchen oder in dem auf dem Wege nach Offenbach gelegenen Gasthause zur Rose oder in irgend einer andern Wirthschaft oder Winkelwirthschaft gewesen. Indessen scheint die Vermuthung, daß sie in einer öffentlichen Wirthschaft als Kellnerin gedient, überhaupt eine falsche zu sein; vielmehr läßt Goethe's Darstellung in „Dichtung und Wahrheit" kaum einen Zweifel daran übrig, daß sich Gretchen hauptsächlich durch allerlei weibliche Arbeit, durch Spinnen, Nähen, später Putz- und Galanteriearbeiten ernährt habe und des Tages über, wie es scheint, in dem Laden einer Putzwaarenhändlerin beschäftigt gewesen. Hier traf sie zufällig Goethe selbst einmal damit beschäftigt, „Band und Federn auf ein Hütchen zu stecken." Diese zufällige Begegnung scheint dem Mädchen selbst übrigens keineswegs sehr angenehm gewesen zu sein; denn sie war aus irgend welchem Grunde bemüht, ihre Existenz vor dem Patricierknaben in Dunkel zu hüllen.

Die Genossen hielten, wie die spätern Nachforschungen ergaben, in drei Häusern Frankfurts ihre Zusammenkünfte, doch scheint Goethe nur die eine Spelunke gekannt zu haben, in welcher sie Abends das gemeinsam durch ehr-

11) Daß Gretchen auch zu dem Bilde Clärchens manchen Zug hergegeben, kann nicht in Frage gestellt werden. Goethe versichert unter andern in „Dichtung und Wahrheit," daß Gretchen lern- und wißbegierig gewesen, deshalb gewünscht habe, ein Knabe zu sein und einmal geäußert habe: „Wenn ich ein Knabe wäre, so wollten wir auf Universitäten zusammen etwas Rechtes lernen." Auch Clärchen in „Egmont" spricht einmal in einem ihr vom Dichter in den Mund gelegten Liedchen den Wunsch aus, ein „Mannsbild" zu sein u. s. w.

liche oder unehrliche Mittel erworbene Geld verschmausten. Diese Gastereien dehnten sich nicht selten bis tief in die Nacht aus, weshalb sich auch Wolfgang, um noch spät in das älterliche Haus zu gelangen, einen Hausschlüssel anfertigen ließ; ja einstmals verstrich ihm eine ganze Nacht in dieser Gesellschaft und Goethe weiß es in „Wahrheit und Dichtung" höchst anmuthig zu schildern, wie während dieser Nachtsitzung die Mädchen schlummernd das Köpfchen auf die Schulter ihrer jungen Liebhaber legten. Goethe befand sich in dieser Zeit allerdings auf einem abschüssigen Wege; aber er sah, so jung er noch war, dieses nächtliche Treiben, von dessen dunkelem Hintergrunde sich die Lichtgestalt Gretchens nur um so verklärter und reizender abhob, mit dem Auge eines Poeten und Künstlers an und er würde, wenn es wirklich zu indecenten und wüsten Scenen gekommen wäre, sich gewiß von selbst mit Abscheu davon weggewendet und den Club vermieden haben. Möglich, daß die Genossen in der Gegenwart des jungen Patriciersohnes sich hüteten, die wüste Seite ihrer Natur hervorzukehren, möglich auch und sogar glaublich, daß sie sämmtlich erst Anfänger auf der Bahn des Lasters waren und sich für etwas Besseres haltend, den Anstand, den sie bei ihrer ganzen Gewerbsthätigkeit im Verkehre mit den Menschen nothgedrungen beobachten mußten, auch unter sich beobachteten. Auffallend erscheint es nur, daß der im väterlichen Hause so streng gehaltene Knabe außerhalb desselben so große Freiheit genoß, daß er bis in die Nacht hinein, ja ganze Nächte hindurch ausbleiben durfte. Der Vater scheint nach dem Schlusse der gemeinsamen Lectionen weiter keine Aufsicht über seinen Sohn geführt und ihm allen Willen gelassen zu haben, während die allzu zärtliche Mutter jeden Exceß des Knaben, zuweilen durch eine wirkliche Unwahrheit, zu beschönigen oder zu vertuschen suchte. Als z. B. in dem oben angegebenen Falle der Vater seinen Wolfgang beim Frühstück vermißte, schützte die Mutter einen nöthig gewesenen frühen Ausgang desselben vor. Auf diese Weise lernte Goethe das Leben in der Praxis freilich leicht nehmen, so ernst er auch als Denker in seine Geheimnisse einzudringen bemüht war.

Seinen Gipfel- wie Endpunkt erreichte sein Verhältniß mit Gretchen grade am Krönungstage des neugewählten Kaisers Joseph II., am 3. April 1764, während jener Feierlichkeiten, die er in seiner Autobiographie so lebendig und anschaulich geschildert hat. Freilich muß es dahingestellt bleiben, ob es vielleicht nicht eine bloße poetische Licenz ist, die sich der Dichter der größern Wirkung wegen oder um die Glieder seiner Erzählung künstlerisch zu verketten gestattet hat, wenn er in „Dichtung und Wahrheit" die Katastrophe seines Drama's mit Gretchen grade mit den Krönungsfestlichkeiten zusammenfallen läßt. Indessen bleibt dem Biographen des Dichters in diesem Falle Nichts weiter übrig, als sich an die Erzählung Goethe's zu halten. Dieser zufolge habe er am Arme Gretchens und in Begleitung eines andern Liebespaares und zwar, um nicht erkannt zu werden, verkleidet während der am 3. April stattfindenden Illumination die hellerleuchteten Straßen der Stadt durchstrichen, sich zuletzt mit seinen Begleitern ermüdet in ein Speisehaus begeben und hier einen Theil der Nacht im glücklichsten Geplauder zugebracht. Beim Abschiede habe Gretchen ihm den ersten Kuß und zwar auf die Stirn gedrückt, der unglücklicher- oder vielleicht auch glücklicherweise zugleich der letzte sein sollte. Denn gleich am folgenden Morgen sei die Mutter, als er noch im Bette gelegen, verstört und ängstlich hereingetreten und habe gesagt, es sei heraus, daß er in sehr schlechte Gesellschaft gerathen und in die gefährlichsten und schlimmsten Händel verwickelt sei. Der Vater sei außer sich und man habe nur so viel von ihm erlangen können, daß er die Mitschuld des Sohnes an den zu Tage gekommenen schlimmen Streichen durch einen Dritten, den Rath Schneider, einen langjährigen Hausfreund, untersuchen lassen wolle. Es handelte sich nämlich von nichts Geringerem als von nachgemachten Handschriften, falschen Testamenten, untergeschobenen Schuldscheinen und andern Fälschungen, deren sich einzelne Genossen schuldig gemacht hatten. Und in solche Gesellschaft war er gerathen, einer solchen Gaunerbande gehörte auch sein angebetetes Gretchen an! Er wußte sich zwar frei von eigentlicher Schuld, aber er hatte doch zu bereuen, daß er heimliche Wege gewandelt, daß er durch seinen jugendlichen Leichtsinn einen schweren Verdacht gegen sich wach gerufen und die Gefahr einer seine Familie mit Schande und Gram bedrohenden polizeilichen Untersuchung auf sein junges Haupt gezogen. Die Enttäuschung war um so furchtbarer, da ihm Gretchen (angeblich) erst in derselben Nacht, welche dieser Enthüllung vorhergegangen, das erste Zeichen wirklicher Vertraulichkeit gegeben. Wolfgang gerieth in die leidenschaftlichste Aufregung, überließ sich dem unbändigsten Schmerze, warf sich zu Boden und vergoß Ströme von Thränen. Er erhielt nun auf eine Zeit lang Hausarrest, da jedoch seine verzweifelten Gemüthszustände fortdauerten und man für seine Gesundheit ernstlich besorgt sein mochte, wurde ihm nach wenig Tagen die Verzeihung des Vaters angekündigt. Aber lange noch dauerte die Erschütterung und die Verstimmung des in seinem tiefsten Innern verwundeten Wolfgang und sein Gram wurde dadurch um Nichts gelindert, daß die Mitglieder der Frevlerbande, die sich hierin nicht verrechnet hatten, aus Rücksicht auf die wenn auch noch so entfernte Mitschuld des Patriciersohnes sehr schonend behandelt wurden und mit einem strengen Verweise davonkamen. Gretchen selbst verließ, wie es hieß, freiwillig die Stadt, freiwillig, um vielleicht der ihr drohenden Ausweisung zu entgehen und kehrte in ihre Heimath zurück. Was aus ihr weiter geworden, darüber weiß man Nichts. Wolfgang's Leidenschaft zu ihr wurde übrigens, wenigstens im ersten Augenblicke, gewaltig abgekühlt und er fühlte sich in seiner Eitelkeit schwer verletzt, als er erfuhr, sie habe bei der Untersuchung ausgesagt, daß sie Goethe immer als ein „Kind" betrachtet habe. Möglicherweise bezweckte sie, was ihrem Herzen sicherlich zur Ehre gereichen würde, mit dieser Aussage nur, ihn als ein vollkommen unschuldiges und unzurechnungsfähiges Mitglied, als

einen blos kindischen Volontair der verbrecherischen Genossenschaft erscheinen zu lassen.

Daß Goethe aus solchen Seelenerschütterungen und Lebenserfahrungen Vortheil für seine Weiterentwickelung und Nahrung für seine poetische Production schöpfte, wer wollte es leugnen? Selbsterkenntniß wie Menschen- und Weltkenntniß, namentlich aber Erkenntniß der Nachtseiten des Lebens sind vor Allem einem Dichter nöthig, dem die Aufgabe zugefallen ist, Menschenschicksale in Dichtwerken darzustellen. Er muß die Menschen auch in ihrem sündlichen Treiben beobachtet und die Leidenschaften, die er darzustellen hat, wenigstens bis zu einem gewissen Grade in sich selbst durchgefühlt und durchgelebt haben; er muß und darf nicht Verbrecher gewesen sein, aber er muß wenigstens eine Ahnung davon haben, wie und durch welche Verschlingungen der Mensch zum Verbrecher werden könne und wie es einem Verbrecher zu Muthe sei. Daher ist auch Goethe's verwegenes Geständniß, es gäbe kein Verbrechen, zu dem er nicht die Befähigung in sich gefühlt, keineswegs unberechtigt. Aus dieser Erkenntniß und Offenherzigkeit, zu der sich nur ein zugleich großer und rechtschaffener Charakter wie Goethe erheben kann, entsprang zugleich die Humanität, welche Goethe in der Beurtheilung der Handlungen und der Individualität Anderer stets bewies. Hatte er die heitere, frivole Seite des Lebens im Umgange mit Derones und den französischen Schauspielern aus dem Grunde kennen lernen, so waren ihm durch die Katastrophe, welche sein an sich unschuldiges Verhältniß mit Gretchen zersprengte, die belehrendsten Blicke in die dunkeln Seiten des Lebens und in die Abgründe seiner eigenen Seele geöffnet worden. Und nicht nur bei dieser Gelegenheit thaten sich die Wunden, die am Körper der menschlichen Gesellschaft klaffen, vor seinen Augen auf; auch andere Vorfälle hatten ihm schon früh in diese Schattenseiten Einblicke gestattet, wie aus den bedeutungsvollen Worten hervorgeht, mit denen Goethe die Entstehung und den Charakter seiner ersten dramatischen Dichtungen motivirt: „Wie viele Familien hatte ich schon näher und ferner durch Bankerotte, Ehescheidungen, verführte Töchter, Morde, Hausdiebstähle, Vergiftungen entweder ins Verderben stürzen oder auf dem Rande kümmerlich erhalten sehen und hatte, so jung ich war, in solchen Fällen zur Rettung und Hilfe öfters die Hand geboten; denn da meine Offenheit Zutrauen erweckte, meine Verschwiegenheit erprobt war, meine Thätigkeit kein Opfer scheute und in den gefährlichsten Fällen am liebsten wirken mochte, so fand ich oft genug Gelegenheit zu vermitteln, zu vertuschen, den Wetterstrahl abzuleiten und was sonst nur Alles geleistet werden kann, wobei es nicht fehlen konnte, daß ich sowol an mir selbst als durch Andere zu manchen kränkenden und demüthigenden Erfahrungen gelangen mußte." Bei Andern mögen solche zu frühzeitig eintretende Lebenserfahrungen den Keim des Guten leicht bis zum Grunde ausrotten; anders bei Goethe, der eine zu außerordentliche Natur war, als daß man ihn mit gewöhnlichem Maßstabe messen und die gewöhnlichen Gesetze der Menschenbeurtheilung auf ihn anwenden dürfte.

Nach dieser dramatischen fast tragischen Episode seines Jugendlebens trat eine stillere, fast halbidyllische Zeit ein, die freilich Anfangs etwas Drückendes für ihn hatte, da der Rath Goethe nun doch für nöthig hielt, ihn unter die pädagogische Aufsicht eines Hofmeisters zu stellen, der ihn nicht aus den Augen lassen durfte und ihn auf Schritt und Tritt begleitete. Der junge Goethe widersetzte sich dem nicht; er betrachtete, wie es scheint, seine Unterwerfung unter diese Ueberwachung als eine nöthige Buße für eine Schuld, die er auf sich geladen und die ihn in jener Zeit so bedrängt zu haben scheint, daß er sich in den Straßen der Stadt und überall, wo sich viele Menschen zusammenfanden, unbehaglich fühlte und er einsame Wanderungen ins Freie vorzog. „Mir waren," äußert er selbst, „die gleichgültigsten Blicke der Menschen beschwerlich; ich hatte jene bewußtlose Glückseligkeit verloren, unbekannt und unbescholten umherzugehen und in dem größten Gewühle an keinen Beobachter zu denken." So lernte er, ohne doch eine wirkliche Schuld auf sich geladen zu haben, die Zustände eines sich von Allen beobachtet glaubenden reuigen Sünders fühlen, Zustände, die ihn später in Stand setzten, Gewissensangst, Reue und Scham in einzelnen seiner dramatischen Dichtungen in so lebendiger Weise zur Anschauung zu bringen! Das gehört eben zu den Qualitäten eines großen, wirklich schaffenden, psychologischen Dichters, daß er sich in die gewaltsamsten Stürme von Leidenschaften und Gemüthszuständen zu versetzen weiß, von denen er selbst gewissermaßen doch nur Anhauche in seinem eigenen Gemüthe verspürt hat.

Für sein Wissen hatte übrigens der junge Goethe von dem Unterrichte seines jetzigen Präceptors keinen sehr großen Gewinn. Dieser Hofmeister, dessen Namen uns Goethe nicht aufbewahrt hat, war ein unter Darjes in Jena gebildeter streng methodischer Philosoph, der die Lehren Platon's und Aristoteles' nach einem dürftigen Compendium abhandelte und dem jungen Zöglinge gegen die trockene Wolff'sche Philosophie eher Ab- als Zuneigung einflößte. Doch ward die stoische Moralphilosophie des Epiktet mit vieler Theilnahme studirt und in dem sonst langweiligen Cursus der Geschichte der Philosophie interessirten den Zögling wenigstens die Philosopheme der Urzeit, wo und in sofern sie noch von Poesie oder Religion befruchtet oder für sie befruchtend waren. Auf den Spaziergängen, die sie am liebsten nach einem benachbarten Wäldchen richteten, zeichnete der junge Goethe nach der Natur, während der pedantische Mentor in einem Buche las und sich dann wenig um den Zögling kümmerte. Dem Vater gewährten diese Leistungen seines Sohnes so große Freude, daß er Linien um jede unvollkommene Skizze zog, die unregelmäßigen Blätter zurechtschnitt und das Zusammenpassende durch den Buchbinder aufziehen ließ, um so den Grund zu einer Sammlung zu legen, in der er sich dereinst der Fortschritte seines Sohnes zu erfreuen gedachte. Als er den Ernst seines Sohnes wahrnahm, gab er ihm seine völlige Freiheit wieder und gestattete ihm auch weitere Excursionen nach dem schön bewaldeten Taunus und seinen

Ruinen und dem prächtigen Rheinufer bei Mainz und Biberach.

In dieser Zeit, wo der junge Goethe ganz im Gegensatze zu seinem frühern Uebermuthe fast in Melancholie versunken zu sein schien, schloß sich ihm namentlich seine ihm aufs Zärtlichste und Innigste ergebene Schwester Cornelia an, die ihn zu trösten und zu erheitern suchte und ihn in einen Kreis blühender junger Mädchen einführte, unter denen namentlich Charitas Meirner den für Frauenanmuth stets empfänglichen jungen Goethe anzog und fesselte. Aufgeweckte Jugendgenossen wie Johann Jacob Riese und namentlich Johann Adam Horn, der später mit ihm in Leipzig studirte, schlossen sich diesem jugendlichen Vereine an, man machte im Winter Schlittenfahrten, in der schönen Jahreszeit Ausflüge aufs Land oder muntere Wasserfahrten, erhöhte den Gesellschaftston durch humoristische Poesien — kurz, der junge Goethe war wieder dem Leben gewonnen, wozu auch bei ihm keine erheblichen Anstrengungen gehörten.

So war die Zeit herangekommen, wo er, um das Rechtsstudium zu absolviren, die Universität beziehen sollte. Damals standen zwei Hochschulen als die eigentlich fashionabeln im Vordergrunde, die zu Göttingen und die zu Leipzig. Der junge Goethe wäre am liebsten nach Göttingen gegangen, wo er sich unter Heyne, Michaelis u. A. für ein akademisches Lehramt auszubilden wünschte, während der Vater der Universität Leipzig, wo er selbst den größten Theil seiner Studienzeit zugebracht hatte, den Vorzug gab. So bestimmte es des Vaters Wille, und der Sohn, der überhaupt froh war, nur aus Frankfurt fortzukommen, war es auch zufrieden. Zu Michaelis 1765 verließ der junge, erst 16jährige Goethe in Gesellschaft des Buchhändlers Fleischer seine Vaterstadt, um, reich an Hoffnung und mancherlei Projecten, die grade nicht viel mit dem Rechtsstudium zu thun hatten, nach Leipzig zu reisen. Zuletzt hatte er sich für seine akademischen Studien durch die eifrige Lecture der lateinischen Autoren tüchtig vorbereitet, das damals überhaupt hintangesetzte Griechisch aber liegen lassen und ziemlich vergessen. Er war wol im Griechischen über die Lecture des neuen Testaments überhaupt nicht viel hinausgekommen, nichtsdestoweniger erfaßte sein genialer Instinct später den hellenischen Geist tiefer, als ihn vielleicht je ein Griechischgelehrter erfaßt hat; wenigstens hat keiner in seinen Schöpfungen so den hellenischen Geist zu reproduciren gewußt als der spätere Goethe. Geistig, meint Schaefer, sei Goethe genugsam zur Universität vorgebildet gewesen, wenn man ihn mit Andern, die zur Universität ziehen, verglich, „obwol (fügt er hinzu) sein sittlicher Charakter noch der Festigkeit entbehren mußte, um so früh der Einwirkung des väterlichen Hauses entzogen zu werden." Nun, diesen Mangel theilte der junge Goethe wol mit den Meisten, welche das väterliche Haus verlassen, um eine Universität zu beziehen; eine sichere Garantie gewähren wol nur Wenige. Im Uebrigen hatte es, wie wir gesehen haben, dem jungen Goethe an eigenthümlichen und lehrreichen Erfahrungen trotz seiner Jugend keineswegs gefehlt.

Der junge Goethe befand sich nun in Leipzig, das damals für einen jungen Dichter von der naiven, weichen, zarten, gläubig sich hingebenden, dabei leidenschaftlich bewegten Gemüthsbeschaffenheit Goethe's schwerlich als ein besonders glücklicher Aufenthalt betrachtet werden konnte, obschon es ihm in Leipzig allerdings auch an mannichfaltigen Anregungen nicht fehlte, welche, wenn auch nicht seine Phantasie, doch seinen Geist befruchteten und den Kreis seiner Anschauungen in verschiedenen Richtungen erweiterten. Leipzig war und ist mehr der Sitz der Kritik, welche eine reine Hingabe an Werke der Poesie und Kunst nicht wol aufkommen läßt, als des Vermögens, sich an dichterischen Illusionen und Phantasiespielen zu ergötzen; namentlich war damals die elegante und galante Dichtkunst und besonders die Gelegenheitspoesie in Leipzig mehr gepflegt als die wahrhaft schöpferische, die zu großartigen Gestaltungen führt. Die gewaltigen Häuser, „die, nach zwei Straßen ihr Gesicht wendend, in großen, himmelhoch umbauten Hofräumen eine bürgerliche Welt umfassend, großen Burgen, ja Halbstädten ähnlich sind" (in einem dieser „seltsamen Räume," der großen Feuerkugel, quartierte Goethe sich ein), imponirten ihm zwar, aber er vermißte an ihnen den alterthümlichen Duft, der den Sinn des Beschauers in romantischer Weise anregt. An Kunstdenkmalen aus älterer wie früherer Zeit fehlte es; nur für die Musik, die Lieblingskunst der Leipziger, war der Sinn der Gebildeten damals lebendig wie heute und auch das Theater, dessen Besuch begreiflicherweise von großem Einflusse auf Goethe war, stand in Leipzig auf einer Stufe der Ausbildung wie damals an wenigen Orten Teutschlands. Die Umgegend bietet wenig Punkte von hervorragend landschaftlichem Reize und selbst das allerdings anmuthige Rosenthal nennt Goethe nebst Gohlis, Apel's Garten, den Kuchengärten das „wunderlichste Revier, um poetisches Wildpret darin aufzusuchen," doch gesteht er, bei unermüdet fortgesetzter Bemühung auf das „Kleinleben" um so aufmerksamer geworden zu sein. Ebenso wie dieses „Kleinleben" in der Natur zog ihn, den für Eindrücke aller Art Empfänglichen, das große, buntbewegte, alle Nationalitäten mischende Leben auf den Messen, die ganze bürgerliche Rührigkeit und Handelsthätigkeit der Stadt und das Gepräge von Behaglichkeit und Wohlhabenheit, die sie dadurch erhält, lebhaft an, ohne daß er sich dadurch über den häufigen Mangel an sittlichen Grundlagen täuschen ließ. Die ihm in dieser Hinsicht schon früher in Frankfurt und vielleicht noch mehr in Leipzig gewordenen Eindrücke schildert er selbst in „Dichtung und Wahrheit" mit den treffenden Worten: „Religion, Sitte, Gesetz, Stand, Verhältnisse, Gewohnheit, Alles beherrscht nur die Oberfläche des städtischen Daseins. Die von herrlichen Häusern eingefaßten Straßen werden reinlich gehalten und Jedermann beträgt sich daselbst anständig genug; aber im Innern sieht es öfters um desto wüster aus und ein glattes Aeußere übertüncht, als ein schwacher Bewurf, manches morsche Gemäuer, das über Nacht zusammenstürzt." Der rasche, lebhafte Verkehr der Menschen mit einander und der

leicht befriedigte Gewinn- und Erwerbsinn erzeugt in Städten wie Leipzig auch den Sinn, leicht und rasch zu leben und die hervortretende Neigung zu materiellen Genüssen, die nur den Augenblick ausfüllen. Auch der erst 16jährige Goethe wurde in diese Strömung hineingezogen und sein religiöser Sinn, der, wie sich aus seinem vertrauten Verhältnisse zu den zweideutigen Genossen Gretchens unschwer erkennen läßt, nicht eben sehr in die Tiefe bei ihm gedrungen war, konnte den in Leipzig auf ihn einströmenden Versuchungen keinen Widerstand leisten, da Leipzig ein Hauptsitz des höchstens zu Gellert's bürgerlicher Moral sich erhebenden flachen Rationalismus war und hier kein Fräulein von Klettenberg seinem innern Leben, sondern nur Damen von Welt seiner äußern Wohlanständigkeit zu Hilfe kamen. Für die äußere Politur auch seines poetischen Talents that Leipzig viel, für dessen innere Vertiefung wenig oder Nichts; ja er stand hier in offenbarer Gefahr, sich in eine ziemlich frivole Auffassung und Behandlung sehr ernster, selbst tragischer Lebensfragen und Lebenserscheinungen zu verlieren und seinen urteutschen Kern für die Aneignung französischer Glätte zu opfern. Gervinus scheint aber doch in der Schilderung der betreffenden Lebensperiode diese bloßen Uebergangsstimmungen Goethe's zu ernst zu nehmen und zu sehr ins Schwarze zu malen, wenn er die Resultate von des Dichters Aufenthalt in Leipzig, allerdings sich zum Theil der eigenen Ausdrücke Goethe's bedienend, etwa in folgender Weise resumirt: er habe sich in Leipzig von einem Extreme ins andere geworfen, zwischen ausgelassener Lustigkeit und melancholischem Unbehagen geschwankt und sich in Folge der Einflüsse Rousseau's einer Lebensart hingegeben, die ihm nicht zusagte, er sei stockig und störrisch, durch krankhaften Widersetzungsgeist und wunderliche Launen beschwerlich gewesen u. s. w. Es ist etwas davon wahr, aber bei einem leicht empfänglichen, erst 16jährigen jungen Menschen fallen dergleichen vorübergehende Gemüthsstimmungen und selbst Excesse doch nicht sehr ins Gewicht, und es gibt sicherlich wenige Jünglinge, die, in das Universitätsleben und in das Treiben der großen Welt geworfen, diese chaotischen Stimmungen nicht in stärkerem oder geringerem Grade durchmachen, wenn auch leider nicht Alle ihren guten, gesunden Kern aus solchen Versuchungen und Trübungen so heil zu retten wissen wie Goethe. Vollkommen ungerecht würde man aber gegen ihn sein, wenn man ihn für diese Zustände, Schwankungen und Irrungen moralisch verantwortlich machen wollte, da sie sich bei einer genialen Natur wie Goethe, der sich plötzlich mit allen Wurzeln losgerissen und aus seinem derben frankfurter Urboden in ein fein, ja raffinirt cultivirtes, aber poetisch mageres Gartenland versetzt sah, durch die Verhältnisse von selbst erklären. Im Uebrigen darf man nicht vergessen, daß Goethe selbst durch die Art und Weise, wie er sein Leben in „Dichtung und Wahrheit" dargestellt hat, doch zu mancher falschen und übertriebenen Auffassung Anlaß gab, indem er gewissen Verhältnissen und Vorkommnissen eine Wichtigkeit beilegte, die sie, bei Licht besehen, doch nicht hatten. Daß der ungewöhnliche Jüngling etwas von einem verwöhnten Muttersöhnchen hatte und manche damit zusammenhängende Unarten wenigstens während seines Aufenthaltes in Leipzig nicht gänzlich von sich streifte, kann allerdings schwerlich in Abrede gestellt werden.

Goethe, am 19. Oct. 1765 von dem damaligen Rector, Hofrath Ludwig, als Student in der „bairischen Nation" inscribirt, besuchte Anfangs seine Collegien treulich und fleißig, wie sich auch von ihm erwarten ließ; denn wenn irgend einer, so war gewiß der junge Goethe nach neuen Aufschlüssen über die Geheimnisse des Lebens und der Wissenschaft und nach der Aufnahme neuer fruchtbarer Ideen begierig. Aber er fand nirgends, was er suchte. Gellert, dessen übrige Verdienste und vortreffliche menschliche Eigenschaften er gebührend zu schätzen wußte und den er sogar gegen allzu wegwerfende Kritik in Schutz nahm, war nicht geeignet, einen zwar jugendlichen, aber mächtig emporstrebenden Geist wie Goethe zu befriedigen; seine Ideen waren schon damals weit über die enge Sphäre der Gellert'schen Vorstellungsweise hinausgewachsen. Die ehrliche, aber den tieferen Inhalt der Religion verwässernde und höchstens für den gewöhnlichen Bürgerverstand ausreichende Moral Gellert's gab ihm nicht, was die einfache Gefühlsreligion einer Klettenberg ihm gegeben hatte, und auch Gellert's Geschmacksansichten bewegten sich in der engsten Sphäre. Goethe hörte bei ihm Vorlesungen über den Geschmack, aber er konnte es Gellert nicht verzeihen, daß dieser nie die Namen der Vertreter einer freiern Richtung, eines Klopstock, Wieland, Lessing, Gerstenberg u. s. w., auch nur erwähnte. Den schon damals ziemlich bei Seite geschobenen Gottsched, der aber doch immer noch eine leipziger Notabilität war, besuchte er, und wir verdanken dieser Begegnung eins der ergötzlichsten Genrebilder in „Dichtung und Wahrheit;" mit diesem einen Besuche des jungen Goethe bei dem ehemaligen Dictator in Sachen der Kritik war es zwischen beiden für immer abgethan. Der alte Herr sah sicherlich auf den jungen Mann mit gebührender Verachtung herab, ohne eine Ahnung davon zu haben, welchem Geiste er gegenüberstände. An den Uebungen in Poesie und Prosa bei Clodius, der als Professor der Philosophie und Poesie zugleich die Verpflichtung hatte, die bei feierlichen Gelegenheiten für nothwendig erachteten Carmina zu verfassen, nahm Goethe zwar Theil, ohne jedoch irgend einen Gewinn davon zu haben. Vielmehr galt Clodius dem jungen Studenten nur als ein Gegenstand der Satyre; unter andern verfaßte Goethe in heiterer Stunde ein vielfach abgedrucktes parodisches Gedicht auf dessen bombastische Dichtweise, in welchem er die von Clodius hauptsächlich angewandten Stichwörter vereinigte und das er mit Bleistift an eine Wand des Kuchenbäckers Händel im Kuchengarten schrieb. Der damals als eleganter Jurist und als Kenner des römischen Alterthums eines großen und nicht unverdienten Rufes genießende Hofrath Böhme, Professor der Geschichte und des Staatsrechts, an welchen der junge Goethe empfohlen war, zeigte sich in der Weise der damaligen und noch so mancher jetzigen Professoren

als bloßer Fachgelehrter, indem er Goethe das Studium der alten Literatur, dem derselbe sich zu widmen gedachte, auszureden suchte, was allerdings bei dem trostlosen Zustande, in welchem sich damals die Alterthumswissenschaft befand, von seinem Standpunkte auch vielleicht das Beste war; wenigstens hätte Goethe auf diesem Felde Alles aus sich selbst schöpfen müssen, da ihm die leipziger Professoren in dieser Hinsicht sicherlich Nichts gewähren konnten. Böhme verwies ihn dafür auf das Studium der Rechtswissenschaft als derjenigen, welche am meisten geeignet sei, einen Studiosen auch dem Alterthume zu nähern. Dies war doch wenigstens ein Standpunkt, der aber gewiß nicht der Standpunkt Goethe's war. Auch die trockenen Vorlesungen des berühmten Ernesti über Cicero's Schriften täuschten die hohen Erwartungen, die er davon gehabt hatte. Kurz, Alterthumswissenschaft, Philologie, Aesthetik, Theologie und Philosophie wurden auf der leipziger Universität so geistlos und unlebendig als möglich getrieben, und die Eindrücke, welche Goethe von dieser Seite in Leipzig erhielt, hat er dann in der bekannten Unterredung des Mephistopheles mit dem Schüler im „Faust" verarbeitet und lächerlich gemacht. Er fand im Allgemeinen, daß die jüngern Professoren ihre Bildung durchaus auf Unkosten der Zuhörer erwürben, weil diese nicht in dem unterrichtet würden, was sie eigentlich brauchen, sondern in dem, was der Lehrer für sich zu bearbeiten nöthig findet, und die ältesten Professoren, schon lange Zeit stationair, im Ganzen nur fixe und zum Theil schon durch die Zeit als unnütz und falsch verurtheilte Ansichten überlieferten.

Goethe suchte sich nun, wie immer und überall, Nahrung für Geist und Gemüth in seiner Weise von anderer Seite her zu verschaffen und Bildungsstoff zu erbeuten, wo manche Andere ihn nicht finden würden. Und zwar nicht in eigentlich studentischen Kreisen; denn das Leben und Treiben der Studenten konnte für einen feinfühlenden Geist wie Goethe nichts Anziehendes, eher etwas Abstoßendes haben. Gesellige Kreise, die mit den Universitätskreisen Nichts zu thun hatten, abseits stehende originelle Menschen und besonders weibliche Personen waren es zumeist, denen er sich anschloß, um sich durch das Leben für das Leben selbst zu bilden. Einem genialen Jünglinge wie Goethe wird man aber das Recht zugestehen müssen, andere Bildungswege einschlagen zu dürfen als diejenigen sind, welche Routine und Reglement den jungen Leuten von mittlerer Qualität vorgezeichnet haben, und nicht mit Unrecht bemerkt Lewes: „Nun der Erfolg vor uns liegt, sehen wir wol ein, wie viel besser Goethe sich beschäftigte, als wenn er hundert Hefte in den Vorlesungen emsig vollgeschrieben hätte." Goethe's Art und Weise war es nicht, etwas schwarz auf weiß zu besitzen, „um es bequem nach Hause zu tragen." In welcher Lage sich auch Goethe befand, immer erkannte er mit dem ihm eigenthümlichen Instinkte die Vortheile, die er bei rechter Benutzung aus ihr ziehen konnte, und in Leipzig waren es namentlich die Formen conventioneller Geselligkeit, die er sich anzueignen trachtete. In dieser Hinsicht scheint namentlich die sanfte, fein gebildete und dabei kränkliche Gattin des Hofraths Böhme auf ihn von nicht unbeträchtlichem Einflusse gewesen zu sein. Sie und andere Frauen mäkelten an seinem frankfurter Dialekte, an der süddeutschen Ungebundheit seines Wesens, an seinen nicht selten derben Redensarten, an dem unmodischen Schnitte seiner Kleidung, und er bemühte sich nun mit ebenso viel Eifer als Erfolg, Alles von sich zu thun, was den eleganten Geschmack der gebildeten Leipzigerinnen anstößig sein konnte. Aber auch sein poetischer Geschmack wurde aufs Schärfste kritisirt; die Muster, nach denen er sich in Frankfurt gebildet hatte, galten in den maßgebenden Kreisen Leipzigs schon als veraltet; und auch der ihn beseligende Glaube an sein eigenes poetisches Talent, der allein schon durch seine früher verfaßte Dichtung über die Höllenfahrt Christi vollkommen gerechtfertigt erscheint, wurde durch scharfe mäkelnde Kritik bis zum Grunde erschüttert. Die Kunst, wirklich hervorragende Talente zu demüthigen und auf ihre Kosten mittelmäßige Poeten und namentlich bloße locale Gelegenheitsdichter, welche zur Erheiterung geselliger Kreise und zur Erhöhung festlicher Freuden beitragen, auf ihre Kosten zu erheben, scheint man schon damals meisterlich verstanden zu haben. Selbst an dem einzigen Manne der Zeit, den der junge Goethe bis dahin als einen wirklich großen betrachtet und bewundert hatte, an dem Könige von Preußen, hatten die Leipziger so viel auszusetzen, daß an ihm nichts eigentlich Großes übrig blieb. Goethe beklagt in seiner Autobiographie, daß die Einwohner von Leipzig ihn um das „angenehme Gefühl" brachten, „einen großen Mann zu verehren." So stieß er überall auf Negationen, alle seine liebsten Ueberzeugungen und Illusionen wurden erschüttert und im Grunde verdankte er, wie weiter gezeigt werden wird, wirklich Positives nur den Unterweisungen des Malers Oeser.

Wenn nun die an ihm geübte scharfe Kritik den jungen Goethe allerdings auch vor jener nicht unbedenklichen Selbstüberschätzung wahrte, zu der sich Poeten im Studentenalter nur zu leicht neigen, so würde ihm diese ewig fortgesetzte Hofmeisterei und Mäkelei zuletzt doch übel bekommen sein und vielleicht jeden poetischen Keim in ihm zerstört haben, wenn ihm nicht die Liebe zu Hilfe gekommen wäre und den poetischen Quell in ihm lebendig erhalten hätte. Goethe bedurfte seiner ganzen Natur nach von Zeit zu Zeit solcher Erfrischungen durch zärtliche Herzensverhältnisse, selbst wenn sie mehr oder weniger auf Illusion beruhten und zu gleichen Theilen aus Dichtung und Wahrheit gemischt waren. Das Mädchen, dem er in Leipzig seine Gunst schenkte, hieß Anna Katharina, von Goethe selbst bald Käthchen, bald Aennchen genannt, war wie das frankfurter Gretchen einige Jahre älter als Goethe und die Tochter des Weinhändlers Schönkopf (Brühl 79), der eine Frankfurterin zur Frau hatte und bei dem namentlich zur Meßzeit viele Reisende aus Frankfurt einzukehren pflegten. Dieses anmuthige, heitere und gute Mädchen fesselte ihn enger und enger an dieses Local, in das ihn ursprünglich die belehrende und anregende Unterhaltung einer

theils aus Studenten, theils aus jungen Gelehrten und Hofmeistern bestehenden Mittagsgesellschaft zog, welche sich hier zusammengefunden hatte. Um ihretwillen spielte der junge Goethe, was er übrigens auch in späterer Zeit wol nicht ungern that, vor den Leuten Komödie, um glauben zu machen, daß er nicht in die anmuthige Wirthstochter, sondern in ein „gnädiges Fräulein" verliebt sei. Er betrug sich nämlich so stutzer- und geckenhaft, daß selbst sein Freund und Landsmann Horn an ihm irre wurde und am 12. Aug. 1766 an Moors in Frankfurt schrieb: „Sein ganzes Dichten und Trachten ist, nur seiner gnädigen Fräulein und sich selbst zu gefallen. Er macht sich in allen Gesellschaften mehr lächerlich als angenehm. Er hat (blos weil es die Fräulein gern sieht) sich solche porte-mains und Geberden angewöhnt, bei welchen man unmöglich das Lachen sich enthalten kann..... Wenn mich nur der Himmel, so lange ich hier bin, vor einem Mädchen bewahrt, denn das hiesige Weibervolk ist ganz des Teufels. Goethe ist nicht der erste, der seiner Dulcinea zu Gefallen ein Narr ist. Ich wünschte nur, daß Du sie ein einziges Mal sähest, sie ist die abgeschmackteste Creatur von der Welt" u. s. w. Doch schon nach wenigen Monaten oder Wochen klärten sich die Beweggründe auf, welche Goethe veranlaßt hatten, seine Bekannten zu mystificiren und selbst den Schein des Lächerlichen auf sich zu laden. Denn schon im October richtete Horn an denselben Moors einen Brief, in welchem es u. A. heißt: „Merke nun seine List! Damit niemand ihn wegen einer solchen Liebe in Verdacht haben mögte, nimmt er vor, die Welt grad das Gegentheil zu bereden, welches ihm bisher außerordentlich geglückt ist. Er macht Staat und scheint einer gewissen Fräulein, von der ich Dir erzählt habe, die Cur zu machen. Er kann zu gewissen Zeiten seine Geliebte sehen und sprechen, ohne daß jemand deßwegen den geringsten Argwohn schöpft, und ich begleite ihn manchmal zu ihr. Wenn Goethe nicht mein Freund wäre, ich verliebte mich selbst in sie. Mittlerweile hält man ihn nun in Fräulein [12]) — doch was brauchst Du ihren Namen zu wissen — verliebt, und man verirt ihn wol gern in Gesellschaft deswegen. Vielleicht glaubt sie selbst, daß er sie liebt, aber die gute Fräulein betrügt sich. Er hat mich seit der Zeit einer nähern Vertrautheit gewürdigt, wie seine Oeconomie entdeckt und gezeigt, daß der Aufwand, den er macht, nicht so groß ist, wie man glauben sollte. Er ist mehr Philosoph und mehr Moralist als jemals, und so unschuldig seine Liebe ist, so mißbilligt er sie dennoch. Wir streiten sehr oft darüber, aber er mag eine Partei nehmen, welche er will, so gewinnt er, denn Du weißt, was er auch nur scheinbaren Gründen für ein Gewicht geben kann. Ich bedaure ihn und sein gutes Herz, das wirklich in einem sehr mißlichen Zustande sich befinden muß, da er das tugendhafteste und vollkommenste Mädchen ohne Hoffnung liebt" u. s. w.

Das letztere war nun keineswegs der Fall, denn es kam zwischen beiden zu einem sehr innigen und von seiner, wenn auch nicht von ihrer Seite leidenschaftlichen Verhältnisse, welchem allerlei gesellige Vergnügungen, gemeinsames Singen und Musiciren, Vorlesung Goethe'scher Gedichte, Aufführung von Lustspielen u. s. w. Vorschub gewährten. Indessen gesteht Goethe selbst, daß, weil sich die Geliebte wenig aus dem Hause entfernen konnte oder durfte, der Zeitvertreib etwas mager geworden sei, wie überhaupt dergleichen Verhältnisse, je unschuldiger sie seien, desto weniger Mannichfaltigkeit auf die Dauer gewährten. So sei er denn von jener bösen Sucht befallen worden, „die uns verleitet, aus der Quälerei der Geliebten eine Unterhaltung zu schaffen und die Ergebenheit eines Mädchens mit willkürlichen und tyrannischen Grillen zu beherrschen." Sogar die böse Laune über das Mislingen seiner poetischen Producte, über die anscheinende Unmöglichkeit, hierüber ins Klare zu kommen und über Alles, was ihn hier und da „kneipen" mochte, glaubte er, wie er aufrichtig genug ist zu gestehen, an ihr auslassen zu dürfen. So sehr sie sich auch bemühte, ihm Alles, was sie nur konnte, zu Gefallen zu thun, so verdarb er doch ihr und sich durch unbegründete und abgeschmackte Eifersüchteleien die schönsten Tage, was sie eine Zeit lang mit „unglaublicher Geduld" ertrug, die er grausam genug war, aufs Aeußerste zu treiben. Endlich wurde es ihr doch zu viel, was auch um so begreiflicher erscheint, da sie ihm um einige Jahre und vielleicht auch an Einsicht und Weltverstand überlegen war und ihn, wie das frankfurter Gretchen, noch halb als Kind betrachten mochte, von dem sie nicht gequält und tyrannisirt sein wollte; denn in dem Alter, worin beide Liebesleute damals standen, fühlt sich das Mädchen, wenn es auch nur um wenige Jahre älter ist, dem Jünglinge stets überlegen, wie viel er auch an Geist, Talenten und Kenntnissen vor ihr voraus haben mag. Kurz, ihr Gemüth entfernte sich von ihm, es kam zwischen ihnen zu „schrecklichen Scenen," und nun erst fühlte er, daß er sie wirklich liebe und daß er sie nicht entbehren könne. Aber obschon nun die Rollen gewechselt wurden und Goethe Alles that, um sich ihr fügsam und unterwürfig zu zeigen, blieb ihm ihr Herz doch fortan für immer abgewandt. Aus Verzweiflung und Reue stürmte er nun „auf mancherlei unsinnige Weise" in seine Natur ein, und er selbst gesteht, daß dies sehr viel zu den körperlichen Uebeln beigetragen, unter denen er „einige der besten Jahre" seines Lebens verlor, ja er würde, versichert er, an diesem Verluste völlig zu Grunde gegangen sein, „hätte sich nicht hier das poetische Talent mit seinen Heilkräften besonders hilfreich erwiesen."

Ein Verhältniß, das in seinen Folgen Goethe „einige der besten Jahre" kostete, mußte hier wol etwas näher erörtert werden, um so mehr, da es ihn auch poetisch anregte, einmal zu einer „Idylle," die leider verloren gegangen und deren Verlust um so mehr zu beklagen ist, da Goethe, wie er selbst gesteht, sie „nie ohne Neigung lesen und ohne Rührung Andern vortragen konnte," sodann zu dem Schäferspiele: „Die Laune des Verliebten," dessen Entstehung Schaefer in das

12) Der Name des Fräuleins ist hier wieder im Briefe ausgestrichen.

Frühjahr 1767 setzt und das von den vorhandenen dramatischen Producten Goethe's das älteste ist. Schon der Titel zeigt den genauen Bezug auf sein Verhältniß mit Aennchen, das er mit seinen Launen quälte. Im Uebrigen bildet das leipziger Aennchen doch wol keine so poetische Erscheinung im Leben des Dichters wie das frankfurter Gretchen, zu dem der Knabe wie zu einem höhern Wesen emporsah, dem er kaum zu nahen wagte und das ihm noch später als Urbild zu einigen seiner herrlichsten Frauenschöpfungen diente. Poetisches Bedürfniß, Einbildungskraft und auch wol einige Eitelkeit scheinen von seiner Seite bei dem Verhältnisse mit Aennchen im Spiele gewesen zu sein, und erst als es zum Bruche kam und seine Eitelkeit sich aufs Tiefste gekränkt fühlte, steigerte er auf dem Wege künstlichen Ueberreizes seine Neigung zur Leidenschaft, über deren Ursprünglichkeit und Tiefe er sich selbst täuschte. Goethe's eigene Worte, daß Aennchen, mehr niedlich als schön, mehr munter als geistig begabt, es wohl verdient habe, „in dem Schrein des Herzens eine Zeit lang als eine kleine Heilige aufgestellt zu werden," stehen doch mit der spätern Fiction einer glühenden Leidenschaft in offenbarem Widerspruche. Auch hat Aennchen von allen weiblichen Geschöpfen, denen Goethe einmal seine Zuneigung schenkte, vielleicht die wenigsten Spuren in seinen Dichtungen zurückgelassen. Ein treues Gedächtniß bewahrte er auch ihr und noch später aus Frankfurt schrieb er an sie: „Tausend Gelegenheiten werden kommen, bei denen Sie an einen Menschen gedenken müssen, der Ihnen wol oft Gelegenheit zum Unwillen gab, aber doch immer ein guter Junge war." Nach einigen Jahren mit einem Dr. Kanne in Leipzig vermählt, sah sie den Dichter bei seinen spätern Besuchen in Leipzig wieder. Sie starb im J. 1810 [13]).

Ein anderes weibliches Wesen, das auf ihn in Leipzig Einfluß übte und zwar einen wohlthätig regulirenden, war Friederike Oeser, älteste Tochter des in der Kunstwelt eines hohen Ansehens genießenden Malers und Directors der neuerrichteten leipziger Kunstakademie Adam Friedrich Oeser. Etwa in ihrem 20. Jahre stehend, zog sie ihn nicht durch ihren körperlichen Reiz — ihr Gesicht war durch Blatternarben entstellt — aber um so mehr durch ihren Witz, ihre gute Laune, ihren vortrefflichen Verstand und ihr gesundes Urtheil an. Bei ihr holte er sich Trost, wenn ihn sein „böses Mädchen plagte," von ihr erhielt er aber auch heilsame Zurechtweisungen, die sie durch Muthwillen würzte, wenn er ohne Noth den Unglücklichen und Zerrissenen spielte; ihr legte er so manche seiner poetischen Versuche vor, weil er sich auf ihr feines Gefühl und ihr geschmackvolles Urtheil verlassen zu können glaubte; auch blieb er mit ihr, die erst 1829, 81 Jahre alt, unverheirathet starb, noch später in brieflichem Verkehre.

13) Ueber Goethe's Verhältniß zu Aennchen wie überhaupt über seinen Aufenthalt in Leipzig enthält die von Otto Jahn herausgegebene Schrift: „Goethe's Briefe an seine leipziger Freunde" (Leipzig 1849.) interessante Aufklärungen.

Aber es wäre falsch, hieraus zu schließen, daß der junge Goethe sich ausschließlich weiblichem Einflusse hingegeben habe; die Frauen blieben ihm doch stets mehr ein Object psychologischer Beobachtungen, als daß er wirkliche Belehrung bei ihnen gesucht hätte; er beobachtete und studirte ihr Lieben und Hassen, denn darin, meinte er, seien sie wahr; dagegen

> Wenn sie aber urtheilen und meinen,
> Da will's oft wunderlich erscheinen.

Und wie Vieles würde Goethe auszusprechen unterlassen oder anders ausgesprochen haben, wenn es ihm nur darauf angekommen wäre, den Frauen zu gefallen! Nur für das Schickliche und Geziemende, wo es ihm darauf ankam, dies zu respectiren, sucht er sich Raths bei edlen Frauen. Dagegen eigentliche geistige Belehrung, Erweiterung seiner Ideen und Befruchtung für seine Denkkraft schöpfte er vorzugsweise aus dem Verkehre mit Männern. Aber er suchte sich unter diesen besonders muntere, aufgeweckte Jungen oder originelle Käuze aus, selbst wenn sie oder vielmehr weil sie ihm an Jahren und Lebenserfahrungen weit überlegen waren, wie z. B. in Leipzig den damaligen Hofmeister des jungen Grafen von Lindenau, Behrisch, der später Pagenhofmeister in Dessau wurde und daselbst im J. 1809 starb. Behrisch war ein vorgerückter Dreißiger, also doppelt oder mehr als doppelt so alt wie Goethe und wie dieser ihn nennt „einer der wunderlichsten Käuze, die es auf der Welt geben kann." Bei guten Kenntnissen war es doch seine größte Lust, „sich ernsthaft mit possenhaften Dingen zu beschäftigen und irgend einen albernen Einfall bis ins Unendliche zu verfolgen;" namentlich besaß er eine besondere Fähigkeit, die lächerlichen Seiten an den Menschen herauszufinden, zu parodiren und zu verspotten, und gegen seine eigenen sächsischen Landsleute erlaubte er sich eine „fratzenhafte" Abneigung; dabei fielen aber seine Späße, so barock sie waren, niemals ins Rohe und Triviale. Durch sein scharfes schneidendes Urtheil zerstörte er noch den wenigen Glauben, den Goethe an gleichzeitige Schriftsteller bei sich hegte. Goethe's eigene Sachen nahm er mit Nachsicht auf und ließ ihn gewähren, doch nur unter der Bedingung, daß Goethe Nichts solle drucken lassen. Kurz, Behrisch gehörte zu jener Reihe skeptischer und kaustischer Naturen wie Hüsgen, Goethe's früherer, und Merck, sein späterer Bekannter, die ihm sämmtlich Züge für seinen Mephistopheles herliehen. Da er jedoch Umgang mit einigen Mädchen unterhielt, „welche besser waren als ihr Ruf," und diesen Zusammenkünften im Garten der vielleicht wegen ihrer Freundlichkeit gegen junge Männer nur verleumdeten Mädchen neben Goethe zuweilen auch der Graf beiwohnte, so suchte der Vater des letztern den Hofmeister los zu werden, was diesem nur zum Glück gereichte, da er auf Empfehlung vorzüglicher Personen zu dem Erbprinzen von Dessau als Erzieher berufen wurde; Goethe aber empfand den Verlust seines ältern Freundes aufs Schmerzlichste und er verfiel nun gleich wieder in sein „wirriges störrisches Wesen," welches immer zunahm, je unzufriedener er über seine Umgebung war, indem er sich

einbildete, daß sie nicht mit ihm zufrieden sei. Der Besuch seines Landsmanns Johann Georg Schlosser, welcher zu der Zeit eine Stelle als Geheimsecretair bei dem Herzoge Friedrich Eugen von Würtemberg erhalten hatte und von welchem Goethe sagte, daß nie ein gleichgültiges Wort über seine Lippen gekommen sei, dauerte zu kurz, um ihm einen festen Halt in den Wirren des leipziger Lebens zu geben, und die stets muntere Stimmung seines Landsmanns und Studiengenossen Horn wirkte zwar erheiternd auf seinen Geist, doch war dessen übriger Gehalt nicht tief und bedeutend genug, um ihn mehr als für Augenblicke ermunternd anzuregen.

Nachhaltiger war für Goethe sein Umgang mit dem schon oben erwähnten Maler Oeser, Vater der Friederike, und mit dem Breitkopf'schen Hause, wodurch er zugleich mit zwei Künsten, der Zeichnenkunst und der Musik, in ein näheres Verhältniß trat. Seine schon in Frankfurt mit Liebe betriebenen Uebungen im Zeichnen wieder aufgreifend, nahm er bei Oeser Privatunterricht, in Gemeinschaft einiger anderer Studirenden, unter denen der nachherige preußische Staatskanzler von Hardenberg und der Bremer Gröning, später Bürgermeister in seiner Vaterstadt, sich ihm am meisten anschlossen. Den Unterweisungen Oeser's verdankte Goethe außerordentlich viel, weniger in Betreff der Ausübung der Kunst, als in Betreff der Erkenntniß des Schönen. Seinen Dank drückte Goethe mehrfach in den wärmsten Worten, die seinem Herzen Ehre machen, gegen den verehrten Meister aus, wenn er z. B. nach seiner Rückkehr ins Vaterhaus an Oeser schreibt: „Ich bin Ihnen mehr schuldig, als daß ich Ihnen danken könnte. Den Geschmack, den ich am Schönen habe, meine Kenntnisse, meine Einsichten, habe ich die nicht alle durch Sie? Wie gewiß, wie leuchtend wahr ist mir der seltsame, fast unbegreifliche Satz geworden, daß die Werkstatt des großen Künstlers mehr den keimenden Philosophen, den keimenden Dichter entwickelt als der Hörsaal des Weltweisen und des Kritikers!" Und in einem Briefe an Reich gesteht er: „Sein Unterricht wird auf mein ganzes Leben Folgen haben. Er lehrte mich, das Ideal der Schönheit sei Einfalt und Stille, und daraus folgt, daß kein Jüngling Meister werden könne. Es ist ein Glück, wenn man sich von dieser Wahrheit nicht erst durch eine traurige Erfahrung zu überzeugen braucht." Wenn ein junger Mann von der Universität auch nur Einen Grundsatz wie den hier ausgesprochenen als Ausbeute mit nach Hause nimmt, so hat er nicht umsonst Geld und Zeit verwüstet.

Bei aller Zerfahrenheit war der junge Goethe unermüdlich und in fast bewunderswerther Weise thätig, seine Talente in den verschiedensten Richtungen anzuwenden und auszubilden. Kaum hatte er die Bekanntschaft des Kupferstechers Stock aus Nürnberg gemacht, als er auch sofort von ihm zu profitiren suchte und unter seiner Leitung Landschaften zu radiren begann. Ueber zwei von ihm verfertigte Radirungen, welche beide Landschaften mit kleinen, von Felsen und Höhlen eingeschlossenen Wasserfällen darstellen, brachte der Jahrgang 1828 des „Morgenblattes" einen ausführlichen Bericht. Unter jeder dieser Radirungen stehen die Worte: „peint par Theile, gravé par Goethe;" eine Platte ist seinem Vater gewidmet: à Monsieur Goethe, Conseiller actuel de S. M. Impériale, par son fils très-obéissant. Er selbst bemerkt in „Dichtung und Wahrheit," daß seine Radirungen („nach Theile und Andern"), obgleich von einer „ungeübten Hand" verfertigt, „doch einigen Effect machten und gut aufgenommen wurden." Sein Biograph Lewes fand eine im Goethehause zu Frankfurt den Fremden gezeigte Probe seiner Stiche „sehr dilettantenhaft," wogegen ihm eine andere, die ihm Goethe's Schwiegertochter zeigte, wirklich eine verdienstliche Arbeit zu sein schien. Zwischendurch versuchte sich der junge Goethe auch in der Kunst des Holzschnittes. Interessant ist es, daß Goethe schon damals die zwei jungen Töchter Stock's, Minna und Dora (letztere selbst eine sehr verdienstvolle Aquarellmalerin), kennen lernte, von denen die erstere später sich mit dem Appellationsrathe Körner, dem Freunde Schiller's, vermählte und sich schon vorher als Mitbewunderin Schiller's an dem Weihegeschenke betheiligte, das diesem 1784 von Leipzig aus nach Mannheim geschickt wurde. Goethe bemerkt von den beiden Schwestern: „Sie sind lebenslänglich meine Freundinnen geblieben." So kannte Goethe auch die Familie Lengefeld schon früher, ehe Schiller in sie hineinheirathete. Diese Verflechtungen haben doch etwas Wunderbares, geben zugleich aber auch Zeugniß von den lebhaften Sympathien, welche damals unter den Literaturfreunden und wahrhaft Gebildeten aller Stände herrschten und jene Verflechtungen bewirkten.

An alten Gemälden und Kunstwerken besaß Leipzig wenig, und die Paar Privatsammlungen, wie z. B. die von Winkler, boten eben grade nicht mehr, als nöthig war, um in dem jungen Goethe das „unendliche Verlangen" entstehen zu lassen, „doch einmal bedeutende Kunstwerke in größerer Masse zu erblicken." Zu diesem Zwecke machte er einen Ausflug nach Dresden, wo er sich, um ganz ungestört der Kunst zu leben, bei einem Schuster einlogirte. Die liebenswürdigen Blätter, welche er diesem einfachen, verständigen, gutmüthig heitern Handwerksmanne und seinem Hauswesen in „Dichtung und Wahrheit" widmet, beweisen zur Genüge, auch wenn nicht andere Zeugnisse ähnlicher Art vorlägen, wie Unrecht diejenigen haben, welche Goethe einen Aristokraten schelten, der sich vom Volke vornehm abgeschlossen und für dessen Tugenden und Eigenthümlichkeiten keinen Blick, keinen Sinn gehabt habe; denn man darf nicht vergessen, daß er diese Blätter schrieb, als er schon auf seinem Ministerposten alt geworden war und bei Vielen, trotz seiner Verheirathung mit einer Tochter aus dem Volke, deshalb für aristokratisch und vornehm galt, weil er nothgedrungen auf Repräsentation hielt und in Folge mancher bösen Erfahrungen sich gegen zudringliche Besucher mehr und mehr absperrte oder sich kalt und abweisend benahm. Bewundernswerth erscheint namentlich die Ungezwungenheit und Natürlichkeit, womit Goethe auf die humoristische Weise des Mannes sofort einzugehen und sein Vertrauen zu gewinnen wußte. So lange

er in Dresden war, lebte er ganz der Gemäldegalerie; er besuchte sie zu allen Stunden und fuhr fort, sein Entzücken über manche köstliche Werke „vorlaut auszusprechen." Dadurch vereitelte er seinen löblichen Vorsatz, unbekannt und unbemerkt zu bleiben, und zog sogar die Aufmerksamkeit des Galerieinspectors Riedel auf sich, der ihn nun auf Manches aufmerksam machte, was in seiner Sphäre zu liegen schien, aber ihm sonst vielleicht doch entgangen sein würde. Man darf annehmen, daß er sich nicht blos „vorlaut," sondern auch geistreich ausgesprochen haben wird, wie überhaupt die Genialität und Anziehungskraft des jungen Mannes schon damals so bedeutend waren, daß auch ältere Männer, in sofern sie überhaupt Geist hatten, sich bald zu ihm hingezogen und an ihn gefesselt fühlten. Auffallend kann es erscheinen, daß er, der sich damals in Winckelmann's Schriften gründlich umgesehen hatte und sich durch die Nachricht von dessen tragischem Ende wie zerschmettert fühlte, den italienischen Bildern keinen Geschmack abgewinnen konnte; er nahm den Werth der italienischen Meister „mehr auf Treu und Glauben" an. Dagegen versetzten ihn die Genrebilder und Landschaften der niederländischen Maler in vollständiges Entzücken. Er selbst bemerkt: „Was ich nicht als Natur ansehen, an die Stelle der Natur setzen, mit einem bekannten Gegenstande vergleichen konnte, war auf mich unwirksam." Die Antikensammlung besuchte er nicht. Das Wesen der Antike und der idealen Schönheit hatte sich ihm damals noch nicht erschlossen. Von Dresden sah er sonst weiter Nichts, außer die Spuren des Bombardements von 1766, den geborstenen Thurm der Kreuzkirche, die Trümmer der Moritzstraße „zwischen die schöne städtische Ordnung hineingesäet." Solche Zerstörungswerke machten auf seinen Geist, der überall Harmonie, Ordnung und Erhaltung der Ordnung begehrte, den widrigsten Eindruck und den Krieg ihm verhaßt.

Wie er durch Oeser und Stock der bildenden Kunst oder wenigstens der Malerei näher geführt wurde, so wurde er namentlich durch seine Bekanntschaft mit der Familie des Buchhändlers Breitkopf in die musikalischen Kreise Leipzigs eingeführt, und auch die damals schon aufblühenden, später zu so großem Rufe gelangten leipziger Concerte, der Gesang einer Schmehling, späteren Mara, und der damals noch kindlich jungen, anmuthigen Corona Schröter, und die zur Zeit so beliebten komischen Singspiele Hiller's, den er persönlich kennen lernte und bei dem er sich einer freundlichen Aufnahme zu erfreuen hatte, trugen dazu bei, den Sinn des so erregbaren und empfänglichen jungen Mannes für die Tonkunst und für musikalische Genüsse zu erwecken. Auch diese Beschäftigung blieb für ihn nicht ohne Frucht. Zwar ist er als ausübender Musiker, indem er zu den musikalischen Unterhaltungen im Schönkopf'schen Hause durch Gesang und Flötenspiel auch das Seinige beizutragen sich bemühte, sicherlich noch mehr Dilettant geblieben als im Fache der Zeichnen- und Kupferstecherkunst; aber sein Gefühl für sangbare und leicht componirbare Versrhythmen gewann dabei in gewiß nicht unbeträchtlichem Grade. Auf seine spätern Dichtungen im leichtern Operngenre sind die Anregungen, die er in Leipzig durch die Hiller-Weiße'schen Operetten und Singspiele erhielt, schwerlich ohne Einfluß geblieben, und wol nicht ohne Rücksicht auf Componirbarkeit dichtete er seine übrigens aus bestimmten Anlässen hervorgegangenen Lieder, die von dem sehr musikalisch gebildeten ältesten Sohne Breitkopf's, Bernhard, componirt wurden und unter dem Titel: „Neue Lieder, in Melodie gesetzt von Bernhard Theodor Breitkopf" 1768 im Breitkopf'schen Verlage erschienen, freilich ziemlich unbemerkt vorübergingen [14]). Ja, es ist grade das Sangbare, der leichte Fluß, was diese natürlich anmuthigen lyrischen Spielereien auszeichnet; denn ihr Inhalt ist sonst unbedeutend und der Ausdruck ohne Eigenthümlichkeit. Indessen der oben bezeichneten Vorzüge wegen und als lyrische Erstlinge haben die meisten von diesen 20 Liedern, wenn auch mit einigen Veränderungen, unter den Gedichten Goethe's mit Recht eine Stelle erhalten.

Zu diesen vielseitigen Anregungen kam nun noch der Besuch des Theaters, das damals in Leipzig vergleichsweise einen hohen Standpunkt einnahm. Es war die berühmte Koch'sche Gesellschaft, welche zu der Zeit in Leipzig spielte und deren Vorstellungen namentlich auch von der studirenden Jugend stark besucht wurden. Selbst die eigentlichen Gelehrten wandten den Vorstellungen dieser Truppe ihr lebhaftes Interesse zu. Seit dem 6. Oct. 1766 spielte sie in einem neuen Hause, welches mit J. E. Schlegel's „Hermann" eröffnet wurde. Die Lust- und Trauerspiele Weiße's, den Goethe persönlich und zwar als einen liebenswürdigen Mann kennen gelernt hatte, beherrschten damals die leipziger Bühne, und so verwässert auch Shakespeare's gewaltige Tragödie in Weiße's Trauerspiel „Romeo und Julia" erscheinen mochte, so blieb ihm dessen Aufführung doch stets in Erinnerung, da Demoiselle Schulz nach seiner damaligen Meinung die Julia unübertrefflich gab. Diese Schauspielerin begeisterte ihn überhaupt so, daß er keine Vorstellung versäumte, in welcher sie in einer ihr würdigen Rolle auftrat. Unter den männlichen Mitgliedern hatte besonders der erste Liebhaber, Brinkner, seinen ganzen Beifall. Da inzwischen auch Lessing's „Minna von Barnhelm," die ihn durch Stoff und Behandlung wahrhaft entzückte und deren beide erste Acte namentlich ihm als ein „unerreichbares Muster" dramatischer Exposition erschienen, ans Licht getreten war, er auch um diese Zeit Shakespeare, außer aus den wässerigen Nachahmungen Weiße's, aus Dodd's „Beauties of Shakspeare" kennen lernte, so war es kein Wunder, daß Goethe's poetische Arbeiten in jener Zeit, von den oben genannten lyrischen Tändeleien abgesehen, meist dramatischer Art waren [15]). Außer dem schon erwähnten Schäferspiele

14) Neu herausgegeben wurden diese Gedichte von Ludwig Tieck unter dem Titel: „Goethe's ältestes Liederbuch." (Berlin 1844.)
15) Von den gleichzeitigen Producten teutscher Poesie entzückte ihn namentlich Wieland's „Musarion" und wurde, wie auch Schaefer hervorhebt, nicht minder als Lessing's „Minna" sein Muster. „Goedeke scheint auf S. 9 seiner Schrift: „„Goethe und Schiller""

„Die Laune des Verliebten" schrieb er damals in fließenden Alexandrinern das Lustspiel „Die Mitschuldigen," das eine bei einem so jungen Manne fast schreckhafte Lebens- und Menschenkenntniß verräth und aus jenen eigenthümlichen Erfahrungen hervorgegangen ist, die er in Frankfurt um die Zeit seiner Bekanntschaft mit Gretchen im Familienleben gemacht zu haben versichert. Seine später in Leipzig in derselben Richtung gemachten Lebenserfahrungen mögen nicht geeignet gewesen sein, ihn von seiner schon früh eingesogenen Ansicht abzubringen, „daß Religion, Sitte und Gesetz nur die Oberfläche alles städtischen Daseins beherrschen und daß es im Innern öfters um desto wüster aussähe, je übertünchter das Aeußere sei." Nur lassen sich solche ernsten Conflicte, wie sie diesem Lustspiele zu Grunde liegen, nicht wol in scherzhafter Form behandeln, ohne eine peinliche Empfindung hervorzurufen und das ästhetische und moralische Gefühl zugleich zu verletzen. Indessen meint Goethe, daß er, ohne sich dessen bewußt gewesen zu sein, sowol die „Laune des Verliebten" als die „Mitschuldigen" in einem höhern Gesichtspunkte geschrieben habe. „Sie deuten," fügt er hinzu, „auf eine vorsichtige Duldung bei moralischer Zurechnung und sprechen in etwas herben und derben Zügen jenes höchst christliche Wort spielend aus: wer sich ohne Sünde fühlt, der hebe den ersten Stein auf!" Er entwarf damals noch mehre andere Schauspiele, deren einige nur bis zu vollendeter Exposition, andere bis zum dritten und vierten Act gediehen; „da aber die Verwickelungen jederzeit ängstlich werden mußten und fast alle diese Stücke mit einem tragischen Ende drohten," ließ er sie fallen. Man sieht, Goethe war schon früh krank an düstern Lebenserfahrungen, aber er war zum tragischen Ernste noch nicht durchgedrungen, er glaubte, mit dem Schmerzlichsten scherzend und spielend fertig werden zu können. Junge Poeten gehen sonst düstern socialen Conflicten entweder ganz aus dem Wege oder behandeln sie tragisch, das Tragische, was in ihnen liegt, dann meist noch übertreibend. Daß übrigens der leichte Charakter der damaligen leipziger Geselligkeit und Gemüthsart auf diese Richtung des jungen Goethe von Einfluß war, wird sich schwerlich in Abrede stellen lassen.

Wunderbar erscheint es, daß Goethe, bei aller seiner Verehrung für Lessing, dessen „Laokoon" wie „Minna von Barnhelm" er bewunderte, doch diesem vorzüglichen Manne bei dessen Besuch Leipzigs aus dem Wege ging, während Zachariä, der Dichter des „Renommisten," ein „großer, wohlgestalteter, behaglicher Mann," für die Goethe'schen Tischgenossen wochenlang ein Gegenstand so besonderer Aufmerksamkeit war, daß man ihm „wechselsweise durch ein Paar außerordentliche Gerichte, reichlicheren Nachtisch und ausgesuchteren Wein" gefällig zu sein sich bemühte. Dagegen gefiel es den Tischgenossen, Lessing „nirgends zu gefallen zu gehen, ja die Orte, wo er hinkam, zu vermeiden," wahrscheinlich, weil sie sich zu gut dünkten, „von Ferne zu stehen, und keinen Anspruch darauf machen konnten, in ein näheres Verhältniß zu ihm zu gelangen." Goethe beklagt in seiner Autobiographie diese „Albernheit," die aber (fügt er hinzu) „bei einer anmaßlichen und grillenhaften Jugend nicht selten ist," und die sich in der Folge, wie Goethe weiter bedauert, dadurch bestrafte, daß er diesen von ihm „aufs Höchste geschätzten Mann niemals mit Augen gesehen."

Inzwischen hatten seine körperlichen Zustände eine „bedenkliche Wendung genommen." Um für seine Verzweiflung über die erkaltete Liebe Aennchens einen Ausweg zu suchen und seinen Schmerz im thörichten Jugendtrotze auszutoben, hatte er, wie schon erwähnt, in seine Gesundheit unsinnig eingestürmt, durch eine „unglückliche Diät," durch den Genuß von schwerem merseburger Biere u. s. w. die Kräfte seiner Verdauung verdorben, sein Gehirn verdüstert; seine Natur, „von hinlänglichen Kräften der Jugend unterstützt, schwankte zwischen den Extremen von ausgelassener Lustigkeit und melancholischem Unbehagen;" ein Schmerz auf der Brust, den er seit einem früher erlittenen Unfalle von Zeit zu Zeit empfand und der nach einem Sturze mit dem Pferde merklich gewachsen war, machte ihn noch mismuthiger. Hierzu kamen, „in Gefolg von misverstandenen Anregungen Rousseau's," gewisse Thorheiten, welche, wie man verhieß, die Menschen der Natur näher führen und sie aus ihrem Sittenverderbnisse retten sollte, z. B. unvernünftig fortgesetztes Kaltbaden und Schlafen auf hartem Lager ohne hinreichende Bedeckung, „wodurch denn alle gewohnte Ausdünstung unterdrückt wurde;" endlich, wie sich dies Goethe wenigstens später einbildete, Unvorsichtigkeit bei dem Aetzen von Kupferplatten. Kurz, eines Morgens wachte er mit einem Blutsturze auf, der mit solcher Heftigkeit auftrat, daß er nur noch so viel Kraft und Besinnung hatte, seinen Stubennachbar zu wecken. Mehre Tage schwankte er zwischen Leben und Tod, und selbst die Freude der unter sorglicher ärztlicher Pflege nun eintretenden Besserung wurde dadurch vergällt, daß sich bei jener Eruption zugleich eine Geschwulst an der linken Seite des Halses gebildet hatte, die eine beschwerliche Cur in Aussicht stellte.

Trotzdem hatte er während der langsam fortschreitenden Genesung eine größere Heiterkeit des Geistes gewonnen, wie er sie lange nicht gekannt; er war froh, sein Inneres frei zu fühlen; auch machte er, was ihn nicht wenig aufrichtete, während dieser Zeit schwerer Prüfung die tröstliche Erfahrung, wie viel vorzügliche Männer (von Frauen, deren Umgang er doch mit so großer Vorliebe zu suchen pflegte, ist hierbei weniger die Rede) ihm „unverdient ihre Neigung zugewendet hätten." Denn er selbst gesteht mit der ihm eigenen Ehrlichkeit, daß keiner darunter gewesen, dem er nicht durch widerliche Launen und krankhaften Widersinn beschwerlich ge-

den Einfluß, welchen „Musarion" und Wieland überhaupt auf Goethe hatte, viel zu gering anzuschlagen, namentlich wenn man Goedeke's Worte mit einem Briefe Goethe's an Reich vom Jahre 1770 zusammenhält, in welchem er neben Oeser und Shakespeare Wieland den Einzigen nennt, den er als seinen Lehrer anerkennen könne, und dann hinzufügt: „Andere hatten mir gezeigt, daß ich fehlte; dieser zeigte mir, wie ich's besser machen sollte."

wesen, ja den er nicht im Gefühle seines eigenen Unrechtes eine Zeit lang störrisch gemieden habe. Zu diesen Männern gehörten namentlich der damalige Rathsherr, nachherige Bürgermeister von Leipzig, Dr. Hermann, Gröning von Bremen, sein Landsmann Horn, Langer, damals an Behrisch's Stelle Hofmeister bei dem jungen Grafen von Lindenau, später Bibliothekar in Wolfenbüttel, die Stock'sche Familie, das Breitkopf'sche Haus. Bald suchten ihn diese Theilnehmenden auf seinem Zimmer zu trösten, zu zerstreuen, zu unterhalten, bald fuhren sie mit ihm aus oder bewirtheten ihn auf ihren Landhäusern. Von den Freundinnen scheint sich namentlich Friederike Oeser, wenigstens im Stadium seiner fortgeschrittenen Genesung, um ihn verdient gemacht zu haben, indem sie ihn durch Scherze zu erheitern und aufzurichten und seine Besorgnisse wegen seiner Gesundheit zu zerstreuen suchte. Dafür hat er ihr noch im November 1768 mit der Epistel: „Ich kam zu Dir, ein Todter aus dem Grabe" u. s. w. gedankt.

„Mit einem gellenden Nachklange akademischer Großthaten," indem er noch kurz vorher einem Studentenkrawall beigewohnt, fuhr er nach seiner eigenen Angabe im September 1768, nach Schaefer's Angabe grade an seinem 19. Geburtstage, nämlich am 28. Aug. 1768 [16]), in dem „bequemen Wagen eines Hauderers" von Leipzig ab und wie sich denken läßt mit sehr gemischten Empfindungen, die er selbst als die eines „Schiffbrüchigen" bezeichnet. Er hatte nicht gelernt, was, wie sein Vater wünschte, er gelernt haben sollte. Dabei hatte er aber doch vieles Andere gelernt, was ihm bei seiner spätern Laufbahn als Dichter und Schriftsteller von wesentlichem Nutzen war; namentlich hatte er jene Lebens- und Menschenkenntniß erworben, ohne die besonders ein großer dramatischer Dichter und Romanschriftsteller nicht zu denken ist. Goethe's Bestimmung war glücklicherweise nicht die, ein angesehener Schöffe Frankfurts oder gar sein Bürgermeister zu werden. Dieses Ziel mochte dem Vater wol vorschweben; aber sein genialerer Sohn begriff instinctmäßig von Vornherein, daß seine Mission in ganz anderer Richtung liege. Auch das akademische Leben selbst, von seinen übrigen allerdings mehr hervortretenden Berührungen mit andern Lebenskreisen abgesehen, war für Goethe nicht ohne großen und bleibenden Vortheil gewesen. Er selbst bemerkt im neunten Buche von „Dichtung und Wahrheit" sicherlich mit Recht: „Mehr als ich in meiner bisherigen Darstellung aufzuführen Gelegenheit nahm, hatte ich bei meinem Aufenthalte in Leipzig an Einsicht in die Rechtserforderniße gewonnen [17]), obgleich mein ganzer Erwerb nur als ein allgemeiner encyklopädischer Ueberblick und nicht als eigentliche bestimmte Kenntniß gelten konnte. Das akademische Leben, wenn wir uns auch bei demselben des eigentlichen Fleißes nicht zu rühmen haben, gewährt doch in jeder Art von Ausbildung unendliche Vortheile, weil wir stets von Menschen umgeben sind, welche die Wissenschaft besitzen und suchen, sodaß wir aus einer solchen Atmosphäre, wenn auch unbewußt, immer einige Nahrung ziehen." Er hatte zwar mancherlei Seitengänge betreten, eine unschuldige Liebschaft angeknüpft, wie dies ja so Manche auf Universitäten thun, Bier getrunken, ohne jedoch nach dieser Seite hin so auszuschweifen, als dies von so vielen Studiosen planmäßig geschieht, das Theater frequentirt, musicirt, gedichtet, in der Malerei Versuche gemacht, die damals ohnehin sehr trockenen Collegien freilich nur sehr spärlich und, wie fast alle Studenten, den Gottesdienst so gut wie gar nicht besucht; aber etwas eigentlich Schlechtes, Gemeines und Rohes hatte er sich nicht zu Schulden kommen lassen und mit Recht konnte er sich während seiner Heimreise tröstend sagen: „Da ich mir jedoch nicht sonderlich viel vorzuwerfen hatte, so wußte ich mich ziemlich zu beruhigen."

Die Zustände im väterlichen Hause waren nicht sehr geeignet, die Abneigung, die er schon früher gegen seine Vaterstadt gefaßt, in seinem Gemüthe zu tilgen. Der Vater war in den wenigen Jahren nur schroffer geworden; in freiwilliger, aber verdrießlicher Zurückgezogenheit von öffentlichen Geschäften lebend, dabei aber doch gebildeten und regsamen Geistes, fühlte er sich von Langeweile geplagt. Früher hatte ihn die Mühe, die er sich mit der Ausbildung seines Sohnes gab, angenehm beschäftigt; nun war dieser zurückgekehrt, zwar ohne die völlige Reife in dem Fache, für welches sein Vater ihn bestimmt hatte, erlangt zu haben, aber mit um so größerem Eigendünkel und der Neigung, in Alles mit drein zu sprechen, über Alles sein Urtheil abzugeben. Denn junge Leute bringen, wie Goethe bei dieser Gelegenheit bemerkt, „von Akademien allgemeine Begriffe zurück, welches zwar ganz recht und gut ist; allein weil sie sich darin sehr weise dünken, so legen sie solche als Maßstab an die vorkommenden Gegenstände, welche dann meistens dabei verlieren müssen." Es kam daher zwischen Vater und Sohn zu heftigen Auftritten, indem dieser seine Meinung selbst über Dinge, die ihn Nichts angingen und die sein Vater am Ende doch besser verstand, geltend zu machen suchte, namentlich auch an manchen von seinem Vater im Wohnhause getroffenen Anordnungen und baulichen Einrichtungen immer etwas zu tadeln fand. Dazu war der junge Goethe kränklich und daher in gereizter Stimmung, besonders machten ihm die Geschwulst am Halse, die er von Leipzig mitgebracht hatte, und die langwierige Cur, welcher er sich deshalb unterwerfen mußte, viel zu schaffen, namentlich durch die eine Zeit lang sich täglich wiederholende Anwendung von Höllenstein und andern ätzenden Dingen. Dieser Umstand war nur geeignet, den Vater, dem die Cur außerdem viel zu langsam fortschritt, noch verdrießlicher zu stimmen, indem vielleicht mancher nicht gerechtfertigte Verdacht über seines Sohnes Lebensweise in Leipzig in ihm aufsteigen mochte. Dabei verrieth sich aber des Vaters gewiß oft verkannte Liebe zu seinem

16) Karl Goedeke's Angabe in seiner Schrift: „Goethe und Schiller" S. 10, daß dies „1769" geschehen, ist offenbar ein Irrthum, möglicherweise auch ein Druckfehler. 17) Sicherlich, wie dies immer bei Goethe der Fall war, mehr unmittelbar aus dem Leben und durch den Umgang mit tüchtigen Juristen, z. B. dem Rathsherrn Dr. Hermann, als aus Büchern und aus dem Besuche akademischer Vorträge.

Sohne in manchem hübschen Zuge. So hatte er alle von diesem aus Leipzig an die Seinen in Frankfurt gerichteten Briefe sorgfältig gesammelt, geordnet und geheftet, ja sie sogar mit Aufmerksamkeit corrigirt und sowol Schreib- als Sprachfehler verbessert, was freilich von dem sich jetzt so überlegen dünkenden Sohne als eine kleine Demüthigung empfunden werden mochte, ihm aber sicherlich doch sehr nützlich war.

Noch schlimmer als das Verhältniß zwischen Vater und Sohn war das zwischen Vater und Tochter. Cornelia, „ein indefinibeles Wesen, das sonderbarste Gemisch von Strenge und Weichheit," wie Goethe selbst von seiner Schwester sagt, hatte auf eine Weise, die dem Bruder „fürchterlich" erschien, „ihre Härte gegen den Vater gewendet, dem sie nicht verzieh, daß er ihr diese drei Jahre lang so manche unschuldige Freude verhindert oder vergällt und von dessen guten und trefflichen Eigenschaften sie auch ganz und gar keine anerkennen wollte." Mit einer wahren Wuth hatte der Vater ihren Unterricht betrieben, sie mit Französisch, Englisch, Italienisch gequält und einen großen Theil des Tages sich an dem Klavier zu üben genöthigt, ihr aber zugleich fast alle Mittel abgeschnitten, „sich auswärts einigermaßen umzuthun und zu erholen." Er hatte es ihr sogar unmöglich gemacht, sich ihrem Bruder vertraulich mitzutheilen und ihm ihr Herz auszuschütten; denn er hatte ihre Correspondenz beaufsichtigt und geleitet und manche Lehren, die den jungen Studenten durch ihren altklugen Ton nicht wenig in Verwunderung setzen mochten, ihr in die Feder dictirt. Die Folgen dieses unklugen Zwanges konnten nicht ausbleiben. Was er befahl oder anordnete, that sie zwar, aber nur verdrossen und Nichts darüber hinaus. Den rückkehrenden Bruder begrüßte sie wie ihren Retter; denn nun hatte sie doch Jemanden, an den sich ihr liebebedürftiges Wesen vertraulich anschließen, dem sie sich mittheilen und bei dem sie Trost suchen konnte; auch war ihr, wie sich denken läßt, seit der Rückkehr ihres Bruders mehr äußere Freiheit gestattet. Zwang erzeugt Schlauheit und um sich ihre innersten Geheimnisse mittheilen zu können, erfanden die Geschwister eine Geheimsprache, eine Art Rothwelsch, dessen sich Cornelia selbst in Gegenwart der Aeltern öfters mit vieler Keckheit bediente. Alle ihre Zeit verwandte sie auf ihres geliebten Bruders Pflege, Unterhaltung und Zerstreuung und auch ihre Gespielinnen mußten allerlei aussinnen, was dazu dienen konnte, den leidenden Bruder zu erheitern. Doch konnten ihn die frankfurter Mädchen, gegen die Goethe aus Eingenommenheit gegen seine Vaterstadt überhaupt vielleicht ungerecht war, die gebildetern, an Literatur, Theater und Musik lebhafter Theil nehmenden Leipzigerinnen nicht vergessen machen.

Er selbst suchte sich in seiner Weise, die immer nach vielseitiger Thätigkeit hindrängte, künstlerisch und geistig zu beschäftigen, er versuchte sich wieder, zur Freude seines Vaters, unter Beihilfe des Malers Morgenstern im Zeichnen und im Radiren von Landschaften, zog sich jedoch hierbei, indem er das Aetzen nicht mit gehöriger Vorsicht betrieb, eine ihn mit heftigen Schmerzen peinigende Entzündung der Kehle, besonders des Zapfens zu; schrieb Briefe an Katharina Schönkopf, um deren Liebe er noch immer fortwarb, bis die Nachricht von ihrer Verlobung mit dem Dr. Kanne (im Frühlinge 1769) diesen Liebesbewerbungen ein Ziel setzte, und an Friederike Oeser; namentlich aber ward er durch Fräulein von Klettenberg wieder der Religion zugeführt, deren Tröstungen ihm jetzt unendlich wohlthaten. So war auch diese Zeit des Leidens nicht ohne Nutzen für ihn, indem sie ihm Veranlassung wurde, in sich zu gehen, sich in sich selbst zu sammeln und über das Wesen der Gottheit und ihr Verhältniß zur Welt und Menschheit nachzusinnen. Es war aber auch hier mehr die Person des frommen Fräuleins von Klettenberg, an welcher er die Wirkungen des religiösen Glaubens und der Versenkung in Gott studirte, als daß er selbst dieser Wirkungen im vollsten Maße theilhaftig geworden wäre. Auch nahm diese Richtung sehr bald bei ihm eine ganz eigenthümliche Wendung. Auf Empfehlung seines Arztes, des Dr. Gottfried Wilhelm Müller[18]), der bei den Frommen in besonderer Gunst stand und im Besitze von Geheimmitteln zu sein versicherte, studirte er im Vereine mit seiner Mutter und dem Fräulein Georg von Welling's „Opus mago-cabbalisticum" und gerieth sodann auf die Lecture anderer älterer Schriften theosophisch-kabbalistisch-alchymistischen Inhaltes, z. B. der eine philosophisch-alchymistische Geheimlehre enthaltenden Schriften, die unter dem Titel „Aurea Catena Homeri" bekannt waren, der Schriften von Theophrastus Paracelsus, Helmont, des Chemikers Basilius Valentinus, des Alchymisten Georg Starkey, ja er schritt nun selbst, da er Alles veranschaulicht und dargestellt haben wollte, zu chemischen Versuchen, legte sich einen kleinen Apparat an und beschäftigte sich nun mit der Bereitung verschiedener Säfte und Salze, besonders des sogenannten Kieselsaftes (Liquor Silicum). Alle diese Studien sind ihm dann später bei der Faustdichtung trefflich zu statten gekommen. Auch las er mit großem Eifer Gottfried Arnold's Kirchen- und Ketzerhistorie und machte sich nun selbst eine im Sinne der Gnostiker erbaute Schöpfungs- und Erlösungstheorie zurecht[19]).

An dichterischen Schöpfungen war diese frankfurter Zwischenperiode sehr unergiebig; er hielt mehr über das in Leipzig Geschriebene Ueberschau und Gericht, als daß er jetzt selbst geschaffen hätte. Die Gedichte, die er in Leipzig verfaßt hatte, schienen ihm, wie er selbst gesteht, „jetzt schon zu gering, kalt und trocken," wie dies bei seiner jetzt beginnenden Verinnerlichung ganz erklärlich war. Die in Leipzig angefangenen und zum Theil schon weit vorgerückten Stücke, viele Gedichte und Briefe, mehre um diese Zeit niedergeschriebene Märchen und eine Farce, „Lustspiel in Leipzig," übergab er dem Feuer, was immerhin ein Verlust zu nennen ist. Erhalten haben

18) Vergl. über ihn Lappenberg's „Reliquien des Fräuleins von Klettenberg" S. 266 fg. Nach Schaefer haben wir in diesem Dr. Müller das Urbild des im „Faust" geschilderten „dunkeln Ehrenmanns" zu erkennen. 19) Goethe selbst gibt über diese Theorie Rechenschaft im 8. Buche von „Dichtung und Wahrheit."

sich aus der frankfurter Zeit nur zwei übrigens unbedeutende Gedichte, ein „Neujahrslied," im December 1768 geschrieben [20]) und ein geistliches Lied mit dem Anfange „Dies wird die letzte Thrän' nicht sein" [21]), das, wie Schaefer vermuthet, zu einer Reihe von Gedichten gehört, „die er im Sinne und zu Liebe des Klettenberg'schen Kreises gedichtet habe."

Es war Zeit, daß Goethe aus diesem dumpfen Dasein gerissen wurde; denn wenn es auch wesentlich dazu beitrug, ihn zu vertiefen und ihm die Augen nach Innen zu öffnen, so setzte es ihn doch auch der Gefahr aus, sich in ein mystisches Gemüthsleben und in eine Nebelwelt mehr oder weniger dunkler Vorstellungen zu verlieren. Auch sein Vater hatte, und zwar mit der größten Ungeduld, nur auf seine vollständige Wiedergenesung gewartet, um ihn außerhalb Frankfurts seine Rechtsstudien fortsetzen und vervollständigen zu lassen. Hierzu war diesmal Strasburg ausersehen, eine Stadt, die zu jener Zeit trotz der Einverleibung in Frankreich noch grundteutsch war, in wesentlichen Beziehungen sogar teutscher als das viel mehr unter dem Einflusse französischer Ideen, Sitten und Moden stehende Leipzig. Auch war Strasburg damals noch von Studienbeflissenen aus Südteutschland stark besucht und daher einer der Hauptsitze teutscher Wissenschaft. Mit frohem Herzen verließ Goethe Frankfurt, dessen er längst „satt" war und am 2. April 1770 traf er in Strasburg ein.

Diese Stadt gewährte ihm alle Vorzüge vereinigt, die ihm Leipzig und Frankfurt einzeln geboten hatten, ohne jene Einseitigkeiten beider Städte, welche ihn in Leipzig zu sehr zu verweltlichen und in Frankfurt zu sehr der Welt zu entfremden gedroht hatten. Er fand hier, was er in Leipzig vermißt hatte, eine schöne, reiche Natur, auf nicht zu ferne Strecken von der Stadt sogar malerische Gegenden, ein kräftiges, originelles Volksleben, eine vom Dufte der Vorzeit überhauchte alterthümliche Architektur und vor Allem das weltberühmte Münster, das seine Phantasie wunderbar beschäftigte und dessen Eindruck so sehr den Vorstellungen entsprach, die er in Frankfurt aus der Lecture geheimnißvoller Schriften in sich gesogen hatte. Er fand hier aber auch, was er in Frankfurt vermißt hatte, ein rühriges, wissenschaftliches Leben und einen Kreis von aufgeweckten Gesinnungsgenossen, die weder pedantisch noch blos krittelig verschroben waren.

Es war dies die aus ungefähr zehn ältern und jüngern Personen bestehende Tischgesellschaft, die sich unter dem Vorsitze des Dr. Salzmann (geb. 1722, gest. 1812), gewöhnlich der Actuar Salzmann genannt, weil er Actuar beim Pupillengerichte war, bei zwei alten Jungfrauen zusammengefunden hatte. Salzmann, ein Junggeselle, war ein Mann von unendlicher Herzensgüte, großer Lebens- und Menschenerfahrung, hellem Verstande und unerschütterlicher Rechtschaffenheit, der bei allem Scherze und allen Ausgelassenheiten seiner jüngern Freunde seine Würde stets aufrecht zu erhalten wußte. Sein oberster Grundsatz, der sich in seinen von Goethe zum Druck beförderten „Abhandlungen über Gegenstände der Religions- und Sittenlehre" findet, war: „Die liebenswürdigste Seite eines jeden Gegenstandes den Menschen weisen, ihnen mit Liebe zuvorkommen und sie hernach ihrer freiern Einsicht und Entwickelung überlassen, ist die wohlthätigste Hilfe, die man ihnen leisten kann" [22]). Goethe's Leben zeigt, daß er diesen Grundsatz zu dem seinigen gemacht und, soweit und sobald es die Umstände erlaubten, auch zur Ausführung gebracht hat.

Von dieser interessanten Tafelrunde bemerkt Goethe: „Ohne die äußern Formen, welche auf Akademien so viel Unheil anrichten, stellten wir eine durch Umstände und guten Willen geschlossene Gesellschaft vor, die wol mancher Andere zufällig berühren, aber sich nicht in dieselbe eindrängen konnte." Das hervorragendste Mitglied dieser Tischgesellschaft war, außer Goethe, ohne Zweifel Jung-Stilling, der später erst hinzutrat und in seiner Autobiographie, in der er sich immer in der dritten Person aufführt, von seinem ersten Zusammentreffen mit Goethe und von diesem selbst folgende Schilderung entwirft: „Es speisten ungefähr 20 Personen an diesem Tische und man sah Einen nach dem Andern hereintreten. Besonders kam einer mit großen, hellen Augen, prachtvoller Stirn und schönem Wuchse muthig ins Zimmer. Dieser zog Herrn Troost's und Stilling's Augen auf sich; ersterer sagte gegen letzteren: Das muß ein vortrefflicher Mann sein. Stilling bejahte das, doch glaubte er, daß sie beide viel Verdruß von ihm haben würden, weil er ihn für einen wilden Kameraden ansah. Dieses schloß er aus dem frechen Wesen, das sich der Student herausnahm; allein Stilling irrte sehr." Dieser junge Mann mit dem „frechen" Wesen war kein anderer als Goethe, der gleich bei diesem ersten Zusammentreffen Gelegenheit hatte, Jung-Stilling zu beweisen, daß dieses „freche" (wofür man wol eigentlich lesen sollte „kecke") Wesen mit einer wohlwollenden, humanen Gesinnung Hand in Hand ging. Denn als ein Gesellschaftsmitglied, Waldberg aus Wien, in frivoler Weise über Jung-Stilling's unmodische Perücke zu spotten anfing, rief Goethe unwillig: „Probir erst einen Menschen, ob er des Spottes werth sei! Es ist teufelmäßig, einen rechtschaffenen Mann, der Niemand beleidigt hat, zum Besten zu haben." Jung-Stilling fährt dann fort: „Von dieser Zeit an nahm sich Herr

20) Abgedruckt in Goethe's Briefen an leipziger Freunde von Otto Jahn und in den Blättern für literarische Unterhaltung (Jahrgang 1850, Januar) nach dem ältesten Abdrucke von 1769. 21) In Ewald's „Urania" und in Hirzel's „Fragmenten" abgedruckt.

22) Näheres über ihn findet sich in der Schrift: „Der Actuar Salzmann, Goethe's Freund und Tischgenosse in Straßburg, eine Lebensskizze nebst Briefen von Goethe, Lenz u. s. w.," herausgegeben von August Stöber. 1855. Der Actuar Salzmann ist nicht zu verwechseln mit dem Theosophen und Mystiker Rudolf Friedrich Salzmann, dem Freunde St. Martin's und Verfasser zahlreicher anonymer Schriften mystischen Inhalts, der erst im Jahre 1821 starb. Heinrich von Schubert hat in der That beide verwechselt; er sprach 1820 den Mystiker Salzmann und glaubte den bereits 1812 verstorbenen Actuar Salzmann, den Freund Goethe's, gesprochen zu haben. Vergl. den Artikel „Die beiden Salzmann" in den „Blättern für literarische Unterhaltung" Nr. 1. 1861.

Goethe Stilling's an, besuchte ihn, gewann ihn lieb, machte Brüderschaft und Freundschaft mit ihm und bemühte sich bei allen Gelegenheiten Stilling Liebe zu erzeigen" [23]). Goethe, der Freund und Zögling des Fräuleins von Klettenberg, der alle innere Wahrheit und mithin auch die schlichte und unaffectirte christliche Frömmigkeit an den Menschen zu schätzen wußte, fand namentlich Geschmack an der anmuthigen Art, womit Jung-Stilling seine einfachen und doch innerlich so bedeutsamen Lebensereignisse zu erzählen und alle Zustände „deutlich und lebendig zu vergegenwärtigen" wußte. Goethe war es auch, der ihn dazu antrieb, seine Lebensgeschichte aufzuzeichnen, sie bei einem Verleger unterbrachte und ihm ein für jene Zeit nicht unansehnliches Honorar für den ersten Theil im J. 1777 zuschickte, als Jung grade in der größten Noth war und eben zu Gott um Hilfe gebetet hatte. Jung-Stilling's Klage, daß nur wenige Goethe's Herz so wie seinen Verstand gekannt hätten, bildet das Motto zu der Biographie des Dichters von dem Engländer Lewes.

Ein anderes liebenswürdiges Mitglied der Salzmann'schen Tischgesellschaft war Franz Lerse, der „Schieds- und Kampfrichter" bei allen, wenn auch selten vorkommenden Händeln, „welche Salzmann auf seine väterliche Art nicht beschwichtigen konnte." Hierbei zeigte Lerse die größte Unparteilichkeit und wenn der Handel nicht mehr mit Worten und Erklärungen ausgemacht werden konnte, so wußte er die zu erwartende Genugthuung „auf ehrenvolle Weise ins Unschädliche zu leiten." Der Begriff von ihm prägte sich „so tief als liebenswürdig" bei Goethe ein und als er den „Götz von Berlichingen" schrieb, fühlte er sich veranlaßt, seiner Freundschaft ein Denkmal zu setzen „und der wackern Figur, die sich auf so eine würdige Art zu subordiniren weiß, den Namen Franz Lerse zu geben."

Andere Mitglieder dieses Kreises waren Meyer von Lindau, Isaak Heffer, Leopold Wagner, der Verfasser der „Kindesmörderin," und der Franzose Graf Louis Ramond de Carbonnières, später ein Verehrer des „Götz von Berlichingen," durch den er sich zu einem französischen Drama in ähnlichem Geschmacke begeistern ließ. Vielleicht, die Vermuthung liegt wenigstens nahe, war es auch dieser Graf de Carbonnières, welcher Goethe von seiner unglücklichen Manie, auch französische Verse zu machen, für immer zurückbrachte. Als nämlich Marie Antoinette ihren Einzug in Frankreich über Strasburg nahm („der schönen und vornehmen, so heitern als imposanten Miene dieser jungen Dame erinnere ich mich noch recht wohl," bemerkt Goethe bei dieser Gelegenheit), hatte man die nach Goethe's Ansicht „ganz vernünftige Anordnung" getroffen, daß sich keine misgestalteten Personen, keine Krüppel und ekelhafte Kranke auf dem Wege zeigen sollten. Man scherzte hierüber und Goethe verfertigte ein kleines französisches Gedicht, worin er die Ankunft Christi, „welcher besonders der Kranken und Lahmen wegen auf der Welt zu wandeln schien," und die Ankunft der jungen Königin, „welche diese Unglücklichen verscheucht," in Vergleichung brachte. „Meine Freunde," erzählt Goethe, „ließen es passiren; ein Franzose dagegen, der mit uns lebte, kritisirte sehr unbarmherzig Sprache und Versmaß, obgleich, wie es schien, nur allzu gründlich, und ich erinnere mich nicht, nachher je wieder ein französisches Gedicht gemacht zu haben" [24]). Wer so echt teutsche Gedichte schrieb, wie die damals verfaßten: „Stirbt der Fuchs, so gilt der Balg" und „Blindekuh," hätte es verschmähen sollen, dergleichen unteutsche Spielereien zu treiben, nur um zu zeigen, daß er Alles, sogar französisch dichten könne; indessen da er nun für immer hiervon zurückkam, ist dem jungen genialen Manne, der sich in Allem versuchte und sich Alles für möglich hielt, sicherlich auch dies zu verzeihen. Einen besondern und grade bei dieser Gelegenheit nicht erwarteten Gewinn hatte Goethe von der Durchreise der jungen Königin. Es war nämlich zu ihrem Empfange und zur Uebergabe in die Hände ihres Gemahls auf einer Rheininsel zwischen den beiden Brücken ein Schaugebäude errichtet worden, das man inwendig mit gewirkten Tapeten ausgeschlagen hatte. Hier sah Goethe zum ersten Male ein Exemplar der bekannten nach Raphael's Cartons gewirkten Teppiche und dieser Anblick war für ihn von ganz entschiedener Wirkung, indem er „das Rechte und Vollkommene, obgleich nur Nachgebildete, in Masse kennen lernte." Goethe bemerkt: „Ich ging und kam und kam und ging und konnte mich nicht satt sehen; ja ein vergebliches Streben quälte mich, weil ich das, was mich so außerordentlich ansprach, auch gern begriffen hätte." Wunderbar, daß Goethe, den sogar die Sixtinische Madonna in Dresden kalt gelassen, zuerst aus gewirkten Teppichen Raphael schätzen lernen sollte. Um so abstoßender erschienen ihm die Hautelissen im Hauptsaale, die nach Gemälden neuerer französischer Künstler gewirkt waren, und zwar des Gegenstandes wegen, der nicht unglücklicher gewählt werden konnte. Die Bilder enthielten nämlich die Geschichte von Jason, Medea und Creusa, also die gräßlichste Heirathsgeschichte, die sich denken läßt. Goethe versichert, daß er durch diesen Misgriff ganz außer Fassung gebracht worden sei. Ihm däuchte es nicht anders, als habe man absichtlich diesen Gegenstand gewählt, um der schönen und lebenslustigen Dame „das abscheulichste Gespenst" bis an die Grenze entgegenzuschicken.

Wie nun Goethe durch einen besondern Zufall in Strasburg zuerst an den Gebilden der Raphael'schen Kunstweise Geschmack finden lernte, so erschloß sich ihm auch in der Hauptstadt des Elsasses zuerst die Herrlichkeit der gothischen Baukunst durch das liebevolle Studium, welches er dem berühmten Münster bis ins Einzelnste

23) Siehe Heinrich Stilling's „Wanderschaft." 1778.

24) J. W. Schaefer bemerkt in Bezug hierauf: „Es ist nicht zu bezweifeln, daß die in Freimund Pfeiffer's „„Goethe's Friederike"" (1841.) S. 13 abgedruckten französischen Verse (auch in Boas' Nachträgen I. S. 11, Viehoff's Leben Goethe's I. S. 311, Schöll's Briefen und Aufsätzen von Goethe u. s. w. S. 67) gleich wie andere in diesem Buche befindliche angebliche Anekdota unecht sind." Man hat uns einen französischen Sprachlehrer in Lübeck genannt, der diese französischen Verse im Auftrage Pfeiffer's verfaßt habe.

widmete. Er selbst bemerkt hierüber: „Unter Tadlern der gothischen Baukunst aufgewachsen, nährte ich meine Abneigung gegen die vielfach überladenen, verworrenen Zierrathen, die durch ihre Willkürlichkeit einen religiös düstern Charakter höchst widerwärtig machten; ich bestärkte mich in diesem Unwillen, da mir nur geistlose Werke dieser Art, an denen man weder gute Verhältnisse, noch eine reine Consequenz gewahr wird, vors Gesicht gekommen waren. Hier aber glaubte ich eine neue Offenbarung zu erblicken, indem mir jenes Tadelnswerthe keineswegs erschien, sondern vielmehr das Gegentheil davon sich aufdrang." Das Gebäude des Münsters wurde für ihn ein Gegenstand fast menschlicher rührender Zuneigung. Von Natur zum Schwindel geneigt, machte er bei den öfter wiederholten Ersteigungen des Thurmes die kühnsten und verwegensten Versuche, indem er die höchsten, zum Theil an der Außenseite des Thurmes hinanlaufenden Stufen bis zu dem sogenannten Halse unter dem Knopfe erklomm, bis es ihm gelang, jeder Anwandlung von Schwindel gänzlich und für immer unzugänglich zu sein. Gern versammelten sich auch die Mitglieder der Salzmann'schen Tafelrunde auf der Plateform des Münsters, wo sie namentlich an schönen Sommerabenden die scheidende Sonne, ehe sie hinter den Höhen des Wasgaues versank, mit gefüllten Römern begrüßten. Zum Andenken daran ließen sie ihre Namen im Innern der Pyramide, der Uhr gegenüber, im J. 1770 in Stein hauen. Mit diesen poetischen Genüssen auf der Höhe des Gebäudes gingen nun die eifrigsten Studien Hand in Hand, als deren Frucht ein kleiner Aufsatz „Von deutscher Baukunst D. M. Erwini a Steinbach" zu betrachten ist, welchen Herder später in sein Heft „Von deutscher Art und Kunst" (1773) aufgenommen hat. Denjenigen gegenüber, welche gewohnt sind, Goethe eines unvaterländischen Sinnes zu beschuldigen, möchte es nicht überflüssig sein, zu bemerken, daß Goethe zuerst es wagte, die bisher verrufene Benennung „gothische" Baukunst abzuändern und sie als „teutsche" Baukunst seiner Nation zu vindiciren. Er selbst bezeichnet die Gesinnung, die er in der genannten kleinen Schrift an den Tag gelegt, als eine „patriotische." Sehr mit Recht bemerkt Schaefer: „Hiermit war der Schlüssel zum Shakespeare gefunden und die Compositionen von „Götz" und „Faust" konnten sich nach und nach in der Seele des jungen Dichters aufbauen." Es ist wol nicht zu leugnen, daß „Götz" und namentlich „Faust," der sich ganz münsterhaft vor uns aufbaut, etwas mit der gothischen Baukunst Verwandtes haben, eine unendliche Fülle kleiner Theile, jeder für sich ein selbständig sorgsam ausgeführtes Gebilde, aber geistig und durch einen gemeinsamen Charakter mit einander verbunden und in einem harmonischen Ganzen pyramidalisch aufstrebend.

Einer jener glücklichen Zufälle, wie wir ihnen eben in dem Leben von Menschen, die zu Großem ausersehen sind und auch in dem Leben Goethe's häufig begegnen, führte ihn in Strasburg grade mit demjenigen unter den hervorragenden Männern Teutschlands zusammen, der am meisten geeignet war, auf Goethe's Geist anregend und befruchtend zu wirken und das neue Leben, zu dem Goethe in Strasburg erweckt war, in ihm weiter auszubauen und in die chaotischen Eindrücke, die er nach und nach empfangen, Ordnung und feste Haltung zu bringen. Dieser Mann war Herder und mit Recht nennt Goethe die Bekanntschaft und die daran sich knüpfende Verbindung mit diesem schon damals berühmten Manne „das bedeutendste Ereigniß," welches die „wichtigsten Folgen" für ihn haben sollte. Für den jungen Goethe, der sich von der regelmäßigen Dichtkunst innerlich bereits gänzlich losgesagt hatte, mußte der Verfasser der „Kritischen Wälder" und der „Fragmente zur deutschen Literatur," der Gegner aller nicht aus volksthümlicher Wurzel hervorgegangenen, blos höfischen und hoffähigen Kunst und der blos rhetorischen, der Natur und wahrer Empfindung entbehrenden Poesie, eine Erscheinung sein, in deren Nähe zu gelangen er Nichts unversucht lassen durfte. Goethe bemerkt in „Dichtung und Wahrheit," daß die Salzmann'sche „Societät," sobald sie von Herder's Gegenwart vernahm, großes Verlangen trug, sich ihm zu nähern. Das Glück aber wollte Goethe so wohl, daß es ihn auf die bequemste Weise bei einem gemeinsamen Besuche mit Herder zusammenführte; und obschon für diesen der junge Goethe, dessen Geist und Talente bisher nur in kleinern Freundeskreisen gekannt und geschätzt waren, im Grunde nicht viel mehr sein konnte als jeder andere junge Fremdling, so läßt doch der Umstand, daß Herder ihm die vertraulichste Annäherung gestattete, mit Sicherheit darauf schließen, daß die persönliche Liebenswürdigkeit und die anschmiegsame Offenheit Goethe's sofort den angenehmsten Eindruck auf Herder gemacht haben müsse. Er durfte ihn Morgens und Abends besuchen, ja Goethe blieb zuweilen den ganzen Tag über bei ihm. Wie er bei Herder Lehre, Aufklärung und Unterricht suchte und fand, so fand Herder bei Goethe Trost, Zerstreuung und Unterhaltung, deren er grade damals besonders bedurfte. Herder hatte bis dahin den gemüthskranken Prinzen von Holstein-Eutin begleitet, war aber in Strasburg zurückgeblieben, um sich durch den berühmten Lobstein von einem lästigen Augenübel wieder herstellen zu lassen. „Hier kamen mir," erzählt Goethe, „jene Uebungen gut zu statten, durch die ich meine Empfindlichkeit abzustumpfen versucht hatte; ich konnte der Operation beiwohnen und einem so werthen Manne auf mancherlei Weise dienstlich und behilflich sein. Hier fand ich nun alle Ursache, seine große Standhaftigkeit und Geduld zu bewundern: denn weder bei den vielfachen chirurgischen Verwundungen, noch bei dem oftmals wiederholten schmerzlichen Verbande bewies er sich im mindesten verdrießlich und er schien derjenige von uns zu sein, der am wenigsten litt." In der Zwischenzeit freilich, bemerkt Goethe weiter, hätten er und ein anderer Gesellschafter Herder's, Peglow, ein „behaglicher" Russe, den Wechsel seiner Laune vielfach empfinden müssen.

In der That war es für Goethe eine große Geduldsprobe, so immer um Herder zu sein, aber er bestand sie mit größter Ausdauer und Selbstentsagung, theils

aus Rücksicht auf die Leiden des verehrten Mannes, welcher doch im Grunde der erste Autor war, dem er eine wirkliche Ueberlegenheit über sich einräumen mochte, theils aus Rücksicht auf den Gewinn, den er aus Herder's „jederzeit bedeutenden" Gesprächen für die Erweiterung seines geistigen Horizontes zog. In Leipzig hatte sich Goethe, wie er selbst gesteht, „eher ein enges und abgezirktes Wesen" angewöhnt, in Frankfurt hatten ihn wieder mystisch-religiöse und chemische Beschäftigungen in dunkle Regionen geführt und was seit einigen Jahren in der weiten literarischen Welt vorgegangen, war ihm „meistens fremd geblieben." Nun wurde er auf einmal durch Herder „mit allem neuen Streben und mit allen den Richtungen bekannt, welche dasselbe zu nehmen schien." Herder belehrte ihn, „daß die Dichtkunst überhaupt eine Welt- und Völkergabe sei, nicht ein Privaterbtheil einiger feiner, gebildeter Männer." Durch Herder lernte er die hebräische Dichtkunst, Homer, Shakespeare — über den ein kurzer Vortrag Goethe's aus jener Zeit aufbewahrt ist, worin es unter Anderem heißt: „Die erste Seite, die ich in ihm las, machte mich auf zeitlebens ihm eigen" — die Volksdichtungen aller Nationen in ihrem tieferen Wesen verstehen und würdigen; durch Herder lernte er die Schriften Hamann's kennen, durch Herder wurde er auf Ossian's Gesänge, an deren Echtheit damals noch Niemand zweifelte und auf Goldsmith's „Vicar von Wakefield" aufmerksam und zu ihrem begeisterten Verehrer gemacht.

Um so großen Gewinnes willen duldete er gern oder ungern die bissigen Bemerkungen, womit Herder ihn hofmeisterte. „Von Herdern konnte man niemals eine Billigung erwarten, man mochte sich anstellen, wie man wollte," sagt Goethe selbst. Diese Gereiztheit und Galligkeit nahm bei Herder, je länger die Cur dauerte, nur zu, ja „er konnte nicht ein Billet schreiben, um etwas zu verlangen, das nicht mit irgend einer Verhöhnung gewürzt gewesen wäre." Der junge Goethe mochte sich oft recht tief gedemüthigt fühlen, aber er richtete sich immer wieder an den großen, allgemeinen Gesichtspunkten auf, welche Herder vor ihm eröffnete. Man kann es vielleicht nicht billigen, daß Herder die ihm von dem jungen Goethe gezeigte Theilnahme und Anhänglichkeit mitunter sogar mit offenbarem Hohne vergalt; aber vergessen darf man doch auch nicht, daß Herder in dem jungen Goethe vielleicht nur einen zwar sehr lernbegierigen und Gutes wollenden, aber keineswegs mit hohen poetischen Gaben ausgestatteten dilettantischen Anfänger zu erblicken glaubte. Diesem nur scheinbaren Dilettantismus mochte aber Goethe bisweilen doch Anwandlungen eines Selbstgefühles gesellen, welches Herder damals noch sehr unmotivirt vorkommen und welches zurückzuweisen er für seine Pflicht halten mochte. Zwar der Unterschied der Jahre — Herder war nur fünf Jahre älter als Goethe — war grade nicht sehr bedeutend, obschon er in so jungen Tagen doch auch ins Gewicht fällt; um so bedeutender dagegen war der Unterschied in den Leistungen. Herder hatte bereits durch seine neuen Verkündigungen die ganze geistige und literarische Welt Teutschlands in Aufregung gebracht; Goethe konnte ihm nur seine Jugendlustspiele vorlegen, aus denen Herder, der ohnehin wol höchstens nur flüchtige Blicke hineingeworfen haben mag, nicht grade eine sehr vortheilhafte Meinung von dem sittlichen Charakter und dem Genie Goethe's schöpfen konnte. Eher hätte er aus Goethe's lebendiger Rede eine Ahnung seines Genies gewinnen können; aber wahrscheinlich hielt ihn Herder für einen jener häufig vorkommenden jungen Schönredner, die, ohne tiefern Inhalt zu besitzen, ihre und fremde Weisheit gern zu Markte bringen. Goethe erschien ihm sogar noch später, im Jahre 1772, „etwas leicht und spatzenmäßig." Auch läßt sich denken, daß Goethe in seinen Ansichten und Urtheilen vielfach das Eigensinnige und Unfertige verrathen mochte, was ihm damals noch eigen war. Namentlich über die Malerei, welcher gegenüber Goethe sein ganzes Leben lang einen etwas beschränkten und eigensinnigen Standpunkt einnahm, mochten seine Ansichten oft sehr wunderlich lauten, z. B. wenn er unter den italienischen Meistern, deren Bilder er in Dresden gesehen, mit besonderem Nachdrucke den Manieristen Domenico Feti hervorhob, wofür ihn Herder mit einem kleinen Spottgedichte strafte. Kurz, Herder gab damals so wenig auf Goethe's Urtheil, daß ihm selbst der von Goethe seinen Arbeiten, z. B. seiner Abhandlung über den Ursprung der Sprachen, womit er damals beschäftigt war, gezollte Beifall eher verdroß als erfreute. Freilich darf man nicht vergessen, daß der Geist des Widerspruchs in Herder überhaupt sehr mächtig war, ebenso wenig aber auch, daß die in spätern Jahren zwischen Goethe und Herder eingetretenen Verstimmungen oder Misverständnisse auf diese Charakteristik Herder's in „Dichtung und Wahrheit" vielleicht doch einigen Einfluß gehabt haben mögen.

Goethe entschuldigt übrigens Herder in folgender, wegen ihrer Allgemeinanwendbarkeit besonders beherzigenswerthen, von richtigster psychologischer Erkenntniß zeugender Stelle: „Herder konnte allerliebst einnehmen und geistreich sein, aber ebenso leicht eine verdrießliche Seite hervorkehren. Dieses Anziehen und Abstoßen haben zwar alle Menschen ihrer Natur nach, einige mehr, einige weniger, einige in langsamern, andere in schnellern Pausen; wenige können ihre Eigenheiten hierin wirklich bezwingen, viele zum Schein. Was Herdern betrifft, so schrieb sich das Uebergewicht seines widersprechenden, bittern, bissigen Humors gewiß von seinem Uebel und den daraus entspringenden Leiden her. Dieser Fall kommt im Leben öfters vor und man beachtet nicht genug die moralische Wirkung krankhafter Zustände und beurtheilt daher manche Charaktere sehr ungerecht, weil man alle Menschen für gesund nimmt und von ihnen verlangt, daß sie sich auch in solcher Weise betragen sollen." Herder's Mismuth nahm begreiflicherweise, je mehr die Cur sich in die Länge dehnte und je mehr die Hoffnung auf einen günstigen Erfolg schwand, nur zu; endlich mußte man, da die künstliche Thränenrinne sich nicht bilden wollte, die Wunde zugehen lassen, damit das Uebel nicht ärger werde. Hatte Goethe die Standhaftigkeit, welche

Herder bei der Operation unter solchen Schmerzen bewies, bewundern müssen, so hatte für ihn „seine melancholische, ja grimmige Resignation in dem Gedanken, zeitlebens einen solchen Makel tragen zu müssen, etwas wahrhaft Erhabenes, wodurch er sich die Verehrung derer, die ihn schauten und liebten, für immer zu eigen machte. Dieses Uebel, das ein so bedeutendes Angesicht entstellte, mußte ihm um so ärgerlicher sein, als er ein vorzügliches Frauenzimmer in Darmstadt [25]) kennen gelernt und sich ihre Neigung erworben hatte."

Herder eilte nun, sobald als möglich von Strasburg fortzukommen und bei dieser Gelegenheit bewies Goethe von Neuem, daß bei ihm die Freundschaft kein leeres Wort sei. Herder befand sich in empfindlicher Geldnoth und nun erborgte Goethe eine Summe Geldes für ihn, die Herder auf einen bestimmten Termin wieder zu erstatten versprach. Die Zeit verstrich, ohne daß das Geld ankam und Goethe befand sich nun dem Geldleiher gegenüber selbst mehre Wochen lang in Verlegenheit. Endlich kam Brief und Geld, aber ersterer enthielt anstatt eines Dankes oder einer Entschuldigung lauter „spöttliche Dinge in Knittelversen, die einen Andern irre oder gar abwendig gemacht hätten;" aber Goethe rührte das nicht weiter, da er von Herder's Werth „einen so großen und mächtigen Begriff gefaßt hatte, der alles Widerwärtige verschlang, was ihm hätte schaden können." Herder's Mismuth fand, wie man sieht, außer in seinem Augenleiden und der getäuschten Hoffnung auf dessen Beseitigung, allerdings auch noch in dem Drucke seiner äußern Lage seinen Erklärungsgrund; aber damit läßt sich sein Verfahren gegen Goethe doch nicht entschuldigen, wenn man nicht etwa annehmen will, daß dieser durch gewisse selbstbewußte, die Bedeutung, welche er auf seinen Freundschaftsdienst legte, verrathende Aeußerungen und Mienen ihm doch die Annahme des Darlehens drückend gemacht und zu jenen Anzüglichkeiten Anlaß gegeben habe.

Bei Jung-Stilling, Salzmann und namentlich Herder lernte Goethe nach seiner Art sicherlich mehr als in den Vorträgen der Professoren. Doch verschmähte er auch diese nicht. Seiner eigentlichen Fachwissenschaft, der Jurisprudenz, die für einen so universellen, innerlich arbeitenden Geist wie Goethe auch nichts Fesselndes haben konnte, widmete er freilich auch in Strasburg nur halben Eifer. Dagegen wohnte er, noch besonders angeregt durch die Gespräche seiner Tischgenossen, die meist Mediciner waren, dem Clinicum des ältern Ehrmann und sogar den Vorlesungen des jüngern über Entbindungskunst bei und hörte Vorlesungen über Chemie und Anatomie, letztere nicht blos weil für ihn das Studium des menschlichen Körpers an sich Interesse hatte, sondern weil er zugleich seinen Abscheu vor widrigen Gegenständen zu überwinden hoffen durfte. Wenn Goethe selbst sagt: „Auf philosophische Weise erleuchtet und gefördert zu werden, hatten wir keinen Trieb und Hang," so meint er damit wol, daß er sich in kein einseitiges philosophisches System habe einfangen lassen, denn wie aus seinen „Euphemeriden. Was man treibt, heute dies und morgen das. 1770" [26]) hervorgeht, so hat sich Goethe in Strasburg mit der Lecture der Schriften angesehener Philosophen allerdings beschäftigt. Der rohe, gespenstische, nach seiner Meinung mehr abgeschmackte und lächerliche als gefährliche Materialismus, der in Holbach's damals grade Aufsehen erregenden „Système de la nature" gepredigt wurde, widerte ihn an; aber auch die Versuche, sich im Verkehre mit frommen Conventikeln in das Gebiet des religiösen Spiritualismus zu erheben, wollten nun nicht mehr glücken; er fand diese Leute langweilig, „die mit der ersten Religionsempfindung auch den ersten vernünftigen Gedanken dachten und meinen, das wäre Alles, weil sie sonst Nichts wissen." Er fand hier nur einen todten Glauben, nicht den lebendigen seiner Klettenberg, mit der er übrigens den Briefwechsel noch fortsetzte, und Jung-Stilling's. Das Zeichnen und Kupferstechen ließ er, wie es scheint, hier gänzlich liegen, dagegen wandte er sich wieder der Musik zu, nahm wenigstens, um auch dies nicht unversucht zu lassen, Unterricht auf dem Violoncell. Dabei war er bemüht, durch allerlei Uebungen seinen Körper zu kräftigen und geschmeidig zu machen; er übte sich mit den Universitätsfreunden im Fechten, ritt mit Leidenschaft und nahm wieder Lectionen im Tanzen, diesmal bei einem französischen Tanzlehrer, zwischen dessen zwei Töchtern er, nach seiner Erzählung, etwa wie Fernando in seiner spätern „Stella" zwischen den ihn liebenden zwei Frauen gestanden haben will. Dieses Verhältniß, von Goethe übrigens reizend geschildert, möchte vielleicht zu den Episoden gehören, die mehr „Dichtung" als „Wahrheit" enthalten und auf die daher um so weniger Werth zu legen ist, da dieses Abenteuer, mag es sich nun wirklich so begeben haben oder von Goethe novellistisch zugerichtet sein, auf seinen weitern Lebensgang oder seine dichterische Entwickelung keinen irgend nachweisbaren Einfluß geübt hat.

Dagegen rief das innigzarte Liebesverhältniß des jungen Goethe mit Friederike Brion, bekannter unter dem Namen der Friederike von Sesenheim, einen ganzen Liederfrühling in seinem Herzen hervor; diesem Verhältnisse verdankt die teutsche Literatur eine Reihe der zartesten und lieblichsten Lieder, welche sie überhaupt besitzt und die entweder schon in Strasburg und Sesenheim oder erst später entstanden, aber als Nachklänge dieser seligen Zeit zu betrachten sind. Im Uebrigen schildert Goethe diese Liebesepisode in „Dichtung und Wahrheit" so reizend und namentlich die ersten Momente der Bekanntschaft so ausführlich, daß man in der Hauptsache auf diese Quelle verweisen muß. Friederike war die zweite Tochter des Pfarrers Johann Jacob Brion zu Sesenheim, einem nahe bei Drusenheim, sechs Stunden von Strasburg gelegenen Dorfe. Er machte die Bekanntschaft dieser liebenswürdigen gastfreundlichen Familie in der ersten Hälfte des Octobers 1770. Friederike bezauberte

25) Karoline Flachsland, Herder's spätere Gattin.

26) Siehe A. Schöll, Briefe und Aufsätze von Goethe S. 63—140.

das für weibliche Schönheit so empfängliche Herz des jungen Dichters gleich bei ihrem ersten Erscheinen durch ihre unvergleichliche Anmuth und Lieblichkeit und auch Friederike, erst 16jährig, gab sich der gewinnenden Persönlichkeit des jungen Goethe mit vollem Herzen hin. Gleich am zweiten Tage erzählte er in einer geräumigen Laube, in der sich später die Liebenden noch öfter zusammengefunden haben mögen, das von ihm aus dem Stegreif erfundene und erst in spätern Jahren von ihm niedergeschriebene „Märchen von der neuen Melusine," das den kleinen Kreis seiner Zuhörer und Zuhörerinnen und namentlich Friederike in Entzücken versetzte und ihr auch von den geistigen Gaben des liebenswürdigen Gastes sofort eine hohe Meinung beibrachte. Goethe bemerkt bei dieser Gelegenheit: „Durch solche Darstellungen, die mich gar Nichts kosteten, machte ich mich bei Kindern beliebt, erregte und ergötzte die Jugend und zog die Aufmerksamkeit älterer Personen auf mich. Nur mußte ich in der Societät, wie sie gewöhnlich ist, solche Uebungen gar bald einstellen und ich habe nur zu sehr an Lebensgenuß und freier Geistesförderung dadurch verloren; doch begleiteten mich jene beiden älterlichen Gaben durchs ganze Leben, mit einem dritten verbunden, mit dem Bedürfnisse, mich figürlich und gleichnißweise auszudrücken."

Nach Strasburg zurückgekehrt, empfand er eine große Leere: „Strasburg ist mir noch nie so leer vorgekommen als jetzt," schreibt er in seinem ersten Briefe an Friederike. Er schickte ihr Bücher in Begleitung freundlicher Worte und wurde nicht müde, sich die Vorzüge ihres holden Wesens ins Gedächtniß zurückzurufen. Im November und während des Winters machte er häufig Ritte nach Sesenheim hinaus, mitunter in der Nacht, um mit Morgengrauen bei seiner Geliebten einzutreffen. Einen solchen Nachtritt schildert das allerdings wol erst später gedichtete Lied: „Es schlug mein Herz, geschwind zu Pferde!" In der Zwischenzeit wanderten mit Briefen und Geschenken auch kleine „poetische Herzensergüsse" (worunter das Liedchen „Kleine Blumen, kleine Blätter") nach Sesenheim hinüber.

Im Frühlinge war ein Fest im Brion'schen Hause, zu dem auch Goethe geladen wurde und dem sich eine Reihe seliger Tage anschlossen; denn er hatte sich, von Friederike dazu eingeladen, auf einen längern Aufenthalt in Sesenheim eingerichtet. Man gestattete den beiden jungen Leuten den vertrautesten Umgang, einsame Spaziergänge, deren Ziel besonders häufig ein Wäldchen war, welches von den Bauern „Nachtigallwäldel" genannt wurde. Hier war es auch, wo Goethe sich die erste „herzlichste Umarmung" gestattete und beide junge Leute einander die Versicherung gaben, daß sie sich „von Grund aus liebten." Beim Abschiede gab sie ihm diesmal öffentlich, wie andern Freunden und Verwandten, einen Kuß, worüber er sich „recht glücklich" fühlte. Nach seiner Rückkehr nach Strasburg trat wieder der frühere Verkehr durch Briefe ein; indessen scheint Goethe sich um diese Zeit fast mehr in Sesenheim als in Strasburg selbst aufgehalten zu haben, wie aus seinen eigenen Worten in „Dichtung und Wahrheit" hervorzugehen scheint: „da ich meiner wunderlichen Studien und übrigen Verhältnisse wegen doch öfters nach der Stadt zurückzukehren genöthigt war" u. s. w. Unter diesen Umständen ist es erklärlich, daß, wie er selbst erwähnt, die Lust zu dichten, die er vor seiner Bekanntschaft mit Friederike „lange nicht" gefühlt hatte, mit größter Lebhaftigkeit wieder hervortrat. Er selbst erzählt: „Ich legte für Friederiken manche Lieder bekannten Melodien unter. Sie hätten ein artiges Bändchen gegeben, wenige davon sind übrig geblieben, man wird sie leicht aus meinen übrigen herausfinden." Einmal machte Friederike in Begleitung ihrer Mutter und ältern Schwester einen Besuch in der Stadt, der länger dauerte als beabsichtigt war. Bei dieser Gelegenheit scheint ihn zuerst ein gewisser Ueberdruß an dem Verhältnisse angewandelt zu haben, da Friederike zu den weiblichen Personen gehörte, die sich besser im Freien als im Zimmer ausnehmen, ihre ältere Schwester aber in die städtische Umgebung gar nicht paßte und als die Hilfsquellen der Unterhaltung, „die auf dem Lande so ergiebig sind," in der Stadt bald versiegten, „nach und nach ganz aus der Fassung kam." Allmälig fing ihn sein leidenschaftliches Verhältniß zu Friederike zu „ängstigen" an; doch konnte er nicht umhin, Frideriken vor seiner Abreise von Strasburg noch einmal zu sehen. „Es waren peinliche Tage, deren Erinnerung mir nicht geblieben ist," erzählt Goethe. „Als ich ihr die Hand vom Pferde reichte, standen ihr die Thränen in den Augen und mir war sehr übel zu Muthe." Friederike hatte sich sicherlich immer gleich freundlich, gleich liebenswürdig, gleich anmuthig gezeigt, aber sie gewährte ihm keine Abwechselung, ihre Einfachheit und Natürlichkeit war lieblich, aber einförmig; er vermochte ihr keine neue, originelle Seite abzugewinnen, die auf ein tieferes geistiges Leben bei ihr gedeutet hätte. Man fühlt seinen ganzen Zustand heraus, wenn er einmal zur Zeit seines scheinbar höchsten Liebesglückes an Salzmann schreibt: „Der Zustand meines Herzens ist sonderbar... Die angenehmste Gegend, Leute, die mich lieben, ein Cirkel von Freunden! Sind nicht die Träume meiner Kindheit alle erfüllt? frage ich mich manchmal, wenn sich mein Aug' in diesem Horizonte von Glückseligkeit herumweidet. Sind das nicht die Feengärten, nach denen du dich sehntest? — Sie sind's, sie sind's. Ich fühl' es, lieber Freund, daß man um kein Haar glücklicher ist, wenn man erlangt, was man wünschte. Die Zugabe! die Zugabe! die uns das Schicksal zu jeder Glückseligkeit drein wiegt! Lieber Freund! es gehört viel Muth dazu, in der Welt nicht mismuthig zu werden." Schaefer bemerkt hierzu: „Die Zugabe war die Erkenntniß, daß diese Liebe nicht im Stande sei, der Lebensinhalt für seinen hochstrebenden Genius zu sein."

Sittliche Rigoristen haben hiervon Anlaß genommen, den jungen Goethe des Egoismus, der Lieblosigkeit, der Unbeständigkeit zu zeihen, ja sogar in seinem spätern Verhältnisse zu Christiane Vulpius die Strafe und Rache des Schicksals für diesen Vertrauensbruch zu erblicken. Ihn selbst überschlich, nach seinem eigenen Geständnisse, ein gewisses Gefühl der Reue. Er hatte

nicht den Muth gehabt, ihr bei seinem Abschiede in Sesenheim zu erklären, daß dies ein Abschied für immer sei; erst von Frankfurt aus schickte er ihr seinen „Abschied" schriftlich zu. „Die Antwort Friederikens zerriß mir das Herz" gesteht er und er fährt fort: „Ich fühlte nun erst den Verlust, den sie erlitt und sah keine Möglichkeit, ihn zu ersetzen, ja nur ihn zu lindern . . . Gretchen hatte man mir genommen, Annette mich verlassen, hier war ich zum ersten Male schuldig; ich hatte das schönste Herz in seinem Tiefsten verwundet, und so war die Epoche einer düstern Reue, bei dem Mangel einer gewohnten, erquicklichen Liebe, höchst peinlich, ja unerträglich. Aber der Mensch will leben" u. s. w. Doch trotz seiner „düstern Reue" versuchte er keinen Schritt zur Wiederannäherung, die unter diesen Umständen sicherlich leicht herbeizuführen gewesen wäre; er billigte also bei näherer Prüfung seinen frühern Entschluß. Es ist dies doch eine jener Angelegenheiten des Privatgewissens, über die kein Zweiter zu urtheilen hat. Wäre er 10 oder 20 Jahre älter gewesen, so würde er, dem es an Treue des Gemüthes und an Pflichtgefühl wahrlich nicht fehlte, wol anders gehandelt haben. Aber er war noch jung; die Welt stand ihm offen; ein genialischer Drang bewegte ihn; er wollte sich so früh nicht binden und seinen Genius an eine Fessel schmieden, die ihn in der schönsten Zeit seines Lebens und Strebens gehemmt und beengt haben würde. Zu einem Verlöbnisse war es ohnehin nicht gekommen; er war nur der Liebhaber, aber nicht der erklärte Bräutigam Friederikens gewesen. Jedenfalls verdankt die Welt diesem Verlöbnisse die lyrische Vertiefung Goethe's und einen Strauß seiner schönsten Lieder.

Friederike selbst hat ihm sein Unrecht verziehen; ob sie in seinem Verfahren die Ausübung eines dem Genie zustehenden Privilegiums erblickte oder ob sie später einige Beruhigung in dem Gedanken fand, von einem inzwischen berühmt gewordenen Dichter geliebt worden und Gegenstand seiner Lieder gewesen zu sein, bleibe dahingestellt. Acht Jahre später, auf seiner Herbstreise nach der Schweiz, sah er sie wieder. Er fand sie „wenig verändert, noch so gut, liebevoll, zutraulich wie sonst;" er rühmte ihr nach, daß sie auch nicht durch die leiseste Berührung irgend ein altes Gefühl in seiner Seele zu wecken versuchte. „Die Alten," schrieb er nach dem Besuche an eine Freundin, „waren treuherzig; man fand, ich war jünger geworden. Ich blieb die Nacht und schied den andern Morgen bei Sonnenaufgang, von freundlichen Gesichtern verabschiedet, daß ich nun auch wieder mit Zufriedenheit an das Eckchen der Welt hindenken und in Frieden mit den Geistern dieser Ausgesöhnten in mir leben kann." Der Dichter Lenz hatte sich nach Goethe's Abreise in Friederikens Neigung einzudrängen gesucht, war aber, obschon er sogar Selbstmordsgedanken affectirte, abgewiesen worden. Daß Lenz sich in seinen Briefen so anstellt, als sei er von ihr wiedergeliebt worden, ist natürlich nur eine Fiction, wie man sie von Lenz erwarten kann. Von Friederikens weitern Schicksalen sei hier nur erwähnt, daß sie sich in ihren spätern Jahren nach dem Tode ihrer ältern von Goethe öfter erwähnten Schwester, die an den Pfarrer Marr in Meißenheim (Großherzogthum Baden) verheirathet war, der Erziehung der von jener hinterlassenen Tochter widmete, nach deren Verheirathung sie bald darauf, im November 1813, starb, „bis zu ihrem Ende allgemein geliebt und als eine bereite Helferin und Wohlthäterin verehrt." Das Grab ihrer Schwester auf dem Kirchhofe zu Meißenheim ist mit einem Denksteine bezeichnet, Friederike ruht neben ihr [27]).

Befruchtete das Liebesverhältniß mit Friederike Brion das Gemüth des jungen Dichters, so blieb auch die Bekanntschaft mit dem schon genannten wunderlichen Dichter Jacob Michael Reinhold Lenz (der 1792 zu Moskau im Wahnsinne verstarb) für Goethe's Geist nicht ohne Frucht und zwar namentlich dadurch, daß ihm durch ihn auch für die quibbles in Shakespeare's Dramen Verständniß und Neigung eingeflößt wurde; denn Niemand war damals, wie Goethe selbst versichert, vielleicht fähiger als Lenz, „die Ausschweifungen und Auswüchse des Shakespeare'schen Genies zu empfinden und nachzubilden," wie dies auch seine Uebersetzung von „Love's labours lost," welche seinen „Anmerkungen übers Theater" beigefügt war, zur Genüge beweist. Die ganze Genossenschaft fand ihre Glückseligkeit darin, sich nun selbst in solchen Wortspielen und Narrenspossen zu versuchen, deren einige Goethe in „Dichtung und Wahrheit" mitgetheilt hat. Scherz und Lust walteten jetzt so über den Ernst vor, daß Goethe gesteht, er habe deshalb von einer in „so gestimmter und aufgeregter Gesellschaft" nach dem obern Elsaß unternommenen Fahrt „keine sonderliche Belehrung" zurückgebracht. Leider sind die vielen

---

27) Diese Angaben beruhen auf Mittheilungen, welche die Augsburger Allgemeine Zeitung im J. 1841 brachte und deren Verfasser sich bereit erklärte, sie durch urkundliche Beweise zu erhärten. Dem Biographen Goethe's, Schaefer, wurden diese Nachrichten übrigens durch einen nahen Verwandten Friederikens, dem Schaefer auch die Notiz über Friederikens Grab verdankt, ausdrücklich bestätigt. Vergl. über Friederike und die sesenheimer Episode Düntzer's Aufsatz „Goethe und Friederike" in den Blättern für literarische Unterhaltung. 1848. Nr. 92 und 96 und dessen „Frauenbilder;" ferner Stöber's Schrift: „Der Dichter Lenz und Friederike von Sesenheim." Uebrigens ist dieses Liebesverhältniß zu vielen frivolen Erfindungen benutzt worden, die Andere dann gläubig oder böswillig nachgesprochen haben. Alexander Weill brachte im Jahrgange 1840 der „Zeitung für die elegante Welt" das noch von J. C. Kneschke in seinem 1857 erschienenen Buche „Goethe und Schiller in ihren Beziehungen zur Frauenwelt" wieder aufgefrischte Gerücht in Umlauf, daß in Strasburg ein Pastetenbäcker gelebt, welcher Goethe's und Friederikens Sohn gewesen und von seinem Vater vernachlässigt worden sei, auch daß Friederike später mit einem katholischen Pfarrer des Ortes, Rheinbold, vertrauten Umgang gehabt. Weill stützt sich dabei auf die Aussagen einer alten klatschhaften und boshaften Bäuerin, die Friederike noch gekannt haben wollte. Pfeiffer's Schrift „Goethe's Friederike" (1841) ist, wie das darin abgedruckte „Sesenheimer Liederbuch," eine arge Mystification, durch die sich selbst E. Boas (s. Nachträge zu Goethe's Werken. I. S. 9) täuschen ließ. Im J. 1859 erschien in Strasburg ein Schauspiel von Albert Grün, „Friederike," mit einem Facsimile Friederikens. Ueberhaupt scheint unter allen Liebesverhältnissen Goethe's dasjenige mit Friederike das meiste und allgemeinste Interesse erweckt zu haben, obschon die Gestalt Gretchens wol in einen noch poetischern Duft getaucht ist.

kleinen Verse, welche der Gesellschaft bei jeder Gelegenheit entquollen und „die wol eine muntere Reisebeschreibung ausstatten konnten," wie Goethe bemerkt, verloren gegangen.

Trotz aller Zerstreuungen dieser aufgeregten Zeit hatte er doch, dem Verlangen seines Vaters entsprechend, zum Zwecke der Promotion eine Abhandlung vollendet und zwar über das, man möchte sagen, etwas seltsame Thema: „Daß der Gesetzgeber nicht allein berechtigt, sondern verpflichtet sei, einen gewissen Cultus festzusetzen, von welchem sich weder die Geistlichkeit noch die Laien lossagen dürften." Goethe versichert, daß er diese Arbeit fast ganz aus sich selbst geschöpft habe und daß, „da er das Latein geläufig sprach und schrieb," ihm die Zeit, die er auf die Abhandlung verwandte, sehr angenehm verflossen sei. Doch ging er sie noch mit einem tüchtigen Lateiner durch und so gerieth die Darstellung, „rednerisch genommen, nicht übel." Indessen war er fast froh, als der Dekan der Facultät zwar anerkannte, daß er sich der Facultät als einen „denkenden jungen Mann" gezeigt, aber auch auf das im Thema selbst liegende Bedenkliche der Arbeit hinwies und ihm rieth, statt über diese Dissertation, die er ja später in Druck geben könne, über Theses zu disputiren. Goethe setzte sich nun wieder mit seinem Repetenten zusammen, wählte mit ihm Theses aus, ließ sie drucken und die Disputation ging, unter Opposition seiner Tischgenossen, „mit großer Lustigkeit, ja Leichtfertigkeit vorüber," worauf ein „guter herkömmlicher Schmaus" die Feierlichkeit beschloß. Mit dem Titel eines Licentiaten zufriedengestellt, erlangte er die Doctorwürde erst in Frankfurt, wohin er nun zurückkehrte.

Sein Weg nach Frankfurt führte ihn über Mannheim, wo die im Antikensaale aufgestellten Abgüsse nach berühmten Statuen des Alterthums: Apoll von Belvedere, der sterbende Fechter, Castor und Pollux, Laokoon u. s. w. die tiefsten Eindrücke auf ihn machten und bei dem Anblicke der so „ungeheuern als eleganten" Acanthblätter an dem Abgusse eines Kapitäls der Rotonde sein „Glaube an die nordische Baukunst etwas zu wanken anfing." Von diesen erhebenden Eindrücken erfüllt, langte er „gesünder und froher" zu Hause an als das erste Mal, aber in seinem ganzen Wesen zeigte sich doch, wie Goethe selbst gesteht, „etwas Ueberspanntes, welches nicht völlig auf geistige Gesundheit deutete." Gleich Anfangs hatte die Mutter wieder etwas zu „vertuschen." Goethe hatte nämlich den abenteuerlich-poetischen, für ihn aber charakteristischen Einfall gehabt, einen harfespielenden Knaben, der ihm besonders wohl gefiel, zu sich nach Frankfurt einzuladen und ihm zu versprechen, daß er ihm Wohnung geben und Förderung angedeihen lassen wolle. Die Mutter hielt es nun begreiflicherweise für nicht sehr zweckmäßig, diesen „musikalischen Meßläufer" in ihr Haus aufzunehmen, sondern brachte ihn im Stillen in der Nachbarschaft unter. Die Förderung, welche Goethe dem Knaben angedeihen ließ, hatte keinen sehr günstigen Erfolg, denn der Harfenspieler wurde zwar „größer und tölpischer," machte aber in seiner Kunst keine sehr erfreulichen Fortschritte. Inzwischen fand er seinen Vater, wie es scheint, zufriedener als sonst, „behaglich wie einen, der trotz aller Hindernisse und Verspätungen seine Pläne durchsetzt." Es gewährte dem Vater, der kein Pedant im gewöhnlichen Sinne war und auf die hervorragenden geistigen Gaben seines Sohnes offenbar große Stücke hielt, Freude und Unterhaltung, die von diesem im Elsaß verfaßten kleinen Gedichte, Aufsätze, Reisebemerkungen u. s. w. zu rubriciren und zu ordnen, wobei er den jungen Dichter, der sich unter seinen Händen recht eigentlich zum Schriftsteller ausbildete, dazu anhielt, diesen Jugenderzeugnissen die letzte Feile zu geben. Er war glücklich in der Erwartung, „daß des Sohnes bisher unüberwundene Abneigung, etwas dieser Dinge gedruckt zu sehen, sich nächstens verlieren werde." Auch in dem weiblichen Cirkel seiner Schwester behagte sich der junge Goethe; denn diese hatte einen Kreis von „verständigen und liebenswürdigen" Frauenzimmern um sich versammelt und herrschte über sie alle, „indem ihr Verstand gar Manches übersehen und ihr guter Wille Vieles ausgleichen konnte."

Bedeutsamer und einflußreicher wurde für Goethe seine Bekanntschaft mit dem literarischen Kreise, der sich in Darmstadt, wo die vortreffliche Landgräfin Karoline den Sinn für Literatur pflegte, gebildet hatte und in welchen er durch die Brüder Schlosser eingeführt worden war. Die Seele dieses literarischen Kreises war der landgräfliche Kriegszahlmeister und spätere Kriegsrath Johann Heinrich Merck, ein angenehmer, geistreicher Gesellschafter, ein im Grunde braver, edler, zuverlässiger Mann, aber dabei skeptisch, gallig und bitter, selbst hämisch, von Swiftischer Laune, durch seinen Widerspruchsgeist nicht selten verletzend, von der Mephistopheles-gattung der Behrisch und Hüsgen. Für Goethe war aber sein Einfluß sicherlich sehr heilsam und fördernd. Merck erkannte und würdigte das große Talent Goethe's vollkommen; aber mit dem ihm eigenen scharfen Blicke übersah er auch die Gefahren, die seinem bisher unstät hin- und herfahrenden Genie drohten und wie er auf der einen Seite den Freund dazu antrieb, sich zu etwas Großem, Ganzem zusammenzuraffen, und sein Selbstvertrauen zu heben, sein Genie in die ihm angemessensten Bahnen zu lenken suchte, so ließ er es auf der andern Seite, selbst auf die Gefahr hin, ihm augenblicklich wehe zu thun, nicht an der schärfsten und beißendsten Kritik fehlen, wo ihm Goethe's Genie auf Abwege zu gerathen schien; er hielt es für nöthig, Goethe's von Zeit zu Zeit doch auch hervortretende Selbstgefälligkeit und Eitelkeit zu demüthigen, wenn sich derselbe grade auf Richtigkeiten und bloße Spielereien allzu viel zu Gute thun mochte[28]).

Es war namentlich das Haus des Geheimraths von Hesse, Ministers des Landgrafen, wo sich ein literarischer Kreis gebildet hatte, wo Professor Petersen, Rector Wenk und andere Einheimische verkehrten und durchreisende Notabilitäten, wie Gleim und Wieland,

28) Vergl. über Merck „Briefe an J. H. Merck von Goethe, Herder und Wieland und andern bedeutenden Zeitgenossen." Mit Merck's biographischer Skizze herausgegeben von Karl Wagner (1835); „Briefe an und von J. H. Merck," herausgegeben von demselben; „J. H. Merck, ein Denkmal," herausgegeben von A. Stahr (1840).

vorübergehend einsprachen. Auch hier traten, wie damals fast überall in Teutschland, geistreiche Frauen als Pflegerinnen der Literatur in den Vordergrund: die Geheimräthin von Hesse und deren Schwester, die geistreiche, ungemein lebhafte und empfängliche Karoline Flachsland, Herder's Braut, welche im Hause ihres Schwagers lebte und hier auch Goethe kennen lernte, dem sie in der That eine fast lebhaftere Neigung, als mit dem gemeinsamen Interesse an Poesie und Literatur vereinbar ist oder Goethe's Schilderung in „Dichtung und Wahrheit" vermuthen läßt, zugewandt zu haben scheint. Andere dichterische Anregungen verdankte er der Bekanntschaft mit den homburgischen Hofdamen Lila von Ziegler und ihrer Freundin von Roussillon (in seinen Gedichten „Urania" genannt). Indessen hat Goethe auf diese homburgischen Bekanntschaften in „Dichtung und Wahrheit" keinen besondern Werth gelegt, obschon Karoline Flachsland, wie aus einer Stelle in ihren Briefen hervorgeht, ihn im Verdachte hatte, in Beziehung auf Lila ernstliche Absichten zu hegen. Sie kannte Goethe's Eigenthümlichkeit noch nicht, womit er bei der Bekanntschaft auch mit diesen Damen sicherlich nur poetische Anregung suchte. Goethe gesteht selbst, es sei „nicht auszusprechen," wie sehr der darmstädter Kreis ihn belebt und gefördert habe. Gern habe man die Vorlesung seiner gefertigten oder angefangenen Arbeiten gehört, ihn aufgemuntert, wenn er offen und umständlich erzählt, was er eben vorgehabt, und ihn gescholten, wenn er bei jedem neuen Anlasse das früher Begonnene zurückgesetzt habe. Er fügt hinzu: „Faust war schon vorgerückt, Götz von Berlichingen baute sich nach und nach in meinem Geiste zusammen, das Studium des 15. und 16. Jahrh. beschäftigte mich und jenes Münstergebäude hatte einen sehr ernsten Eindruck in mir zurückgelassen, der als Hintergrund zu solchen Dichtungen gar wohl dastehen konnte." Wie sehr ihn die Dramatisirung des Götz damals erfüllte, geht auch aus einem Schreiben hervor, welches er gegen Ende November 1771 an Salzmann richtete. Er versichert, diese Arbeit sei bei ihm eine Leidenschaft geworden, er könne „ohne das nicht sein" und er fährt dann fort: „Mein ganzer Genius liegt auf einem Unternehmen, worüber Homer und Shakespeare und Alles vergessen werden; ich dramatisire die Geschichte eines der edelsten Teutschen, rette das Andenken eines braven Mannes, und die viele Arbeit, die michs kostet, macht mir einen wahren Zeitvertreib, den ich hier so nöthig habe."

Gern flüchtete er aus der „Spelunke," wie er Frankfurt nennt, nach dem ihm lieb gewordenen Darmstadt, wo er hoffen durfte, mit den neuesten Erzeugnissen seiner Muse und namentlich bei Karoline Flachsland mehr Anklang zu finden, als dies in Frankfurt der Fall war. Ueber das Treiben in Darmstadt, über Goethe's damalige Art zu sein und über sein Verhältniß zu Herder's Braut enthalten die Briefe der Letztern an Herder einzelne interessante Mittheilungen [29]). Sie schreibt am 9. März 1772 an Herder: „Ich habe vor einigen Tagen Ihren Freund Goethe und Herrn Schlosser, von dem ich Ihnen schon geschrieben, kennen gelernt. Goethe ist ein gutherziger, munterer Mensch ohne gelehrten Zierrath und hat sich mit Merck's Kindern so viel zu schaffen gemacht und eine gewisse Aehnlichkeit im Tone der Sprache oder irgend etwas mit Ihnen, daß ich ihm überall nachgegangen .... Er hat sechs Monate in Straßburg mit Ihnen gelebt und spricht recht mit Begeisterung von Ihnen . . ." Anfang April schreibt sie, daß Freund Goethe wieder zu Fuße von Frankfurt herübergekommen sei, um Merck zu besuchen und daß sie alle Tage zusammen gewesen und in den Wald gegangen, auch zusammen beregnet worden seien. Dabei habe er einige der besten Scenen aus seinem „Gottfried von Berlichingen" vorgelesen. Goethe stecke voller Lieder. Eins von einer Hütte, „die in Ruinen alter Tempel gebaut," sei vortrefflich [30])! In einem Briefe vom 25. Mai schreibt sie von einigen „Empfindungsstücken von unserem großen Freunde Goethe," die derselbe an Lila (Lila von Ziegler) zum Austheilen geschickt habe. Es sind die Gedichte „Elysium" und „Morgenlied," die, wie sie bemerkt, sich auf die Zeit bezögen, wo er Urania (Fräulein von Roussillon) und Lila in Homburg zum ersten Male vorgelesen. „Jetzt," fügt sie hinzu, „sitzt er in Wetzlar einsam und leer."

Im Spätherbste 1772 war Goethe wieder in Darmstadt. Am 27. Nov. schreibt sie: „Unser guter Goethe ist hier, lebt und zeichnet und wir sitzen beim Wintertisch um ihn herum und sehen und hören. Es ist bei Merck eine Akademie; sie zeichnen und stechen in Kupfer zusammen. Mir hat er ein Landschäftchen gezeichnet mit einem Bergschlosse und unten am Berge ein Dorf." Und am 5. Dec.: „Er denkt noch ein Maler zu werden und wir riethen ihm sehr dazu. Da ihm doch alle Tugenden fehlten, sagte er, so wolle er sich auf Talente legen." Es scheint ihr, als sei er „überhaupt etwas stiller und geläuterter geworden." In diese Zeit fällt auch das Gedicht „Felsweihegesang an Psyche," das besonders deshalb beachtet zu werden verdient, weil sich daran eine Misstimmung zwischen Goethe und Herder erzeugte, die zwar von beiden für längere Zeit überwunden wurde, aber doch in einem Hauptpunkte die Verschiedenheit beider Naturen abermals hervortreten ließ. Dieses Gedicht wurde zuerst von Wagner aus Merck's Nachlasse mitgetheilt und von ihm auffallenderweise Herder zugeschrieben. Der später veröffentlichte Briefwechsel zwischen Herder und seiner Braut hebt aber jeden Zweifel, daß Goethe der Verfasser war und daß unter der Psyche (diesen Namen hatte ihr Leuchsenring gegeben) keine andere Person gemeint ist als Karoline Flachsland selbst. Herder fühlte sich durch dasselbe unangenehm berührt und antwortete mit einem Gedichte, welches ebenfalls in dem

29) Vergl. „Aus Herder's Nachlaß," herausgegeben von Düntzer und F. G. von Herder, 3. Bd.: „Herder's Briefwechsel mit Karoline Flachsland" (1856). Der erste Band enthält auch Goethe's Briefe an Herder.

30) Düntzer vermuthet, daß hier wahrscheinlich von einer ältern, schon in Straßburg entstandenen Gestalt des Gedichtes „Der Wanderer" die Rede sei.

angeführten Briefwechsel mitgetheilt ist. Man geht vielleicht nicht fehl, wenn man annimmt, daß der oft sehr enthusiastische Ton, womit Karoline Flachsland in ihren Briefen über den beiderseitigen Freund spricht, und überhaupt der intime Verkehr zwischen beiden bei Herder ein gewisses Misbehagen und eine gewisse Anwandlung von Eifersucht hervorgerufen habe. In dem Herder'schen Antwortgedichte figurirt Goethe als

— — — ein irrer Götzenpriester,
Der diesen Fels erstieg und ungeweiht ihn sang,
Und frecher Hand ihm ein den Namen zwang u. s. w.

Goethe schrieb hierauf an Herder: „So will ich Euch auch sagen, daß ich neulich über die Antwort auf die „„Felsweihe““ aufgebracht worden bin und habe Euch einen intoleranten Pfaffen gescholten" u. s. w. Auf diese Differenz bezieht sich wol auch die Stelle in „Dichtung und Wahrheit": „Zwischen Herder und uns waltete ein gemüthlich literarischer Verkehr höchst lebhaft fort, nur Schade, daß er sich niemals ruhig und rein erhalten konnte. Aber Herder unterließ sein Necken und Schelten nicht." Bei alledem konnte doch Herder noch um jene Zeit an seine Braut schreiben: „Goethe liebe ich wie meine Seele," und ein andermal: „Goethe ist ein guter edler Junge mit vielem Gefühl und Uebergefühl;" und wie viel Goethe auf Herder's Urtheil gab, bezeugt seine Zuschrift an ihn, als er ihm das Manuscript seines „Götz" überschickte. Im Uebrigen ließ es Goethe, was er später vergessen zu haben scheint, an „Necken und Schelten" auch nicht fehlen. Ein von ihm verfaßtes Spottgedicht auf Herder ist verloren gegangen; erhalten hat sich nur Herder's Antwort darauf: „Eine Bilderfabel für Goethe."

Noch enger wurden die frankfurt-darmstädtischen Literaturfreunde durch die „Frankfurter gelehrten Anzeigen" verbunden, deren Herausgabe Schlosser auf Merck's Anrathen im J. 1772 übernahm. Merck war dabei besonders thätig, aber auch die andern darmstädter Literaturfreunde, auch Herder, der im Jahre 1771 die Stelle eines Hofpredigers in Bückeburg übernommen hatte. Goethe steuerte Manches bei und übte und schärfte durch diese Beschäftigung sein Urtheil. In den von ihm gelieferten Recensionen steht Goethe ganz auf dem Boden der natürlichen Empfindung und in genialen Aphorismen — denn dies und keine eigentlichen Kritiken sind seine Recensionen — zieht er gegen jede Steifheit, Pedanterie und schematisirende Trockenheit wie gegen alle Arten des Mysticismus und Obscurantismus zu Felde. Goethe befand sich damals noch im Widerstreite der verschiedensten Einflüsse und Richtungen; denn während er in seinen Recensionen so gut wie die berliner Kritiker als Advocat des gesunden Menschenverstandes auftrat, spielte er doch wieder Sulzer sehr übel mit und eignete sich in seiner schon erwähnten Abhandlung „Von deutscher Baukunst D. M. Erwini a Steinbach," die er damals schrieb und einzeln drucken ließ, den dunkeln Styl Hamann's an. Er selbst gesteht, daß die darin niedergelegten Ansichten schon damals größere Wirkung gethan haben würden, wenn es ihm beliebt hätte, „sie klar und deutlich, im vernehmlichen Style" abzufassen; „so aber verhüllte ich," fährt er fort, „durch Hamann's und Herder's Beispiel verführt, diese ganz einfachen Gedanken und Betrachtungen in eine Staubwolke von seltsamen Worten und Phrasen und verfinsterte das Licht, das mir aufgegangen war, für mich und Andere." Doch seien diese Blätter im Ganzen gut aufgenommen und in dem Herder'schen Hefte „Von deutscher Art und Kunst" (1773) nochmals abgedruckt worden. Ueber abergläubische Gebräuche, z. B. über den in ** ausgehängten Rock Christi, der nur zum Unglück ein bloßer „Schlafrock" sei, spottet er in seinen Recensionen; recht und gut handeln gilt ihm im Grunde als die höchste Religion, und er ist der Ansicht, daß allzu strenge Religionsmoral Manchen zum Feinde der Religion gemacht, daß der strenge kranke Pascal derselben mehr geschadet habe als Voltaire, Hume, La Mettrie, Helvetius und Rousseau. Dabei beschäftigte er sich aber um jene Zeit eifrig mit Bibelstudien und mit der Prüfung der Bücher des neuen Testaments, wobei er schließlich zu dem Grundsatze gelangte: „Die Evangelisten mögen sich widersprechen, wenn sich nur das Evangelium nicht widerspricht." Man verdankt diesen Studien einige sehr schöne und interessante Blätter im zwölften Buche von „Dichtung und Wahrheit," nur mag das, was er in diesen Blättern niedergelegt hat, zum großen Theil das Resultat späterer Beobachtungen sein. Von dem Eifer jedoch, womit er sich damals biblischen und theologischen Studien widmete, zeugen zwei kleine, 1773 erschienene Schriften: „Brief des Pastors zu *** an den neuen Pastor zu ** aus dem Französischen" und „Zwo wichtige bisher unerörterte biblische Fragen, zum ersten Mal gründlich beantwortet von einem Landgeistlichen in Schwaben," worin über die der Bibel gebührende Ehrfurcht, über Demuth und christliche Bruderliebe und über echte Toleranz in Glaubenssachen viel Liebenswürdiges gesagt ist. Vor der Welt und vor seinen darmstädter und frankfurter Freunden kokettirte er vielleicht ein wenig mit seiner Freigeisterei; in den oben genannten anonymen Schriften dagegen sagte er sich von den damaligen Aufklärungstheorien los. „Es ist nichts Jämmerlicheres," bemerkt er in der ersteren Schrift, „als Leute unaufhörlich von Vernunft reden zu hören, mittlerweile sie allein nach Vorurtheilen handeln" u. s. w. Ueber den religiösen Standpunkt, den Goethe noch später in Wetzlar einnahm, sprach sich Kestner in einer nachgelassenen Charakteristik Goethe's dahin aus: er sei nicht, was man orthodox nenne, jedoch nicht aus Stolz oder Caprice, um etwas vorstellen zu wollen; vor der christlichen Religion habe er Hochachtung, nicht aber in der Gestalt, wie die Theologen sie vorstellten; er glaube ein zukünftiges Leben, einen bessern Zustand.

Goethe's Recensionen enthalten manche Stellen, die für seine damalige Gesinnung und Denkart bezeichnend sind. Von teutschem Patriotismus wollte er zwar zu jener Zeit nicht viel wissen, und J. v. Sonnenberg's Buch: „Ueber die Liebe des Vaterlandes" veranlaßt ihn zu dem Ausrufe: „Römerpatriotismus! Davor bewahre uns Gott wie vor einer Riesengestalt! Wir wür-

den keinen Stuhl finden, darauf zu sitzen, kein Bett, darin zu liegen!" Dagegen zeigte er damals viel Sympathien für die untern Schichten des Volkes und tief empfand er die Ungleichheit, unter der sie leiden oder litten. Er tadelt an Wieland's „Goldenem Spiegel," den er sonst höchlichst lobt, daß er die menschlichen Verhältnisse in zu rosenrothem Lichte sähe; daß bei ihm die marmornen Nymphen, die Blumen und Vasen und Tapeten eine zu große Rolle spielten. „Welche Ungleichheit der Stände!" ruft er aus, „welcher Mangel, wo so viel Genuß, welche Armuth, wo so viel Eigenthum!" und im J. 1774 schrieb er an Schönborn in Algier, daß er bei Gelegenheit einer in der Judengasse ausgebrochenen Feuersbrunst „das gemeine Volk wieder näher kennen gelernt habe und aber und abermal vergewissert worden sei, daß dies doch die besten Menschen seien."

Noch in seinen spätern Jahren legte Goethe einiges Gewicht auf jene Recensionen, indem er in seinen „Tag- und Jahresheften" sagt: „Die Recensionen in den „„Frankfurter gelehrten Anzeigen"" von 1772 und 1773 geben einen vollständigen Begriff von dem damaligen Zustande unserer Gesellschaft und Persönlichkeit" [31]). Er verdankte unter Anderem den „Frankfurter gelehrten Anzeigen" auch seine erste, ihm sehr bald liebgewordene Bekanntschaft mit dem Professor Höpfner in Gießen, bei dem er sich als Student und mit allen Manieren eines solchen einführte. Goethe liebte in seiner Jugend dergleichen Mystificationen. Friederike Brion stellte er sich zuerst in der schmucken Tracht eines jungen Landmanns vor.

Diese Jugendgeliebte konnte er noch lange nicht vergessen; aber er suchte, nach seiner alten Art, abermals Hilfe bei der Dichtkunst, die ihm bei der Niederkämpfung seiner reuigen Gefühle immer noch mehr Dienste leistete als seine theologischen Studien. „Ich setzte die hergebrachte poetische Beichte wieder fort, um durch diese selbstquälerische Büßung einer innern Absolution würdig zu werden. Die beiden Marien in „„Götz von Berlichingen"" und „„Clavigo"" und die beiden schlechten Figuren, die ihre Liebhaber spielen, möchten wol Resultate solcher reuigen Betrachtungen sein." Man muß freilich sagen, daß eine solche „selbstquälerische Buße" etwas bequem ist. Außerdem tummelte er sich tüchtig, bald zu Fuße, bald zu Pferde, unter freiem Himmel, um Beruhigung für sein Gemüth zu finden. Hierzu kam ihm die Lage von Frankfurt zu statten, „das zwischen Darmstadt und Homburg mitten inne lag, zwei angenehmen Orten, die durch Verwandtschaft beider Höfe in gutem Verhältnisse standen." Goethe versichert, daß er sich gewöhnt habe, auf der offenen Straße zu leben und wie ein Bote zwischen dem Gebirge und dem flachen Lande hin und her zu wandern, weshalb man ihn auch wol den „Wanderer" nannte. Unterwegs sang er sich „seltsame Hymnen und Dithyramben," darunter „Des Wanderers Sturmlied," das er selbst als „Halbunsinn" bezeichnet, welches er, unterwegs von einem schrecklichen Wetter überfallen, leidenschaftlich vor sich hingesungen habe. Im Winter wurde dem Eislaufe mit Leidenschaft gehuldigt; er hatte erst jetzt das Schrittschuhlaufen gelernt, angeregt durch die bekannte Ode Klopstock's, dem er dafür auch in „Dichtung und Wahrheit" in liebenswürdigster Weise seinen Dank ausgesprochen hat. Oft setzte er diese Uebung bis in die Nacht fort und seine immer geschäftig dichterische Phantasie belebte ihm dann die mondumstrahlte Gegend und das Gewölk mit Ossianischen Nebelgestalten.

Es war im Frühlinge 1772, als sich Goethe nach Wetzlar begab, um sich bei dem Reichskammergerichte mit dem teutschen Civil- und Staatsrechte bekannter zu machen. Die „dunkleren Jahrhunderte" der teutschen Geschichte hatten, wie er selbst bemerkt, von jeher seine Wißbegierde und Einbildungskraft beschäftigt, und da das Kammergericht doch auch in Folge des Landfriedens entstanden war, so konnte die Geschichte desselben für einen „bedeutenden Leitfaden durch die verworrenen teutschen Ereignisse gelten." Indessen gesteht er selbst, daß mehr die Lust, seinen „Zustand zu ändern," als der Trieb nach Kenntnissen ihn in diese Gegend geführt habe. In der That schienen das kleine „übelgebaute," obschon ganz angenehm gelegene Wetzlar, die damals grade stattfindenden Visitationen und die Beschäftigung mit der Abwickelung der angehäuften Processe, wie überhaupt mit dem monströsen teutschen Civil- und Staatsrechte sehr wenig geeignet zu sein, um einem rastlos ringenden Geiste von solchem Umfange und solcher Tiefe wie derjenige Goethe's irgend Befriedigung zu gewähren. Aber wo Goethe Individuen von irgend einer Besonderheit fand, da war auch ein Feld für ihn, zu studiren und psychologischen Stoff zu verarbeiten. Dem Aufenthalte Goethe's in Wetzlar verdankt die Welt seinen „Werther," der in und außerhalb Teutschlands als eine epochemachende Erscheinung begrüßt wurde, und außerdem die sehr instructiven Mittheilungen über das Reichskammergericht in „Dichtung und Wahrheit," die ein charakteristisches Bild von diesem ungeheuerlichen Institute geben, in welchem sich die ganze Verrottung und die complicirte, dabei aber lebensunfähige Maschinerie des alten Reichssystems in fast grotesken Zügen spiegelten. Die Zeit, die Goethe nicht den Menschen lebte, lebte er der Natur, deren geheimes Weben er auf einsamen Spaziergängen belauschte, namentlich in dem stillen, eine halbe Stunde von Wetzlar gelegenen Garbenheim (Wahlheim im „Werther"), seinem Lieblingsaufenthalte, wo von den Linden vor der Dorfkirche, unter denen er zu ruhen pflegte, die eine jetzt noch steht. Wie tief er in die Geheimnisse des stillen Naturlebens eindrang, beweisen die mannichfachen Naturschilderungen, welche, neben der psychologischen Entwickelung des Helden und seiner Geliebten, einen der Hauptreize dieses Romans bilden. Freilich belauschte er die Natur auch in jenen Momenten, in denen sie ihm als das „ewig verschlingende, ewig wiederkäuende Ungeheuer" erschien.

Auch in Wetzlar fand er, wie in Strasburg, eine Tischgesellschaft, der es an einer gewissen Originalität

31) Vergl. hierzu den Aufsatz des Verfassers: „Goethe als Recensent" im „Morgenblatt." 1844. Nr. 303—312.

nicht fehlte, wenn sie auch beiweitem nicht den gleichen geistigen und gemüthlichen Gehalt hatte. Man suchte sich die Zeit so gut zu vertreiben, wie man eben konnte, und war auf den Einfall gerathen, einen Ritterbund mit Heermeister, Kanzler, Staatsbeamten, Rittern zu bilden und sich in einem eigenthümlichen, Fremden meist unverständlichen Jargon von „Ritterausdrücken“ zu unterhalten. Einem jeden war ein historischer Rittername mit einem Beinamen zugelegt und Goethe erhielt aus naheliegenden Gründen den Beinamen „Götz von Berlichingen der Redliche.“ Der braunschweigische Legationssecretair von Goué, „ein schwer zu entziffernder und zu beschreibender Mann,“ dem es nicht an Talenten mancher Art fehlte, der Graf von Kielmannsegge, der „ernsteste von Allen, tüchtig und zuverlässig,“ und der preußische Legationssecretair Ganz waren die hervortretendsten Mitacteure dieses „fabelhaften Fratzenspiels,“ das, wie Alles dergleichen, dem jungen Goethe Anfangs vielen Spaß machte. Schließlich aber wurde er dieses tollen Ritterwesens, in das sich noch ein seltsamer Orden, „welcher philosophisch und mystisch sein sollte,“ verschlang, denn doch überdrüssig, da sich hinter diesen mit möglichster Gravität betriebenen Ceremonien nicht der geringste ernste Zweck wahrnehmen ließ und er zog sich immer mehr von diesem possenhaften Wesen zurück, um sich auf den Umgang mit Wenigen zu beschränken.

Zu diesen Freunden oder Bekannten gehörte der drei Jahre ältere, damals bereits als geschmackvoller Dichter bekannte gothaische Legationssecretair Gotter, welcher Goethe zu manchen kleinern poetischen Arbeiten aufmunterte und mit ihm mehrmals die Idee zum „Faust“ besprach, ohne daß Goethe dadurch Muth gewonnen hätte, schon jetzt an die Ausführung zu gehen. Mit dem Freunde Gotter's, dem braunschweigischen Gesandtschaftssecretaire Karl Wilhelm Jerusalem, Sohn des als Kanzelredner und theologischer Schriftsteller eines großen Rufes genießenden Johann Friedrich Wilhelm Jerusalem, braunschweigischen Abtes zu Riddagshausen, stand Goethe in keinem innigen Verkehre, obschon er ihn schon während seiner leipziger Studienzeit kennen gelernt und für den melancholischen und dabei hübschen blonden jungen Mann, der den Selbstmord von jeher mit einem Aufwande von sophistischen Gründen zu rechtfertigen pflegte, einige Sympathie empfunden hatte. Der tragische Ausgang des jungen Jerusalem ist bekannt. Einige Wochen nach Goethe's Abreise von Wetzlar, am 30. Oct. 1772, entleibte er sich durch einen Schuß mit einer jener verhängnißvollen Pistolen, die er sich unter einem durch Goethe's „Werther“ bekannten Vorwande (das betreffende, im Originale wirklich noch vorhandene Billet ist im „Werther“ buchstäblich abgedruckt, wie auch der Bericht über Jerusalem's Tod großentheils wörtlich in den Roman übergegangen ist) von dem hanoverschen Gesandtschaftssecretaire Johann Christian Kestner geliehen hatte. Dieser ist, freilich in sehr freier, dem poetischen Zwecke des Verfassers angemessener Copie, der Albert, wie dessen damalige Geliebte und spätere Gattin, Charlotte, Tochter des Teutsch-Ordensamtmanns Buff, die Lotte des Romans ist. Nimmt man hierzu noch Goethe selbst, der in der Person des Werther seine eigenen Liebesleiden in Scene setzte, so hat man die vier Hauptpersonen genannt, um die sich die Ereignisse des Romans gruppiren.

Albert-Kestner hat im Romane freilich auch die Rolle des pfälzischen Gesandtschaftssecretairs und Lotte die Rolle der Gemahlin desselben mit übernehmen müssen. Es wird nämlich versichert, daß Jerusalem zu dieser Dame eine leidenschaftliche Neigung gefaßt habe und daß dies ein Hauptmotiv zu seinem Selbstmorde gewesen sei; Goethe selbst bemerkt in „Dichtung und Wahrheit,“ daß Jerusalem's Tod durch die unglückliche Neigung zu der Gattin eines Freundes verursacht worden sei. Nach andern Berichten [32]) habe dazu, neben seinem melancholischen Temperamente, der Ehrgeiz Jerusalem's den Impuls gegeben. Ein wirkliches Liebesverhältniß zwischen Jerusalem und jener Dame habe nicht bestanden; aber ihr Gatte, dessen Eifersucht durch fremde Leute in Bewegung gesetzt worden, habe ihm, dem Gerüchte nach, jeden fernern Besuch verboten. Die nähere Ursache zu seinem Selbstmorde seien Verdrießlichkeiten gewesen, welche sein Beruf zu Wege brachte, indem er mit einem störrischen Vorgesetzten zu thun gehabt. Der von Goethe geschilderte Vorfall in der vornehmen Gesellschaft des Grafen C. habe, unter etwas abweichenden Umständen, wirklich stattgefunden; doch habe Jerusalem sich den Vorfall nicht so zu Herzen genommen, wie Goethe es darstelle. Man sieht, aus wie vielen verschiedenen wetzlarischen Geschichten und selbst Gerüchten Goethe die Elemente seines Romans gemischt, mit wie großer Freiheit er aber auch die Thatsachen behandelt und verschiedene Personen und Verhältnisse mit einander verschmolzen hat.

Diese dichterische Freiheit hat sich Goethe, wie er selbst gesteht, auch bei der Zeichnung der Heldin des Romans genommen; er habe sich, sagt er, erlaubt, „an der Gestalt und den Eigenschaften mehrer hübschen Kinder“ seine Lotte zu bilden, „obgleich die Hauptzüge von der geliebtesten genommen waren.“ Das forschende Publicum habe daher Aehnlichkeiten von verschiedenen Frauenzimmern zu entdecken vermocht und den Damen sei es auch nicht ganz gleichgültig gewesen, für die rechte zu gelten. Diese „mehren Lotten,“ fährt er fort, hätten ihm „unendliche Qual“ gebracht, weil Jedermann, der ihn nur ansah, „entschieden zu wissen verlangte, wo denn die eigentliche wohnhaft sei?“ Goethe lernte Charlotte Buff zuerst auf einem auch im Werther geschilderten Balle in Wolpertshausen kennen und sofort gab sich der junge Dichter, den alle weiblichen Schönheiten Wetzlars kalt gelassen, dem Zauber ihrer anmuthigen Erscheinung hin. Es waren ja nicht die durch Geist, Körpergestalt, kokette Künste und hohe Bildung imponirenden, sondern vorzugsweise die durch einfache Anmuth, Naivetät und an-

32) Vergl. die Schrift: „Berichtigung der Geschichte des jungen Werther's.“ (Frankfurt und Leipzig 1775.) Die Schrift erlebte rasch hinter einander zwei Auflagen, ein Beweis, welches Aufsehen der Roman in Teutschland erregte. Jerusalem wird aus Discretion in dieser Schrift immer nur Werther genannt.

spruchslose Gemüthlichkeit und Herzlichkeit ansprechenden Frauenzimmer, kurz die Mädchen von echt teutschem Typus, welche Herz und Auge des jungen Goethe zu fesseln pflegten. Sie gehörte, wie er selbst sagt, zu denen, „die, wenn sie nicht heftige Leidenschaften einflößen, doch ein allgemeines Gefallen zu erregen geschaffen sind." Er schildert sie als eine „leicht aufgebaute, mildgebildete Gestalt," als eine „gesunde, reine Natur," der „die daraus entspringende Lebensthätigkeit und eine unbefangene Behandlung des täglich Nothwendigen" gegeben gewesen sei. Er charakterisirt sie weiter: „Die heiterste Luft wehte in ihrer Umgebung. Ja, wenn es schon ein angenehmer Anblick ist zu sehen, daß Aeltern ihren Kindern eine ununterbrochene Sorgfalt widmen, so hat es etwas noch Schöneres, wenn Geschwister Geschwistern das Gleiche leisten." Man erinnert sich dabei der Scene im „Werther," welche Lotte im Kreise ihrer jüngern Geschwister schildert. Bald waren beide „bei einer ausgedehnten Wirthschaft, auf dem Acker und den Wiesen, auf dem Krautlande wie im Garten, unzertrennliche Gefährten." Wenn Kestner, ein Mann von einer „durchaus rechtlichen und zutraulichen Sinnesart," nicht durch seine Geschäfte, denen er mit Eifer oblag, abgehalten wurde, so war er „an seinem Theile dabei," und so lebten diese drei Menschen in seltener Vertraulichkeit und Innigkeit „den herrlichen Sommer hin, eine echt teutsche Idylle, wozu das fruchtbare Land die Prosa und eine reine Neigung die Poesie hergab."

Ueber das ganze Verhältniß gibt folgende Stelle aus einem Briefe Kestner's an einen Freund nähern Aufschluß: „Ob er (Goethe) gleich in Ansehung Lottchens alle Hoffnung aufgeben mußte und auch aufgab, so konnte er mit aller seiner Philosophie und seinem natürlichen Stolze so viel nicht über sich erhalten, daß er seine Neigung ganz bezwungen hätte. Und er hat solche Eigenschaften, die ihn einem Frauenzimmer, zumal einem empfindenden und das von Geschmack ist, gefährlich machen können. Allein Lottchen wußte ihn so zu behandeln, daß keine Hoffnung bei ihm aufkommen konnte und er sie in ihrer Art zu verfahren noch bewundern mußte. Seine Ruhe litt sehr dabei; es gab merkwürdige Scenen, wobei Lottchen bei mir gewann und er mir als Freund auch werther werden mußte, ich aber doch manchmal bei mir erstaunen mußte, wie die Liebe so gar wunderliche Geschöpfe selbst aus den stärksten und sonst für sich selbständigen Menschen machen kann. Meistens dauerte er mich" u. s. w. Ob nicht aus diesen Zeilen Kestner's ein gewisser Stolz auf seinen Sieg über einen so genialen und liebenswürdigen Menschen wie Goethe und die Absicht spricht, Goethe gegen sich ein wenig in Schatten zu stellen, ob überhaupt Goethe's Leidenschaft so tief gewesen, als seine eigenen Schilderungen und dieser Brief Kestner's vermuthen lassen, ob er sich nicht vielmehr zu psychologischen und dichterischen Zwecken und namentlich durch Jerusalem's Tod angeregt mehr künstlich, freilich bis zur Selbsttäuschung, in die Empfindungszustände seines Werther versetzt habe, bleibe dahin gestellt. Goethe nahm kein zerrissenes Herz von Wetzlar mit fort und knüpfte sehr bald wieder neue Liebesneigungen in Frankfurt an. Auch Abeken bemerkt auf Grund einiger spätern Briefe Goethe's an Kestner, man könnte auf den Gedanken kommen, daß die Liebe Goethe's zu Lotte nicht so leidenschaftlich gewesen, als sie im „Werther" geschildert sei.

Indessen nahm dieses Verhältniß doch den jungen Goethe immerhin so sehr in Beschlag, daß der verständige Merck bei einem Besuche Wetzlars sofort einsah, sein Freund schwebe ernstlich in Gefahr. Er bemühte sich daher, Goethe's Neigung von Lotte auf eine Freundin derselben, die er ihm wegen ihrer junonischen Gestalt anpries, abzuleiten; als dies aber nicht gelang, überredete er ihn dazu, mit ihm in wenig Wochen in Coburg zu einer Rheinfahrt zusammenzutreffen, um ihn so von Wetzlar wegzuziehen.

Ohne Abschied zu nehmen, aber mit Zurücklassung von Briefen für Kestner und Charlotte, reiste Goethe am 11. Sept. von Wetzlar ab. „Goethe," heißt es in einem Tagebuchblatte Kestner's, „war sehr niedergeschlagen weggereist; ich brachte sein Billet an Lotte; es kamen ihr beim Lesen die Thränen in die Augen. Doch war es ihr lieb, daß er fort war, da sie ihm nicht geben konnte, was er mochte." Durch Briefe blieb er jedoch mit Kestner und seiner Verlobten in Verbindung; es sind jene Briefe, von denen selbst der nicht wenig strenge Beurtheiler des jugendlichen Goethe, Gervinus, bemerkt, daß sie „mehr als alles Andere das kindliche, unverdorbene und harmlose Gemüth Goethe's aufdecken, das Goethe edlen Anforderungen gegenüber entfaltete, und auch den vertrauensvollen, kühnen und doch gefaßten Muth aussprechen, mit dem Goethe damals der Welt entgegentrat, mit dem er Alle, die ihm entgegentraten, elektrisirte." Und grade dieser Lebensmuth, der ihm auch den Entschluß eingab, Wetzlar zu verlassen, zeichnet ihn ja vor Jerusalem wie vor dem Werther des Romans wesentlich und vortheilhaft aus.

Das schöne Lahnthal hinabwandernd und unter den heilsamen Einflüssen einer lieblichen und pittoresken Natur gesundend, langte er nach einigen Tagen in Ehrenbreitstein an, wo im Hause der Sophie von La Roche ein „Congreß, theils im artistischen, theils im empfindsamen Sinne gehalten werden sollte." Schaefer spricht die doch wol etwas gewagte Vermuthung aus, daß Frau von La Roche diese Zusammenkunft ästhetischer Kritiker zu dem Zwecke veranstaltet habe, eine öffentliche Empfehlung ihres damals von Wieland herausgegebenen Romans: „Geschichte des Fräuleins von Sternheim" einzuleiten; wobei er bemerkt: „Die Beurtheilung desselben in den „„Frankfurter gelehrten Anzeigen"" ist von Goethe's Hand." Zu diesem Congresse fand sich auch der bekannte Leuchsenring, später noch Merck mit seiner Gattin ein, sodaß es für Goethe an Belehrung und zerstreuender Unterhaltung nicht fehlte. Das Meiste, um ihn von seinen in Wetzlar erhaltenen Herzenswunden wiederherzustellen, that jedoch eine in Goethe aufkeimende Neigung zu der ältesten Tochter der La Roche, Maximiliane, später an den frankfurter Kaufherrn Brentano verhei-

rathet. Goethe bemerkt hierüber: „Es ist eine sehr angenehme Empfindung, wenn sich eine neue Leidenschaft in uns zu regen anfängt, ehe die alte noch ganz verklungen ist.“ Nur ist die Frage, ob denn von einer wirklichen „Leidenschaft“ die Rede sein könne, wenn sie nicht hindert, daß schon in so kurzer Zeit eine andere sie ablöst und in den Hintergrund drängt.

In Gesellschaft Merck's fuhr er nun in einem Boote rheinaufwärts und zeichnete während der Fahrt fleißig, um sich die „tausendfältigen Abwechselungen jener herrlichen Ufer fester einzudrücken.“ Wieder in seiner Vaterstadt angelangt, widmete er sich mit größerem Eifer als früher der juristischen Praxis, indem ihm unter Anderem von seinem nach des Großvaters Tode in den Rath getretenen Oheime Textor manche Sachen zugewiesen wurden, die man dem jungen Poeten glaubte anvertrauen zu dürfen. Der Vater, der an seinem Sohne, diesem „singularen“ Menschen, wie er ihn selbst in einem Briefe nannte, mit größerer Zärtlichkeit hing, als man wol gemeinhin angenommen hat, war froh, sich wieder an der Seite seines Sohnes in einer Thätigkeit zu sehen, die er lange entbehrt hatte, ging mit ihm die Proceßsachen durch und sah allem Uebrigen, was er trieb, gern nach „in der sehnlichen Erwartung, daß ich (bemerkt Goethe) nun bald auch schriftstellerischen Ruhm erwerben werde.“ Man erkennt hieran abermals, daß der Vater von den Talenten seines Sohnes nicht gering dachte und Großes von ihm erwartete.

Außer seiner Thätigkeit für die „Frankfurter gelehrten Anzeigen,“ für welche Goethe während des Winters eine Reihe von Recensionen lieferte, deren Geist und Tendenz schon oben charakterisirt worden, nahm seine Kraft namentlich die Ausarbeitung seines „Götz“ in Anspruch. Unter den Ermunterungen seiner Schwester brachte er die Arbeit in raschem Laufe zu Ende. Aber noch einmal, immer feilend, verwerfend, bessernd, schrieb er das Werk ins Reine, zögerte aber auch jetzt noch mit der Herausgabe, bis endlich Merck ihn dazu anspornte und überredete, dieses „seltsame und gewiß auffallende“ Werk auf eigene Kosten herauszugeben. Goethe sorgte für die Anschaffung des Papieres, Merck für den Druck. „Mir gefiel es gar nicht übel,“ erzählt Goethe, „meine wilde Skizze nach und nach in saubern Aushängebogen zu sehen: sie nahm sich wirklich reinlicher aus, als ich gedacht hatte.“ Das Aufsehen, welches das Werk machte, war allgemein; aber den pecuniairen Erfolg verdarb ein plötzlich erscheinender Nachdruck, sodaß Goethe als „Haussohn, dessen Casse nicht in reichlichen Umständen sein konnte,“ höchst verlegen war, wie er nur das Papier bezahlen sollte. Der Enthusiasmus, welchen dieses Drama, das zwar Shakespeare'sche Einflüsse nicht verleugnen kann, aber doch dem Wesen nach so ganz teutsch und Goethisch ist, in den weitesten Kreisen erweckte, mußte ihn dafür entschädigen. Nicht nur näherten sich ihm wieder seine alten Freunde, die er durch dieses Anfangs auch von Herder in seinem Aufsatze über Shakespeare (1772) enthusiastisch begrüßte geniale Drama wahrhaft in Erstaunen setzte; auch neue Freundschaftsverbindungen waren die unmittelbare Folge der Veröffentlichung des „Götz.“ Mit den beiden Grafen Stolberg, mit Friedrich Ernst von Schönborn[33]) trat er in Briefwechsel, mit Klopstock sogar wurde eine Correspondenz eingeleitet, Boie besuchte ihn auf seiner Rheinreise, die Mitglieder des göttinger Hainbundes tranken auf Goethe's Gesundheit, während sie Wieland's „Idris“ und Bildniß verbrannten und das Goethe'sche Haus auf der Hirschgasse in Frankfurt wurde fortan ein Besuchsziel für alle literarischen Notabilitäten, welche durch Frankfurt kamen.

Auch zu satyrischen Dichtungen und Farcen fühlte sich Goethe's Jugendübermuth während seines Aufenthaltes in Frankfurt lebhaft angeregt. Zu dieser Gattung gehören unter Anderem seine Fastnachtsspiele: „Vom Pater Brey dem falschen Propheten,“ „Satyros oder der vergötterte Waldteufel“ und der „Prolog zu Bahrdt's neuesten Offenbarungen,“ worin er seinem genialen Uebermuthe dann und wann bis zur äußersten Grenze des Gestatteten den Zügel schießen ließ. In dem ersten persiflirte er namentlich Leuchsenring's Einmischung in Herder's Brautstand, indem derselbe unter der Maske süßlicher Empfindsamkeit sich in das Herz der Braut Herder's einzuschleichen und ihr die Treue ihres Verlobten verdächtig zu machen suchte, weil Herder, der inzwischen die Hofpredigerstelle zu Bückeburg angetreten hatte, mit der ihm eigenen Aengstlichkeit die Heirath länger hinausschob, als sich dies mit den Wünschen der leidenschaftlichen Karoline Flachsland vertrug. Der Pfaff darin repräsentirt die sich überall und besonders bei den Frauen einnistenden, dabei aber Intriguen und Zerwürfnisse stiftenden heuchlerischen Parasyten von der Gattung Leuchsenring's; der Dragonerhauptmann Balandrino ist Herder, Leonore Herder's Braut und der Würzkrämer Merck. Inzwischen, und zwar am 2. Mai 1773, hatte die Trauung Herder's mit Karoline Flachsland stattgefunden, aber noch im J. 1789 nahm es diese Goethe sehr übel, als dieser den Pater Brey unter seine Gedichte mit aufnahm. Auf ihre Frage, ob sie die Leonore so ganz gewesen sei? antwortete er jedoch: sie solle beileibe nicht so deuten; der Dichter nehme nur so viel von einem Individuum, als nöthig sei, seinem Gegenstande Leben und Wahrheit zu geben; das Uebrige hole er aus sich selbst und aus dem Eindrucke der lebenden Welt[34]).

Die persönlichen Beziehungen in dem Fastnachtsspiele „Satyros“ findet selbst J. W. Schaefer, der doch so viel für die Aufdeckung solcher Anspielungen gethan, nicht ganz klar. Jedenfalls wird in dieser Posse, um mit Schaefer's Worten zu sprechen, „ein cynischer Anhänger des Rousseau'schen Naturzustandes vorgeführt, welcher das Volk mit dem Evangelium von der Seligkeit der goldenen Zeiten entzückt und sich, nachdem er Gott in ihren Vorstellungen beseitigt hat, als gottähnlichen Propheten verehren läßt, bis seine freche Gemeinheit seine

33) Vergl. Goethe's Briefe an ihn in der Schrift: „Schönborn und seine Zeitgenossen.“ (Hamburg 1836.) 34) Vergl. „Herder's Reise nach Italien. Herder's Briefwechsel mit seiner Gattin vom August 1788 bis Juni 1789.“ Herausgegeben von H. Düntzer und F. G. v. Herder. (Gießen 1859.)

Anhänger enttäuscht." Gervinus und Vilmar beziehen den Satyros auf Basedow, Riemer auf den abenteuerlichen Christoph Kauffmann; Th. Bergk dagegen spricht sich sehr entschieden dahin aus, daß im Waldteufel kein anderer als Heinse und zwar wie er leibt und lebt mit keckem, unübertrefflichem Humor geschildert sei; Hermes sei Fritz Jacobi, Eudora seine Gattin, Arsinoe und Psyche Jacobi's Schwestern Lene und Lotte. Das Stück gehöre deshalb auch nicht in das Jahr 1773, wie die Angabe in Goethe's Werken lautet, sondern es sei im Spätjahre 1774 nach der Rückkehr von der Rheinreise verfaßt [35]).

In dem mit den mannichfaltigsten Figuren belebten, „neueröffneten, moralisch-politischen Puppenspiele: Das Jahrmarktsfest zu Plundersweilern," das zugleich ein Abbild des großen bunten Lebensmarktes im Kleinen ist, sind ebenfalls viele persönliche Beziehungen verarbeitet. Goethe sagt davon: „Unter allen dort auftretenden Masken sind wirkliche, in jener (der von Goethe vorher geschilderten, in Gemeinschaft mit ihm Possen treibenden und einzelne Vorfälle dramatisirenden) Societät lebende Glieder, oder ihr wenigstens verbundene und einigermaßen bekannte Personen gemeint; aber der Sinn des Räthsels blieb den meisten verborgen, alle lachten und wenige wußten, daß ihnen ihre eigensten Eigenheiten zum Scherze dienten."

In seinem Uebermuthe ließ sich Goethe sogar dazu hinreißen, Wieland in der bei einer Flasche Burgunder in Einer Sitzung niedergeschriebenen Farce „Götter, Helden und Wieland" zu persifliren, weil er in den Noten zu seiner Shakespeare-Uebersetzung Manches an dem großen Briten zum Verdrusse Goethe's und aller jüngern Verehrer Shakespeare's gemäkelt und ferner sich dadurch „an den trefflichen Alten und ihrem höhern Style" versündigt hatte, daß er in der „Alceste" Helden und Halbgötter nach moderner Art gebildet. Auf den nicht sehr freundschaftlichen Rath von Lenz, dem er die Handschrift nach Strasburg geschickt, ließ Goethe diese kecke Improvisation sogar drucken, ein Unrecht, das er später bereute und durch einige versöhnliche und begütigende Worte, die er an Wieland richtete, wieder gut zu machen suchte. Goethe meint, er habe später erst eingesehen und erfahren, daß dies einer von Lenz' ersten Schritten gewesen, wodurch er ihm zu schaden und ihn beim Publicum in üblen Ruf zu setzen die Absicht gehabt. Indessen eine solche raffinirte Absicht ist denn doch wol Lenz kaum zuzutrauen. Aber wol gehörte Lenz zu jener Classe von Autoren, die, sich verkannt und zurückgesetzt haltend, an öffentlichen Skandalen und literarischen Zänkereien ihr Vergnügen haben und sie befördern, wie sie können, selbst zum offenbaren Schaden ihrer nächststehenden Freunde. Mit wie gutem, bei gereizten und namentlich teutschen Schriftstellern äußerst seltenem Takte Wieland die Sache behandelte, indem er die kleine Flugschrift „allen Liebhabern der pasquinischen Manier als ein Meisterstück von Persiflage und sophistischem Witze" im „Merkur" empfahl, ist bekannt; diese Empfehlung war die bitterste Strafe, die Goethe für seinen muthwilligen Streich treffen konnte.

Im Allgemeinen hatte Goethe ursprünglich bei allen diesen ausgelassenen Producten durchaus nicht die Absicht, sie drucken zu lassen; er ließ sie handschriftlich cursiren und zwar im nächsten Kreise, der sich dann aber immer mehr erweiterte. So war auch eine Abschrift von dem „Prolog zu Bahrdt's neuesten Offenbarungen" in die Hände von Bahrdt selbst gelangt. Auch dieser machte gute Miene zum bösen Spiel, besuchte Goethe von Gießen aus, zeigte sich scheinbar höflich und zutraulich, scherzte über den Prolog und wünschte ein freundliches Verhältniß. Die ausgelassensten und cynischsten von diesen Producten, die Goethe selbst als von „frecher Art" bezeichnet, sind gar nicht in die Oeffentlichkeit gekommen. Goethe selbst bemerkt: „sehr viele sind zerstoben und verloren gegangen, manche noch übrige lassen sich nicht wohl mittheilen." Einen Vorschmack davon geben uns aber wol die wenigen Fragmente, die aus der nach einem alten Puppenspiele entworfenen Posse: „Hanswursts Hochzeit," worin unter Anderem auch der sein betrügerisches Geschäft aufs Schnellste betreibende Nachdrucker Macklot schauerlich mitgenommen ward, in die Oeffentlichkeit gelangt sind. In seinen „Tag- und Jahresheften" bemerkt Goethe, daß letzteres Possenspiel heiter genug erschien, „weil die sämmtlichen teutschen Schimpfnamen in ihren Charakteren persönlich auftraten." Von dieser ausgelassenen Productionsweise endlich selbst übersättigt, wandte sich Goethe mit dem Beginne des Jahres 1774 wieder zu ernsteren Entwürfen und zur Darstellung tieferen Seelenlebens zurück.

Nachdem sich seine geliebte Schwester Cornelia mit dem jüngern Schlosser verheirathet hatte und mit ihm, der als Oberbeamter der Markgrafschaft Hochberg eine Anstellung in markgräflich badischen Diensten erhalten hatte, um die Mitte des Novembers 1773 nach Emmendingen abgereist war, folgte für Goethe eine stille, einsame Zeit, die aber für poetische Productionen günstig war. Im Frühlinge 1774 schrieb er das Trauerspiel „Clavigo," nachdem er an einem Gesellschaftsabende die vor Kurzem in die Oeffentlichkeit gelangte Denkschrift Beaumarchais' vorgelesen und seine liebenswürdige junge Freundin Anna Sibylla Münch ihn aufgefordert hatte, dieses Memoire in ein Schauspiel zu verwandeln. Daß ihm bei der Schilderung der Treulosigkeit Clavigo's, wie früher bei der Schilderung Weislingen's in „Götz," sein eigenes gegen Friederike begangenes Unrecht vorgeschwebt, daß er mithin auch dieses Stück sich zu einer Art „Buße" geschrieben hat, deutet er selbst an. Man kann „Clavigo" als eine Art Inprovisation betrachten; denn während er sich grade bei seinen dramatischen Producten sonst zum Nachdenken und allseitigen Ueberlegen Zeit nahm, warf er dieses Drama seiner Versicherung nach in der kurzen Frist von acht Tagen hin und während er mit der Veröffentlichung des „Götz" lange gezögert hatte, ließ er „Clavigo" schon im August im Drucke erscheinen. Wahrscheinlich mochte er sich der Hoffnung hingeben,

35) Vergl. Theodor Bergk's Schrift: „Acht Lieder von Goethe." (Freiburg 1859.)

das Stück werde beim Publicum dieselbe freundliche Aufnahme finden, die es im Kreise seiner frankfurter Freunde und Freundinnen und namentlich auch bei seiner oben genannten Freundin, die wol für Goethe eine gewisse Zärtlichkeit fühlte und ernstliche Absichten bei ihm voraussetzte, bei der Vorlesung gefunden hatte. Wie sehr mochte ihn daher Merck's warnender Zuruf überraschen: „Solch einen Quark mußt du mir nicht schreiben; das können die Andern auch." Es ist auch nicht zu leugnen, daß sich zwar in einzelnen Scenen und namentlich in der Zeichnung des Carlos die Hand eines mit seinem Stoffe spielenden Meisters, im Ganzen aber auch an vielfältigen Spuren die Flüchtigkeit verräth, womit es gearbeitet ist.

Langsamer und bedächtiger arbeitete er an seinem „Werther," dessen erste Conception bereits in den Sommer 1773 fällt. Zwar versichert Goethe selbst in „Dichtung und Wahrheit," er habe den Roman „ziemlich unbewußt, einem Nachtwandler ähnlich" und zwar in „vier Wochen" geschrieben, aber wie er hinzufügt, „nach langen und vielen Vorbereitungen." Goethe, wie es scheint, liebte es, von seiner ihm sicherlich eigenen genialen „Naturgabe," rasch zu produciren, dem Publicum die ungewöhnlichsten Vorstellungen beizubringen. „Gewöhnlich schrieb ich Alles zur frühesten Tageszeit," berichtet er in seiner Autobiographie, „aber auch Abends, ja tief in der Nacht, wenn Wein und Geselligkeit die Lebensgeister erhöhten, konnte man von mir fordern, was man wollte; es kam nur auf eine Gelegenheit an, die einigen Charakter hatte, so war ich bereit und fertig." Aber er rechnet die Vorarbeiten, die ihm wenigstens seine größern Erzeugnisse kosteten, nicht mit und mit Recht bemerkt Schaefer: „Wenn an Goethe's Bericht, Werther sei in vier Wochen geschrieben, in denen er sich völlig isolirt und sich die Besuche der Freunde verbeten habe, etwas Wahres ist, so ist es auf die Epoche der letzten Vollendung zu beschränken." Der Roman „Werther," obschon in der Stimmung und im Colorit durchaus eins, besteht doch aus verschiedenen Einzelnheiten, Episoden, eigenen Goethe'schen Briefen und Tagebuchsblättern, die je nach Bedürfniß des Augenblickes schon vorher meist niedergeschrieben waren, die er nun aber während jener vier Wochen zu einem Ganzen verband und überarbeitete. Er selbst schreibt am 15. Sept. an Kestner, er arbeite an einem Romane, aber es gehe „langsam;" und ihre Vollendung erhielt die Dichtung erst nach der Verheirathung der Maximiliane von La Roche im Februar und März des Jahres 1774. Auch ist J. W. Schaefer der Ansicht, daß wir in Lottens Verhältniß zu Albert an Maximiliane La Roche erinnert würden, die sich schon wenige Wochen nach ihrer Verheirathung mit Brentano nicht glücklich fühlte und nur noch im Umgange mit Goethe Trost und geistige Erhebung fand, ähnlich wie Lotte im Verkehre mit Werther. Ein anderes eheliches Verhältniß, das auch keine sehr glückliche Zukunft in Aussicht stellte, war das seiner eigenen Schwester an der Seite Schlosser's, was Alles zu der Auffassung, in welcher Goethe Werther's und Lottens Verhältniß darstellt, das Seinige beitragen mochte. Goethe's eigene Angabe, er habe gleich in der ersten Aufregung, in welche ihn die Trauerkunde von des jungen Jerusalem Tode versetzt, den Roman ausgearbeitet, ist nicht richtig; es liegt eine längere Zeit dazwischen. Auch ließ Goethe das Manuscript seines Romans noch sechs Monate liegen, ehe er es zum Druck beförderte, ja er beabsichtigte, den Roman von Grund aus noch einmal umzuarbeiten; aber Merck schalt ihn deshalb mit „derben Ausdrücken" und drängte zur Veröffentlichung.

Im October erschien „Werther" bei dem Buchhändler Weygand in Leipzig, welcher ihn um ein Manuscript ersucht hatte und ihm ein Honorar zahlte, das doch, wie Goethe selbst bemerkt, nicht ganz durch die Schulden verschlungen wurde, die Goethe um des „Götz" willen gemacht hatte. Die Wirkung des Buches, bemerkt Goethe, „war groß, ja ungeheuer, und vorzüglich deshalb, weil es in die rechte Zeit traf." Das bezeugen die zahlreichen Nachdrucke, die überall aufschossen, die vielen Nachbildungen, Parodien und Travestien (worunter die philisterhafte Travestie Nicolai's „Die Freuden des jungen Werther," den Goethe dafür in einem kleinen Spottgedichte „Nicolai auf Werther's Grabe" persiflirte, „welches sich jedoch nicht mittheilen läßt"[36]) und das nicht übel gerathene Bänkelsängerlied: „Eine entsetzliche Mordgeschichte von dem jungen Werther" von H. G. von Bretschneider, einem Freunde Nicolai's) wie die zahlreichen Uebersetzungen in fremde Sprachen[37]).

Empfindlicher als alle Parodien und Angriffe auf den sittlichen oder ästhetischen Werth des Romans, dem man fälschlich vorwarf, eine tendenziöse Apologie des Selbstmordes zu sein, trafen Goethe's Herz die Misverständnisse, in die er durch ihn mit dem Kestner'schen Ehepaare gerieth. Auch nach der Verheirathung Kestner's mit Charlotte Buff war der Briefwechsel mit der frühern Herzlichkeit fortgesetzt worden und Goethe hatte daher nichts Eiligeres zu thun, als das erste oder eins der ersten Exemplare des „Werther," die er von Leipzig erhalten hatte, ihnen zuzuschicken, in Begleitung eines Schreibens, worin es unter Anderem heißt: „Du sollst's haben, Lotte, ich hab' es hundertmal geküßt, ich hab's weggeschlossen, daß es niemand berühre." Aber die Kestner'schen Eheleute, namentlich der Gatte, fühlten sich von der Art und Weise, wie hier, ihrer Ansicht nach, Goethe sie hingestellt hatte, aufs Tiefste verletzt. Man werde, schrieb Kestner an Goethe, in Werther's Lotte sein Weib finden, in der Lotte, an der er doch so Manches zu tadeln habe; und „das elende Geschöpf von einem Albert" solle nun gar ihn darstellen. Goethe erwidert sofort: „Es ist geschehen, verzeiht mir, wenn Ihr könnt," und ferner: „Könntet Ihr den tausendsten Theil fühlen,

36) Von einer andern Spottdichtung auf Nicolai, die er in Form eines prosaischen Dialogs zwischen Lotte und Werther verfaßt habe, spricht Goethe in „Dichtung und Wahrheit." Die Originalschrift ist, wie Goethe mittheilt, verloren, eine Abschrift davon aber nicht angefertigt worden, was um so mehr zu bedauern, da Goethe selbst gesteht, daß er für dieses Product eine besondere Vorliebe gehabt habe.

37) Die neueste Zusammenstellung der Werther-Literatur findet man in J. W. Appell's fleißig zusammengestellter Schrift: „Werther und seine Zeit." (Leipzig 1855.)

was Werther tausend Herzen ist, Ihr würdet die Unkosten nicht berechnen, die Ihr dazu hergegeben habt ... Ihr fühlt ihn nicht, Ihr fühlt nur mich und Euch und was Ihr angeklebt heißt — und troz Euch und Andern eingewoben ist." Kestner besonders sucht er mit den Worten zu beschwichtigen: „Wenn ich noch lebe, so bist Du's, dem ichs danke — bist also nicht Albert!" Wie viel Anderes hätte Goethe noch zu seiner Entschuldigung anführen können! Wie viel verschiedene persönliche Verhältnisse hatte er nicht in „Werther" in einander gemischt! Wie viel Alberts gab es nicht in seiner nächsten Nähe, die ihm vorgeschwebt haben konnten! Wie viel Züge hatte er nicht zu der Zeichnung der Lotte auch von andern weiblichen Personen hergenommen! Wie wenig paßt von den Ereignissen des zweiten Theils des Romans auf seine eigene Existenz in Wetzlar und wie viel kleiner hatte er sich selbst überhaupt in der Person des Werther hingestellt, als er im Leben war und sich auch in Wetzlar bewiesen hatte[38]).

Kestner gab sich dann auch allmälig zur Ruhe und schon nach wenig Wochen schrieb er an seinen Freund Hennings: „Ich bin geneigt, ihm zu verzeihen; doch soll er es nicht wissen, damit er sich künftig in Acht nimmt. Lottens Portrait ist im Ganzen das von meiner Frau; Albert hätte ein wenig wärmer sein mögen. Der zweite Theil geht uns gar Nichts an." Aber eine gewisse Abkühlung des freundschaftlichen Verhältnisses war einmal eingetreten; man wechselte zwar noch Briefe bis zu Kestner's im J. 1800 erfolgten Tode, aber seltener und nicht mit derselben Herzlichkeit im Tone wie früher, obschon Goethe dem Kestner'schen Ehepaare fortdauernd die wärmste Theilnahme zollte und ihr unter andern die herzlichsten Worte widmete, als Kestner an seinem Vermögen beträchtliche Einbuße erlitten hatte. Noch einmal sah er seine Jugendgeliebte, Hofräthin Kestner, zwölf Jahre vor deren Tode, 1826, als sie nach Weimar gekommen war, um ihre daselbst verheirathete Schwester zu besuchen und er ließ es an Aufmerksamkeiten gegen sie nicht fehlen.

Um diese Zeit war übrigens Goethe's Geist so reich an den großartigsten dichterischen Plänen und Entwürfen wie selbst späterhin kaum je wieder. Es waren meist Aufgaben, an die sich die tiefsten metaphysischen und religiösen Fragen der Menschheit knüpfen. Gleichzeitig beschäftigten ihn, außer dem Plane zu einem „Cäsar," den er aber bald wieder fallen ließ, Faust, Mahomet, der ewige Jude und Prometheus. Von dem Faust waren einige der in den ältesten Drucken bekannt gewordenen Hauptscenen, wie z. B. der erste Monolog, Faust's Gespräch mit Mephistopheles und ein Theil der Scenen mit Gretchen wahrscheinlich bereits in diesem Jahre vollendet. Ueber die Pläne zum Mahomet, Ahasver und Prometheus berichtet er selbst in „Dichtung und Wahrheit," sodaß wir wenigstens in die Idee, die ihm bei diesen Plänen vorschwebte, einen Einblick haben. Aus diesen merkwürdigen Mittheilungen Goethe's und aus einigen mit jenen Plänen zusammenhängenden Fragmenten und lyrischen Ergüssen kann man schließen, was diese Dichtungen geworden sein würden, wenn er sie nach ihrer ganzen Anlage vollendet hätte und man kann nur bedauern, daß dies nicht geschehen ist, indem der Strudel der neuen Lebensverhältnisse, in den er sich durch seine bald darauf erfolgte Uebersiedelung nach Weimar versetzt sah, ihn diesen großartigen Plänen untreu machte. Von dem Mahomet hat sich nur die in Prosa geschriebene Eingangsscene und die unter der Ueberschrift „Mahomet's Gesang" bekannte Hymne erhalten. Letztere erschien schon in dem „Göttinger Musenalmanach" auf das J. 1774 als Wechselgesang zwischen Ali und Fatima. Goethe hatte sich zu dieser Dichtung durch Studien des Koran, den er stellenweise sogar übersetzt zu haben versichert, aufs Sorgfältigste vorbereitet. Von dem Ewigen Juden haben sich einige Bruchstücke erhalten, welche die von Goethe schon damals eingenommene oppositionelle Stellung gegen das klericale Christenthum darthun. Weiter gedieh seine Bearbeitung der Mythe des Prometheus, mit dessen titanischem Trachten, der Menschenschöpfung des Zeus seine eigene gegenüber zu stellen und sich von jeder Autorität, auch der des höchsten Gottes, frei zu machen, er das seinige in gewissem Grade verwandt fühlen mochte. Die zwei vorhandenen Acte bilden ein Ganzes, doch deutet der Dichter selbst am Schlusse des ersten Abdruckes (1830) an, daß er eine Fortsetzung beabsichtigt habe. Der um dieselbe Zeit gedichtete und unter die lyrischen Gedichte aufgenommene Monolog des Prometheus, welcher, um mit Schaefer zu sprechen, „die Hauptgedanken des Prometheischen Krafttrotzes energisch zusammenfaßt," sollte nach Goethe's, von Schaefer übrigens Goethe zum Trotz bestrittener Angabe, den Anfang eines dritten Actes bilden[39]). Ueber die Entstehung des „Prometheus" bemerkt Goethe in „Dichtung und Wahrheit" unter Anderem: „Ich fühlte recht gut, daß sich etwas Bedeutendes nur produciren lasse, wenn man sich isolirt. Meine Sachen, die so viel Beifall gefunden hatten, waren Kinder der Einsamkeit .... Indem ich nun hierbei die Hilfe der Menschen abzulehnen, ja auszuschließen hatte, so sonderte ich mich, nach Prometheischer Weise, auch von den Göttern ab, um so natürlicher, als bei meinem Charakter und meiner Denkweise Eine Gesinnung jederzeit die übrigen verschlang und abstieß." Hatte ein tieferes Studium Spinoza's wesentlich dazu beigetragen, ihm diese Richtung auf Erörterung metaphysischer Fragen

---

38) Wichtig für das Verhältniß zwischen Goethe, Kestner und Lotte und für diese Wertherperiode Goethe's überhaupt ist die Schrift: „Goethe und Werther. Briefe Goethe's, meistens aus seiner Jugendzeit, mit erläuternden Documenten." Herausgegeben von A. Kestner. (Stuttgart 1854. Zweite Aufl.) Sehr beachtenswerth ist auch die von A. Kestner, einem Sohne der Lotte Kestner, geschriebene Einleitung. Beigegeben ist u. A. ein Portrait Lottens und der verhängnißvolle Brief Jerusalem's wie Goethe's Abschiedsbrief an Lotte in Facsimile. Vergl. über diesen Briefwechsel die Aufsätze von B. R. Abeken in Nr. 43 u. 48 der „Blätter für literarische Unterhaltung" (1854) und über die 2. Aufl. in Nr. 16 (1855).

39) Vergl. hierzu Düntzer's Schrift: „Goethe's Prometheus und Pandora" (1850).

zu geben, so gewann er bei deren formeller Behandlung immer mehr Einsicht in die Geheimnisse des künstlerischen Schaffens und, den philisterhaften Impulsen der Welt gegenüber, künstlerischen Selbstbewußtseins; tief empfand er namentlich das schmerzliche Misverhältniß zwischen dem, was das künstlerische Genie der Welt spendet und dem, was es von ihr zurückzuerhalten pflegt und so entstanden damals die Gedichte „Künstlers Morgen- und Abendlied," „Kenner und Künstler," „Künstler und Enthusiast," das kleine dramatische Gedicht „Künstlers Erdenwallen" u. s. w. Rechnet man hierzu die andern kleinen, aber vorzüglichen Sachen, welche (z. B. „Der König von Thule") um diese Zeit entstanden, so wird man sagen müssen, daß die Productivität, die Goethe damals entwickelte, eine wahrhaft erstaunenswerthe, das gewöhnliche menschliche Maß übersteigende war.

Goethe war schon jetzt und noch vor dem Erscheinen des „Werther" der Mann des Tages und Mittelpunkt der interessantesten persönlichen Beziehungen. Die berühmtesten Männer bemühten sich um seine persönliche Bekanntschaft und von Allen, welcher Richtung sie auch angehörten, lernte er immer in seiner Weise. Mit Lavater und Basedow fand er sich im Sommer auf jener Rheinreise zusammen, auf welcher er das ergötzliche Gedicht „Diner zu Coblenz" verfaßte, in dem er sich selbst als das „Weltkind" zwischen den beiden „Propheten" schildert. Von Lavater's Standpunkte hatte er sich zwar bereits mehr und mehr entfernt, aber die ganze Persönlichkeit und die Ueberzeugungstreue des Mannes zogen ihn doch unendlich an, während ihn Basedow zwar unterhielt, aber durch sein cynisches Betragen persönlich abstieß. Bei Friedrich Jacobi, dessen Gattin Betty, wie dessen Schwester Charlotte und liebenswürdige Tante Johanne Fahlmer er schon 1773 in Frankfurt kennen gelernt hatte, weilte er in Pempelfort, aufs Gastlichste aufgenommen, längere Zeit und verkehrte hier auch mit Wilhelm Heinse. Die Briefe beider Männer beweisen, welche fesselnde Gewalt Goethe über die Herzen der Menschen damals ausübte. „Ich kenne keinen Menschen in der ganzen gelehrten Geschichte," schreibt Heinse, „der in solcher Jugend so rund und voll von eigenem Genie gewesen wäre." Jacobi schreibt an Frau von La Roche: „Goethe ist der Mann, dessen mein Herz bedurfte, der das ganze Liebesfeuer meiner Seele aushalten, ausdauern kann. Mein Charakter wird nun erst seine recht eigenthümliche Festigkeit erhalten ..... Der Mann ist selbständig vom Scheitel bis zur Fußsohle." Mit größter Zärtlichkeit drückte sich auch Goethe, der in den ersten Augusttagen nach Frankfurt zurückgekehrt war, in seinem Briefe vom 13. Aug. gegen Jacobi aus, doch muß man dabei immer etwas der überschwänglichen Ausdrucksweise, die überhaupt damals Brauch war, auf Rechnung schreiben. Selbst der Patriarch der teutschen Dichtung, der Sänger der Messiade, Klopstock, verschmähte es nicht, sich in Goethe's väterlichem Hause gastfreundlich aufnehmen zu lassen, als er, der Einladung des Markgrafen Karl Friedrich von Baden folgend, über Frankfurt nach Karlsruhe reiste. Bei der Stellung, welche Klopstock damals in der literarischen Welt einnahm, bei der Verschiedenheit ihres Alters und ihrer Richtung in vaterländischen und namentlich religiösen Fragen, konnte es jedoch, wie sehr Goethe den Messiasdichter auch verehrte, zu einer innigern Annäherung zwischen beiden Dichtern nicht kommen. Doch begleitete Goethe Klopstock auch auf mehren Ausflügen, z. B. nach Darmstadt, auch noch eine Strecke auf seiner Weiterreise nach Karlsruhe. Das von Goethe selbst berichtete Zusammentreffen mit Klopstock in Karlsruhe stellt Schaefer in Abrede. Alle diese Bekanntschaften, zu denen auch die mit Klinger, mit Zimmermann und Salis gehört, haben Goethe zu den interessantesten Mittheilungen in „Dichtung und Wahrheit" Anlaß gegeben.

Entscheidend für das ganze Leben Goethe's sollte seine persönliche Begegnung mit den beiden weimarischen Prinzen Karl August und Constantin werden. Knebel, der als Erzieher des erstern neben dem Prinzenhofmeister Grafen von Görtz beide Prinzen auf einer Reise in die Rheingegenden und nach Frankreich begleitete, erschien am 11. Dec. bei Goethe und eröffnete ihm den Wunsch der Prinzen, seine Bekanntschaft zu machen. Goethe ließ sich ihnen vorstellen und der Umstand, daß grade der erste Band von Möser's „Patriotischen Phantasien" auf dem Tische lag, gab Goethe Gelegenheit, sich in einer Weise auch über praktische Fragen zu äußern, die für ihn das günstigste Vorurtheil erweckte[40]). Auch

40) August Diezmann theilt in seinem „Weimar-Album" (Leipzig 1859.) eine Reihe von bis dahin noch ungedruckten Briefen Siegmund's von Seckendorff mit, aus denen mit fast unumstößlicher Gewißheit hervorzugehen scheint, daß die Stellung, welche Goethe in Weimar einnahm, zuerst dem eben Genannten zugedacht war. Diezmann bemerkt über Karl August's Verhältniß zu Seckendorff: „Als Prinz schon hatte er sich den Freiherrn Siegmund von Seckendorff ersehen, der, 1744 in Erlangen geboren, von 1761 bis 1769 in sardinischen Militairdiensten gestanden und dieselben als Oberstlieutenant verlassen hatte. Bald nach seiner Rückkehr nach Teutschland lernte ihn Karl August kennen, dem er so wohl gefiel, daß er mit ihm über seinen Eintritt in den weimarischen Staatsdienst verhandelte und ihm das Versprechen abnahm, nach seinem (Karl August's) Regierungsantritte nach Weimar zu kommen. In die Zwischenzeit fällt aber der Beginn der Bekanntschaft des jungen Herzogs mit Goethe, der ihn noch mehr fesselte und den er um so lieber für seinen Dienst zu gewinnen wünschte, da sich ein vertraulich freundschaftliches Verhältniß zwischen ihm und dem Dichter bildete." Aus diesem eigenthümlichen Verhältnisse sei nun, da Goethe sich nicht sogleich zu der Annahme eines wichtigen Amtes in Weimar zu entschließen vermocht habe, ein ziemlich lange dauerndes Provisorium entstanden, „das Allen unbehaglich und lästig war." Seckendorff schreibt u. A. aus Weimar am 16. Jan. 1776: „Ich habe schon das Vergnügen gehabt, in meinem letzten Briefe Dir zu melden, daß die großen Unterhandlungen meinetwegen endlich dahin geführt haben, mich zum Kammerherrn zu machen; heute setze ich hinzu, daß der Herzog, dem ich ein Schreiben wegen der andern noch nicht erfüllten Bedingungen übergeben, mir zu wissen that, er werde 500 Thaler jährlich aus seiner Chatoulle mir zahlen lassen zu den 600, die mir als Kammerherrn zukommen. Was den Titel eines Geheimen Legationsraths betreffe, den man mir neben dem eines Kammerherrn geben sollte, so sei dies von ihm vergessen worden, und er bitte mich, ihm zu verzeihen und nicht darauf zu bestehen, weil es ihm in Verlegenheit Andern gegenüber bringen würde, die eben denselben oder einen ähnlichen Titel verlangten." Obschon hier Goethe, wahrscheinlich absichtlich, nicht genannt ist, so liegen doch die Beziehungen auf ihn nahe.

Knebel zeigte sich von dem jungen Dichter, „dem besten der Menschen," „dem liebenswürdigsten auf der Welt," ganz hingerissen. In den Tagen vom 13. bis 15. Dec. traf Goethe noch einmal mit dem Prinzen in Mainz zusammen und benutzte diese Zeit, mit Wieland durch einen an denselben gerichteten und von diesem freundlich erwiderten Gruß ein besseres Verhältniß herzustellen. Goethe's Vater, der stolze Reichsstädter, wollte freilich von diesen Beziehungen zu dem Prinzen nicht viel wissen und erwartete davon nichts besonders Ersprießliches für seinen Sohn; er suchte ihm fürstliche Freundschaften mit Dichtern verdächtig zu machen und verwies dabei besonders auf Friedrich's des Großen skandalöses Zerwürfniß mit Voltaire. Am liebsten hätte er wol seinen Sohn in seiner Nähe, wo möglich in Frankfurt selbst behalten. Auch sah er seinem inzwischen berühmt gewordenen Sohne jetzt Alles nach, selbst dessen Leichtgläubigkeit und mildthätigen Sinn, womit er an solche, welche sein Mitleidsgefühl zu erregen wußten, oft über sein Verhältniß Geld lieh und zu diesem Zwecke von begüterten Freunden, mit denen er darüber „in das unangenehmste Verhältniß" gerieth, borgen mußte.

Grade an dem ersten jener Tage, welche Goethe in Mainz zubrachte, am 13. Dec., verschied seine von ihm so innig verehrte Freundin von Klettenberg, ihrem Glauben treu bis zum letzten Hauche. Ueber seinen Aufenthalt in Mainz und über diesen Todesfall schrieb Goethe am 22. Dec. an Sophie von La Roche: „Ich war in Mainz! Dahin nachgereist Wieland's Prinzen, das ein trefflicher Mensch ist. Ich hab von da aus Wielanden geschrieben, es fiel mir so ein, hab auch eine Antwort erhalten, wie ich sie vorfühlte. Das ist was verfluchtes, daß ich anfange mich mit niemand mehr miszuverstehen ..... Meine Klettenberg ist todt, ehe ich eine Ahnung einer gefährlichen Krankheit von ihr hatte. Gestorben, begraben in meiner Abwesenheit, die mir so lieb, so viel war" [41]).

Friederike Brion war für ihn verloren, Charlotte Buff wie Maximiliane La Roche und seine eigene Schwester verheirathet, Fräulein von Klettenberg todt; aber es war ein Grundbedürfniß in der Goethe'schen Natur, sich einem weiblichen Wesen anzuschließen und durch weiblichen Umgang und Einfluß poetisch angeregt zu werden. Einen solchen Gegenstand fand er in Elisabeth (Lili) Schönemann, deren Mutter das Bankiergeschäft ihres Mannes nach dessen Tode fortsetzte und ein glänzendes Haus machte. Es kam bis zur Verlobung und unter dem Einflusse dieses Verhältnisses wurden die Singspiele „Erwin und Elmire," aus Goldsmith's „liebenswürdiger, im „Landprediger von Wakefield" eingefügter Romanze entstanden" und „Claudia von Villabella," auch mehre kleinere tief gefühlte lyrische Sachen wie „Neue Liebe, neues Leben" und „An Belinde" gedichtet. Eine kleine dramatische Improvisation „Sie kommt nicht!" zu welcher Goethe durch das Ausbleiben Lili's bei einer Festlichkeit angeregt wurde, ist verloren gegangen.

In das Frühjahr 1775 fällt „Stella," ein „Schauspiel für Liebende," wie er es nannte, gegen das aber, wie gegen „Werther," nur in verstärktem Grade und mit größerem Rechte, Anstände vom sittlichen Gesichtspunkte erhoben wurden. Denn am Schlusse des Stückes, wie es ursprünglich war, erklären sich beide Frauen bereit, sich in den Besitz Fernando's zu theilen, durch welche allerdings höchst seltsame Lösung des Conflictes Goethe sich den Vorwurf zuzog, der Bigamie das Wort geredet zu haben. Er änderte daher später den Schluß des an falscher Empfindsamkeit leidenden und auch sonst schwächlichen Werkes dahin um, daß Fernando sich durch einen Pistolenschuß tödtet, allerdings das bequemste Mittel, den Verwickelungen ein Ende zu machen, welche Fernando's Selbstsucht und seine Charakterlosigkeit herbeigeführt haben. Eine peinliche Verlegenheit bereitete ihm das Erscheinen einer Farce „Prometheus, Deukalion und seine Recensenten," welche gegen die Ankläger des „Werther" gerichtet und worin auch Wieland, mit dem er sich eben ausgesöhnt hatte und der ihm befreundete Jacobi nicht geschont waren. Die Hans Sachs'sche Manier, in welcher Goethe seine satyrischen Fastnachtsspiele geschrieben, war darin mit Glück und bis zur Täuschung nachgeahmt, weshalb man die Posse für ein von Goethe verfaßtes oder doch mitverfaßtes und unter seinem unmittelbaren Einflusse entstandenes Werk hielt, eine fälschliche Annahme, die sich noch bis in die neueste Zeit bei Manchen erhalten hat. Goethe ließ daher am 9. April eine Erklärung drucken, die er auch an Knebel nach Weimar schickte, worin er versicherte, daß ohne sein Zuthun und ohne sein Wissen Heinrich Leopold Wagner die Posse verfaßt und zum Druck befördert habe. Ueber den Verfasser einer im August erschienenen satyrischen Gegenschrift, „Menschen, Thiere und Goethe," ist nichts Näheres bekannt geworden [42]).

Im Mai erhielt Goethe, der besonders durch einzelne Beiträge zu Boie's Musenalmanach mit dem göttinger Dichterkreise in freundliche Beziehungen gekommen war, einen Besuch von den beiden Grafen Stolberg, die zwar im Gasthofe wohnten, aber fast tägliche Gäste am Tische des Goethe'schen Hauses waren. Von ihnen spielte namentlich Leopold Friedrich damals den Genialen und dabei, trotz seines adelsstolzen Benehmens, den Naturmenschen und den Tyrannenhasser. Goethe's Mutter ließ sich gefallen, daß die beiden Grafen sie als „Frau Aja" begrüßten, ein Beiname, der sich später auch in weimarischen Hofkreisen erhielt und ging auch sonst willig in ihre oft ziemlich ausgelassenen Jugendscherze ein; als sie aber einmal nach reichlich genossenem Weine ihrem Tyrannenhasse in etwas ungebührlicher und dem Vater Goethe anstößiger Weise Luft machten, rief sie, indem sie den gräflichen Gästen vom besten Jahrgange ihres

41) Vergl. in der Schrift von Ludmilla Assing: „Sophie von La Roche, die Freundin Wieland's" (Berlin 1859.) die im Anhange mitgetheilten, bisher ungedruckten Briefe Goethe's an Sophie von La Roche.

42) Diese Gegenschrift wie die Wagner'sche Posse findet man in Düntzer's „Studien zu Goethe's Werken" abgedruckt.

Weinvorrathes bot, halb scherzhaft, halb verweisend: „Hier ist das wahre Tyrannenblut! Daran ergötzt euch, aber alle Mordgedanken laßt mir aus dem Hause!" Goethe schloß sich ihnen und ihrem Freunde, dem Grafen Haugwitz, als Reisegefährte zunächst auf einigen Ausflügen nach Darmstadt, sodann auf einer längern Reise über Manheim und Karlsruhe nach der Schweiz an. Schon in Darmstadt und Manheim zeigte sich manche Differenz in Bezug auf sittliche Begriffe und Betragen. Goethe konnte zwar übermüthig sein, aber er beobachtete dabei immer eine gewisse Grenze des Schicklichen und Wohlanständigen und alle Excentricitäten, die ihm gemacht und erkünstelt schienen, waren ihm verhaßt. In Darmstadt hatten die Grafen durch öffentliches Baden Anstoß gegeben; bei einem Trinkgelage im Gasthofe zu Manheim schleuderte Friedrich Leopold das Glas, aus dem er auf das Wohl seiner „Selinde" getrunken, an die Wand und nöthigte so die Uebrigen, das Gleiche zu thun; in Karlsruhe aber konnten sich die beiden übermüthigen Junker nicht enthalten, selbst die Markgräfin in bedenklicher Weise zu necken. Goethe suchte sich diesem Treiben seiner Reisegenossen zu entziehen, indem er in Karlsruhe, wo sich auch Karl August und Louise befanden und wiederholt die Hoffnung auf baldiges Wiedersehen in Weimar aussprachen, unter geeignetem Vorwande längere Zeit verweilte, während die Gefährten in die Schweiz vorausreisten [43]). Auch seinen Schwager Schlosser in Emmendingen besuchte Goethe, doch erhielt er hier nur trübe Eindrücke, da die beiden Gatten freudenlos neben einander hinlebten und die anderweitigen gesellschaftlichen Verhältnisse des kleinen Wohnortes der Schwester keinerlei Ersatz für das im Hause fehlende Glück bieten konnten.

In Zürich traf er mit seinen gräflichen Reisegenossen wieder zusammen; aber Goethe zog es bei dem immer schärfer hervortretenden Gegensatze der Ansichten und Gewohnheiten vor, getrennt von ihnen zu wohnen. Dagegen verkehrte Goethe um so inniger mit Lavater, dem er bei seinen „Physiognomischen Fragmenten," welche um die Zeit nahezu im Drucke vollendet waren, die tüchtigste Beihilfe geleistet hatte [44]). Auch dem ehrwürdigen, fast 80jährigen Bodmer stattete Goethe in dessen herrlich auf einer Anhöhe gelegenen Wohnung einen Besuch ab. In Gesellschaft seines Landsmannes und Freundes Passavant, später reformirten Predigers in Frankfurt, trat er nun seine Alpenreise an, die ihn tiefer in die Schweiz führte, während die Grafen Stolberg in Zürich zurückblieben, um hier noch eine Zeit lang ihr loses Treiben und namentlich zum Verdruß der ehrbaren Züricher ihr Baden im offenen See fortzusetzen. Goethe gelangte in Gesellschaft seines neuen Reisegefährten über Maria Einsiedeln am 16. Juni nach Schwyz, erstieg den Rigi bis zum Wirthshause und setzte dann die Reise über den Vierwaldstätter See nach dem St. Gotthardspasse fort, von dessen Höhe er (den 22. Juni) sehnsüchtig in das Thal hinabschaute, durch das die Straße nach Italien führt. Aber den Vorschlag Passavant's, die Reise nach dem schönen Süden fortzusetzen, wies er zurück, da die Sehnsucht nach Lili, die grade in diesem Augenblicke durch ein ihm von ihr geschenktes, am Halse getragenes goldenes Herzchen lebhafter als je geweckt wurde, stärker war als die nach Italien. Er trat den Rückweg an, der ihn wieder über den Vierwaldstätter See, Küßnacht und Zug und von da durch das Silthal abermals nach Zürich führte. Von hier stattete er seinem lieben Strasburg, wo er die „dritte Wallfahrt nach Erwin's Grabe" schrieb und mit den ältern Freunden Salzmann und Lenz zusammentraf, einen Besuch ab und am 25. Juli war er wieder in Frankfurt.

Schon vor seiner schweizer Reise waren am Himmel seiner Liebe manche düstere Wolken aufgezogen. Im Goethe'schen Hause scheint Lili keineswegs eine persona grata gewesen zu sein; Goethe's Vater nannte sie eine „Staatsdame" und Goethe's Schwester eiferte gegen die Verbindung mündlich und schriftlich und mit besonderem Nachdrucke that sie dies bei ihres Bruders Besuche in Emmendingen. Goethe hebt einmal als Grund seiner spätern Trennung die sehr prosaische Ansicht hervor, „daß junge Gatten sich keine Honigmonate versprechen dürfen, wenn sie nicht mit genugsamen Mitteln versehen seien." Lili putzte sich gern, wie es scheint, und liebte es, sich von jungen Männern den Hof machen zu lassen. Aber Niemand kann ihr etwas Begründetes vorwerfen; sie hat sich später ebenso vortrefflich als Gattin wie als Mutter gezeigt und sehr mit Unrecht ist sie von Lewes in ein falsches Licht gestellt worden. Goethe selbst nennt sie einmal die „Mäßige, Liebe, Verständige, Schöne, Tüchtige, sich immer Gleiche, Neigungsvolle und Leidenschaftslose." Sie liebte in Goethe vielleicht mehr den Menschen als den Dichter, während den Wünschen ihrer Mutter die Partie mit Goethe nicht ganz entsprechen mochte. Ihr Hauswesen war auf den Schein eingerichtet, glänzend nach Außen; die Grundlagen waren hohl, wie auch der bald nachher erfolgte Zusammenbruch des Hauses deutlich genug bewies. Die Goethe'sche Familie war wohlhabend, aber nach frankfurter Maßstabe nicht reich. Der noch lebende frankfurter Buchhändler Jügel, der sich mit einer Nichte Lili's, mit Marie Schönemann vermählt und daher die beste Gelegenheit hatte, die Familienpapiere einzusehen, deutet diese Abneigung der Mutter Lili's gegen die projectirte Heirath an, wenn er bemerkt, daß in diesen Papieren Goethe (der „berühmte Goethe," wie es an der betreffenden Stelle heißt) „zwar ein Mann von großem Genie, einnehmender Liebenswürdigkeit und eigenthümlicher Originalität" genannt werde, daß es dann aber weiter heiße, die Mutter „als eine praktische, in Allem sich Rechenschaft gebende Frau, habe bald die Ueberzeugung gewonnen, daß Goethe, ungeachtet seines

43) So berichtet W. von Bippen in seinen „Eutiner Skizzen" (Weimar 1859.) in dem den Grafen Friedrich Leopold von Stolberg betreffenden Abschnitte; nach J. W. Schaefer trennte sich Goethe erst in Strasburg auf eine Zeit von seinen Gefährten, „um einen Seitenweg einzuschlagen."

44) Die von Goethe herrührenden Zusätze und Abschnitte findet man in Hirzel's „Fragmenten aus einer Goethebibliothek" S. 11 fg. verzeichnet. Von Goethe sind u. A. die Abschnitte, welche von dem Geschlechtsunterschiede der Menschen von den Thieren und von Thierschädeln handeln.

Geistes und seiner glanzvollen Eigenschaften nicht der Mann gewesen sei, der das Glück ihrer Tochter hätte begründen können"[45]).

Es fehlte mithin von beiden Seiten nicht an Quellen zu Misverständnissen und Zerwürfnissen; doch ließen sich dadurch die beiden Liebesleute nicht irre machen; die Erinnerung an Lili begleitete den Dichter auf der ganzen schweizer Reise und war, wie oben mitgetheilt, sogar die Ursache, daß er seinen Weg nicht weiter nach Süden verfolgte. Sie erklärte, mit ihrem Verlobten, wenn es sein müßte, selbst nach Amerika zu gehen und mit welcher Leidenschaft er ihr zugethan war, das beweisen seine Briefe an Auguste Stolberg, die von den glühendsten, freilich auch mit quälerischen eifersüchtigen Aufwallungen abwechselnden Empfindungen fast im Uebermaße erfüllt sind. Und zur Eifersucht scheint ihm der Schwarm männlicher Besucher, welcher namentlich zur Meßzeit das Schönemann'sche Haus füllte, Anlaß genug gegeben zu haben und aus dem Verdrusse hierüber ging auch sein bekanntes Gedicht „Lili's Park" hervor. Es ist immer schlimm, wenn einem Dichter seine Geliebte zu einem solchen Gedichte nur Anlaß gibt. Im August verkehrten beide noch aufs Innigste, er begleitete sie ins Freie, schrieb auf ihrem Zimmer seine Briefe, dichtete an sie die Lieder: „Herz, mein Herz, was soll das geben?" und „Warum ziehst du mich unwiderstehlich;" aber gegen die Mitte des September traten ernstliche Verstimmungen ein. Die Liebenden schmollten mit einander; er fand ihren wenn auch noch so unschuldigen Umgang mit so vielen jungen Männern lästig und unpassend und sie seine Eifersucht lächerlich. Hierin wird man die Hauptursache der nun bald erfolgenden Trennung zu suchen haben. Goethe war gewohnt, seine Liebesverhältnisse mit zu dichten und seine Empfindungen zu einer schwindelnden Höhe zu steigern; aber wie er selbst im hohen Alter im vierten Bande von „Dichtung und Wahrheit" sagt: „Auf dem Gipfel der Zustände hält man sich nicht lange," d. h. auf zu unnatürliche Anspannung folgt naturgemäß Abspannung, auf einen revolutionairen Zustand der Empfindungen nothwendig eine Reaction. Schon im September sieht er Lili, ohne mit ihr ein Wort zu reden; er drückt gegen Auguste von Stolberg bereits den Wunsch aus, ein so drückendes Verhältniß los zu sein, aber doch zittert er vor dem Augenblicke, wo sie ihm „gleichgültig," er „hoffnungslos" werden könne. Aber bereits am 8. Oct. schreibt er, sein Herz sei weder warm noch kalt; die Liebe war also erloschen. Auch Schwester Cornelia ließ nicht ab, in „schmerzlich-mächtigen" Briefen Mistrauen gegen Lili in Goethe's Herz zu säen und auf Auflösung des Verhältnisses zu dringen. Hierzu kam Goethe's bekannte Abneigung gegen die Ehe, die noch dadurch wesentlich vermehrt wurde, daß er in den ihm nächsten Kreisen so viele unglückliche, freudenlose Ehen zu beobachten Gelegenheit hatte. Es war ihm nur um die Liebe als eine seine poetische Zeugungskraft befruchtende und anregende Leidenschaft, nicht um die Ehe zu thun. In dieser ihm natürlichen Antipathie gegen die Ehe, die er erst spät und zum Theil in Folge äußerer Umstände und Rücksichten überwand und in der schon angegebenen Entfremdung der Gemüther wird man viel mehr den Grund zu der Auflösung des Verhältnisses zu suchen haben als in dem von Goethe selbst angegebenen, spießbürgerlichen Motiv, daß „Mangel an Mitteln" die „Honigmonate" stören könnte. Man muß alle diese Umstände in Betracht ziehen, um Goethe einigermaßen zu entschuldigen, weil man ihn sonst leicht der Flatterhaftigkeit, auch wol der berechnenden Selbstsucht zeihen, ihn sogar im Verdachte haben könnte, daß er bei seiner in Aussicht stehenden Uebersiedelung nach Weimar anfing, das Verhältniß mit Lili als eine Last zu betrachten, die er loszuwerden wünschte. Jedenfalls hatte ihm Lili mehr Anlaß oder doch Vorwand zum Bruche gegeben als Friederike Brion. Uebrigens hatte dies Verhältniß zu Lili für Goethe wenigstens den Erfolg, daß sie ihm einen neuen Zustand kennen lehrte, den Bräutigamszustand, über den er in „Dichtung und Wahrheit" einige schöne Bemerkungen gemacht. Lili wurde, vielleicht gewitzigt und zur Besinnung gebracht durch den finanziellen Ruin des Hauses, wie schon bemerkt, eine treue und aufopfernde Gattin und Mutter. Den Bruch des Verhältnisses mit Goethe scheint sie sich keineswegs sehr zu Herzen genommen zu haben, denn schon bald darauf ging sie ein neues Verhältniß mit einem Herrn Bernard, und als dieser wegen zerrütteter Vermögensverhältnisse in die weite Welt ging, ein drittes mit Herrn von Türkheim, ihrem spätern Gatten, ein. Ihre Aufopferungsfähigkeit und Seelenstärke bewies sie in einer Zeit schwerer Prüfung und Trübsal, als sie aus Strasburg, wo ihr Gatte Maire war, zur Zeit der französischen Schreckensregierung nach Teutschland flüchten mußte, als elsassische Bäuerin verkleidet, das kleine Töchterchen an der Hand, ihr jüngstes Kind in ein Leinentuch gebunden auf dem Rücken tragend[46]). Was Goethe betrifft, so hat er Lili immer ein treues, fast heiliges Andenken bewahrt, ja sogar im hohen Alter versichert: „Sie war in der That die erste, die ich tief und wahrhaft liebte. Auch kann ich sagen, daß sie die Letzte gewesen." Wenn dies nicht eine blos romantische Illusion des Greises war, so müßte man freilich seine frühern Neigungen zu Anna Schönkopf, Friederike Brion und Charlotte Buff wie seine spätere zu Frau von Stein, die ihn ja in ganz ähnliche Aufregungen versetzten, für ganz etwas Anderes halten, als wofür er selbst sie ausgab. Vielleicht war es nur eine Caprice seines Alters, Lili gegen Gretchen, Friederike und Lottchen zu retten, die er selbst in seinen Poesien mit einem strahlenden Nimbus umgeben hat.

45) Vergl. Karl Jügel's Erinnerungen: „Das Puppenhaus. Ein Erbstück in der Gontard'schen Familie. Mit Lili's Portrait." (Frankfurt 1857.)

46) Näheres über diese wie über die spätern Lebensschicksale Lili's enthalten die oben angeführte Schrift Jügel's, Düntzer's „Frauenbilder" und dessen Aufsatz über Lili in Nr. 237—246 der „Blätter für literarische Unterhaltung." 1849.

Ein Liebesverhältniß wie das mit Lili, welches grade kurz vor dem Bruche seinen Höhepunkt erreichte, war auf Goethe's Schöpfungskraft stets von Einfluß und setzte sie nach Goethe's Bezeichnung in „neue Schwingung." Er fertigte von einem Theile des Salomonischen hohen Liedes, dessen Inhalt seiner durch eigene Leidenschaft entflammten Phantasie so sehr entsprach, eine poetische Bearbeitung, von welcher sich eine Anzahl Bruchstücke im Nachlasse vorgefunden haben, schrieb gelegentlich einige Scenen am „Faust" (wie Schaefer vermuthet die ersten Gespräche mit Mephistopheles, das Gespräch mit dem Schüler und die Scene in Auerbach's Keller) und entwarf den Plan zum „Egmont," an dessen Ausführung er auch alsbald Hand anlegte. Bald konnte er seinem Vater, der dadurch eine besondere Neigung zu dieser neuen Art des Drama's gewann, einige Scenen vorlesen. Goethe versichert sogar, daß er das Stück schon im October „beinahe zu Stande gebracht." Von dieser ersten Bearbeitung, die wol wie der Götz nur aus einzelnen locker an einander gereihten Tableaux und Scenen bestanden haben mag, ist keinesfalls viel übrig geblieben.

Im September kam Zimmermann, der berühmte Arzt und Verfasser des vielgenannten Buches über die Einsamkeit, nach Frankfurt und wohnte im Goethe'schen Hause. Von dem noch so jugendlichen Goethe war er, wie damals Alle, die in des Dichters Nähe kamen, bezaubert; er nennt ihn „eins der außerordentlichsten und gewaltigsten Genies, die je in der Welt erschienen," und gedenkt auch noch in seinem Werke über die Einsamkeit seiner aufs Freundlichste. Namentlich hebt er in einem Briefe vom 29. Dec. hervor, daß Goethe seinen Aeltern gegenüber der beste Sohn sei und er erklärt, daß die in dem Goethe'schen Hause verlebten Tage die glücklichsten seines Lebens gewesen. Zimmermann hatte seine Tochter mit und von dieser erzählt Goethe, daß sie sich seiner Mutter zu Füßen geworfen und erklärt habe, sie wolle als Magd, als Sklavin zeitlebens im Hause bleiben, um nur der Härte und Tyrannei ihres Vaters zu entgehen, auch ihr Bruder sei, bemerkt Goethe, über diese Behandlung wahnsinnig geworden. Diese Mittheilungen sind für einen Mann, für den doch Goethe sonst die größte Achtung bezeugt, compromittirend genug, obschon Goethe Zimmermann's Benehmen gegen seine Kinder mit dessen Kränklichkeit und hypochondrischer Gemüthsart zu entschuldigen sucht. Goedeke hat sich bemüht, diese Mittheilungen Goethe's durch Anführung von Thatsachen und von Stellen aus Zimmermann's Briefen selbst zu widerlegen [47]). Doch läßt sich schwer glauben, daß Goethe so unredlich gewesen sein sollte, dies Alles zu erfinden und aus der Luft zu greifen. Vielleicht war Zimmermann's Tochter etwas excentrischer Natur und gab sich augenblicklichen Verstimmungen zu leidenschaftlich hin; vielleicht malte Goethe's Mutter nach Art der Frauen, besonders derjenigen, die mit etwas starker Einbildungskraft begabt sind, die Scene mit zu drastischem Pinsel aus, um ihrem für dergleichen empfänglichen Sohne wieder einmal ein dramatisches Bild vor Augen zu stellen. Sie habe auch, wie Goethe weiter erzählt, ihrem Sohne zu verstehen gegeben, das Kind im Hause zu behalten, wenn er sich entschließen wolle, sie zu heirathen, was er aus Scheu, der Laune eines so tyrannischen Schwiegervaters zu verfallen, zurückgewiesen habe. Dabei war sie ihm aber doch plötzlich, wie er an Auguste von Stolberg schreibt, „das einzige Mädchen, deren Herz ganz in seinem Busen schlägt." Wenn man diese Briefstelle ernstlich nehmen wollte, was jedoch vielleicht gar nicht nöthig ist, so müßte man gestehen, daß Goethe eine ganz eigene Geschicklichkeit besessen, sich über den Verlust der einen Geliebten im nächsten Augenblicke durch den Gewinn einer andern zu trösten. Zimmermann's Tochter war jedoch noch schneller vergessen als alle Vorgängerinnen.

Auch trat jetzt eine sehr ernsthafte Angelegenheit an ihn heran. Die weimarischen Herrschaften verweilten auf ihrer Rückreise einen Tag in Frankfurt und verabredeten mit Goethe, er möge den Kammerjunker von Kalb, der in Karlsruhe zurückgeblieben, erwarten, um mit diesem nach Weimar zu reisen. Goethe nahm hierauf von seinen Bekannten, auch von Lili, Abschied und packte seinen Koffer. Aber Kalb traf nicht ein und Goethe, um sich nicht nach genommenem Abschiede sehen zu lassen, hielt sich nun ruhig zu Hause, arbeitete an Egmont und ging höchstens in der Dunkelheit des Abends aus. Dieser Zustand war ihm quälend genug und um ihm zu entgehen, beschloß er, in Uebereinstimmung mit dem Vater nach Heidelberg dem Kammerjunker entgegen zu reisen, falls aber dieser nicht einträfe oder weiter keine Nachricht käme, den Weg nach Italien einzuschlagen; denn der alte Goethe zweifelte noch immer, daß man es von weimarischer Seite ernstlich meine. In Heidelberg traf ihn jedoch eine Staffette Kalb's von Frankfurt, die ihn hierher beschied. Goethe folgte dem Rufe, eilte nach Frankfurt zurück und reiste von hier mit Kalb nach Weimar, wo er am 7. Nov. 1775 Morgens 5 Uhr anlangte.

Ziemlich müßig wäre es, obschon man sich dazu versucht fühlt, Vermuthungen darüber anzustellen, was Goethe wol geworden sein möchte, wenn er dem Hofleben gänzlich fern geblieben wäre. Allerdings zog ihn dieses Hofleben, namentlich Anfangs, in einen Strudel oft ziemlich leerer Zerstreuungen, schliff die Ecken seiner genialen Natur fast zu sehr ab, versetzte, da der Unglaube und der frivole französische Witz in jenen Kreisen damals herrschend waren, seine bis dahin überwiegend gläubige, vertrauensvolle und enthusiastische Natur mit den Elementen skeptischer Reflexion oder abwägender Berechnung und machte ihn mehr und mehr geneigt, die Helden seiner Dichtungen unter den Charaktertypen eines gewissen Gesellschaftsabschnittes, statt unter den der Menschheit und ihrer Geschichte angehörenden Heroen zu suchen. Aber stets blieb ihm die Wirksamkeit im Sinne der Humanität auf ästhetischer, alle Seelenkräfte zur Harmonie stimmender Grundlage die höchste Aufgabe und vielleicht würden

47) In dem Aufsatze „Zur Chronologie und Biographie Goethe's" in Nr. 50 der „Blätter für literarische Unterhaltung." 1857.

wir, ohne seine Berührung mit dem weimarischen Hofe, seine innerlich und äußerlich vollendetsten Dichtungen, wie „Iphigenia" und „Torquato Tasso," die man vielleicht als die zartesten Blüthen betrachten kann, welche die Poesie unter germanischen Völkern und in neuern Zeiten überhaupt hervorgebracht hat, und so vieles andere Schöne nicht haben. Das bis dahin und auch später in Teutschland nicht in dieser Weise dagewesene Schauspiel, einen Dichter von solcher Bedeutung zur Seite eines Fürsten als dessen intimen Freund und Rathgeber zu sehen, wird man sicherlich auch nicht missen wollen. Goethe war es namentlich, welcher die Berufung Herder's nach Weimar betrieb und auch Schiller folgte dem Sterne Goethe's nach Weimar, wo sich Wieland bereits befand. So gruppirte sich das literarische Sternbild von Weimar, dessen strahlendster Stern im Mittelpunkte jedenfalls doch Goethe blieb [48]).

Goethe selbst legte sich auch noch in spätern Jahren wol die Frage vor, ob er im Interesse seines poetischen Genies recht gehandelt habe, nach Weimar zu gehen, aber er entschied sich schließlich zu Gunsten seines Schrittes. Unter den Umständen, in denen er zuletzt in Frankfurt gelebt, würde er, äußerte er in einem etwa sechs Jahre später an seine Mutter geschriebenen Briefe, gewiß zu Grunde gegangen sein. Das Unverhältniß des engen und langsam bewegten bürgerlichen Kreises zu der Weite und Geschwindigkeit seines Wesens hätten ihn rasend gemacht und bei der lebhaften Einbildung und Ahnung menschlicher Dinge wäre er doch immer unbekannt mit der Welt und in einer ewigen Kindheit geblieben, welche meist durch Eigendünkel und alle verwandten Fehler sich und Andern unerträglich werde. Daher pries er seinen gegenwärtigen glücklichern Zustand, der für ihn „etwas Unendliches" habe. Allerdings war es ziemlich um dieselbe Zeit, wo er an Knebel schrieb: „Der Wahn, die schönen Körner, die in meinem und meiner Freunde Dasein reifen, müßten auf diesen Boden (des weimarischen Hoflebens) gesäet, und jene himmlischen Juwelen könnten in die irdischen Kronen dieser Fürsten gefaßt werden, hat mich ganz verlassen."

Wenn es aber seit den Medici je einen Fürsten gegeben hat, an dessen Seite sich ein Dichter von der Genialität eines Goethe wohlbefinden konnte, so war es Karl August, der am 3. Sept. 1775 die Regierung des weimarischen Ländchens übernahm und sich bald darauf mit der Prinzessin Louise von Hessen-Darmstadt vermählte. Prutz bemerkt in seiner schon öfter citirten kleinen, aber werthvollen Schrift über Goethe nicht mit Unrecht, Karl August sei eine ganz ähnliche Erscheinung gewesen wie Goethe selbst, nur daß das Gewicht bei ihm nicht in die ästhetische, sondern in die praktische Sphäre falle. Ebenso wenig als bei Goethe der große Autor, hatte bei ihm der Fürst den Menschen ertödtet oder auch nur geschwächt und vollkommen rechtfertigte er die großen Hoffnungen, welche Friedrich II., der ihn als jungen Prinzen 1771 in Braunschweig gesehen, auf ihn gesetzt hatte. Er hatte auch als Mensch seine Schwächen, Begierden, Leidenschaften, aber sie waren mit den vorzüglichsten Gaben des Geistes und Herzens gepaart und niemals gestattete er ihnen einen hemmenden Einfluß auf seine Regierungshandlungen; ebenso wenig hatten Vorurtheil, herkömmliche Sitte, Hofetikette und Routine Einfluß auf seine Entschließungen. Er fragte Nichts nach gesetzlichen Qualificationen, nach bestandenen Prüfungen und ausgefertigten Zeugnissen, nach vorschriftsmäßigem Reglement, sondern er wies Jedem seinen Platz an nach seinem Verdienste und Talente, unbekümmert um die Einreden seitens der Männer der Routine und Standesprätensionen. Dies bewies er, als er Goethe, den Bürgerlichen und Ausländer, den Verfasser des „Werther" und „Götz," der außer seinen schriftstellerischen Leistungen nur ein vielleicht nicht ganz correctes Doctordiplom aufzuweisen hatte, am 11. Juni 1776 zum geheimen Legationsrathe mit Sitz und Stimme im geheimen Rathe ernannte; dies bewies er später bei der Ernennung Schiller's, der dazu die vorschriftsmäßige Qualification nicht erworben hatte und Döbereiner's, der auch keine akademischen Grade erlangt hatte, zu Professoren in Jena; und seinen freisinnigen Standpunkt in theologischen Angelegenheiten bezeugt Herder's Berufung. Alle Männer, mit denen er sich umgab, gehörten mehr oder weniger einer freisinnigen Richtung, sein Freund Knebel sogar in politischer Hinsicht der entschiedensten Opposition gegen die verrotteten politischen Zustände Teutschlands an [49]).

Diese vorurtheilslose Richtung verdankte er zum Theil seiner Mutter, der Herzogin Anna Amalia, einer braunschweigischen Prinzessin und Nichte Friedrich's des Großen, die, schon in ihrem 19. Jahre (1758) zur Vormünderin ihrer Söhne und zur Landesregierung berufen, in dieser schwierigen Stellung ihren hohen, aufgeklärten, vorurtheilslosen, von ängstlichen Rücksichten auf die Hofetikette unbeengten Geist dargelegt und zum Wohle des Ländchens entfaltet hatte. Ihre Liebe zur Poesie und zu geistreicher Unterhaltung ebenso wol als Rücksicht auf die geistige Ausbildung ihrer Söhne hatte sie vermocht, im J. 1772 Wieland zum Prinzenerzieher zu berufen. Sie besaß Talente zur Musik und Malerei und umfangreiche Sprachkenntnisse und arbeitete sich in spätern Jahren sogar so weit in das Griechische hinein, um mit Wieland's Hilfe den Aristophanes in der Ursprache zu lesen. Außer Wieland befanden sich in Weimar bei Goethe's Ankunft bereits Bertuch, Karl Ludwig von Knebel, Siegmund von Seckendorff und der joviale, gesellige Hildebrand von Einsiedel, nächst einem Kreise für Geist, Witz und höhere Geselligkeit empfänglicher Frauen, denen es freilich auch nicht an Prätensionen und in ihren Beziehungen zur Männerwelt an einer gewissen freien Auf-

48) Vergl. W. Wachsmuth: „Weimar's Musenhof in den Jahren 1772—1807" (Berlin 1844.) und A. Diezmann: „Goethe und die lustige Zeit in Weimar." (Leipzig 1857.)

49) Näheres über ihn findet man in A. Schöll's „Karl August-Büchlein" und in der sehr sorgfältig zusammengetragenen, auch in Betreff Goethe's manches Neue enthaltenden Schrift von H. Düntzer: „Goethe und Karl August während der ersten Jahre ihrer Verbindung." (Leipzig 1860.)

fassung gefehlt zu haben scheint. Es sei keine vornehme Dame in Weimar, bemerkt einmal Schiller in einem Schreiben an Körner, welche nicht eine Liaison habe oder gehabt habe. So schreibt auch 1799 Jean Paul an seinen Freund Otto: „Hier ist Alles revolutionair kühn und Gattinnen gelten Nichts" und ein ander Mal versichert er seinem Freunde, es herrschten in den Kreisen Weimars Sitten, die er ihm nur mündlich schildern könne.

Alle Mitglieder dieses Kreises waren von der Liebenswürdigkeit und Genialität Goethe's bezaubert, selbst Wieland, der ihm doch zu grollen einigen Grund hatte, ihn aber in seinen damaligen Briefen als den „liebenswürdigsten" aller Sterblichen, als einen „ganzen, reinen, gefühlvollen Menschen," als einen „wunderbaren Knaben," den er wie seinen „eingeborenen einzigen Sohn" liebe und in dem Gedichte an Psyche (Frau von Bechtoldsheim) als einen „Zauberer" schildert. Die Ueberschwänglichkeit des Ausdruckes, die freilich auch Zeitmanier war, erweckt allerdings einigen Verdacht, ob Wieland wirklich ganz so gefühlt habe, wie er sich anstellt.

Was Goethe betrifft, so war dieser Anfangs von Festlichkeiten und Zerstreuungen vollständig in Beschlag genommen. Jagden, Bälle, im Winter Maskeraden, Eispartien und Schlittenfahrten mit Musik und Feuerwerk folgten einander, sodaß es schien, als habe man es darauf angelegt, Goethe nicht zur Besinnung kommen zu lassen[50]). Man tanzte mit Bauerndirnen (scherzweise „Misels" genannt) auf den umliegenden Dörfern; man neckte, foppte und mystificirte einander, worunter besonders Fräulein von Göchhausen zu leiden hatte; kurz man trieb während dieser „weimarischen Flitterwochen," nach Goethe's doch wol übertreibendem Ausdrucke, „Teufelszeug." Auf Ausflügen in die nähern und fernern Wald- und Berggegenden stellte sich das durch solche Zerstreuungen gestörte Gleichgewicht im Geiste Goethe's wieder her; er erinnerte sich wieder an Lili, er gab sich den Eindrücken der Natur mit gewohnter Innigkeit hin, er las in der Bibel und in der Odyssee, um an einer einfachen Welt Geist und Herz wieder aufzurichten. Auf einem solchen Ausfluge nach Gotha, wohin er dem Herzoge nachreiste, knüpfte er mit dem geistvollen Herzoge Ernst II. ein innig freundschaftliches Verhältniß an, während sich auch das Verhältniß zwischen ihm und Karl August immer vertraulicher gestaltete. Nicht selten speisten sie allein mit einander, Goethe verbrachte mehrmals die Nacht auf seinem Zimmer, der Herzog bediente sich gegen ihn des traulichen Du und selbst Goethe hatte Erlaubniß, sich des Du gegen den Herzog zu bedienen, wovon er jedoch nur unter vier Augen und auch nur in der ersten Zeit Gebrauch machte. Goethe's Umgang war ihm unentbehrlich geworden und so sehr war er sein Freund, daß er auch hinter seinem Rücken aufs Begeistertste von ihm sprach und durch seine Mittheilungen den ganzen gothaischen Hof auf die Wundererscheinung Goethe's gespannt machte.

Eine poetische Anregung eigener Art gaben Goethe die im weimarischen Kreise eine Zeit lang beliebten Spott- und Neckgedichte in der derben Manier des Hans Sachs, die sonst doch mit dem überfeinerten an europäischen Höfen herrschenden Tone sehr wenig im Einklange zu stehen scheint. Aber Goethe liebte diese echtteutsche Knittelversweise und wußte sie durch geschickte Behandlung auch Andern schmackhaft zu machen. Seine Verehrung für den alten nürnberger Sangmeister bewies er im Frühjahre darauf durch seine Dichtung in Hans Sachsens Manier: „Erklärung eines alten Holzschnittes, vorstellend Hans Sachsens poetische Sendung." Der so lange Zeit verkannte und für plebejisch gehaltene Meistersänger wurde so wieder durch Goethe zu Ehren gebracht[51]).

Trotz der Vergnügungen und Schmeicheleien, womit man Goethe überschüttete und ihn an Weimar zu fesseln suchte, schwankte er doch noch im Winter 1776, ob er bleiben oder gehen solle. Endlich entschied er sich für das Bleiben, begann an den Sitzungen des geheimen Conseils Theil zu nehmen und schrieb am 8. März an Merck, er wolle nun auch das „Regiment probiren." Das Decret der Ernennung zum „geheimen Legationsrath mit Sitz und Stimme im Conseil" wurde jedoch erst am 11. Juni 1776 ausgefertigt. Mit seiner Stellung war ein für Weimar und für die damaligen Geldverhältnisse nicht ganz unansehnliches Gehalt im Betrage von 1200 Thalern verbunden. Inzwischen hatte sich Goethe bereits im Frühjahre häuslich eingerichtet, erst in einem kleinen Jägerhause an der Belvedere'schen Allee und bald darauf in einem frühern Besitzthume Bertuch's, wofür der Herzog dem frühern Eigenthümer einen vortheilhaften Tausch angeboten hatte, der von Bertuch auch angenommen wurde. Goethe bezog das auf des Herzogs Kosten neu eingerichtete Gartenhäuschen am 10. Mai und befand sich darin so wohl, daß er sieben Jahre lang darin gewohnt und gedichtet hat, Sommers und Winters, so beschränkt die Räumlichkeit in Rücksicht auf die Stellung, die er einnahm, immerhin auch war. Parforceritte wurden mit dem Herzoge vielfach gemacht, auch ein Ausflug nach Leipzig, wo er Anna Schönkopf, Oeser und Corona Schröter wiedersah. Den Herzog vermochte er, letztere als Kammersängerin nach Weimar zu berufen. Ueberhaupt bestand sein Regieren Anfangs meist nur darin, seinen Einfluß zu benutzen, um treffliche Leistungen zu unterstützen und tüchtige Köpfe nach Weimar zu ziehen und mit Recht bemerkt Schaefer: „Bei diesen Bestrebungen enthüllt sich uns einer der herrlichsten von Goethe's Charakterzügen, der am spätesten gerechte Anerkennung gefunden hat, seine uneigennützige Fürsorge für das Wohl Anderer und seine Freude am Wohlthun." So setzte Goethe im Februar eine Unterzeichnung im Betrage von 65 Louisd'or für Bürger ins Werk, welche diesem

50) Vergl. hierüber namentlich A. Diezmann's interessante Schrift „Das lustige Weimar" (Leipzig 1856).

51) Im vierten Buche von „Dichtung und Wahrheit" sagt Goethe über Hans Sachs unter Anderem: „Ein wahres Talent, freilich nicht wie jene Ritter und Hofmänner (die Minnesänger), sondern ein schlichter Bürger, wie wir uns auch zu sein rühmten. Ein didactischer Realism sagte uns zu und wir benutzten den leichten Rhythmus, den sich willig anbietenden Reim bei manchen Gelegenheiten."

als freiwilliges Geschenk zugesandt wurden, um ihn zur Fortsetzung seiner angefangenen Uebersetzung des Homer zu ermuthigen und an Jung (Stilling) sandte er eine beträchtliche Summe, die grade eintraf, als Jung sich in äußerster Noth befand und mit seiner Frau die Stunden in Weinen und Gebet zubrachte. Seiner Fürsprache verdankte es Lenz, daß, als dieser auch sein Glück in Weimar zu versuchen kam, der Herzog ihm auf fürstliche Kosten den Aufenthalt daselbst gewährte; aber der vielleicht schon damals halb wahnsinnige unglückliche Mann machte sich durch eine Reihe alberner Streiche und die Abfassung von Pasquillen, wodurch er sogar die Herzogin Louise verletzte, in Weimar unangenehm und mußte im Herbste die Stadt verlassen. Vielleicht kann man jedoch Goethe und seine Freunde von dem Vorwurfe nicht frei sprechen, daß sie nicht gleich Anfangs den excentrischen Mann auf vernünftigere Bahnen zu lenken suchten, sondern ihn, wie es scheint, als eine Art Lustigmacher brauchten und in seinem tollen Treiben ermuthigten. Auch Klinger, der im Juni nach Weimar kam, erhielt, weil er selbst für Weimar zu kraftgenialisch auftrat, von Goethe die Andeutung, daß er nicht gut nach Weimar passe. Dagegen wurde Friedrich Leopold zu Stolberg zum Kammerherrn ernannt und nahm im Frühjahre den Antrag an, aber er kam nicht und zog es vor, in oldenburg-eutinische Staatsdienste zu treten und in Folge davon wurde auch das herzliche Verhältniß zu Auguste Stolberg matter und matter.

Ohne Zweifel hatte sich Stolberg zu diesem stillschweigenden Rücktritte durch Klopstock bestimmen lassen, der ihn vor Weimar warnte. Es hatten sich nämlich über das damalige Treiben in Weimar außerhalb die lächerlichsten und übertriebensten Gerüchte verbreitet und zwar hatten die Neider Goethe's in Weimar selbst und alle diejenigen, welche sich durch die Berufung so mancher Nichtweimarer in ihren Ansprüchen auf Beförderung beeinträchtigt glaubten, dafür gesorgt, Goethe sammt seinem herzoglichen Freunde in üblen Ruf zu bringen. Selbst die Herzogin Louise, die im Gegensatze zu dem Herzoge und seiner Mutter streng auf Beobachtung der Hofetikette hielt und an genialen Ausschreitungen nicht den geringsten Gefallen hatte, soll an der Verbreitung dieser verleumderischen Gerüchte nicht unbetheiligt gewesen sein, und unter ihrem Einflusse that namentlich Graf Görtz, bis 1778 Oberhofmeister der jungen Herzogin, das Möglichste, um Goethe in den weimarischen Kreisen wie außerhalb des weimarischen Ländchens in ein schlechtes Licht zu setzen. Wenigstens beschuldigt ihn Wieland dieser Intrigue in einem Briefe vom 5. Juli an Merck, worin er ihn einen „Elenden" nennt und von „Geschmeiß" spricht [53]). Und auch Seckendorff schreibt am 5. Febr. 1776: „Serenissimus überläßt sich fortwährend den geräuschvollsten Vergnügungen und kommt aus dem Kreise der Personen nicht heraus, die ihn zu fesseln verstanden haben. Alle Tage gibt es neue, ungewöhnliche Vergnügungen, ohne Rücksicht auf das, was man davon sagt, weil es nach dem leider zu getreulich befolgten Systeme seiner Rathgeber keine Convenienz und Schicklichkeit in der Welt geben soll und die bestehenden, wie man lehrt, nur aus Launen geflossen sind, welche der Erste im Staate beseitigen könne und müsse. Die wunderlichsten Dinge würden durch die Gewohnheit geheiligt, man müsse deshalb, um neue Sitten und Gebräuche einzuführen, die ersten Angriffe des Tadels unbeachtet lassen und durch festen Willen und Befehl das autorisiren, dem das allgemeine Vorurtheil entgegenstehe" [53]). Diese Stelle ist von Bedeutung, obschon man nicht vergessen darf, daß Seckendorff laut der weiter oben angegebenen eigenthümlichen Verhältnisse sich schwerlich in der Stimmung befand, um einen Fürsten wie Karl August und seine „Rathgeber" unbefangen und gerecht zu beurtheilen. Nun mischte sich sogar Klopstock, der sich in der literarischen Welt gewissermaßen das Amt eines Sittenrichters und Censors angeeignet hatte, in die ihn gar Nichts angehende Sache und richtete an Goethe ein Mahn- und Rügeschreiben, auf welches dieser in gebührend ablehnendem, würdigem Tone erwiderte. „Glauben Sie mir," schreibt Goethe, „daß mir kein Augenblick meiner Existenz übrig bliebe, wenn ich auf solche Anmahnungen antworten sollte." Der Schluß lautet: „Leben Sie wohl! Stolberg soll immer kommen. Wir sind nicht schlimmer und, wills Gott, besser, als er uns gesehen hat" [54]). Der Herzog ließ sich durch alle diese Intriguen nicht irren, sondern eine rechtfertigende, seinen Regierungsgrundsätzen und seinem Herzen Ehre machende Erklärung zu den Acten geben, worin es in Betreff Goethe's heißt: „Einsichtsvolle wünschen mir Glück, diesen Mann zu besitzen. Sein Kopf, sein Genie ist bekannt. Einen Mann von Genie an anderem Orte zu gebrauchen, als wo er selbst seine außerordentlichen Gaben gebrauchen kann, heißt ihn mißbrauchen .... Das Urtheil der Welt, welches vielleicht mißbilligt, daß ich den Dr. Goethe in mein wichtigstes Collegium setze, ohne daß er zuvor Amtmann, Professor, Kammerrath oder Regierungsrath war, ändert gar Nichts. Die Welt urtheilt nach Vorurtheilen" u. s. w. Uebrigens ist Klopstock's sonst nicht sehr zu rechtfertigendes Schreiben vielleicht doch nicht ohne allen wohlthätigen Einfluß auf Goethe gewesen.

Die wichtigste Berufung, die Goethe mit dem größten Eifer betrieben hatte, war die Herder's als Generalsuperintendent und Oberhofprediger nach Weimar. Diese Berufung stieß begreiflicherweise auf großen Widerstand, namentlich bei dem Stadtrathe, der bei der Wahl

52) Zu den Hauptherumträgern von Klatschereien gehörte auch Böttiger, der z. B. das alberne Mährchen erfand, daß sich der Herzog und Goethe zu Jena auf den Markt gestellt und Stunden lang mit Schlittenpeitschen geknallt hätten. Der Buchhändler Himburg in Berlin, der zum Theil als Freibeuter von dem Nachdrucke Goethe'scher Schriften lebte, sprengte aus, daß der Herzog und sein Busenfreund das ausschweifendste Leben von der Welt führten und daß von Goethe wol Nichts mehr zu hoffen sei, „weil er sich den ganzen Tag in Branntwein besaufe!"

53) Siehe Diezmann's „Weimar-Album" S. 20 u. 21.

54) Siehe „Kurzer Briefwechsel zwischen Klopstock und Goethe im Jahre 1776." (Leipzig 1833.)

eines Oberpfarrers seine Zustimmung zu geben hatte, aber Goethe trieb, wie er sich ausdrückt, die „Kerls mit Hetzpeitschen" zusammen, und so wurde die Berufung in ziemlich unceremoniöser Weise durchgesetzt. Goethe ließ mit zartester Sorgfalt die neue Amtswohnung für Herder neu einrichten; Herder traf am 2. Oct. in Weimar ein und hielt am 20. Oct. seine Antrittspredigt, durch die er sich aller Herzen gewann und die über ihn verbreiteten Verleumdungen Lügen strafte. Hatte man doch sogar das lächerliche Gerücht verbreitet, Herder pflege gestiefelt und gespornt die Kanzel zu besteigen. Herder schloß sich übrigens Anfangs mehr an die Gegenpartei Goethe's an, jedoch nicht aus Feindseligkeit gegen diesen, als um die Dehors seiner amtlichen Stellung aufrecht zu erhalten.

Goethe selbst übrigens wandte sich bald mehr und mehr von dem bisherigen muthwilligen Treiben ab und ernsterer praktischer Thätigkeit zu. „Nach allen Richtungen hin wandte sich der prüfende, forschende Sinn," bemerkt der Kanzler von Müller in einer Festrede; „die Naturwissenschaften und was dahin einschlug, wurden eifrigst betrieben, der Industrie, dem Gewerbe frische Bahn zu öffnen versucht, neue Ansichten, sinnreiche Entdeckungen verfolgt, durchprobt, in jedes Unternehmen persönliche Anstrengung verwebt, im Straßen- und Wasserbau die Elemente bekämpft" u. s. w. Besonders beschäftigte Goethe sich bei einem Aufenthalte in Ilmenau, in welchen abgelegenen Bergwinkel er sich gern von den Zerstreuungen des Hofes zurückzog, mit dem Plane, das alte Bergwerk wieder in Gang zu bringen. Aber er vergaß auch die Musen nicht. Auf dem weimarischen Liebhabertheater, auf dem er selbst, neben Einsiedel, in komischen Partien glänzte, brachte er im Herbste „Die Mitschuldigen" und im November „Die Geschwister" zur Aufführung. Letzteres kleines Stück hatte er in den letzten Tagen des Octobers mit Zugrundelegung eines kleinen französischen Familiendrama's „La pupille" für Kotzebue's Schwester, Amalie, geschrieben, angeblich weil diese sich zu der Uebernahme zweideutiger Liebhaberinnenrollen nicht habe verstehen wollen. Schaefer hat die Vermuthung ausgesprochen, daß „Die Geschwister" an Goethe's eigenes Verhältniß zu seiner Schwester Cornelia erinnerten, „dessen leidenschaftliche Zärtlichkeit die äußersten Grenzen der Geschwisterliebe berührte," was denn doch wol eine etwas gewagte Annahme ist[55]). Ein Gelegenheitsstück „Lila," dem er 1778 die Form gab, in welcher es jetzt vorliegt, verfaßte er zur Geburtstagsfeier der Herzogin Louise (den 30. Jan.), um damit tröstend und sanft belebend auf ihren leidenden Gemüthszustand zu wirken. Das Monodrama „Proserpina" ist etwa um dieselbe Zeit entstanden; außerdem beschäftigte er sich mit dem Plane zu einem andern Monodrama „Nero" und einem Drama, der „Falke," in Bezug auf welches er einmal aus Ilmenau schreibt, daß seine Giovanna in dem neuen Drama viel von Lili haben werde, jedenfalls ein Beweis, daß das Bild seiner frankfurter Verlobten in seinem Geiste und Herzen noch nicht erloschen war. Das Drama ist jedoch nicht ausgeführt worden, vielleicht weil Goethe grade daran war, sich in einen neuen leidenschaftlichen Zustand hineinzuempfinden.

Es ist hiermit sein ganz eigenthümliches Verhältniß zu Frau Charlotte von Stein, geborene von Schardt, gemeint, die fast sieben Jahre älter als Goethe, an den herzoglichen Stallmeister, Baron Friedrich von Stein, Erbherrn auf Kochberg, verheirathet und bereits Mutter von sieben Kindern war. Sie besaß ohne Zweifel alle Zaubermittel, welche angeborene Anmuth, geistiger Adel und feinste gesellschaftliche Bildung dem Weibe verleihen können, dabei freilich auch jene Neigung zu über- und angespannten Gefühlen, zu einer fast krankhaften Sentimentalität, wie sie damals so gewöhnlich war und zu der man sich selbst auf dem Wege künstlicher Exaltation anschraubte. Freundschaft und Liebe, selbst der urteutonische Patriotismus, wie er z. B. bei den Mitgliedern des göttinger Hainbundes sich äußerte, waren damals von den seltsamsten Symptomen begleitet, sodaß es hier oft schwer ist, Natur von Kunst zu unterscheiden. Dieser überreizte Zustand fand auch in der Literatur seinen überschwänglichsten, oft wahrhaft schwindelerregenden Ausdruck; nur besaß man zugleich das besondere Geschick, Gemüthszustände, die zum Theil auf künstlicher Exaltation beruhten, für vollkommen wahr und naturwüchsig zu halten. Man darf diesen Allgemeincharakter der damaligen Generation nicht vergessen, wenn man das Verhältniß Goethe's zu Frau von Stein nicht in falschem Lichte erblicken will. Man war zu jener Zeit wol im Stande, in Schriftstücken eine glühende, sinnlich gefärbte Leidenschaft zur Schau zu stellen, während das Verhältniß ein rein Platonisches blieb. Man schrieb weniger Romane als jetzt, aber man suchte sie öfter im Leben in aller Naivetät zu spielen. Unterhielten sich doch damals Liebende noch ganz ernsthaft über Scheiden und Wiedersehen nach dem Tode, wie Goethe selbst kurz vor seiner Abreise von Wetzlar mit Lotte.

Goethe war schon durch eine Silhouette von Frau von Stein, welche ihm Zimmermann in Strasburg zeigte, und durch dessen beredte Schilderung ihrer Vorzüge auf diese spätere Dame seines Herzens aufmerksam gemacht, ja in Exaltation versetzt worden. Nun sah er sie in Weimar wirklich, und der Eindruck, den ihre ganze Erscheinung auf ihn machte, blieb hinter seinen Erwartungen nicht zurück. Hier hatte er wieder einmal einen weiblichen Gegenstand, würdig seines Studiums und seiner Neigung, würdig, um aus ihm poetische Anregung und die Kenntniß neuer Empfindungszustände zu schöpfen. In die von anscheinend tiefster Leidenschaft erfüllten Briefe Goethe's an Frau von Stein hat man mancherlei Deutungen hineingetragen. In einer Stelle in seinem letzten vor der italienischen Reise am 23. Aug. 1785 geschriebenen Briefe hat man sogar den Wunsch Goethe's nach einer ehelichen Verbindung mit ihr erkennen wollen; allein

55) Adolf Schöll hat in einem Aufsatze „Zu Goethe's Leben" („Deutsches Museum." 1851. 1. Heft) nachzuweisen gesucht, daß und in wieweit Goethe's sich damals entwickelndes Liebesverhältniß zu Charlotte von Stein auf das kleine Stück Einfluß gehabt.

sie beziehen sich einfach, nach J. W. Schaefer's sicherlich richtiger Auslegung, „auf die bevorstehende Reise, wo er im Andenken an sie „„mit ihr zu leben,““ d. h. ihre Seelengemeinschaft fortzusetzen und im glücklichen Incognito, „„in der freien Welt,““ das reinste menschlichste Dasein zu genießen hofft." Um die Ehe war es ja Goethe bei seinen vielen Liebschaften gar nicht zu thun; und am wenigsten konnte er daran denken, die noch verheirathete Frau von Stein, Mutter so vieler Kinder, ehelichen oder sie gar nach irgend einem fernen Erdwinkel ihrem Gatten und ihren Kindern entführen zu wollen. Solcher Absichten war Goethe unfähig; er trieb zumeist nur ein poetisches Spiel, und zwar mit einer Naivetät, die nur ihm anstand. Von ihrer Seite kam vielleicht eine gewisse Eitelkeit ins Spiel; es war damals unter den hochgebildeten Frauen förmlich Mode geworden, sich von gefeierten Dichtern verehren zu lassen. Man hat auch aus dem leidenschaftlichen Tone der Goethe'schen Briefe die Vermuthung herausgeklügelt, daß die Gemeinschaft zwischen beiden nicht eine blos geistige gewesen sei. Hierzu kommt der Umstand, daß sie kurz vor ihrem Ende (Frau von Stein starb in hohem Alter nach Vollendung des 85. Jahres am 6. Jan. 1827) ihre Briefe an Goethe, die sie sich hatte zurückschicken lassen, einer Freundin zum Verbrennen übergab [56]), und selbst Schaefer fühlt sich hierdurch zu dem Ausrufe veranlaßt: „Wer möchte es wagen, durch Vermuthungen den Schleier von den theuersten Geheimnissen der Liebe hinwegziehen zu wollen!" Aber es wäre voreilig, aus dem feurigen Tone der Goethe'schen Briefe den Schluß zu ziehen, daß das Verhältniß einen andern Charakter gehabt als den der Seelengemeinschaft [57]); denn dieses leidenschaftliche Pathos war, wie schon bemerkt, damals allgemein Brauch, und in die kühle Sprache unserer Zeit übersetzt, würden diese Briefe unvergleichlich nüchterner lauten. Er selbst nennt einmal in einem Briefe an die Stein sein Verhältniß zu ihr „das reinste, schönste, wahrste, das er außer seiner Schwester je zu einem Weibe gehabt." Erwähnenswerth bleibt übrigens auch seine Aeußerung, die man von ihm in seinem hohen Alter vernahm: Lili sei nicht nur die erste gewesen, die er tief und wahrhaft geliebt, sondern auch seine letzte, indem er noch hinzufügt: „Alle kleinen Neigungen, die mich in der Folge meines Lebens berührten, waren, mit jener ersten verglichen, nur leicht und oberflächlich." Auf solche gelegentliche Aeußerungen aus des Dichters spätesten Lebenstagen ist zwar nicht allzu viel zu geben; aber diese Versicherung beweist denn doch, daß Goethe das Liebesverhältniß mit Frau von Stein, das ihm als eins der späteren doch noch am lebhaftesten im Gedächtnisse sein mußte, zu seinen „kleinen Neigungen" gerechnet habe [58]).

Zu einer innigern Gestaltung des Verhältnisses trug es übrigens sicherlich bei, als Goethe ihren neunjährigen Sohn Fritz in sein Haus nahm und mehre Jahre dessen Erziehung leitete. Fritz von Stein erkannte noch später dankbar an, wie „unendlich" die Sorge und Liebe gewesen, mit der Goethe ihn behandelt habe, und wie „sehr viel" er ihm verdanke. Schiller nannte den jungen Stein ein „Kunstwerk" Goethe's und Fritz von Stein hat auch später als ausgezeichneter preußischer Beamter und Wohlthäter vieler hundert Blinden der Erziehung und dem Einflusse Goethe's nur Ehre gemacht.

Allmälig mochte aber Goethe wol fühlen, daß es Zeit sei, mit dieser Exaltation zu Ende zu kommen. An Geist und an jener Delicatesse, welche die höchste Weltbildung verleiht, übertraf zwar Frau von Stein Goethe's frühere Geliebten sämmtlich, und so trug auch sie außer den übrigen Einflüssen des Hoflebens vielleicht nicht unwesentlich dazu bei, Goethe seiner mehr idealistischen Richtung entgegenzuführen; aber sie war nervös, reizbar, litt an hypochondrischen Stimmungen, welche Goethe selbst dem häufigen Genusse des Kaffees zuschrieb, und setzte alle seine Empfindungen in einen ewigen Belagerungszustand. Sie wollte ihn ganz haben, wenn auch nur geistig, er fing an, der Welt und seinen Freunden abzusterben, worüber Wieland im Februar 1777 bittere Klage führt. Er selbst freilich verdankte diesem Verhältnisse manche beseligende Stimmungen, und besonders diente es ihm als Trost und als Ableitung von den schmerzlichen Empfindungen, die ihm der in Folge ihrer Niederkunft am 8. Juni 1777 erfolgte Tod seiner innigst geliebten Schwester Cornelia erregte, wovon er die Nachricht am 16. Juni erhielt, den er in seinem Tagebuche mit den kurzen, aber charakteristischen Worten: „dunkler, zerrissener Tag" bezeichnete. Nach seiner Rückkehr aus Italien, wo sich ihm in Kunst, Natur und Volk die Welt der schönen Sinnlichkeit erschlossen hatte, mochte ihm Frau von Stein, die jetzt bereits im 42. Lebensjahre stand, in ihrer ganzen nervösen, nordisch krankhaften Erscheinung als ein ziemlich fremdartiges Wesen erscheinen, und vielleicht mochte er nun gar nicht mehr begreifen, wie er dieser Frau einen so übertrieben poetisch-erotischen Cultus habe widmen können. Goethe's Leidenschaft war eine liebliche Illusion, aus poetischer Excentricität entsprungen und durch die Macht der Gewohnheit erhalten, diese aber durch seinen Aufenthalt

---

56) Adolf Schöll weist in seinem oben genannten Aufsatze in dem kleinen Stücke „Die Geschwister" einige Zeilen („Die Welt wird mir wieder lieb" u. s. w.) als von Goethe aus einem Billet der Frau von Stein entnommen und mithin als einzig erhaltenen Rest ihrer Briefe nach. In Wilhelm's verstorbener Freundin Charlotte, von der in den „Geschwistern" die Rede, ist ohne Zweifel Charlotte von Stein verherrlicht.

57) Schiller schreibt am 12. Aug. 1787 an seinen Freund Körner: „Man sagt, daß ihr Umgang ganz rein und untadelhaft sein soll."

58) Die Briefe Goethe's an Charlotte von Stein gab A. Schöll in drei Bänden im J. 1848 heraus und versah sie mit schätzbaren Einleitungen. Zur Kenntniß Goethe's in der betreffenden Lebensperiode sind diese Briefe sehr wichtig, da er ihnen wie einem Tagebuche seine tiefsten Empfindungen und auch zahlreiches Lebensdetail anvertraute, übrigens, wie es scheint, nicht ganz ohne Absicht, vor ihr zu glänzen. Ein wenig wohlwollendes Urtheil über Frau von Stein fällte Adolf Stahr in seiner Schrift: „Weimar und Jena." (1852.)

in Italien zerrissen worden und für ihn keine Nothwendigkeit mehr. Er hatte sich verändert, die Frau von Stein aber fand er in ihren Eigenheiten unverändert, nur noch mehr gealtert. Je mehr sie aber ihre Reize schwinden sehen mußte, um so eigensinniger und herrschsüchtiger mochte sie auf ihre frühern Rechte, die sie auf Goethe's leidenschaftliche Zuneigung erworben zu haben glaubte, pochen. Dieser aber riß das Band des ihn jetzt drückenden Verhältnisses mit einem Male durch, indem er ein weniger geistiges, aber im Ganzen doch naturgemäßeres, das mit Christiane Vulpius, an seine Stelle setzte. Als Charlotte von Stein sah, daß sie einer andern Herzensdame und welcher sie habe Platz machen müssen, war sie aufs Tiefste erschüttert. Und doch hatte sie vielleicht selbst dazu beigetragen, Goethe sich ihr zu entfremden, indem sie ihn, worüber sich der Dichter in seinen späteren Briefen an sie beschwerte, mit einer Kälte empfing, die ihm „äußerst empfindlich" war. Unmöglich konnte ihr das Gerücht von einem zärtlichen Verhältnisse, welches Goethe in Rom angesponnen, verborgen geblieben sein, und wahrscheinlich dachte sie Goethe für die Leichtigkeit, womit er in seinen Neigungen wechselte, durch ein schmollendes Benehmen strafen zu müssen. Frau Herder bemühte sich vergebens, eine Aussöhnung zwischen beiden zu Stande zu bringen. Als die Herder einmal das Gespräch auf die Stein brachte, antwortete Goethe sehr kühl: „Ach, mit der ist nicht viel anzufangen, sie ist verstimmt und es scheint nicht, daß etwas werden will." Am 21. Febr. 1789 schreibt die Herder an ihren damals in Italien weilenden Gatten: „Das Verhältniß ist noch immer nicht im Gleis. Sie will nicht verzeihen und er nicht um Verzeihung bitten, so scheint es uns. Ich mag nicht tiefer hineinsehen. Ich denke, er sei's wohl werth, daß man um ihn etwas leidet." Eifersucht und Aerger warf sie um diese Zeit sogar aufs Krankenlager. Im Mai reiste sie in ein Bad, ihm einen Abschiedsbrief zurücklassend, der zugleich ein Absagebrief war. Goethe suchte sich in einem Briefe zu rechtfertigen, in welchem er sie noch mit dem traulichen Du anredet, ihr zugleich aber Vorwürfe über ihr herrschsüchtiges, ihn ewig controlirendes Benehmen macht. Nicht mit Unrecht fragt er, wer an die Stunden, die er mit seiner Geliebten zubringe, Anspruch zu machen habe? Goethe schloß seinen wunderlichen Sermon mit der sonderbaren Warnung vor überreichlichem Kaffeegenuß. Der Brief reute ihn jedoch bald und acht Tage darauf suchte er in einem zweiten Briefe, in welchem er in Bezug auf sein Verhältniß zur Vulpius einen fast zu demüthigen Ton anschlägt, das Verletzende des ersten wieder gut zu machen. Aber auch an die Herstellung eines blos freundschaftlichen Verhältnisses war für den Augenblick nicht zu denken. Nach einigen Jahren, als die Stein ruhiger geworden war und Goethe in seiner wohlwollenden Gesinnung gegen ihren Sohn Fritz nicht ermattete, näherte man sich wieder, begreiflicherweise etwas gemessen und feierlich.

Hiermit ist jedoch dem Gange der Ereignisse in Goethe's Leben schon ziemlich weit vorgegriffen, und es ist Zeit, zu den Begebenheiten des Jahres 1777 zurückzukehren. Vorzüglich ist hier ein Besuch Merck's in Eisenach, wo der Herzog und Goethe mit dem werthen Gaste vertrauliche und lehrreiche Gespräche oft bis in die Nacht fortsetzten, und Goethe's Harzreise im Spätherbste zu erwähnen. Letztere trat er am 29. Nov. zu Pferde an, und zwar im strengsten Incognito, um Niemanden zu belästigen und von Niemandem belästigt zu werden. Auf dem Wege nach Elbingerode, als hoch über ihm im düstern Gewölke ein Geier schwebte, begann er die Ode „Harzreise im Winter" zu dichten, in der die Naturstimmung mit der Gemüthsstimmung des Dichters in so wunderbaren Einklang gebracht ist. Er besuchte sodann die Baumannshöhle, weiter Clausthal, wo er, wie er in einem Briefe an die Stein gesteht, „wieder Liebe zu der Classe von Menschen gekriegt habe, die man die niedere nennt, die aber gewiß vor Gott die höchste ist," und am 10. Dec. bestieg er den „schneebehangenen Scheitel" des Brockens. Nach Weimar zurückgekehrt, beendigte er das erste Buch des „Wilhelm Meister," zu dem er die Conception schon längere Zeit mit sich herumgetragen hatte.

Der Anfang des Jahres 1778 riß ihn wieder in einen Strudel der gewohnten Wintervergnügungen: Schlittenfahrten, Redouten, Schweinshetzen, Theaterproben und Aufführungen nahmen seine Zeit fast ungebührlich in Anspruch. Zum Geburtstage der Herzogin kam sein Aristophanisches Lustspiel „Die geflickte Braut" auf dem Liebhabertheater zur Aufführung, das wir jetzt unter dem Titel „Der Triumph der Empfindsamkeit," freilich in sehr abgeschwächter Form, besitzen. Als in Folge der von Oesterreich auf Niederbaiern erhobenen Ansprüche ein neuer Krieg zwischen Preußen und Oesterreich drohte, sah sich der Herzog veranlaßt, aus politischen Beweggründen eine Reise nach Berlin zu machen, auf welcher Goethe ihn begleitete und auch Dessau berührte, wo er seinen alten leipziger Freund Behrisch wieder sah. In Berlin und Potsdam weilten sie vom 15. bis 23. Mai. Die vorhandenen Mittheilungen über diesen Aufenthalt sind dürftig; einen großen Gewinn oder sehr wohlthuende Erinnerungen scheint er davon nicht mit nach Weimar zurückgebracht zu haben, außer etwa die Einsicht in das „große Uhrwerk, das Eine große Walze treibt," und in die Hohlheit des Hoftreibens. „Je größer die Welt, desto garstiger," bemerkte er. Bei dem Prinzen Heinrich, der Goethe freundlich aufnahm, war er in Gesellschaft des Herzogs zu Tische; doch verhielt er sich unter so vielen Generalen beobachtend und zurückhaltend, was man ihm, wie gewöhnlich, als Stolz auslegte. Den großen König selbst lernte er persönlich nicht kennen, da derselbe bereits am 5. zur schlesischen Armee abgegangen war, wo sich auch der Prinz von Preußen, ein Verehrer des Dichters, befand. Berlin war auch damals schon nicht arm an bedeutenden Männern, aber er ging allen literarischen Bekanntschaften vorsichtig aus dem Wege; doch besuchte er, außer dem Kupferstecher Chodowiecki, die Dichterin Karschin. Er war gegen die berliner Literaten verstimmt, mehr als sich wol für einen so großen Geist

gegeben; er hatte, wie er sich äußert, Basedow's Wunder auf seinen „Werther“ und die Gemäldeblätter aufgenommen und noch mehr vergessen[58]. In dem December dieses Jahres fiel eine glänzend in Scene gesetzte und im November wiederholte Aufführung des „Jahrmarkts von Plundersweilern,“ worin er selbst den Marktschreier, den Hanswurst und Mardochai machte. Der [illegible] Wiederaufbau des 1774 durch einen Brand zerstörten Fürstenhauses veranlaßte ihn, das Studium der Baukunst und der Lehre von den Säulenordnungen zu betreiben, was ihm für seine spätere italienische Reise nicht ohne Nutzen war, und sich sogar in architektonischen Zeichnungen zu üben. Zu größeren poetischen Arbeiten scheint ihm in diesem Jahre die rechte Stimmung gefehlt zu haben. Doch war das Jahr nicht verloren. „Viel Arbeit in mir selbst,“ schreibt er zum Schlusse des Jahres, „zu viel Sinnens, daß Abends mein ganzes Wesen zwischen den Augenbrauen sich zusammenzudrängen scheint.“

Das Jahr 1779 wurde für Goethe dadurch wichtig, daß er sich mehr und mehr an den Staatsgeschäften betheiligte und sich den verschiedenartigsten Zweigen der Verwaltung widmete, unter Anderem sogar zu seinen bisherigen Geschäften noch die so wenig poetischen der Kriegs- und Wegebaucommissionen übernahm. Goethe konnte sich eben Alles zutrauen und das Herzogenthum mit seinem Alles umfassenden Geiste mit klar erkennendem Verstande bewältigen. Er selbst sagt, daß diese Geschäfte seine poetische Stimmung nicht störten, daß seine productive Phantasie vielmehr nach derartigen Geschäften nur um so freier spiele. Freilich wird man ihm die eigentlich beschwerlichen und ermüdenden Arbeiten sicherlich möglichst fern gehalten, er selbst aber die amtlichen Geschäfte mit genialem Ueberblicke erledigt und abgethan haben, weshalb auch die Männer des alten Geschäftsschlendrians, „die Kanzleiperrücken,“ wie Karl August selbst sie nannte, ihm immer aufsässig waren und blieben. Noch später, während seiner ersten italienischen Reise, hatte man in den weimarischen Kreisen die Verleumdung in Umlauf gesetzt, daß er Andere „wie Lohnknechte für sich schwitzen lasse“ und in Italien seine Besoldung „für Nichtsthun“ verzehre und es ist immerhin auffallend, daß selbst ein Dichter wie Schiller dieser philisterhaft neidischen Ansicht Gehör geben und ihr beipflichten konnte. Was Goethe aber im Stillen Gutes that, davon wußte man Nichts oder stellte sich doch an, als ob man davon Nichts wisse. Auf seinen vielfachen Reisen durch die zerstreuten Gebietstheile des weimarischen Ländchens lernte er neben der Dumpfheit und Arbeitsamkeit der niedern Volksschichten auch deren Armuth und Bedürftigkeit kennen und er beschäftigte sich nun, um dem Elende zu steuern, unter dem Beirathe des Landcommissarius Bätz

allerdings mit Verbesserung des Ackerbaues und der Wiesencultur. Dieses Volkselend nennt er in seinem Tagebuche einmal den „murrenden Engel,“ mit dem er ringe und wollte er sich die „Hüfte ausrenken.“ Er stellt sich dann weiter das Zeugniß aus: „Es weiß kein Mensch, was ich thue und mit wie viel Feinden ich kämpfe, um das Wenige hervorzubringen.“ Bei seinen Landreisen erlebte er mehrfache Feuersbrünste, so in Apolda im Juli 1779, in Ettersburg am 25. Juni 1780, als er gerade an einem nothwendigen Lustspiele dichtete. Dann eilte er ohne Weiteres vom Arbeitstische auf die Brandstätte, legte an der Löschanstalten mit Hand an, um den Anderen mit ermunterndem Beispiele voranzugehen und begab sich zuweilen so mitten in den Flammen, daß ihm Haare und Augenbrauen versengt wurden. Bei solchen Anlässen lernte er auch die Mängel der bestehenden Löschanstalten kennen und er ließ nicht eher ab, als bis der Herzog sich dazu verstand, für die Verbesserung der Löschanstalten Sorge zu tragen und eine neue Feuerordnung entwerfen und veröffentlichen zu lassen.

Es war für solche Verdienste sicherlich nur eine kaum nennenswerthe Auszeichnung oder Belohnung, wenn ihm der Herzog den Titel eines Geheimraths verlieh (das Ernennungsdecret ist am 5. Sept. ausgestellt) und ihm, was aber erst im nächsten Jahre geschah, eine Gehaltszulage von 300 Thalern bewilligte. Und doch steigerte, nach Wieland's Zeugniß, jene Ernennung den Haß gegen Goethe zu einer Höhe, „die nahe an die stille Wuth grenzt.“ Was Goethe's Gehaltserhöhung betrifft, so bemerkt Schaefer: „Weimars große Männer haben dem Lande wenig Kosten gemacht; Goethe hat sein vertrautes Verhältniß zum Herzoge nicht benutzt, um dessen Freigebigkeit für sich auszubeuten, vielmehr bedeutende Ausgaben, die seine Stellung verursachte, aus seinem Vermögen bestritten.“

In diese Zeit fällt die erste Bearbeitung der „Iphigenia,“ mit der er sich schon lange getragen hatte. Er begann die Ausarbeitung der Dichtung am 14. Febr. in seinem stillen Gartenhäuschen, schrieb dann an den nächsten Acten während der Landreise im Herzogthume im Februar und März, meist in den späten Abendstunden und zuweilen von Rekruten umgeben, in Dornburg, im dornburger Schlosse, in Apolda — wo er den Gegensatz zwischen seiner idealen Dichtung und der jammervollen Wirklichkeit tief empfunden zu haben scheint, wie aus den damals niedergeschriebenen Worten hervorgeht: „Der König von Tauris soll reden, als ob kein Strumpfwirker in Apolda hungerte,“ — in Ilmenau und auf dem Schwalbensteine bei Ilmenau. In dieser ersten Gestalt wurde die Dichtung am 29. März in Gegenwart der gothaischen Herrschaften zum ersten Male vorgelesen und am 6. April zum ersten Male aufgeführt, mit Corona Schröter als Iphigenia, Knebel als Thoas und Prinz Constantin als Pylades, während Goethe selbst als Orestes Bewunderung erregte. Bei einer spätern Aufführung in Ettersburg (am 11. Juli) übernahm der Herzog selbst die Rolle des Pylades. In dem Bilde der Iphigenia wollten damals Viele den Charakter der jungen

58) Näheres über Goethe's Aufenthalt in Berlin findet man bei Leitzmann: „Goethe in Berlin“ (S. 6). Was daselbst S. 5 fg. von einem Besuche bei dem Dichter Burmann erzählt wird, beruht nach Düntzer auf einer Verwechslung Goethe's mit Claudius. Mendelssohn soll Goethe's Besuch nicht angenommen haben, weil er ihn früher als am Tage vor seiner Abreise erwartet hätte.

Herzogin erkennen. Man wußte zu der Zeit noch nicht so genau wie jetzt von den tiefen Eindrücken, welche die von seiner Phantasie in ein ideales Licht gerückte Frau von Stein auf ihn hervorgebracht hatte, obschon es denkbar ist, daß der Dichter diese Geliebte seines Herzens und die junge Herzogin zu dem Idealbilde der Iphigenia verschmolzen habe. Von irgend einer Portraitähnlichkeit kann dabei natürlich nicht die Rede sein; er nahm von beiden höchstens nur gewisse allgemeine Züge, in sofern sie seinen inzwischen durch das Studium antiker Muster gereinigten Vorstellungen von idealschöner Weiblichkeit fördernd entgegenkamen. Diese erste Bearbeitung der „Iphigenia" war in Prosa niedergeschrieben, die aber zum Theil in jambischen Rhythmen sich bewegte. Eine spätere, schon nach Versabtheilungen eingerichtete Bearbeitung (wol die von 1781) wurde dann in Italien derjenigen zum Grunde gelegt, die wir jetzt besitzen und als eine der vollendetsten teutschen Dichterschöpfungen bewundern.

Daneben wurde aber auch der teutsche derbe Spaß in Ettersburg wie früher unter den Auspicien der Herzogin Mutter gepflegt, obschon Goethe, jetzt einer erstern Richtung hingegeben, sich daran nicht mit dem gleichen Eifer wie in den vorhergegangenen Jahren betheiligte, wenigstens nicht producirend. Doch improvisirte er eine Art Hanswurststück, ein komisches Strafgericht, als der erste Band von Jacobi's „Waldemar" erschienen war, dessen Inhalt ihm auf seinem jetzigen Standpunkte sehr wenig zusagte. Als er in Ettersburg daraus vorlas, packte ihn der „alte Teufel des Humors;" er ließ das Buch mit den Deckeln, sodaß der Wind mit den Blättern freies Spiel hatte, an eine noch erhaltene, wenn auch morsche Buche nageln und hielt nun von einem hervorragenden untern Aste eine humoristische Standrede. Natürlich kam es darüber zum Bruch mit Jacobi, mit dem sich erst im J. 1782 durch einen Brief Goethe's wieder ein besseres Verhältniß anknüpfte; hohe Achtung hat Goethe bei allen noch so abweichenden Ansichten dem reinen Charakter Jacobi's stets bewahrt. Er selbst nannte den muthwilligen Streich später in einem Briefe an Lavater eine „Albernheit;" und doch entsprang er nur jenem Geiste des Uebermuthes, dessen Ausbrüchen ja auch namentlich die Mitglieder des weimarischen Kreises bei den ettersburger Lustbarkeiten ausgesetzt waren. So wurde in der zur Geburtstagsfeier des Herzogs aufgeführten Posse Einsiedel's „Orpheus und Eurydice" die Arie aus Wieland's „Alceste," die mit den Worten beginnt: „Weine nicht, du meines Lebens Abgott," unter Begleitung der kreischenden Trillertöne eines Posthornes travestirt und dem allgemeinen Gelächter preisgegeben. Freilich fühlte auch Wieland sich dadurch sehr unangenehm berührt, klagte über Mangel an Delicatesse, Zucht und Scham und indem er Goethe als den Hauptveranlasser oder Hauptförderer des ihm gespielten Streiches betrachten und an Goethe's früher gegen ihn gerichtete Satyre zurückdenken mochte, fühlte er sich in seiner Verehrung für ihn merklich abgekühlt. Goethe, immer geneigt zur Versöhnung die Hand zu bieten und anzuerkennen, wo etwas anzuerkennen war, schickte Wieland für dessen „Oberon," den er aufrichtig bewunderte und der ohne Goethe's belebenden Einfluß vielleicht nicht entstanden oder wenigstens nicht zu einem Kunstwerke von so durchgehender Frische und Anmuth gediehen wäre, im Winter 1780 einen Lorbeerkranz. Doch begegnet man in Briefschaften und mündlichen Mittheilungen nicht wenig Spuren, welche zu beweisen scheinen, daß Wieland es später nicht grade ungern gesehen habe, wenn man dies oder jenes an Goethe auszusetzen hatte. Unter den großen Dichtern und Schriftstellern Weimars war aber Wieland der diplomatischste, der es äußerlich mit keinem verdarb, aber auch mit keinem ein Verhältniß von dauernder Innigkeit unterhielt.

Peinliche Misverhältnisse, in welche der Herzog durch ein leidenschaftliches Liebesverhältniß zu der Gräfin Werther auf Neunheiligen (der Schwester des nachmaligen preußischen Ministers Freiherrn von Stein) sich verwickelte, ließen eine Reise für nöthig erscheinen, die in Gesellschaft Goethe's im tiefsten Incognito unternommen und am 12. Sept. 1779 angetreten wurde. Die Reise ging über Cassel und Frankfurt und von hier rheinaufwärts über Strasburg nach der Schweiz. In Frankfurt wohnte das seltene Freundespaar im Goethe'schen Hause, in welchem „Frau Aja" noch in ihrer „alten Kraft und Liebe" waltete. Den Vater, der sich eines solchen Besuches und der ehrenvollen Stellung seines Sohnes im hohen Grade freute und sich mit Stolz sagen konnte, daß er auch seinen Antheil an dessen ruhmvoller Laufbahn habe, fanden die Reisenden im Ganzen stiller, in sich gekehrter und bei abnehmendem Gedächtnisse. Dann ging es dem Rheine zu. Goethe selbst befand sich in der heitersten, allen Eindrücken der Natur offenen Stimmung. Beachtenswerth ist, daß er an Frau von Stein schreibt, er sei „ungetrübt von einer beschränkten Leidenschaft" und daß nun die „Verhältnisse zu den Menschen, die bleibend sind," vor seine Seele träten; einen „willkommenen Athem" fühlte er durchs ganze Land wehen, „Himmelsluft weich, warm, feuchtlich;" man werde „wie die Trauben reif und süß in der Seele." Während die Andern gradewegs nach Strasburg reisten, machte er einen Seitenritt nach Sesenheim, wo man ihn freundlich und gut wie in frühern Tagen aufnahm. Friederike Brion führte ihn bei Vollmondschein in jede Laube, benahm sich vortrefflich und vermied es, auch nur durch die leiseste Berührung irgend ein altes Gefühl in seiner Seele zu wecken. In vollem Frieden schied er von diesen edeln Menschen und besuchte Tags darauf, am 26. Oct., eine andere Jugendgeliebte, die frankfurter Lili, jetzt Frau von Türkheim, den „schönen Grasaffen" und „gute Creatur," welche er „mit einer Puppe von sieben Wochen" spielend und zu seinem Troste „recht glücklich verheirathet" fand. In Emmendingen besuchte er das Grab seiner Schwester und stellte sein früheres gutes Verhältniß zu seinem jetzt mit Johanna Fahlmer verheiratheten Schwager Schlosser wieder her. Die Reise wurde dann in Gesellschaft des Kammerherrn von Wedel, der Tags hundert tolle Einfälle hatte, über Freiburg durchs

Höllenthal nach Basel, weiter über Murten nach Bern fortgesetzt. Das Lauterbrunner- und Haslithal wurden besucht, mehre Höhen erstiegen und Angesichts des Staubbaches die schöne Ode „Gesang der Geister über den Wassern" concipirt. An den Ufern des genfer Sees traf er die eben dort weilende Marquise Branconi, die Geliebte des Herzogs von Braunschweig, deren bezaubernde Erscheinung ihn so entzückte, daß er sich etliche Male in ihrer Gegenwart still fragte, „obs auch wahr sein möchte, daß sie so schön sah." Von Genf, wo er unter Anderem die Bekanntschaft Saussure's machte, wurde dann trotz aller Abmahnungen die bei so vorgerückter Jahreszeit nicht gefahrlose Reise in die savoyer Eisgebirge unternommen. Sie durchzogen das Wallis, das Rhonethal aufwärts; dann ging es zu Fuße über den Gotthard nach Uri, wobei der vorderste der Führer, der die Bahn brach, oft bis über den Gürtel im Schnee saß. Es war dies der gefährlichste wie beschwerlichste Theil der Reise, der von den Führern selbst als eine Art Abenteuer angesehen wurde. Auf der Höhe des Gotthard, wo die Reisenden bei den Capucinern nachteten, war die Kälte so grimmig, daß man im Freien nicht ausdauern konnte und nur zeitweise wagte, vor die Thür zu treten, um sich dem Anblicke der großartigen Gebirgsscenerie wenigstens auf Augenblicke hinzugeben. Ueber Uri, den Vierwaldstättersee und Luzern, wo Goethe die herrliche Schilderung der Reise nach Savoyen und bis Martinach dictirte, ging es dann nach Zürich, wo in Gesellschaft Lavater's glückliche Tage verlebt wurden. Hier verweilten die Reisenden bis zum 2. Dec., besuchten dann Schaffhausen und den Rheinfall und verließen am 8. Dec. den Boden der Schweiz. Auf dieser Heimreise entstand und reifte das liebliche idyllische Singspiel „Jery und Bätely," von welchem der Dichter bereits am 20. Dec. eine Abschrift an seinen Jugendfreund Christoph Kayser nach Zürich schickte. In Stuttgart, Karlsruhe, Darmstadt und Homburg wurde mit den Höfen verkehrt, aber Goethe, noch voll von den erhabenen Eindrücken der schweizer Alpenwelt, konnte diesem „Herumschleppen an den Höfen" durchaus keinen Geschmack abgewinnen. Die bemerkenswertheste Episode war die Theilnahme der Reisenden an der am 13. Dec. auf der stuttgarter Militairakademie stattfindenden Preisvertheilung, wobei auch der „Eleve" Friedrich Schiller drei Preise erhielt. Goethe stand dabei zur Linken des Herzogs von Würtemberg, wie Karl August zur Rechten desselben. Eigenthümlicher Art mochten die Gedanken des ehrgeizigen und schon mit seinem dramatischen Erstlingswerke beschäftigten, damals 20jährigen Schiller sein, als er den von ihm bewunderten Verfasser des „Götz" und „Werther" in so hoher Gesellschaft sich gegenüber sah. Für Goethe war damals der junge Mann Nichts weiter als ein „Eleve" wie jeder andere; vielleicht erregte ihm Schiller in jenem Augenblicke nicht einmal so viel Interesse als dessen Mitbewerber um die Preise. Nach viermonatlicher Abwesenheit trafen die Reisenden am 23. Jan. 1780 wieder in Weimar ein, wo Goethe zunächst die zweite Hälfte der Briefe aus der Schweiz ausarbeitete.

Als eine Frucht der schweizer Reise und der damit verbundenen Lecture der Schriften Saussure's kann man es auch wol betrachten, daß er sich fortan mit immer größerem Eifer dem Studium der Naturwissenschaften zuwandte, zu denen er sich schon früher durch seinen Umgang mit Merck, welcher mit Glück mineralogische Forschungen betrieb, namentlich aber seitdem er sich ernstlich mit den Interessen des thüringer Bergbaues beschäftigte, lebhaft hingezogen fühlte. Zu seinen mineralogischen Forschungen, denen er sich, wie er an Merck schreibt, „mit einer völligen Leidenschaft" hingab, benutzte er besonders seinen wiederholten Aufenthalt in Ilmenau, seine Streifzüge durch das thüringer Bergland und seine weitern Ausflüge, z. B. nach dem Harze, den er Anfangs September 1780 abermals besuchte. Er vervollständigte seine mineralogischen Sammlungen und verfaßte einen mit diesen Liebhabereien zusammenhängenden Aufsatz „Nachricht von dem ilmenauischen Bergwesen"[60]). Dieses Studium der Erdgerippe leitete ihn weiter zu einem ernsthaftern Studium der Gerippe bei Menschen und Thieren, zu dem Studium der Anatomie und Osteologie, das ihn übrigens schon früh lebhaft angezogen hatte, auf das ferner auch seine Beschäftigung mit der Physiognomik nicht ohne Einfluß geblieben war. Zu diesem Zwecke hielt er sich im October 1781 einige Zeit in Jena auf, um bei dem Professor Loder zu hören und unter seiner Anleitung der Anatomie, die er bisher doch immer nur mehr dilettantisch betrieben, ein wissenschaftliches, systematisches Studium zu widmen. Hierbei kam ihm auch seine Fertigkeit im Zeichnen zu statten, das er jetzt ebenfalls wieder mit größerem Eifer aufgenommen hatte, angeregt besonders durch die seit kurzer Zeit unter der Leitung des Malers Kraus bestehende und durch Goethe hervorgerufene Zeichnenschule, die, sicherlich ebenfalls auf Goethe's Veranlassung, seit 1779 öffentliche Ausstellungen ihrer Zeichnungen und zwar alljährlich am Geburtstage des Herzogs zu veranstalten pflegte. Diese Ausstellungen mögen wol die ersten dieser Art in Teutschland gewesen sein. Goethe selbst zeichnete damals besonders nach dem Nackten, um dadurch seinem auch später mit so großem Eifer betriebenen Charakterstudium des menschlichen Körpers zu Hilfe zu kommen. Er fing nun auch an, Kupferstiche, Handzeichnungen und andere Kunstgegenstände zu sammeln, copirte nach Rafael und Dürer und studirte mit größtem Eifer die Schriften von Mengs. Durch diese Beschäftigung mit der Kunst war auch ein Anknüpfungspunkt zu seiner später so innigen Freundschaft mit dem Maler Heinrich Wilhelm Tischbein gegeben. Goethe war es, der ihm bei dem Herzoge von Gotha ein Stipendium auswirkte, um in Italien seine Kunststudien weiter fortsetzen zu können. Auch seinem Jugendfreunde, dem Musiker Kayser, wirkte er nicht blos vom Herzoge eine Unterstützung aus, um nach Wien zu gehen und sich unter Gluck's Leitung auszubilden, er selbst versah ihn aus eigenen Mitteln mit Geld und er

---

60) Abgedruckt in Diezmann's schon erwähnter Schrift: „Goethe und die lustige Zeit in Weimar" S. 278—296.

spricht in einem Briefe an Frau von Stein seine Befriedigung darüber aus, daß seine „alte Wohlthätigkeit" ihm wieder zurückkehre. Ein anderes freundschaftliches und für ihn lehrreiches Verhältniß entspann sich mit dem Bildhauer Klauer, der damals eine Büste des Dichters verfertigte und mit dem er manche Stunde in ernstem Gespräche über das Wesen und die Aufgabe der Kunst verbrachte, wie mit Kayser über musikalische Arbeiten. „So zeigt sich uns ein Streben," bemerkt Schaefer, „wie die Natur so auch das ganze Gebiet der Kunst zu durchwandern und durch eigene Anschauung kennen zu lernen." Mit diesem offenen Sinne für die Kunst und die Natur ging auch der für die Freundschaft Hand in Hand. Wieland rühmt um diese Zeit von ihm, er sei so sanft und gutmüthig gegen alle Leute, daß er von dieser Seite nicht mehr zu kennen sei; mit Knebel war sein Verhältniß das innigste und im J. 1781 schloß sich auch Herder, der sich bisher ziemlich fremd und kalt gegen ihn verhalten, wieder enger an ihn an.

In den Tagen, wo sich der Dichter vorzugsweise als einen guten Menschen fühlt, nach Kräften Glück und Segen um sich verbreitet und mehr als gewöhnlich mit sich zufrieden zu sein Ursache hat: in solchen Tagen wird ihm auch der Quell der Poesie frischer und ergiebiger strömen als in den Tagen der Verstimmung und des Mismuthes mit der Welt und mit sich selbst. Auf einer Herbstreise durch das thüringer Gebirge entstanden, außer der bedeutsamen Ode „An meine Göttin," die ersten Scenen des „Tasso," den er schon seit dem März mit sich herumgetragen hatte. Es war am 13. Oct., als er sich an die Ausarbeitung der ersten Scenen machte und wenige Wochen später war er bereits bei der ersten Scene des zweiten Actes angelangt. Aber so rasch ihm auch der Anfang dieser Arbeit von der Hand gegangen war, so gerieth sie doch bald ins Stocken, da im Winter theils Geschäfte, theils Zerstreuungen seine Thätigkeit allzusehr in Anspruch nahmen. Erst im Frühlinge 1781 konnte er wieder an die Fortsetzung der Arbeit denken; aber sie rückte, vielfach unterbrochen, nur langsam fort und gedieh erst gegen den Herbst 1781 bis zum Schlusse des zweiten Actes. Aber grade an diesem ersten Ergusse hatte das Herz mehr als die Kunst Antheil; diese ersten Acte waren in poetischer Prosa niedergeschrieben; ihre jambische Kunstform erhielt „Tasso" erst in der spätern Umdichtung. Persönliche Beziehungen und Hoferfahrungen waren unzweifelhaft darin verarbeitet; aber einzelne Ausleger sind in ihrer Sucht zu deuten und überall persönliche Bezüge zu wittern, auch in Betreff des Tasso viel zu weit gegangen, z. B. wenn man behauptet hat, Goethe habe in dem Verhältnisse des Tasso zu Antonio sein eigenes zu Herder darstellen wollen. Viel eher ist anzunehmen, daß Goethe im Tasso und im Antonio zugleich seine eigene Doppelnatur als Dichter und als Staats- oder Weltmann habe zur Anschauung bringen wollen; denn in diesem Widerstreite befand sich Goethe damals. Dabei mag er allerdings einzelne Züge von Herder entlehnt haben, der Klopstock so auf Kosten Goethe's zu erheben pflegte, wie etwa Antonio im „Tasso" Ariost auf Kosten Tasso's erhebt. Als Urbild zur Prinzessin Leonore soll dem Dichter die Frau von Stein und, nach Schaefer's Deutung, als Urbild zur Gräfin Leonore gar die Marquise Branconi gesessen haben. Nach der Vollendung des „Tasso" schrieb dagegen Karoline Herder an ihren Gatten am 20. März 1789: „Sie (Frau von Kalb) nimmt Goethe's „Tasso" gar zu speciell auf Goethe, die Herzogin, den Herzog und die Steinin; ich habe sie aber ein wenig darüber berichtigt. Das will ja auch Goethe durchaus nicht so gedeutet haben. Der Dichter schildert einen ganzen Charakter, wie er ihm in seiner Seele erschienen ist; einen solchen ganzen Charakter besitzt ja aber ein einzelner Mensch nicht allein. So ist es mit dem Dichtertalente selbst, so mit der Kunst zu leben, die er durch den Herzog oder Antonio darstellt. Daß er Züge von seinen Freunden, von den Lebenden um sich hernimmt, ist ja recht und nothwendig; dadurch werden seine Menschen wahr, ohne daß sie eben im ganzen Charakter lebend sein können oder dürfen." Diese Stelle ist deshalb beachtenswerth, weil die Herder hier wahrscheinlich mit Goethe's Worten selbst gesprochen hat. Man erkennt daraus zugleich, daß, so sehr man sich auch in den damaligen Kreisen Weimar's abquälte, in Goethe's Dichtungen überall persönliche Beziehungen zu erblicken, damals doch Niemand daran gedacht hat, daß Antonio mit Herder identisch sei. Schon früher hatte übrigens Goethe die Herder davor gewarnt, zu viel in den „Torquato Tasso" hineinzudeuten, „weil sonst das ganze Stück verschoben wäre," obschon er zugestanden hatte, daß die Dichtung viel Deutendes „über seine eigene Person," d. h. über seine innern Kämpfe enthalte[61]).

Sehr lebhaft beschäftigte er sich in dieser Zeit mit einer andern seiner größten Schöpfungen, dem „Wilhelm Meister," dessen erstes Buch im J. 1777 geschrieben war. In einem Briefe vom 7. Juni 1780 erzählt er, daß er auf dem Ritte von Erfurt nach Gotha seine „Lieblingssituation" im „Wilhelm Meister" ausgeführt und sich das Detail so lebhaft ausgemalt habe, daß er „bitterlich zu weinen" angefangen. Das zweite und dritte Buch des Romans wurden damals in seinem Geiste verarbeitet. Psychologischen Stoff und künstlerische Anregung zu dem dritten Buche erhielt er namentlich bei einem Besuche, den er im März 1781 in Gesellschaft des Herzogs dem Grafen Werther zu Neunheiligen abstattete. Die Gattin des Grafen, welche, wie schon bemerkt, eine heftige Neigung bei dem Herzoge entzündet hatte, war das Urbild der liebenswürdigen Gräfin, welche dem Wilhelm „die Sphäre höherer Weiblichkeit eröffnet"[62]). Auch der Humor und die Theaterlust wurden in dieser Zeit, namentlich im Sommer 1780, in Ettersburg gepflegt. Er selbst gesteht, daß das Theatralische noch eins von den „wenigen Dingen" sei, an denen er noch „Kinder- und Künstlerfreude" habe; auch zeigt sich der Einfluß

61) Siehe die Briefe der Herder vom 13. Febr., 2. März und 20. März 1789 in „Herders Reise nach Italien." 62) Dies die Worte J. W. Schaefer's, bei dem man (1. Bd. S. 339—340) Näheres über das gräfliche Ehepaar findet.

dieser Theaterliebhaberei in den ersten Büchern des
„Wilhelm Meister" ja deutlich genug. Productiv für
dieses Dilettantentheater war Goethe übrigens nicht sehr;
doch verfaßte er dafür das satyrische Spiel die „Vögel,"
zu dem er die Hauptmotive aus des Aristophanes Ko-
mödie entlehnte, doch in so freier Benutzung, daß man
das muthwillig witzige, kleine Stück mit Recht als eine
Originalarbeit betrachten kann. In die Periode seiner
classischen Reife eingetreten, hat er jetzt den Hans Sachs'-
schen Knittelvers aufgegeben; die „Vögel" sind in einer
wohlgefügten Prosa geschrieben. Das Stück ist übrigens
zu Ettersburg am 18. Aug. 1780 in Vögelgestalten, die
einen sehr possierlichen Effect machten, wirklich aufgeführt
worden; Goethe selbst spielte darin den Treufreund.
Kleinere Sachen dienten dann und wann zu Maskirungen;
so wurde z. B. bei einem Hoffeste am 6. Jan. das Ge-
dichtchen von „drei Königen aus fernem Morgenlande"
von Corona Schröter und zwei Sängern in Masken
dargestellt. Den Plan, das Leben Bernhard's von
Weimar zu schreiben, zu dem Goethe bereits umfassende
Studien gemacht hatte, ließ er fallen und ein von ihm
am 6. Jan. 1781 als Antwort auf Friedrich's II.
Pamphlet „De la littérature allemande" dictirtes
„Gespräch über die deutsche Literatur" (Goethe gewöhnte
sich um diese Zeit immer mehr daran, seine Sachen in
die Feder zu dictiren) ließ er leider ungedruckt, weil in-
zwischen Möser's „Schreiben über die deutsche Sprache
und Literatur" erschienen war. Eine Abschrift davon
schickte er jedoch an Merck, der sich darüber gegen Forster
mit vielem Lobe aussprach. Die Hoffnung, daß diese
jedenfalls interessante Arbeit einmal noch werde aufgefun-
den werden, braucht man noch immer nicht aufzugeben.
Im Ganzen konnte Goethe auf die Jahre 1780 und
1781, die auch an Auszeichnungen reich waren, wozu
die ihm von der Herzogin Amalie 1781 veranstaltete
Geburtstagsfeier und seine glänzende Aufnahme am
gothaischen Hofe gehören, mit größter Befriedigung zurück-
blicken. In sich selbst lebend, kümmerte er sich damals
um das Publicum so gut wie gar nicht; seine Dichtungen
wurden durch Abschriften oder durch Aufführungen in
Ettersburg nur im Kreise seiner vertrautesten Freunde
bekannt und das genügte ihm vollkommen, weil er in
sich selbst begnügt war. Auch das Jahr 1782 war nicht
unfruchtbar, obschon sich Goethe während der Winterlust-
barkeiten nicht sehr behaglich gefühlt zu haben scheint.
„Noch nie hab' ich den Schluß des Carnevals so sehn-
lich gewünscht als diesmal," schrieb er an Frau von
Stein. Früher, wo diese Lustbarkeiten noch den ganzen
Reiz der Neuheit für ihn hatten, war er mit Lust, Liebe
und bestem Humor dabei gewesen; er hatte gestrebt, ihnen
so viel als möglich einen tiefern Gehalt zu geben; es
war doch eine neue und durchaus nicht uninteressante
Seite, die ihm das Leben zugekehrt hatte und an der er
seinen Humor und seine Erfindungskraft üben konnte.
Immer mehr aber scheinen diese Mummereien, diese nicht
selten mit persönlichen Anzüglichkeiten gewürzten Farcen,
diese dilettantischen Versuche im Schauspielerfache ihn
angewidert zu haben, je mehr er den Ernst des Lebens
wie den Ernst und die hohe Aufgabe der Kunst kennen
lernte. Er erkannte, wie sehr er gefährdet war, sein
Talent in lauter Nichtigkeiten zu zersplittern, wie es diesen
Hofleuten doch um Nichts weiter als um Zerstreuung
um jeden Preis oder um Illustrirung ihrer Person zu
thun war, wie man sein Talent für Nichts weiter für
gut hielt, als unterhaltende Mummereien, Ballete, Fest-
dramen u. s. w. zu arrangiren und dem Decorateur, Re-
gisseur, Ballet- oder Ceremonienmeister mit hübschen Er-
findungen zu Hilfe zu kommen, weshalb er selbst einmal
von der „Narrenrolle" spricht, die er zu spielen habe.
Ohnehin befand sich Goethe während des Carnevals von
1782 — den er unter Anderem durch einen Masken-
zug „Die vier Weltalter" nebst erklärendem gehaltvollen
Gedichte verherrlichte [63]) — körperlich leidend und zwar
in einem Grade, daß der Herzog am 8. Febr. schrieb:
„Hier fängt Alles an krank zu werden. Ich habs mit
achttägigen Zahnschmerzen überstanden; jetzt geht Goethe
gelb und bleich umher und flickt an sich herum." Hierzu
kamen der schlechte Zustand der Kammerfinanzen, welcher
dem Herzoge manche Verlegenheiten bereitete, allerlei
alberne „Geschäfte," wie Rekrutenaushebung und Kriegs-
commissionsarbeiten, endlich im Mai die Trauerkunde von
dem am 24. oder 25. Mai erfolgten Tode seines Vaters.
Goethe war hiervon, wenn er auch äußerlich seine Ruhe
wie immer zu bewahren wußte, sicherlich tief ergriffen
und es ist unrecht, wenn man eine frivole briefliche
Aeußerung des Herzogs dahin gedeutet hat, daß auch
Goethe darüber leicht hinweggegangen sei. Goethe hatte
es in der Selbstüberwindungskunst allmälig weit genug
gebracht, um von den Stürmen, die sein Gemüth so oft
und aufs Heftigste bewegten, die Welt Nichts merken zu
lassen. Düntzer weist mit Recht darauf hin, daß und
mit welcher Rührung Goethe seines Vaters noch in
Italien gedacht habe [64]). Allerdings wurde der schmerz-
liche Eindruck dieser Trauerkunde durch den Gedanken
gemildert, daß Johann Kaspar Goethe zuletzt durch einen
an Geisteszerrüttung streifenden Trübsinn, von dem ihn
nur der Tod erlösen konnte, seinen Umgebungen wie sich
selbst zur Last gewesen.

Auf einer Geschäftsreise im März vollendete Goethe
sein schönes Gedicht auf den Tod Mieding's, der, ursprüng-
lich einfacher Tischlermeister, zwar nur die Stellung eines
Theatermaschinisten inne gehabt hatte, aber in dieser
Stellung eine für Weimars Hoffreise wichtige Person ge-
wesen war, und vielleicht mehr diesem Umstande als sei-
ner wirklichen Vortrefflichkeit verdankte das Gedicht die
große Sensation, welche es in Weimar machte. Goethe
selbst gesteht gegen Knebel: „Ich bin mir noch keiner so
schönen Sensation bewußt, als dies Gedicht in unserem
Kreise gemacht hat." In diesem Gedichte zeigt Goethe,
der immer vom Besondern sich zum Allgemeinen zu erhe-

63) Düntzer setzt diesen Maskenzug, abweichend von allen übrigen Biographen Goethe's, in das nächstfolgende Jahr. Die in seiner Schrift „Goethe und Karl August" angegebenen Gründe scheinen uns nicht ganz schlagend zu sein.

64) Siehe in der oben erwähnten Schrift: „Goethe und Karl August" die Note auf S. 148.

den suchte, daß es nicht auf hohe Stellung und weitverbreitete Wirksamkeit, sondern darauf ankomme, daß Jeder auf seine Weise in dem übernommenen Berufe wie Mieding in dem seinen mit angespannter Kraft uneigennützig, tüchtig und redlich wirke, um der höchsten Anerkennung werth zu sein; daß nicht das Was, sondern das Wie der Pflichterfüllung den Werth eines Menschen bedinge. Es ist dies eine Ansicht, die Goethe auch sonst aufs Nachdrücklichste geltend zu machen sich bestrebt hat.

Unmittelbar nachdem er mit diesem Gedichte fertig geworden, nahm er wieder den „Egmont" vor und arbeitete namentlich den „fatalen" vierten Act um, im Ganzen bemüht, das „Studentenhafte der Manier, das der Würde des Gegenstandes widerspricht," darin zu tilgen. Eine Abschrift dieser neuen Bearbeitung schickte er an Justus Möser und begleitete sie mit einem Schreiben an dessen Tochter, worin er den Wunsch ausspricht, daß ihm Möser „recht aufrichtig und ausführlich" seine Meinung darüber sagen möge. Auf einer neuen, bereits am 28. März angetretenen Geschäftsreise entstanden die ersten jener Epigramme, zu denen er wahrscheinlich durch die ihm im März übersandte Tobler'sche Uebertragung von Gedichten der griechischen Anthologie angeregt wurde und die er dann nebst einigen spätern unter der Ueberschrift „Antiker Form sich nähernd" unter seine Gedichte aufgenommen hat. Schaefer vermuthet, daß auch die Oden „Ganymed," „Grenzen der Menschheit" und „Das Göttliche" in diese Frühlingstage zu setzen seien. Letztere, wie die Romanze „Der Sänger" u. s. w., gehören jedenfalls dem Jahre 1782 an, ebenso das Singspiel „Die Fischerin," welches am 22. Juli auf der Naturbühne im tiefurter Parke zum ersten Male mit größtem Erfolge aufgeführt wurde.

Auch „Wilhelm Meister" wurde in diesem Jahre von Goethe gefördert; er brachte im Sommer das zweite Buch zum Abschlusse, das er dann am 29. Aug. dem herzoglichen Paare vorlas, und machte sich weiter an die Ausarbeitung des dritten, bei welchem er zu seiner Genugthuung wieder zu fühlen begann, daß er vornehmlich und eigentlich doch zum Schriftsteller geboren sei. Am „Werther" nahm er allerlei Veränderungen vor, die nur zum Theil Verbesserungen sind; er milderte die früher etwas schroffe Darstellung des Verhältnisses zwischen Albert und Lotte und fügte die Episode von dem Bauernburschen bei, der aus Eifersucht zum Mörder wird. Aus dieser Arbeit, die dann vor dem neuen Abdrucke im J. 1786 noch einmal revidirt wurde, ging dann auch wol die zuerst 1806 den Werken Goethe's eingefügte „erste Abtheilung der Briefe aus der Schweiz" oder das Fragment Werther'scher Reisebriefe hervor.

In dasselbe Jahr fällt Goethe's Erhebung in den Adelsstand, welche der Herzog schon seit einiger Zeit beim Kaiser betrieben hatte, da Goethe's amtliche wie gesellschaftliche Stellung den Adelsrang nöthig zu machen schienen. Goethe hatte, als er das Diplom in Händen hielt, in seinen Gedanken eben Nichts weiter, als was er „längst besessen," denn „wir frankfurter Patricier hielten uns immer dem Adel gleich," äußerte er. Auch brachte ihm dieses Jahr eine Vermehrung seiner Amtsgeschäfte, indem er nach der keineswegs erbetenen Entlassung des Kammerpräsidenten Kalb auch dessen Geschäfte übernahm, und zwar ohne Ernennung zum Kammerpräsidenten und ohne Erhöhung des Gehalts, sodaß es auch dem bösesten Willen nicht möglich gewesen wäre, Goethe hierbei irgend eines eigennützigen Motivs zu zeihen. Im December machte Goethe mit dem Herzoge einen Ausflug nach Dessau und von hier nach Leipzig, das er seit seiner Studienzeit dann und wann nur sehr flüchtig berührt hatte. Diesmal blieb er in Leipzig vom 24. Dec. (der Herzog begab sich schon am 26. im raschen Ritte nach Weimar zurück) bis zum 3. Jan. 1783, weil er das am Neujahrsabende stattfindende Concert nicht versäumen wollte. Besonders verkehrte er in Leipzig mit seinem geliebten Oeser und andern Kunstfreunden, sammelte auch in dieser „kleinen moralischen Republik" zu seinem „Wilhelm Meister" manche „recht schöne Data" und ergänzte „verschiedene Lücken;" denn wie er an Frau von Stein am 28. Dec. schrieb: „Wenn ich nicht immer neue Ideen zu bearbeiten habe, werde ich wie krank." Interessant und werthvoll wurde dieser Ausflug ihm auch dadurch, daß er dem Fürsten von Dessau, welcher die Reisenden eine Stunde auf dem Wege nach Leipzig begleitete, näher trat, indem sich der Fürst, wie es scheint, in seiner ganzen schönen Menschlichkeit gegen ihn erschloß. Schon früher hatte Goethe den Fürsten in einem Briefe an Lavater eine „schöne und große Natur" genannt.

Bei seiner Rückkehr nach Weimar wurde er zwar von mancherlei gehäuften Geschäften in Beschlag genommen, sodaß er davon zuweilen „wie gesotten und gebraten" war, dagegen hatte er diesmal von den Carnevalslustbarkeiten fast gar nicht zu leiden, da in der Erwartung der Niederkunft der Herzogin selbst die am 30. Jan. gebräuchliche dramatische Aufführung ausfiel[65]). Am 2. Febr. 1783 wurde der Erbprinz Karl Friedrich geboren und am 5. Febr. fand die Taufe desselben statt. An diesem ernsthaften, dem Lande so erfreulichen, auf den Herzog einen nicht unbeträchtlichen sittlich-kräftigenden Einfluß übenden Ereignisse betheiligte sich Goethe, obschon es sich diesmal doch nicht darum handelte, ein „Großmeister der Affen zu sein," fast auffallend wenig; doch suchte er durch sein Gedichtchen „Zur Feier der Geburtsstunde des Erbprinzen" wenigstens seinen guten Willen zu zeigen. Vielleicht belästigten ihn, der alles Prunkhafte und erkünstelt Schwülstige haßte und ein solches Ereigniß als ein ganz natürliches betrachtete, von dem nicht viel Aufhebens zu machen sei, die bei dieser Gelegenheit sich Luft machenden Schmeicheleien betriebsamer Creaturen und die Ueberfülle der Festlichkeiten, womit man das ganze Ländchen in Bewegung und Kosten setzte, sodaß

65) Daher scheint uns auch die Annahme Düntzer's, daß der Goethe'sche Maskenzug „Die vier Weltalter" nicht 1782, sondern am 20. Jan. 1783 stattgefunden, trotz des dafür beigebrachten Grundes nicht sehr wahrscheinlich.

darüber selbst im Julihefte des „Deutschen Museums" in einem Briefe aus Cassel gespottet wurde. Zwar beabsichtigte Goethe, seine Tragödie „Elpenor" bis zum Kirchgange der Herzogin (den 9. März) fertig zu bringen, aber, wie er am 3. März an Knebel schreibt, es sei ihm unmöglich, der alte Plan sei fehlerhaft gewesen, er habe das Stück wieder von Vorn an neu umarbeiten müssen. Nur zwei Acte, die Exposition, wurden im März fertig gebracht und in dieser fragmentarischen Gestalt ist es den Goethe'schen Dramen eingereiht worden[66]).

Leider brachte es die Stellung Goethe's mit sich, daß er in seinen größern Plänen immer wieder gestört wurde. Zu diesen unwillkommenen Störungen gehörte ein Besuch des damals grade die teutschen Universitäten bereisenden Herzogs Karl von Würtemberg in Begleitung seiner Gemahlin, der Gräfin Hohenheim, in Jena und Weimar. Am 5. März, als er kaum die beiden ersten Acte des „Elpenor" vollendet hatte, begleitete Goethe seinen Herzog zur Begrüßung der würtembergischen Herrschaften nach Jena, doch trug ihm dieser Besuch die Bekanntschaft mit dem im jenaischen Naturaliencabinet befindlichen, völlig ausgewachsenen, wohl erhaltenen Elephantenschädel ein, der ihm für seine osteologischen Studien von so großer Bedeutung werden sollte. Am 16. kam der Herzog mit der Gräfin nach Weimar, wo derselbe einem Concert und der Abendtafel beiwohnte und, wie Ludecus berichtet, mit Wieland gar nicht, dagegen mit Goethe, den er ja schon von seinem Besuche der Militairakademie her kannte, viel verkehrt haben soll[67]).

Seine Beziehungen zum Hofe und seine amtlichen Geschäfte wendeten ihm jetzt mehr als früher ihre düstere Seite zu. Er nennt es ein „saures Stück Brod," wenn man darauf angenommen sei, „die Disharmonie der Welt in Harmonie zu bringen," er klagt, daß ihn das ganze Jahr kein angenehmes Geschäft aufsuche, daß er von „Noth und Ungeschick der Menschen" immer hin und wieder gezogen werde, er nennt sich in einem Briefe an Jacobi einen „armen Sklaven der Pflicht," hält sich reservirt und gibt dadurch dem Herzoge Anlaß, über die „Taciturnität seines Herrn Kammerpräsidenten" Klage zu führen. In einer solchen Stimmung des Ueberdrusses am Welttreiben mag er wol (Anfangs Sept. 1783) mit Bleistift jenes schöne Gedichtchen: „Ueber allen Gipfeln ist Ruh" an die Wand des Breterhäuschens auf dem Gickelhahne bei Ilmenau geschrieben haben.

Diese Stimmung dauerte bei ihm aus, denn noch kurz vor seiner Reise nach Italien versicherte er in einem Schreiben an Jacobi, er lebe „in einer Abgeschiedenheit von der Welt," die ihn zuletzt „stumm wie einen Fisch" mache. Zwei Umstände kamen hinzu, die ihm seine Berufsthätigkeit damals erschwerten und seine Stimmung verbitterten, einmal die leidige Liebesgeschichte des Prinzen Constantin, der seine Geliebte, die Französin Dausaincourt, nachdem er ihrer überdrüssig geworden, nach Weimar geschickt hatte und des Herzogs Widerstreben, für seine Ausgaben einen Etat festzusetzen, der nicht überschritten werden dürfe. Das letztere erreichte Goethe niemals und dieser Umstand soll es gewesen sein, der ihm die Stelle eines Kammerpräsidenten am meisten verleidet habe. In der Geschichte des Prinzen Constantin wurde ihm der delicate und unangenehme Auftrag, sowol für dessen Kind Anstalten zu treffen, als die auf ihr Recht pochende widerspenstige Französin zu vermögen, sich noch vor der Rückkehr des Prinzen zu entfernen oder besser wegschaffen zu lassen. Zuletzt wurde sie, wie es scheint nicht grade mit ihrer Einwilligung, sondern unter ihrer fortdauernden Protestation, unter Begleitung von Goethe's treuem Diener Philipp Seidel nach Frankreich, wahrscheinlich zunächst nach Strasburg gebracht. Das weiche Herz Goethe's und die höhere Staatsraison, der er Gehör geben mußte, kamen hierbei sicherlich in einen Conflict, der für ihn sehr peinlich war. Doch wußte Goethe von allen noch so unangenehmen Situationen für seine Poesie Vortheil zu ziehen und so hat er auch dieses Abenteuer für seinen „Wilhelm Meister" benutzt, indem er Wilhelm in ähnlicher Weise Lydia fortschaffen läßt, wie die Frau von Dausaincourt aus dem Försterhause zu Tannroda fortgeschafft wurde. Denn hier hatte man ihr, wahrscheinlich auf den Rath Goethe's, ein Asyl für ihre Niederkunft bereitet.

Im September 1783 machte er eine neue Reise in den Harz, besuchte die Baumannshöhle und bestieg in Gesellschaft seines Zöglings Fritz Stein am 21. Sept. die Höhe des Brockens, auf der er übernachtete. Für sein jetziges Lieblingsfach, die geologisch-mineralogischen Untersuchungen und für die mineralogischen Sammlungen gewährte dieser Ausflug reiche Ausbeute; auch wurde er dadurch zu einer im nächsten Winter niedergeschriebenen Abhandlung über den Granit angeregt. Weiter besuchte er auf diesem Ausfluge die schöne Branconi zu Langenstein und am 13. und 14. Sept. Halberstadt, wo er mit der Herzogin Amalia und den sie begleitenden braunschweigischen Herrschaften zusammentraf; auch Gleim's Bekanntschaft machte er, der ihn, was in dieser Umgebung wol erklärlich ist, zu steif und hofmännisch fand. Goethe setzte seine Reise bis nach Göttingen fort, um die Bekanntschaft mehrer Professoren zu machen und dehnte sie, von Fritz dazu bestimmt, bis nach Cassel aus, wo er am Hofe sehr gut aufgenommen wurde und lehrreiche Unterredungen mit Georg Forster und namentlich Sömmering hatte, mit letzterem besonders über Osteologie. Nach seiner Rückkehr nach Weimar, wo er am 8. Oct. eintraf, mußte er wegen der Anwesenheit hoher Herr-

66) Woldemar von Biedermann erklärt die bei Goethe so bald gegen dieses Stück eingetretene Abneigung damit, daß er sagt: „Der schauerliche, gefühlmarternde Stoff mußte ihn bei seiner leichten Erregbarkeit gradezu aufreiben." Vergl. „Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung." Nr. 69. Jahrg. 1860. 67) Ludecus berichtet auch, daß Wieland wegen der ihm angeblich widerfahrenen Zurücksetzung ein Epigramm auf den Herzog verfaßt und ihn darin wegen der Schulmeisterei mit Dionys verglichen habe. Düntzer führt dies in seiner Schrift: „Goethe und Karl August" an, fügt aber sehr mit Recht ein Fragezeichen hinzu. Wahrscheinlich war ein bekanntes Schubart'sches Epigramm auf den Herzog von Würtemberg dieses Inhalts in den weimarischen Kreisen in Umlauf gesetzt und weil möglicherweise Wieland sich an dessen Verbreitung betheiligt hatte, diesem zugeschrieben worden.

schaften aus Baden und Kurland viel bei Hofe tafeln; wenn es jedoch irgend ohne zu auffallende Verletzung der Etikette geschehen konnte, vermied er den Hof und schlug selbst Einladungen aus, um seinen osteologischen und mineralogischen Studien obzuliegen und an der Fortsetzung des „Wilhelm Meister" zu arbeiten. Am 12. Nov. konnte er mit dem vierten Buche abschließen, war aber doch mit der Arbeit nicht so weit vorgerückt, als er sich vorgenommen hatte. Die Abende verbrachte er abwechselnd gern bei seiner Freundin Stein oder bei Herder, mit dem grade jetzt das Verhältniß den höchsten Grad von Innigkeit erreicht hatte. Dahin deuten auch die Worte, die Karoline Herder am 29. Mai 1789 an ihren Gatten nach Rom schrieb: „Wir wollen ihn (Goethe) nicht mehr verlieren, wie du es einmal (vor sechs Jahren war's) so heilig zusagtest," was auf ein im J. 1783 förmlich abgegebenes Freundschaftsgelöbniß schließen läßt. Unter Anderem las ihm Herder Anfangs December die ersten Capitel seiner „Ideen zu einer Geschichte der Menschheit" vor, die Goethe köstlich fand. In welchem Grade dies der Fall war, beweist unter Anderem der Umstand, daß Goethe im März 1784, um die Herzogin in ihrer Betrübniß, in welche sie der inzwischen erfolgte Tod einer kleinen Tochter (Prinzessin Louise) versetzt hatte, aufzurichten, zu einer Abendlecture die ersten eben gedruckten Bogen des zweiten Theils der „Ideen" wählte.

Im Winter 1783—1784, der sich durch entsetzliche Strenge unangenehm auszeichnete, befand sich Goethe bis tief in den Januar hinein häufig unwohl, weshalb er sogar auf die Abendbesuche bei seiner Freundin verzichten mußte. Dagegen brachte ihm der Februar eine große Genugthuung, indem am Fastnachtsdienstage, welchen die ilmenauer Bergleute seit alten Zeiten zu feiern pflegten, endlich die von ihm mit so großem Eifer betriebene Eröffnung des neuen Schachtes „der neue Johannes" stattfand, wobei er selbst eine durch Simplicität und Herzlichkeit ansprechende Rede hielt, die er, obschon er einen Augenblick lang in Stocken gerathen sein soll, glücklich zu Ende führte, und in der er bemüht war, alles Verdienst um die Hebung des ilmenauer Bergbaus von sich ab- und ausschließlich dem Herzoge zuzuwenden[68]). Leider machte 11 Jahre später ein bedeutender Stollenbruch dem Bergbaue im Flötzgebirge der Sturmhaide für immer ein Ende. Bei dem gewaltigen Eissturze, welcher vier Tage darauf (28. Febr.) die Stadt Jena betraf und große Verwüstungen an Gebäuden und Gärten anrichtete, that sich Goethe durch kluge Anstalten und thatkräftiges Handeln hervor, wie auch der Herzog in einem Briefe an Merck anerkannte. Er selbst klagt in einem Schreiben an die Stein: „die Vorgesetzten sind auf keine außerordentlichen Fälle gefaßt; die Unglücklichen ohne Rath und die Verschonten unthätig. Wenige einzelne brave Menschen zeichnen sich aus." Im März war er wieder auf einige Tage in Jena und hier gelang es ihm am 27. zu seiner unaussprechlichen Freude, den Zwischenknochen (os intermaxillare), den man bisher als Unterscheidungsmerkmal des Affen vom Menschen betrachtete, auch an letzterem zu entdecken.

Im August unternahm er in Begleitung des Zeichendirectors Kraus eine neue mineralogische Reise nach dem Harze und von hier einen Abstecher nach Braunschweig, wo sich der Herzog befand und sich ziemlich langweilte. Der Grund dieser Reise war eine Besprechung über eine Lieblingsidee des Herzogs, den projectirten Fürstenbund, den der braunschweigische Herzog jedoch nur für einen schönen Traum hielt. Das „schreckliche" sechsstündige Tafeln verursachte auch Goethe viele Langeweile; er beobachtete, wie meist bei fürstlichen Gesellschaften, ein zurückhaltendes Wesen und gab selbst den Damen keine Veranlassung, sein verbindliches Wesen sehr zu rühmen. Hierzu kam, daß der regierende Herzog von Braunschweig, ein bloßer Militair, für einen Dichter wie Goethe kein Verständniß haben konnte. „Er hatte mich eigentlich niemals geliebt," gesteht Goethe selbst in seinem Tagebuche aus der Champagne, wo jedoch das gemeinsame Unglück eine augenblickliche Annäherung zwischen beiden zur Folge hatte. Nach seiner Gewohnheit suchte und wußte indessen Goethe auch von seinem Aufenthalte in Braunschweig Vortheil zu ziehen; er beobachtete die Menschen und erweiterte den Kreis seiner Kenntnisse durch den Besuch der herzoglichen Gemäldesammlung und der naturwissenschaftlichen Sammlungen. Mit Kraus, der inzwischen mit schönen Zeichnungen aus dem Harze ebenfalls in Braunschweig eingetroffen war, begab er sich, selig im Gefühle wiedererlangter Freiheit, am 1. Sept. wieder in den Harz und zunächst nach Goslar, bestieg den Brocken und die Roßtrappe und weilte auch zwei Tage bei der Branconi in Langenstein. Am 16. Sept. war er wieder in Weimar, wo noch in demselben Monate Jacobi und Claudius zum Besuch eintrafen. Mit Claudius, für dessen „Boten" früher Goethe einige poetische Beiträge geliefert hatte, sah er sich hier zum ersten Mal. Sie machten zusammen in Gesellschaft der Herders und des jungen Fritz von Stein einen Ausflug nach Jena, wo Knebel sie bestens bewirthete und fuhren dann im klarsten Mondscheine nach Weimar zurück. Goethe sprach während der Fahrt sehr schön über den Zustand der Seele nach dem Tode. Dem simpeln Claudius wurde jedoch nicht recht wohl in Weimar, dem er nach Empfang eines Briefes von seiner Rebecca unverzüglich den Rücken wandte. Von einem nähern Verhältnisse zwischen beiden Männern konnte überhaupt nicht wol die Rede sein; mit jedem Schritte, welchen Claudius auf dem Pfade orthodox christlicher Frömmigkeit vorwärts that, wurde die Entfernung zwischen beiden immer größer und nach dem Erscheinen der „Xenien" erklärte sich Claudius bekanntlich offen gegen Goethe[69]).

68) Diese Rede ist aus Goethe's Nachlaß später in seine Werke aufgenommen worden und mit einigen Aenderungen Bd. 27. S. 411 fg. abgedruckt.

69) Vergl. über den Besuch Matthias Claudius' in Weimar und seine Beziehungen zu Goethe den Aufsatz: „Goethe und Claudius" in H. Düntzer's Schrift: „Neue Goethestudien." (Nürnberg 1860.)

Das Jahr 1784 war übrigens für Goethe nicht so fruchtbar an poetischen Arbeiten und Entwürfen als die Vorjahre. Im November klagt er über die mancherlei Geschäfte, „die alle Säfte stocken machen und alle natürliche Wärme einsperren." Doch faßte er den Plan zu der Operette „Scherz, List und Rache" und zu den „Geheimnissen," aus denen dann die im August verfaßten Stanzen in die „Zueignung" zu seinen Gedichten übergingen. Auch vollendete er das fünfte Buch des „Wilhelm Meister." Fast mehr noch beschäftigten ihn damals seine naturwissenschaftlichen Forschungen, besonders die Abhandlung über den Zwischenknochen, die er im Spätherbste seinem Freunde Herder vorlas. Hierauf bezieht sich Herder's Mittheilung in einem Briefe vom 2. Nov. an Jacobi: „Goethe lebt, wie er gelebt hat. Er hat uns neulich einen neuen, sehr schönen Band (das 5. Buch) von seinem „Wilhelm Meister" und ein andermal den Anfang einer neuen sehr vortrefflichen Arbeit vorgelesen. Die Arbeiten und die Beschäftigungen sind wol die einzigen, die den trefflichen Menschen ihm selbst zurückgeben, wiewol er auch in der kleinsten und sogar gehässigsten anderweiten Beschäftigung mit einer ganzen Ruhe wohnt, als ob sie die einzige und eigenste für ihn wäre." In den ersten Monaten des Jahres 1785 beschäftigte sich Goethe, außer mit sehr prosaischen Vorarbeiten zur Zerschlagung der Kammergüter, abermals aufs Lebhafteste mit naturwissenschaftlichen, namentlich mikroskopischen Untersuchungen und dehnte seine Studien nun auch auf das Pflanzenreich aus. Seinen mineralogischen Forschungen kam er mit einem Ausfluge, den er Anfangs Juni in Begleitung Knebel's durch den Saalgrund unternahm und Ausgangs Juni mit einem Besuche der Fichtelgebirgsgegenden zu Hilfe. Vom 5. Juli bis zum 16. verweilte er in Karlsbad, wo er namentlich von der polnischen Fürstin Lubomirska, die auch ihn anzog, ausgezeichnet wurde. Die politischen Bestrebungen des Herzogs für den Fürstenbund dagegen, wie überhaupt alle blos politischen Combinationen und Projecte, waren nur geeignet, ihn zu beunruhigen und zu verstimmen, und als es sich zu Ende März wegen der zweibrücker Angelegenheit zu einem Kriege zwischen Preußen und Oesterreich anließ und der Herzog entschlossen schien, sich am Kriege zu betheiligen, klagt er in einem Schreiben an Knebel: „die Kriegslust, die wie eine Art Krätze unsern Prinzen unter der Haut sitzt, fatiguirt mich wie ein böser Traum, in dem man fort will und soll und einem die Füße versagen." Diese Kriegslust seines fürstlichen Freundes für eine Sache, die ihm wenig erheblich schien, und zwar zu Gunsten des Fürstenbundes, zu dem er kein Vertrauen fassen konnte, vermochte er ebenso wenig gutzuheißen als die Leidenschaft des Herzogs für die Jagd und für Jagdhunde. „Er (der Herzog) schafft die Hofleute ab und die Hunde an, es ist immer dasselbe," schrieb er damals. Auch die Vergnügungen und Hoffestlichkeiten waren, vielleicht zum Theil grade weil sich Goethe von ihnen aus Ueberdruß mehr und mehr zurückzog, so heruntergekommen, daß der Herzog damals die weimarische Gesellschaft die „allerennuyanteste von der Welt" nannte. In den November desselben Jahres fällt ein Besuch Goethe's in Gotha (vom 12. bis 15.), wo er namentlich an einem Gemälde von Tischbein, „Konradin," welches der Künstler schon im Januar an den Herzog gesandt hatte, Geist und Augen erfrischte.

An poetischen Arbeiten war dieses Jahr nicht grade sehr reich, doch stockten sie auch nicht. Bis zum November förderte er den „Wilhelm Meister" so weit, daß er das 6. Buch einem Kreise von Freunden und Freundinnen (die Herders, Frau von Stein und Frau von Imhof) zu deren großem Beifalle vorlesen konnte, wie er bereits im September die Operette „Scherz, List und Rache," zu deren zwei ersten Acten von dem Componisten Kayser eine hübsche Musik gesetzt worden, der Fürstin Galliczin vorgelesen hatte, welche damals in Begleitung Fürstenberg's und Hemsterhuis' nach Weimar gekommen war. Im März hatte er namentlich an den „Geheimnissen" weiter gedichtet, sodaß er am 2. April 48 Stanzen fertig hatte. Im November war er auch mit einem Plane und einer guten Anzahl Versen zu einer neuen Oper „Die ungleichen Hausgenossen" zu Stande gekommen und am 8. desselben Monats hatte er den vollständigen Entwurf zu den nächsten sechs Büchern des „Wilhelm Meister" niedergeschrieben.

Das Jahr 1786 — in Goethe's Leben durch den in dieses Jahr fallenden Antritt seiner Reise nach Italien das epochemachendste seit dem Jahre 1775, welches ihn in den weimarischen Kreis berief — sollte seinem kaum wieder angeknüpften Verhältnisse mit Jacobi abermals einen Stoß versetzen, indem Goethe sich mit Recht oder Unrecht berufen fühlte, Jacobi über dessen Schrift „Wider Mendelssohn's Beschuldigungen" einen tadelnden Brief zu schreiben, worin unter Anderem die Stelle vorkommt: „Wenn Selbstgefühl sich in Verachtung Anderer, auch der Geringsten auslässt, muß es widrig ausfallen." Goethe mochte es für nöthig halten, für ein und allemal sich mit Jacobi über die Verschiedenartigkeit ihres Standpunktes auseinanderzusetzen, d. h. der Jacobi'schen Glaubensphilosophie gegenüber den Standpunkt seines Spinozistischen Realismus zur Geltung zu bringen und genau zu markiren. Gott, äußerte er darin, habe Jacobi bei so vielen beneidenswerthen Gütern mit der Metaphysik, ihn selbst aber mit der Physik gestraft, damit es ihm im Anschauen seiner Werke wohl werde. Auch vollzog sich in diesem Jahre der Bruch mit Lavater, mit dem übrigens schon seit etwa 1782 das Verhältniß sich immer mehr gelockert hatte, je mehr ihre Ansichten in Bezug auf religiöse Fragen aus einander gegangen waren. Zwar brachte noch im Juli 1786 Lavater auf seiner Rückreise von Bremen eine Nacht in Goethe's Behausung zu; aber während Lavater doch nur bemerkt, daß er Goethe „älter, kälter, weiser, fester, entschlossener, politischer" gefunden, versichert dieser in seinen Briefen an Frau von Stein (damals in Karlsbad), daß zwischen ihm und Lavater kein herzliches, vertrauliches Wort gewechselt worden, daß er Haß und Liebe nun auf ewig los sei und daß er auch unter Lavater's Existenz „einen großen Strich gemacht." Ja, Goethe ging nun sogar so

weit, seinen Jugendfreund für den „studirtesten Heuchler" zu erklären. Man muß dabei freilich nicht vergessen, daß Frömmigkeit, und nun gar die Lavater'sche, in Weimar nicht hoffähig war, daß Lavater in den aufgeklärten weimarischen Kreisen als ein Narr angesehen wurde und daß, wer mit Pietisten umging, leicht der Gefahr ausgesetzt war, verspottet und verlacht zu werden.

Inzwischen war Goethe mit dem Buchhändler Göschen über die Herausgabe seiner bisher erschienenen Schriften in Verbindung getreten und übereingekommen, zu welchem Zwecke er sie durchsah und ordnete, die Gedichte unter allgemeine Rubriken brachte und der Reihe nach „Stella," „Werther," „Götz von Berlichingen" u. s. w. überarbeitete, wobei ihm Herder und Wieland mit ihrem Rathe zur Hand gingen. Bis zu seiner Abreise nach Karlsbad (24. Juli) war er mit dieser Arbeit, die ihn halb fröhlich, halb traurig stimmte, schon weit vorgerückt, doch noch nicht so weit, um, wie Schaefer berichtet, das Material zu den vier ersten Bänden an Göschen abschicken zu können.

Von jeher war es Goethe's feurigster Wunsch gewesen, Italien zu besuchen, und schon in seiner Jugend war diese Reise, wie seine Mutter am 9. Jan. 1797 an Frau von Stein schreibt, sein „Tagesgedanke, Nachts sein Traum." Allmälig hatte diese Sehnsucht bei ihm, wie er selbst gesteht, einen fast krankhaften Grad erreicht, sodaß er sogar die römischen Autoren zu lesen vermied, weil sie in ihm das Bild Italiens zu lebhaft werden ließen und ihn dadurch in Unruhe versetzten. Als er von Weimar nach Karlsbad abreiste, war die Reise nach Italien schon fest beschlossen, doch wußte nur der Herzog um diesen Plan. In Karlsbad las er einem gewählten Kreise, zu dem auch die gräfliche Familie von Harrach gehörte, fast alle Abende vor, unter Anderem auch die „Vögel" und „Iphigenia" nach ihrem frühern Entwurfe. Seine Geburtstagsfeier wartete er noch in Karlsbad ab; dann aber duldete es ihn hier nicht länger; heimlich, um sich durch die verführerischen Reize der karlsbader Geselligkeit nicht länger fesseln zu lassen und allen Gegenvorstellungen aus dem Wege zu gehen, stahl er sich am 3. Sept. in einer Postchaise von dem ihm neuerdings so lieb gewordenen Orte fort.

Für Goethe's italienische Reise liegt uns als Hauptquelle das eigene von dem teutschen Publicum noch nicht in vollstem Maße gewürdigte Reisetagebuch des Dichters vor, bestehend aus Tagebuchsblättern und aus Briefen an seine in Weimar weilenden Freunde und Freundinnen, Knebel, Herder und Charlotte von Stein. Leider ist, wie Riemer hervorhebt, bei der Redaction dieser Papiere „manches gefühlvolle, vom Herzen zum Herzen gesprochene Wort, manch liebevoll vertrauliches Geständniß, manche freimüthige Aeußerung über Welt und Menschen, über Kunstwerk und Künstler unterdrückt worden," namentlich in den seinen zweiten römischen Aufenthalt betreffenden Briefen. Man kann daher mit der Bemerkung Düntzer's, daß die Herausgabe dieser Briefe in ihrer ursprünglichen Gestalt ein großes Geschenk sein würde, nur übereinstimmen.

Goethe reiste über Regensburg, wo merkwürdigerweise der Dom mit seinem schönen Portal seiner Aufmerksamkeit ganz entgangen zu sein scheint, während ihn die gottesdienstlichen Gebäude der Jesuiten und ein zu Werkstücken verarbeitetes „sonderbar Gestein" lebhaft beschäftigen, über München, wo ihn ein Besuch des Antikensaals davon überzeugt, daß seine Augen auf diese Gegenstände noch nicht geübt seien, über Mittenwald, Inspruck, Trient, Botzen u. s. w. nach Verona, wo er am 16. Sept. eintraf. Schon bis hierher war sein Reisen ein fortgesetztes Studiren: er beobachtete nicht nur die Sitten, die Physiognomien, die Trachten und die Wohnstätten der Bevölkerung, er beobachtete und studirte auch aufs Eifrigste und Gewissenhafteste die ihm so manches Neue darbietende Vegetation, die Gebirgsformen, das Gestein, die Landescultur, die Witterung, die Wolkenbildungen, den Lauf der Gewässer. Je näher er Italien kommt, um so freier und heimlicher wird ihm ums Herz. Er fühlt sich nun doch einmal „in der Welt zu Hause, und nicht wie geborgt oder im Exil," es ist ihm, „als ob er hier geboren und erzogen wäre und nun von einer Grönlandsfahrt, von einem Wallfischfange zurückkäme." Dann und wann zog er sich auch ein Abenteuer zu; als er z. B. in der Gegend von Malsesina einen Thurmrest in einem ziemlich verfallenen festen Schlosse abzeichnete, wurde er von der argwöhnischen Menge für einen österreichischen Spion gehalten und nachdem man ihm seine Zeichnung zerrissen, von dem Podestà und dessen Actuarius in ein scharfes Examen genommen, bis ein in der Nähe angesessener Mann, der früher auch in Frankfurt conditionirt und der Stadt ein dankbares Andenken bewahrt hatte, ihm zu Hilfe kam und seine argwöhnischen Landsleute beschwichtigte und verständigte. In Verona begannen seine eigentlichen Studien in der Kunst, die er dann in Vicenza und Padua in den Gemäldegalerien und namentlich auch an den Gebäuden Palladio's fortsetzte. Im botanischen Garten zu Padua, wo noch eine Palme seinen Namen trägt, wurde in ihm „jener Gedanke immer lebendiger: daß man sich alle Pflanzengestalten vielleicht aus Einer entwickeln könne." Am 28. Sept. 1786 traf er in Venedig ein und er ruft aus: „So ist denn auch, Gott sei Dank, Venedig mir kein bloßes Wort, kein hohler Name, der mich so oft, mich den Todfeind von Wortschällen geängstigt hat." Aber er gedenkt sehr bald auch seines „guten Vaters" in Ehren, der nichts Besseres wußte, als von diesen Dingen zu erzählen. Als er einmal Gelegenheit hat, im herzoglichen Palaste der öffentlichen Verhandlung einer Rechtssache beizuwohnen, äußert er, daß ihm diese Art doch unendlich besser gefalle „als unsere Stuben- und Kanzlei-Hockereien." Dagegen zeigte er sich jetzt gegen die teutsche gothische Baukunst bis zum Ungerechten verstimmt; er dankt dem Himmel, daß er nun diese „Tabakspfeifensäulen, spitzen Thürmlein und Blumenzacken" auf ewig los sei.

Mitte October verließ er Venedig und reiste über Ferrara und Cinto nach Bologna. Hier vor dem Bilde der heiligen Cäcilia stehend, lernt er Rafael mehr als bisher schätzen und bewundern, aber gewohnt, eine Er-

scheinung niemals vereinzelt, sondern in ihren historischen Zusammenhängen mit frühern aufzufassen, räth er, auch Rafael's Vorgänger, seine „Meister" anzusehen, was nöthig sei, „um ihn recht zu erkennen, ihn recht zu schätzen und ihn auch wieder nicht ganz als einen Gott zu preisen." Hierbei gedenkt er auch des teutschen Meisters Albrecht Dürer, von dem er in München ein Paar Stücke von „unglaublicher Großheit" gesehen; er bedauert, daß das Glück den teutschen Maler nicht tiefer nach Italien geführt, er erinnert an dessen ärmliche Verhältnisse und daß er auf seiner niederländischen Reise, um das Trinkgeld zu ersparen, die Domestiken portraitirt, die ihm einen Teller Früchte brachten, und er fügt hinzu: „Mir ist so ein armer Narr von Künstler unendlich rührend, weil es im Grunde auch mein Schicksal ist, nur daß ich mir ein klein wenig besser zu helfen weiß." Ueber den Apennin gelangte er dann nach Perugia und er findet hier Veranlassung, das wohlhabende Ansehen des florentinischen Landes zu rühmen, das es einer Folge von glücklichen Regierungen zu verdanken gehabt, wogegen der Staat des Papstes sich nur zu erhalten scheine, „weil ihn die Erde nicht verschlingen will." Zu Anfang November ist er in Rom. Obschon er die Grille hatte, im vollständigsten Incognito zu reisen, nicht um den großen Herrn zu spielen, sondern um möglichst wenig belästigt zu werden und die Gespräche möglichst von sich abzulenken, wurde er hier doch sehr bald der Mittelpunkt der in Rom sich aufhaltenden teutschen Künstler und Gebildeten, zu denen sich auch Italiener gesellten, z. B. der Dichter Monti, der Goethe seine Tragödie Aristodem vorlas und um seine Meinung befragte. Goethe traf in Rom Tischbein, mit dem er schon eine Reihe von Jahren in Briefverkehr gestanden und der aufs Eifrigste bemüht war, ihm Roms Kunstschätze zu zeigen und ihm das Verständniß derselben zu erleichtern, ihn überhaupt in das Technische der Kunst einzuweihen; er fand hier den kunstsinnigen Hofrath Reitzenstein, den Aesthetiker Moritz, einen „reinen trefflichen Mann," und Angelica Kaufmann, die „zarte Seele." Tischbein verfertigte hier von ihm das bekannte Portrait, Goethe als Reisenden darstellend, wie er, in einen weißen Mantel gehüllt, auf einem umgestürzten Obelisken sitzt und die tief im Hintergrunde liegenden Ruinen der Campagna überschaut. Dem Aesthetiker Moritz leistete er, als dieser auf einem Ritte den Arm gebrochen, aufs Aufopferndste Gesellschaft, wie er sie früher in Strasburg Herder während der Augenoperation geleistet hatte. „Was ich diese 40 Tage," schreibt er am 6. Jan. 1787, „bei diesem Leidenden als Wärter, Beichtvater und Vertrauter und geheimer Secretair erfahren und gelernt, mag uns in der Folge zu Gute kommen." Der dankbare Moritz nannte dafür Goethe in einem Briefe an einen Freund seinen „wohlthätigen Genius."

Was er von Moritz gelernt, bezieht sich wol namentlich auf die Prosodie; denn er gesteht, daß er Iphigenia nie gewagt haben würde in Jamben umzuschreiben, wenn ihm nicht in Moritzens Prosodie ein „Leitstern" erschienen wäre und wenn ihn hierüber nicht der Umgang mit dem Verfasser noch mehr aufgeklärt hätte. Er bekennt, daß er die Prosa seit mehren Jahren nur darum bei seinen Arbeiten vorgezogen, weil die teutsche Prosodie bisher in der größten Unsicherheit schwebte. Moritz hatte doch nun ein einigermaßen festes prosodisches Gesetz aufgestellt, an das man sich halten konnte. Was „Iphigenia" betrifft, so hatte Goethe die in poetischer Prosa geschriebene Bearbeitung derselben namentlich auf das Andrängen Herder's nach Italien mitgenommen, am Gardasee die „ersten Linien der neuen Bearbeitung gezogen" und dann in Verona, Vicenza und Padua, am fleißigsten aber in Venedig daran fortgearbeitet. Inzwischen gerieth die Arbeit ins Stocken, vornehmlich weil der Gedanke zu einem andern Stücke, gewissermaßen der Fortsetzung des erstern, einer „Iphigenia in Delphi," sich dazwischen gedrängt hatte[70]). Von der Ausführung dieses neuen Plans hielt ihn, wie er bemerkt, theils Zerstreuung, theils ein Pflichtgefühl gegen das ältere Stück ab, obschon er von diesem Entwurfe damals sehr begeistert gewesen zu sein scheint und von der projectirten Schlußscene bemerkt, daß, wenn sie gelinge, „nicht leicht etwas Größeres und Rührenderes auf dem Theater gesehen worden." Doch wie gesagt, er ließ diesen Plan fallen, um ihn nie wieder aufzunehmen, und machte sich unter Moritzens Einfluß in Rom nur um so eifriger an die Ausarbeitung der ersten „Iphigenia." Hier ging die Arbeit, wie Goethe erzählt, „in geziemender Stetigkeit fort. Abends beim Schlafengehen bereitete ich mich aufs morgende Pensum, welches denn sogleich beim Erwachen angegriffen wurde. Mein Verfahren dabei war ganz einfach: ich schrieb das Stück ruhig ab, und ließ es Zeile vor Zeile, Periode vor Periode regelmäßig erklingen." Mit der ihm eigenen Bescheidenheit gesteht er, er habe dabei „mehr gelernt als gethan." Diese neue Bearbeitung, von der er eine Abschrift in die Heimath schickte, die andere bei sich behielt, las er in dem Kreise seiner teutschen Bekannten vor. „Diese jungen Männer," berichtet Goethe, „an jene frühern heftigen, vordringenden Arbeiten gewöhnt, erwarteten etwas Berlichingensches, und konnten sich in den ruhigen Gang nicht gleich finden, doch verfehlten die edlen und reinen Stellen nicht ihre Wirkung. Tischbein, dem auch diese fast gänzliche Entäußerung der Leidenschaft kaum zu Sinne wollte, brachte ein artiges Gleichniß oder Symbol zum Vorschein. Er verglich es einem Opfer, dessen Rauch, von einem sanften Luftdrucke niedergehalten, an der Erde hinzieht, indessen die Flamme freier die Höhe zu gewinnen sucht. Er zeichnete dies sehr hübsch und bedeutend." Während seines Aufenthalts in Rom wurde dem teutschen Dichter auch die Ehre zu Theil, daß er vermittels eines schmeichelhaften Diploms unter dem Namen Megalio am 4. Januar 1787 in die Dichtergesellschaft der Arcadia aufgenommen wurde.

Mit Tischbein reiste er am 22. Febr. von Rom nach

70) Den Plan zu dieser „Iphigenia in Delphi" theilt Goethe selbst ausführlicher mit in „Aus meinem Leben," zweite Abtheilung, erster Theil (S. 262 der ersten Ausgabe von 1816). Den Plan hat in unsern Tagen Friedrich Halm zu einem gleichnamigen Stücke benutzt, welches auch vor einigen Jahren auf dem Hofburgtheater zu Wien aufgeführt wurde.

Neapel ab, wo er am 25. Febr. eintraf. „Man sage, erzähle, was man will, hier ist Alles," schreibt er. Einer seiner ersten Besuche galt dem berühmten teutschen Landsmanne, Philipp Hackert, der als geschickter Landschaftsmaler bei dem Könige und der Königin in besonderer Gunst stand und gegen Goethe in Betreff seiner dilettantischen Uebungen im Zeichnen offenherzig bemerkte, daß er Anlage habe, aber „Nichts machen" könne. Dreimal, das letzte Mal am 20. März, bestieg er den Vesuv, der damals grade in lebhafter Thätigkeit war, sah Pompeji und Herculanum und machte, da er nun sein Incognito aufgegeben hatte, manche interessante Bekanntschaften, z. B. mit dem berühmten Filangieri[71]), mit Hamilton, mit dem Marchese Vorio, „der den Verfasser des „Werther" doch auch kennen lernen wollte," und Andern. Dabei vergaß er aber doch auch seine botanischen Liebhabereien nicht und am 25. März schreibt er nach Weimar: „Herdern bitte ich zu sagen, daß ich mit der Urpflanze bald zu Stande bin." Mit einem jungen liebenswürdigen teutschen Landschaftsmaler, Kniep, besuchte er die Ruinen von Pästum, und obschon ihn der Fürst von Waldeck, der sich grade in Neapel befand, zu einer Reise nach Griechenland zu bereden sich bemühte, beschloß er doch mit Kniep nach Sicilien zu reisen unter dem gegenseitigen Uebereinkommen, daß Goethe die Bestreitung der Reisekosten übernehmen, Kniep dagegen landschaftliche Conturen für ihn zeichnen solle, womit dieser sehr wohl zufrieden war. Beide scheinen sich auch auf der ganzen Reise herrlich mit einander verstanden und vertragen zu haben.

Während der Seefahrt hatte Goethe heftige Anfälle der Seekrankheit zu bestehen; da begab er sich in seine Kammer, wählte die horizontale Lage, und so, abgeschlossen von der äußern Welt, ließ er die innere walten und gab sich gleich „zu bedeutender Unterhaltung ein starkes Pensum auf." Von allen Papieren hatte er nämlich nur die in poetischer Prosa geschriebenen zwei ersten Acte des „Tasso" nach Sicilien mit hinübergenommen. „Diese beiden Acte," berichtet er selbst, „in Absicht auf Plan und Gang ungefähr den gegenwärtigen gleich, aber schon vor zehn Jahren geschrieben, hatten etwas Weichliches, Nebelhaftes, welches sich bald verlor, als ich nach neueren Ansichten die Form vorwalten ließ." Man muß die Willenskraft Goethe's bewundern, womit er selbst den deprimirenden Eindruck der Seekrankheit so weit überwand, um eine poetische Arbeit von dieser Bedeutung vornehmen zu können. Als er sich, der Küste näher, etwas wohler fühlte, wagte er sich manchmal aufs Verdeck, „doch ließ ich," fügte er hinzu, „meinen dichterischen Vorsatz nicht aus dem Sinne und ich war des ganzen Stückes so ziemlich Herr geworden." Am folgenden Tage (2. April) bemerkt er Angesichts der Stadt Palermo: „Dieser Morgen erschien für mich höchst erfreulich. Der Plan eines Drama's war diese Tage daher, im Wallfischbauche, ziemlich gediehen." In Palermo weilte er vom 2. bis zum 18. April und besuchte namentlich gern den öffentlichen Garten unmittelbar an der Rhede, von dem er sagt: „Es ist der wunderbarste Ort von der Welt." Alles rief ihm hier die Insel der seligen Phäaken in die Sinne und ins Gedächtniß und er eilte, sogleich einen Homer zu kaufen, jenen Gesang mit großer Erbauung zu lesen und seinem Begleiter Kniep bei einem Glase Wein eine Uebersetzung des Gesangs aus dem Stegreife vorzutragen. Auch fiel ihm beim Anblick des „so vielerlei neuen und erneuten Gebildes," d. h. der südlichen Pflanzenwelt, die „alte Grille" wieder ein, ob er nicht unter dieser Schar die Urpflanze entdecken könne? Zwei Tage vor seiner Abreise von Palermo besuchte er noch einmal den öffentlichen Garten, um sein „Pensum" in der „Odyssee" zu lesen und auf einem Spaziergange nach dem Thale, am Fuße des Rosalienbergs, den Plan der „Nausikaa" weiter durchzudenken (er muß ihn also schon einen oder mehre Tage vor dem 16. gefaßt haben) und zu versuchen, ob diesem Gegenstande eine dramatische Seite abzugewinnen sei. Er verzeichnete den Plan und konnte nicht unterlassen, einige Stellen, die ihn besonders anzogen, zu entwerfen und auszuführen. Es ist dies derselbe Plan, über den er dann später unterhalb Taormina's weiter nachdachte und den er eine „dramatische Concentration der Odyssee" nennt. Aus der Erinnerung hat er bei Gelegenheit seiner Schilderung Taormina's das Wesentlichste des Gedankengangs mitgetheilt und es ist nur zu bedauern, daß die Tragödie „Nausikaa" wie die „Iphigenia in Delphi" ungeschrieben geblieben sind, da sich beide Sujets grade für das Talent, die Behandlungsweise und namentlich die Gemüthsart Goethe's so sehr zu eignen scheinen.

Ueber Alcamo und Segest reiste Goethe nach Girgenti, wo er am 23. April eintraf und bis zum 27. blieb. Goethe hatte beabsichtigt, von Sicilien einen Abstecher nach Malta zu machen, gab jedoch diesen Vorsatz auf und beschloß, mit einem Vetturin quer durch das Innere der Insel nach Messina zu reisen, um auch die eigentlichen kornreichen Gegenden Siciliens kennen zu lernen. Er führte diesen Vorsatz auch aus und bestand die mancherlei Unannehmlichkeiten und Unbequemlichkeiten, womit eine solche Reise im Innern der Insel verbunden ist und damals mehr noch war, sammt seinem treuen Begleiter mit gutem Humor. Unterwegs hatte er namentlich auf die Verhältnisse der Bodenbildung und auf die Landescultur Acht. Am 2. Mai langte er in Catania an, bestieg, statt den Gipfel des Aetna, wovon man ihm abrieth, den Monte Rosso, besuchte das Amphitheater von Taormina, dessen Lage ihn entzückte und wo er in einem schlechten verwahrlosten Baumgarten über den Plan der „Nausikaa" weiter nachdachte, und war am 10. Mai in Messina, das sich zum großen Theil noch von dem Erdbeben 1783 her im Zustande gräulicher Verwüstung befand. Am 14. Mai schiffte er sich auf einem französischen Kauffahrteischiffe ein, das wegen der Ungeschicklichkeit oder Localunkunde des Capitains in Gefahr gerieth, an einem Felsen zu scheitern, sodaß es unter den Mitreisenden zu einer förmlichen Emeute gegen Capitain und

71) Filangieri machte Goethe unter Anderem mit den Schriften und Ideen Vico's bekannt, wodurch Goethe zu den Worten veranlaßt wurde: „Es ist gar schön, wenn ein Volk solch einen Aeltervater besitzt, den Teutschen wird einst Hamann ein ähnlicher Codex werden."

Steuermann kam. Goethe, der bei dieser Gelegenheit gesteht, daß ihm von Jugend auf „Anarchie verdrießlicher war als der Tod," will die tobende Gesellschaft durch eine passende Anrede zur Ruhe und Besinnung gebracht haben; jedenfalls ging die Gefahr glücklich vorüber und am 16. Mai lief man im Hafen von Neapel ein, sich glücklich fühlend, „den großen, schönen, unvergleichbaren Gedanken von Sicilien so klar, ganz und lauter in der Seele zu haben." Nun erst, gesteht er in demselben Briefe an Herder, sei ihm erst die Odyssee ein „lebendiges Wort." Während seines diesmaligen zweiwöchentlichen Aufenthalts in Neapel scheint er sich noch weniger als das erste Mal der Geselligkeit entzogen und sich noch mehr in den brausenden Strudel des neapolitanischen Lebens gestürzt zu haben und es klingt fast befremdend und unglaublich, wenn Hackert wahrgenommen haben will, daß Goethe sich in großen Gesellschaften nicht blos zurückhaltend, sondern scheu und verlegen gezeigt habe. Ganz besonders beschäftigte er sich mit den Zuständen der niedern Volksclassen, die er gegen den Vorwurf, daß sie faul und müßiggängerisch seien, zu vertheidigen sucht. Sehr treffend ist, was er dabei über den Unterschied zwischen dem arbeitsvollen Leben der Nordländer und dem mehr sorglosen der Südländer bemerkt. „Es sei bei dem Nordländer," bemerkt er, „gar nicht die Frage, ob er entbehren wolle; er darf nicht entbehren wollen, er kann nicht entbehren wollen, denn er kann nicht entbehren; die Natur zwingt ihn zu schaffen, vorzuarbeiten. Gewiß haben die Naturwirkungen, welche sich Jahrtausende gleich bleiben, den Charakter der in so manchem Betracht ehrwürdigen nordischen Nationen bestimmt. Dagegen beurtheilen wir die südlichen Völker, mit welchen der Himmel so gelinde umgegangen ist, aus unserm Gesichtspunkte zu streng." Wie sehr verräth sich auch in diesen Bemerkungen Goethe's stets humaner und billiger Sinn! Interessant war ihm auch ein Zusammentreffen mit einem ihm sonst gänzlich unbekannten Engländer, der ihm bei zufälliger Begegnung für seinen „Werther" aufs Lebhafteste dankte und ohne seinen Gegendank abzuwarten sich wieder aufs Schleunigste entfernte. Nach einem bewegten und herzlichen Abschiede von seinem treuen Begleiter Kniep verließ er Neapel am 3. Juni.

Goethe kam in Rom am 6. Juni wieder an und hatte gleich am folgenden Tage, dem Frohnleichnamstage, Gelegenheit die berühmten nach Rafael's Cartonen gewirkten Teppiche, welche an diesem Tage im Vatican öffentlich ausgehängt zu werden pflegen, anzuschauen und zu bewundern, und er fühlt sich durch sie „wieder in den Kreis höherer Betrachtungen zurückgeführt." Sein diesmaliger Aufenthalt in Rom war für ihn überhaupt fruchtbringender als der frühere und er verdankte dies wol hauptsächlich den Anregungen, die ihm durch einen Kreis trefflicher Freunde zu Theil wurde. Es war schon ein Glück für ihn, daß auch Hackert auf kurze Zeit nach Rom gekommen war und mit dem geübten Blicke eines praktischen Künstlers ihm bei der Betrachtung der römischen Kunstwerke zur Seite stand. Mit Hackert machte er auch Ausflüge nach Tivoli, Albano, Castello, Frascati und lernte nun auch die malerischen Vorzüge der Umgebungen Roms verstehen und würdigen. Aber auch nach der Abreise Hackert's und Tischbein's, dessen Studium, einen großen, kühlen Saal, er nun bezog, blieben ihm noch Meyer, Moritz, G. Schütz, Bury, der Kupferstecher Lips, Verschaffelt, Trippel, der im Auftrage des Herzogs von Gotha damals grade seine Büste modellirte, Reiffenstein und Angelica Kaufmann, bei der er bald beständiger Sonntagsgast wurde. Er übte sich wieder im Zeichnen, wobei er sich landschaftliche Gegenstände, später auch Gegenstände der Architektur zur Vorlage wählte, und er hatte davon wenigstens den Vortheil, daß sich sein Auge in der Perspective übte, sich an sichern Formen bildete und an Gestalt und Verhältniß leicht gewöhnte, und obschon er im August in einem Schreiben an Herder klagt, daß es mit dem Zeichnen gar nicht gehe und er sich daher zum Modelliren entschlossen habe, setzte er im September und October, wo er theils zu Frascati, theils zu Castel Gandolfo weilte, seine landschaftlichen Studien doch lebhaft fort, wobei er auch über atmosphärische Farben, über die Luftperspective, über Licht und Schatten und über das Colorit, über das ihm die damaligen Künstler nur dürftige Auskunft geben konnten, selbständige Beobachtungen anstellen lernte, die ihm später bei der Abfassung der Farbenlehre sicherlich von großem Nutzen waren. Zu Zeiten modellirte er fleißig, um das „A und O aller uns bekannten Dinge, die menschliche Natur" gründlicher kennen zu lernen, und so gerieth er, wie bei seinen botanischen Studien auf die Idee einer Urpflanze, auch auf die Idee, daß sich ein vollendetster Urtypus der idealen Charaktere, wie er den griechischen Künstlern mehr oder weniger vorschwebte, construiren lassen müsse, ein Gedanke, der ihn dann auch noch später nach seiner Rückkehr in die Heimath lebhaft beschäftigte[72]). Es ist ersichtlich, daß die unter den damals in Italien weilenden teutschen Künstlern herrschend gewordene Kunsttheorie Winckelmann's und Rafael Mengs', welche das griechische Schönheitsideal, freilich auf Kosten des Charakteristischen in der Kunst, dem entarteten Geschmacke der Zeit entgegenstellten, auf diese Beschäftigung Goethe's mit dem Urtypus aller Idealbildung nicht ohne Einfluß blieb, wie sie ja auch auf die ideale Haltung seiner damals entstandenen oder der Vollendung entgegengeführten Dichtungen nicht ohne Einfluß geblieben ist. Hierzu kam sein vertrauter Umgang mit dem Aesthetiker Moritz, der damals an seiner Mythologie arbeitete, sodaß auch mit ihm eingehende Gespräche über die Götter- und Heroenbilder der Alten nahe gelegt waren, denen die im J. 1788 in

72) Vergl. den Brief von Herder's Gattin an Herder vom 31. Oct. 1788, worin es heißt: Goethe glaube, daß es ihm geglückt sei, in Betreff der Eigenschaften, welche die Alten in ihren Göttern und Heroen in der Kunst dargestellt hätten, „den Faden des Wie" gefunden zu haben. Diese Idee liege „wie ein großer Beruf" in seinem Gemüthe; Goethe habe auch geäußert, mit 10—12,000 Thalern des Jahres könnte er es in zehn Jahren, „in Rom allein versteht sich's," ausführen. Eine recht deutliche Vorstellung über das von Goethe Beabsichtigte und wie er es auszuführen gedachte, lassen jedoch die etwas verwirrten Andeutungen nicht zu.

Berlin erschienene kleine Schrift von Moritz „Ueber die bildende Nachahmung des Schönen“ Anregung und Ursprung verdankte.

Neben diesen Kunststudien und praktischen Kunstübungen ließ er aber auch nicht ab, der Muse zu huldigen. Zwar die Entwürfe zur „Iphigenia in Delphi“ und zur „Nausikaa“ hatte er fallen lassen und selbst am „Tasso,“ der ihn während seiner Reise nach und durch Sicilien so lebhaft beschäftigt hatte, arbeitete er für jetzt nicht fort; dagegen wandte er sich, vielleicht durch die neuesten Vorgänge in Brüssel und Holland mit dazu angeregt, mit um so größerem Eifer der Vollendung und Durch- und Ueberarbeitung des „Egmont“ zu. Kein Stück, versicherte er später, habe er mit mehr Gewissenhaftigkeit und mit mehr Freiheit des Gemüths vollendet als den „Egmont;“ er wisse, was er hineingearbeitet habe. Am 5. Sept., der ihm deshalb auch als ein festlicher Tag erschien, füllte er die letzten Lücken in der Handschrift aus. Während seiner ebenfalls in den September fallenden Villeggiatur in Frascati machte er sich an die Umarbeitung des Singspiels „Erwin und Elmire,“ mit dem er jedoch erst am 10. Jan. 1788 so weit fertig war, um eine Abschrift davon in die Heimath zu senden; und in demselben Monate vollendete er das reizende Singspiel „Claudine von Villabella,“ auf dessen musikalisch-rhythmische Gestaltung die Anwesenheit seines Freundes, des Componisten Kayser, sicherlich von bedeutendem Einflusse war. Denn Kayser, der schon die früheren Singspiele Goethe's componirt und auch zum „Egmont“ eine Musik zu componiren begonnen hatte, war nach Rom gekommen, um sich mit Goethe über diese Musikbegleitung zu berathen und in Einvernehmen zu setzen. Als eine Art Curiosum ist zu erwähnen, daß Goethe auch seine größte Dichtung, die er aber selbst in einem Briefe an Schiller „barbarisch“ nannte, den „Faust“ jetzt wieder aufnahm und unter italienischem Himmel, im Garten Borghese, eine der nordisch-wildesten Scenen, die Scene in der Hexenküche, dichtete. Auch das Gedicht „Amor als Landschaftsmaler“ entstand während seines zweiten Aufenthalts in Rom.

Diese dem allherrschenden Amor gebrachte Huldigung ist vielleicht in Zusammenhang zu bringen mit einer zärtlichen Neigung, die Goethe um diese Zeit „blitzschnell und eindringlich genug“ zu einer schönen Mailänderin faßte, ohne Anfangs zu wissen, daß sie die Verlobte eines Andern sei. Nachdem ihm dies kund geworden, verschwand sofort die „Vorahnung alles des Glücks, das ein solches Gefühl sich in künftiger Entwickelung unbegrenzt vorspiegelt,“ und er suchte nun, so gut es ging, seine Leidenschaft zu beschwichtigen und ein ruhiges Freundschaftsverhältniß herzustellen. Beim Carneval, der, wie man weiß, später von Goethe in meisterhafter Darstellung geschildert worden ist, sahen sie sich wieder und ihr Abschied endlich fand nicht ohne tiefe Erregung statt. Der eigene Bericht Goethe's über dieses Verhältniß ist übrigens, wie Schaefer mit Recht bemerkt, „verblaßt und gibt nicht die volle Wahrheit“[73]).

Die Charwoche (15—21. März) gab ihm noch Gelegenheit, die „undenkbar schöne“ Musik, das Miserere, in der Sixtinischen Kapelle zu hören; dann bereitete er sich allmälig auf seine Abreise vor, da er doch einmal nicht bleiben konnte. Sein Gemüth war schmerzlich bewegt. Reizbar und weichmüthig, wie er war, weinte er in den letzten 14 Tagen, die er in Rom weilte, fast täglich „wie ein Kind,“ wie er der Gattin Herder's später gestand. In seinen Briefen sagt er, daß er in Rom sich selbst zuerst gefunden, zuerst übereinstimmend mit sich selbst, glücklich und vernünftig geworden. „So viel kann ich sagen,“ schreibt er ein andermal, „daß ich in Rom immer glücklicher geworden bin, daß noch mit jedem Tage mein Vergnügen wächst, und wenn es traurig scheinen möchte, daß ich eben scheiden soll, da ich am meisten verdiente zu bleiben, so ist es doch wieder eine große Beruhigung, daß ich so lange habe bleiben können, um auf den Punkt zu gelangen.“ Gegen Eckermann äußerte er noch im Oct. 1828: nur in Rom habe er hauptsächlich empfunden, was eigentlich ein Mensch sei; zu dieser Höhe, zu diesem Glück der Empfindung sei er später nie wieder gekommen, nachher, mit diesem Zustande verglichen, nie wieder froh geworden.

In der Nacht des 22. April, einer schönen Vollmondnacht, reiste er, von den schmerzlichsten Gefühlen bewegt, von Rom ab, machte unterwegs einen Halt in Florenz, wo er den größten Theil seiner Zeit in den dortigen Lust- und Prachtgärten zubrachte und den „Tasso“ endlich wieder vornahm, an welchem er vorzugsweise diejenigen Stellen arbeitete, die seiner damaligen elegischen Gemüthsstimmung am meisten zusagten, traf in der zweiten Hälfte des Mai in Mailand ein, wo er wieder „Gebirgs- und Vaterlandsluft“ wittert, und reiste dann über den Comersee, Chiavenna, Graubündten, wo ihn mineralogische Beobachtungen wieder zu interessiren begannen, Constanz u. s. w. nach der Heimath. Wie er von Rom bei Vollmond abgereist war, so traf er auch bei aufgehendem Vollmonde, am 18. Juni Abends 10 Uhr wieder in Weimar ein.

Inzwischen war in Bezug auf seine geschäftliche Stellung eine Aenderung zu seinen Gunsten vorgegangen.

73) Vehse hat sich in seiner „Geschichte der Höfe des Hauses Sachsen“ eine Verwechselung zu Schulden kommen lassen, wie sie nur einem so flüchtigen und leichtfertigen, überall nur auf skandalöse Mittheilungen Jagd machenden Chronikanten passiren konnte. In einem Briefe Schiller's an Körner vom 20. Nov. 1797 ist von einem gewissen G. die Rede (der Name, in der Urschrift sicherlich vollständig enthalten, ist in der gedruckten Ausgabe der Schiller-Körner'schen Briefe nur durch den Anfangsbuchstaben angedeutet), der ein „hübsches römisches Mädchen von gemeiner Herkunft und nicht der besten Conduite“ geheirathet haben solle; das Mädchen solle auch „erschrecklich stehlen und gar liederlich sein.“ Vehse nimmt nun kurzweg an, dieser G. sei kein anderer als Goethe und es sei hier „wahrscheinlich von jener Mailänderin die Rede, welche aufzugeben Goethe die Entdeckung bewog, daß sie bereits verlobt sei.“ Mit dem mysteriösen G. ist aber der Graf Geßler gemeint, über dessen Angelegenheit mit der Italienerin auch Schiller's Brief an Goethe vom 8. Dec. 1797 und des letztern Antwortschreiben vom 9. Dec. einige weitere Mittheilungen enthalten. Vergl. hierüber die Mittheilung: „Goethe's Mailänderin in der Schweiz“ in den „Blättern für literarische Unterhaltung“ Nr. 28. 1854.

Von Rom aus hatte er sich brieflich an seinen Fürsten gewandt und ihm vorgestellt, wie er sich in seiner anderthalbjährigen Einsamkeit wiedergefunden habe: „aber als was? — als Künstler!" was er sonst noch sei, werde der Herzog selbst am besten beurtheilen und benutzen. „Ich habe so ein großes schönes Stück Welt gesehen, (heißt es in diesem Schreiben weiter) und das Resultat ist: daß ich nur mit Ihnen und den Ihrigen leben mag. Ja ich werde Ihnen noch mehr werden, als ich oft bisher war, wenn Sie mich nur das thun lassen, was Niemand als ich thun kann und das Uebrige Andern auftragen." Der liberale Fürst hatte den Sinn des Briefes richtig verstanden und gewürdigt; die Geschäfte des Präsidiums, welche dem nun zum geheimen Rath beförderten bisherigen geheimen Assistenzrathe Schmidt übertragen wurden, nahm ihm der Herzog nebst den ihm so heterogenen Geschäften der Kriegscommission ab; dagegen behielt Goethe die Bergbaucommission bei; auch wurde ihm, ohne Zweifel auf seinen Wunsch, nach und nach die Oberaufsicht der zum Theil erst auf seine Anregung ins Leben gerufenen Landesanstalten für Wissenschaft und Kunst zu Weimar, Jena und Eisenach zugewiesen. Dabei blieb aber dem „geheimen Rathe von Goethe" das Recht und Ehrenrecht gesichert, den „Sessionen des Collegii," so oft es seine Geschäfte erlauben würden, beizuwohnen und dabei seinen Sitz auf dem für den Herzog bestimmten Stuhle einzunehmen.

Im Uebrigen scheint es ihm nicht wenig schwer gefallen zu sein, sich in die engen, einförmigen und dürftigen weimarischen Verhältnisse wieder einzuleben. Er klagt über sein „unnützes" Dasein, über das „düstere gestaltlose" Thüringen, er bemerkt in einem Billete an Frau von Stein: „Ich will so fortleben, ob es gleich eine sonderbare Aufgabe ist. Kayser geht mit der Herzogin wieder fort — und so schließt sich alle Hoffnung auf die schöne Tonkunst ganz für mich zu. Der trübe Himmel verschlingt alle Farben. Herder geht nun auch." Er schreibt im October an Knebel: „Ich bin hier fast ganz allein. Jedermann findet seine Convenienz, sich zu isoliren," eine weimarische Untugend, über die auch Herder wenig später in seinen Briefen aus Italien an seine Frau bittere Klage führt. Die höhere Bildung beschränkte sich in Weimar doch eigentlich nur auf die Personen, die mit dem Hofe in Verbindung standen, und bei diesen war sie mit vielen fremdartigen oder frivolen Elementen versetzt; Goethe war aber nun der Mann nicht mehr, der sich dazu hergab, den Herren und Damen vom Hofe blos die Zeit vertreiben zu helfen. Seitdem fing man in diesen Kreisen an über ihn zu klagen, daß er kalt, steif, abgeschlossen sei. Nur wenn ihm die Muse zulächelte, wenn er im vollsten Strome der Empfindung dichtete (z. B. an „Tasso," von dem er im August an Charlotte von Stein schrieb, daß er fortrücke, „wenn auch langsam," und daß er noch immer „Zutrauen" zu dem Stücke habe) oder wenn er sich enthusiastisch über Italien und Rom auslassen konnte, wurde ihm wohl; aber er traf damit nur selten auf ein empfängliches Herz, bei dem er auf volles Verständniß hätte rechnen können; er war zu weit über das nordische Hyperboräerthum hinausgewachsen.

Es ist schon weiter oben von dem Zerfalle seines Verhältnisses mit Charlotte von Stein und von den Anlässen, welche ihn herbeiführten, die Rede gewesen und es muß hier des Zusammenhangs wegen wiederholt werden, daß die Freundin den aus Italien zurückkehrenden Goethe, wenn man seinen eigenen Aussagen und Klagen glauben darf, gleich Anfangs ziemlich kalt empfangen zu haben scheint. Theils mochte sie ihm wegen seines flüchtigen, übrigens wol sehr unschuldigen Verhältnisses zu der „Mailänderin," das durch das Gerücht in ein ganz falsches Licht gesetzt, sicherlich in dem Goethe'schen Freundeskreise ruchbar geworden, ja selbst wegen seines so langen, ihr wie eine Zurücksetzung erscheinenden Ausbleibens schmollen, theils auch wol fühlen, daß Goethe aus Italien als ein ganz anderer zurückkehrte. Aus seinen Briefen aus Italien war jene excentrische Empfindungs- und Ausdrucksweise, welcher er sich früher in seinen brieflichen Mittheilungen hingegeben, mehr und mehr verschwunden; er war objectiv geworden und hatte Alles, was bis dahin noch aus der Wertherperiode in ihm nachgespukt hatte, gründlich und für immer von sich gethan und nur auf der Grundlage sentimentaler und hyperenthusiastischer Wertherempfindung konnte das Verhältniß zwischen beiden in alter Weise fortbestehen. Am besten lassen sich hier die Worte von Lewes anführen, der in diesem Falle wol das Richtige getroffen hat; er sagt: „Charlotte von Stein war jetzt 45 Jahre alt! Es begreift sich leicht, welchen Eindruck es auf ihn machen mußte, sie mit eins um zwei Jahre älter, um zwei Jahre verändert zu finden. Was im täglichen Verkehre unmerklich und unbemerkt geblieben wäre, das trat ihm nun plötzlich vor die Augen. Und sehen hatte er ja in Italien gelernt! Charlotte von Stein war 45 Jahre alt, — für ihn so gut wie für alle Andern. In dieser bedenklichen Lage schlug sie noch den allerschlimmsten Weg ein. Sie fand ihn verändert und sagte ihm das, sagte es ihm in einer Weise, die ihn nur um so schärfer fühlen machte, wie sie selbst sich verändert hatte. Sie fand ihn kalt und griff zu Vorwürfen. Das war mehr ein Frauenmittel als ein glückliches. Statt seinen Schmerz um die Trennung von Italien mitzufühlen, fühlte sie nur, daß für sie kein Compliment darin liege, und darin hatte sie wol nicht Unrecht, aber eine treuere, edlere Natur hätte den eigenen Schmerz im Mitgefühle um die Trauer des Geliebten aufgehen lassen. Er trauerte um Italien; sie konnte ihm das nicht ersetzen; das fühlte sie, und ihre Eigenliebe war verletzt." Innige Freundschaft hätte er ihr sicherlich auch fortan gern gewährt, aber sie forderte von ihm etwas Anderes, was zwar nicht eigentliche Sinnlichkeit, aber was doch wieder bei weitem mehr war als Freundschaft, sie, die verheirathete 45jährige Frau, die Mutter von sieben Kindern! Das Nähere über den allmälig erfolgenden Bruch ist schon weiter oben mitgetheilt worden; hier sollte nur derjenigen Anlässe kurz gedacht werden, welche aus der

Stimmung hervorgingen, die Goethe aus Italien mitbrachte, wie aus der Stimmung, welche er bei seiner Freundin antraf.

Das Verhältniß stand, wie man sieht, schon auf schwachen Füßen und war in seinem tiefsten Lebenskerne bereits erschüttert, als Goethe ihm durch sein inzwischen angeknüpftes Liebesbündniß mit Christiane Vulpius den letzten tödtlichen Stoß versetzte. Goethe lernte das Mädchen zuerst in einer Situation kennen, die ihr Herz von einer vortheilhaften Seite zeigte, als Bittstellerin für ihren Bruder, den nachher als Verfasser des Räuberromans „Rinaldo Rinaldini" zwar in der literarischen Welt mehr berüchtigt als berühmt, aber doch populair und in den niederen Bildungskreisen beliebt gewordenen Christian August Vulpius, der von Goethe befördert, im J. 1797 Registrator an der herzoglichen Bibliothek, später Bibliothekar mit dem Titel eines herzoglichen Rathes ward und 1827 starb. Als Goethe grade auf einem Spaziergange im Parke begriffen war, trat sie zu ihm mit einer Bittschrift für diesen damals in verzweifelten Verhältnissen lebenden Bruder, und durch die zutrauliche Herzlichkeit, womit sie dies that, rührte sie, durch ihre ganze frische, naive Erscheinung gewann sie sein Herz. Man muß sich, um nicht unbillig zu sein, in die Lage eines Mädchens versetzen, deren Vater, ein weimarischer Beamter, durch Trunksucht verkommen war, deren Bruder sich durch Uebersetzungen höchst kümmerlich ernährte, während sie mit ihrer Schwester durch Anfertigung künstlicher Blumen und anderer Handarbeiten ein ärmliches Dasein fristete. Sie ergriff die rettende Hand des berühmten hochstehenden Mannes, der sie zu sich heraufzog wie Gott Mahadöh die Bayadere. Goethe selbst erkannte in ihr, nach Lewes' Ausdrucke, „eine jener freien gesunden Naturen, welche die Bildung der Welt nicht verkünstelt hat. Sie war ihm wie ein Kind des sinnlich schönen Italiens, welches er eben mit so tiefem Schmerze verlassen hatte." Man darf nicht vergessen, daß Goethe am Weibe außer jugendlichen Reiz Nichts so sehr liebte als Einfachheit, Naivetät und natürliche Anmuth. Dieser Art waren bisher fast alle weiblichen Geschöpfe gewesen, denen er seine Neigung geschenkt hatte. Hohe Geistesgaben, vielseitiges Wissen, den Besitz der bestechenden Künste, wie die höchste Gesellschaftsbildung sie verleiht, verlangte er von dem Weibe nicht und der Frau von Stein, welche von allem diesem etwas besaß, wurde er nun überdrüssig, wo er, mit offenen Augen aus Italien zurückgekehrt, erkennen mußte, daß er Vieles an ihr für Natur gehalten hatte, was vielleicht doch nur künstlich anempfunden war.

Man hat genau den Tag verzeichnet, wo Christiane „die Seine" ward; es war der 13. Juli 1788, an welchem er, wie Düntzer in seinem Buche „Goethe und Karl August" sich ausdrückt, „in einem unbewachten Augenblicke sich leidenschaftlich hinreißen ließ." Der Ausdruck „unbewachter Augenblick" scheint ziemlich unglücklich gewählt, wenn damit eine Art Entschuldigung für Goethe beabsichtigt sein sollte, deren er nicht bedarf, auf die er wenigstens sicherlich niemals Anspruch gemacht hat. Es war vielleicht nicht einmal blos Leidenschaft, durch die sich Goethe „hinreißen" ließ; es wirkte bei der Anknüpfung des Verhältnisses vielleicht sogar ein gewisser absichtlicher Trotz gegen die Ansprüche der conventionell prüden und dabei pretentiösen aristokratischen Frauenwelt des damaligen Weimar mit. Seinen Bund mit Christiane pflegte er von seinem Standpunkte stets als eine Ehe zu betrachten, da er von seinem persönlichen Standpunkte für das Wesen einer solchen die kirchliche Einsegnung nicht für nöthig hielt; erst nach einer langen Reihe von Jahren fügte er sich dem allgemeinen Sittengesetze und ließ sich mit seiner Christiane trauen, wol weniger, weil sich inzwischen seine Ansichten in Betreff der Ehe geändert hatten, oder weil ihm der Muth, dem Urtheile der Welt Trotz zu bieten, allmälig erlahmt wäre, als in der Absicht, unter den damaligen kriegerischen Zeitläuften die Zukunft seines Sohnes August für alle Fälle sicher zu stellen, obschon diesem von dem Herzoge, der selbst Pathenstelle bei ihm vertreten hatte, die Rechte legitimer Geburt bereits früher verliehen worden waren. Die übrigen Sprößlinge dieser Ehe wurden ihm durch den Tod entrissen[74]). Wie man über dieses Verhältniß auch denken mag, so treten dabei doch einige sehr löbliche Eigenschaften Goethe's in ein helles Licht: zunächst seine unverwüstliche Treue, die er der Mutter seines Sohnes schuldig zu sein glaubte und die so unerschütterlich war als diejenige, welche er seinem fürstlichen Freunde bewies; seine Unabhängigkeit von den Vorurtheilen dieser Welt und namentlich der aristokratischen Gesellschaft und seine Uneigennützigkeit, indem eine Verbindung wie diese, statt ihm irgend einen äußern Vortheil in Bezug auf seine gesellschaftliche Stellung oder seine pecuniairen Verhältnisse zu gewähren, ihm in jeder Hinsicht nur Opfer auferlegte, seine bevorzugte Stellung innerhalb der weimarischen Aristokratie untergrub und ihn in kostspielige Connexionen mit armen verachteten Verwandten und Supplicanten brachte.

Christiane Vulpius hat als Geliebte des großen Mannes begreiflicherweise viel dulden müssen, und namentlich zeigten sich die aristokratischen Frauen Weimars gegen sie unversöhnlich, obschon sie doch manche Eigenschaften besaß, die geeignet erschienen, das Urtheil für sie günstiger zu stimmen. A. von Sternberg, der sich genau und unbefangen hierüber in Weimar selbst umgesehen, sagt in seinen „Erinnerungsblättern" von ihr, sie habe an ihrem „Geheimrath gehangen mit jener unterwürfigen Zärtlichkeit, mit jener unselbstsüchtigen, heftigen und vulgairen Neigung, die ein Mann, der sich auf Liebe versteht, nach ihrem Werthe zu schätzen weiß. Goethe wußte,

74) Bei der Beurtheilung des von der Kirche so viele Jahre ungesegnet gebliebenen Verhältnisses zwischen Goethe und Christiane darf man zu keiner Zeit vergessen, wie frei und locker die Ansichten waren, die überhaupt damals in der vornehmen Welt in Betreff solcher Verhältnisse vorherrschten. Die Art und Weise, wie Goethe, der Staatsminister, gegenüber dem Generalsuperintendenten Herder und dessen Gattin in seinen Briefen über sein „Erotikon" zu scherzen wagen durfte, zeigt dies deutlich genug. Sein fürstlicher Freund ging ihm, wie man weiß, in dieser Hinsicht mit einem ermunternden Beispiele voran und hatte daher kein Recht, seinem Minister Vorwürfe zu machen oder ihn in seinen Neigungen zu beschränken.

daß diese Liebe vorhielt und daß manche andere nicht vorhielt." Und selbst K. W. Ludecus, der sich ziemlich rücksichtslos gegen sie ausspricht, muß doch zugeben, daß die Vulpius Goethe's Hauswesen gut im Stande gehalten, sich ihrer Stellung durchaus nicht überhoben und alles Unangenehme von ihm fern zu halten gesucht habe. Und damit war dem Dichter namentlich in seinen spätern Lebensjahren am meisten gedient. Sie erhob ihn nicht, aber sie störte ihn auch nicht in seiner immer mehr hervortretenden contemplativen Ruhe, sie reizte ihn nicht, sie stürmte nicht aufregend in sein inneres Wesen hinein, sie hielt vielmehr alle Einflüsse, die ihn zu sehr irritiren konnten, möglichst von ihm ab[75]). Das ist das Verdienst, welches sie sich um Goethe erworben hat, und es wäre vollkommen müßig, darüber Hypothesen aufzustellen, ob Goethe an der Seite einer hochgebildeten, geistig begabten Gattin noch Größeres der Welt hinterlassen haben würde, als er hinterlassen hat, genug, daß sein Leben im Ganzen als ein plastisch gerundetes Kunstwerk vor uns steht, an dem wir wesentlich doch Nichts anders wünschen möchten. Seiner edeln mannhaften Haltung, seiner Vornehmheit hat er auch an ihrer Seite niemals das Geringste vergeben.

Daß Goethe's Neigung zu ihr auch gemüthlicher und nicht blos sinnlicher Art gewesen, dafür liegen genügende Zeugnisse vor, dafür spricht auch die lange Dauer dieses Verhältnisses, das nur mit ihrem Tode endete. In seinen Briefen aus Venedig an Herder gesteht er offen, daß er das Mädchen „leidenschaftlich" liebe, und diese leidenschaftliche Neigung spricht sich noch in einem zehn Jahre nach der ersten Bekanntschaft geschriebenen Briefe Goethe's an sie mit fast jugendlicher Heftigkeit aus[76]). Als Beweis, daß diese Liebe zu Christiane keine blos oberflächliche und flüchtige, mit der Sinnenlust zerrinnende gewesen, führt Sternberg gelegentlich in seinen „Erinnerungsblättern" an, daß Goethe sich bei ihrem Tode den lauten Ausbrüchen des ungestümsten Schmerzes überlassen habe. Dies würde wol nicht der Fall haben sein können, wenn sich Goethe nicht an ihrer Seite in einem Zustande ruhigen Glücks und Behagens befunden hätte, in welchem er sich durch das Gerede der Welt wenig beirren ließ und aus dem er sich nun durch ihren Tod plötzlich gerissen fühlte. In seiner „Zwischenrede" („Aus meinem Leben" II. Abtheilung 5. Theil) macht er selbst das Geständniß: „In der Einsamkeit der Wälder und Gärten, in den Finsternissen der dunkeln Kammer wär' ich ganz einzeln geblieben, hätte mich nicht ein glückliches häusliches Verhältniß in dieser wunderlichen Epoche lieblich zu erquicken gewußt. Die römischen Elegien, die venetianischen Epigramme fallen in diese Zeit." Bezeichnend ist endlich auch der Umstand, daß, um uns der Worte seines englischen Biographen Lewes zu bedienen, „auch seine Mutter mit der Wahl ganz zufrieden war, Christiane als Schwiegertochter in ihrem Hause empfing, zärtliche Briefe an sie richtete und alle Einmischung unberufener Schwätzer wiederholt abwies."

Das Wichtigste indessen für den Literarhistoriker bleibt, daß dieses Verhältniß auch für seine poetische Schöpfungslust nicht ohne alle Befruchtung blieb und daß sich mehre seiner Dichtungen ganz oder theilweise auf sie beziehen. Als er sie um Weihnachten 1789 nach der Geburt seines ersten Sohnes sammt ihrer Schwester und Tante ganz in sein Haus nahm, entstand das reizende, an die schönsten Lieder seiner Jugendzeit erinnernde Gedichtchen: „Ich ging im Walde so für mich hin" u. s. w. In den „Votivtafeln" (1796) gilt ihr das Distichon mit der Ueberschrift C. G. (Christiane Goethe), worin er sie sein „häusliches Mädchen" nennt. Durch das Liebesglück, welches er an ihrer Seite genoß, fühlte er sich zu den erotischen Epigrammen, die unter den „venetianischen" verstreut sind, zu dem Gedichte „Morgenklagen," zu der anmuthigen Elegie „Der neue Pausias und sein Blumenmädchen," namentlich aber zu den „Römischen Elegien" angeregt, die unter den Goethe'schen Dichtungen dieser Art und in der teutschen poetischen Literatur überhaupt eine so hervorragende Stelle einnehmen. Diese mögen vielleicht schon theilweise (z. B. die siebente, wie Schaefer vermuthet) in Italien entworfen sein, der Hauptsache nach aber sind sie die poetische Verherrlichung seiner weimarischen Liebesgeschichte, die er, um das antike Costüm um so treuer wahren und die locale Beziehung von Weimar ableiten zu können, nach Rom verlegte, von dessen Eindrücken sein Gemüth ohnehin noch übervoll war. Einige um dieselbe Zeit entstandene Faustfragmente, das Selbstgespräch in Wald und Höhle und die Scenen am Brunnen, im Zwinger und im Dome lassen, wie Schaefer wol nicht mit Unrecht vermuthet, in den durch dieses Verhältniß veranlaßten tieferen sittlichen Kampf blicken. Indem er sich aber so alle möglichen Folgen des Verrathes und der Untreue ausmalte, kam Goethe eben zu dem Entschlusse, an seiner Geliebten nicht so zu handeln, wie er seinen Faust an Gretchen handeln läßt. Wol aber lernte er dabei die Gebrechlichkeit selbst Faustischer Naturen genauer kennen und ergründen.

Während Herder's Aufenthalt in Italien, wohin derselbe seine Reise am 6. Aug. 1788 angetreten hatte, zeigte sich Goethe's Freundschaft für Herder und seine Familie im schönsten Lichte. Er besuchte die Herder häufig, Anfangs immer über den andern Tag, um sie über die Abwesenheit ihres Gatten zu trösten und mit ihr die

75) Man vergleiche über sie „Freundschaftliche Briefe von Goethe und seiner Frau an Nicolaus Meyer aus den Jahren 1800 bis 1831" (Leipzig 1856.), die namentlich über ihr Walten als Haushälterin Goethe's Aufschluß geben, in Riemer's Mittheilungen das Capitel „Häuslicher Zustand" (I. S. 354 fg.), J. W. K. Ludecus' anonym erschienenes Schriftchen: „Aus Goethe's Leben. Wahrheit und keine Dichtung, von einem Zeitgenossen," die wohlwollende Beurtheilung bei Lewes in dem Capitel „Christiane Vulpius" (2. Bd. S. 117 fg. der teutschen Uebersetzung von Frese). Dieser stützt sich namentlich auf A. Stahr's Schrift: „Weimar und Jena" und führt daraus auch die Erzählung an, wornach Christiane selbst aus Bescheidenheit und Demuth Goethe so lange Jahre von der Trauung abgehalten und es vorgezogen habe, „sich neben ihm mit jeder Existenz zu begnügen." Schaefer hält diese Behauptung Stahr's für nicht erwiesen. 76) Lewes gedenkt dieses Briefes, der sich erhalten habe, aber noch ungedruckt sei, in dem Capitel „Christiane Vulpius" (2. Bd. der Frese'schen Uebersetzung S. 123).

fleißig eingehenden Briefe Herder's zu lesen. Er nahm Theil an den Freuden und Leiden ihrer Familie, an den Geburtstagen der Herder'schen Kinder; er vertraute ihr seine innersten Geheimnisse an wie sie ihm die ihrigen, welche letztern meist ökonomischer Art waren, indem sich Herder damals in ziemlich bedrängter Lage befand und von Schulden im Betrage bis gegen 2000 Thaler belastet war. Auch in diesem Punkte stand er ihr mit seinem Rathe bei, und namentlich wirkte er dahin, daß sich der jüngere Dalberg, Domcapitular zu Trier, mit welchem Herder reiste, dazu verstand, die Kosten für die Reise bis zu einem gewissen Belaufe zu decken. Es ist ihr immer wohl ums Herz, wenn Goethe bei ihr gewesen, und ihr Trost und Rath ertheilt; sie schreibt z. B. am 24. Sept. 1788: „Seitdem ich mit Goethe gesprochen habe, schlafe ich wieder besser; die Sorgen haben mich manche Nacht gegen 2 Uhr aufgeweckt und ließen mich nicht schlafen." Ueber seine eigene häusliche Situation sagte er ihr im August 1788, wie sie an ihren Gatten schreibt, „viel Belustigendes, ich möchte sagen Betäubendes, es war aber in Allem so viel Klarheit und Richtigkeit, daß das Betäuben nicht statthatte. Er hat nun alles Glück und Wohlsein auf Proportion und das Unglück auf Disproportion reducirt. Ihm sei es jetzt gar wohl, daß er ein Haus habe, Essen und Trinken hätte u. dgl." Er gestand ihr, daß er 14 Tage vor der Abreise von Rom täglich „wie ein Kind geweint habe;" und sie fügt hinzu: „das hat mich sehr gejammert." Am 12. Oct. spricht er mit ihr sogar über die politische Lage des Augenblicks, was er sonst gern vermied. „Vom Kaiser sagte er (schreibt die Herder), er hätte das Haus Oesterreich durch diesen Krieg so heruntergebracht, daß es sich in 100 Jahren nicht wieder erholen werde. Ich sagte: „so wirds unserm Herzoge auch gehen." Ja nicht anders, antwortete er, und so gehts uns allen, wenn wir unsere Eigenheit irgendwo am unrechten Orte, wie es gemeiniglich geschieht, durchsetzen. So ist mirs von Jugend auf ergangen; ich war frei und reich, konnte sie also öfters und mehr durchsetzen als ein Anderer, und ich weiß am besten, was sie mir geschadet; und wenn ich mich jetzt nicht zusammennähme, so würde es noch mehr geschehen." Im September machte Goethe in Gesellschaft der Herder, Fritz Stein's und der Frau von Schardt einen Ausflug nach Kochberg und weiter nach Rudolstadt. Am 5. Sept. fuhr man von Weimar ab und am 7., einem Sonntage, traf man in Rudolstadt ein, wo im Hause der Oberhofmeisterin von Lengefeld das erste Zusammentreffen Goethe's mit Schiller stattfand, dessen an einem andern Orte später zu gedenken ist. Goethe sprach viel und anziehend über Italien und unterwegs, durch Schiller's im Merkur erschienenes Gedicht: „Die Götter Griechenlands" angeregt, über die Eigenschaften, „die die Alten in ihren Göttern und Helden in der Kunst dargestellt haben," wobei er sich weitläufiger über sein schon erwähntes Vorhaben in Betreff der menschlichen Gestalt und des idealen Urtypus ausließ und trug während der am mondhellen Abend stattfindenden Rückfahrt nach Kochberg die „Geheimnisse" vor. Bei schönstem Wetter fuhr man am 8. über Jena und Orlamünde nach Weimar zurück. Goethe scheint während des ganzen Ausflugs in ganz besonders heiterer und erhöhter Stimmung gewesen zu sein.

Im Januar 1789 trat jedoch eine nicht unerhebliche Verstimmung zwischen ihm und der Herder ein, weil Goethe unter seine Dichtungen auch den „Pater Brey" aufgenommen hatte. „Ich kann in den nächsten vier Wochen nicht mit ihm leben: er ist mir fatal," schreibt sie vom 16. Jan. 1789 an ihren Gatten. Als sie ihn am 13. Febr. 1789 auf sein Gewissen befragt, ob sie diese Person (Leonore im „Pater Brey") so ganz gewesen wäre, weiß er ihr dies aufs Geschickteste auszureden und sie von der Richtigkeit seiner Theorie zu überzeugen, daß der Dichter von einem Individuum so viel nehmen dürfe, als nothwendig sei, seinem Gebilde Leben und Wahrheit zu geben, während er das Uebrige aus sich selbst und aus der Erfahrung, „aus dem Eindrucke der lebenden Welt" hole. Sie gesteht, daß er sie völlig befriedigt habe, daß sie Goethe täglich mehr in seinem eigentlichen Lichte sähe, daß sie wirklich einen „großen Aufschluß" über ihn erhalten habe: er lebe eben wie der Dichter mit dem Ganzen oder das Ganze in ihm. „Er fühlt sich als ein höheres Wesen," fügt sie hinzu, „das ist wahr, aber er ist doch der Beste und Unwandelbarste unter allen;" sie fühlt, „daß ein sehr guter Geist um ihn und in ihm ist." In ihrer Begeisterung für Alles, was Goethe sagt und dichtet, schreibt sie selbst im März die Fortsetzung des „Tasso" ab, wovon Goethe sie am 20. März absolvirt, indem er ihr „im Vertrauen" als den eigentlichen Sinn des Stücks die „Disproportion des Talents mit dem Leben" bezeichnet. Dann, durch Aeußerungen in den Briefen ihres Gatten in Verwirrung gesetzt, wird sie wieder in ihrer Neigung zu Goethe schwankend; sie beklagt am 23. März 1789 Goethe's „hundert kleine Eitelkeiten," seine „Alleinherrschaft," sie bedauert sogar, den „Tasso" für ihren Gatten abgeschrieben zu haben, denn er bestätige „darstellend und ausführend die ganze Vergötterung des Dichters." Bald aber hat Goethe ihr Herz wiedergewonnen; denn schon am 24. April 1789 schreibt sie: „Goethe bleibt sich gleich, er steht auf festem Boden. Mündlich mehr im Detail davon; es schmerzt mich, daß Du Dein Gemüth von ihm abwendest, und er ist doch der einzige reingute Mensch hier." Und als er den „Tasso" der Herzogin vorgelesen, ruft sie aus (in dem Briefe vom 18. Mai 1789): „O wie bestrafe ich mich, daß ich ihn auch nur einen Augenblick verkenne. Er ist durchaus eine treue männliche Seele, und es freut mich, daß Du dies in einem Deiner letzten Briefe so gut wieder erkennst." Weiter schreibt sie am 29. Mai: „Goethe liebt Dich und ists vor allen Menschen werth, von Dir geliebt zu werden. Wende Dich nicht von ihm ab! Du achtest und liebst an der Angelica (Angelica Kaufmann), was die Natur ihr Glückliches und Heiliges gegeben hat; er ist von dieser Seite ihr Bruder und wir wollen ihn nicht mehr verlieren, wie Du es einmal (vor sechs Jahren war's) so heilig zusagtest."

Goethe benahm sich um diese Zeit in Herder's An-

gelegenheiten, wie sich ein Freund gegen den Freund nur immer benehmen kann. Herder hatte, während er in Italien weilte, einen verlockenden Ruf nach Göttingen erhalten und war sehr geneigt, ihn anzunehmen; denn er fühlte sich in Weimar gedrückt und isolirt, wie aus seinem am 3. April 1789 aus Rom an seine Gattin geschriebenen Briefe hervorgeht. Die betreffende Stelle ist merkwürdig genug; sie lautet: „Die Herzogin, weißt Du, liebe ich am meisten, aber Du kennst ihre unkräftige Güte. Der Herzog ist gut und brav; was kann, was mag er aber für mich thun? Und überhaupt, wie müde ich des Zusammenhangs mit Fürsten und Fürstinnen geworden bin, die immer unverständige Kinder bleiben, deren unsereins nicht lenken kann, mag ich gar nicht sagen. Daß Goethe für uns wenig mehr sein kann, wird mir beinahe einleuchtend; er ists im öffentlichen Bezuge nie gewesen. Die Damen gehen ihren Weg hin und überhaupt ist ja für uns keine Sphäre in Weimar. Wir sind einsam und werden es mit jedem Jahre mehr werden." Diese Briefstelle ist bezeichnend für die Zustände Weimars, die uns in der Ferne glänzender erscheinen, als sie in Wahrheit waren; sie ist bezeichnend für das überall hin gesäete Mistrauen, wie sich ja deutlich genug aus der Thatsache ergibt, daß sich selbst der allerdings reizbare und leicht verstimmbare Herder von diesem Mistrauen gegen Goethe beherrschen ließ[77]). Und sehr mit Unrecht; denn während so über ihn Herder in Italien dachte und schrieb, wirkte Goethe für ihn in Weimar aufs Eifrigste. „Der Herzog (rief er am 23. April 1789 aus, als er Louischen Herder's Geburtstag mitfeierte) kann und darf ihn (Herder) nicht gehen lassen, er ruinirt sonst sich, Jena und Weimar zugleich. Auch nicht einmal nach Jena wünsch' ich Herdern; ich hab' ihn viel zu lieb, er ist zu gut zum Professor; er kennt ihre kleinlichen Leidenschaften noch nicht" u. s. w. Auf Goethe's Vorstellungen namentlich wurden Herder die annehmbarsten Bedingungen gemacht; man sicherte ihm zu, seine Schulden zu bezahlen, sodaß davon „im Publico Nichts eclatire," ihn zum Vice-Consistorialpräsidenten zu ernennen, seinen Gehalt zu erhöhen, seiner Gattin bei seinem Ableben einen Witwengehalt auszusetzen, für die Kosten des Studiums seiner Kinder und für deren Unterkommen zu sorgen. Das Alles, scheint es, war Goethe's Werk. Dennoch verkannte ihn Herder. Er war noch voll von Enthusiasmus für Goethe, als er von Weimar abreiste; er schrieb noch am 24. Sept. 1788 aus Rom in Betreff Goethe's: „Alles liebt und bewundert ihn, wer ihn hier gekannt hat;" aber in einem Briefe vom 28. März 1789 bemerkt er von eben dort in Bezug auf das inzwischen ruchbar gewordene Verhältniß zwischen Goethe und Christiane Vulpius: „Die Art, wie er hier auf gewisse Weise unter rohen, obwol guten Menschen gelebt hat, hat nichts Anderes hervorbringen können." Die erstere Mittheilung steht mit der zweiten in einem grellen Contraste; letztere beruht sicherlich auf niedrigem Geklatsch, das man Herder zutrug, weil er seiner Verstimmung gegen Goethe auch in Rom Ausdruck gegeben haben mochte und daher anzunehmen war, daß diese üble Nachrede bei ihm Gehör finden werde. Man möchte fast argwöhnen, daß die in den Briefen seiner Gattin immer wiederauftauchenden enthusiastischen Lobsprüche auf Goethe ihn zum Widerspruch gereizt und eine Art Eifersucht in ihm entzündet hätten ähnlich derjenigen, die er schon zu der Zeit empfunden zu haben scheint, als Karoline, damals noch seine Braut, mit dem jungen Goethe in Darmstadt einen so lebhaften und traulichen Verkehr unterhielt[78]).

Wie Goethe für Herder in edelster Weise besorgt war, so sorgte er auch für seinen geliebten Heinrich Meyer in Rom, indem er den Herzog bewog, Meyer für jedes der nächstfolgenden Jahre 100 Scudi anzubieten und nach Ablauf dieser Jahre ihm in Weimar „eine seiner Gemüthsart angemessene Stellung und den nöthigen Unterhalt" zuzusichern. Dünzer spricht die wol nicht unbegründete Vermuthung aus, daß ferner Goethe an dem damaligen Entschlusse des Herzogs, Schiller einen jährlichen Gehalt von 200 Thalern zu bewilligen, wol nicht unbetheiligt war. Goethe kannte die Verlobte Schiller's, Charlotte von Lengefeld, schon seit längerer Zeit und war ihr herzlich zugethan.

Wichtig in literarischer Beziehung wurde das Jahr 1789 für Goethe namentlich dadurch, daß er den „Tasso" endlich, gegen Ende Juli, als fertig und vollendet betrachten durfte. Er hatte in diese Dichtung die innersten Regungen seines Dichterherzens und Dichterlebens niedergelegt, und doch war er dieser Arbeit, die ihm so viel Mühe gekostet und an der er unablässig gefeilt, um ihr die Reife höchster Vollendung zu geben, fast überdrüssig geworden. Wenigstens schrieb er am 10. Aug. an den inzwischen zurückgekehrten Herder: „Wie sehr freut es mich, daß Du den „Tasso" magst. Die zwei letzten Acte, hoff' ich, sollen zu den ersten gehören. Dein Beifall ist mir reiche Belohnung für die unerlaubte Sorgfalt, mit der ich das Stück gearbeitet habe. Nun sind wir frei von Leidenschaft, solch eine consequente Composition zu unternehmen. Die Fragmentenart erotischer Späße behagt mir besser." Man sieht daraus, wie sehr das neue Liebesleben, das ihm an der Seite seiner kleinen Christiane aufgegangen war, seine Seele erfüllte. Außer den Römischen Elegien beschäftigte ihn auch der „Faust," dessen

77) Daß der Zustand in Weimar grade damals kein sehr behaglicher gewesen sein muß, beweist auch Goethe's Brief an Charlotte von Stein vom 8. Juni 1789, worin es heißt: „Wenn durch des Herzogs äußeres Verhältniß und durch andere Combinationen Alles bei uns inconsequent und folgenlos ist und wird, wenn man fast keinen Menschen nennen kann, der in seinem Zustande behaglich wäre, so gehört schon Kraft dazu, sich aufrecht, in einer gewissen Thätigkeit und Munterkeit zu erhalten." Ging doch selbst Charlotte von Stein so weit, in ihrem Schreiben an Zimmermann vom Jahre 1776 die herzogliche Familie eine „malheureuse famille" zu nennen!

78) Die obige Darstellung des Verhältnisses zwischen Herder und Goethe während des erstern Aufenthalt in Italien beruht fast ausschließlich auf den, wie schon erwähnt, von H. Dünzer und F. G. von Herder herausgegebenen Briefen Herder's an seine Gattin, aus denen man, wie Dünzer in der Einleitung nicht mit Unrecht bemerkt, „ein fast ununterbrochenes Tagebuch über Goethe während dieser Zeit gewinnt."

erste Scenen er so, wie er sie jetzt zum Druck fertig gemacht hatte, am 18. Aug. 1789 Knebel vorlas. Nur einem Goethe war es möglich, sich mit mehren großen Dichtungen zugleich zu beschäftigen, was ihm freilich dadurch erleichtert wurde, daß jede ein inneres Erlebniß war, daß sich bei ihm nur derselbe Quell in verschiedene Ausflüsse vertheilte. Mehr dem äußerlichen Handwerke gehören die Worte an, welche er auf Reichardt's Wunsch den von J. A. P. Schultze componirten Chören zu Racine's „Athalie" unterlegte. Ueber alle diese poetischen Arbeiten, über seine Dienstgeschäfte, die er mit redlichem Eifer fortverrichtete und über die Seitengenüsse seiner Liebe vernachlässigte er aber auch seine botanischen Studien nicht, wie die Abhandlung „Versuch, die Metamorphose der Pflanzen zu erklären," aus der dann das didactische Gedicht „Metamorphose der Pflanzen" entstand, genugsam beweist. Außerdem fällt in dieses Jahr die im Style, Darstellung und Auffassung meisterhafte Schrift „Das römische Carneval"[79]). Die in demselben Jahre in Frankreich ausbrechende Umwälzung erfüllte ihn wol mit schweren und bangen Ahnungen, aber er ließ sich durch sie in seinem ruhigen Schaffen und Arbeiten fürs Erste nicht stören.

Im Frühlinge des Jahres 1790 weilte Goethe wieder mehre Wochen in Venedig, der „wunderbaren Wasserstadt," wohin er sich begeben hatte, theils um der aus dem Süden zurückkehrenden Herzogin Amalie entgegenzureisen, theils um mit einigen römischen Freunden zusammenzutreffen. Erst am 6. Mai langte die Herzogin in Venedig an in Gesellschaft Heinrich Meyer's und des Malers Bury, die ihn dann bis nach Mantua begleiteten, wo sie zwei Tage zubrachten. Dann reiste Goethe, sich von seinen Freunden trennend, über Verona zurück und traf mit der Herzogin Amalie Anfangs Juni wieder in Weimar ein. Auch sein diesmaliger Aufenthalt in Venedig warf ihm Gewinn ab. Auf den Dünen des Lido spazieren gehend, fand er jenen „so glücklich geborstenen Schafsschädel," der ihm die „große," früher von ihm erkannte Wahrheit: „die sämmtlichen Schädelknochen seien aus verwandelten Wirbelknochen entstanden, abermals bethätigte." Dem Aufenthalte in Venedig verdanken ferner die „Venetianischen Epigramme" ihre Entstehung, wenn auch nur zum Theil, da er ihnen bei ihrer späteren Veröffentlichung (im Schiller'schen Musenalmanach 1795) noch andere frühere wie spätere einreihte. Begeisterung für Italien, wie man doch erwarten sollte, zeigte sich in diesen venetianischen Epigrammen nicht; eher hebt er die Schattenseiten Venedigs hervor und er selbst gesteht in einem dieser Epigramme: das sei Italien nicht mehr, das er mit Schmerzen verlassen. An Frau von Kalb schrieb er, daß er außerhalb des Vaterlands nicht leben könne[80]). Man darf annehmen, daß seine „Häuslichkeit," ihm von Vielen so arg verdacht und übel gedeutet, seinem Vaterlande wiedergewonnen habe; er sehnte sich nach seinem Knaben und der Mutter seines Söhnchens zurück; das waren mächtigere Bande, als was ihm Venedig jetzt bieten konnte. Er selbst spricht in seinen „Tag- und Jahresheften" von seinen „angenehmen häuslich geselligen Verhältnissen." Auch die Ereignisse in Frankreich blieben auf diese Gemüthsstimmung nicht ohne Einfluß; er ahnte mit kundigem Blicke die Erschütterungen und Gefahren, die sie, und zwar nicht nur für die politischen und socialen Verhältnisse, sondern auch für die Bildung überhaupt zur Folge haben würden, und seiner Natur nach sehnte er sich um so mehr nach Ruhe, je bewegter es draußen herging. Die Untreue, deren sich die Franzosen seiner Ansicht nach schuldig gemacht, flößte ihm vielleicht Widerwillen gegen alle romanischen Nationen ein, indem er bei ihnen teutsche Mäßigung und Zucht und teutschen Ordnungssinn zu vermissen glaubte. Zu seinem Verdrusse mußte er nun gar noch wahrnehmen, daß die französische Umwälzung selbst in Teutschland und grade unter den Gebildeten mehr Sympathien fand, als er erwartet hatte. Oder um mit Goethe's eigenen Worten zu sprechen, er hatte leider zu bemerken, „daß man im Vaterlande sich spielend mit Gesinnungen unterhielt, welche eben auch uns ähnliche Schicksale vorbereiteten. Ich kannte genug edle Gemüther, die sich gewissen Aussichten und Hoffnungen, ohne weder sich noch die Sache zu begreifen, phantastisch hingaben; indessen ganz schlechte Subjecte bittern Unmuth zu erregen, zu mehren und zu benutzen strebten." Je mehr nun, seiner Ansicht nach, der Geist der Untreue so offen hervortrat, um so mehr war er entschlossen, für seine Person Treue in allen Stücken und namentlich auch gegen seinen fürstlichen Freund zu halten. Der seitdem öfter bei ihm wiederkehrende Ausdruck, daß ihm sein Herzog oder irgend ein anderer teutscher Fürst ein „gnädiger Herr" gewesen und ähnliche Ergebenheitsversicherungen, hängen mit dieser Anschauung zusammen. Er selbst gab fortan freiwillig seinem Verhältnisse zum weimarischen Hofe mehr und mehr den Charakter eines Dienstverhältnisses.

Noch im Sommer desselben Jahres folgte er, nicht eben gern, der Einladung des Herzogs nach Schlesien, wohin derselbe gegangen war, um den Uebungen des dort zum Zweck von Demonstrationen gegen Oesterreich und Rußland zusammengezogenen Truppencorps beizuwohnen. Goethe war kein Freund von militairischen Schauspielen und militairischen Festen; die Vorliebe des Herzogs für das preußische Militairwesen war ihm von jeher zuwider; dem damaligen Militairstaate Preußen scheint er überhaupt keine sehr große Neigung zugewandt zu haben[81]); endlich mochte er, Angesichts der drohenden Verhältnisse in Frankreich, in diesen gegenseitigen Truppenaufstellungen der

79) Die älteste Ausgabe (Quartausgabe) hiervon (Weimar und Gotha 1789), mit 20 nach Schütz' Zeichnungen von Kraus radirten und illuminirten Kupfertafeln, ist sehr selten geworden.
80) Siehe „Charlotte von Kalb" von Ernst Köpke (1852).

81) Die Nationaleigenschaften der Preußen, die denselben in specifischer Weise eigen sind, wußte Goethe übrigens sehr wohl zu würdigen. So rühmt er an Hackert (in seinem „Leben Hackert's") mit Bezugnahme auf dessen preußische Abstammung: „Als Preuße von Geburt hatte er sich einen Theil von der Glorie seines Königs angeeignet und ähnelte daher durch Tüchtigkeit, Strenge, Schärfe und Ausdauer den Besten, die mir aus dieser Nation bekannt geworden."

Ostmächte sehr wenig politische Weisheit erblicken — alles Gründe genug, um ihm den Aufenthalt in Schlesien und seiner doch mannichfach interessanten und eigenthümlichen Hauptstadt möglichst zu verleiden. Er selbst schreibt über seinen Aufenthalt in den Cantonnirungsquartieren und in Breslau: „Erst gaben Cantonnirungsquartiere Gelegenheit zu einigen Epigrammen, die hier und da eingeschaltet sind. In Breslau hingegen, wo ein soldatischer Hof und zugleich der Adel einer der ersten Provinzen des Königreichs glänzte, wo man die schönsten Regimenter ununterbrochen marschiren und manövriren sah, beschäftigte mich unaufhörlich, so wunderlich es auch klingen mag, die vergleichende Anatomie, weshalb mitten in der bewegtesten Welt ich als Einsiedler in mir selbst abgeschlossen lebte." Weiter schreibt er (s. Tag- und Jahreshefte, 1790): „Eine Lustfahrt nach den Salinen von Wieliczka und ein bedeutender Gebirgs- und Landritt über Adersbach, Glatz u. s. w. unternommen, bereicherte mit Erfahrung und Begriffen. Einiges findet sich aufgezeichnet." Man darf also die von Schaefer noch in der 2. Auflage seines Werkes über Goethe ausgesprochene Hoffnung theilen, es werde sich aus seinen Papieren eine ausführlichere Darstellung zusammenstellen lassen[82]).

Im October war er wieder in Weimar, wo er zu größeren poetischen Arbeiten wol Zeit und Muße genug gehabt hätte, aber keine Stimmung fand. Nach großen, anstrengenden, das ganze Gemüth in Anspruch nehmenden Schöpfungen, wie „Egmont," „Iphigenia" und „Torquato Tasso," fühlt auch der mächtigste Geist das Bedürfniß des Ausruhens, oder er greift zu leichtern Erholungsarbeiten, wie für Goethe damals die Redaction seiner Elegien und Epigramme waren. Nächstdem begann ihn jetzt die Theorie der Optik zu beschäftigen. Das Jahr 1791 widmete er, da er plötzlich die Newton'sche Lehre als falsch erkannt haben wollte, vornehmlich seinen chromatischen Beobachtungen, und für den Apparat, dessen er sich zu diesem Zwecke bediente, verausgabte er nach und nach über 1000 Thaler. Der Herzog Ernst und der Prinz August von Gotha gewährten ihm mannichfache Beihilfe; sonst aber fand er mit seinen 1791 und 1792 in 2 Heften erschienenen „Beiträgen zur Optik" bei den Gelehrten wie beim Publicum wenig Vertrauen und Glauben; sie wurden, wie er selbst bemerkt, „mit schlechtem Danke und hohlen Redensarten der Schule bei Seite geschoben." Indessen wußte er doch die gebildete Gesellschaft Weimars durch seine Vorträge, die er in der am 5. Juli gestifteten gelehrten Gesellschaft hielt, für die Sache lebhaft zu interessiren. Zugleich übernahm er in diesem Jahre, und zwar vom 1. Mai an, die Leitung des Hoftheaters. Man weiß, was Teutschland dieser Goethe'schen Theaterleitung verdankt: die Gründung einer Schauspielerschule, welche die Idealistik gegen den bisher vorwaltenden Real-Naturalismus vertrat, ihren Einfluß weithin spüren ließ und die Aufführung der vollendetsten Stücke Goethe's und Schiller's möglich machte. Die Kunst der Recitation und Declamation in jambisch geschriebenen Stücken wurde erst in Weimar auf feste sichere Gesetze gestellt, obschon allerdings dem blos declamatorischen Pathos auf Kosten der Charakteristik ein zu großes Uebergewicht eingeräumt wurde. Dabei verschmähte aber Goethe auch keineswegs Dittersdorf'sche Operetten, italienische und französische Opern, sodaß er selbst mehre ihnen untergelegte teutsche Texte überarbeitete, noch das Kotzebue'sche Lustspiel und das Iffland'sche bürgerliche Drama. Auch Schröder, Babo, Ziegler, „glücklich energische Talente, lieferten bedeutenden Beitrag;" Bretzner und Jünger „gaben anspruchslos einer bequemen Fröhlichkeit Raum." Dies war die Masse, ohne die einmal bei der bürgerlichen und spießbürgerlichen Durchschnittsbildung des Volks ein teutsches Theater nicht bestehen kann, und „diese lebendige sich im Zirkel herumtreibende Masse suchte man mit Shakespeare, Gozzi und Schiller geistiger zu erheben." So bereitete man gleich Anfangs ein Repertorium vor, „welches viele Jahre gehalten hat." Seine Liebe für das Theater erklärt er einmal in den Tag- und Jahresheften mit den Worten: „das Theater, wenn es mich auch nicht ergötzte, unterhielt mich doch in fortwährender Beschäftigung; ich betrachtete es als eine Lehranstalt zur Kunst und Heiterkeit, ja als ein Symbol des Welt- und Geschäftslebens, wo es auch nicht immer sanft hergeht, und übertrug, was es Unerfreuliches haben mochte."

Goethe selbst fühlte sich hierdurch wie durch die Zeitereignisse zum dramatischen Schaffen angeregt, aber, wie er selbst in der „Zwischenrede" bemerkt: „ich vergriff mich im Stoffe, oder vielmehr, ein Stoff überwältigte meine innere sittliche Natur, der allerwiderspenstigste, um dramatisch behandelt zu werden." Schon im Jahre 1785, versichert er nämlich, habe ihn die Halsbandgeschichte „wie das Haupt der Gorgona" erschreckt, in diesem Ereignisse, in diesem „unerhört frevelhaften Beginnen" sah er die „Würde der Majestät untergraben, schon im Voraus vernichtet;" er nahm die „furchtbaren Ahnungen," die dadurch in ihm erweckt wurden, mit sich nach Italien und brachte sie „noch geschärfter" zurück. „Glücklicherweise," fährt er fort, „ward mein Tasso noch abgeschlossen, aber alsdann nahm die weltgeschichtliche Gegenwart meinen Geist völlig ein." Das Treiben des in diesen Proceß verflochtenen Gauklers und Abenteurers Cagliostro, der sich als Wiederhersteller der angeblichen ägyptischen Maurerei selbst den Großkophta nannte, zog hierbei zunächst seine Blicke auf sich; er war entrüstet und empört über die „unbegreifliche Verblendung vorzüglicher Menschen," die sich durch solche grobe Betrügereien in die Irre führen ließen, und nun sah er, wie die directen und indirecten Folgen solcher Narrheiten sich sogar wirksam genug zeigten, „um den schönsten Thron der Welt zu erschüttern."

Wunderlich erscheint es nur, wie Goethe auch jetzt wieder auf die schon in seinen leipziger dramatischen

82) In der seinem Tagebuche aus der Champagne eingeflochtenen „Zwischenrede" lautet eine auf die schlesische Episode bezügliche Stelle: „Nun aber sollte mir auch ein Vorgeschmack kriegerischer Unternehmungen werden; denn der schlesischen, durch den reichenbacher Congreß geschlichteten Campagne beizuwohnen beordert, hatte ich mich, in einem bedeutenden Lande, durch manche Erfahrung aufgeklärt und erhoben gesehen und zugleich durch anmuthige Zerstreuung hin und her gaukeln lassen."

Jugenderzeugnissen spukende Marotte zurückkam, sich mit dem absolut Nichtswürdigen und Verbrecherischen spielend abzufinden oder wie er selbst sagt, „diesem Ungeheuren eine heitere Seite abzugewinnen," zu dem Zwecke sich „einigen Trost und Unterhaltung zu verschaffen." Und zwar hatte er zunächst die Absicht, den Stoff als Oper zu bearbeiten, die er „Die Mystificirten" nennen wollte und über deren Composition er sich mit dem Kapellmeister Reichardt besprach[83]). Aber wie er selbst bemerkt, „es waltete kein froher Geist über dem Ganzen, es gerieth ins Stocken," und nun machte er, „um nicht alle Mühe zu verlieren," ein prosaisches Stück, ein Lustspiel „Der Großkophta" daraus, „zu dessen Hauptfiguren sich wirklich analoge Gestalten in der neuen Schauspielergesellschaft vorfanden, die denn auch in der sorgfältigsten Aufführung das Ihrige leisteten. Aber grade deswegen, weil das Stück ganz trefflich gespielt wurde, machte es, wie er weiter gesteht, einen nur desto widerwärtigern Effect. Ein furchtbarer und zugleich abgeschmackter Stoff, kühn und schonungslos behandelt, schreckte Jedermann, kein Herz klang an .... und weil geheime Verbindungen sich ungünstig behandelt glaubten, so fühlte sich ein großer respectabler Theil des Publicums entfremdet, sowie das weibliche Zartgefühl sich vor einem verwegenen Liebesabenteuer entsetzte." Resignirt fährt er dann fort: „Ich war immer gegen die unmittelbare Wirkung meiner Arbeiten gleichgültig gewesen und sah auch diesmal ganz ruhig zu, daß diese letzte, an die ich so viele Jahre (?) gewendet, keine Theilnahme fand; ja ich ergötzte mich meiner heimlichen Schadenfreude, wenn gewisse Menschen, die ich dem Betruge oft genug ausgesetzt gesehen, kühnlich versicherten: so grob könne man nicht betrogen werden." Vielleicht hat Goethe durch diese Bemerkungen selbst dazu beigetragen, daß man dem „Großkophta" im Allgemeinen weniger Beachtung schenkt, als dieses Stück wegen seiner sonst trefflichen Anlage und seinen Charakteristik verdient[84]).

Wenn man behauptet hat, Goethe sei gegen Zeitfragen und politische Ereignisse gleichgültig gewesen, so ist dies unrichtig; im Gegentheil, Goethe fühlte sich, je mehr sich die furchtbaren Folgen der französischen Umwälzung bemerkbar machten, auch um so mehr aus der ruhigen Strömung seiner frühern Schaffenslust herausgerissen, machte sich an die Bearbeitung von allerlei Zeitstoffen und zersplitterte seinen Geist und seine Zeit in Experimenten, die theils ausgeführt kein Glück machten, theils von ihm selbst fallen gelassen wurden. Dahin gehört ein von ihm um diese Zeit projectirter Roman „Die Reisen der Söhne des Megaprazon," wovon nur der Plan und einige zu Stande gekommene Capitel übrig geblieben und bekannt geworden sind. Er selbst sagt darüber: „Ich hatte seit der Revolution, mich von dem wilden Wesen einigermaßen zu zerstreuen, ein wunderbares Werk begonnen, eine Reise von sieben Brüdern verschiedener Art, jeder nach seiner Weise dem Bunde dienend, durchaus abenteuerlich und mährchenhaft, verworren, Aussicht und Absicht verlangend, ein Gleichniß unsers eigenen Zustandes." Als er jedoch das, was er davon fertig hatte, später in Pempelfort im Jacobi'schen Kreise vorlas, nahm er bald wahr, daß Niemand davon erbaut sei. „Ich ließ daher," schreibt er, „meine wandernde Familie in irgend einem Hafen und mein weiteres Manuscript auf sich beruhen."

In das Jahr 1792 fällt eine fast wunderbar zu nennende Episode seines reichbewegten Lebens, indem Goethe, der ruh- und friedliebende Künstler und Dichter, in die Lage kam, als Begleiter seines Herzogs wilden Scenen und blutigen Ereignissen als Augenzeuge beizuwohnen. Im August 1792 rückte ein preußisches Heer in Frankreich ein und mit ihm der Herzog von Weimar als Chef eines Reiterregiments. Freilich hatte man sich, verleitet durch die Vorspiegelungen französischer Emigranten, nur eine sogenannte „militairische Promenade" bis Paris vorgestellt, was eine wirkliche, und zwar höchst unglückliche, Campagne werden sollte. Was Goethe als Begleiter des Herzogs auf diesem Feldzuge sah und erlebte, hat er in seiner einfachen, objectiven, dabei aber immer malerischen und charakteristischen Weise in dem Tagebuche dargestellt, welches er während dieses Feldzugs führte und zuerst 1822 als fünften Theil seines Werkes „Aus meinem Leben" erscheinen ließ. Demselben Bande sind dann noch die „Zwischenrede," welche vorzugsweis aus den Mittheilungen über seinen Aufenthalt in Pempelfort im Jacobi'schen Kreise und in Münster im Kreis der Fürstin Galiczin besteht, und sein Tagebuch über d Belagerung von Mainz im Jahre 1793 beigefügt. Dies Buch gehört auch zu denjenigen Schriften Goethe's, welch weniger gelesen zu werden pflegen, als sie verdiene Was man auch aus Voreingenommenheit gegen Goet an dem Buche auszusetzen gefunden haben mag, so ist doch sicherlich ein höchst werthvoller Beitrag ebenso z Geschichte seines eigenen Lebens und Charakters wie z Geschichte jenes in jeder Hinsicht unheilvollen, auf thörichtsten Voraussetzungen gebauten Feldzugs, zun da Goethe durch seine Stellung in der Lage war, Viel und zwar mit Ruhe, zu beobachten, was dem Gesicht kreise der Meisten entrückt war. Die Ausarbeitung ge seiner spätesten Zeit an, denn er begann sie erst im vember 1821, und dieser Umstand konnte nicht Einfluß bleiben; „man wollte durchaus wahr bleiben zugleich den gebührenden Euphemismus nicht versäum sagt er in den „Tag- und Jahresheften." Man ferner nicht vergessen, daß Goethe sich den französi Parteien gegenüber in einer vollkommen neutralen befand; er fühlte ebenso wenig Sympathie für die r Demokraten und Demagogen, als für die Aristok und emigrirten Royalisten, deren unerträglicher Ü muth ihm bekannt und verhaßt war und die nach Ueberzeugung Frankreich in den Abgrund des Verde gestürzt hatten. Daß er an den Renommistereien der p schen Junker ebenso wenig Wohlgefallen fand, draus

83) Von dieser ersten Bearbeitung sind nur die Arien geblieben, die dann unter der Ueberschrift: „Kophtische Lieder" unter die lyrischen Gedichte aufgenommen worden sind. Der Kapellmeister Reichardt componirte Mehres davon, z. B. die Baßarie: „Lasset Gelehrte sich zanken und streiten." 84) Viel zu abfällig ist das Urtheil von Lewes, den es förmlich unglücklich macht, „ein solches Machwerk unter den Schriften eines so großen Genies zu finden" und der das Stück „allgemeiner Mißachtung" preisgibt.



Jugenderzeugnissen spukende Marotte zurückkam, sich mit dem absolut Nichtswürdigen und Verbrecherischen spielend abzufinden oder wie er selbst sagt, „diesem Ungeheuren eine heitere Seite abzugewinnen," zu dem Zwecke sich „einigen Trost und Unterhaltung zu verschaffen." Und zwar hatte er zunächst die Absicht, den Stoff als Oper zu bearbeiten, die er „Die Mystificirten" nennen wollte und über deren Composition er sich mit dem Kapellmeister Reichardt besprach[83]). Aber wie er selbst bemerkt, „es waltete kein froher Geist über dem Ganzen, es gerieth ins Stocken," und nun machte er, „um nicht alle Mühe zu verlieren," ein prosaisches Stück, ein Lustspiel „Der Großkophta" daraus, „zu dessen Hauptfiguren sich wirklich analoge Gestalten in der neuen Schauspielergesellschaft vorfanden, die denn auch in der sorgfältigsten Aufführung das Ihrige leisteten. Aber grade deswegen, weil das Stück ganz trefflich gespielt wurde, machte es, wie er weiter gesteht, einen nur desto widerwärtigern Effect. Ein furchtbarer und zugleich abgeschmackter Stoff, kühn und schonungslos behandelt, schreckte Jedermann, kein Herz klang an .... und weil geheime Verbindungen sich ungünstig behandelt glaubten, so fühlte sich ein großer respectabler Theil des Publicums entfremdet, sowie das weibliche Zartgefühl sich vor einem verwegenen Liebesabenteuer entsetzte." Resignirt fährt er dann fort: „Ich war immer gegen die unmittelbare Wirkung meiner Arbeiten gleichgültig gewesen und sah auch diesmal ganz ruhig zu, daß diese letzte, an die ich so viele Jahre (?) gewendet, keine Theilnahme fand; ja ich ergötzte mich meiner heimlichen Schadenfreude, wenn gewisse Menschen, die ich dem Betruge oft genug ausgesetzt gesehen, kühnlich versicherten: so grob könne man nicht betrogen werden." Vielleicht hat Goethe durch diese Bemerkungen selbst dazu beigetragen, daß man dem „Großkophta" im Allgemeinen weniger Beachtung schenkt, als dieses Stück wegen seiner sonst trefflichen Anlage und feinen Charakteristik verdient[84]).

Wenn man behauptet hat, Goethe sei gegen Zeitfragen und politische Ereignisse gleichgültig gewesen, so ist dies unrichtig; im Gegentheil, Goethe fühlte sich, je mehr sich die furchtbaren Folgen der französischen Umwälzung bemerkbar machten, auch um so mehr aus der ruhigen Strömung seiner frühern Schaffenslust herausgerissen, machte sich an die Bearbeitung von allerlei Zeitstoffen und zersplitterte seinen Geist und seine Zeit in Experimenten, die theils ausgeführt kein Glück machten, theils von ihm selbst fallen gelassen wurden. Dahin gehört ein von ihm um diese Zeit projectirter Roman „Die Reisen der Söhne des Megaprazon," wovon nur der Plan und einige zu Stande gekommene Capitel übrig geblieben und bekannt geworden sind. Er selbst sagt darüber: „Ich hatte seit der Revolution, mich von dem wilden Wesen einigermaßen zu zerstreuen, ein wunderbares Werk begonnen, eine Reise von sieben Brüdern verschiedener Art, jeder nach seiner Weise dem Bunde dienend, durchaus abenteuerlich und mährchenhaft, verworren, Aussicht und Absicht verlangend, ein Gleichniß unsers eigenen Zustandes." Als er jedoch das, was er davon fertig hatte, später in Pempelfort im Jacobi'schen Kreise vorlas, nahm er bald wahr, daß Niemand davon erbaut sei. „Ich ließ daher," schreibt er, „meine wandernde Familie in irgend einem Hafen und mein weiteres Manuscript auf sich beruhen."

In das Jahr 1792 fällt eine fast wunderbar zu nennende Episode seines reichbewegten Lebens, indem Goethe, der ruh- und friedliebende Künstler und Dichter, in die Lage kam, als Begleiter seines Herzogs wilden Scenen und blutigen Ereignissen als Augenzeuge beizuwohnen. Im August 1792 rückte ein preußisches Heer in Frankreich ein und mit ihm der Herzog von Weimar als Chef eines Reiterregiments. Freilich hatte man sich, verleitet durch die Vorspiegelungen französischer Emigranten, nur eine sogenannte „militairische Promenade" bis Paris vorgestellt, was eine wirkliche, und zwar höchst unglückliche, Campagne werden sollte. Was Goethe als Begleiter des Herzogs auf diesem Feldzuge sah und erlebte, hat er in seiner einfachen, objectiven, dabei aber immer malerischen und charakteristischen Weise in dem Tagebuche dargestellt, welches er während dieses Feldzugs führte und zuerst 1822 als fünften Theil seines Werkes „Aus meinem Leben" erscheinen ließ. Demselben Bande sind dann noch die „Zwischenrede," welche vorzugsweise aus den Mittheilungen über seinen Aufenthalt in Pempelfort im Jacobi'schen Kreise und in Münster im Kreise der Fürstin Galiczin besteht, und sein Tagebuch über die Belagerung von Mainz im Jahre 1793 beigefügt. Dieses Buch gehört auch zu denjenigen Schriften Goethe's, welche weniger gelesen zu werden pflegen, als sie verdienen. Was man auch aus Vereingenommenheit gegen Goethe an dem Buche auszusetzen gefunden haben mag, so ist es doch sicherlich ein höchst werthvoller Beitrag ebenso zur Geschichte seines eigenen Lebens und Charakters wie zur Geschichte jenes in jeder Hinsicht unheilvollen, auf die thörichtsten Voraussetzungen gebauten Feldzugs, zumal da Goethe durch seine Stellung in der Lage war, Vieles und zwar mit Ruhe, zu beobachten, was dem Gesichtskreise der Meisten entrückt war. Die Ausarbeitung gehört seiner spätesten Zeit an, denn er begann sie erst im November 1821, und dieser Umstand konnte nicht ohne Einfluß bleiben; „man wollte durchaus wahr bleiben und zugleich den gebührenden Euphemismus nicht versäumen," sagt er in den „Tag- und Jahresheften." Man darf ferner nicht vergessen, daß Goethe sich den französischen Parteien gegenüber in einer vollkommen neutralen Lage befand; er fühlte ebenso wenig Sympathie für die rohen Demokraten und Demagogen, als für die Aristokraten und emigrirten Royalisten, deren unerträglicher Uebermuth ihm bekannt und verhaßt war und die nach seiner Ueberzeugung Frankreich in den Abgrund des Verderbens gestürzt hatten. Daß er an den Renommistereien der preußischen Junker ebenso wenig Wohlgefallen fand, braucht ...

83) Von dieser ersten Bearbeitung sind nur die Arien geblieben, die dann unter der Ueberschrift: „Kophtische Lieder" unter die lyrischen Gedichte aufgenommen worden sind. Der Kapellmeister Reichardt componirte Mehres davon, z. B. die Baßarie: „Lasset Gelehrte sich zanken und streiten." 84) Viel zu abfällig ist das Urtheil von Lewes, den es förmlich unglücklich macht, „ein solches Machwerk unter den Schriften eines so großen Genies zu finden" und der das Stück „allgemeiner Misachtung" preisgibt.

der bekannten Gesinnungsart Goethe's kaum erwähnt zu werden. Daher konnte es auch geschehen, daß er in Feindesland hier und da im Gegensatze zu den Uebrigen als Republikaner angesehen wurde und bei demokratisch Gesinnten besonderes Vertrauen gewann[85]).

Goethe nahm seinen Weg über Frankfurt, Mainz u. s. w. In Frankfurt verweilte er mehre Tage und in Mainz verlebte er zwei heitere Abende mit Sömmering, Forster und Huber. Leider war durch Merck's Tod in dem Kreise seiner südteutschen Freunde eine empfindliche Lücke entstanden; der unglückliche Mann, durch fehlgeschlagene unüberlegte industrielle Speculationen und vielleicht auch einigen häuslichen Leichtsinn in seinen Vermögensverhältnissen zerrüttet, hatte in Verzweiflung und an Seele und Leib furchtbar leidend, am 27. Juni 1791 seinem Leben durch einen Pistolenschuß ein Ende gemacht. Er hatte sich schon am 18. Oct. 1788 in einem herzzerreißenden Briefe an Goethe gewandt, worin es unter Anderem heißt: „Gott erhalte Sie, theuerster Mann, in dem höchsten Gipfel des Glücks, getragen in der Anbetung Ihrer Freunde dem Rufe der Nachwelt entgegen." Auf Goethe's Fürbitte hatte der Herzog durch ein Darlehen Hilfe gewährt. „Sie können nicht glauben," schreibt Merck darauf den 28. März 1789 aus Darmstadt an den Herzog, „was ich vor ohngefähr acht Tagen empfand, als ich mich aus der Schmach der Unterdrückung wieder in den Cirkel meiner alten Freunde aufgenommen fand, mit Goethe's Mutter, der La Roche, ihren Kindern und Goethe's alten Freunden vereinigt wieder sah." Er gedenkt dann weiter eines von Neker geschnittenen Kopfes von Goethe, von dem ihm dessen Mutter einige schöne Abdrücke zu machen erlaubt habe, und fügt dann hinzu: „Und so sieglen wir Alle, wenn Gott will, in wenigen Monaten mit diesem schönen Kopfe." Mit Bezug hierauf antwortet der Herzog aus Aschersleben den 9. April 1789: „Mit Ehren kann man Goethe's Bild als Siegel führen. Wer dieses Petschaft mit demjenigen Respect braucht, welchen es verdient, wird gewiß nicht leicht etwas Schlechtes in die Welt schicken"[86]). Die weimarische Hilfe war jedoch nur temporair und nicht vermögend, dem unglücklichen Merck dauernd seine Gemüthsruhe wieder zu verschaffen und die tragische Endkatastrophe von seinem Haupte abzuwenden.

Ueber Trier, Grevenmachern u. s. w., bei Longwy vorbei, dessen Eroberung ihm schon unterwegs triumphirend verkündet worden, gelangte Goethe am 27. Aug. Nachmittags in das Lager von Brocourt, wo er nach einiger Mühe auch das herzoglich weimarische Regiment ausfindig machte. Seinen diesmaligen Geburtstag (28. Aug.) feierte er in der eroberten Festung in Gesellschaft seiner Kameraden, der Officiere des Regiments und der herzoglichen Hof-, Haus- und Kanzleigenossen. Am 29. brach man von hier auf und traf am 30. vor Verdun ein, zu dessen Beschießung alsbald die dazu nöthigen Vorbereitungen getroffen wurden; mehr als diese Anstalten, die so sehr geeignet sind, bange Spannung und Erwartung zu erregen, beschäftigte ihn das durch Zufall entdeckte Farbenspiel eines in einen trichterförmigen Quell gerathenen Scherbens. „Leidenschaftlich ohnehin mit diesen Gegenständen beschäftigt," bemerkt er, „machte mirs die größte Freude, dasjenige hier unter freiem Himmel so frisch und natürlich zu sehen, weshalb sich die Lehrer der Physik schon fast 100 Jahre mit ihren Schülern in eine dunkle Kammer einzusperren pflegten." Während das Bombardement so wüthete, daß er in einer eben gewaltsam arbeitenden Batterie wegen des ihm noch ungewohnten fürchterlich dröhnenden Klangs abgefeuerter Haubitzen nicht auszuhalten vermochte, während ein Stadtquartier, von den Brandraketen in Brand gesetzt, bereits in Flammen stand und während es die Belagerten durchaus nicht an sich fehlen ließen, mit ihren Geschützen den preußischen zu antworten, suchte er, „aufgeregt durch die heutige Refractionserscheinung," den Fürsten Reuß XV. hinter einer Weinbergsmauer, welche beide vor den feindlichen Kugeln schützte, aufs Lebhafteste von der Farbenlehre und seinen auf diesem Gebiete gemachten Beobachtungen zu unterhalten. Am 2. Sept. capitulirte Verdun und folgenden Tags ritt Goethe in Gesellschaft anderer Kriegskameraden in die durch das Bombardement zum Theil hart mitgenommene Stadt, wo namentlich, wie Goethe zu erzählen sich herabläßt, die verschiedenen Sorten der berühmten verdunschen Liqueure versucht wurden.

Nach einigen Ruhetagen brach man im schrecklichsten Wetter aus der Gegend von Verdun auf, aber trotz Regen und Wind, gegen welche die Zeltdecke nur wenig Schutz gewährte, dictirte Goethe Abends den 12. Sept. seinem treuen, die Kanzleigeschäfte führenden Vogel seine Beobachtung über die Farbenerscheinung der Quelle ins Concept und zeichnete nachher die Figuren daneben. Diese Papiere, behaftet „mit allen Merkmalen des Regenwetters," waren ihm noch später ein theures „Zeugniß eines treuen Forschens auf eingeschlagenem bedenklichem Pfade." Hier war die Gegend noch immer angenehm und fruchtbar, nun aber drang man durch den engen Paß von Grandpré, den Dumouriez geräumt, um sich auf den Höhen von St. Menehould, die Front gegen Frankreich, aufzustellen, beim schlimmsten Wetter in ein „seltsames Land, dessen undankbarer Kalkboden nur kümmerliche Ortschaften er-

85) Eine der schnödesten und unglaublichsten Verdächtigungen, die je gegen Goethe erhoben worden, ist wol die von dem Herrn von Stramberg in seinem „Rheinischen Antiquarius" zusammengeschmiedete, wornach Goethe und Lafontaine (letzterer machte als Prediger im Regimente Thadden die Campagne mit), beide von Stramberg verächtlich „Schreiber" genannt, Geschöpfe Lombard's und von diesem gedungen gewesen seien, „damit sie ein in den Augen der Welt nicht zu rechtfertigendes Treiben rechtfertigen könnten." Goethe soll auch die Gerüchte von dem schlechten Wetter (Stramberg schreibt „um das" statt „von dem"), von der Unfruchtbarkeit der Champagne und dem Lebensmittelmangel vornehmlich in Umlauf gesetzt haben. Solche Erfindungen sind eigentlich zu schmählich und lächerlich, um eine Widerlegung zu verdienen; doch kann man es Düntzer immerhin Dank wissen, daß er sich die Mühe genommen, Stramberg gründlich zu widerlegen und zurechtzuweisen. (Vergl. Düntzer's Aufsatz: „Goethe und der Feldzug in der Champagne" in Nr. 119 u. 120 der Augsburger Allgemeinen Zeitung für 1858.) Friedrich Förster's Behauptung, daß Goethe sich meist beim weimarischen Küchenwagen gehalten, ist gleichfalls ohne allen Grund. 86) Vergl. Briefe aus dem Freundeskreise von Goethe, Herder, Höpfner und Merck. (Leipzig 1847.)

nähren konnte." Man tröstete sich jedoch im Lager mit dem Gedanken, Dumouriez nöthigen zu können, seine vortheilhafte Stellung aufzugeben und eine Schlacht anzunehmen, die man in eitler Selbsttäuschung schon so gut wie gewonnen zu haben glaubte.

Aber es kam zu keiner Schlacht, sondern nur zu einer Kanonade, der berühmten von Valmy (18. Sept.), die aber für die Preußen alle Folgen einer verlorenen Schlacht hatte und vielleicht die einer Niederlage gehabt haben würde, wenn die Franzosen, statt stehen zu bleiben, nun selbst angegriffen und verfolgt hätten. Die französischen Generale waren jedoch mit ihrem Erfolge, der, wie sie wol einsahen, ein für diesen Feldzug entscheidender war, fürs Erste zufrieden, indem sie das preußische Heer, damals noch immer das gefürchtetste Europa's, für stärker und in besserer Verfassung glauben mochten, als es in der That der Fall war. Was den Oberbefehlshaber der preußischen Armee betrifft — mit dem, wie schon früher bemerkt, Goethe während des Rückzugs die erste freundliche Begegnung hatte, eine freundlichere, als die frühere am braunschweigischen Hofe selbst — so hatte dieser durch sein berüchtigtes Manifest bewiesen, daß er kein Diplomat, und durch seine bisherige Kriegführung, daß er seiner militairischen Aufgabe keineswegs gewachsen war. Nur durch sein zögerndes, allzuvorsichtiges Vorrücken hatte er die Vereinigung der französischen Corps bei Valmy möglich gemacht. Auf einen solchen Widerstand wie hier war man freilich nicht gefaßt gewesen. Vielleicht hätte ein energischer Angriff auf die Stellung Kellermann's auf dem linken Flügel einen augenblicklichen Erfolg haben können, aber man mochte sich fragen, was man erst vor Paris zu erwarten haben würde, französische Corps und eine Anzahl unerobeter französischer Festungen im Rücken? Man sah ein, leider nur zu spät, daß die verhältnißmäßig schwache preußische Armee, der die Scharen französischer Emigrirten mehr zur Last als zur Stärkung gereichten, nicht in der Lage war, sich in ein Wagniß einzulassen, welches ihre gänzliche Aufreibung und Vernichtung zur Folge haben konnte. Man hatte erwartet, daß die Bevölkerung sich zu Gunsten Ludwig's XVI. erheben, die preußischen Truppen freiwillig mit Lebensmitteln versorgen, ihnen überhaupt jeden Vorschub leisten würde, und von alledem geschah das Gegentheil.

Goethe bemerkt über die Kanonade von Valmy: „Von jeder Seite wurden an diesem Tage 10,000 Schüsse verschwendet, wobei auf unserer Seite nur 1200 Mann und auch diese ganz unnütz fielen. Von der ungeheuren Erschütterung klärte sich der Himmel auf: denn man schoß mit Kanonen völlig als wäre es Peletonfeuer, zwar ungleich, bald abnehmend, bald zunehmend. Nachmittags ein Uhr, nach einiger Pause, war es am gewaltsamsten, die Erde bebte im ganz eigentlichsten Sinne." Es war eine bloße Kanonenschlacht, ohne weitere Manöver, Evolutionen, Angriffe und Gegenangriffe, und daher recht geeignet, die Erscheinungen des Kanonenfiebers kennen zu lernen. Und Goethe machte auch dieses hierbei zum Gegenstande seines Studiums; er ritt, zur Verwunderung mehrer ihm begegnenden Officiere vom Generalstabe, so recht in das Bereich des Geschützfeuers und achtete genau auf die Empfindungen, die dabei in ihm vorgingen. „Es schien," berichtet er, „als wäre man an einem sehr heißen Orte und zugleich von derselben Hitze völlig durchdrungen, sodaß man sich mit demselben Elemente, in welchem man sich befindet, vollkommen durchdrungen fühlt. Die Augen verlieren Nichts an ihrer Stärke und Deutlichkeit; aber es ist doch, als wenn die Welt einen gewissen braunröthlichen Ton hätte, der den Zustand, sowie die Gegenstände noch apprehensiver macht. Von Bewegungen des Blutes habe ich Nichts bemerken können, sondern mir schien vielmehr Alles in jener Gluth verschlungen zu sein. Hieraus erhellet nun, in welchem Sinne man diesen Zustand ein Fieber nennen könne." Alle diese Empfindungen schienen ihm jedoch nur durch das Gehör zugeführt und durch das Heulen, Pfeifen und Schmettern der Kugeln durch die Luft hervorgebracht zu sein. Wieder zurückgeritten und völlig in Sicherheit fand er, daß alle jene Gluth sogleich erloschen und nicht das Mindeste von einer fieberhaften Bewegung übrig geblieben sei. Er gesteht übrigens, daß dieser Zustand unter die am wenigsten wünschenswerthen gehöre und daß er auch unter seinen „lieben und edeln" Kriegskameraden kaum einen gefunden habe, der einen eigentlich leidenschaftlichen Trieb hiernach verspürt hätte.

Die Niedergeschlagenheit nach dem Nichterfolge dieser Kanonade war im Heere um so größer, da man noch am Morgen nicht anders gedacht hatte, „als die sämmtlichen Franzosen aufzuspießen und aufzuspeisen," ja ihn selbst, gesteht er bei dieser Gelegenheit, habe das unbedingte Vertrauen auf ein solches Heer, auf den Herzog von Braunschweig zur Theilnahme an dieser gefährlichen Expedition verlockt; „nun aber ging jeder vor sich hin, man sah sich nicht an, oder wenn es geschah, so war es, um zu fluchen oder zu verwünschen." Goethe will übrigens an jenem verhängnißvollen Tage zu seinen Umgebungen die weissagenden Worte gesprochen haben: „von hier und heute geht eine neue Epoche der Weltgeschichte aus, und ihr könnt sagen, ihr seid dabei gewesen." Ehrenhalber und in Stillstandsverhandlungen mit Dumouriez begriffen, blieb man noch einige Tage in der Gegend stehen, dann trat man den Rückzug an unter den erschwerendsten Umständen, da unablässige Regengüsse den Boden aufweichten, an Lebensmitteln Mangel war und in Folge davon die Ruhr mit jedem Tage furchtbarer um sich griff; glücklicherweise aber blieb man vom Feinde unbelästigt. Auf diesem Rückzuge, einem der schlimmsten, von denen die Kriegsannalen berichten, hatte Goethe mehrfach Gelegenheit, gegen Plünderer einzuschreiten und überhaupt Beweise seiner Menschenfreundlichkeit zu geben, dann aber auch, z. B. in Arlon, an den Franzosen eine „bürgerliche Würde, Freundlichkeit und gutes Benehmen" kennen zu lernen, wovon wir uns in „eigener vaterländischer Wirklichkeit und ihrer Nachbildung keinen Begriff machen. Die Petite ville mag lächerlich sein, die teutschen Kleinstädter sind dagegen absurd."

Nachdem Goethe alle Beschwerden dieses unglückli-

chen Rückzuges mit Gleichmuth und einem gewissen Humor mitbestanden, traf er am 14. Oct. in der Stadt Luxemburg ein, diesem „über einander gefügten Kriegsgebäude," dessen wunderlich malerisches Aussehen er in seinem Tagebuche in sehr anschaulicher Weise beschreibt. Hier brachte er zuerst das Convolut zur Farbenlehre in Ordnung, während er, um seinen Verdruß nicht wiederzukäuen, sein Kriegs- und Reisetagebuch nicht anzurühren wagte. In Trier benutzte er die ihm gegönnten Tage der Ruhe, um namentlich den dort vorhandenen Ueberresten römischer Baukunst seine Aufmerksamkeit zu widmen, wie ihn schon vorher das in der Nähe befindliche römische Monument zu Igel lebhaft beschäftigt hatte. Hier traf ihn auch ein verspäteter Brief seiner Mutter mit der Nachricht von dem inzwischen erfolgten Ableben seines Oheims Schöff Textor und der Anfrage, ob er die Stelle eines Rathsherrn annehmen würde, wenn ihm, unter die Losenden gewählt, die goldene Kugel zufiele. Bei der Erwägung dieses Antrags ging das Bild seiner frankfurter Vergangenheit mit schmeichlerischem Reize vor seiner Seele vorüber, welchen traumähnlichen Zustand er auf einigen sehr lesenswerthen Seiten poetisch schön schildert. Aber seine Wahl konnte nicht zweifelhaft sein. „Seit zwölf Jahren," schreibt er bei dieser Gelegenheit, „genoß ich eines seltenen Glücks, des Vertrauens wie der Nachsicht des Herzogs von Weimar. Dieser von der Natur höchst begünstigte, glücklich ausgebildete Fürst ließ sich meine wohlgemeinten, oft unzulänglichen Dienste gefallen und gab mir Gelegenheit, mich zu entwickeln, welches unter keiner andern vaterländischen Bedingung möglich gewesen wäre; meine Dankbarkeit war ohne Grenzen, sowie die Anhänglichkeit an die hohen Frauen Gemahlin und Mutter, an die heranwachsende Familie, an ein Land, dem ich doch auch Manches geleistet hatte." Zugleich gedachte er jenes Cirkels „neuerworbener höchstgebildeter Freunde, auch so manches andern häuslich Lieben und Guten," was sich aus seinen „treubeharrlichen Zuständen" entwickelt hatte. In diesem Sinne beantwortete er die an ihn gerichtete Anfrage ablehnend.

Auf einem Boote, das nächtlicher Weile bei einem entstandenen heftigen Sturme im Felsenlabyrinthe der Mosel beinahe verunglückt wäre, ging es nun den Fluß und dann den Rhein aufwärts bis Coblenz, dessen Lage ihn in Entzücken versetzte. Hier wie schon auf der Wasserfahrt hatte er wieder manche Beobachtung gemacht zum Vortheil seiner chromatischen Studien; besonders war ihm über die epoptischen Farben ein neues Licht aufgegangen, und er konnte hoffen, „die physischen Erscheinungen in sich zu verknüpfen und sie von andern abzusondern, mit denen sie in entfernterer Verwandtschaft zu stehen schienen."

So nahe an Düsseldorf und in einem Augenblicke, wo ihm das zuletzt Erlebte wie ein „böser Traum" erschien, erwachte bei ihm wieder die Sehnsucht nach seinem alten Freunde Jacobi und dessen Familienkreise; er nahm Urlaub beim Herzog, miethete ein Ruderboot, traf bei schon eingebrochener Dunkelheit in Düsseldorf ein und ließ sich mit Laternen nach Pempelfort geleiten, wo er nach augenblicklicher Ueberraschung die „freundlichste Aufnahme" fand und sofort mit Jacobi einen Theil der Nacht in lebhaftem Gespräche zubrachte. Wenn wir seinen eigenen in der „Zwischenrede" enthaltenen Mittheilungen glauben wollen, so wäre bei diesem Zusammensein die große Differenz zwischen ihm und den pempelforter Freunden erst recht hervorgetreten. „Ich war mit jenen Freunden," bemerkt er, „seit vielen Jahren nicht zusammengekommen, sie hatten sich getreu an ihren Lebensgang gehalten, dagegen mir das wunderbare Loos beschieden war, durch manche Stufe der Prüfung, des Thuns und Duldens durchzugehen, sodaß ich, in eben der Person beharrend, ein ganz anderer Mensch geworden, meinen alten Freunden fast unkenntlich auftrat"[87]). Sein bei den in Pempelfort gepflogenen „moralischen und literarischen Verhandlungen" hervortretender „Realismus," versichert er weiter, habe die Freunde „nicht sonderlich erbaut." Mit seinen „Reisen der Söhne des Megaprazon" kam er, wie schon weiter oben mitgetheilt, im Jacobi'schen Kreise ziemlich übel an; mit seinem „Groβkophta" hatte er, wie er wol merkte, die Freunde sogar verletzt; mit seinen Naturbetrachtungen wollte es ihm in Pempelfort „kaum besser glücken;" Niemand wollte einsehen, daß diese „ernstliche Leidenschaft" aus seinem „Innersten" entsprang; sie hielten dieses „löbliche Bestreben" für einen „grillenhaften Irrthum" und meinten, er könne etwas Besseres thun. So fand er mit keinem seiner jüngsten Erzeugnisse, mit keiner neuern Bestrebung Anklang; und es drängte sich ihm dabei zugleich die Wahrnehmung auf, „daß ein Autor, der in der Lage ist, seine neuesten Werke nicht vortragen oder darüber reden zu dürfen, sich so peinlich fühlen muß wie ein Componist, der seine neusten Melodien zu wiederholen sich gehindert fühlt." Was man von ihm hören wollte, war seine „Iphigenia," aber damit kam man wieder bei ihm nicht gut an; „dem zarten Sinne fühlt' ich mich entfremdet," gesteht er mit großer Offenheit, „auch von Andern vorgetragen war mir ein solcher Anklang lästig." Einen noch schärfern Grad der Folter schien man gegen ihn in Anwendung zu bringen, als man ihm „Oedipus auf Kolonos" brachte; die „erhabene Heiligkeit" dieser Dichtung schien seinem „durch eine schreckliche Campagne verhärteten Sinne ganz unerträglich;" er gesteht, daß er nicht „hundert Zeilen" ausgehalten habe.

Davon abgesehen, fand er sich in dem Jacobi'schen Kreise sehr wohl: „der Hauswirth immer munter und aufregend, die Schwestern wohlwollend und einsichtig, der Sohn ernst und hoffnungsvoll, die Tochter wohlgebildet, tüchtig, treuherzig und liebenswürdig, an die leider schon vorübergegangene Mutter und an die frühern Tage erinnernd, die man vor 20 Jahren in Frankfurt mit ihr zugebracht hatte. Heinze (Heinse), mit zur Familie ge-

87) Auch in seinen „Tag- und Jahresheften" bemerkt Goethe in Bezug auf seine Rheinreisen im J. 1792: „Bei meinem Besuche in Mainz, Düsseldorf und Münster konnte ich bemerken, daß meine alten Freunde mich nicht recht wieder erkennen wollten, wovon uns in Huber's Schriften ein Wahrzeichen übrig geblieben, dessen psychische Entwickelung gegenwärtig nicht schwer fallen sollte."

hörig, verstand Scherze jeder Art zu erwidern; es gab Abende, wo man nicht aus dem Lachen herauskam." Daß man sich wenigstens gemüthlich wieder sehr nahe getreten war, geht auch aus den später gewechselten Briefen hervor. Goethe schrieb: „Das Bild, das ich von Dir und den Deinigen mitnehme, ist unauslöschlich," und noch 20 Jahre später bekannte Jacobi: „Wir hatten Stunden mit einander verlebt, die keiner von uns je vergessen konnte." Herr von Dohm, damals mit seiner Gattin ebenfalls als Gast in Pempelfort, merkte in seinem Tagebuche an: „Goethe sprach viel und gut; tiefe Blicke über Religion; überall tief eindringender Scharfsinn zugleich mit sehr viel Witz." Man kann nur bedauern, daß Jacobi durch eine Krankheit verhindert wurde, den Verfolg seiner Gespräche mit Goethe ihrem Hauptinhalte nach aufzuzeichnen, was, wie er an Dohm schrieb, sein Vorsatz gewesen. Noch mehr darf man vielleicht bedauern, daß Goethe in einer Anwandlung von Unmuth ein ganzes Heft „poetischer Tagesbefehle" und „satyrischer Ordres du jour," die er während der Campagne neben dem Tagebuche aufgezeichnet hatte, damals bei einem lebhaften Steinkohlenfeuer vernichtete.

Noch eine für ihn widrige Wahrnehmung drängte sich ihm in dem von Emigrirten (darunter die Brüder des französischen Königs, Herr von Grimm u. s. w.) wimmelnden Düsseldorf auf, die Wahrnehmung, „daß ein gewisser Freiheitssinn, ein Streben nach Demokratie sich in die hohen Stände verbreitet hatte;" daß man nicht zu fühlen schien, „was Alles erst zu verlieren sei, um zu irgend einer Art zweideutigen Gewinns zu gelangen." Lafayette's und Mirabeau's Büste, von Houdon sehr natürlich und ähnlich gebildet, sah er hier „göttlich" verehrt. „So seltsam," bemerkt er, „schwankte schon die Gesinnung der Teutschen: einige waren selbst in Paris gewesen, hatten die bedeutenden Männer reden hören, handeln sehen, und waren leider nach teutscher Art und Weise zur Nachahmung aufgeregt worden, und das grade zu einer Zeit, wo die Sorge für das linke Rheinufer sich in Furcht verwandelte."

In Jacobi's Reisewagen begab sich Goethe Anfangs December in den frommen Kreis der Fürstin Galiczin zu Münster; daß ihn solche Kreise anzuziehen vermochten und daß er in ihnen gern gesehen war, beweist doch aufs Ueberzeugendste, daß wahre, echte, gottinnige Frömmigkeit für ihn etwas Belebendes, wie nach bösen bangen Zeiten Beruhigendes hatte, und daß ein tief religiöses Element in ihm vorhanden war, welches, unter der Oberfläche des Weltmanns hervorbrechend, ihm die Sympathien selbst solcher Kreise erwarb. Unterwegs in Duisburg traf er zufällig mit dem Professor Plessing zusammen, mit dem er früher unter eigenthümlichen Umständen, über die seine „Zwischenrede" einen anziehenden Bericht enthält, in Wernigerode bekannt geworden war. Auf diesen eigenthümlich verdüsterten, einem Unbestimmten, Hohen, dem er nicht gewachsen war, nachringenden, wunderlichen und vereinsamten Mann bezieht sich die bekannte, von den Meisten aber in ihrer persönlichen Beziehung wol nicht gekannte Stelle in der „Harzreise im Winter," welche mit den Worten beginnt: „Aber abseits wer ist's?" Der beruhigende Aufenthalt in der „edeln, guten, sittlich frohen" münsterschen Gesellschaft that ihm wohl; er erschien sich selber „milder als seit langer Zeit;" er fand hier nicht jene „Selbstgefälligkeit," jenen „geistlichen Stolz," welche er sonst den „Frommgesinnten" und selbst seinem frühern Freunde Lavater zum Vorwurf zu machen hatte. Naturhistorische Anregungen fand er im Verkehre mit dem trefflichen von Fürstenberg und künstlerische in der Betrachtung einer von dem Philosophen Hemsterhuys hinterlassenen, nun im Besitze der Fürstin befindlichen vorzüglichen Gemmensammlung, welche ihm die Besitzerin zum Zweck gründlichern Studiums nach Weimar mitgab, ungeschreckt durch gewisse Warnungen, die ihr zugekommen waren und welche darauf hinausliefen, daß Goethe sich in der Rückgabe von Kunst- und Naturgegenständen, von denen ihm die Trennung schwer werde, leicht säumig zeige, was allerdings der Fall gewesen zu sein scheint. Diese Sammlung, jetzt dem Gemmenkabinete im Haag einverleibt, blieb mit Bewilligung der Fürstin mehre Jahre im Besitze Goethe's zu ruhigem genußreichem Studium.

Um die Mitte des Decembers traf Goethe wieder in Weimar ein. Hier fand er das von seinem Fürsten ihm bestimmte, „erneuerte, wohleingerichtete" Haus schon meistens wohnbar, ohne daß ihm die Freude versagt gewesen wäre, „bei dem Ausbaue mit- und einzuwirken." Goethe selbst fährt fort: „die Meinigen entgegneten mir munter und gesund, und als es an ein Erzählen ging, contrastirte freilich der heitere ruhige Zustand, in welchem sie die aus Verdun gesendeten Süßigkeiten genossen, mit demjenigen, worin wir, die sie in paradiesischen Zuständen glaubten, mit aller denkbaren Noth zu kämpfen hatten." Sein häusliches Glück war, trotz mangelnder kirchlicher Einsegnung, ein vollständiges; mit Innigkeit hing er an seinem fröhlich gedeihenden Knaben; seine Christiane rühmt er in einem Schreiben an Jacobi als gar „sorgfältig und thätig;" und dieser „stille häusliche Kreis" war nun „um so reicher und froher abgeschlossen," indem ihm Heinrich Meyer „zugleich als Hausgenosse, Künstler, Kunstfreund und Mitarbeiter" angehörte und „an allem Belehrenden, sowie an allem Wirksamen kräftigen Antheil nahm." Nur mit seinen Finanzen stand es damals nicht sehr glänzend; er sah sich sogar genöthigt, von Hufeland ein Capital von 1000 Thalern aufzunehmen, das er noch 1800 verzinste und erst später zurückzuzahlen im Stande war. Schaefer führt als „seltsam" an, daß er damals sogar im Lotteriespiele sein Glück versuchte[88]).

Außer seinen chemischen und physikalischen Studien, zu deren Förderung er sich mit Lichtenberg in Göttingen in brieflichen Verkehr setzte, nahm jetzt besonders die Leitung des weimarischen Theaters seine Thätigkeit in Anspruch. Seine Verdienste um Hebung der teutschen

88) Schaefer verdankt ohne Zweifel diese beiden Angaben der von August Diezmann herausgegebenen Schrift: „Aus Weimars Glanzzeit" (Leipzig 1855.), in welcher die betreffenden Briefe nebst andern Briefen von Goethe, Schiller und dem Geh. Rath von Voigt zuerst veröffentlicht wurden.

Schauspielkunst und insbesondere des Theaters in Weimar, das unter seiner Führung sehr bald zu einer Musteranstalt, gewissermaßen zur Bedeutung einer Theaterschule und Pflanzanstalt heranwachsender Talente für Teutschland gedieh, sind schon oben angedeutet worden. Mit den geringen Mitteln, die ihm zur Verfügung gestellt waren, wirkte er in dieser Hinsicht in der That Außerordentliches, namentlich dadurch, daß er das Theater nicht cavalièrement, sondern mit einem heiligen Eifer als eine Kunstanstalt ansah und in diesem Sinne leitete, überall selbst zuschaute, den Leseproben wie den Bühnenproben beiwohnte und sie überwachte, die größte Unparteilichkeit übte, weiblichen Intriguen keinerlei Einfluß gestattete, und mit eiserner, fast dictatorischer Strenge auf Beobachtung der Theatergesetze hielt. Das selbstsüchtige und anmaßliche Hervortreten Einzelner zum Schaden des Gesammtspiels, wie es heutzutage auf den teutschen Bühnen herrschend geworden ist, und bloße Virtuosenkünste duldete er nicht, weshalb er auch Gastspiele, bei denen sich zumeist nur der Gast bereichert, nicht gern und nur selten zuließ. Mit einem in sich geschlossenen Kreise gut geschulter Kräfte zu wirken, schien ihm die Hauptsache; Störungen dieses Ensembles und des dem weimarischen Publicum allmälig angebildeten Geschmacks durch die Künste auswärtiger Virtuosen waren seinem conservativen ruhiger Entwickelung zugethanen Sinne im Ganzen zuwider, obschon die Darstellungen großer Gastspieler, z. B. Iffland's oder der Frau Unzelmann, nicht verschmäht, vielmehr als „neue Anregung und Steigerung" der stationairen weimarischen Gesellschaft dann und wann, wenn auch möglichst selten, zugelassen wurden. Auf glänzende Ausstattung wurde schon aus Oekonomie nicht gesehen, aber für anständige Einrichtung und geschmackvolles Arrangement war durch Goethe hinreichend gesorgt.

Goethe selbst lieferte damals der weimarischen Bühne das kleine Stück „Der Bürgergeneral," eine launige Kleinigkeit, ein ergötzliches Genrebild, das man vom politischen Standpunkte allzu rigoristisch beurtheilt und verurtheilt hat, obschon darin allerdings, und nicht ohne Wahrheit und komische Wirkung, das damals sich breit machende politische Maulheldenthum lächerlich gemacht wird. Goethe ließ sich zu diesem Stücke eigentlich durch das vortreffliche Spiel des Schauspielers Beck als Schnaps in dem Lustspiele „Die beiden Billets" nach Florian verführen; er fühlte sich von der Lust angewandelt, diese närrische Figur nochmals zu produciren. In seiner „Zwischenrede" versichert nun Goethe selbst, daß das Stück bei der Darstellung die widerwärtigste Wirkung hervorgebracht habe und daß selbst seine Freunde und Gönner, um ihn zu retten, hartnäckig behauptet hätten, er habe nur aus Grille seinen Namen und einige Federstriche einer sehr subalternen Production zugewendet. Diese Versicherung scheint aber selbst auf einer Grille zu beruhen, da andere Berichte, auch Goethe'sche selbst, von einer sehr günstigen Aufnahme des Stücks in Weimar sprechen. In diese Zeit fällt ferner der Plan zu dem Drama „Die Aufgeregten" und wahrscheinlich auch der Eingang zu den „Unterhaltungen teutscher Ausgewanderter," Alles, wie Goethe bemerkt, „Bekenntnisse dessen, was damals in meinem Busen vorging."

Wenn Goethe das Treiben der Demokraten höchst lästig fand, weil ihm dadurch der von ihm selbst mit so großem Eifer betriebene Humanisirungsproceß und der ruhige Entwickelungsgang der Menschheit in bedenklicher Weise gestört und unterbrochen zu werden schien, so war er doch zu sehr Kenner des Weltlaufs, um nicht zu wissen, wie viel auch von der andern Seite gesündigt worden; er wußte so genau, wie man das nur wissen kann, daß Intrigue, List, Schlauheit, Perfidie, Heuchelei und Unverschämtheit an verdorbenen Höfen das Scepter zu führen pflegen. So kam er zuletzt dazu, daß er „die ganze Welt für nichtswürdig erklärte." Eine „besondere Fügung" spielte ihm nun, als er sich grade in dieser verzweifelten Stimmung befand, das schalkhafte altniederteutsche Thierepos vom Reineke Fuchs in die Hände, und es war ihm nun „wirklich erheiternd," in diesen „Hof- und Regentenspiegel," diese „unheilige Weltbibel" zu blicken; „denn wenn auch hier das Menschengeschlecht (fährt er fort) sich in seiner ungeheuchelten Thierheit ganz natürlich vorträgt, so geht doch Alles, wo nicht musterhaft, doch heiter zu, und nirgends fühlt sich der gute Humor gestört." Um nun das „köstliche Werk" recht innig zu genießen, machte er sich alsbald an eine treue Nachbildung und zwar in etwas bequemen, aber leicht lesbaren fließenden Hexametern, einer damals beliebt gewordenen Versart, ganz geeignet, das bis dahin für plebejisch gehaltene Gedicht auch in die Kreise der vornehmen Bildung einzuführen[89]). Ja, er verband, wie er selbst gesteht, mit seiner Bearbeitung die bestimmte Absicht, sich in diesem ihm zur Zeit noch nicht ganz geläufigen Versmaße zu üben, indem er die Gelegenheit ergriff, „ein Paar tausend Hexameter hinzuschreiben, die bei dem köstlichsten Gehalte selbst einer mangelhaften Technik gute Aufnahme und nicht vergänglichen Werth verleihen durften." Er war fleißig bei der Arbeit, sodaß er schon am 2. Mai sie als im Wesentlichen fertig betrachten durfte, bis auf die nöthigen Ausfeilungen und Ausbesserungen, die ihn mitten unter dem mainzer Geschützdonner angenehm beschäftigten.

Seit Mitte des Aprils 1793 war nämlich das von Clubbisten beherrschte und von einem bedeutenden französischen Armeecorps besetzte Mainz von einem preußischen Armeecorps eingeschlossen worden, und da sich auch der Herzog von Weimar ins Lager begab, verließ auch Goethe sein Domicil in Weimar, um seinem fürstlichen Freunde zu folgen. Nachdem er eine Zeit in Frankfurt geweilt und hier mit dem aus Mainz geflüchteten Sömmering „in einsamen Stunden viel gearbeitet," traf er am 27. Mai im Lager ein, wo er auch seine beiden Freunde, die zum Zweck von „Brandstudien" hier anwesenden Maler

89) Voß, der den Hexameter in eine Zwangsdressur nahm, die mit den Jahren unerträglich wurde und der teutschen Sprache selbst Gewalt anthat, war natürlich von Goethe's Hexametern sehr wenig erbaut; dagegen erblickte Knebel im „Reineke Fuchs" sofort bei dessen Erscheinen „das beste und der Sprache [illegible] Product der teutschen Prosodie."

nerungen von Italien; aber was er mir davon erzählt hat, gab mir die treffendste und gegenwärtigste Vorstellung von diesem Lande und diesen Menschen." Nachdem Schiller näher auf Goethe's italienische Mittheilungen eingegangen, fährt er fort: „Im Ganzen genommen ist meine in der That große Idee von ihm nach dieser persönlichen Bekanntschaft nicht vermindert worden; aber ich zweifle, ob wir einander je sehr nahe rücken werden. Vieles, was mir jetzt noch interessant ist, was ich noch zu wünschen und zu hoffen habe, hat seine Epoche bei ihm durchlebt; er ist mir (in Jahren weniger, als an Lebenserfahrungen und Selbstentwickelung) so weit voraus, daß wir unterweges nie mehr zusammenkommen werden; und sein ganzes Wesen ist schon von Anfang her anders angelegt, als das meinige, seine Welt ist nicht die meinige, unsere Vorstellungsarten scheinen wesentlich verschieden. Indessen schließt sichs aus einer solchen Zusammenkunft nicht sicher und gründlich. Die Zeit wird das Weitere lehren." Man sieht, daß Goethe und nicht Schiller der Held des Tages war und das Gespräch allein führte. Zwar benahm er sich, wie auch Frau Herder an ihren Gatten schrieb, im Ganzen gut gegen Schiller, aber sicherlich, wie auch Schiller gegen ihn, ohne eigentliche Wärme. Es kam ihm nicht darauf an, Schiller durch Herzlichkeit für sich zu gewinnen; er war auf die Fortsetzung dieser Bekanntschaft damals nicht begierig. Schiller's bisherige lyrische und dramatische Producte stießen ihn eher ab, als daß sie ihn angezogen hätten. Nur in den „Göttern Griechenlands" waren Anknüpfungspunkte geboten, und über diese entspann sich dann auch ein Gespräch, zwar, wie es scheint, nicht mit Schiller selbst, mit dem er von seinen dichterischen Erzeugnissen wol gar nicht gesprochen haben mag, aber mit seinen Reisebegleiterinnen während der Rückreise. Schiller's Recension des „Egmont" hätte wol Anlaß zur Anknüpfung einer literarischen Conversation geben können, aber diese Recension enthielt doch auch einzelne Punkte, über die Goethe sich mit dem jüngern Autor nicht gern in Auseinandersetzungen einlassen mochte, und Schiller, mit gewohnter Lebensklugheit, vermied es, das Gespräch darauf zu leiten. Kurz Goethe zog es vor, statt von teutscher Literatur von Italien zu sprechen; hier konnte er brilliren, ohne befürchten zu müssen, von Schiller verdunkelt zu werden.

Auch nahm Schiller's Verstimmung gegen Goethe in der nächsten Zeit nur zu und wuchs bis zu einer in der That grandios zu nennenden Verkennung der gemüthlichen und menschlichen Seite Goethe's. Am 2. Febr. 1789 schrieb er an Körner aus Weimar: „Oefters um Goethe zu sein, würde mich unglücklich machen; er hat auch gegen seine nächsten Freunde kein Moment der Ergießung, er ist an Nichts zu fassen; ich glaube in der That, er ist ein Egoist in ungewöhnlichem Grade. Er besitzt das Talent, die Menschen zu fesseln, und durch kleine sowol als große Attentionen sich verbindlich zu machen; aber sich selbst weiß er immer frei zu behalten. Er macht seine Existenz wohlthätig kund, aber wie ein Gott, ohne sich selbst zu geben — dies scheint mir eine consequente und planmäßige Handlungsart, die ganz auf den höchsten Genuß der Eigenliebe calculirt ist. Ein solches Wesen sollten die Menschen nicht um sich herum aufkommen lassen. Mir ist er dadurch verhaßt, ob ich gleich seinen Geist von ganzem Herzen liebe und groß von ihm denke[90]).... Eine ganz sonderbare Mischung von Haß und Liebe ist es, die er in mir erweckt hat, eine Empfindung, die derjenigen nicht unähnlich ist, die Brutus und Cassius gegen Cäsar gehabt haben müssen; ich könnte seinen Geist umbringen und ihn wieder von Herzen lieben. Goethe hat auch viel Einfluß darauf, daß ich mein Gedicht gern recht vollendet wünsche. An seinem Urtheile liegt mir überaus viel. Die Götter Griechenlands hat er sehr günstig beurtheilt; nur zu lang hat er sie gefunden, worin er auch nicht unrecht haben mag. Sein Kopf ist reif, und sein Urtheil über mich wenigstens eher gegen mich, als für mich parteiisch. Weil mir nun überhaupt nur daran liegt, Wahres von mir zu hören, so ist dies grade der Mensch unter allen, die ich kenne, der mir diesen Dienst thun kann. Ich will ihn auch mit Lauschern umgeben, denn ich selbst werde ihn nie über mich befragen." Schiller's Eifersucht drückte sich fast noch unverstellter, man möchte sagen, roher in seinem Briefe vom 9. März 1789 aus, wo es heißt: „Dieser Mensch, dieser Goethe ist mir einmal im Wege, und er erinnert mich so oft, daß das Schicksal mich hart behandelt hat" u. s. w. Also das Glück, das Goethe voraus hatte, mußte er damit entgelten, daß Schiller, der sich ohnehin von ihm vernachlässigt wähnen mochte, ihn des Egoismus beschuldigte. Die ursprüngliche Ueberlegenheit des Goethe'schen Genies über das seine dagegen erkannte er in einer seiner Aufrichtigkeit und Selbsterkenntniß nur Ehre machenden Weise vollkommen an. Schiller schreibt den 25. Febr. 1789 unter Anderem an Körner: „Mit Goethe messe ich mich nicht, wenn er seine ganze Kraft anwenden will. Er hat weit mehr Genie als ich, und dabei weit mehr Reichthum an Kenntnissen, eine sichere Sinnlichkeit, und zu allem diesem einen durch Kunstkenntniß aller Art geläuterten und verfeinerten Kunstsinn" u. s. w.

Schon freundlicher lautet im J. 1790 Schiller's Urtheil über Goethe. Dieser hatte damals auf einer Reise Dresden besucht und 8 Tage dort zugebracht. Körner schrieb über ihn an Schiller den 6. Oct.: „Goethe ist acht Tage hier gewesen, und ich habe viel mit ihm gelebt; es gelang mir, ihm bald näher zu kommen, und er war mittheilender, als ich erwartet hatte. Wo wir die meisten Berührungspunkte fanden, wirst Du schwerlich errathen. Wo sonst als — im Kant! In der Kritik der teleologischen Urtheilskraft hat er Nahrung für seine Philosophie gefunden. Doch haben wir nicht blos philosophirt; wenigstens nicht blos über Natur. Seine Begriffe von Styl und Classicität in der Kunst waren mir sehr

90) Hier ist eine Stelle im Manuscripte von Körner's Hand aufs Sorgfältigste ausgestrichen, deren Inhalt erst in neuester Zeit vermittels einer Loupe entchiffert, dem Publicum aber noch nicht mitgetheilt worden ist. Sie ist allerdings so stark, daß es sich erklärt, warum Körner versuchte, sie unleserlich zu machen.

kalischen Seite unser Freund, von der politischen unser Widersacher.“ Goethe bemerkt bei dieser Gelegenheit: „Ohnehin lag es in meiner Art, aus herkömmlicher Dankbarkeit unbequeme Menschen fortzudulden, wenn sie mir es nicht gar zu arg machten, alsdann aber meist mit Ungestüm ein solches Verhältniß abzubrechen.“

Alle jene wissenschaftlichen Bekanntschaften und Anregungen dienten jedoch nur dazu, ihn mehr von der Poesie ab- als ihr zuzuwenden. Die Gelegenheit zu einem neuen leidenschaftlichen Verhältnisse, welches seine Schöpferkraft befruchten könnte, wollte sich nicht finden, oder er war vielmehr entschlossen, keins anzuknüpfen, seitdem durch die Geburt eines Sohnes sein Verhältniß zu Christiane Vulpius ein Pflichtverhältniß geworden war. Mit Herder war er mehr und mehr zerfallen; er war mit ihm so weit gegangen, als er gehen konnte; von ihm hatte er kaum noch weitere ihm zusagende Anregungen zu erwarten. Aber der einzige Mann in Teutschland, von dem er für seine poetischen Zwecke noch zu gewinnen hoffen durfte, lebte ganz in seiner Nähe; und dieser Mann war Friedrich Schiller, den er bisher nur flüchtig gesehen, ja dem er absichtlich aus dem Wege gegangen. Er selbst drückt sich über das, was ihm Schiller geworden, in seinen „Tag- und Jahresheften“ (1794) mit folgenden Worten aus: „Noch aber war der Zwiespalt, der das wissenschaftliche Bemühen in mein Dasein gebracht, keineswegs ausgeglichen; denn die Art, wie ich die Naturerfahrungen behandelte, schien die übrigen Seelenkräfte sämmtlich für sich zu fordern. In diesem Drange des Widerstreits übertraf alle meine Wünsche und Hoffnungen das auf einmal sich entwickelnde Verhältniß zu Schiller; von der ersten Annäherung an war es ein unaufhaltsames Fortschreiten philosophischer Ausbildung und ästhetischer Thätigkeit. Zum Behuf seiner Horen mußte ihm sehr angelegen sein, was ich im Stillen gearbeitet, angefangen, unternommen, sämmtlich zu kennen, neu anzuregen und zu benutzen; für mich war es ein neuer Frühling, in welchem alles froh neben einander keimte und aus aufgeschossenen Samen und Zweigen hervorging. Die nunmehr gesammelten und geordneten beiderseitigen Briefe geben davon das unmittelbarste, reinste und vollständigste Zeugniß.“

Es gibt vielleicht kein zweites Beispiel in der Geschichte der Literatur, daß sich zwischen zwei Geistesheroen ein Freundschaftsbund zu einer solchen Innigkeit entwickelte, dem so entschiedene Antipathien und Differenzen vorhergingen. Schiller war am 21. Juli 1787 in Weimar eingetroffen und verweilte dort zunächst bis über die Mitte Mai 1788. Goethe befand sich noch in Italien. Herder, der Schiller freundlich aufnahm, ohne von ihm viel zu kennen, sprach sich über Goethe mit einer solchen Begeisterung aus, daß Schiller an seinen Freund Körner schrieb: „Goethe liebt er mit Leidenschaft, mit einer Art von Vergötterung.“ In einem spätern Briefe vom 12. Aug. 1787 berichtet Schiller weiter, daß Goethe von sehr vielen Menschen, auch außer Herder, mit einer „Art von Anbetung“ genannt, daß er „noch mehr als Mensch denn als Schriftsteller“ bewundert werde, und theilt dann gewissenhaft mit, was Herder Alles zu Gunsten Goethe's ausgesagt habe. Diese sich damals bei denen, welche ihn genauer kannten, fast ausnahmslos kundgebende gute Meinung für Goethe, der seinen Anfangs hier und da Anstoß gebenden jugendlichen Uebermuth abgestreift und sich zu edelster Männlichkeit und reinster Humanität entwickelt hatte, scheint allgemach für Schiller drückend geworden zu sein; denn dieser war durch seine prekäre Lage, die ihn zur Uebernahme von Brodarbeiten nöthigte, durch den keineswegs sehr ermuthigenden halben Erfolg seines „Don Carlos“ und durch eigenes Ungenüge an seinen frühern Schöpfungen aufs Tiefste verbittert, sodaß er am 7. Jan. 1788 an Körner schrieb: „Ich führe eine elende Existenz, elend durch den innern Zustand meines Wesens.“ Man behauptet nicht zu viel, wenn man sagt, daß Schiller damals Goethe beneidete, ja als ein Hinderniß für sein eigenes Emporkommen betrachtete und gründlich haßte. Seine eigenen Bekenntnisse bezeugen dies. Am 19. Dec. 1787 schreibt er an Körner: „Goethe's Zurückkunft ist ungewiß, und seine ewige Trennung von Staatsgeschäften bei Vielen schon wie entschieden. Während er in Italien malt, müssen die Voigts und Schmidts für ihn wie Lastthiere schwitzen. Er verzehrt in Italien für Nichtsthun eine Besoldung von 1800 Thalern und sie müssen für die Hälfte des Geldes doppelte Last tragen.“ Schiller beneidete also Goethe um jene Muße und sorgenfreie Stellung, die er sich selbst von Herzen gegönnt hätte.

Goethe kehrte aus Italien zurück und Schiller hatte nun Gelegenheit, ihn persönlich kennen zu lernen. Dies geschah zum ersten Mal, wie schon oben im historischen Zusammenhange angeführt worden, am 7. Sept. 1788 im Hause der von Lengefeld'schen Familie zu Rudolstadt. Schiller schreibt am 18. Sept. an Körner: „Endlich kann ich Dir von Goethe erzählen, worauf Du, wie ich weiß, sehr begierig wartest. Ich habe vergangenen Sonntag beinahe ganz in seiner Gesellschaft zugebracht, wo er uns mit der Herder, Frau v. Stein und der Frau von S., die Du im Bade gesehen hast, besuchte. Sein erster Anblick stimmte die hohe Meinung ziemlich tief herunter, die man mir von dieser anziehenden und schönen Figur beigebracht hatte. Er ist von mittlerer Größe, trägt sich steif und geht auch so; sein Gesicht ist verschlossen, aber sein Auge sehr ausdrucksvoll, lebhaft und man hängt mit Vergnügen an seinem Blicke. Bei vielem Ernste hat seine Miene doch viel Wohlwollendes und Gutes. Er ist brünett und schien mir älter auszusehen, als er meiner Berechnung nach wirklich sein kann. Seine Stimme ist überaus angenehm, seine Erzählung fließend, geistvoll und belebt; man hört ihn mit überaus vielem Vergnügen; und wenn er bei gutem Humor ist, welches diesmal so ziemlich der Fall war, spricht er gern und mit Interesse. Unsere Bekanntschaft war bald gemacht und ohne den mindesten Zwang; freilich war die Gesellschaft zu groß und alles auf seinen Umgang zu eifersüchtig, als daß ich viel allein mit ihm hätte sein oder etwas Anderes als allgemeine Dinge mit ihm sprechen können. Er spricht gern und mit leidenschaftlichen Erin-

Alle Anknüpfungspunkte von Personen, die ihm und mir gleich nahe standen, lehnte ich ab; und so lebten wir eine Zeit lang neben einander fort. An keine Vereinigung war zu denken. Selbst das milde Zureden eines Dalberg, der Schillern nach Würden zu ehren verstand, blieb fruchtlos. Ja, meine Gründe, die ich jeder Vereinigung entgegensetzte, waren schwer zu widerlegen. Niemand konnte leugnen, daß zwischen zwei solchen Geistesantipoden mehr als ein Erddiameter die Scheidung mache, da sie denn beiderseits als Pole gelten mögen, aber eben deswegen in Eins nicht zusammenfallen können." Dabei wußte aber Goethe schon damals den „redlichen und so seltenen Ernst" in Allem, was Schiller geschrieben und gethan, sehr wohl zu schätzen und im „Don Carlos" erkannte er wenigstens das Streben, „sich zu beschränken und dem Rohen, Uebertriebenen und Gigantischen zu entsagen."

Trotz dieser Antipathie handelte Goethe mit gewohnter Loyalität an Schiller; er wirkte mehr für als gegen ihn. Namentlich geschah dies von ihm in der Berufungsangelegenheit Schiller's nach Jena. Als diese von Frau von Stein und dem Coadjutor Dalberg angeregt worden, ließ es Goethe nicht an sich fehlen, sie zu fördern und handelte zu diesem Zwecke mit dem Geh. Rathe von Voigt, seinem „getreuen Mitarbeiter," gemeinsam; sicherlich bedurfte auch Schiller dieser Fürsprache und Unterstützung, da ihm die zur Uebernahme einer Professur erforderliche vorschriftsmäßige Qualification fehlte, weshalb ihn auch einige alte Zöpfe unter den jenaischen Professoren als einen Eindringling betrachteten und gegen ihn intriguirten. Zugleich suchte Goethe dem angehenden Docenten Muth einzusprechen, indem er ihn auf das docendo discitur verwies. Indessen war Schiller wol allerdings in anderer Absicht nach Weimar gekommen als in der, Professor in Jena zu werden und Geschichtsvorträge zu halten. Er betrachtete seine Anstellung in Jena (im Jahre 1789) als eine Art Verbannung und fürchtete davon eine Störung für seine poetischen und dramatischen Arbeiten. Schrieb er doch grade um jene Zeit: „Ich muß ganz Künstler sein, oder ich will nicht mehr sein." Ja er und seine Umgebungen gingen sogar so weit, eine Intrigue Goethe's dahinter zu vermuthen, und Schiller's Schwägerin, Karoline von Wolzogen, schrieb darüber: „Schiller war Goethen und seinem Empfinden damals in Weimar unbequem. Auch war Schiller wenig erbaut von der Geschwindigkeit, womit man seine Entfernung von Weimar betrieb. Er fühlte sich „„übertölpelt,"" sodaß er in dieser Zeit gegen Goethe bis zum Haß verstimmt war." Die hierin liegende Beschuldigung gegen Goethe ist ebenso hart als ungerecht und aus der Luft gegriffen. Es läßt sich nicht wohl einsehen, was für Goethe damit gewonnen sein konnte, daß Schiller statt in Weimar in dem nahen mit Weimar durch so viele enge Fäden verschlungenen Jena lebte. Man hätte ja wol Mittel finden können, ihm den Aufenthalt in Weimar so zu verleiden, daß Schiller mit Freuden die erste beste Gelegenheit ergriffen haben würde, dem weimarischen Ländchen überhaupt den Rücken zu wenden. Mit Lenz und Klinger hatte man ja keine Umstände gemacht. Es mußte Schiller im Gegentheil vom höchsten Werthe und ein Grund zur Dankbarkeit sein, bei seiner damals höchst prekären Lage eine so ehrenvolle Stellung zu erhalten, die ihm auch bürgerlichen Credit verschaffte, ihn durchaus nicht übermäßig beschäftigte und es ihm möglich machte, seine Charlotte von Lengefeld heimzuführen, was denn auch im nächsten Jahre geschah. Schiller mochte wol fühlen, daß er, wie er sich gegen Körner ausspricht, in Jena nicht an seiner Stelle sei, aber die großen Vortheile, die ihm durch seine Anstellung zufielen, konnten ihm nicht verborgen bleiben und blieben es auch nicht.

Goethe fuhr allerdings in den nächsten Jahren fort, Schillern aus dem Wege zu gehen und die von ihm gewünschte Annäherung schwer, ja unmöglich zu machen. Auch läßt sich denken, daß das Gefühl des Hasses, welches damals Schiller gegen Goethe erfüllte, diesem nicht ganz verborgen blieb und daß schon deshalb der Verkehr zwischen beiden etwas Gezwungenes hatte; Goethe aber, wenn er auch auf die Beobachtung conventioneller Formen hielt, liebte es nicht, zu heucheln. Man sah sich selten; doch besuchte Goethe, wie schon oben erwähnt, Schillern im J. 1790, als er ihm Grüße von Körner zu bringen hatte. Dabei traten immer wieder die frühern Differenzen hervor und fanden auch wol gelegentlich ihren literarischen Ausdruck, z. B. in Schiller's Abhandlung über „Anmuth und Würde." Inzwischen blieb von den beiderseitigen Freunden, von der Familie Lengefeld, mit der Goethe ja schon aus früherer Zeit befreundet war, von dem Appellationsrathe Körner, der nun auch Goethe's persönlicher Bekannter und Freund geworden und von dem Verehrer Schiller's, dem Coadjutor Dalberg, Nichts unversucht, um eine Aussöhnung zwischen beiden zu bewirken, und sicherlich hatten diese fortdauernden Vermittelungsversuche einen größern Antheil an der endlich statt findenden Annäherung beider Männer, als man gewöhnlich annimmt.

Als im J. 1794 Schiller die Herausgabe seiner „Horen" vorbereitete, lud er mit den andern vorzüglichsten Schriftstellern Teutschlands auch Goethe zur Mitwirkung ein, indem er in sein Schreiben die schmeichelhafte Bemerkung einfließen ließ, daß der Beitritt des berühmten Dichters für den glücklichen Erfolg des Unternehmens entscheidend sein werde. Schiller wußte seine Briefe, wenn davon etwas abhing, immer sehr klug einzurichten und mit Beobachtung aller Höflichkeitsformen und einem ehrerbietigen schmeichelnden Tone abzufassen, wie dies auch seine ersten Briefe an Herder beweisen. Goethe erwiderte zustimmend: „Ich werde," schrieb er, „mit Freuden und mit ganzem Herzen von der Gesellschaft sein. Was ich an Ungedrucktem Zweckmäßiges besitze, will ich gern mittheilen und hoffe, daß die Verbindung mit so wackern Männern Manches ins Stocken Gerathene wieder in lebhaften Gang bringen werde" [93]).

93) J. G. Rönnefahrt nimmt in seiner Schrift: „Schiller und Goethe oder: der 13. Juni 1794 ein Segenstag der deutschen Nation" (Leipzig 1859.) an, daß diese Briefe am 13. Juni gewechselt wurden. Das Antwortschreiben Goethe's ist aber vom 24. Juni.

interessant und ich suche sie mit meiner Theorie der Ideale zu vereinigen. Hier waren wir auf ganz verschiedenen Wegen; aber in seinem Gesichtspunkte ist viel Fruchtbares, das ich bis jetzt übersehen hatte. Auch verdanke ich ihm manche treffliche Winke im Genusse der bildenden Künste." Schiller schreibt nun nach Goethe's Rückkehr den 1. Nov. 1790 aus Jena: „Goethe hat uns viel von Dir erzählt und rühmt gar sehr Deine persönliche Bekanntschaft. Er fing von selbst davon an und spricht mit Wärme von seinem angenehmen Aufenthalte bei Euch und überhaupt auch in Dresden. Mir erging es mit ihm wie Dir. Er war gestern bei uns und das Gespräch kam bald auf Kant. Interessant ists, wie er Alles in seine eigene Art und Manier kleidet und überraschend zurückgibt, was er las; aber ich möchte doch nicht gern über Dinge, die mich sehr nahe interessiren, mit ihm streiten. Es fehlt ihm ganz an der herzlichen Art, sich zu irgend etwas zu bekennen. Ihm ist die ganze Philosophie subjectivisch, und da hört denn Ueberzeugung und Streit zugleich auf. Seine Philosophie mag ich auch nicht ganz; sie holt zu viel aus der Sinnenwelt, wo ich aus der Seele hole. Ueberhaupt ist seine Vorstellungsart zu sinnlich und betastet mir zu viel. Aber sein Geist wirkt und forscht nach allen Directionen und strebt sich ein Ganzes zu erbauen — und das macht mir ihn zum großen Manne." Dann aber fährt Schiller, auf Goethe's Verhältniß mit Christiane Vulpius anspielend, fort: „Uebrigens ergeht's ihm närrisch genug. Er fängt an alt zu werden und die so oft von ihm gelästerte Weiberliebe scheint sich an ihm rächen zu wollen. Er wird, wie ich fürchte, eine Thorheit begehen und das gewöhnliche Schicksal eines alten Hagestolzen haben." Schiller versteht unter der „Thorheit," die Goethe begehen werde, die Wahrscheinlichkeit, daß Goethe die Vulpius heirathen werde, was dann auch wirklich geschah, wenn auch erst nach Schiller's Tode. Schiller fügt hinzu: „Sein Kind soll er sehr lieb haben, und er wird sich bereden, daß, wenn er das Mädchen heirathet, es dem Kinde zu Liebe geschehe, und daß dieses wenigstens das Lächerliche dabei vermindern könne"[91]). Man sieht hieraus, daß es Schiller doch immer noch angenehm war, Goethe bei einer Schwäche zu betreffen, und für das spätere Verhältniß zwischen Schiller und Goethe war es immer von Vortheil, daß Goethe diese und andere Stellen in Schiller's Briefen nicht zu lesen bekam. Körner macht hierauf übrigens die ganz vernünftige Bemerkung: „Seine Heirath mit der Vulpius würde mich nicht sehr befremden. Erstlich fragt sich's vielleicht, ob die Gerüchte von ihr gegründet sind, und dann wäre es wol möglich, daß man ihn sein bisheriges Verhältniß nicht in Ruhe fortsetzen ließe. Denke Dir den Fall, daß er dem Mädchen gut ist, daß alle Welt auf sie loshackt; daß er ihr in einer kleinen Stadt keine erträgliche Existenz verschaffen kann, ohne sie zur Frau zu nehmen. In Weimar scheint man über das Concubinat noch etwas anders zu denken als in Berlin." An diesem Hin- und Wiedergerede zeigt sich übrigens, daß man immer mit den erhabensten Ideen beschäftigt zu sein scheinen und sich dabei doch in kleinlichster Weise mit Privatverhältnissen und Gewissensfragen befassen kann, die mit jenen Ideen gar Nichts zu thun haben.

Wie viel vortheilhafter aber auch Schiller schon im Jahre 1790 von Goethe dachte, so mußte sein Verhältniß zu ihm doch noch eine Reihe der wichtigsten Stadien durchlaufen, ehe er, Ende August 1798, seinem Körner das Geständniß ablegen konnte, daß er Goethe „sehr viel" schuldig sei, übrigens wisse, daß er auf diesen gleichfalls „glücklich gewirkt habe." Schiller fährt dann fort: „Es sind jetzt vier Jahre verflossen, daß wir einander näher gekommen sind, und in dieser Zeit hat sich unser Verhältniß immer in Bewegung und im Wachsen erhalten. Diese vier Jahre haben mir selbst eine festere Gestalt gegeben und mich rascher vorwärts gerückt, als es ohnedies hätte geschehen können. Es ist eine Epoche meiner Natur"[92]).

Einen ganz ähnlichen Gang von der entschiedensten Antipathie bis zur innigsten Geistesverbrüderung machte auch Goethe in seinem Verhältnisse zu Schiller durch; nur beruhte seine Antipathie auf ganz anderen oder doch nur zum Theil auf ähnlichen Gründen. Weder was das ursprüngliche Talent, noch was die literarischen Erfolge, noch was Glück und äußere Lebensstellung betrifft, hatte Goethe den jüngern Mann zu beneiden. Seine Abneigung gegen Schiller beruhte einfach auf der principiellen Verschiedenheit ihrer Naturen und in sofern war sie bei Goethe eigentlich noch gründlicher und anscheinend unheilbarer. Schiller trachtete in Goethe's Nähe zu kommen und sein Urtheil über ihn zu erfahren, denn Goethe erschien ihm unter allen Menschen, die er kannte, als der einzige, der ihm den Dienst leisten konnte, Wahres über sich zu erfahren. (Vergleiche den oben angeführten Brief Schiller's an Körner vom 2. Febr. 1789.) Goethe dagegen ging Schiller längere Zeit geflissentlich aus dem Wege. Schiller's dramatische Jugendproducte, darunter namentlich die von ihm „fratzenhaft" gescholtenen „Räuber," widerten ihn an, weil darin ein „kraftvolles, aber unreifes Talent grade die ethischen und theatralischen Principien, von denen er sich zu reinigen gestrebt, recht in vollem hinreißendem Strome über das Vaterland ausgegossen hatte." Dabei schien ihm Schiller in der Behandlung der Leidenschaften ein sophistisches Talent zu sein, welches die Nation verderbe. Er schreibt ein andermal, und zwar von dem contemplativen Standpunkte späterer Jahre aus: „Ich vermied Schillern, der, in Weimar sich aufhaltend, in meiner Nachbarschaft wohnte.

91) In einem an die Gräfin Schimmelmann gerichteten, erst in letzter Zeit im „Altonaer Merkur" veröffentlichten Briefe vom 23. Nov. 1800, in welchem Goethe's Verdienste und edle Eigenschaften mit einer auch für Schiller selbst ehrenvollen Wärme hervorgehoben sind, kommt dieser nochmals auf diesen Punkt zu sprechen; doch fügt er hinzu, daß auch dieses häusliche Verhältniß mit einer edeln Seite des Goethe'schen Charakters zusammenhänge.

92) Zu allem diesem vergleiche man „Schiller's Briefwechsel mit Körner." 1. Bd. S. 104. 136 fg. 228. 341 fg. 2. Bd. S. 21. 39. 53. 207. 4. Bd. S. 86.

Balladen und lyrischen Dichtungen, deren Stoff er mit Goethe durchgesprochen hatte. Schiller wurde jetzt lehrreicher und gnomischer, wie er denn auch fortan nach Goethe'schem Muster die Elegie und das Epigramm in Distichenform mit Vorliebe zu cultiviren begann; er näherte sich mehr und mehr dem Boden der wirklichen Welt, den er jedoch meist, z. B. in der „Jungfrau von Orleans," sofort wieder unter den Füßen verlor, wenn er den Rath Goethe's einzuholen verschmähte. Man vergesse nicht, daß Schiller zur Zeit, als er Goethe persönlich näher trat, noch in der Periode aufsteigender Entwickelung begriffen, Goethe aber in seinem Grundwesen und seinen Kunstprincipien abgeschlossen war.

Aber wol fühlte sich Goethe durch Schiller's belebenden Einfluß und sein Zusammenarbeiten mit ihm überhaupt wieder zum dichterischen Schaffen angeregt, indem ihn Schiller zum Produciren förmlich drängte und Alles that, um ihm zu erneuetem Schaffen Muth zu machen. Daher auch Goethe's, gegen Schiller selbst abgelegtes Geständniß (in dem Briefe vom 6. Jan. 1798), daß Schiller ihm eine zweite Jugend geschaffen und ihn wieder zum Dichter gemacht habe. Zur Förderung des „Wilhelm Meister" trug Schiller wesentlich bei durch Ermunterung wie durch nützlichen Rath. Schiller sah die einzelnen Bücher des Romans, die ihm Goethe in der Handschrift zuschickte, sorgfältig durch, verhandelte mit diesem ausführlich darüber und manchen seiner Aenderungsvorschläge suchte dann Goethe Genüge zu thun. Grade diesem Werke Goethe's, das endlich im Sommer 1796 zum Abschlusse gebracht wurde, zollte denn auch Schiller seine unbedingte und ungetheilte Bewunderung. Was die ursprüngliche Idee des „Wilhelm Meister" betrifft, so hat sich Goethe selbst darüber in seinen „Tag- und Jahresheften" mit folgenden Worten ausgesprochen: „Die Anfänge „„Wilhelm Meister's"" hatten lange geruht. Sie entsprangen aus einem dunkeln Vorgefühle der großen Wahrheit: daß der Mensch oft etwas versuchen möchte, wozu ihm Anlage von der Natur versagt ist, unternehmen und ausüben möchte, wozu ihm Fertigkeit nicht werden kann; ein inneres Gefühl warnt ihn abzustehen, er kann aber mit sich nicht ins Reine kommen, und er wird auf falschem Wege zu falschem Zwecke getrieben, ohne daß er weiß, wie es zugeht. Hierzu kann Alles gerechnet werden, was man falsche Tendenz, Dilettantismus u. s. w. genannt hat. Geht ihm hierüber von Zeit zu Zeit ein Licht, ein helles Licht auf, so entsteht ein Gefühl, das an Verzweiflung grenzt, und doch läßt er sich wieder gelegentlich von der Welle, nur halb widerstrebend, fortreißen. Gar Viele vergeuden hierdurch den schönsten Theil ihres Lebens und verfallen zuletzt in wundersamen Trübsinn. Und doch ist es möglich, daß alle die falschen Schritte zu einem unschätzbaren Guten hinführen: eine Ahnung, die sich in „Wilhelm Meister" immer mehr entfaltet, anfklärt und bestätigt, ja sich zuletzt mit klaren Worten ausspricht: „Du kommst mir vor wie Saul, der Sohn Kis, der ausging, seines Vaters Eselinnen zu suchen, und ein Königreich fand." Schiller schrieb über „Wilhelm Meister" an Goethe unter Anderem: „Ich verstehe Sie nun ganz, wenn Sie sagten, daß es eigentlich das Schöne, das Wahre sei, was Sie oft bis zu Thränen rühren könne. Ruhig und tief, klar und doch unbegreiflich wie die Natur, so wirkt es und so steht es da, und Alles, auch das kleinste Nebenwerk zeigt die schöne Klarheit, Gleichheit des Gemüths, aus welchem Alles geflossen ist."

Für Schiller's „Horen" und „Musenalmanach" lieferte Goethe nach und nach seine römischen Elegien, die Episteln, eine Auswahl von Epigrammen, mit den venetianischen zu einem Cyclus verbunden, durch Voß, der auf seiner Reise 1794 auch Weimar berührte und hier aus seinem Homer vorlas, zu ähnlichen Uebungen angeregt, eine anonym mitgetheilte Bearbeitung des Hymnus auf Apollo (das Register am Schlusse des Jahrgangs nennt Goethe ausdrücklich als Uebersetzer), die „Erzählungen teutscher Ausgewanderten" und das „Mährchen," welches den Schluß derselben bildet, ferner bruchstückweise (seit 1796) eine Uebersetzung der Autobiographie des Benvenuto Cellini, die er dann 1803, mit Erläuterungen versehen, als besonderes Werk erscheinen ließ. Ueber die gemeinsame Thätigkeit beider Dichter an den „Horen" ist in den „Tag- und Jahresheften" bemerkt: „Außerdem überlegten und beriethen wir gemeinsam den ganzen Inhalt dieser neuen Zeitschrift, die Verhältnisse der Mitarbeiter und was bei dergleichen Unternehmungen sonst vorkommen mag. Hierbei lernte ich Mitlebende kennen, ich ward mit Autoren und Productionen bekannt, die mir sonst niemals einige Aufmerksamkeit abgewonnen hätten. Schiller war überhaupt weniger ausschließend als ich, und mußte nachsichtig sein als Herausgeber."

In den Horen erschien auch (1795) jener interessante Aufsatz, der den Titel „Literarischer Sansculottismus" trägt und gegen einen im Märzhefte des „Berlinischen Archivs der Zeit und des Geschmacks" veröffentlichten tadelsüchtigen Aufsatz: „Ueber Prosa und Beredsamkeit der Deutschen" (von Jenisch) gerichtet war. Dieses literarische Manifest Goethe's enthält über die Stellung und Lage der teutschen Schriftsteller so richtige, noch heute zutreffende Wahrheiten, daß es zweckmäßig erscheint, einen Augenblick bei ihm zu verweilen.

Zuvörderst spricht sich Goethe über die Schwierigkeiten aus, welche der damals werdenden classischen Nationalliteratur hemmend in den Weg traten. Wann und wo, fragt er, entsteht ein classischer Nationalautor? Und die Antwort Goethe's lautet: „Wenn er in der Geschichte seiner Nation große Begebenheiten und ihre Folgen in einer glücklichen und bedeutenden Einheit vorfindet, wenn er in den Gesinnungen seiner Landsleute Größe, in ihren Empfindungen Tiefe und in ihren Handlungen Stärke und Consequenz nicht vermißt; wenn er selbst vom Nationalgeiste durchdrungen, durch ein inwohnendes Genie sich fähig fühlt, mit dem Vergangenen wie mit dem Gegenwärtigen zu sympathisiren; wenn er

aufs Neue erfahren." Die Idee, Tell als einen selbständig und unabhängig handelnden, in die Rütliverschwörung nicht mit verflochtenen Mann darzustellen, verdankt der Dichter besonders seinem Freunde Goethe, wie dieser selbst anführt.

Im Sommer desselben Jahres kam Goethe nach Jena herüber, wo beide Männer mit einander in der naturforschenden Gesellschaft zusammentrafen und nach der Vorlesung zugleich das Haus verließen, vielleicht nicht zufällig, da vielmehr anzunehmen ist, daß Schiller, durch Goethe's freundliche Zuschrift ermuthigt, dieses ganze Zusammentreffen mit Goethe gesucht haben werde. Kurz, es knüpfte sich unterwegs oder gleich beim Hinausgehen ein Gespräch zwischen beiden an, dessen Wendungen Goethe so lebhaft anzogen, daß er Schiller auf sein Zimmer folgte, wo die Debatte fortgesetzt wurde. Goethe kam hierbei auf seine Lieblingsidee einer Urpflanze zu sprechen, und bemerkte von dieser, daß sie ein Modell darbiete, „aus welchem sich noch Pflanzen ins Unendliche erfinden lassen," sie liefere somit den Beweis, „daß solche Art von Naturbetrachtung erfahrungsmäßig ist, daß die in solcher Weise zu gewinnende Erkenntniß des Naturlebens aus der Erfahrung hervorgeht." Nachdem Goethe seinen langen Vortrag geschlossen, bemerkte Schiller kopfschüttelnd: „Das ist keine Erfahrung, das ist eine Idee!" Diese Bemerkung machte Goethe Anfangs „einigermaßen verdrießlich," aber er setzte das Gespräch fort und Schiller bewährte nun in dessen Verlauf aufs Glänzendste die ihm ganz eigene große Kunst, jeden Unterhaltungsstoff auf die Höhe allgemeiner Gesichtspunkte zu rücken und den Mitredenden zu wechselseitiger Entwickelung der Gedanken zu beleben, wobei es ihm nie um die eigensinnige Behauptung seiner subjectiven Ansicht, sondern nur um die Ermittelung des objectiven Sachverhalts zu thun war. „Als sie nun nach langem Kampfe Stillstand gemacht hatten," erzählt Rönnefahrt in der oben angeführten Schrift, „schieden sie, freilich noch immer mit dem stillen Vorbehalte, daß keiner von beiden der Sieger sei, beide sich vielmehr für unüberwindlich halten dürften, aber doch mit erhöhter wechselseitiger Achtung, in später Nacht von einander. Sie hatten sich in diesen langen, ausführlichen, persönlichen Zwiegesprächen mit einander gemessen, hatten sich gründlich kennen und schätzen gelernt. Der erste Schritt zur Annäherung war geschehen"[94]).

Nun kam jener Briefwechsel in Gang, der zu den großartigsten literarischen Denkmalen teutscher Nation gehört. In einem schriftlichen Exposé am 23. Aug. nahm Schiller Anlaß, Goethe zu versichern, daß er schon lange, wenn auch aus weiter Ferne, den Weg, den er sich vorgezeichnet habe, mit immer erneueter Bewunderung betrachtet habe. Er fährt dann fort: „Sie suchen das Nothwendige der Natur, aber Sie suchen es auf dem schwersten Wege, vor welchem jede schwächere Kraft sich wohl hüten wird. Sie nehmen die ganze Natur zusammen, um über das Einzelne Licht zu bekommen; in der Allheit ihrer Erscheinungsarten suchen Sie den Erklärungsgrund für das Individuum auf. Von der einfachen Organisation steigen Sie Schritt vor Schritt zu der mehr verwickelten hinauf, um endlich die verwickeltste von allen, den Menschen, genetisch aus den Materialien des ganzen Naturgebäudes zu erbauen. Dadurch, daß Sie ihn der Natur gleichsam nacherschaffen, suchen Sie in seine verborgene Technik einzudringen: eine große und wahrhaft heldenmäßige Idee, die zur Genüge zeigt, wie sehr Ihr Geist das reiche Ganze seiner Vorstellungen in einer schönen Einheit zusammenhält." Von Goethe angeregt, gibt Schiller in einem spätern Briefe (vom 31. Aug.) auch über sich selbst Rechenschaft und bemerkt darin unter Anderem: „Wie lebhaft auch immer mein Verlangen war, in ein näheres Verhältniß zu Ihnen zu treten, als zwischen dem Geiste des Schriftstellers und seinem aufmerksamen Leser möglich ist, so begreife ich doch nunmehr vollkommen, daß die so sehr verschiedenen Bahnen, auf denen Sie und ich wandelten, uns nicht wol früher, als grade jetzt, mit Nutzen zusammenführen konnten."

Ihr Verhältniß gedieh bald zu einer solchen Intimität, daß Schiller, einer dringenden Einladung Goethe's Folge gebend, im September 14 Tage bei diesem in Weimar wohnte, und, wie er an Körner schreibt, jeden Augenblick, wo er zu etwas aufgelegt war, mit Goethe zubrachte. „Ich bin," schreibt er, „sehr mit meinem Aufenthalte zufrieden und ich vermuthe, daß er sehr viel auf mich gewirkt hat." Seitdem betrieb man den wechselseitigen Unterricht, bei dem jeder nach Schiller's Ausdruck, „dem Andern etwas geben konnte, was ihm fehlte, um etwas dafür zu empfangen," theils in Briefen, theils in mündlichem Verkehr, bald in Weimar, wohin Schiller zuweilen kam, bald in Jena, wohin Goethe sich, wie man weiß, oft und gern zurückzog. Schiller schreibt einmal (den 25. Febr. 1795): „Ich kann mich gar nicht daran gewöhnen, Ihnen acht Tage Nichts zu sagen und Nichts von Ihnen zu hören;" und Goethe erklärt am 25. Febr. 1798: „Jedem, der Mittwochs und Sonnabends früh (wo die Botenfrau aus Jena herüberkam) in sein Zimmer trete, werde auf die Finger gesehen, ob er nicht einen Brief von Schiller bringe." Man wird jedoch schwerlich fehl gehen, wenn man sich der Ansicht zuneigt, daß bei diesem merkwürdigen Wechselverhältnisse Schiller noch mehr als Goethe gewonnen habe; man braucht nur auf die dramatischen und lyrischen Schöpfungen seiner spätern Periode zu blicken und sie mit denen seiner frühern zu vergleichen. Ob er ohne Goethe's unmittelbaren Einfluß ganz zu denselben Resultaten gelangt sein würde, ist wenigstens sehr fraglich. Auch steht Schiller grade in den Schöpfungen am höchsten, wo er sich des Raths und der Fingerzeige Goethe's bediente, wie im „Wallenstein"[95]) und „Wilhelm Tell," dann in mehren

---

94) Als zweiten Schritt bezeichnet Rönnefahrt den Briefaustausch wegen der „Horen" in der Annahme, daß jene Unterredung an einem Juniabende noch vor dem 13. stattgefunden habe. Schaefer setzt, sich auf eine Andeutung in einem Körner'schen Briefe stützend, jene denkwürdige Unterredung in den Monat Juli, sodaß umgekehrt jener Briefwechsel wegen der „Horen" der erste, die jenaer Unterredung der zweite Schritt zu ihrer Annäherung gewesen sein würde. Lewes verlegt wol ohne allen triftigen Grund die Unterredung in den Monat Mai.

95) Grade in Bezug auf „Wallenstein" schreibt Schiller einmal (den 11. Dec. 1798): „Es ist eine rechte Gottesgabe um einen weisen und sorgfältigen Freund, das habe ich bei dieser Gelegenheit

schen Schiller nicht verloren sein würde, alles gegen die Horen Gesagte zusammenzusuchen und am Schlusse des Jahres ein literarisches Gericht zu halten. Durch die zufällige oder nicht zufällige Lecture der Xenien des Martial gerieth Goethe auf den Einfall, ob es nicht zweckmäßig sei, Epigramme in gleicher Schlagkürze auf alle teutschen Zeitschriften zu verfertigen und im nächsten Jahrgange des Musenalmanachs abdrucken zu lassen. Drei Tage später, am 26. Dec., übersandte er Schiller 14 satyrische Distichen als Probe und Schiller findet sofort den Gedanken „prächtig," meint aber, daß man, um das Hundert voll zu machen, auch über einzelne Werke „herfallen" müsse.

Schiller machte sich nun seinerseits an die Lecture und das Studium des Martial, und mit der ihm eigenen genialen Schnellkraft und Auffassungsgabe seines penetrirenden Verstandes hatte er sich bald der ihm bisher noch ziemlich ungewohnten Distichenform und des pointirten Epigrammenstyls in seltenem Grade bemeistert, sodaß seine Xenien an schneidender Schärfe die seines Mitarbeiters an diesem diabolischen Werke meist übertrafen. Indessen ist der Antheil eines jeden an den einzelnen Monodistichen oft schwer zu bestimmen und zu sondern, da oft der Eine die Idee, der Andere die Form hergab, weshalb sie auch förmlich beschlossen, jeder sein Eigenthumsrecht an den einzelnen Epigrammen aufzugeben und jeder in einer künftigen Sammlung seiner Gedichte die Xenien ganz abdrucken zu lassen, was allerdings nicht geschehen ist; vielmehr nahm jeder später in seine Sammlungen nur diejenigen auf, die er allein verfertigt oder an deren Inhalte oder Form er den meisten Antheil hatte, obschon sich allerdings einzelne finden, die von beiden in Anspruch genommen worden sind. Eine Anzahl der beißendsten Epigramme sind jedoch von den Werken beider Dichter ausgeschlossen worden[96]).

Die polemischen Xenien wurden von den übrigen Xenien rein ästhetischen und philosophischen Inhalts, die oft höchst sinnreiche Aussprüche in prägnanter Form enthalten, ausgesondert und betragen an Zahl über 400. Lavater, Jung-Stilling, diese beiden früheren Freunde Goethe's, Matthias Claudius, Fritz Stolberg wurden wegen ihrer frömmelnden, mystischen Richtung ebenso wenig geschont als der nüchterne Friedrich Nicolai, der Aufklärer und Advocat des gesunden Menschenverstandes. Der Kapellmeister Reichardt wurde wegen seiner Journale „Deutschland" und „Frankreich" und der darin sich kundgebenden Liebäugelei mit demokratischen Tendenzen abgestraft. Heinse, Thümmel, Manso, namentlich letzterer, sahen sich sehr übel behandelt; auch Forster erhielt sein Theil, ferner Jacobs, sogar auf den alten Gleim wurde gestichelt und das bürgerliche philisterhafte Drama lächerlich gemacht. Herder drückte über diese „literarische Hatz" (wie Schiller die „Xenien" nannte) sofort seinen Verdruß aus, denn er merkte, daß man ihn nur aus besondern Rücksichten geschont hatte und fühlte sich in mehren seiner nächsten Freunde mitbetroffen. Auch Voß und Wieland, der in sehr unschuldiger Weise in den Xenien geneckt wurde, nahmen an diesem unvermutheten literarischen Ueberfalle Anstoß. Viele der Gekränkten und Verletzten traten mit Streitschriften und Antixenien gegen die Xenienverfasser auf; so Manso in seinen „Gegengeschenken an die Sudelköche in Jena und Weimar," Matthias Claudius in „Urian's Nachricht," Gleim in „Kraft und Schnelle des alten Peleus" (worin man freilich sowol „Kraft" als „Schnelle" vermißt), Nicolai in seiner 217 Seiten starken Schrift: „Anhang zu Schiller's Musenalmanach." Es erschienen ferner gegen die Xenien die unsaubere „Ochsiade" von A. F. Cranz, „Tragalien zur Verdauung der Xenien," „Mückenalmanach für das Jahr 1797," „Verlocken an den Schiller'schen Musenalmanach," „Parodien auf die Xenien. Ein Körbchen voll Stachelrosen" u. s. w., endlich Aufsätze im „Neuen teutschen Merkur" (von Wieland), im „Genius der Zeit," im „Unparteiischen (hamburger) Correspondenten," in der „Erlanger gelehrten Zeitung," im „Berlinischen Archiv," in der Zeitschrift „Deutschland" (von Reichardt) und mehren andern Zeitschriften. Franz Horn bemerkt: „Ich erinnere mich jener Zeit noch sehr genau und darf der völligen Wahrheit gemäß erzählen, daß vom November 1796 bis etwa Ostern 1797 das Interesse für die Xenien auf eine Weise herrschte, die alles andere Literarische überwältigte und verschlang." Goethe selbst sagt in seinen „Tag- und Jahresheften" über den Erfolg dieser in ihrer Art einzigen Erscheinung, die freilich seitdem nicht vereinzelt geblieben ist: „Die Xenien, die aus unschuldigen, ja gleichgültigen Anfängen sich nach und nach zum Herbsten und Schroffsten hinaufsteigerten, unterhielten uns viele Monate und machten, als der Almanach erschien, noch in diesem Jahre die größte Bewegung und Erschütterung in der teutschen Literatur. Sie wurden, als höchster Misbrauch der Preßfreiheit (!), von dem Publicum verdammt. Die Wirkung aber bleibt unberechenbar." Wenn es also den Verfassern, von jedem andern höhern literarischen Zwecke abgesehen, wirklich darauf angekommen sein sollte, zugleich Aufsehen zu erregen, so hatten sie diesen Zweck so vollständig als möglich erreicht, vollständiger als ihnen selbst lieb gewesen zu sein scheint. Ihr literarischer Muthwille führte zum Scandal und sie sahen vielleicht mit größerer Betrübniß, als sie sich und der Welt eingestehen mochten, ein wie großes Publicum der Scandal in Teutschland hat und wie viel zum Theil unflätige Grobheit die teutsche Natur zu entladen weiß, wenn es sich darum handelt, auf den groben Klotz von Xenien den gröberen Keil von Antixenien zu setzen. Die beiden alliirten Dichter mußten hierbei die Erfahrung machen, und diese Erfahrung war ihnen heilsam, daß der Teutsche durch keine

96) Die bisher vollständigsten Nachweise über alles die Xenien Betreffende findet man in dem Werke von E. Boas: „Schiller und Goethe im Xenienkampfe" (2 Bde. Stuttgart 1851.) und in dessen von Wendelin von Maltzahn herausgegebenem Nachlaßwerke „Schiller's und Goethe's Xenien-Manuscript." In Bezug auf letzteres bemerkt Karl Goedeke in seiner Schrift: „Goethe und Schiller" (Hanover 1859.): „In der Sonderung des beiderseitigen Antheils ist die Kritik zu geschäftig gewesen, und selbst das Xenienmanuscript, das sich gefunden hat und herausgegeben wurde, kann Nichts entscheiden, da es weder vollständig, noch das einzige ist."

seine Nation auf einem Grade der Cultur findet, sodaß ihm seine eigene Bildung leicht wird" u. s. f. Unter solchen Bedingungen, meint er, werde ein Autor in den besten Jahren seines Lebens ein großes Werk zu übersehen, zu ordnen und in Einem Sinne auszuführen fähig sein.

Darum preist Goethe auch noch viel später, im Jahre 1813, Shakespeare glücklich, daß er einem Volke, einer Zeit angehört habe, welche der Entwickelung eines classischen Autors so überaus günstig gewesen seien. Ueberall, sagt er, kündige sich in Shakespeare das meerumflossene, von Nebel und Wolken umzogene, nach allen Weltgegenden thätige England an; der Dichter habe den Vortheil gehabt, zur rechten Erntezeit zu kommen, in einem lebensreichen protestantischen Lande zu wirken, wo der bigotte Wahn eine Zeit lang geschwiegen, sodaß er als ein wahrer Naturfrommer sein Inneres ohne einen Bezug auf irgend eine bestimmte Religion religiös entwickeln durfte; er habe zu einer wichtigen und würdigen Zeit gelebt und ihre Bildung wie Verbildung mit großer Heiterkeit dargestellt.

In dem citirten Aufsatze nun gibt Goethe zu verstehen, daß die Verhältnisse Teutschlands dem Werden eines classischen Nationalautors, besonders eines prosaischen, in hohem Grade ungünstig seien. Um so mehr sei es Pflicht, das, was trotzdem den teutschen Autoren gelungen, mit Ehrfurcht zu bewundern, was ihnen aber mislungen, anständig zu bedauern. „Eine bedeutende Schrift," fährt er fort, „ist, wie eine bedeutende Rede, nur Folge des Lebens. Der Schriftsteller so wenig als der handelnde Mensch bildet die Umstände, unter denen er geboren wird und unter denen er wirkt. Jeder, auch das größte Genie leidet von seinem Jahrhundert in einigen Stücken, wie er von andern Vortheil zieht, und einen vortrefflichen Nationalschriftsteller darf man nur von der Nation fordern." Er beklagt in wenigen bedeutsamen Worten die politische Zerstückelung Teutschlands, nimmt aber die Dinge, wie sie sind, und von Natur allen gewaltsamen Wandlungen und Erschütterungen abhold, ruft er warnend aus: „Wir wollen die Umwälzungen nicht wünschen, die in Teutschland classische Werke vorbereiten könnten."

Hierauf kommt Goethe auf die individuellen Verhältnisse zu sprechen, unter denen die teutschen Schriftsteller sich zu bilden pflegen; er beklagt den Mangel an einem Mittelpunkte gesellschaftlichen Lebens, wo sich die teutschen Schriftsteller zusammenfinden und nach Einer Art, in Einem Sinne, jeder in seinem Fache sich ausbilden könnten. Sie würden zerstreut geboren, höchst verschieden erzogen, meist nur sich selbst und den Eindrücken ganz verschiedener Verhältnisse überlassen; man sähe sich zu allerlei Versuchen, ja Pfuschereien genöthigt, lerne erst durch Nachdenken, was man machen solle, und durch die Praktik, was man machen könne, werde aber immer wieder durch ein Publicum irre gemacht, welches keinen Geschmack habe und Gutes und Schlechtes mit gleichem Wohlgefallen verschlinge; und sähe man sich auch durch den Beifall der Gebildeten ermuntert und gestärkt, so lebten diese doch durch alle Theile des großen Reichs zerstreut. So finde sich der teutsche Schriftsteller endlich in dem männlichen Alter, da müsse er für seinen Unterhalt und seine Familie sorgen, sich nach Außen umsehen und oft mit dem traurigsten Gefühle durch Arbeiten, die er selbst nicht achte, sich die Mittel verschaffen, dasjenige hervorbringen zu dürfen, womit sein Geist allein sich zu beschäftigen strebe. Jeder teutsche geschätzte Schriftsteller, fährt Goethe fort, werde sich in diesem Bilde erkennen, Jeder werde mit bescheidener Trauer gestehen, daß er oft genug nach Gelegenheit geseufzt habe, die Eigenheiten seines originellen Geistes einer allgemeinen Nationalcultur, die er leider nicht vorfand, zu unterwerfen. — An derselben Stelle beklagt Goethe, daß die höheren Classen in Teutschland vorzugsweise durch fremde Sitten und ausländische Literatur gebildet seien, wodurch die Teutschen sich als Teutsche frühzeitig genug zu entwickeln gehindert würden.

Ein merkwürdiges Product der gemeinsamen Thätigkeit beider Dichter waren die „Xenien," die im Musenalmanach von 1796 erschienen. Wie es jedem Redacteur einer literarischen Zeitschrift ergeht, daß er es keinem recht machen kann, daß er durch das, was er aufnimmt, wie durch das, was er nicht aufnimmt, daß er durch Lob wie durch Tadel bald da, bald dort anstößt und Antipathien und Animositäten erweckt, so war es auch Schiller als Redacteur der „Horen" ergangen. Man hatte die trefflichsten Mitarbeiter angeworben vermittels eines Honorars von einer Höhe (6 Louisd'or für den wenig consumirenden Druckbogen der Horen), wie es dazumal vielleicht unerhört war und jetzt auch wieder sehr selten geworden ist; Schiller und Goethe selbst lieferten ihr Bestes hinein, und doch hatten die „Horen" nicht den Absatz gefunden, den man erwartet hatte, und die Sansculotten der Literatur, deren Frechheit ja bekannt ist und die eben deshalb von der edlen Gesellschaft der „Horen" ausgeschlossen waren, scheuten sich nicht, den Inhalt der Zeitschrift in gehässiger und oft gemeiner Weise anzugreifen; aber auch gediegenere Schriftsteller hatten nicht immer die „Horen" geschont, noch weniger gefördert, weil sie sich vernachlässigt glauben mochten. Ohnehin waren beide Dichter wegen der im Ganzen kühlen Aufnahme ihrer letzten dichterischen Producte, Schiller durch die seines „Don Carlos," Goethe durch die seines „Torquato Tasso," seiner „Iphigenia" u. s. w. verstimmt und gereizt. Namentlich hatten die so nicht erwarteten Angriffe gegen die „Horen" Schiller in einen fast leidenschaftlich erregten Zustand versetzt. Um ihn und sich aus diesem Zustande, der bei Schiller zwischen Niedergeschlagenheit und Gereiztheit abwechselte, zu befreien und der Welt zu zeigen, daß man Muth habe und nicht Alles sich geduldig gefallen zu lassen Willens sei, vielleicht auch in der leider richtigen Erkenntniß, daß einiger Scandal in Teutschland zuweilen einem Autor nützlich sei, um das ermattende Interesse des Publicums wieder aufzustacheln; aus diesen Gründen, scheint es, gab Goethe schon am 28. Oct. seinem Freunde den Rath, wohl wissend, daß er bei dem ebenso reizbaren als energi-

schonen: „Um ihm nicht wehe zu thun," schrieb Schiller, „will ich in dem Dialoge mit Shakespeare lauter Schröder'sche und Kotzebue'sche Stücke bezeichnen." Wunderlich erscheint es fast, daß Goethe, der in den „Xenien" so entschieden den Weg der Polemik betrat, in Kotzebue's „Kleinstädtern" vor deren Aufführung alle gewiß sehr unverfänglichen polemischen Stellen gestrichen hatte, was auch zu Kotzebue's Animosität gegen Goethe beitrug.

Ziemlich, wenn auch nicht ganz vereinzelt in unserer Zeit steht Rudolf Gottschall's abfälliges Urtheil über die Xenien. „Es sei nicht zu übersehen," sagt er, „daß dies Blitzeschleudern vom poetischen Olymp immer ein Act souverainer Selbstüberhebung war, den die Nachwelt geneigter ist, zu legitimiren, als es die Mitwelt sein konnte; daß, besonders bei Schiller's schroffer einseitiger Richtung, viele kritische Justizmorde stattfanden, und daß die Form der meisten Xenien ebenso barbarisch war, wie die poetische Barbarei, gegen welche sie ankämpften, und Manso's Spott mit Recht herausfordern durfte" [97]). Auch bemerkt wol der Engländer Lewes nicht mit Unrecht, daß nur wenige dieser Xenien echtes Salz des Witzes hätten; nähme man sie als bloße Erzeugnisse des Witzes, so erschienen sie sehr schwach, und man begreife nicht, wie sie eine solche Sensation hätten erregen können. Für uns Nachlebende haben diese Xenien, in sofern sie rein polemischer Art sind und blos flüchtige Erscheinungen der Zeit betreffen, in der That fast nur die Bedeutung eines literarischen Curiosums; nur diejenigen, welche gewisse mystisch-pietistische Auswüchse und die Theatermisère geiseln, haben auch für unsere Zeit noch Werth und Gültigkeit.

Goethe löste sein bei Schiller verpfändetes Wort, daß man sich fortan nur „großer und würdiger Kunstwerke" befleißigen müsse, zunächst durch sein bürgerliches Epos „Hermann und Dorothea," eine seiner vollendetsten, reinsten Dichtungen; dabei echt teutsch in Empfindung und Darstellung, die Verherrlichung häuslichen Glücks und teutschen Bürgerthums und Familienlebens inmitten der politischen Weltstürme. Als Quelle nennt man die zuerst 1732 erschienene Schrift: „Das liebthätige Gera gegen die salzburgischen Emigranten," nur daß Goethe den Stoff mit genialer Freiheit auf seine Zeit und eine andere Localität verpflanzte. Voß' „Louise," für die er bei Gelegenheit seines Besuchs in Pempelfort die größte Verehrung ausspricht und die er auch später nicht vorlesen konnte, ohne bei gewissen Stellen, z. B. der Trauungsscene, in Thränen auszubrechen, hat das Verdienst, Goethe wenigstens zu dieser Schöpfung angeregt, ihm wenigstens die Möglichkeit vor Augen gestellt zu haben, einfache, modern bürgerliche Stoffe auf dem Hintergrunde politischer Bewegungen episch so zu gestalten, daß daraus eine Schöpfung hervorgehe, die allen Ansprüchen an ein höheres episches Dichtwerk genüge, ohne darüber die Eigenschaften realer Wahrheit und realen Zeitinhalts einzubüßen. In der That sehen wir in keinem Werke Goethe's den künstlerischen Idealismus mit dem gegenständlichen Realismus so glücklich, innig und wirksam verschmolzen wie in „Hermann und Dorothea." Keines von seinen vollendeten Werken ist ihm auch so rasch von der Hand gegangen wie dieses, was man auch an der Leichtigkeit der Bewegung, welche diese Schöpfung auszeichnet, wohl erkennt. Dabei übertraf er Voß eben so an Naivetät, Anmuth und Ungezwungenheit in Form und Darstellung, wie an Höhe der Gesichtspunkte und ideal plastischer Haltung. Daß Goethe niemals, wie Voß öfters, in Trivialität versinken konnte, versteht sich von selbst. Wie Schiller im October 1796 an Körner meldet, ging die Ausführung mit einer ihm „unbegreiflichen Leichtigkeit und Schnelligkeit" vor sich, sodaß Goethe „neun Tage hinter einander jeden Tag über anderthalbhundert Hexameter schrieb." Doch ließ er sich mit der Ausfeilung Zeit und während er den Plan dazu bereits im August 1796 in Ilmenau ausgedacht hatte, legte er doch erst in den Tagen des 20. und 21. Mai 1797 während eines Aufenthalts in Jena an die Dichtung die letzte Hand [98]). Die Verehrung der teutschen Nation war ihm durch diese köstliche Dichtung aufs Neue gesichert. Goethe selbst gesteht, Gegenstand und Ausführung hätten ihn dergestalt durchdrungen gehabt, daß er das Gedicht niemals habe ohne Rührung vorlesen können.

In demselben für Goethe's Muse so fruchtbaren Jahre entstanden auch einige seiner herrlichsten Balladen: „Die Braut von Korinth" (von der, seltsam genug, Schiller an seinen Freund Körner schrieb, daß sie eigentlich nur ein „Spaß" gewesen!), „Der Gott und die Bayadere," „Der Zauberlehrling," „Der Schatzgräber," während Schiller die Balladen: „Ibycus" und „Hero und Leander" dichtete, zu welchen Goethe seinem Freunde die Stoffe überlassen hatte. Schiller nannte daher das Jahr 1797 das „Balladenjahr." Vollendet wurde ferner die anmuthige Dichtung: „Der neue Pausias und das Blumenmädchen." Die Beschäftigung mit der romantischen Balladendichtung brachte ihm auch wieder den „Faust" näher und versetzte ihn in die Stimmung, zu dieser ins Unendliche gehenden Dichtung wieder einige Theile hinzuzudichten. Im Juni entstanden das herrliche Einleitungsgedicht oder die „Zueignung," worin er jene „schwankenden Gestalten" anredet, die ihm nun wieder nahten, der „Prolog im Himmel" und das in die Brockenscene ziemlich willkürlich eingelegte halb polemische Intermezzo: „Oberon's und Titania's goldene Hochzeit." Nach Schaefer dürfte auch „Das Vorspiel auf dem Theater" um diese Zeit entstanden sein. Ueber dieses Jahr bemerkt Goethe in den „Tag- und Jahresheften": „Im eigentlichen Sinne hielten wir Tag und

97) Siehe „Die deutsche Nationalliteratur in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Literarhistorisch und kritisch dargestellt von Rudolph Gottschall." Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. (Breslau 1860.) 1. Bd. S. 84.

97) Goethe bemerkt in seinen „Tag- und Jahresheften": „Mit Leichtigkeit und Behagen war das Gedicht geschrieben und es theilt diese Empfindungen mit;" wenn er aber versichert: „Die Ausführung ward während des Septembers begonnen und vollbracht, sodaß sie Freunden schon producirt werden konnte," so kann sich dies doch wol nur auf den ersten rohen Entwurf oder die ersten Gesänge beziehen.

Autorität sich einschüchtern läßt, wenn er sich von ihr ungerecht behandelt glaubt; obschon er freilich leider in der Entgegnung meist die richtige Haltung verliert und neue Blößen gibt statt die alten zu decken.

Die beiden verbündeten Dichter schienen aber in der That erwartet zu haben, daß die Angegriffenen nicht wagen würden, sich gegen sie zu erheben; Schiller namentlich schien vergessen zu haben, daß, wie er sich später so schön und treffend ausdrückte, dem Schwachen auch sein Stachel gegeben sei. Schiller, der doch selbst die Xenien als eine „literarische Hatz," als eine „geniale Impudenz" bezeichnet, war daher auch von den Entgegnungen, die sich über sein und Goethe's Haupt entluden, am tiefsten betroffen, ja er ging sogar so weit, den „schlechten Zustand der Polizei" zu bedauern, indem dieselbe „diese Sünder nicht im Zaume halte." Goethe faßte sich zuerst. Zwar findet er es noch am 5. Dec. nach der Lecture der Manso'schen Derbheiten „lustig, zu sehen, was diese Menschenart eigentlich geärgert hat, wie schal, leer und gemein sie eine fremde Existenz ansehen" u. s. w., Worte, die seinen geheimen Aerger doch nur schlecht verdecken; als aber Schiller fortfährt, sich kleinlich und empfindlich über den von ihnen angezettelten garstigen Handel zu äußern, erhebt sich Goethe, und er zuerst, auf einen seiner würdigen Standpunkt, indem er schreibt: „Wenn ich aufrichtig sein soll, so ist das Betragen des Volkes ganz nach meinem Wunsche; denn es ist eine nicht genug gekannte und geübte Politik, daß jeder, der auf einigen Nachruhm Anspruch macht, seine Zeitgenossen zwingen soll, Alles, was sie gegen ihn in petto haben, von sich zu geben. Den Eindruck davon vertilgt er durch Gegenwart, Leben und Wirken jederzeit wieder." Dies ist nicht nur eine würdige, sondern auch richtige Ansicht, und in sofern es gleich Anfangs Goethe's Absicht mit gewesen sein sollte, durch die „Xenien" seine Zeitgenossen zu zwingen, Alles, was sie gegen ihn „in petto" hatten, von sich zu geben, würde man gegen das ganze Unternehmen nicht viel einwenden können. Und immer höher erhob er sich über die Misère, die er selbst mit aufgerührt, wenn er ein andermal schreibt: „Nach dem tollen Wagestücke mit den „Xenien" müssen wir uns nun blos großer und würdiger Kunstwerke befleißigen und unsere formgeschmeidige Natur, zur Beschämung aller Gegner, in die Gestalten des Edeln und Guten umwandeln." Das thaten sie denn auch und beschämten ihre Gegner durch Leistungen, denen diese keine gleiche gegenüberstellen konnten. Darin zeigte sich denn wieder ihre moralische Größe und das Gefühl ihres überragenden Werths, daß sie, von so vielen Seiten herausgefordert, nun im richtigen Augenblicke zu schweigen wußten und nur durch Productionen und tüchtiges Wirken antworteten. Im Uebrigen scheint Goethe sich doch die Lehren, die beiden Xeniendichtern gegeben wurden, am tiefsten zu Herzen genommen zu haben, tiefer als er sich anstellte; denn sein Urtheil wurde von jetzt an nur immer humaner und leutseliger und das an einigen Angegriffenen begangene Unrecht suchte er gelegentlich durch warmes, ja begeistertes Lob wieder gut zu machen. So namentlich an Gleim, dessen wohlthätigem Wirken und durchaus humanem Charakter er später in seinen „Tag- und Jahresheften" bei Gelegenheit seines Besuches in Halberstadt im Jahre 1805 einige Seiten der wärmsten Anerkennung widmet, schwerlich ohne Absicht.

In unserer Zeit ist es gänge und gäbe geworden, die „Xenien" als eine große literarische That zu feiern, als ob damit für immer und mit einem Male allem „Schlechten, Mittelmäßigen, Verschrobenen, Engherzigen, Einseitigen und Gemeinen" in der teutschen Literatur ein Ende gemacht worden sei, was, wie Jedermann weiß, keineswegs der Fall gewesen ist. Urtheile dieser Art hört man sogar von solchen, welche, wenn sie zur Zeit Goethe's und Schiller's gelebt hätten, ähnlichen Xenien vielleicht nicht entgangen wären. Das eigentlich Schlechte wucherte jedoch fort und fiel nicht einmal genau in die Angriffslinie der Xeniendichter. Viele der von diesen angegriffenen Autoren, wie Forster, Heinse, Gleim, Matthias Claudius, Lavater, Stolberg, Thümmel, Jung-Stilling u. s. w., wird man doch nicht den eigentlich Mittelmäßigen beizählen können; und wenn sie sich auch dieser oder jener fehlerhaften oder tadelnswerthen Richtung schuldig machten, so hatten sie doch auch andererseits ihre Verdienste oder waren Männer von unbestreitbarem Talente. Durch das Beispiel der Xenien wurde aber gar sehr jene in Teutschland seitdem herrschend gewordene Manier gefördert, die Totalität eines Autors mit wenigen absprechenden Zeilen abzufertigen oder zu vernichten, und die Befürchtung, daß dies so kommen werde, wurde schon damals ausgesprochen. Namentlich hat A. von Hennings in seinem „Genius der Zeit" bereits damals vom Standpunkte der Sittlichkeit und des literarischen Anstandes über das Unternehmen der weimarischen Dichter viel Treffendes, noch jetzt Gültiges gesagt. Seitdem wimmelt es bei den teutschen Poeten von ähnlichen Stachelversen, nur daß die Angegriffenen oft bedeutender waren als die Angreifenden, während die beiden Xeniendichter von Weimar den von ihnen Mitgenommenen in einem Grade überlegen waren, daß ihre abfälligen Aussprüche wirklichen Todesurtheilen gleich kamen. In der That wird erzählt, daß die bitterbösen, auf den doch auch nicht unverdienstlichen Manso gemünzten Epigramme in Breslau sprüchwörtlich geworden seien und den Unglücklichen Zeit seines Lebens verfolgt hätten. Auch verfuhren Goethe und Schiller nicht immer mit gebührender Loyalität; sie verletzten nicht selten die Pflichten alter Freundschaft oder Dankbarkeit, z. B. gegen Lavater, Jung-Stilling, Reichardt, Baggesen, welchem letzteren Schiller wegen seiner Fürsprache bei dem Herzoge von Holstein-Augustenburg und dem Grafen Schimmelmann in der That großen Dank schuldete; sie hielten sich namentlich an diejenigen, die sich an den „Horen" vergangen hatten, was ihren Ausfällen den Charakter der Gehässigkeit aufdrückte, während sie wieder, was ihnen schon damals zum Vorwurf gemacht wurde, absichtlich und in auffallender Weise viele schonten, mit denen sie irgend ein specielles Interesse verknüpfte. So beschloß man namentlich Iffland zu

Der Winter und das ganze folgende Jahr (1798) verfloß für Goethe in einer etwas unruhigen poetischen und wissenschaftlichen Thätigkeit. Er schweifte von Stoff zu Stoff; er griff Mehres zu gleicher Zeit an, ohne eine größere Composition fertig zu bringen; aber auch in dieser fragmentarischen Thätigkeit zeigte sich sein rastlos arbeitender, die ganze Welt umkreisender Geist. Er ließ, mit Meyer sich in archäologische Studien vertiefend, das erste Heft der „Propyläen" erscheinen, brachte seine Ideen über die Metamorphose der Insecten zu Papier, schrieb den Aufsatz „Ueber pathologisches Elfenbein" und nahm die Convolute zur Farbenlehre wieder vor. Selbst die Philosophie trat ihm durch deren Bezug auf die Natur, welchen Schelling ihr in seinen naturphilosophischen Schriften gegeben hatte, damals näher. Im Frühjahre wurden die genialen, den ersten Theil des „Faust" abschließenden tragischen Scenen rasch hingeworfen, doch nicht ohne daß sie ihn „sehr angegriffen hätten." Der Plan zu einem zweiten Theile der „Zauberflöte" wurde von ihm vorübergehend aufgenommen, aber auch ebenso bald wieder aufgegeben. In den Juni 1798 fällt der Cyklus von Räthsel-Epigrammen „Bakt's Weissagungen." Der Gedanke zu einer „Achilleis," einem Homerisirenden Epos, in welchem er den Tod des Achilles zu behandeln und dadurch gewissermaßen eine zwischen der Iliade und der Odyssee bestehende Lücke auszufüllen gedachte, und der Plan zu dem Epos „Wilhelm Tell" beschäftigten ihn lebhaft. Von dem erstern, dessen Schema bis zum fünften Gesange deutlich vor seinem Geiste stand, hat er jedoch nur ein immerhin interessantes Fragment fertig gebracht, das er ziemlich ein Jahr später an Schiller übersandte; den Plan zum „Wilhelm Tell" ließ er im Laufe der nächsten Jahre ganz fallen, was von seinem Plane für Schiller brauchbar war, an diesen abtretend. Ebenso neidlos und uneigennützig ging er seinem Freunde bei der Ausarbeitung des „Wallenstein" zur Hand, namentlich gab er Schiller für das Vorspiel „Wallensteins Lager" und für die astrologischen Partien in der Tragödie so manche brauchbare Fingerzeige. Der Aufführung von „Wallensteins Lager," womit am 12. Oct. 1798 das inzwischen neugebaute Theater eingeweiht wurde, wandte er eine Sorgfalt zu, wie er sie der Aufführung keines seiner eigenen Stücke zugewendet hatte. Am 30. Jan. 1799 folgte die Aufführung der „Piccolomini" und am 20. April die von „Wallenstein's Tod," beide Aufführungen in der Entwickelungsgeschichte der teutschen dramatischen Poesie und scenischen Kunst Epoche machend. Als eine Art Reclame — und auf diese verstand man sich schon damals ganz gut und unsere ersten Größen verschmähten sie nicht — kann man es betrachten, daß über den Werth von „Wallensteins Lager" schon vor der Aufführung ein Bericht an die Cotta'sche „Allgemeine Zeitung" abgesandt worden war.

Die Theaterangelegenheiten traten überhaupt für beide Männer jetzt immer mehr in den Vordergrund, für Goethe vielleicht nur zu sehr; denn diese Theaterliebe zerstreute ihn und zog ihn von so manchen tieferen Fragen, die ihn beschäftigten, und von größeren Compositionen ab, während er doch nicht wie Schiller zum eigentlichen Bühnendichter geboren war und daher nicht wie dieser von der Bühne eine besonders fördernde Rückwirkung und einen Anstoß zu Originalproductionen haben konnte. Was er damals dichtete (z. B. „Helena," später als dritter Act dem 2. Theile des „Faust" etwas unorganisch eingefügt und das am 24. Oct. 1800 zur Geburtstagsfeier der verwitweten Herzogin von Dilettanten aufgeführte Festspiel „Paläophron und Neoterpe")[3]), stand vielmehr durch Form und Inhalt, durch künstliche Mischung moderner und antiker Elemente und durch die vorherrschende Symbolik der neuern Bühne ganz fremdartig gegenüber. Um aber doch etwas für die weimarische Bühne zu thun, machte sich Goethe an eine Bearbeitung des Voltaire'schen „Mahomet" (in dieser Bearbeitung am 30. Januar 1800 aufgeführt) und des „Tancred." Ueberhaupt ging das Bestreben Goethe's und Schiller's offenbar dahin, die weimarische Bühne gewissermaßen zu einer kosmopolitischen Musteranstalt auszubilden und vorzügliche oder charakteristische Stücke des Auslandes in guten neuen Bearbeitungen auf sie zu verpflanzen, welchem Bestreben Schiller selbst mit seinen Bearbeitungen von „Macbeth," „Turandot" und der Racine'schen „Phädra" zu Hilfe kam. Schiller verschmähte es sogar nicht, zwei französische Lustspiele für die teutsche Bühne zurecht zu machen, da ein Versuch, vermittels einer Preisausschreibung (1801) gute Lustspiele zu gewinnen, keinen Erfolg gehabt hatte, indem nur mittelmäßige und unbrauchbare Stücke einliefen. Mit dieser kosmopolitischen Richtung ging in Betreff der teutschen dramatischen Poesie die größtmöglichste Vielseitigkeit Hand in Hand; man bereicherte das Repertoir nicht nur mit Lessing's „Nathan," man machte sogar den Versuch, „Ion" von A. W. Schlegel und „Alarcos" von F. Schlegel aufzuführen. Man konnte aber den beiden Romantikern, die damals grade von Goethe protegirt wurden (während Schiller bekanntlich F. Schlegel einen „Laffen" nannte), keinen schlechtern Gefallen erzeigen; denn dieser Versuch misglückte völlig, namentlich konnte der ungeheuerliche „Alarcos" nur Erstaunen, Misfallen und Lachen erregen.

Allmälig bildeten sich unter Goethe's Leitung, der auch im J. 1803 eine förmliche Theaterschule ins Leben rief, eine Reihe der trefflichsten Schauspieler und Schauspielerinnen aus: Malkolmi, der „Unvergeßliche," Pius Alexander Wolff und dessen Frau, beide später eine Zierde der berliner Bühne, Graff, Haide, Becker, Oels, Unzelmann, Genast, die Eheleute Vohs, Fräulein Maas u. s. w. Die liebliche Neumann (Christiane Becker) starb nur zu früh, und im J. 1802 folgte ihr auch die von Goethe gleichhoch gefeierte Corona Schröter. Iffland ganz und für immer zu gewinnen, war nicht gelungen. Er hatte schon im J. 1796 einen Cyclus von 14 Gastvorstellungen in Weimar gegeben, die in der Entwickelungsgeschichte der weimarischen Bühne Epoche machten und von

3) Ueber die ergötzliche Art, wie dieses Festspiel von Goethe bei Frln. von Göchhausen improvisirt wurde und über die Aufführung siehe im „Weimar-Album" die Mittheilung „Die Freundschaftstage der Fräulein von Göchhausen" S. 125 fg.

Nacht keine Ruhe; Schillern besuchte der Schlaf erst gegen Morgen; Leidenschaften aller Art waren in Bewegung; durch die Xenien hatten wir ganz Teutschland aufgeregt; Jedermann schalt und lachte zugleich. Die Verletzten suchten uns auch etwas Unangenehmes zu erweisen, alle unsere Gegenwirkung bestand in unermüdet fortgesetzter Thätigkeit."

Noch einmal erfaßte ihn die Sehnsucht nach dem Süden, wozu namentlich die Briefe seines Freundes Meyer beitrugen. Ende Juli 1797 trat er seine Reise an, die ihn abermals nach Italien führen sollte, aber nicht führte[99]). Christiane und sein Sohn begleiteten ihn bis nach Frankfurt, wo sie von Goethe's Mutter mit großer Liebe aufgenommen wurden. Dann ging es über Heidelberg weiter nach Stuttgart. Hier hielt er sich neun Tage auf und fühlte sich namentlich in dem Dannecker'schen Atelier angenehm beschäftigt, auch überhaupt poetisch angeregt; denn in jenen Tagen entstand das Gedicht „Der Edelknabe und die Müllerin," der reizende Anfang eines kleinen Romans in Versen, den er dann später in den sich anschließenden Gedichtchen „Der Müllerin Verrath" und der „Müllerin Reue" fortsetzte. Von Stuttgart machte er einen Abstecher nach Tübingen, wo er bei Cotta wohnte, den er zum Verleger seiner Werke gewann. Am 16. Sept. reiste er von hier ab und am 18. befand er sich in Schaffhausen, wo er den Rheinfall fast einen ganzen Tag lang beobachtete, doch diesmal weniger mit den Augen eines Enthusiasten und Dichters als mit denen eines Naturforschers und Farbenkundigen, der die farbigen und andern Erscheinungen, welche den Sturz begleiteten, bis ins Kleinste beobachtete und studirte. Auf der Weiterreise nach Zürich gab ihm ein unter dichter Epheuumschlingung verkrüppelter Apfelbaum Anregung und Stoff zu der Elegie „Amyntas." Der Baum erschien ihm als ein Bild der männlichen Kraft, das Epheugeschlinge als ein Symbol der Liebesfesseln, die sie nicht abzuwerfen sich entschließen kann und unter denen sie ermattet hinsinkt. Ob dies so ausgelegt werden darf, daß ihm hierbei ausschließlich sein Verhältniß zu der Mutter seines Sohnes vorgeschwebt habe, ist doch zweifelhaft; ähnliche Wirkungen aus ähnlichen Ursachen hatte er auch bei Andern, z. B. seinem fürstlichen Freunde selbst, zu Zeiten vorgehen sehen, und die griechische Mythe, die ihn immer lebhaft beschäftigte, hat diese Erfahrung, die so alt wie die Welt ist, in nicht wenig zahlreichen berühmt gewordenen Sagen verarbeitet. Es war Goethe's Art wol, eine individuelle Erfahrung zum Ausgangspunkte zu nehmen, aber doch nur, um daran zugleich eine allgemeine oder sehr häufig wiederkehrende nachzuweisen.

In Zürich, wo er am 20. Sept. eintraf, fand er Heinrich Meyer; seinem alten Freunde Lavater, obschon dieser nach seinem Gasthofe gekommen war und seinen Namen an die Stubenthür geschrieben hatte, wich er geflissentlich aus. In Gesellschaft Meyer's begab er sich schon am 21. nach dessen Wohnorte Stäfa, wo ihm die Besichtigung der von diesem mitgebrachten oder verfertigten Kunstwerke genußreiche Stunden verschaffte, und setzte dann in Begleitung seines Freundes seine Reise nach den Urcantonen bis zum St. Gotthardt fort, dessen Gipfel er am 3. Oct. betrat. Der Plan, die Reise bis nach Italien fortzusetzen, war inzwischen wegen des in Italien fortdauernden unruhigen Zustandes aufgegeben worden und beide Reisende traten vom St. Gotthardt ihre Rückreise an. Am 8. Oct. waren sie wieder in Stäfa. Während dieser Reise war bei Goethe die Idee zu einem Epos aufgekeimt, dem die Tellsage zu Grunde gelegt werden sollte, und Goethe hatte deshalb den Umgebungen des Vierwaldstätter Sees die sorgfältigsten Beobachtungen gewidmet, auch nach seiner Ankunft in Stäfa die Lecture von Tschudi's Schweizerchronik vorgenommen und mit Meyer sich über die Behandlung des Stoffs besprochen. Diese Studien und die lebendigen Localschilderungen Goethe's sind dann später seinem Freunde Schiller, nachdem ersterer den Plan zu seinem Epos fallen gelassen und Schiller ihn zum Zwecke dramatischer Bearbeitung aufgegriffen, trefflich zu statten gekommen[1]). Goethe bedurfte damals, wie er gesteht, einer solchen Ableitung, wie diese Studien ihm boten, da ihn die Trauerkunde von dem am 22. Sept. erfolgten Tode der Schauspielerin Christiane Neumann, verehelichten Becker, aufs Schmerzlichste ergriffen hatte. Ueber sie schrieb er am 25. Oct. an Böttiger: „Wenn sich manchmal in mir die abgestorbene Lust fürs Theater zu arbeiten wieder regte, so hatte ich sie gewiß vor Augen, und meine Mädchen und Frauen bildeten sich nach ihr und ihren Talenten." Zarter und lieblicher ist noch keine Schauspielerin gefeiert worden, als dies von Goethe in seiner Elegie „Euphrosyne" geschehen ist.

Beide Freunde traten am 26. Oct. ihre Heimreise nach Teutschland an, Goethe eine inzwischen aus Rom eingetroffene Copie der sogenannten Aldobrandinischen Hochzeit mit sich führend, deren Besitz ihn überaus glücklich machte. Den Heimweg von Stuttgart aus wählte Goethe diesmal über Nürnberg, wo er die Tage vom 6. bis 15. Nov. mit Knebel zubrachte, mithin Zeit genug hatte, sich eingehender mit den Kunstschätzen und Sehenswürdigkeiten der altehrwürdigen Stadt zu beschäftigen. „In dem freundlichen Cirkel der Kreisgesandten durchlebten wir einige frohe Tage," bemerkt Goethe in den „Tag- und Jahresheften"[2]).

99) Bevor er von Weimar abreiste, verbrannte er noch „aus entschiedener Abneigung gegen Publication des stillen Ganges freundschaftlicher Mittheilung" einen Theil der seit 1772 ihm zugegangenen Briefe, wie er auch schon 1779 eine Menge Briefschaften vernichtet hatte; doch blieben noch genug übrig, namentlich von dem Jahre 1780 an, die er auch in seinen letzten Lebensjahren convolutweise ordnete.

1) Näheres über den Grundplan des beabsichtigten Epos theilt Goethe selbst in seinen „Tag- und Jahresheften" mit. 2) Goethe's Aufzeichnungen über diese Reise erschienen erst nach seinem Tode unter der Aufschrift: „Aus einer Reise in die Schweiz über Frankfurt, Heidelberg, Stuttgart und Tübingen im Jahre 1797" und bilden einen Bestandtheil seiner nachgelassenen Schriften. Die warme enthusiastische Stimmung, die für seine früheren Schweizerbriefe charakteristisch ist, wird man hier nicht mehr suchen wollen. Namentlich finden sich über die letzten Momente der Reise nur kleine Notizblättchen.

man gewiß damit beschäftigt, entweder seine Stücke zu übersetzen, einzustudiren und zu spielen, oder wenigstens eine Probe davon zu halten." Natürlich waren ihm, wie dies zu geschehen pflegt, nur die misgünstigen, nicht die anerkennenden Urtheile Goethe's hinterbracht worden.

Außerdem hatte Goethe, ohnehin der Protector der Schlegel, dieser Hauptgegner Kotzebue's, im Herbste 1801 die Mittwochsgesellschaft gestiftet, und da Kotzebue die Aufnahme wünschte und ein weibliches Mitglied der Gesellschaft seine Aufnahme betrieb und auch einige andere Mitglieder in das Interesse zu ziehen wußte, einen Zusatz zu den Statuten der Gesellschaft gemacht, wonach die Einführung eines Gastes nur unter allgemeiner Zustimmung der übrigen Mitglieder stattfinden dürfe[6]). Daß dieser Zusatz ursprünglich gegen Kotzebue gerichtet war, konnte für Niemanden ein Geheimniß bleiben; Kotzebue aber mußte das um so empfindlicher vermerken, da in Weimar zu sein und nicht in diesen Cirkel aufgenommen zu werden ihm in der Meinung der klatschhaften weimarischen Gesellschaft einen harten Stoß versetzen mußte. Nun hatte zwar Kotzebue eine Gegengesellschaft gestiftet, die sich bei ihm an den Donnerstagsabenden zusammenfand, aber dies konnte ihm um so weniger genügen, da die geistige Elite der Stadt sich von diesem Cirkel meist fern hielt. Er kam daher auf den Einfall, ein Krönungsfest, eine Apotheose Friedrich Schiller's, zu veranstalten, nur um damit zu erklären, daß Schiller und nicht Goethe der größte Dichter, der Lieblingsdichter der Nation sei, dadurch Goethe wehe zu thun und vielleicht eine Trennung zwischen beiden Freunden herbeizuführen. Kotzebue hatte für diese merkwürdige Feier mehre angesehene Damen, z. B. Fräulein von Imhof und Sophie Mereau, gewonnen; Alles war im besten Gange, Tag und Stunde der Feier bereits auf den 5. März 1802 festgesetzt; da wurde zuerst von den Vorstehern der Bibliothek die Dannecker'sche Büste Schiller's, auf die man für das Schlußtableau gerechnet hatte, endlich auch der Saal des neuen Stadthauses, als der einzigen für die Feier passenden Räumlichkeit, durch den regierenden Bürgermeister aufs Entschiedenste verweigert. Auch noch andere Hindernisse kamen hinzu; kurz die Apotheose Schiller's konnte nicht stattfinden[7]). Die einzige Freude hatte Kotzebue (der bald darauf nach Berlin ging, um von hier aus im „Freimüthigen" seine Polemik gegen Goethe und die Schlegel fortzusetzen), daß durch diese beabsichtigte Kotzebue'sche Demonstration wenigstens die Mittwochsgesellschaft in der That auseinandergesprengt wurde[8]).

Das Verhältniß zwischen Goethe und Schiller dagegen blieb ungetrübt und ungestört, wenn auch die Einströmungen und Einwirkungen des einen Geistes auf den andern nicht mehr in so lebhafter und wirksamer Weise statt hatten wie früher. Jeder hatte den Gewinn, den er von dem Andern gezogen, zu dem seinigen geschlagen; Schiller, jetzt der eigentlich Producirende, wirthschaftete damit weiter, Goethe zog sich mehr beobachtend und genießend auf sich selbst zurück und setzte sich zur Ruhe. Der Ton, den Schiller in seinen spätern Briefen zuweilen anschlägt, beweist, daß er sich jetzt selbständig fühlte. Geriethen sie auf einen jener Differenzpunkte, die zwischen beiden bei aller Gemeinsamkeit des Strebens und der literarischen Interessen doch immer bestanden, so trat Schiller später viel selbstbewußter auf, und Goethe ließ dann meist den streitigen Punkt fallen, um bei der Reizbarkeit Schiller's den Spalt nicht zur Kluft zwischen beiden werden zu lassen. Goethe's damals aufs Höchste gesteigerte Vorliebe für griechische Kunst und Poesie hatte für Schiller etwas Drückendes: „Ich theile mit Ihnen," schreibt Schiller einmal, „die unbedingte Verehrung der Sophokleischen Tragödie, aber sie war eine Erscheinung ihrer Zeit, die nicht wieder kommen kann, und das lebendige Product einer individuellen bestimmten Gegenwart einer ganz heterogenen Zeit zum Maßstab und Muster aufdringen, hieße die Kunst, die immer dynamisch und lebendig entstehen und wirken muß, eher tödten als beleben. Unsere Tragödie, wenn wir eine solche hätten, hat mit der Ohnmacht, der Schlaffheit, der Charakterlosigkeit des Zeitgeistes und mit einer gemeinen Denkart zu ringen, sie muß also Kraft und Charakter zeigen, sie muß das Gemüth zu erschüttern, zu erheben, aber nicht aufzulösen suchen. Die Schönheit ist für ein glückliches Geschlecht, aber ein unglückliches muß man erhaben zu rühren suchen." In diesen Worten liegt ebenso sehr eine Vertheidigung der Principien, nach denen Schiller seine spätern Tragödien dichtete, als eine gar nicht zu verkennende Verurtheilung der Kunstansicht, die sich Goethe allmälig zu eigen gemacht hatte, des hellenischen Princips der Schönheit, aus dem dann Dichtungen wie „Helena" u. s. w. hervorgingen. Daß Goethe in seiner zarten und vorsichtigen Weise hierauf schwieg und die Debatte nicht fortsetzte, ist der beste Beweis, daß er in Schiller's Worten die Beziehung auf sich wohl erkannte. Auch in Be-

6) Schiller schrieb über diese Gesellschaft an Körner: „Es geht sehr vergnügt dabei zu, obwol die Gäste sehr heterogen sind. Der Herzog selbst und die fürstlichen Kinder werden auch eingeladen. Wir lassen uns nicht stören; es wird fleißig gesungen und pocultrt; auch soll dieser Anlaß allerlei lyrische Kleinigkeiten erzeugen." In der That verdanken mehre gesellige Lieder Goethe's (z. B. das bekannte: „Mich ergreift, ich weiß nicht wie") und Schiller's (z. B. das Punschlied, das Gedicht an den Erbprinzen bei seiner Reise nach Paris u. s. w.) diesem gesellschaftlichen Kreise ihre Entstehung. Das weibliche Geschlecht war übrigens weitaus überwiegend darin vertreten. 7) Charlotte von Schiller schrieb, was hier wol zu erwähnen sein dürfte: „Der verunglückte fünfte März. Ein Schwank," in dem Kotzebue als „Firlefanz" auftritt. Er ist gedruckt in „Charlotte von Schiller und ihre Freunde." 1. Bd. 1860. Stuttgart, Cotta.

8) Näheres über das Kotzebue'sche Festproject findet man außer in Goethe's „Tag- und Jahresheften" in Falk's Schrift: „Goethe aus näherem persönlichem Umgange dargestellt" (3. Aufl. S. 149 fg.) bei Lubecus, ferner in der Sammlung: „Berühmte Schriftsteller der Deutschen" (Berlin 1854.) Th. 1. S. 24 fg. Wie sich Schiller eigentlich zu dem Kotzebue'schen Project verhalten, ist nicht ganz klar. Goethe selbst versichert zwar: es sei Schiller bei der Sache nicht wohl zu Muthe gewesen; er habe sich krank melden wollen; fügt aber hinzu: „doch war er geselliger als ich, durch Frauen- und Familienverhältnisse fast genöthigt, diesen bittern Kelch auszuschlürfen," was doch zu beweisen scheint, daß Schiller nicht mit der nöthigen Energie gegen das Vorhaben eingeschritten sei, nicht entschieden genug seine Misbilligung zu erkennen gegeben habe.

K. A. Böttiger in einer besondern namhaften Schrift „Entwickelung des Iffland'schen Spiels" (Leipzig 1796) zergliedert wurden. Auch hatte Iffland zum Schluß seines Gastspiels zum ersten Mal Goethe's „Egmont," in welchem er den Alba gab, zur Aufführung gebracht und zwar in der Bühnenbearbeitung Schiller's, der darin Manches ziemlich willkürlich und ohne Noth geändert oder wie z. B. die wichtige Scene zwischen Machiavell und der Regentin weggelassen, Anderes eingeschoben, wunderlicherweise auch namentlich das Wort „Freiheit" an mehren Stellen ausgemerzt und zum Theil recht unglücklich durch „alte Verfassung" und „Vaterland" ersetzt hat[4]). In Folge dieses Gastspiels wurden zwar mit Iffland, der sich in Weimar außerordentlich gefiel, Unterhandlungen wegen eines Engagements und wegen Uebernahme der Regie angeknüpft; man ging auf alle seine Bedingungen ein, ja zeigte sich sogar geneigt, seine Vollmachten so weit auszudehnen, daß er im Falle der Annahme als der eigentliche Director dagestanden und Goethe nach dieser Seite mehr Luft bekommen hätte; aber man machte ihm von Berlin so glänzende Anerbietungen, daß selbst Goethe und der Herzog es ihm nicht verargen konnten, als er sich für Berlin entschied. Iffland kam im April 1798 nochmals nach Weimar und spielte in 6 Rollen, ohne, was in unserer Zeit doppelt erwähnenswerth ist, Honorar in Anspruch zu nehmen, weil, wie er großherzig erklärte, das, was er dort sehe und empfinde, das „edelste Honorar" sei.

Iffland's Engagement in Berlin war für Weimar jedenfalls ein Verlust, dagegen das Engagement der Sängerin Karoline Jagemann (geb. 1780 zu Weimar) ein wegen gewisser Verhältnisse nicht ungetrübter Gewinn. Schön von Person und höchst bedeutend als Künstlerin gewann sie die Neigung des Herzogs in einem Grade, daß er ihr ein Rittergut schenkte und sie unter dem Namen einer Frau von Heigendorf in den Adelsstand erhob. Die Herzogin trat diesem Verhältnisse nicht in den Weg, soll sogar, da sie seit der Geburt ihres jüngsten Sohnes nicht wünschen durfte, wieder Mutter zu werden, diese Wahl ihres Gatten gebilligt und die Sängerin selbst dahin bestimmt haben, sich den Wünschen ihres Gemahls zu fügen. Es läßt sich denken, daß diese Stellung der Sängerin und die Ansprüche, die sie darauf begründete, nicht wenig dazu beitrugen, Goethe das Geschäft der Theaterleitung zu erschweren, wie es auch eine Intrigue der Jagemann hauptsächlich war, welche Goethe später veranlaßte, sich von der Leitung der weimarischen Bühne zurückzuziehen. Zuerst zeigten sich die übeln Folgen dieses Verhältnisses bei der beabsichtigten Aufführung der „Jungfrau von Orleans," die von dem Herzoge unter allerlei höflich ausweichenden Vorwänden hingezogen wurde, weil darin, wie er meinte, der Jagemann eine undankbare und zweideutige Partie zufallen würde. Sicherlich hatte Karoline Jagemann hierbei selbst die Hand im Spiele; so kam es, daß andere Bühnen, z. B. die berliner und leipziger, der weimarischen mit der Aufführung der „Jungfrau" zuvorkamen, was von dem weimarischen Publicum sehr übel vermerkt wurde; ja man ging sogar so weit, gegen Goethe den Verdacht zu erregen, daß er aus Neid gegen den in der Gunst des Publicums immer höher steigenden Schiller die Aufführung der Tragödie zu hintertreiben suche, und Goethe war delicat und discret genug, diesen Verdacht auf sich zu nehmen, nur um die eigentliche Ursache nicht an den Tag kommen zu lassen[5]).

Ueberhaupt waren Neid, Bosheit und Intrigue in Weimar vielgeschäftig, um zwischen Goethe und Schiller, der hauptsächlich, um dem Theater näher zu sein, im December 1799 nach Weimar übergesiedelt war, den Samen des Unfriedens zu säen. Namentlich war in dieser Richtung August von Kotzebue thätig, der durch das Aufsehen, welches seine Transportation nach Sibirien gemacht hatte, und durch den Beifall, den seine Stücke in ganz Europa fanden, sich zu dem Wahne verleiten ließ, daß ihm sein Platz neben Schiller und Goethe gebühre. In der That genoß er im Auslande damals eines ebenso großen, wo nicht noch größern Rufes als diese, sodaß ein londoner Buchhändler ihm die glänzendsten Anerbietungen machte, nach London zu kommen und nur für seinen Verlag zu schreiben. Bei einem so eiteln Manne war also einige Selbstüberschätzung wol erklärlich. Kurz, Kotzebue war nach Weimar gekommen, um den dortigen Parnaß vollzumachen. Goethe erkannte Kotzebue's ausgezeichnetes Talent für Alles, was Technik betrifft, zwar an, ja sprach sich sogar dahin aus, es werde sich nach Verlauf von 100 Jahren schon zeigen, „daß mit Kotzebue wirklich eine Form geboren wurde," aber er rügte an ihm Oberflächlichkeit, Charakter- und Gehaltlosigkeit und „unerhörte Eitelkeit." Auch über Kotzebue's Schrift „Das merkwürdigste Jahr meines Lebens" hatte er sich misbilligend ausgesprochen und unter Anderem sehr treffend gesagt, es sei gewiß, „daß, wenn Einer von den weimarischen Schöngeistern im Frühlinge über die Wiesen von Oberweimar herauf nach Belvedere geht, ihm tausendmal Merkwürdigeres zum Wiedererzählen und zum Aufzeichnen in sein Tagebuch begegnet, als dem Kotzebue auf seiner Reise bis ans Ende der Welt vorgekommen ist... Kommt er wohin, so läßt ihn Himmel und Erde, Luft und Wasser, Thier- und Pflanzenwelt völlig unbekümmert. Ueberall findet er nur sich selbst, sein Wirken und Treiben wieder; und wenn er in Tobolsk wäre, so ist

4) A. Diezmann hat diese Bearbeitung nach der in der Bibliothek des großherzoglichen Hoftheaters zu Weimar befindlichen ersten Ausgabe des „Egmont" mit Schiller's Aenderungsandeutungen, nach aufgefundenen einzelnen Blättern und übrigen Bühnenmanuscripten herausgegeben unter dem Titel: „Goethe's Egmont für die Bühne bearbeitet von Schiller." (Stuttgart 1857.) Diezmann bemerkt im Vorworte mit Recht, daß die Annahme der Schiller'schen Aenderungen ein „vollgültiger Beweis für den gänzlichen Mangel an Autoreitelkeit in Goethe" sei. Doch bemerkt dieser allerdings in seinem Aufsatze „Ueber das deutsche Theater" (im „Morgenblatte" 1815. Nr. 85), „daß Schiller bei seiner Redaction grausam verfahren."

5) Näheres hierüber findet sich im literarischen Nachlasse der Frau von Wolzogen 1. Th. S. 260 fg. und in den daselbst mitgetheilten Briefen Karl August's S. 449—456.

man gewiß damit beschäftigt, entweder seine Stücke zu übersetzen, einzustudiren und zu spielen, oder wenigstens eine Probe davon zu halten." Natürlich waren ihm, wie dies zu geschehen pflegt, nur die misgünstigen, nicht die anerkennenden Urtheile Goethe's hinterbracht worden.

Außerdem hatte Goethe, ohnehin der Protector der Schlegel, dieser Hauptgegner Kotzebue's, im Herbste 1801 die Mittwochsgesellschaft gestiftet, und da Kotzebue die Aufnahme wünschte und ein weibliches Mitglied der Gesellschaft seine Aufnahme betrieb und auch einige andere Mitglieder in das Interesse zu ziehen wußte, einen Zusatz zu den Statuten der Gesellschaft gemacht, wonach die Einführung eines Gastes nur unter allgemeiner Zustimmung der übrigen Mitglieder stattfinden dürfe[6]). Daß dieser Zusatz ursprünglich gegen Kotzebue gerichtet war, konnte für Niemanden ein Geheimniß bleiben; Kotzebue aber mußte das um so empfindlicher vermerken, da in Weimar zu sein und nicht in diesen Cirkel aufgenommen zu werden ihm in der Meinung der klatschhaften weimarischen Gesellschaft einen harten Stoß versetzen mußte. Nun hatte zwar Kotzebue eine Gegengesellschaft gestiftet, die sich bei ihm an den Donnerstagsabenden zusammenfand, aber dies konnte ihm um so weniger genügen, da die geistige Elite der Stadt sich von diesem Cirkel meist fern hielt. Er kam daher auf den Einfall, ein Krönungsfest, eine Apotheose Friedrich Schiller's, zu veranstalten, nur um damit zu erklären, daß Schiller und nicht Goethe der größte Dichter, der Lieblingsdichter der Nation sei, dadurch Goethe wehe zu thun und vielleicht eine Trennung zwischen beiden Freunden herbeizuführen. Kotzebue hatte für diese merkwürdige Feier mehre angesehene Damen, z. B. Fräulein von Imhof und Sophie Mereau, gewonnen; Alles war im besten Gange, Tag und Stunde der Feier bereits auf den 5. März 1802 festgesetzt; da wurde zuerst von den Vorstehern der Bibliothek die Dannecker'sche Büste Schiller's, auf die man für das Schlußtableau gerechnet hatte, endlich auch der Saal des neuen Stadthauses, als der einzigen für die Feier passenden Räumlichkeit, durch den regierenden Bürgermeister aufs Entschiedenste verweigert. Auch noch andere Hindernisse kamen hinzu; kurz die Apotheose Schiller's konnte nicht stattfinden[7]). Die einzige Freude hatte Kotzebue (der bald darauf nach Berlin ging, um von hier aus im „Freimüthigen" seine Polemik gegen Goethe und die Schlegel fortzusetzen), daß durch diese beabsichtigte Kotzebue'sche Demonstration wenigstens die Mittwochsgesellschaft in der That auseinandergesprengt wurde[8]).

Das Verhältniß zwischen Goethe und Schiller dagegen blieb ungetrübt und ungestört, wenn auch die Einströmungen und Einwirkungen des einen Geistes auf den andern nicht mehr in so lebhafter und wirksamer Weise statt hatten wie früher. Jeder hatte den Gewinn, den er von dem Andern gezogen, zu dem seinigen geschlagen; Schiller, jetzt der eigentlich Producirende, wirthschaftete damit weiter, Goethe zog sich mehr beobachtend und genießend auf sich selbst zurück und setzte sich zur Ruhe. Der Ton, den Schiller in seinen spätern Briefen zuweilen anschlägt, beweist, daß er sich jetzt selbständig fühlte. Geriethen sie auf einen jener Differenzpunkte, die zwischen beiden bei aller Gemeinsamkeit des Strebens und der literarischen Interessen doch immer bestanden, so trat Schiller später viel selbstbewußter auf, und Goethe ließ dann meist den streitigen Punkt fallen, um bei der Reizbarkeit Schiller's den Spalt nicht zur Kluft zwischen beiden werden zu lassen. Goethe's damals aufs Höchste gesteigerte Vorliebe für griechische Kunst und Poesie hatte für Schiller etwas Drückendes: „Ich theile mit Ihnen," schreibt Schiller einmal, „die unbedingte Verehrung der Sophokleischen Tragödie, aber sie war eine Erscheinung ihrer Zeit, die nicht wieder kommen kann, und das lebendige Product einer individuellen bestimmten Gegenwart einer ganz heterogenen Zeit zum Maßstab und Muster aufdringen, hieße die Kunst, die immer dynamisch und lebendig entstehen und wirken muß, eher tödten als beleben. Unsere Tragödie, wenn wir eine solche hätten, hat mit der Ohnmacht, der Schlaffheit, der Charakterlosigkeit des Zeitgeistes und mit einer gemeinen Denkart zu ringen, sie muß also Kraft und Charakter zeigen, sie muß das Gemüth zu erschüttern, zu erheben, aber nicht aufzulösen suchen. Die Schönheit ist für ein glückliches Geschlecht, aber ein unglückliches muß man erhaben zu rühren suchen." In diesen Worten liegt ebenso sehr eine Vertheidigung der Principien, nach denen Schiller seine spätern Tragödien dichtete, als eine gar nicht zu verkennende Verurtheilung der Kunstansicht, die sich Goethe allmälig zu eigen gemacht hatte, des hellenischen Princips der Schönheit, aus dem dann Dichtungen wie „Helena" u. s. w. hervorgingen. Daß Goethe in seiner zarten und vorsichtigen Weise hierauf schwieg und die Debatte nicht fortsetzte, ist der beste Beweis, daß er in Schiller's Worten die Beziehung auf sich wohl erkannte. Auch in Be-

6) Schiller schrieb über diese Gesellschaft an Körner: „Es geht sehr vergnügt dabei zu, obwol die Gäste sehr heterogen sind. Der Herzog selbst und die fürstlichen Kinder werden auch eingeladen. Wir lassen uns nicht stören; es wird fleißig gesungen und poculirt; auch soll dieser Anlaß allerlei lyrische Kleinigkeiten erzeugen." In der That verdanken mehre gesellige Lieder Goethe's (z. B. das bekannte: „Mich ergreift, ich weiß nicht wie") und Schiller's (z. B. das Punschlied, das Gedicht an den Erbprinzen bei seiner Reise nach Paris u. s. w.) diesem gesellschaftlichen Kreise ihre Entstehung. Das weibliche Geschlecht war übrigens weitaus überwiegend darin vertreten.

7) Charlotte von Schiller schrieb, was hier wol zu erwähnen sein dürfte: „Der verunglückte fünfte März. Ein Schwank," in dem Kotzebue als „Firlefanz" auftritt. Er ist gedruckt in „Charlotte von Schiller und ihre Freunde." 1. Bd. 1860. Stuttgart, Cotta.

8) Näheres über das Kotzebue'sche Festproject findet man außer in Goethe's „Tag- und Jahresheften" in Falk's Schrift: „Goethe aus näherem persönlichem Umgange dargestellt" (3. Aufl. S. 149 fg.) bei Lubecus, ferner in der Sammlung: „Berühmte Schriftsteller der Deutschen" (Berlin 1854.) Th. 1. S. 24 fg. Wie sich Schiller eigentlich zu dem Kotzebue'schen Project verhalten, ist nicht ganz klar. Goethe selbst versichert zwar: es sei Schiller bei der Sache nicht wohl zu Muthe gewesen; er habe sich krank melden wollen; fügt aber hinzu: „doch war er geselliger als ich, durch Frauen- und Familienverhältnisse fast genöthigt, diesen bittern Kelch auszuschlürfen," was doch zu beweisen scheint, daß Schiller nicht mit der nöthigen Energie gegen das Vorhaben eingeschritten sei, nicht entschieden genug seine Misbilligung zu erkennen gegeben habe.

treff der volksthümlichen Poesie, für die Goethe immer ein lebhaftes Interesse an den Tag legte, gingen die Ansichten beider Dichter weit aus einander, und als Goethe einmal einen Aufsatz über den nürnberger Volksdichter Grübel an Cotta's neue politische Zeitschrift eingesandt hatte, nannte Schiller es eine „Unschicklichkeit," auf einen Mann wie Grübel an einer so öffentlichen Stelle die Aufmerksamkeit zu lenken. Dann und wann ließ aber auch Goethe einen leisen Vorwurf einfließen, so, wenn er einmal bemerkte, daß er keine Idee davon habe, wie man, gleich Schiller, beim l'Hombre Zerstreuung und Freude finden könne; er entschädige sich in solchen Augenblicken, wo er der Zerstreuung bedürfe, durch „mancherlei wissenschaftliche Spiele," wie Mineralogie u. dgl. Natürlich verdrängte seit Schiller's Uebersiedelung nach Weimar die mündliche Unterredung mehr und mehr den schriftlichen Gedankenaustausch; flüchtige Billete traten immer mehr an die Stelle ausgeführter Briefe und die Correspondenz floß fortan nur dann reichlicher, wenn Goethe, was nicht selten geschah, von Weimar abwesend war. Für die Welt ist dies immerhin ein Verlust. Im Uebrigen war und blieb, wie sich dies auch aus ihrem hauptsächlich und fast ausschließlich sich mit literarischen und ästhetischen Dingen beschäftigenden Briefwechsel erkennen läßt, die Freundschaft zwischen beiden Männern mehr eine Sache des Verstandes und der Intelligenz als des Gemüths, wie es sich in andern namhaft gewordenen Schriftstellerfreundschaften des vorigen Jahrhunderts, namentlich in denen Gleim's offenbart, blieb dafür aber auch frei von maßlosen Ansprüchen krankhafter Sentimentalität und war deshalb frei von Enttäuschungen und von um so längerer Dauer. Die Sentimentalitätsperiode war überhaupt damals schon vorüber.

Zu einer längern Abwesenheit von Weimar nöthigte Goethe im J. 1801 das Bedürfniß, seine Gesundheit wieder herzustellen, die durch einen bedenklichen Krankheitsanfall damals heftig erschüttert war. Von einem Aufenthalte in Jena, wo er sich eine Erkältung zugezogen hatte, im December 1800 nach Weimar zurückgekehrt, wurde er hier von einer Fieberkrankheit befallen, die sein Leben ernstlich bedrohte und seine Freunde für ihn fürchten ließ. Mehre Tage war er ohne Besinnung. Durch die Kraft seiner physischen Natur und sorgsam ärztliche Pflege (der Herzog hatte durch einen Eilboten den Hofrath Starke von Jena herüberkommen lassen) wurde die Gewalt der Krankheit gebrochen und im Februar 1801 war er bereits wieder so weit hergestellt, um mit erneuter Lust zum „Faust" zurückkehren zu können. Erquickend war für ihn ein Frühlingsaufenthalt auf dem Freigute zu Oberroßla, das er vor drei Jahren angekauft hatte. Wieland in seinem nahegelegenen Osmannstedt war sein geselliger Nachbar; auch fühlte er sich hier zu manchen kleinern Productionen (z. B. „Wanderer und Pachterin") wohlthätig angeregt. Sonst machte ihm der Besitz des Freiguts, das er auch bereits 1803 wieder losschlug, mehr Aerger als Freude [9]).

Der Gebrauch eines Bades wurde für ersprießlich gehalten und Goethe ließ sich um so lieber bestimmen, Pyrmont zu wählen, da er sich, wie er selbst in seinen „Tag- und Jahresheften" bemerkt, „nach einem Aufenthalte in Göttingen schon längst gesehnt hatte." Am 5. Juni reiste er von Weimar ab und am 7. Juni in der Dämmerung traf er in Göttingen ein. Hier bemerkte er einige Bewegung auf den Straßen: „Studirende kamen und gingen, verloren sich in Seitengäßchen und traten in bewegten Massen wieder vor. Endlich erscholl auf einmal ein freudiges Lebehoch! aber auch im Augenblicke war Alles verschwunden. Ich vernahm (erzählt Goethe weiter), daß dergleichen Beifallbezeigungen verpönt seien und es freute mich um so mehr, daß man es gewagt hatte, mich nur im Vorbeigehen aus dem Stegreife zu begrüßen." Er verkehrte in Göttingen besonders mit Blumenbach und Heyne und widmete begreiflicherweise den naturhistorischen und archäologischen Sammlungen besondere Aufmerksamkeit. Selbst die Reitbahn machte ihm vieles Vergnügen und wie Nichts in Goethe's Gesichtskreis treten konnte, ohne daß er etwas Bedeutendes darüber zu sagen wußte, so hat er auch bei dieser Gelegenheit über die Eigenschaften des Rosses und das Verhältniß zwischen Roß und Reiter einige treffliche Beobachtungen angestellt und in seinen „Tag- und Jahresheften" niedergelegt. In Pyrmont, aus dessen Baumpflanzungen er darauf schloß, daß es vor 20, 30 Jahren einen „trefflichen Bürgermeister" gehabt haben müsse, machte er zwar manche interessante Bekanntschaften und lehrreiche Ausflüge, aber das Wetter war meist schlecht und der Gebrauch des Mineralwassers bekam ihm schlecht und regte ihn nur noch mehr auf, weshalb er zuletzt darauf ganz Verzicht leistete. Von den Resultaten seines Aufenthalts wenig erbaut, verließ er Pyrmont am 17. Juli und nahm hierauf wieder einen längern Aufenthalt in Göttingen, hauptsächlich zu dem Zwecke, „die Lücken des historischen Theils der Farbenlehre, deren sich noch manche fühlbar machten, abschließlich auszufüllen." Einen großen Theil seiner Zeit verbrachte er auf der Bibliothek, studirte auch, nach Pütter, die Gelehrtengeschichte von Göttingen, ja ging sogar die Lectionskataloge vom Ursprunge der Akademie sorgfältig durch, „woraus man denn die Geschichte der Wissenschaften neuerer Zeit gar wohl ab-

9) Ein Brief der Herder vom Jahre 1806, mitgetheilt von H. Düntzer in seiner Sammlung: „Zur deutschen Literatur und Geschichte. Ungedruckte Briefe aus Knebel's Nachlaß" (Nürnberg 1858.) enthält darüber folgende wol etwas schadenfrohe Mittheilung: „Goethe hat das Roßla übertheuer mit 14,000 Thlrn. gekauft, mit schlechtem Hause und Stallung, alles baufällig und schlechter Gegend. Er hat darauf 6000 Thlr. bezahlt. Jetzt soll er abermals 4000 Thlr. abzahlen und sucht in Apolda und umliegender Gegend bei Rentbeamten und dergleichen das Geld zusammen!! Mit seinem Pachter, der ihm zwei Jahre den ordentlichen Pacht nicht gegeben hat, hatte er bei dem Hofgerichte einen Proceß, den er zwar gewonnen und den Pachter herausgeworfen hat, indessen aber Unkosten und Verdruß davongetragen." Goethe sagt in den „Tag- und Jahresheften" über diese Unannehmlichkeit in seiner Weise: „Der erste Pachter war auszuklagen, ein neuer einzusetzen, und man mußte die Erfahrung für etwas rechnen, die man im Verfolge so fremdartiger Dinge nach und nach gewonnen hatte."

nehmen konnte." Häufig machte er in Begleitung seines Sohnes Spaziergänge nach dem an Fossilien reichen Heinberge. Viel verkehrte er auch wieder mit Blumenbach, Bouterweck, Meiners, Fiorillo u. s. w. „Ich müßte," schreibt er, „das ganze damals lebende Göttingen nennen, wenn ich Alles, was mir an freundlichen Gesellschaften, Mittags- und Abendtafeln, Spaziergängen und Landfahrten zu Theil ward, einzeln aufführen wollte." Sehr befriedigt von seinem Aufenthalte reiste er am 14. Aug. von Göttingen ab, begab sich über Hanöverisch-Minden nach Cassel, wo er mit den Seinigen und Meyer zusammentraf, und Gotha, wo er den aus Frankreich flüchtigen Herrn von Grimm kennen lernte und seinen Geburtstag in dem ihm zur Verfügung gestellten Sommerhause des Prinzen August feierte, und traf am 30. Aug. in Weimar wieder ein, wo den geselligen Herbst- und Winterfreuden im Kreise der Mittwochsgesellschaft die schon erwähnten Unannehmlichkeiten mit Kotzebue folgten.

Ein an sich grade nicht sehr erquickliches Geschäft rief ihn in demselben Jahre (1802) wiederholt nach Jena hinüber, wo er so gern weilte, in jenen Räumlichkeiten des alten Schlosses, in denen er, fern von den weimarischen Störungen, sich immer als ein glücklicher Mensch und zu Productionen wie kaum an einem andern Orte aufgelegt fühlte[10]). Es galt nämlich die von der Regierung angekaufte hinterlassene Bibliothek des verstorbenen Hofraths Büttner in Ordnung zu bringen und transportabel zu machen, was deshalb keine leichte Mühe war, weil die Bände über einander geschichtet und zum Theil noch ungebunden als eine „ungeordnete Masse" eine ganze Reihe von Gemächern im Seitengebäude des herzoglichen Schlosses füllten. Mehr Freude als dieses wüste Bücherchaos gewährte ihm sicherlich die Büttner'sche Sammlung physikalischer, namentlich optischer Instrumente, womit der Grund zu einem physikalischen Cabinete gelegt wurde, obschon sich darunter so manches Unbrauchbare befand. Manches hatte sich inzwischen in Jena geändert. Ziemlich gleichzeitig mit Schiller, im Jahre 1799, war Fichte von Jena weggegangen, nachdem er durch sein ungestümes Auftreten die Langmuth der Regierung endlich erschöpft und sie in die Nothwendigkeit versetzt hatte, ihm die Entlassung zu ertheilen. Aber immer noch war Jena, zum Theil durch neuen Zuzug, ein glänzender Sammelpunkt hervorragender Geister: hier weilten damals Tieck und die beiden Schlegel; hier hielten Schelling, der junge Hegel, damals Privatdocent und von Goethe gefördert, und Niethammer, Anhänger der Fichte'schen Doctrin, philosophische und naturphilosophische Vorlesungen. Goethe verschmähte nicht, von allen diesen Anregung und Belehrung zu empfangen; am liebsten aber trieb er Physik mit Ritter, Anatomie mit Loder und Studien über Licht- und Farbenerscheinungen mit Himly.

10) Es wird erzählt, daß Goethe an einem weißen Fensterpfosten in „Knebel's alter Stube" angemerkt habe, was er von einiger Bedeutung in diesem Zimmer seit dem 21. Nov. 1798 gearbeitet hatte; dieses interessante Autographon sei leider bei einer spätern Restauration des Gemaches von den Arbeitern verlöscht worden.

In diese Zeit fällt der Neubau des lauchstädter Theaters, bisher ein bloßes wenig bequemes Breterhaus, in welchem die weimarische Truppe während der Badesaison zu spielen pflegte. Goethe gab, von den Baumeistern des neuen Residenzschlosses zu Weimar unterstützt, den Plan an und Karl August bewilligte die dazu erforderliche Summe. Am 26. Juni wurde das neue Theater mit einer Vorstellung des Goethe'schen „Tasso" eröffnet, eingeleitet durch ein von Goethe rasch hingeworfenes Vorspiel „Was wir bringen," welches großes Glück machte und später auch mit einem Prologe des Dichters in Weimar wiederholt wurde. Außerdem überraschte Goethe seine Freunde, die ihm mit einer so großen Aufgabe nicht beschäftigt glaubten, im J. 1803 mit dem ersten Theile seiner „Natürlichen Tochter," an welchem er seit 1801 im Stillen gearbeitet hatte. Die erste Idee hierzu war ihm bereits gegen Ende des Jahres 1799 bei der Lecture der kurz zuvor veröffentlichten Memoiren der Prinzessin von Bourbon-Conti gekommen. Dieses Stück beweist abermals, wie wenig diejenigen recht haben, welche zu versichern fortfahren, daß Goethe gegen die Zeitbewegungen verschlossen und unempfindlich gewesen; nur verarbeitete er die Eindrücke, die er von ihnen empfing, in seiner Weise, die mit der heftigen Erregungstheorie der Parteien allerdings nicht sehr im Einklange stand. Leider ist nur dieser erste Theil der auf eine Trilogie veranlagten Dichtung zu Stande gekommen, und in diesem handelt es sich nur um die Exposition, um die Darstellung, wie sich das drohende Unwetter einer Revolution in den höchsten Regionen und Ständen in Folge ihrer Zerklüftungen, Intriguen und Parteiungen vorbereitet. Dieser erste Theil kam am 2. April 1803 in Weimar zur Aufführung, die vielleicht besser unterblieben wäre; denn die im Ganzen kalte Aufnahme, welche dieser Theil der Dichtung bei dem weimarischen Publicum und dann auch bei der teutschen Nation fand, hat wol viel dazu beigetragen, dem Dichter die Fortsetzung zu verleiden. Für die Bühne ist das Stück, dem es an wirksamer Handlung und an scharf individualisirten Charakteren gebricht — denn die Personen sind im Grunde nur symbolische Vertreter ihres Standes und der betreffenden Standesinteressen — durchaus nicht geeignet. Aber der denkende Theil der Nation, Schiller, Fichte, Herder, war entzückt von der edlen Haltung, der aufs Sauberste ausgearbeiteten Sprache, dem hohen Sinne im Ganzen und der Fülle von treffenden Gedanken. Der zweite Theil der Dichtung sollte auf dem Landgute, dem Aufenthalte Eugeniens, vorgehen, der dritte in der Hauptstadt, „wo mitten in der größten Verwirrung das wiedergefundene Sonett freilich kein Heil, aber doch einen schönen Augenblick würde hervorgebracht haben." Von der lebhaften Beschäftigung Goethe's mit französischer Literatur, welcher sich Goethe damals hingab, zeugt weiter auch die im nächsten Jahre unternommene Uebersetzung der zu jener Zeit nur noch als Handschrift bestehenden Schrift von Diderot „Der Neffe Rameau's," die einem neuern dramatischen Dichter, E. Brachvogel, zu dem gerngesehenen Bühnenstücke „Narciß" Anregung und Idee verschafft hat.

Außerdem gab er sich in diesen Jahren sehr lebhaft mit Theorie und Geschichte der bildenden Künste ab. Die Propyläen, die sehr viele und zum Theil werthvolle Abhandlungen von Goethe's Hand enthielten, waren freilich schon im J. 1800 eingegangen, und zwar wie schon früher Schiller's „Horen," aus Mangel an genügender Theilnahme. Schiller äußerte sich damals in einem Briefe an Goethe mit nur zu großem Rechte: was Cotta von dem Absatze der Propyläen schreibe, zeige das kunsttreibende und kunstübende Publicum in Teutschland „von einer noch viel kläglichern Seite, als man bei noch so schlechten Erwartungen je hätte denken sollen." Direct suchte nun Goethe auf Hebung der einheimischen Kunst zu wirken, indem er als hervorragendstes Haupt der „weimarischen Kunstfreunde" Preisaufgaben stellte und erst in den „Propyläen" und nach deren Erlöschen in der „Allgemeinen Literaturzeitung" die eingegangenen Zeichnungen und Gemälde in ausführlichen kritischen Abhandlungen besprach. Doch ist nicht zu leugnen, daß er zu einseitig von der ausschließlichen Pflege des griechischen Kunstideals alles Heil erwartete. Diese exclusiv hellenische Richtung läßt sich nun einmal dem teutschen wie überhaupt irgend einem modernen Volke mit Gewalt nicht aufdrängen und indem sich Goethe dieser Richtung auch in seinen eigenen Schöpfungen um diese Zeit nur zu sehr hingab, stand er mit diesen zuletzt dem teutschen Volke fast fremdartig gegenüber. So mußte denn auch Goethe sein mit so großer Liebe gepflegtes Unternehmen, das der weimarischen Ausstellungen, scheitern sehen, wozu freilich auch die Ungunst der Zeiten wesentlich mitwirkte. Im J. 1805 fand die letzte dieser Kunstausstellungen in Weimar statt; es war die siebente. In dasselbe Jahr fällt das von Goethe und Wolf gemeinsam gearbeitete Werk „Winckelmann und sein Jahrhundert," dessen erste Abtheilung von Goethe herrührt und eine seiner vortrefflichsten Arbeiten in Prosa ist[11]).

Das Jahr 1803, um auf dieses zurückzukommen, war für Weimar und für das gesammte Teutschland ein Trauerjahr, indem gegen den Schluß desselben, am 18. Dec., Herder der Welt durch den Tod entrissen wurde. Es ist schon früher, bei Gelegenheit der italienischen Reise Herder's, der Irrungen und Misverständnisse gedacht worden, durch welche das zwischen ihm und Goethe bestehende und namentlich um 1783 zu einer wahrhaften Innigkeit gediehene Freundschaftsverhältniß in bedauerlicher Weise getrübt und gestört wurde. Der größte Theil der Schuld fällt hierbei auf Herder; indessen doch nicht auf ihn ausschließlich. Je mehr Goethe sich den Theaterangelegenheiten widmete, welche Herder gänzlich fern lagen, um so mehr verringerten sich die geistigen Berührungspunkte zwischen beiden. Das Treiben Goethe's in dieser Richtung mochte Herder von seinem Standpunkte oft ziemlich nichtig, Goethe's wenigstens nicht immer ganz würdig erscheinen; er mochte bedauern, daß Goethe seine unermeßlichen Gaben, die Herder sehr wohl und in ganzem Umfange zu schätzen wußte, so sehr zersplitterte. Goethe's enges Verhältniß mit Schiller, mit dem Herder auf gespanntem Fuße stand, gab dann seiner Freundschaft mit ihm den Todesstoß; hatten doch beide in den „Xenien," die ihm überhaupt als ein sehr unlöbliches Unternehmen erschienen, grade mehre seiner besten Freunde schonungslos behandelt. Hierzu kam, daß Herder, wenn auch noch so freisinnig als Theolog, doch immer Geistlicher war, der seinen Stand vor der Welt mit möglichster Würde repräsentiren mußte und daß er durch das unkirchliche Verhältniß Goethe's mit Christiane Vulpius zwischen seiner Freundschaft und seiner Amtswürde nicht wenig ins Gedränge gebracht wurde. Herder's Gattin, eine so große Verehrerin Goethe's sie auch war, konnte doch diese Verehrung nicht auch auf sein „Mädchen" übertragen. Unter den Frauen Weimars fanden überdies allerlei Eifersüchteleien und Rivalitäten statt und ebenso wenig als Herder mit den meisten jetzigen Freunden Goethe's auf gutem Fuße stand, ebenso wenig mochte die Herder mit den Frauen verkehren, in deren Kreise sich Goethe bewegte. Von leidenschaftlichem Temperament pochte sie auf ihre Stellung als Generalsuperintendentin gegenüber den Ansprüchen, welche die adeligen Damen geltend machten. Diese, darunter auch Charlotte von Schiller, bildeten den wesentlich aristokratischen Kreis der von Goethe gestifteten Mittwochsgesellschaft, von dem Karoline Herder ausgeschlossen war oder sich freiwillig ausgeschlossen hatte; denn der von Herder erworbene Adel galt wenig in den Augen der weimarischen Damen, welche sich zum Vollblutsadel rechneten. So konnte es an Differenzen und Zerwürfnissen zwischen dem Herder'schen Kreise einerseits und dem Goethe-Schiller'schen Kreise andererseits nicht fehlen. Goethe selbst bemerkt in seinen „Tag- und Jahresheften" 1795 über dieses Zerwürfniß: „Herder fühlte sich von einiger Entfernung, die sich nach und nach hervorthat, betroffen, ohne daß dem daraus entstehenden Misgefühle wäre abzuhelfen gewesen. Seine Abneigung gegen die Kant'sche Philosophie und daher auch gegen die Akademie Jena hatte sich immer gesteigert, während ich mit beiden durch das Verhältniß zu Schiller immer mehr zusammenwuchs. Daher war jeder Versuch, das alte Verhältniß herzustellen, fruchtlos." Allerdings wurde durch die von Herder, wie Goethe selbst anerkennt, „nach seiner edeln Weise" verrichtete Confirmation August Goethe's wieder eine Annäherung angebahnt[12]), aber ein eigenthümlicher Vorfall störte dieses „reine Vernehmen" wieder. Schaefer erzählt: „Bald nach der Aufführung des neuen Goethe'schen Drama's wohnten beide im jenaischen Schlosse zusammen unter einem Dache und beide sahen sich häu-

11) Vergl. über diese Kunstbestrebungen Goethe's den Aufsatz von Danzel: „Goethe und die weimarischen Kunstfreunde in ihrem Verhältniß zu Winckelmann" in den „Blättern für literarische Unterhaltung." 1846. Nr. 282—289.

12) Die betreffende Stelle in den „Tag- und Jahresheften" lautet: „Die Confirmation meines Sohnes, welche Herder nach seiner edeln Weise verrichtete, ließ uns nicht ohne rührende Erinnerung vergangener Verhältnisse, nicht ohne Hoffnung künftiger freundlicher Bezüge." Als den Confirmationstag gibt Schaefer den 15. Juni 1802 an; Goethe selbst in seinen „Tag- und Jahresheften" versetzt ihn in das Jahr 1801, kurz vor seine Reise nach Pyrmont.

figer. Herder begann eines Abends sich über die Schönheiten dieser Dichtung in ausführlichem Gespräche auszulassen. Allein die schöne Freude sollte Goethe nicht lange gegönnt sein: denn er endigte mit einem zwar heiter ausgesprochenen, aber höchst widerwärtigen Trumpf, wodurch das Ganze, wenigstens für den Augenblick, vor dem Verstande vernichtet ward." Schaefer vermuthet unter dem „widerwärtigen Trumpf" irgend eine unzarte Anspielung auf den Titel des Stücks mit naheliegender Beziehung auf ein persönliches Verhältniß Goethe's. So bestätigte sich auch in diesem Falle Goethe's Bemerkung, daß man zu Herder nicht kommen könne, „ohne sich seiner Milde zu erfreuen," und nicht von ihm gehen könne, „ohne verletzt zu sein." Kurz, Goethe fühlte sich auch diesmal tief verletzt, sah Herder an und schwieg. Es war das letzte Mal, daß sich beide sahen; denn während seiner letzten Krankheit mußte Herder mit Besuchen verschont werden, und so wurde auch Goethe, der ihn wirklich zu besuchen kam, nicht vorgelassen. Herder's Tod machte jedoch auf Goethe einen tiefen Eindruck und wie Henriette von Knebel an ihren Bruder schreibt, habe Goethe bei der Kunde von seinem Tode ausgerufen: er möchte am liebsten mit Herder begraben sein.

Die Jahre 1802—1804 waren besonders reich an interessanten Bekanntschaften. Im erstern Jahre kam Voß, der sein Rectorat in Eutin eben niedergelegt hatte, nach Jena und wurde von Goethe, diesem begeisterten Verehrer der Voß'schen „Luise," wie ein alter Freund aufs Liebevollste empfangen und behandelt, was sich auch um so eher denken läßt, da Goethe grade damals für hellenische Kunst und Poesie, besonders aber für die Homerischen Dichtungen, wahrhaft leidenschaftlich eingenommen war und er über dieses Thema von Voß manche neue Aufschlüsse zu erhalten hoffen durfte und auch wirklich erhielt. Außerdem waren es namentlich Voß' Theorien und Neuerungen in Betreff der Zeitmessung der teutschen Sprache, welche zwischen beiden Männern aufs Lebhafteste erörtert wurden. Durch seine noch zu erwähnende Recension der Gedichte von Voß bewies Goethe, wie wohlwollend und tief er sich in das Eigenartige der Voß'schen Poesie und in dessen eigenthümliche Bedeutung als Dichter eingelebt hatte. Goethe selbst bemerkt über sein Verhältniß mit ihm: „Voß war nach Jena gezogen und zeigte Lust, sich anzukaufen; seine große umsichtige Gelehrsamkeit, wie seine herrlichen poetischen Darstellungen, die Freundlichkeit seiner häuslichen Existenz zog mich an und mir war Nichts angelegener, als mich von seinen rhythmischen Grundsätzen zu überzeugen. Dadurch ergab sich denn ein höchst angenehmes und fruchtbares Verhältniß." Schmerzlich berührte es Goethe, als Voß trotz aller liberalen Anerbietungen, die man ihm machte, um ihn in Jena festzuhalten, einem Rufe nach Heidelberg folgte, wohin er seiner ganzen Art nach weniger paßte. Dem inzwischen am weimarischen Gymnasium angestellten Sohne des Dichters der „Luise," Heinrich, blieb Goethe stets ein wohlwollender Freund, wie wieder jener an diesem mit wahrer kindlicher Zärtlichkeit hing.

Um dieselbe Zeit wurde Friedrich Wilhelm Riemer, eben aus Italien, wohin er Wilhelm von Humboldt als Erzieher in dessen Familie begleitet hatte, in Gesellschaft Fernow's zurückgekehrt, von Goethe zum Erzieher seines Sohnes gewählt. Riemer, bekannt durch sein „griechisch-teutsches Wörterbuch," durch die Herausgabe des Goethe-Zelter'schen Briefwechsels, der „Briefe von und an Goethe" u. s. w., ging Goethe vielfach bei seinen Studien und Arbeiten zur Hand und leistete ihm auch wol die Dienste eines Secretairs. Er blieb neun Jahre im Goethe'schen Hause, erhielt dann eine Anstellung am Gymnasium und starb im J. 1845 als Oberbibliothekar. Für Goethe war Riemer ein wenn auch nicht in anderer Hinsicht ausreichender, doch durch Dienstfertigkeit willkommener Ersatz für Heinrich Meyer, der inzwischen, um Weihnachten 1802, das Goethe'sche Haus verlassen und sich verheirathet hatte. Es war Goethe's Bedürfniß gewesen, sich mit Meyer täglich über sein liebes Italien und italienische Studien zu unterhalten; die geringe Entfernung gestattete jedoch, „daß weder Hinderniß noch Pause jemals empfunden ward."

Eine große Bewegung brachte in der weimarischen Gesellschaft ein Besuch der Frau von Staël hervor, die in Gesellschaft Benjamin Constant's, des Uebersetzers von Schiller's „Wallenstein," nach Weimar gekommen war, um die großen teutschen Geister von Person kennen zu lernen und nebenbei zu ihrem berühmten Werke „De l'Allemagne" Materialien zu sammeln. Nebenbei wollte aber „auch sie gekannt sein," wie Goethe bemerkt. Dieser beeilte sich nicht, der Staël wegen von Jena nach Weimar herüberzukommen, sondern ließ sich dazu Zeit und betrug sich auch überhaupt gegen die Staël, da ihm alles Auflauern und Aushorchen zuwider war, sehr reservirt. Kein Wunder, daß sie ihn etwas steif und abgemessen fand, obschon sie zugestand, daß er auch im Reden bewundernswerth sei, wenn man ihn einmal dazu bringe. Henriette von Knebel schreibt, die Staël habe über Goethe geäußert, „qu'il pouvait être aimable quand il était serieux, mais qu'il ne devait jamais plaisanter." Freilich muß man bedenken, daß die Staël den Vortheil hatte, sich ihrer Muttersprache bedienen zu dürfen, und daß überhaupt Goethe's Gedanken viel zu viel Tiefe und Schwere hatten, um sich in französischer Sprache, die er ohnehin nicht so leicht und bequem zu handhaben vermochte wie die teutsche, vollkommen angemessen darstellen zu lassen. Lewes bemerkt wol sehr mit Recht: „Sie (die Staël) sah niemals den wirklichen, sondern nur einen gemachten Goethe." Im Ganzen sahen die Männer die geistreiche, dabei aber auch bisweilen ziemlich impertinente Französin, die ihnen so viel Unruhe und Kopfzerbrechen gemacht, sehr gern scheiden, nachdem sie sich vom 14. Dec. 1803 bis zu Anfang März 1804 in Weimar aufgehalten. Ganz entzückt von ihr waren die Frauen, denen sie auf Kosten der Männer allerlei Schmeicheleien sagte. Es ist kaum zu glauben, mit welchem Jubel die weibliche Gesellschaft alle jene Impertinenzen der Französin aufnahm, welche den Männern am weimarischen Hofe, die ihr freilich manche schwache Seiten darbieten mochten, da sie Hofleute sein wollten, ohne

einen großen Hof zu repräsentiren, zum Theil aber sogar den großen Autoren selbst galten, jedenfalls aber für die Teutschen ehrenrührig waren [13]). Indessen muß man ihr diese Impertinenzen doch wieder verzeihen, da sie dieselben durch ihr Werk über Teutschland wieder gut gemacht hat, ein Werk, von dem Goethe in seinen „Tag- und Jahresheften" bemerkt, es sei „als ein mächtiges Rüstzeug anzusehen, das in die chinesische Mauer antiquirter Vorurtheile, die uns von Frankreich trennte, sogleich eine breite Lücke durchbrach, sodaß man über dem Rheine und im Gefolge dessen über dem Kanale endlich von uns nähere Kenntniß nahm, wodurch wir nicht anders als lebendigen Einfluß auf den fernern Westen zu gewinnen hatten." Er fügt hinzu: „Segnen wollen wir also jenes Unbequeme und den Conflict nationeller Eigenthümlichkeiten, die uns damals ungelegen kamen und keineswegs förderlich erscheinen wollten."

Und unbequem war sie auch Goethe in hohem Grade, da sie Nichts von der teutschen Art besaß, über irgend etwas nachzusinnen, sondern über alles und jedes gleich ein Urtheil fertig hatte und dieselbe Virtuosität auch von Andern verlangte. In anspruchsvollster Weise suchte sie selbst einem Goethe und Schiller gegenüber ihre Ansichten geltend zu machen; „sie wollte," wie Goethe bemerkt, „Leidenschaften erregen, gleichviel welche;" sie trieb es in Reden und Wechselreden gewöhnlich „bis zu den Angelegenheiten des Denkens und Empfindens, die eigentlich nur zwischen Gott und dem Einzelnen zur Sprache kommen sollten." Dabei hatte sie „als Frau und Französin immer die Art, auf Hauptstellen positiv zu verharren und eigentlich nicht genau zu hören, was der Andere sagte." Goethe bemerkt weiter: „Da sie keinen Begriff hatte von dem, was Pflicht heißt, und zu welcher stillen gefaßten Lage sich derjenige, der sie übernimmt, entschließen muß, so sollte immerfort eingegriffen, augenblicklich gewirkt, sowie in der Gesellschaft immer gesprochen und verhandelt werden." Das war das, was sie „Philosophiren" nannte. In dieselbe Manier einzugehen war Goethe nicht gemeint. Er bemerkt: „Durch alles dieses war der böse Genius in mir aufgeregt, sodaß ich nicht anders als widersprechend dialektisch und problematisch alles Vorkommende behandelte und sie durch hartnäckige Gegensätze oft zur Verzweiflung brachte." Doch gesteht er, sie sei dann erst recht liebenswürdig gewesen und ihre Gewandtheit im Denken und Erwidern habe sich dann auf die glänzendste Weise dargethan. Im Ganzen fügte er sich wol ihrer etwas lästigen und aufdringlichen, wenn auch interessanten Gegenwart, aber er vermied sie doch, wo es nur immer geschehen konnte; namentlich ließ er sich eines Abends entschuldigen, wo sie „Phädra" vortrug; denn „auch vorlesend und declamirend wollte Frau von Staël Kränze erwerben." Einmal, als sie zusammen bei der Herzogin Amalie zum Abendessen waren, verhielt sich Goethe, wie er dies häufig in personenreichen Gesellschaften that, still und nachdenklich. Da sagte Frau von Staël: sie möge Goethe überhaupt nicht, wenn er nicht eine Bouteille Champagner getrunken habe, worauf Goethe halblaut zu seiner Nachbarschaft bemerkte: „Da müssen wir uns denn doch schon manchmal zusammen bespitzt haben." Goethe hatte nun die Lacher auf seiner Seite. Wol studirte er auch an ihr wie an einem interessanten, ungewöhnlichen Phänomen, aber im Ganzen war auch er wie die übrigen Männer sicherlich froh, als der geistreiche Kobold sich aus Weimar verabschiedete.

In die Jahre von 1800—1804 fallen ferner an neuen Bekanntschaften: die mit dem Philologen Gottfried Hermann, den er bei einem Besuche in Leipzig 1800 kennen lernte und später wiederholt in Karlsbad sah; mit dem Musikdirector Zelter aus Berlin [14]), ihm in manchen Charaktereigenschaften verwandt, mit dem er in Folge der ihm mitgetheilten Compositionen mehrer seiner Lieder und Balladen in einen lebhaften (am lebhaftesten von 1814 an) und dauernden Briefwechsel trat, der, von Riemer herausgegeben, 6 Theile und die Jahre 1796 bis 1832 umfaßt; mit Johannes von Müller, welcher sich 1804 zwei Wochen in Weimar aufhielt; mit Friedrich August Wolf, mit dem (in Lauchstädt oder Halle) einen Tag zuzubringen ihm „ein ganzes Jahr gründlicher Belehrung einzutragen" schien. Dagegen war der Wegzug mehrer der bedeutendsten Lehrer von Jena, eines Hufeland, Schelling, Paulus, Loder, der Tod des trefflichen Batsch, nach dessen Ableben Goethe selbst das Präsidium der naturforschenden Gesellschaft übernahm, ein harter Schlag. Man suchte zwar die Lücken, so gut es ging, wieder auszufüllen, erweiterte die vorhandenen Institute, errichtete 1804 das anatomische Museum, aber den Glanz, mit dem Jena während der letzten Decennien des vorigen Jahrhunderts leuchtete, hat diese Hochschule auch späterhin nie wieder gewonnen. Mit dem Wegzuge des Professors Schütz nach Halle drohte auch das Erlöschen der Jena'schen „Allgemeinen Literaturzeitung," aber auf Goethe's eifrigen Betrieb wurde sie unter Eichstädt's Redaction fortgesetzt und Goethe selbst bereicherte sie fortan mit manchen ausführlichen kritischen Arbeiten; doch that ihr das von Schütz neu begründete Concurrenzunternehmen, die Halle'sche Literaturzeitung, immerhin Abbruch. Goethe legte übrigens den größten Werth darauf, daß die so „hochgeschätzte" Literaturzeitung für Jena erhalten werde; er sagt gradezu: „Die Sache war von der größten Bedeutsamkeit und es ist nicht zu viel gesagt: diese stille Einleitung (zur Wegverlegung der Literaturzeitung) bedrohte die Akademie für den Augenblick mit völliger Auflösung." Auch hatte Kotzebue im „Freimüthigen" in der That schadenfroh aufgejubelt: mit der Akademie Jena, die schon so großen Verlust an tüchtigen Professoren erlitten, sei es nun völlig zu Ende, indem die allgemeine Literaturzeitung nun auch fortverlegt werde. Alle jene Personaländerungen legt Goethe übrigens auch

13) Vergl. hierüber den schon oben angeführten Briefwechsel Ludwig von Knebel's mit seiner Schwester Henriette. Letztere selbst fühlte übrigens das Beleidigende, was in den Bonmots der Französin lag, auch nicht heraus.

14) Zelter verweilte im Jahre 1803 14 Tage in Weimar. Goethe rühmt an ihm den „redlichen, tüchtig bürgerlichen Ernst" und das Streben nach sittlich ästhetischer Bildung.

den Einflüssen der französischen Revolution zur Last; er bemerkt: „Seit der französischen Revolution war eine Unruhe in die Menschen gekommen, dergestalt, daß sie entweder an ihrem Zustande zu ändern, oder ihren Zustand wenigstens dem Orte nach zu verändern gedachten.“ Eher gern gesehen als bedauert wurde der Weggang des Aushorchers Böttiger, des „Ubique,“ nach Dresden; doch hat Schaefer wol nicht ganz unrecht, wenn er bemerkt: „Gleichwol möchte nicht in Abrede zu stellen sein, daß er in seinem Heroldsamte den Dichtern Weimars auch mehrfach genutzt hat.“

Was die productive Thätigkeit Goethe's betrifft, so war dieselbe um diese Zeit sehr ins Stocken gerathen. Dies lag wol weniger an den vorgeschrittenen Jahren oder sonstigen Lebensverhältnissen des Dichters als an den verstimmenden Zeitverhältnissen und an seiner neuesten, allzu hellenisirenden Richtung, die ihn von den nationalen Lebensquellen, woraus er früher geschöpft, mehr und mehr und wider sein Wissen entfernte. Er opferte seinen Schöpfungstrieb einem zu eigensinnig auf die Spitze getriebenen Principe. Da er nun hiermit bei der Nation im Großen keinen Anklang fand, so suchte er immer mehr einen Ersatz in geschäftlicher praktischer Thätigkeit, und so viel Gutes er auch auf diesem Wege dem weimarischen Ländchen geleistet hat, so sehr schadete sie doch wieder seiner poetischen Productivität. Zwar wandte er sich grade jetzt wieder zu einer Schöpfung zurück, die einer Periode angehört, welche man als die specifisch gothische im Gegensatze zu der späteren hellenischen bezeichnen möchte; er richtete nämlich den „Götz von Berlichingen“ für die Bühne ein, in welcher Gestalt das Stück 1804 aufgeführt wurde; aber die zum Zweck der Inscenesetzung unternommenen Aenderungen, an die Goethe ohnehin nicht mit sehr großer Liebe gegangen war, fanden nicht viel Beifall. Der Geschmack war freilich wenigstens unter den Gebildeten inzwischen ein anderer geworden. Und doch läßt sich nicht leugnen, daß sich in den letzten Scenen auch dieser Bühnenbearbeitung eine gewaltige dramatische Schlagkraft offenbart, daß der Held und die meisten Personen des Stücks wirksame Theaterfiguren sind und daß sich die lebendige Frische der Dichtung unvertilgbar zeigt, nur traten die Brüche und Risse, die einmal der Composition ihrer ganzen Natur nach anhaften, auf der Bühne noch greller hervor als bei der Lectüre. Noch weniger wollte es mit der „Stella“ gelingen, die von Schiller für die Bühne zurecht gemacht wurde. Ueberhaupt läßt sich nicht wohl einsehen, was Goethe für sich, das Publicum und die dramatische Poesie zu erreichen hoffte, wenn er ein an sich schwaches und nun gänzlich veraltetes Stück wie „Stella“ wieder auf der Bühne ins Leben zu treten nöthigte.

Das Ersprießlichste, was Goethe um diese Zeit für die Bühne that, war die Förderung, welche er seinem Freunde Schiller angedeihen ließ, nicht blos dadurch, daß er für die Inscenirung seiner Stücke aufs Beste bemüht war, sondern noch mehr dadurch, daß er ihm bei ihrer Abfassung mit seinem Rathe zur Hand ging. Schon beim „Wilhelm Tell“ hatte er ihm die nützlichsten Fingerzeige gegeben und ihm den reichen Schatz seiner in der Schweiz selbst gewonnenen unmittelbaren Anschauungen zur Verfügung gestellt, sodaß sich sein wohlthätiger Einfluß in vielen der lebendigsten Scenen, in der Auffassung persönlicher und ständischer Gerechtsame, in der Localfärbung, in den Volks- und Hirtenscenen, in der Darstellung des Charakters wie der Häuslichkeit Tell's sehr wohl erkennen läßt. Auch den Plan zum „Demetrius,“ der, so weit er vollendet, auch diesen Goethe'schen Einfluß in manchen realistischen Zügen verräth, hatte er mit Schiller bis ins Einzelnste durchgesprochen. Aber der „Demetrius“ sollte ein Torso bleiben; denn Schiller wurde plötzlich durch einen so früh noch nicht erwarteten Tod hinweggerafft. Schiller hatte, möchte man sagen, durch die Gewalt der Psyche und der bloßen Willenskraft schon so oft dem ihm drohenden Tode den Sieg abgewonnen; in seinem Festspiele „Die Huldigung der Künste“ (aufgeführt am 12. Nov. 1804 zur Begrüßung der jungen Gemahlin des Erbprinzen, der russischen Prinzessin Maria Paulowna) und in den ausgeführten Scenen des „Demetrius“ hatte sich noch eine solche wunderbare Frische des Geistes offenbart, daß man sich wenigstens für die nächste Zeit den besten Hoffnungen hingeben konnte. Goethe selbst litt während des Winters an einer heftigen Nierenkolik, welche seinen Arzt wegen gänzlicher Wiederherstellung besorgt machte; auch Schiller war längere Zeit krank, erholte sich aber früher als Goethe und besuchte ihn nach seiner Wiedergenesung. Dieses Wiedersehen soll nach des jüngern Voß Versicherung außerordentlich rührend gewesen sein. Zum letzten Male sahen sich beide Freunde am 30. April 1805, als Schiller grade ins Theater gehen wollte. „Ein Misbehagen,“ erzählt Goethe, „hinderte mich, ihn zu begleiten, und so schieden wir vor seiner Hausthür, um uns niemals wiederzusehen.“ Bald darauf erkrankte Schiller schwer und am 9. Mai Abends hatte er ausgeathmet. War Goethe schon während Schiller's Krankheit aufs Aeußerste niedergeschlagen und von banger Ahnung erfüllt gewesen, so versetzte ihn die Nachricht von seinem Tode in die tiefste Betrübniß. „Er ist todt!“ rief er, und bedeckte die Augen mit den Händen. In der Nacht vorher hatte man ihn heftig weinen gehört; man hatte ihm vergebens den bedenklichen Zustand Schiller's zu verbergen gesucht [15]).

Goethe beklagte, „mit Schiller die Hälfte seines Daseins verloren zu haben;“ ihm ein Denkmal zu stiften, in ihm und mit ihm fortzuleben, indem er den „Demetrius“ fortsetzte, erschien ihm als der höchste, als der einzige Trost; aber er sah ein, wie schwierig es sei, die

15) So nach den Briefen von Heinrich Voß, herausgegeben von Abr. Voß, 1834. Schwab's Behauptung in seinen Nachrichten über Schiller's Begräbniß, daß Goethe die Nachricht von Schiller's Tode erst nach dessen Beerdigung erhalten habe, soll, nach Schaefer's Meinung, sich mit den übrigen Berichten nicht vereinigen lassen. Goethe's eigene Worte: „Bei dem Zustande meines Körpers und Geistes, die nun aufrecht zu bleiben aller eigenen Kraft bedurften, wagte Niemand die Nachricht von seinem Scheiden in meine Einsamkeit zu bringen,“ lassen über den Zeitpunkt, wo man ihm die Trauernachricht hinterbracht, im Unklaren.

Dichtung in Schiller's Geiste zu vollenden, und er stand von einem Unternehmen ab, dem sich später viel geringere, dem Geiste Schiller's weniger verwandte Kräfte gewachsen glaubten. Goethe schreibt in seinen „Tag- und Jahresheften" über seine Absicht, den „Demetrius" zu vollenden, die erschütternden Worte: „Aller Enthusiasmus, den die Verzweiflung bei einem großen Verluste in uns aufregt, hatte mich ergriffen. Frei war ich von aller Arbeit, in wenigen Monaten hätte ich das Stück vollendet. Es auf allen Theatern zugleich gespielt zu sehen, wäre die herrlichste Todtenfeier gewesen, die er selbst sich und den Freunden bereitet hätte. Ich schien mir gesund, ich schien mir getröstet. Nun aber setzten sich der Ausführung mancherlei Hindernisse entgegen, mit einiger Besonnenheit und Klugheit vielleicht zu beseitigen, die ich aber durch leidenschaftlichen Sturm und Verworrenheit nur noch vermehrte; eigensinnig und übereilt gab ich den Vorsatz auf, und ich darf noch jetzt nicht an den Zustand denken, in welchen ich mich versetzt fühlte. Nun war mir Schiller eigentlich erst entrissen, sein Umgang erst versagt. Meiner künstlerischen Einbildungskraft war verboten, sich mit dem Katafalk zu beschäftigen, den ich ihm aufzurichten gedachte, der länger als jener zu Messina das Begräbniß überdauern sollte; sie wendete sich nun und folgte dem Leichname in die Gruft, die ihn gepränglos eingeschlossen hatte. Nun fing er mir erst an zu verwesen; unleidlicher Schmerz ergriff mich, und da mich körperliche Leiden von jeglicher Gesellschaft trennten, so war ich in traurigster Einsamkeit befangen. Meine Tagebücher melden Nichts von jener Zeit; die weißen Blätter deuten auf den hohlen Zustand, und was sonst noch an Nachrichten sich findet, zeigt nur, daß ich den laufenden Geschäften ohne weiteren Antheil zur Seite ging und mich von ihnen leiten ließ, anstatt sie zu leiten." Erst nach Monaten raffte er sich aus diesem „hohlen Zustande" auf und verfaßte jenen schönen „Epilog," in welchem er seinen verstorbenen Freund verherrlichte, wie noch kein Dichter von einem gleichgroßen Dichter verherrlicht wurde; dieser Epilog ist ein Denkmal, das den Feiernden fast mehr noch ehrt als den Gefeierten. Bei einer zum Andenken Schiller's am 10. August auf dem lauchstädter Theater veranstalteten Aufführung der Schiller'schen „Glocke," deren einzelne Rhapsodien unter den verschiedenen Mitgliedern der Gesellschaft vertheilt waren, sprach die Muse diesen Weihegesang, unter der emporschwebenden Glocke hervortretend.

Einige interessante Besuche, darunter der des Philologen Wolf, dessen Gespräche stets höchst anregend und belehrend auf ihn wirkten, und Jacobi's, welcher auf seiner Ueberſiedelungsreise nach München bei seinem alten Freunde in Weimar einkehrte, thaten das Ihrige, um Goethe zu zerstreuen und ihn dem Leben und seinen höhern Aufgaben wieder zu gewinnen. Bei allen Differenzen, welche auch diesmal zwischen Goethe und Jacobi hervortraten, wirkte doch des letztern Gegenwart auf ihn sehr wohlthuend und erfrischend. Es war für Goethe ein wahres Herzensbedürfniß, immer wieder mit Jacobi anzuknüpfen; seit 1800 hatte er die Correspondenz mit ihm erneuert; war ja doch Jacobi's Richtung, wie er ihm einmal schrieb, „die reinste, die er je gekannt." Während des Sommeraufenthalts in Lauchstädt trat er namentlich dem Dr. Gall näher, der in den ersten Tagen des Augusts seine Vorlesungen über Schädellehre in Halle begonnen hatte und mit dem er vielfach experimentirte. Es ist begreiflich, daß ihn, der sich mit der Schädelbildung so vielfach beschäftigt hatte, die Gall'sche Doctrin lebhaft interessiren mußte. Als Curiosum verdient erwähnt zu werden, daß Gall, nachdem er auch Goethe's Schädel untersucht, ganz ernsthaft versicherte, Goethe sei nicht sowol zum Dichter als zum Volksredner geboren, eine Versicherung, die allein hinzureichen scheint, Gall's Lehre in einigen Miscredit zu bringen. Gegen Ende des Augusts machte Goethe einen Ausflug in die ihm so lieb gewordene Harzgegend und besuchte unter Anderem auch Magdeburg, Helmstedt und Halberstadt, wo er sich Gleim's segensreiches und liebevolles Wirken lebhaft vergegenwärtigte und den Gleim'schen Freundschaftstempel und des Dichters „ablebende," unter dem Namen Gmelinde bekannte Nichte besuchte. Ueber einzelne Persönlichkeiten, mit denen er auf diesem Ausfluge zusammentraf, wie den Raritätensammler Beireis, halb berüchtigt, halb berühmt, halb Charlatan, halb Gelehrter und über den Landrath Hagen auf der Nienburg, der „tolle Hagen" genannt, enthalten seine Annalen anziehende Mittheilungen.

Erwähnt zu werden verdient, daß Goethe bei seiner ungeheuern vielseitigen Thätigkeit doch noch Zeit und Stimmung genug übrig behielt, um in den Jahren von 1804 bis 1806 eine Reihe von Recensionen in die „Jenaische allgemeine Literaturzeitung" zu liefern, die in mancher Hinsicht von Interesse sind. In den frankfurter Recensionen der Jahre 1773 und 1774 hatten wir es mit dem Verfasser des „Götz" und des „Werther" zu thun; in den Recensionen der Jahre 1804 bis 1806 erkennen wir den gereiften Mann, der inzwischen „Iphigenia," „Torquato Tasso" und „Hermann und Dorothea" gedichtet hat. Die Gährung ist vollbracht, das Getränk hat sich abgeklärt und erscheint vollkommen durchsichtig, aber auch stoffhaltig und geistig. Die Form ist meist glatt und zierlich, die Gesinnung wohlwollend, die Auffassung rein objectiv. Er kämpft nicht mehr, wie früher in den frankfurter gelehrten Anzeigen, für den eigenen Hof und Herd einer fast unbewußten Genialität, die sich instinctartig durch die beengenden Dämme einer den Zeitgeschmack beherrschenden engherzigen Kunst- und Lebensansicht Bahn zu brechen suchte. Goethe fühlt sich bereits im gesicherten Besitze dessen, wornach er früher unter Sturm und Drang gestrebt hat; das literarische Teutschland liegt zu seinen Füßen, hängt am Hauche seines Mundes und späht nach dem Zucken seiner Augenbrauen. Er aber misbraucht die kritische Obergewalt nicht, die man ihm einräumte; er bleibt Allen, was ihm nach dem etwas feierlich devoten Ausdrucke seines höheren Alters so viele Souveraine und Fürsten blieben, ein „gnädiger Herr," er bespricht meist nur, was ihm vorzugsweise zusagt, und was ihm unbequem und fremdartig erscheint, das weiß

er sich zurecht zu legen und sich darein zu schicken. Das Natürliche auf natürliche Weise zu sagen, blieb jedoch immer noch die kritische Stylart Goethe's, und in sofern, wenn auch klarer und gemäßigter, erscheint er immer noch als der Goethe von 1773.

Eine besondere Berücksichtigung unter diesen Recensionen verdient vielleicht die über die Gedichte von Voß, denn es ist vielleicht noch nie eine stylistisch so vollendete Recension geliefert worden als diese. Man kann von dieser Recension sagen, daß Goethe sie gedichtet habe, und man erstaunt, daß der Schöpfer so vieler großen Werke und Dichtungen noch Zeit und Neigung genug übrig behielt, an eine Recension eine solche bis ins Einzelnste liebevoll eingehende Sorgfalt zu verwenden, sodaß jedes Wort abgewogen zu sein scheint. Namentlich ist der Eingang ein höchst gefälliges Landschaftsbild mit lebendiger Staffage, worin uns eine dörfliche Gegend unter der verschiedenen und wechselnden Beleuchtung und Färbung der Jahreszeiten in vier Rahmen dargestellt wird. Zugleich lernen wir aus dieser Recension diejenigen Ansichten Goethe's über politische Poesie kennen, die wir von ihm aus seiner reiferen Periode erwarten dürfen. Er führt das Freiheitsgefühl bei dieser Gelegenheit auf das dumpfe Bewußtsein individueller Bedrängnisse zurück, ohne in seiner stets wohlwollenden Weise den Freiheitsschwärmern daraus einen bittern Vorwurf zu machen. Goethe schließt seine Betrachtung über die Freiheitspoesie mit den Worten: „Man wird unserem Dichter, dessen reines Vaterlandsgefühl sich später auf so manche edle Weise wirksam zeigte, nicht verargen, wenn er auch an seinem Theile, um die Sklavenfessel der Wirklichkeit zu zersprengen, den Rhein gelegentlich mit Tyrannenblut färbt." Dagegen lobt Goethe, der seine echt protestantische Gesinnung bei mehr als einer Gelegenheit aufs Stärkste bekundet, den Dichter aufs Höchlichste, wenn dieser gewaltig einschreitet „gegen Schnellglauben und Aberglauben, gegen alle den Tiefen der Natur und des menschlichen Geistes entsteigenden Wahnbilder, gegen Vernunft verfinsternde, den Verstand beschränkende Satzungen, Macht- und Bannsprüche, gegen Verketzerer, Baalspriester, Hierarchen, Pfaffengezücht und gegen ihren Urahn, den leibhaftigen Teufel." Er verwirft die Maxime, welche fordert, daß man auch gegen Intoleranz tolerant sein müsse, nur als scheinbar gerecht, vielmehr als parteisüchtig und grundfalsch. „Intoleranz," sagt er, „ist immer handelnd und wirkend, ihr kann auch nur durch intolerantes Handeln und Wirken gesteuert werden."

In immer größerem Maße offenbart sich später an Goethe eine liebenswürdige Sympathie für solche Dichter, welche entweder, wie Hiller, aus dem Volke heraus oder, wie Hebel, in das Volk hineindichteten. Er nahm solche Erscheinungen wie liebliche Naturphänomene, welche die Gemüthsruhe eher zu fördern als zu stören im Stande sind. Seine Recensionen über Hebel's allemannische Gedichte, über Grübel's Gedichte in nürnberger Mundart und über Hiller's Gedichte und Selbstbiographie gehören noch seiner kritischen Periode von 1804—1806 an und erschienen ebenfalls in der Jenaischen allgemeinen Literaturzeitung; in eine spätere Zeit gehört seine Empfehlung des im strasburger Dialekte verfaßten Lustspiels „Der Pfingstmontag" von Arnold. Goethe's Recension über Hebel hat unzweifelhaft viel dazu beigetragen, dessen allemannische Gedichte populair und einem weitern Kreise bekannt zu machen. Schiller lag diese Theilnahme für Volks- und namentlich Dialektdichter ganz fern und er verargte es Goethe, daß dieser sich herabließ, Grübel öffentlich zu empfehlen. Man erkennt hierin doch einen Zug von einer zwischen beiden Naturen fortbestehenden Grundverschiedenheit und findet Goethe's Ausspruch bestätigt, daß Schiller eine aristokratischere Natur gewesen als er.

War das Jahr 1805 durch den Tod Schiller's für Goethe ein sehr trauriges gewesen, so wurde für ihn das folgende (1806) ein noch verhängnißvolleres, indem die Katastrophe vom 14. Oct. die Existenz des geliebten Fürstenhauses und des weimarischen Ländchens erschütterte und mit Vernichtung bedrohte und sein eigenes Hauswesen gefährdete. Ihm selbst scheint schon während der Vorbereitungen zum Kriege nicht wohl zu Muthe gewesen zu sein; er hatte bei Valmy mit angesehen, wie in wenigen Stunden Zeit die hochfliegendsten Erwartungen, die Ueberhebungen allzu kühnen Selbstvertrauens niedergelegt werden können. Er bemerkt in seinen „Tag- und Jahresheften": „Die Preußen fahren fort, Erfurt zu befestigen; auch unser Fürst, als preußischer General, bereitet sich zum Abzuge. Welche sorgenvolle Verhandlungen ich mit meinem treuen und ewig unvergeßlichen Geschäftsfreunde, dem Staatsminister von Voigt, damals gewechselt, möchte schwer auszusprechen sein; ebenso wenig die prägnante Unterhaltung mit meinem Fürsten im Hauptquartiere Niederroßla." Schade, daß man von dieser „prägnanten" Unterhaltung Nichts weiter erfahren hat, als daß sie stattgefunden. „Es ist aber," fährt Goethe fort, „in solchen bedenklichen Momenten das Herkömmliche, daß Vergnügungen und Arbeiten, so gut wie Essen, Trinken, Schlafen in düsterer Folge hinter einander fortgehen." Doch brachte ihn dieser Kriegstumult auch mit mehren interessanten Männern zusammen, mit dem Prinzen Louis Ferdinand, seinem alten Kriegskameraden, den er „nach seiner Art tüchtig und freundlich" traf, mit dem Generale von Gravert, dem Obersten von Massenbach, den er durch seine beredten Vorstellungen bewog, ein von ihm ungeschickt verfaßtes „moralisches Manifest" gegen Napoleon zurückzunehmen, mit dem Hauptmanne Blumenstein, „jung, Halbfranzos, freundlich und zutraulich." Mit allen diesen war er bei Fürst Hohenlohe zu Tafel.

Die Schlacht von Jena und Auerstädt war verloren, Weimar der französischen Soldateska preisgegeben. Vandalisch hauste diese; nur die Würde und Festigkeit, womit die Herzogin Louise, die allein von den Mitgliedern der herzoglichen Familie in Weimar zurückgeblieben war, dem rauhen Soldatenkaiser entgegentrat, bewahrte vor weiterem Unheile. Auch Goethe's Haus blieb nicht verschont, zwei Tirailleurs bedrohten sogar sein Leben, und auch hier zeigte ein Weib, Christiane Vulpius, eine Entschlossenheit, wie Frauen sie so oft zeigen, wenn sie

das Ihrige und die Ihrigen gegen brutale Gewaltthat zu vertheidigen haben. Ihrem muthigen Auftreten verdankte Goethe zumeist, daß es nicht zum Aergsten kam. Vielleicht war dies energische Benehmen, das Achtung erweckte und zur Dankbarkeit aufforderte, ein Beweggrund mit, daß Goethe sich endlich mit ihr trauen ließ [16]). Marschall Augereau bestellte ihm nach seinem Eintreffen sofort eine Schutzwache, deren sich Wieland, als Mitglied des französischen Nationalinstituts, vom Anfange an erfreut hatte. Zwar fanden sich in seinem Hause Patronen und Pulver überall hin zerstreut, aber sein Werthvollstes, seine Papiere, darunter die Manuscripte zur Farbenlehre, das Erste, was er in Sicherheit zu bringen gesucht hatte, waren gerettet, während sein Freund Heinrich Meyer Alles, auch seine Zeichnungen bei der Plünderung verloren hatte und Herder's handschriftlicher Nachlaß leider größtentheils vernichtet war. Doch verursachte ihm die überhäufte Einquartierung dieser Tage große Unruhe und noch empfindlichere Unkosten; indessen verschaffte sie ihm auch ein mehrtägiges Zusammensein mit dem Aegyptologen Denon, dem Director der kaiserlichen Museen, den er schon in Venedig kennen gelernt hatte. Das Unglück des herzoglichen Hauses machte auch seinen Patriotismus rege. Bekannt sind die Worte, die Johannes Falk ihm in den Mund legt: „Ich will in alle Dörfer und in alle Schulen ziehen, wo irgend der Name Goethe bekannt ist: die Schande der Teutschen will ich besingen und die Kinder sollen mein Schandlied auswendig lernen, bis sie Männer werden" u. s. w. Falk ist in seinen Mittheilungen über Goethe nicht immer glaubwürdig, aber es läßt sich wol annehmen, daß die Erregung des Augenblicks dem von dem Unglücke des herzoglichen Hauses niedergeschmetterten Dichter wol solche oder ähnliche Worte eingegeben haben könne. Um das Seinige dazu beizutragen, das teutsche Volk aus seiner Erschlaffung durch die Erinnerung an eine teutsche Heldengröße emporzureißen, übersetzte er auch Johannes von Müller's französisch gehaltene Rede „Ueber den Ruhm Friedrich's des Großen" [17]).

Was sonst die literarische Thätigkeit Goethe's in diesem Jahre betrifft, so beschränkte sich dieselbe namentlich auf die Fortführung der Farbenlehre und auf die Revision seiner Werke zum Zwecke der projectirten neuen Ausgabe derselben. Ueber die erstere bemerkt er in den „Tag- und Jahresheften": „Die Vorarbeiten zur Farbenlehre, mit denen ich mich seit zwölf Jahren ohne Unterbrechung beschäftigt, waren so weit gediehen, daß sich die Theile immer mehr zu runden anfingen und das Ganze bald selbst eine Consistenz zu gewinnen versprach." Noch im Laufe dieses Jahres begann der Druck, der dann im folgenden Jahre rasch weiter gefördert wurde; aber erst im Jahre 1810 sah er „das letzte Blatt mit Vergnügen in die Druckerei wandern;" die gestochenen Tafeln wurden nach seinen eigenen sorgfältigen Zeichnungen illuminirt und dadurch wol besonders die Druckvollendung des Werkes so lange verzögert, wiewol auch die umfangreichen Studien zu dem historischen wie dem physikalischen Theile des Werkes das Unternehmen nur langsam fortschreiten ließen. Die neue Ausgabe seiner Werke, mit der er in diesem Jahre bis zum vierten Bande gedieh, nöthigte ihn, seine Arbeiten sämmtlich wieder durchzugehen und jeder einzelnen Production die „gehörige Aufmerksamkeit zu widmen," ob er gleich seinem alten Vorsatze treu blieb, „Nichts eigentlich umzuschreiben oder auf einen hohen Grad zu verändern." So wurden die zwei Abtheilungen der Elegien, „wie sie noch vorliegen," eingerichtet, „und „„Faust"" in seiner jetzigen Gestalt fragmentarisch behandelt." Doch beschäftigte ihn die Zusammenstellung, Anordnung und Ueberarbeitung der Fragmente des ersten Theils der Dichtung noch ziemlich lange Zeit, vom Winter 1806 bis zum Mai 1807. Merkwürdiger Weise trat, selbst nach Schiller's Tell, der Gedanke zu dem Epos „Tell" ihm in diesem Jahre wieder näher. Er hatte wieder einmal Lust, „Hexameter zu schreiben," und sein gutes Verhältniß zu Voß, Vater und Sohn, ließ ihn hoffen, „in dieser herrlichen Versart immer sicherer vorzuschreiten." Er erzählt in den „Tag- und Jahresheften" dieses Jahres, wie er den epischen Tell, 1797 in der Schweiz concipirt, später dem dramatischen Tell Schiller's zu Liebe bei Seite gelegt habe, und fährt dann fort: „Beide konnten recht gut neben einander bestehen; Schillern war mein Plan gar wohl bekannt, und ich war zufrieden, daß er den Hauptbegriff eines selbständigen, von den übrigen Verschworenen unabhängigen Tell benutzte; in der Ausführung aber mußte er, der Richtung seines Talentes zufolge, sowie nach den teutschen Theaterbedürfnissen, einen ganz anderen Weg nehmen, und mir blieb das Episch-Ruhiggrandiose noch immer zu Gebote, sowie die sämmtlichen Motive, wo sie sich auch berührten, in beiden Bearbeitungen durchaus eine andere Gestalt annahmen." Leider ist die Welt um den Genuß gekommen, neben dem Schiller'schen Tell auch einen Goethe'schen zu besitzen und beide mit einander vergleichen zu können: „aber die Tage waren so ahnungsvoll," bemerkt Goethe, „die letzten Monate so stürmisch und so wenig Hoffnung zu einem freieren Athemholen, daß ein Plan, auf dem Vierwaldstädter See und auf dem Wege nach Altorf, in der freien Natur concipirt, in dem beängstigten Teutschland nicht wohl wäre auszuführen gewesen."

16) Die Trauung fand Sonntags den 19. Oct. in der Schloßkirche statt. Oberconsistorialrath Günther segnete sie ein. Goethe's Sohn und Riemer wohnten als Zeugen der feierlichen Handlung bei.

17) Goethe bewies auch in diesem Falle, wie sehr er sich über jene Empfindlichkeit, wie sie gewöhnlichen Menschen eigen zu sein pflegt, zu erheben wußte. Bekanntlich hatte sich Friedrich der Große in seiner Schrift „De la littérature allemande" über den „Götz von Berlichingen" ein ebenso beschränktes als wegwerfendes Urtheil erlaubt. Hierüber schrieb Goethe schon im Jahre 1781 an Möser's Tochter, Frau von Voigt: „Wenn der König meines Stückes in Unehren erwähnt, ist es mir nichts Befremdendes. Ein Vielgewaltiger, der Menschen zu Tausenden mit einem eisernen Scepter führt, muß die Production eines freien und ungezogenen Knaben unerträglich finden. Ueberdies möchte ein billiger und toleranter Geschmack wol keine auszeichnende Eigenschaft eines Königs sein." Und er setzt hinzu: „Mich dünkt, das Ausschließende zieme sich für Große und Vornehme," womit er freilich rücksichtsvoll entschuldigt, was doch an sich nicht wohl zu entschuldigen ist.

Wie das Jahr 1803, welches Herder, das Jahr 1805, welches Schiller von Goethe's Seite hinwegriß, und das Jahr 1806 mit seinen auf Weimar so schwer hereinbrechenden Kriegsereignissen für Goethe Trauerjahre gewesen waren, so wurde auch das Jahr 1807 für ihn ein Schmerzensjahr, indem am 10. April die Herzogin Amalie starb, oder wie Goethe sich ausdrückt, „den für sie im tiefsten Grunde erschütterten, ja zerstörten Vaterlandsboden, Allen zur Trauer, mir zum besondern Kummer verließ." Ihr Bruder, der Oberbefehlshaber der preußischen Armee, der Herzog von Braunschweig, war seiner bei Jena empfangenen Todeswunde erlegen, ihre Familie im Exil, das weimarische Ländchen, Preußen, ganz Nordteutschland in der eisernen Hand des übermüthigen Siegers: unter diesen Schlägen brachen Körper und Geist der mit seltenen Eigenschaften begabten, geistesheitern Fürstin zusammen. Goethe setzte ihr in seinem Lebensbilde „Zum feierlichen Andenken der Durchlauchtigsten Fürstin und Frau Anna Amalia" rc. ein Denkmal, von dem er selbst sagt, es sei „ein eiliger Aufsatz, mehr in Geschäftsform, als in höherem innerem Sinne abgefaßt." Dieser Aufsatz war bestimmt, nächsten Sonntag nach der Gedächtnißpredigt von den Kanzeln im Lande verlesen zu werden [18]).

Erholung suchte und fand Goethe in Karlsbad, das mehre Jahre lang in seinem Leben eine nicht bedeutungslose Rolle spielt, indem er es von 1806—1813 alljährlich besuchte, mit Ausnahme des Jahres 1809, wo der österreichisch-französische Krieg einen Besuch der böhmischen Bäder nicht zuließ. Hier machte er ihm werthe Bekanntschaften, hier stellte er geognostische und mineralogische Forschungen an, hier studirte er die reichhaltige Joseph-Müller'sche Sammlung, die, seit er sie 1807 in die neue Ordnung gebracht, welche sie seitdem behalten hat, auch wol die Goethe'sche genannt zu werden pflegt, und manche in dieses Gebiet einschlagende Abhandlungen Goethe's verdanken diesen karlsbader Beobachtungen Stoff und Anregung. Ueber alles dies, wie namentlich über die zahlreichen Bekanntschaften, die er mit hervorragenden Personen in Karlsbad anknüpfte, berichtet er, oft in ziemlich trocknem chronikartigem Style, in den „Tag- und Jahresheften," auf die hier verwiesen werden muß [19]). Er selbst versichert, er verdanke das Glück, „dem großen hereinbrechenden Kriegsunheile nicht unterlegen zu sein," der sorgfältig gebrauchten Cur in Karlsbad. Sein Aufenthalt hierselbst im Jahre 1806 war ihm so gut bekommen und es hatte ihm dort so wohl gefallen, daß er 1807 schon frühzeitig, in der zweiten Hälfte des Mai, sich daselbst wieder einfand. Auch poetisch war er diesmal hier thätig. Er selbst erzählt: „An kleineren Geschichten, ersonnen, angefangen, fortgesetzt, ausgeführt, war diese Jahreszeit reich; sie sollten alle, durch einen romantischen Faden unter dem Titel „Wilhelm Meisters Wanderjahre" zusammengeschlungen, ein wunderliches Ganze bilden." Hierzu gehören aus diesem Jahre der Schluß der „Neuen Melusine," „Der Mann von fünfzig Jahren," „Die kluge Thörin." Weiter entstanden im Laufe dieses Jahres die Dichtung „Pandora's Wiederkunft," die jedoch nicht über den ersten Act hinaus gedieh, ferner die Sonette, der Gedanke zu den „Wahlverwandtschaften," die Vorarbeiten zu der Biographie des inzwischen verstorbenen Malers Hackert, zu welcher ihm nach dessen Anordnung der handschriftliche Nachlaß desselben zugesendet worden, und einige Prologe, deren einen er für Leipzig schrieb, wo die weimarischen Schauspieler eine Zeit lang gastiren sollten.

Fast jedes der letzten Jahre war durch einen für Goethe höchst schmerzlichen Todesfall oder eine erschütternde Katastrophe bezeichnet gewesen; das Jahr 1808 sollte keine Ausnahme machen, denn am 13. Sept. starb oder entschlummerte sanft seine geliebte Mutter im 78. Lebensjahre. Sie selbst hatte, wie Goethe an Zelter schrieb, ihren Tod selbst angekündigt und als sie ihr bevorstehendes Ende fühlte, ihr Leichenbegängniß so pünktlich angeordnet, „daß die Weinsorte und die Größe der Bretzeln, womit die Begleiter erquickt werden sollten, genau bestimmt war." Mehrmals hatte er ihr, wie er in seinen „Tag- und Jahresheften" schreibt, einen ruhigen Aufenthalt bei sich angeboten; „aber sie fühlte," erzählt er weiter, „keine Sorge für ihre eigene Persönlichkeit; sie bestärkte sich in ihrem alttestamentlichen Glauben und durch einige zur rechten Zeit ihr begegnende Stellen aus den Psalmen und den Propheten in der Neigung zur Vaterstadt, mit der sie ganz eigentlich zusammengewachsen war; weshalb sie denn auch nicht einmal einen Besuch zu mir unternehmen wollte." Sicherlich hatte an diesem Entschlusse, nicht nach Weimar zu kommen, ihr Widerwille gegen alles höfische Wesen bedeutenden Antheil. Das väterliche Haus auf dem Großen Hirschgraben war übrigens schon in den 90ger Jahren sammt allen väterlichen Sammlungen, was man nur bedauern kann, verkauft worden und die Frau Rath hatte hierauf ein neues „lustiges" Quartier an der Hauptwache bezogen. Das Erfreuliche erlebte sie vor ihrem Tode noch, daß ihr Enkel August auf seiner Durchreise nach Heidelberg, wo er die Akademie bezog und wohin des Vaters „Segen, Sorgen und Hoffnungen ihm folgten," sie begrüßte. Einen andern schmerzlichen Verlust erlitt er durch den ebenfalls in diesem Jahre erfolgten Tod Fernow's, der in Weimar eine Anstellung als Bibliothekar bei der Herzogin Witwe erhalten hatte. „Sein Verlust war groß für uns," schreibt Goethe, „denn die Quelle der italienischen Literatur, die sich seit Jage-

18) Das bisher ungedruckte landesherrliche Rescript, womit diese Vorlesung anbefohlen wurde, findet sich in den Noten zu dem 2. Bande der Schaefer'schen Biographie Goethe's abgedruckt. 19) Zu den interessantesten Bekanntschaften, die er in Karlsbad und zwar im Sommer 1807 machte, gehören die mit dem berühmten Geologen Werner und die mit dem französischen Gesandten Grafen Reinhard und dessen hochgebildeter Gattin, einer Tochter des hamburger Reimarus, die beide teutscher Bildung und Gesinnung treu ergeben waren und sie mit Eifer in ihren Kreisen pflegten. Der Briefwechsel zwischen Goethe und Reinhard, dessen Herausgabe schon der Kanzler von Müller beabsichtigte, erschien 1850. Ueber den Aufenthalt Goethe's in Karlsbad vergleiche man die Schrift: „Briefwechsel und mündlicher Verkehr zwischen Goethe und dem Rathe Grüner" (Leipzig 1853.) und Guhrauer's Aufsatz: „Goethe in Karlsbad" im „Deutschen Museum" (1855).

mann's Abscheiden kaum wieder hervorgethan hatte, versiegte zum zweiten Male."

Das Jahr 1808 brachte ihm aber auch eine besondere Auszeichnung, indem ihm Napoleon während des erfurter Herbstcongresses bei einer Audienz, zu der er berufen wurde, und bei andern Gelegenheiten seine Huld bezeigte, und zwar nicht allein als dem berühmtesten Autor der damaligen Zeit, sondern als einem Autor, der schon längst ein Gegenstand seiner besondern Sympathie gewesen. Denn Goethe's „Werther" hatte zu Napoleon's Lieblingsbüchern in seinen jüngern Jahren gehört und ihn, in der französischen Uebersetzung von Sevelinges, sogar nach Aegypten begleitet. Er hatte sich in den „Werther" so eingelesen, daß er darin fast ebenso einheimisch war wie der Autor selbst und sich von jeder Einzelnheit desselben Rechenschaft geben konnte.

Am 29. Sept. wurde Goethe von seinem Herzoge nach Erfurt beschieden, wo er mehre Tage blieb und den Darstellungen der den französischen Kaiser begleitenden Schauspielergesellschaft beiwohnte, und zwar den Aufführungen von Racine's „Andromache" und „Britannicus" und Voltaire's „Oedipus." Namentlich von Talma's Spiel war Goethe ganz hingerissen und man legte französischerseits auf seinen Beifall so großen Werth, daß der „Moniteur" vom 8. Oct. Goethe mit unter den vornehmen Gästen aufzählte und die Bemerkung hinzufügte: „er scheint unsere Schauspieler vollkommen zu würdigen und vor Allem die aufgeführten Meisterwerke zu bewundern."

Nachdem Goethe mit dem französischen Minister Maret im Gesellschaftscirkel der Frau von der Recke zusammengetroffen und dieser seinem Kaiser von dem außerordentlichen Eindrucke, den der teutsche Autor auf ihn gemacht, berichtet hatte, wurde Goethe am 2. Oct. zu einer Audienz bei dem Kaiser beschieden. So blickten nun die beiden hervorragendsten Männer der Zeit, der eine so groß und allherrschend auf dem politischen und militairischen wie der andere auf geistigem Gebiete, jeder des andern Bewunderer, einander ins Auge; nur war Napoleon, abgesehen von der nothwendig größeren Sicherheit, womit er die französische Sprache handhabte, in sofern im Vortheile, als das Ceremoniell dem Dichter gewisse Schranken auflegte, die der Kaiser im Gefühle und Besitze seiner keinen Widerspruch duldenden imperatorischen Stellung nicht zu respectiren brauchte und auch nicht zu respectiren gewohnt war, weshalb er auch dem Dichter gegenüber gewissermaßen die Miene eines übrigens wohlgeneigten Examinators annahm. Goethe mußte daher manche Bemerkung des kaiserlichen Kritikers hinnehmen, ohne sich dagegen so wehren zu können, wie er wol gewünscht und gekonnt hätte. Namentlich tadelte Napoleon an dem „Werther," den er in für Goethe schmeichelhaftester Weise siebenmal gelesen zu haben versicherte, also öfter, als sich dessen heutzutage wol irgend der größte Verehrer Goethe's und des „Werther" rühmen darf, daß der Dichter in nicht naturgemäßer und bei dem Lesen die Vorstellung von dem übermächtigen Einflusse der Liebe auf Werther schwächender Weise an einigen Stellen die Motive des gekränkten Ehrgeizes mit denen der leidenschaftlichen Liebe vermischt habe. Goethe hätte nun freilich mit Recht einwenden können, daß zu so entscheidenden und verzweifelten Entschlüssen, wie der des Selbstmords sei, in der Regel mehre Motive mitwirkten, daß, wie dies bei Jerusalem wirklich der Fall gewesen zu sein scheint, Ehrgeiz in der Liebe auch sehr wohl mit Ehrgeiz in Bezug auf gesellschaftliche Stellung u. s. w. Hand in Hand gehe, daß die Leidenschaften des Menschen überhaupt selten ganz ungemischter und einfacher Art seien, daß, wer auf der einen Seite besonderes Glück genieße, das Unglück, das ihm in der andern Richtung widerfahre, leichter zu ertragen pflege. Aber Goethe, durch die anerkennende und gründliche Analyse, die sonst der Kaiser seinem Romane angedeihen ließ, in eine heitere Stimmung versetzt, gab dem Kaiser im Ganzen recht und entschuldigte diesen angeblichen Fehler nur als einen „Kunstgriff, um gewisse Wirkungen hervorzubringen, die der Dichter auf dem einfachen Wege nicht erreichen könne." Was Goethe sicherlich jedem andern Recensenten gegenüber als ein Ergebniß echten dichterischen Instincts, richtiger psychologischer Erkenntniß und wahrer Lebensbeobachtung in Schutz genommen haben würde, das wagte er seinem kaiserlichen Recensenten gegenüber nur als einen „Kunstgriff" zu entschuldigen, freilich mit lächelndem Munde und vielsagender heiterer Miene. Außerdem suchte Napoleon auch im dramatischen Fache als Kritiker vor Goethe zu glänzen, und zwar zum Theil durch Redensarten, die Lewes mit Recht „hochtrabend" nennt, und als Daru das Gespräch auf Goethe's Theaterstücke, von denen Napoleon wol keins gekannt haben mag, besonders aber auf seine Bearbeitung des „Mahomet" geleitet hatte, suchte Napoleon aus einander zu setzen, daß und weshalb „Mahomet" ein schlechtes Stück sei; er sprach sich misbilligend über die Schicksalsstücke aus und bemerkte unter Anderem: „Was will man jetzt mit dem Schicksale? Die Politik ist das Schicksal!" fügte auch jedesmal, wenn er etwas zu Ende gesprochen, die Frage hinzu: „Qu'en dit Mr. Goët?" Schließlich, nachdem er sich noch in Zwischenpausen mit Daru über die preußische Contributionssache und mit dem später eingetretenen Soult über polnische Angelegenheiten besprochen, sagte Napoleon zu Goethe: „Das Trauerspiel sollte die Schule der Könige und der Völker sein; das ist das Höchste, was der Dichter erreichen kann. Sie sollten z. B. den Tod Cäsar's auf eine würdige Weise, besser als Voltaire, schreiben; das könnte eine würdige Aufgabe Ihres Lebens werden. Man müßte der Welt zeigen, wie Cäsar sie beglückt haben würde, wie Alles ganz anders geworden sein würde, wenn man ihm Zeit gelassen hätte, seine hochsinnigen Pläne auszuführen. Kommen Sie nach Paris; ich fordere es durchaus von Ihnen! Dort gibt es größere Weltanschauung; dort werden Sie überreichen Stoff für Ihre Darstellungen finden." Beim Abschiede hörte man ihn zu Berthier und Daru die Worte sagen: „Voilà un homme!" ähnlich wie er den Dichter gleich Anfangs mit der schmeichelhaften und vielsagenden Phrase empfangen hatte: „Vous êtes un homme!" Auch nach seinem Alter (als ob er

dies erst von Goethe selbst hätte erfahren müssen!) erkundigte sich Napoleon, wahrscheinlich nur, um ihm das triviale Compliment zu machen, daß er sich für seine Jahre ein wunderbar frisches Aussehen bewahrt habe; er hatte ihn ferner auch über seine Familie befragt und es verdient bei diesem Anlasse die von Einigen aufgestellte Vermuthung erwähnt zu werden, daß zu dem Entschlusse Goethe's, seinen Liebesbund mit seiner Christiane auch kirchlich einsegnen zu lassen, die Rücksicht auf Napoleon mitgewirkt habe; denn der französische Kaiser theilte in Betreff solcher Verhältnisse nicht die emancipirten Ansichten des Herzogs. Freilich nicht aus Gründen der Sittlichkeit, sondern nur der Sitte und des äußern Anstandes. Die Politik war ja, wie man weiß, für ihn das allein Maßgebende, also auch der Regulator der Sittlichkeit.

Ueber den Eindruck, den diese fast eine Stunde dauernde Unterhaltung auf Goethe gemacht, bemerkt Lewes: „durch die Aufmerksamkeiten Napoleon's fühlte sich Goethe höchlich geschmeichelt und er hatte dessen kein Hehl;" und Schaefer: „Man konnte es Goethe anmerken, daß diese Audienz einen mächtigen Eindruck hinterlassen hatte, obgleich er vermied, von ihren Einzelnheiten zu reden und selbst den Anfragen des Herzogs möglichst auszuweichen suchte. Mit dem Gedanken an eine Reise nach Paris beschäftigte er sich lange Zeit." Man vergesse nicht, daß Goethe vor Nichts so großen Respect hatte als vor gewaltigen, Menschheit und Schicksal bezwingenden Individuen, daß er selbst in frühern Jahren mit dem Plane zu einer Tragödie „Julius Cäsar" umgegangen war und daß er in der Aufforderung Napoleon's, einen „Tod Cäsar's" und einen bessern als Voltaire zu schreiben, einen Wink des Schicksals erkennen mochte. Freilich nur für einige Zeit. Goethe war im Innern zu teutsch- und zu freigesinnt, um nicht bei reiflicherer Ueberlegung den Gedanken zu verwerfen, in Paris die Regierung Napoleon's verherrlichen zu helfen und nach dessen Ansichten einen Julius Cäsar, mit dem Napoleon gern verglichen sein mochte, zu schreiben und dann vielleicht in französischer Bearbeitung auf Befehl des französischen Kaisers auf dem Théâtre français dargestellt zu sehen.

Einige Tage darauf kam Napoleon nach Weimar, wohin sich Goethe bereits am 4. zurückbegeben hatte, um für die Aufführung der Tragödie „Julius Cäsar" durch die französischen Schauspieler, die dann am 6. stattfand, die nöthigen Anordnungen zu treffen [20]). Zwar hatte der Herzog den Dichter aufgefordert, etwas ganz Besonderes zur Verherrlichung dieser Tage auszudenken, und es kamen auch mehre großartige Pläne in Vorschlag; aber um sie auszuführen, war die Zeit zu kurz. Man beschränkte sich darauf, eine große Jagd (auf dem Schlachtfelde von Jena!) und einen Hofball zu veranstalten. Auf letzterem unterhielt sich Napoleon wieder längere Zeit mit Goethe, auch diesmal besonders über die Tragödie, von der er sagte, daß sie in gewisser Hinsicht über der Geschichte stehe, sprach sich auch, französischer Kunstansicht huldigend, über scharfe Abgrenzung der Gattungen aus, indem er gegen Goethe bemerkte: „Ich wundere mich, daß ein so großer Geist wie Sie für die scharf begrenzten Gattungen (les genres tranchés) keinen Geschmack hat." Mit Wieland, den der französische Kaiser gleichfalls besonders auszeichnete und unter Anderem zu dem Hofballe eigens in einem Hofwagen zu holen befohlen hatte, wurde dann Goethe noch zu einem Frühstücke geladen; doch versagte der Kaiser sich diesmal das Vergnügen, sich das Ansehen eines Ausschlag gebenden Aesthetikers und Kritikers zu geben; er unterhielt sich mit beiden Männern huldvoll, aber der Hauptsache nach mehr nur über ihre persönlichen Verhältnisse. Nach des Kaisers wenige Tage darauf erfolgter Rückkehr nach Erfurt wurden Goethe und Wieland mit dem Orden der Ehrenlegion begnadet. In seinen „Tag- und Jahresheften" befindet sich am Schlusse der Mittheilungen aus dem Jahre 1808 die Bemerkung: „Der im September erst in der Nähe versammelte, dann bis zu uns heranrückende Congreß zu Erfurt ist von so großer Bedeutung, auch der Einfluß auf meine Zustände so wichtig, daß eine besondere Darstellung dieser wenigen Tage wol unternommen werden sollte." Es ist sehr zu bedauern, daß Goethe dies zu thun unterlassen hat [21]).

Von dem folgenden Jahre 1809 bemerkt Goethe: „Dieses Jahr muß mir in der Erinnerung, schöner Resultate wegen, immer lieb und theuer bleiben; ich brachte solches ohne auswärtigen Aufenthalt, theils in Weimar, theils in Jena zu, wodurch es mehr Einheit und Geschlossenheit gewann als andere, die meist in der Hälfte durch eine Badereise zerschnitten, an mannichfaltiger Zerstreuung zu leiden hatten." Sein längerer Aufenthalt in Jena wurde dadurch hervorgerufen, daß der Herzog, ohne Zweifel hauptsächlich auf Goethe's und von Voigt's Betrieb, die Anordnung getroffen hatte, „daß alle unmittelbaren Anstalten für Wissenschaft und Kunst unter Eine Oberaufsicht versammelt, aus Einer Kasse bestritten und in Einem Sinne verhältnißmäßig fortgeführt werden sollten."

Wichtig wurde dieses Jahr auch durch die Vollendung der „Wahlverwandtschaften," deren Entwurf bereits dem Jahre 1807 angehört. Er hatte Anfangs im Sinne, den Stoff, der diesem Romane zu Grunde gelegt ist, so kurz und novellistisch zu behandeln wie die kleinen Erzählungen in „Wilhelm Meister's Wanderjahren," aber „der Stoff war allzubedeutend und zu tief in mir gewurzelt," schreibt Goethe im J. 1807, „als daß ich ihn auf eine so

20) Napoleon soll, wie Henriette von Knebel ihrem Bruder schreibt, nach der Aufführung zur Herzogin gesagt haben: „Étrange pièce ce César! Pièce républicaine! J'espère que cela ne fera aucun effet ici?"

21) Näheres über Goethe's Unterredungen mit Napoleon enthalten des Kanzlers von Müller „Denkwürdigkeiten;" einige Nachträge dazu enthält der 9. Band von Thiers' „Histoire du consulat et de l'empire," wie Schaefer vermuthet, nach Talleyrand's Mittheilungen, welcher der ersten Unterhaltung beiwohnte und darüber, wie Soret versichert, etwas in seinen Papieren aufgezeichnet haben soll. Vergl. übrigens *S. Sklover*, „Entrevue de l'empereur Napoléon I. avec Goethe." (2. Ausgabe; Paris 1853.)

leichte Art hätte beseitigen können." Und im J. 1809 bemerkt er über diesen in Sprache und Darstellung den Stempel der Meisterschaft tragenden, ein höchst merkwürdiges psychologisches Problem und einen herzzerschneidenden Conflict mit der Ruhe vollendeter Plastik behandelnden Roman: „Um von poetischen Arbeiten nunmehr zu sprechen, so hatte ich vor Ende Mais an die Wahlverwandtschaften, deren erste Conception mich schon längst beschäftigte, nicht wieder aus dem Sinne gelassen. Niemand verkennt an diesem Romane eine tief leidenschaftliche Wunde, die im Heilen sich zu schließen scheut, ein Herz, das zu genesen fürchtet [22]). Schon vor einigen Jahren war der Hauptgedanke gefaßt, nur die Ausführung erweiterte, vermannichfaltigte sich immerfort und drohte die Kunstgrenze zu überschreiten." In diese Zeit fallen auch die ersten Vorarbeiten zu dem Unternehmen einer Selbstbiographie, das er selbst „bedeutend" nennt, weil mit Sorgfalt und Umsicht verfahren werden mußte, „da es bedenklich schien, sich lange verflossener Jugendzeiten erinnern zu wollen." Doch ward endlich der Vorsatz dazu gefaßt mit dem Entschlusse, „gegen sich und Andere aufrichtig zu sein und sich der Wahrheit möglichst zu nähern, in soweit die Erinnerung nur immer dazu behilflich sein wollte."

Das Jahr 1810 nennt Goethe selbst ein „bedeutendes Jahr, abwechselnd an Thätigkeit, Genuß und Gewinn," sodaß er bekennt, sich bei einem „überreichen Ganzen" in Verlegenheit zu fühlen, wie er die Theile „gehörig ordnungsmäßig" darstellen solle. Zunächst wurde er endlich mit dem letzten Striche an seiner „Farbenlehre" fertig, an der er nun 18 Jahre lang gesonnen und gearbeitet hatte und welche noch im Laufe dieses Jahres in 2 Bänden, mit einem Hefte von 16 Kupfern und deren Erklärung, bei Cotta erschien. Die rastlose Thätigkeit seines immer weiter combinirenden Geistes führte ihn nun zu der Idee, von einem ähnlichen Gesichtspunkte eine Tonlehre zu schreiben, und so entsprang eine ausführliche Tabelle, „wo in drei Columnen Subject, Object und Vermittelung aufgestellt werden." Ueberhaupt trat ihm um diese Zeit, theils durch seine Verbindung mit Zelter und die daher rührenden Anregungen, theils durch die Uebungen der von Eberwein trefflich dirigirten „freiwilligen Hauskapelle" die Musik sehr nahe. Dieser Musikverein gab auch öffentliche Unterhaltungen im Theater und führte namentlich solche Musikstücke auf, welche zu hören das Publicum sonst keine Gelegenheit findet, „und woran jeder Gebildete sich wenigstens einmal im Leben sollte erquickt und erfreut haben." Als Beispiel nennt er selbst die Zelter'sche Composition zu seiner trefflichen Dichtung „Johanna Sebus," die, wie er bemerkt, „einen unauslöschlichen Eindruck in allen Gemüthern zurückließ."

Begreiflicherweise blieben diese unablässigen Arbeiten und geistigen Aufregungen, zu denen sich noch diejenigen gesellten, die ihm fortdauernd die Leitung des Theaters verursachten, auf seinen Gesundheitszustand nicht ohne Einfluß, wenigstens schreibt Ludwig von Knebel am 16. Jan. 1810 an seine Schwester aus Jena: „Ich höre Goethe ist mit seiner Gesundheit gar nicht im guten Stande. Das thut mir auch wehe. Er greift sich zu sehr an. Er muß ins Karlsbad, wohin er sich, wie ich höre, gar sehr sehnt [23])." Zur geeigneten Jahreszeit besuchte er dann auch Karlsbad, wo er namentlich die Verwüstung, die der Sprudel angerichtet, mit großem Interesse betrachtete. Die interessanteste Bekanntschaft, die er diesmal hier machte, war die mit dem Könige Ludwig von Holland, Bruder Napoleon's, der vor kurzem seine Krone niedergelegt hatte. Ludwig miethete sich in dem nämlichen Hause ein, wo Goethe wohnte; dieser wollte sogleich ausziehen und die ganze Etage räumen; der König litt es aber nicht, sondern erklärte, daß er auf keinen Fall davon Gebrauch machen werde. Sein interessantes Urtheil über König Ludwig führt Johannes Falk an [24]). Goethe rühmt ihn als das entschiedenste Gegenbild seines Bruders, des Kaisers, als ein Muster von Milde, Sanftmuth, menschlichem Sinne, als einen der „friedfertigsten Charaktere," die er im Leben kennen gelernt. Wahre Frömmigkeit und ungeheuchelter christlicher Sinn, die immer für den als Heiden gescholtenen Goethe so viel Anziehendes hatten, zeichneten des Königs ganze Denk- und Handlungsweise aus. Als Goethe, der zuweilen auch noch im höhern Alter sich zu rascheren Aeußerungen hinreißen ließ, als ihm selbst lieb war, einmal im Gespräche mit einem fanatisch katholischen Begleiter des Königs die Behauptung aufstellte, daß unstreitig die Bibel das gefährlichste Buch sei, weil wol leicht kein anderes so viel Gutes und doch wieder so viel Böses im Menschengeschlechte zur Entwickelung gebracht habe, sagte der König mit gewohnter Freundlichkeit und Milde blos scherzweise: „Cela perce quelquefois que Monsieur de Goethe est hérétique." Während seines diesjährigen Aufenthalts in Karlsbad verfaßte Goethe eine nur in Abschrift unter wenigen Eingeweihten verbreitete erotische Dichtung in achtzeiligen Stanzen mit dem Motto aus Tibull: „Aliam tenui, sed jam quum gaudia adirem Admonuit dominae deseruitque Venus," welche meisterhaft in Form und Darstellung und, wenn man will, auch von tief sittlicher Tendenz ist, die man freilich nach den vorhergegangenen, mit den glühendsten Farben geschilderten erotischen Situationen kaum so erwartet hätte. Die Dichtung blieb denn auch, wie manche von ihm selbst unterdrückte römische Elegien, von seinen Werken ausgeschlossen.

Im Laufe dieser letzten Jahre hatte sich Goethe wieder mehr der romantischen Poesie und dem Mittelalter genähert, damit an eine alte Liebe aus den straßburger Jugendtagen wieder anknüpfend. Die Romantik war ja die geistige Strömung, welche im Gegensatze gegen alles französische Wesen die Gemüther in Teutschland damals beherrschte, und auch Goethe konnte und mochte sich ihr nicht ganz verschließen, um so weniger, da er diese

22) Man wird diese Worte zu deuten wissen, wenn man sich erinnert, daß seine heftige Neigung zu Minna Herzlieb, von der noch später die Rede sein wird, in diese Jahre fällt.

23) Siehe „Aus Ludwig von Knebel's Briefwechsel mit seiner Schwester Henriette," herausgegeben von H. Düntzer. (Jena 1858.) 24) Siehe dessen schon erwähnte Schrift: „Goethe aus näherem persönlichem Umgange dargestellt" S. 141.

Richtung durch „Götz von Berlichingen" und „Faust," durch Mährchen und Balladen u. s. w. ja selbst mit angebahnt hatte. Man wandte sich zu den Quellen teutschen Volksthums wieder zurück, man sammelte Volkslieder und Volkssagen und Goethe, mährchenliebend wie er war, konnte diesen Bestrebungen nur seinen Beifall zollen, nur seine Förderung angedeihen lassen. In diese Zeit fällt seine Bekanntschaft mit dem Epos der „Nibelungen," das er zwar nicht wie manche Ultragermanisten der Ilias gleich oder gar über sie stellte, das aber doch sein lebhaftestes Interesse erregte. „In geselliger Unterhaltung," schreibt er im Jahre 1809, „wandte sich das Interesse fast ausschließlich gegen nordische und überhaupt romanische Vorzeit. Die nach dem Originale aus dem Stegreife vorgetragene und immer besser gelingende Uebersetzung hielt durchaus die Aufmerksamkeit einer edeln Gesellschaft fest, die sich fortwährend Mittwochs in meiner Wohnung versammelte. Fierebras und andere ähnliche Heldensagen und Gedichte, König Rother, Tristan und Isolde, folgten und begünstigten einander; besonders aber wurde die Aufmerksamkeit auf Wilkina Saga und sonstige nordische Verhältnisse und Productionen gelenkt, als der wunderliche Fußreisende Runen-Antiquar Arndt bei uns einkehrte." Sicherlich wäre Niemand in Teutschland so geeignet gewesen als Goethe, die „Nibelungen" durch eine volksthümliche Reproduction in derselben Weise wieder lebendig zu machen, wie er den „Reineke Fuchs" wieder lebendig gemacht hat, und es mag ein Genuß gewesen sein, ihn die „Nibelungen" verneuteutschen zu hören.

Hierzu kam seine in diese Periode fallende Bekanntschaft mit den in München herausgegebenen Handzeichnungen Albrecht Dürer's, das „schönste Geschenk des aufkeimenden Steindrucks," wie er sie nennt, mit den Zeichnungen und Sammlungen der Gebrüder Boisserée, mit Cornelius' Skizzen zum „Faust" und den „Nibelungen"[25]), mit Calderon, dessen vorzüglichste Dramen er seit etwa 1800 nach und nach kennen lernte und seit 1811 auf der weimarischen Bühne einzubürgern suchte. Mit der Aufführung des „Standhaften Prinzen," welcher dann die des Schauspiels „Das Leben ein Traum" und der „Zenobia" folgten, wurde, wie Goethe selbst bemerkt, der Bühne eine „ganz neue Provinz" erobert. Calderon zog ihn um jene Zeit so mächtig an, daß das Interesse für Shakespeare darunter fast zu leiden hatte, obschon er das hervorragend Gesunde, Tüchtige, Ganze im Shakespeare niemals verkannte, und in seiner receptiven, nachbildnerischen Weise suchte er sich sogar der Calderon'schen Versification und Diction zu bemächtigen. Ein dramatisches Fragment „Eginhard" mit christlich-culturhistorischer Tendenz, in seinen nachgelassenen Werken unter der Ueberschrift: „Fragmente einer Tragödie" mitgetheilt, in seinen Tagebüchern „Das Trauerspiel in der Christenheit" genannt, beweist dies[26]). Daher unterhielt Goethe auch mit den Hauptvertretern der romantischen Richtung in Teutschland lebhaften Verkehr; er protegirte früher die beiden Schlegel, von denen Friedrich ihm noch von Paris aus „hinreichende Nachricht" gab; Tieck las ihm im J. 1799 die „Genoveva" vor, „deren wahrhaft poetische Behandlung" ihm den „freundlichsten Beifall" abgewann; in demselben Jahre fand er die Anwesenheit August Wilhelm Schlegel's für sich „gewinnreich;" er interessirte sich für Oehlenschläger's Stücke wie für dessen Person; er brachte Werner's Trauerspiel „Der 24. Februar" in vortrefflicher Darstellung mit großem Erfolge zur Aufführung; auch rühmte er sich gegen Falk, ein Recht zu haben, Heinrich von Kleist zu tadeln, weil er ihn „geliebt und gehoben habe"[27]). Man kann daher nicht sagen, daß Goethe sich damals gegen den jüngern Nachwuchs gleichgültig und vornehm abweisend verhalten habe; er unterstützte und förderte sie vielmehr, so weit es sich thun ließ; mit ihren mystischen Ausgeburten und Caricaturen konnte er sich freilich nicht befreunden; denn alles Verworrene und blos Nebelhafte war seiner Natur aufs Tiefste zuwider. Zu erwähnen sind in diesem Zusammenhange die von Goethe zur Erklärung eines am 30. Jan. 1810 stattgehabten und am 16. Febr. wiederholten Maskenzugs von Goethe gedichteten Strophen „Die romantische Poesie," worin die Namen Siegfried, König Rother, Brunhild u. s. w. auftauchen.

Goethe kam aber bei dieser Verflechtung mit der Romantik nicht ungestraft weg; er wurde in Folge davon selbst der Gegenstand einer romantischen Dichtung, die, erst nach Goethe's Tode erschienen, unter dem Titel „Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde" sattsam bekannt ist. Die Verfasserin desselben ist Bettina (Elisabeth) Brentano, Tochter jener Maximiliane La Roche, für die Goethe vorübergehend einmal eine ziemlich lebhafte Neigung gefühlt hatte. Zum ersten Male kam Bettina nach Weimar im J. 1807, damals 22 Jahre alt. Goethe fand ihr Wesen „geistreich, wenn auch barock"[28]); jedenfalls kann aber von einer leidenschaftlichen Hingebung an sie, welche Bettina selbst dem damals nahe sechzigjährigen

25) An diesen rühmt er in seinen „Tag- und Jahresheften" unter Anderem den „alterthümlich tapferen Sinn" u. s. w. Hiermit, wie mit seinem Briefe an Cornelius vom 8. Mai 1811, den die augsburger „Allgemeine Zeitung" in Nr. 128 für 1858 veröffentlichte, stehen seine 1828 zu dem Maler Stieler über Cornelius geäußerten Worte (s. später) in einigem Misklange.

26) Ueber Goethe's Verehrung für Calderon vergl. man namentlich die dahin einschlagenden Stellen in der Schrift: „Aus dem Leben von Johann Diederich Gries" (1855), besonders Goethe's Aeußerung gegen Knebel über einige von Gries übersetzte Strophen aus der „Zenobia" (S. 95. 96), die Briefe Goethe's an Gries vom Jahre 1815 (S. 107), Mai 1816 (S. 118), aus den Jahren 1821 und 1822 (S. 130. 131). Ueber jenes Trauerspielfragment und Goethe's Verhältniß zu Calderon handelt gründlich ein Aufsatz von W. von Biedermann in Nr. 34 u. 35 der „Wissenschaftlichen Beilage der Leipziger Zeitung," 1861. 27) Er sagte zu Falk unter Anderem (vergl. dessen schon erwähnte Schrift über Goethe): „Sie wissen, welche Mühe und Proben ich es mir kosten ließ, seinen „„Wasserkrug"" aufs hiesige Theater zu bringen". Unter dem „Wasserkrug" ist Kleist's Lustspiel: „Der zerbrochene Krug" gemeint, das übrigens bei seiner ersten Aufführung in Weimar (1808) gänzlich misfiel. 28) Auf Gries, der Bettina auf einer Reise in München kennen lernte, machte dieselbe „keinen angenehmen Eindruck; sie kam ihm vor wie eine Caricatur von Mignon." Vergl. das schon angeführte Buch über Gries S. 90.

Goethe andichtet, nicht die Rede sein, und gewiß ist Schaefer im Rechte, wenn er, namentlich auf die Mittheilungen Riemer's, eines in diesem Falle sicherlich verläßlichen Gewährsmannes gestützt, die Ansicht verficht, „daß Goethe Bettina's phantastischer Liebe gegenüber eine ablehnende Haltung beobachtete." Im J. 1811 besuchte sie als Frau von Arnim mit ihrem Gatten, dem Dichter Achim von Arnim, abermals Weimar. Goethe bemerkt hierüber in seinen „Tag- und Jahresheften:" „Das Ehepaar von Arnim hielt sich eine Zeit lang bei uns auf; ein altes Vertrauen hatte sich sogleich eingefunden; aber eben durch solche freie unbedingte Mittheilungen erschien erst die Differenz, in der sich ehemalige Uebereinstimmung aufgelöst hatte. Wir schieden in Hoffnung einer künftigen glücklichern Annäherung."

Es ist hier allerdings von einer Differenz die Rede, ob sie aber in so schroffer Weise stattgefunden hat, wie Lewes berichtet, erscheint doch zweifelhaft. Lewes, der nicht blos gegen Bettina, sondern auch gegen das ganze Brentano'sche Geschlecht als ein „wenig verständiges" loszieht, erzählt nämlich: „Was ich darüber von völlig verläßlicher Seite erfahren habe und in der Hauptsache für durchaus genau halte, ist Folgendes: Eines Tages ging Bettina mit Goethe's Frau nach der Kunstausstellung, für die sich Goethe sehr interessirte; ihre boshaften Bemerkungen, namentlich über Heinrich Meyer, verletzten Christiane, die ihr scharf darauf diente. Es kam zum Wortwechsel und endlich zur gröblichen Beleidigung (high words rose, gross insult followed). Goethe nahm seine schwer gekränkte Frau in Schutz und verbot Bettinen sein Haus. Vergebens bat sie bei einem folgenden Besuche Goethen um eine Zusammenkunft; er war entschlossen; er hatte einem Verhältnisse, welches nicht Freundschaft sein konnte, sondern nur Verlegenheiten brachte, für immer ein Ende gemacht."

Diese Mittheilung, wonach Bettina und Christiane auf öffentlicher Straße die Streitscene zwischen Chriemhild und Brunhild reproducirt und einander sogar gröblich beleidigt hätten, sieht etwas nach Klatsch aus, und er hat nicht einmal das Verdienst besonderer Neuheit, da schon Stephan Schütze Aehnliches berichtet. Daß Goethe nicht duldete, daß Christiane, seine nunmehrige Gattin, insultirt würde, ist bekannt und man kann dies nur in der Ordnung finden, man kann ihn dafür nur loben; aber daß Bettina in dieser Weise das Gastrecht und die gewöhnlichsten Formen der Schicklichkeit verletzt und in seiner Gattin auch den von ihr verehrten Goethe in „gröblicher" Weise beleidigt haben sollte, ist doch kaum glaublich. Lewes behauptet, Goethe habe der Frau von Arnim „sein Haus verboten" und seinem Verhältnisse mit ihr „für immer ein Ende gemacht;" das widerstreitet aber doch wol den eigenen Worten Goethe's: „Wir schieden in Hoffnung einer künftigen glücklichern Annäherung." Eine Differenz, das gibt Goethe zu, habe stattgefunden; aber sie war nicht der Art, um die Hoffnung auf eine künftige „glücklichere Annäherung" abzuschneiden, was aber der Fall gewesen sein würde, wenn Goethe der Frau von Arnim förmlich das Haus verboten, wenn überhaupt der Vorfall in der von Lewes angegebenen Weise stattgefunden hätte.

Uebrigens bemerkt Lewes selbst in einer Note: „Nevertheless, in all such narratives there is generally some inacurracy, even when relating to contemporary events." August Boden tadelt mit Recht, daß Frese diese Note in seiner Uebersetzung weggelassen habe, und bemerkt dann weiter: „Diese Anekdote verdient keinen Glauben, aber wäre sie wahr, so müßte grade Herr Lewes bei seiner günstigen Ansicht über Goethe's Gattin es ehrend anerkannt haben, daß Bettina, der man gewiß edle Eigenschaften des Herzens nicht absprechen kann, sich nicht an jener rächte. Im Gegensatze zu der übrigen damaligen vornehmen Damenwelt, welche der Christiane Vulpius nicht leicht Gerechtigkeit widerfahren ließ, räumt ihr Bettina in einem Buche, welches Hrn. Lewes ganz für Roman gilt (Th. I. S. 175; 221—222; 223), einen ehrenvollen Platz ein" [29]).

Wahrscheinlich ist die „Differenz," von der Goethe spricht, von ganz anderer subtilerer Art gewesen. Bettina machte vielleicht die Prätension, mit ihrer ihm unbequemen Originalität vor ihm zu glänzen, ihn zu einem hingebenderen Ideentausche zu bewegen und von ihm als ein Genius anerkannt zu werden, der ihm ebenso viel wiedergäbe, als von ihm empfinge, nicht blos von ihm befruchtet werde, sondern auch ihn befruchte. Diese Prätensionen wies er halb tändelnd in seiner mitunter schlauen Weise zurück. Riemer berichtet, daß, als sie bei ihren abendlichen Besuchen ihm von ihren Herzensangelegenheiten vorerzählen wollte, Goethe ihr beständig dadurch in die Quere gekommen sei, daß er sie auf den grade in seiner völligen Pracht und Größe am Himmel stehenden Kometen aufmerksam gemacht, ein Fernrohr nach dem andern herbeigeholt und sich weitläufig über das Meteor ausgelassen habe. Nach Weiberart hat sie sich dann vielleicht für diese Behandlung an Christiane, die ihr die Ursache davon zu sein scheinen mochte, durch gewisse Anzüglichkeiten, wenn auch schwerlich durch „gröbliche Beleidigung" schadlos gehalten. Selbst Schaefer gibt zu, daß es endlich in diesen Herbsttagen zu einem völligen Bruche gekommen sei, „veranlaßt durch Bettina's beleidigende Aeußerungen gegen Goethe's Frau," daß sein Zorn sie, nach der Bezeichnung von Stephan Schütze, „wie ein Donner vom Sinai" getroffen, und daß er bei ihrem letzten Besuche, trotz inständiger Bitte, sie zu sehen, mit einem herben Worte des Unwillens sich geweigert habe, sie zu empfangen. Man muß auch solche Gewährsmänner hören, namentlich Schaefer, der in solchen Dingen sehr vorsichtig ist. Aber man kennt auch die Klatschhaftigkeit Weimars und diese ist gleichfalls in Rechnung zu bringen. Sicherlich hat der Bruch nicht in so schroffer Weise stattgefunden, wie Lewes ihn vorgehen läßt. Goethe

29) Vergl. in der Schrift: „Dr. Wolfgang Menzel's in seiner „„Deutschen Dichtung von der ältesten bis auf die neueste Zeit"" gegen die Größen unserer classischen Literatur erhobenen Anklagen beleuchtet von August Boden" (Frankfurt a. M. 1860.) den Anhang: „Ueber Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde, seine Freunde und Gegner. Ein Wort zur Verständigung."

spricht, jedoch vielleicht etwas euphemistisch, nur von „freien, unbedingten Mittheilungen," die, auf „altes Vertrauen" gestützt, eine Differenz erzeugt hätten. Welcher Art waren diese Mittheilungen? Bezogen sie sich vielleicht auf sein früheres Verhältniß zu Bettina? Suchte sie gewisse ältere Ansprüche, zu denen sie berechtigt zu sein sich einbildete, Christiane gegenüber geltend zu machen? Jedenfalls scheint so viel richtig zu sein, daß er ihre spätern Briefe unbeantwortet ließ und als sie ihn später wieder in Weimar aufsuchte, sie „sich gern vom Leibe hielt," wie er sich gegen einen Freund ausdrückte. Ludwig Rellstab erzählt in seinen Memoiren „Aus meinem Leben," daß, als er sich grade einmal (Anfangs der zwanziger Jahre) an einem Gesellschaftsabende bei Goethe befunden, Bettina sich habe anmelden lassen und natürlich auch von ihm empfangen worden sei; Goethe habe sich jedoch wenig mit ihr abgegeben. Er, Rellstab, habe dann noch an demselben Abende versichern gehört, daß Bettina mit diesem Besuche eine Versöhnung mit Goethe bezweckt habe, und daß es ihr nur vermittels einer Ueberraschung gelungen sei, Zulassung in sein Haus zu erhalten.

Ihr Buch: „Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde" ist in der That merkwürdigerweise von Manchen als eine ganz besondere Quelle von Geheimaufschlüssen über Goethe's Leben und Wesen betrachtet und benutzt worden. Als bloßer Roman betrachtet hat dieses Buch allerdings reizende, durch Phantasie und Gefühl berauschende Partien, wenn auch eine gemachte Naivetät, erkünstelte Natürlichkeit, maßlose Excentricitäten in Empfindung und Darstellung, endlich allerlei auf Originalität Anspruch machende sprachliche Verrenkungen und Sonderbarkeiten unangenehm daran auffallen. Als biographische Quelle ist aber das Buch so gut wie unbrauchbar. Bettina stellte sich Goethe und ihr Verhältniß zu ihm vor, wie dies ihrer Phantasie schmeichelte. Sie kommt nach Weimar und sofort will sie, als 22jährige Jungfrau, ihm in die Arme gefallen und dann sogar auf seinem Schooße eingeschlafen sein, und der 58jährige Mann soll dazu ganz ruhig still gehalten haben! Dies eine Beispiel ist doch sicherlich hinreichend, um das ganze Gewebe des Romans als ein rein phantastisches erscheinen zu lassen. Klagte sie doch, wie Riemer berichtet, über Goethe's Kälte gleich bei diesem selben ersten Besuche! Auch die eingewobenen Erinnerungen aus Goethe's Kindheit, auf die selbst einzelne von denen, welche dem Buche sonst keinerlei historische Glaubwürdigkeit beimessen, einigen Werth gelegt haben, sind verdächtig, jedenfalls aber mit einem Aufwande weiblicher Einbildungskraft aufgeputzt. Die von ihr mitgetheilten Goethe'schen Briefe sind, wie sich dies dem Kenner durch den Inhalt, durch gewisse factische Ungenauigkeiten, namentlich aber durch den Styl verräth, sicherlich auch zum großen Theil erdichtet oder doch stellenweise zu ihrem Zwecke überarbeitet. Sie will uns mit etwas weit gehender Dreistigkeit glauben machen, die Goethe'schen Sonette seien an sie gerichtet, wonach Goethe gewisse Partien in ihren Briefen für würdig gehalten haben müßte, sie in Verse und in Sonettenform zu bringen und daher an den betreffenden Sonetten kein anderes Verdienst als das der bloßen Versificirung zu beanspruchen hätte! Nun hat aber schon Riemer darauf aufmerksam gemacht, daß man von einigen Briefen Bettina's dreist sagen könne, sie seien das in Prosa „aufgedröselte, meta- und paraphrasirte Poem Goethe's;" denn man höre noch das Sylbenmaß mit Wort- und Satzfolge heraus. Namentlich gilt dies von den drei Sonetten: „Warum ich wieder zum Papier mich wende?" „Ein Blick von Deinen Augen in die meinen;" „Wenn ich nun gleich das weiße Blatt Dir schickte." Aus dem achten Sonette mit dem schon angeführten Anfange: „Ein Blick von Deinen Augen in die meinen" ꝛc. sind die Reime „scheinen," „die Meinen," „weinen," „Stille," „Wille," „reichen," „Zeichen" in den betreffenden Brief Bettina's übergegangen. Karl Goedeke, der dies aufgedeckt, fügt hinzu: „Bezeichnend ist dabei noch, daß Bettina grade wie Goethe die Liebende sich männlich ausdrücken läßt: „was könnte dem wol erfreulich erscheinen, der wie ich" u. s. w., eine Verwechselung der Personen, die ganz natürlich ist, wo die Gedanken eines weiblichen Wesens von den Lippen eines Mannes laut werden; durchaus naturwidrig, wo ein Mädchen unmittelbar spricht. Wie diese Probe von Bettina's Verfahren würden die übrigen Sonette ein Gleiches zeigen und dieser Erweis der Erdichtung von Innen heraus ist sicherer als die äußere Beweisführung durch Zeugnisse, an denen es übrigens auch nicht fehlt"[30]).

Es geht übrigens schon aus dem ganzen Verhältnisse zwischen Goethe und Bettina, wie es bestand und oben dargelegt ist, aufs Unzweideutigste hervor, daß diese Sonette einen anderen Bezug haben müssen als den auf Bettina. Goethe verhielt sich dieser gegenüber ablehnend, nicht sich aneignend. Der Gegenstand dieser Sonette ist vielmehr Minna (eigentlich Wilhelmine) Herzlieb, mit deren Namen selbst Goethe spielt: „Lieb Kind! mein artig Herz! Mein einzig Wesen!" Diese junge Dame lebte als angenommenes Kind in der Familie des sehr geachteten jenaer Buchhändlers Frommann und war, so viel wir wissen, in Züllichau geboren, wo Frommann früher seine Buchhandlung hatte. Lewes erzählt von ihr: „Als Kind war sie ein rechter Liebling Goethe's gewesen; zur Jungfrau herangewachsen, übte sie auf ihn einen Zauber, gegen den seine Vernunft sich vergebens sträubte" u. s. w. und er glaubt sich weiter auf die Bemerkung beschränken zu müssen, „daß die beiderseitigen Freunde mit Kummer und Sorge eine Neigung wachsen sahen, die zu keinem

30) Vergl. Karl Goedeke's „Goethe und Schiller" S. 248. Nichtsdestoweniger hat Heinrich Siegfried in einer Brochure „An G. H. Lewes. Eine Epistel" (1856) die so durchaus unhaltbare Behauptung aufrecht zu erhalten gesucht, daß Bettina mit ihrem Briefwechsel nicht, wie Lewes behaupte, einen bloßen Roman geschrieben habe, und daß die Sonette, die sie sich angeeignet, wirklich an sie gerichtet seien, und zwar besonders das 2., 3., 7. u. 8. Indessen diese Sonette bilden einen in sich zusammenhängenden Cyclus, und wenn diese vier sich auf Bettina bezogen, so müßten sich auch die übrigen auf sie beziehen; wenn aber die übrigen einer andern galten, so müssen nothwendig dieser auch jene vier gegolten haben. Die Brochure Siegfried's ist übrigens, wie Karl Goedeke mit Recht bemerkt, „ohne alle Bedeutung."

guten Ende führen konnte; daß man endlich beschloß, Minna in eine Pension zu schicken." Diese, erzählt er weiter, sei später eine glückliche Frau geworden, Goethe aber habe den Pfeil lange im Herzen getragen, und unter Anderem in dem oben erwähnten, niemals veröffentlichten erotischen Gedichte, das er 1810 in Karlsbad dichtete, seiner nachwirkenden Leidenschaft für Minna Ausdruck und dadurch Ableitung und Erleichterung verschafft. Ob letztere Behauptung stichhaltig ist, bleibe dahin gestellt. So viel ist gewiß, daß Minna Herzlieb der Gegenstand der Goethe'schen Sonette und das Urbild der Ottilie in den „Wahlverwandtschaften" ist, und Goethe's eigene Worte: „Niemand verkennt an diesem Romane eine tief leidenschaftliche Wunde, die im Heilen sich zu schließen scheut, ein Herz, das zu genesen fürchtet" u. s. w., erhalten nun ein plötzliches Licht. Die Goethe'schen Sonette entstanden im Jahre 1807 und der erste Gedanke zu den „Wahlverwandtschaften" tauchte in demselben Jahre bei Goethe auf. Man beachte nun wohl, daß die Sonette in dem gleichen Jahre gedichtet wurden, in welchem Bettina zum ersten Male nach Weimar kam und daß Niemand außer wenigen Eingeweihten bis zum Jahre 1835, wo der „Briefwechsel eines Kindes mit Goethe" zuerst erschien, eine Ahnung davon hatte, welches weibliche Wesen mit jenen Sonetten eigentlich gemeint sei, daß endlich Bettina aus gewissen Gründen des festen Glaubens sein mochte, der persönliche Bezug der Sonette werde niemals enthüllt werden, und man wird sich aus diesen Umständen erklären können, wie Bettina auf den Gedanken, sich diese Sonette anzueignen, kommen und sich in ihrem angeeigneten Besitze vollkommen sicher fühlen konnte. Hätte Bettina nicht so viel Raffinement angewendet, um die Welt glauben zu machen, daß Goethe sogar die Empfindungen in diesen Sonetten, ja selbst die Worte eigentlich ihr entlehnt habe, so würde man vielleicht glauben können, Bettina habe sich mit ihrer beweglichen Phantasie in der That eingebildet, der persönliche Gegenstand dieser Sonette zu sein[31]).

Im J. 1812 kam zunächst eine immerhin bedeutende Arbeit, der zweite Band von „Dichtung und Wahrheit," der im Herbste desselben Jahres erschien, zu Stande und der dritte wurde „eingeleitet, im Ganzen entworfen, im Einzelnen ausgeführt." Im „Gefolge der Darstellung Mosaischer Geschichte" im ersten Bande nahm er aus alten Papieren den „Irrgang der Kinder Israel durch die Wüste" wieder vor, legte aber die Arbeit zu „andern Zwecken" wieder zurück. Im Auftrage der Kaiserin von Oesterreich verfaßte er mehre Gelegenheitsgedichte, unter Anderem in Töplitz das kleine Lustspiel „Die Wette," das im Grunde nur darum bemerkenswerth ist, weil es beweist, wie schnell Goethe, wenn es darauf ankam, auch noch in seinen höhern Lebensjahren auffassen, entwerfen und ausführen konnte; denn am 28. Juli ward ihm dazu der Auftrag und schon am 5. Aug. konnte die Aufführung stattfinden. Erfreulich ist es jedoch nicht zu sehen, wie Goethe sich immer mehr dazu hergab, auf hohe Bestellung zu arbeiten und sein göttliches Talent nicht einmal auf eigene Rechnung zu verschwenden. Indessen hängt auch dies mit jener tiefen Gemüthlichkeit der Goethe'schen Natur zusammen, die es ihm beinahe unmöglich machte, Andern ungefällig zu sein, namentlich freilich hochstehenden gebietenden Personen, denen er in seiner spätern Lebensperiode allerdings mehr zu Willen war, als er dies grade nöthig hatte. Mit Jacobi entspann sich in diesem Jahre wieder einmal eine Differenz und zwar auf Anlaß der Jacobi'schen Schrift „Von den göttlichen Dingen und ihrer Offenbarung." Die von Jacobi durchgeführte These, die Natur verberge Gott, veranlaßt ihn zu der Klage: „Mußte bei meiner reinen, tiefen, angeborenen und geübten Anschauungsweise, die mich Gott in der Natur, die Natur in Gott zu sehen unverbrüchlich gelehrt hatte, sodaß diese Vorstellungsart den Grund meiner ganzen Existenz machte — mußte nicht ein so seltsamer beschränkter Ausspruch mich dem Geiste nach von dem edelsten Manne, dessen Herz ich verehrend liebte, für ewig entfernen?" Doch mit Jacobi gab es für ihn keine ewige Trennung; schon am 6. Jan. 1813 schrieb er an ihn: „die Menschen werden durch Gesinnungen vereinigt, durch Meinungen getrennt" u. s. w. und bald war das gute Einvernehmen wieder ziemlich hergestellt.

Goethe hatte, wie sein Großneffe Nicolovius bemerkt, das „Menschenpack" allmälig gründlich verachten gelernt, ohne aufzuhören, es aus Mitleid zu lieben[32]); er hatte im Laufe der Jahre nur zu viele Gelegenheit gehabt, seine Ansicht, daß eigentlich „das Absurde die Welt erfüllt," bestätigt zu finden. Er war daher im Alter oft launenhaft, verbarg sein weiches Herz unter einer kalten Oberfläche und machte durch Verstimmungen oder auffallenden Wechsel der Stimmungen oft selbst seine besten Freunde an seinem guten Herzen irre. So schrieb Knebel im Februar 1811 an seine Schwester: „Ich weiß nicht, was ich von seiner Stimmung denken soll. Es kommt mir vor, als suchte er sich auf gewisse Art zu betäuben, indem er scheint, an Nichts innigen Antheil zu nehmen als grade an dem, was ihm Lust macht und womit er sich treibt. Dieser Kaltsinn trägt eben nicht zum Glücke bei." Immer wieder aber lehrte er sie an seine bessere Natur glauben, und als Knebel's Sohn

---

31) Schaefer bemerkt in der 47. Note zum 2. Bande der 2. Auflage seines biographischen Werkes, Eckermann habe ihm zuerst mitgetheilt, daß die Sonette sich auf Minna Herzlieb bezögen, was er dann schon in der ersten Auflage bekannt gemacht, und er fügt dann hinzu: „Seitdem ist dies von Andern als eine ganz neue Erfindung nacherzählt." Daß Bettina die Charade, welche das Wortspiel über den Namen Herzlieb enthält, auf sich habe beziehen können, nennt Schaefer eine „unbegreifliche Anmaßung."

32) Von Nicolovius stammt auch die Mittheilung, daß Goethe im höhern Alter dieser Verachtung oft in frappanten Aeußerungen des Ueberdrusses und Ekels und in den bittersten Sarkasmen Luft gemacht habe. Oft wenn ihn ein Hofmann bei einem glänzenden Hoffeste auf eine fade Weise mit einer schalen Bemerkung oder groben Schmeichelei angeredet, habe er sich umgewendet und in seinem großen Auge eine helle Thräne zerdrückt. So erzählt F. W. Krug, der dies vom Professor Nicolovius selbst in Bonn gehört hatte, in seiner Autobiographie „Zehn Jahre aus meinem Leben."

Karl im Jahre 1812 mit einem jungen Grafen, einem „charakterlosen und feigen Menschen" Händel bekam und dadurch mit dem Universitätsgerichte in Conflict gerieth, benahm sich Goethe so vortrefflich, daß Knebel am 26. Nov. aus Jena an seine Schwester schreibt: „Ueberhaupt kann ich nicht sagen, welche Liebe und welche zarte Sorgfalt Goethe bei dieser Gelegenheit und während seines ganzen Hierseins — gestern ist er wieder abgereist — für mich und die Meinigen bezeugt hat." In demselben Jahre hatte er auch die Genugthuung, seinem und Schiller's Freunde Körner eine Freude zu bereiten, indem er mehre Stücke von Theodor Körner „Toni," „Zryni" und „Rosamunde" zur Aufführung brachte. Dem über den Tod seines Sohnes, der sich selbst entleibt hatte, tief trauernden Zelter bereitete er durch erhebende Zusprache Trost; das Verhältniß wurde nun ein noch innigeres, durch die Anwendung des brüderlichen Du vertrauliches.

Das Jahr 1813 bereitete ihm gleich Anfangs einen herben Schlag: Wieland verschied hochbejahrt am 20. Jan. und dieser Todesfall erschütterte ihn so tief, daß ihn seine Freunde kaum je weicher gestimmt gefunden haben wollen. Von den vier Geistesheroen, welche die Zierde Weimars gewesen und es in der Welt berühmt gemacht hatten, war er nun der einzig Ueberlebende! Eine Herzenserleichterung war ihm die Rede „Zu brüderlichem Andenken Wieland's," womit er in der Loge (Trauerloge) — er wie Wieland waren Freimaurer — das Andenken des in seiner Art seltenen Mannes in einer seinem Herzen und Geiste gleich Ehre machenden Weise feierte und verherrlichte. Schwerlich ist seitdem von Jemandem Besseres über Wieland gesagt worden.

Die großen vaterländischen Ereignisse dieses so denkwürdigen Jahres trafen übrigens Goethe nicht in der Verfassung, wie der Vaterlandsfreund und der Freund Goethe's wol wünscht, daß sie ihn getroffen haben möchten. Er hat die teutsche Erhebung mit seinem gewichtigen Worte nicht unterstützt und er, auf den als Knaben das Erdbeben von Lissabon, wie er bekennt, einen tiefen, sein ganzes Wesen aufregenden Eindruck machte, blieb, wenigstens scheinbar, unberührt von dem Gottesgerichte, welches Napoleon und seine Legionen in Rußland betroffen und zermalmt hatte. Er gedenkt dieser ungeheuern Katastrophe in seinen „Tag- und Jahresheften" nicht mit einem Worte, ebenso wenig der heldenmüthigen Erhebung Preußens; dagegen bemerkt er einmal, wie es scheint mit einigem Wohlgefallen, daß die Freiwilligen sich in Weimar „unartig" betragen und nicht für sich eingenommen hätten. Er hatte in seinem langen Leben an der teutschen Nation und den teutschen Regierungen zu viel Trauriges erfahren, er hatte sich zu sehr der Ansicht anbequemt, daß die Teutschen keinen Beruf hätten, eine Nation zu bilden, daß sie aber dafür um so mehr darnach trachten müßten, sich zu Menschen auszubilden, er hatte einen zu gewaltigen Begriff von der Macht des Genies, wie es sich in Napoleon darstellte, und einen zu geringen von der Bewegung bloßer zusammenhangloser, von keinem genialen Führer in Einer Richtung energisch fortgeschobener Massen, als daß er sich nicht einem Mistrauen hätte hingeben sollen, dem auch durch die ersten Miserfolge der alliirten Waffen nur zu sehr Nahrung gegeben wurde [33]). Kein Wunder daher, wenn er auf E. M. Arndt und den Freiherrn von Stein, mit denen er im April auf seiner Reise nach den böhmischen Bädern in Dresden zusammentraf, wegen seiner Beklommenheit und Hoffnungslosigkeit keinen sehr erfreulichen Eindruck machte. Goethe huldigte, wie im Grunde auch Schiller und Wieland, einem Kosmopolitismus und um so zu sagen einem Weltpatriotismus, der sich auf die Ansicht stützte, „daß die weite Welt immer nur ein erweitertes Vaterland sei," aber innerhalb dieser weiten Welt wies er doch seiner Nation eine hervorragende völkervermittelnde Aufgabe, die der Humanität und der höchsten Geistescultur, an. Wenn sie diese nur im echt Goethe'schen Sinne erfüllen wollte, so wäre dies auch schon etwas Großes; nur scheint leider auch daran viel zu fehlen. Man vergesse nicht, daß ihm vom Anfange an die französische Umwälzung und die daraus hervorgehenden kriegerischen Bewegungen in tiefster Seele verhaßt waren, weil sie ihm die ruhige geistige Entwickelung des teutschen Volks und den Humanisirungsproceß der Menschheit überhaupt in bedenklichster Weise zu stören und zu unterbrechen schienen und mancherlei schlimme Erscheinungen waren nur zu geeignet, ihn in dieser Ansicht zu bekräftigen.

Er selbst bemerkt in seinen „Tag- und Jahresheften:" „Hier muß ich noch einer Eigenthümlichkeit meiner Handlungsweise gedenken. Wie sich in der politischen Welt irgend ein ungeheures Bedrohliches hervorthat, so warf ich mich eigensinnig auf das Entfernteste. Dahin ist denn zu rechnen, daß ich von meiner Rückkehr aus Karlsbad an mich mit ernstlichstem Studium dem chinesischen Reiche widmete und dazwischen, eine nothgedrungene unerfreuliche Aufführung des „Esser" im Auge, der Schauspielerin Wolf zu Liebe und um ihre fatale Rolle noch einigermaßen glänzend zu machen, den Epilog zu Esser schrieb, grade am Tage der Schlacht von Leipzig."

Freilich stellt sich Goethe, aus einer gewissen, bei ihm oft hervortretenden Caprice, nur so an, als ob diese Dichtung, der Epilog zum „Esser," in gar keinem Bezuge zu den ungeheuern Vorgängen auf dem Welt- und Kriegstheater gestanden hätte; dieser Epilog läßt vielmehr eine sehr deutliche Beziehung auf die Geschicke Napoleon's zu; und vielleicht durch die Schläge, die diesen schon vor der leipziger Schlacht getroffen hatten, angeregt und dessen Sturz als nothwendig voraussehend, schloß Goethe seine Dichtung mit den eines Shakespeare selbst würdigen,

33) Bekannt sind die Worte, mit denen er gegen Körner, dessen Sohn Theodor eben in die Reihen der Freiwilligen getreten war, mit einer an ihm ungewohnten Heftigkeit auffuhr: „Ja, schüttelt nur an euern Ketten! Der Mann ist euch zu groß; ihr werdet sie nicht zerbrechen, sondern nur noch tiefer ins Fleisch ziehen!" Gegen seinen eigenen Sohn August, der, von kriegerischem Enthusiasmus erfaßt, später ebenfalls sich den Freiwilligen einzureihen beabsichtigte, erwirkte er vom Herzoge einen Befehl, der ihn daran hinderte! Die ungemeine zärtliche Liebe, mit der er an seinem Sohne hing, mag hieran freilich auch einen Antheil, vielleicht den größten, gehabt haben.

eine ganze Weltmoral in sich schließenden gewichtigen Worten:

Der Mensch erfährt, er sei auch, wer er mag,
Ein letztes Glück und einen letzten Tag.

Wunderbar erscheint es, daß diese gewichtigen Worte grade am 18. Oct. niedergeschrieben wurden, als nach dem „letzten Glück" der „letzte Tag" wirklich über Napoleon hereingebrochen war. Ohne diese Vorahnung, ohne diese directe Beziehung auf Napoleon's „letzten Tag" wären sie wahrscheinlich nicht geschrieben worden; nur daß Goethe nicht wissen konnte, daß, während er sie schrieb, auf dem Blachfelde Leipzigs Napoleon's Stern niederging.

Daß er keiner großen, in sich geschlossenen Nation angehörte, wurde von Goethe, wie man aus seinem Aufsatze „Shakespeare und kein Ende!" weiß, empfunden und aufs Schmerzlichste beklagt. Das geht auch aus den Worten hervor, die er an Luden richtete, als dieser im November 1813 die Absicht aussprach, eine Zeitschrift unter dem Titel „Nemesis" herauszugeben, die zunächst gegen die Franzosen und ihren Kaiser gerichtet sein sollte. Luden hat sie aufgezeichnet und wenn sie auch nicht buchstäblich genau sein mögen, so mag Goethe sie doch ungefähr so gesprochen haben [34]). Goethe rieth ihm von einem solchen Unternehmen, das ihn nur in verdrießliche Händel verwickeln werde, ab und sagte unter Anderem, nachdem er bemerkt, daß die Ideen Freiheit, Volk, Vaterland Niemand von sich zu werfen vermöge: „Ich habe oft einen bittern Schmerz empfunden bei dem Gedanken an das teutsche Volk, das so achtbar im Einzelnen und so miserabel im Ganzen ist. Eine Vergleichung des teutschen Volkes mit andern Völkern erregt uns peinliche Gefühle, über welche ich auf jegliche Weise hinweg zu kommen suche, und in der Wissenschaft und in der Kunst habe ich die Schwingen gefunden, durch welche man sich darüber hinwegzuheben vermag; denn Wissenschaft und Kunst gehören der Welt an und vor ihnen verschwinden die Schranken der Nationalität; aber der Trost, den sie gewähren, ist doch nur ein leidiger Trost und ersetzt das stolze Bewußtsein nicht, einem großen, starken, geachteten und gefürchteten Volke anzugehören. In derselben Weise tröstet auch nur der Glaube an Teutschlands Zukunft; ich halte ihn so fest als Sie, diesen Glauben; ja das teutsche Volk verspricht eine Zukunft und hat eine Zukunft. Das Schicksal der Teutschen ist, mit Napoleon zu reden, noch nicht erfüllt." Freilich warf Goethe dann weiter die zweifelnde Frage auf: „Ist denn wirklich das Volk erwacht? Weiß es, was es will und was es vermag? Der Schlaf ist zu tief gewesen, als daß auch die stärkste Rüttelung so schnell zur Besinnung zurückzuführen vermöchte.... Und was ist denn errungen oder gewonnen worden? Sie sagen, die Freiheit; vielleicht würden wir es aber richtiger Befreiung nennen, nämlich Befreiung, nicht vom Joche der Fremden, sondern von einem fremden Joche. Es ist wahr, Franzosen sehe ich nicht mehr und nicht mehr Italiener, aber ich sehe Kosaken, Baschkiren, Kroaten, Magyaren, Kassuben, Samländer, braune und andere Husaren." Einem Goethe waren die Franzosen, die doch eine hohe Culturstufe repräsentirten, noch unendlich lieber als diese wilden barbarischen Baschkiren und Kosaken! Auch geht aus diesen und noch mehr aus einigen weiteren Worten hervor, daß Goethe sehr richtig den verderblichen Einfluß voraussah, den Rußland fortan auf die Geschicke Teutschlands haben werde. Als Pflicht des Einzelnen bezeichnete Goethe dann, daß Jeder in seiner Stellung und nach seiner Fähigkeit dazu beitrage, die Bildung des Volkes zu verbreiten, „wie nach Unten, so auch, und vorzugsweise nach Oben, damit es nicht zurückbleibe hinter den andern Völkern, sondern wenigstens hierin voraufstehe," damit es fähig bleibe „zu jeglicher großen That, wenn der Tag des Ruhmes anbricht."

Goethe's literarische Arbeiten in diesem Jahre betreffend, so ward der dritte Band seiner Autobiographie „redigirt und abgedruckt und erfreute sich, ungeachtet äußerer mislicher Umstände, einer guten Wirkung." Ferner ward das italienische Tagebuch „näher beleuchtet und zu dessen Behandlung Anstalt gemacht." Gedichtet wurden die Balladen „Der Todtentanz," „Der getreue Eckardt," „Die wandelnde Glocke." Die Oper „Der Löwenstuhl" wurde zurückgelegt und die Ueberlieferung, auf welcher der Entwurf beruht, später in der Ballade „Die Kinder, die hören es gerne" ausgeführt. Die Trauer- und Gedächtnißrede auf Wieland ist schon genannt. Daß damit auch naturwissenschaftliche und geologische Studien, die er namentlich in Töplitz in den Zinnwerken von Graupen, Zinnwalde und Altenberge betrieb, Hand in Hand gingen, braucht kaum erwähnt zu werden.

Diesem Jahre gehört auch die Abhandlung „Shakespeare und kein Ende" an, die zwar vielgenannt ist, aber doch wenig bekannt zu sein scheint, mit Ausnahme der Ueberschrift, durch die sich Viele, ohne die Abhandlung zu lesen, zu der falschen Annahme verleiten lassen, daß Goethe darin der Ueberschätzung Shakespeare's oder gar diesem selbst den Krieg erkläre. Wie hoch ihm Shakespeare stand, beweist ja allein folgende Stelle: „Alles, was bei einer großen Weltbegebenheit heimlich durch die Lüfte säuselt, was in Momenten ungeheuerer Ereignisse sich im Herzen der Menschen verbirgt, wird ausgesprochen; was ein Gemüt ängstlich verschließt und versteckt, wird hier frei und fleißig an den Tag gefördert; wir erfahren die Wahrheit des Lebens und wissen nicht, wie Shakespeare sich zum Weltgeist gesellt; er durchdringt die Welt wie jener, beiden ist Nichts verborgen." Höher läßt Shakespeare sich doch wol schwerlich stellen, als Goethe in diesem Aufsatze gethan hat. Hier ist an eine Stelle in Eckermann's Gesprächen mit Goethe zu erinnern, wo dieser sich über Tieck's große Verdienste ausspricht, zugleich aber selbstbewußt äußert, daß man im Irrthume sei, wenn man Tieck ihm gleichstellen wolle. „Ich kann dieses grade heraussagen," fährt Goethe fort, „denn was geht es mich an? ich habe mich nicht gemacht. Es wäre ebenso, wenn ich mich mit Shakespeare vergleichen wollte, der sich auch nicht gemacht hat und der doch ein Wesen höherer Art ist, zu dem ich hinaufblicke und das ich zu verehren habe." Wogegen aber

34) Siehe „Rückblicke aus meinem Leben. Aus dem Nachlasse von Heinrich Luden" (1847).

Goethe in dem eben berührten Aufsatze protestirt, ist die Ansicht oder vielmehr, wie Goethe sich ausdrückt, „die Redensart," daß bei der Aufführung Shakespeare'scher Stücke kein Jota zurückbleiben dürfe. „Diese Redensart," fährt Goethe fort, „hört man, so sinnlos sie ist, immer wieder klingen. Behalten die Verfechter dieser Meinung die Oberhand, so wird Shakespeare in wenigen Jahren von den teutschen Bühnen verdrängt sein."

Am 7. Mai 1814 erhielt Goethe von Iffland die freundliche Aufforderung, zur Feier der Ankunft des Königs und seiner hohen Gäste in Berlin ein Festspiel zu dichten. Goethe glaubte sich dieser patriotischen Aufgabe nicht entziehen, die sich ihm darbietende Gelegenheit, Teutschlands Befreiung vom Fremdenjoche zu verherrlichen, nicht von der Hand weisen zu dürfen. Man hat (z. B. Rückert) dem allegorischen opernartigen Festspiele „Des Epimenides Erwachen," das er zu diesem Zwecke in der stillen Einsamkeit des kleinen Badeortes Berka dichtete und wol noch vor Ende des Monats Juni fertig brachte, den Vorwurf gemacht, daß sich der Dichter darin bequemt habe, in vornehmer Manier auch einmal patriotisch zu sein; wäre er aber auf den Auftrag nicht eingegangen, so würde das Urtheil wahrscheinlich noch viel herber gelautet haben, man würde gesagt haben, aus der kalten Zurückweisung der so ehrenvollen Aufforderung lasse sich deutlicher als aus jedem andern Umstande erkennen, daß ihn das große Befreiungswerk nicht nur gleichgültig gelassen, daß er ihm auch innerlich abgeneigt, sogar feindselig gewesen. Die Ausarbeitung der Festdichtung war daher für ihn eine Ehrensache, aber auch zugleich Herzenssache; denn man weiß, daß Goethe den politischen Zeitereignissen gegenüber sich durchaus nicht gleichgültig verhielt, daß er sie als contemplativer Geist nur in seiner Weise anschaute, die freilich nicht Jedermanns Weise war. Daher ergriff er auch diese Gelegenheit mit Eifer, sein Herz von manchem es bedrängenden Stoffe zu erleichtern. Die berliner Aufführung kam übrigens an dem festgesetzten Tage (7. Aug.) nicht zu Stande, theils weil der sehr säumige Kapellmeister Bernhard Anselm Weber nicht mit seiner Musik dazu fertig geworden, theils weil Iffland's Krankheit und Tod im September dazwischen gekommen war. Erst nach Napoleon's Rückkehr von Elba gelangte es, durch die eifrigsten Bemühungen des Theaterintendanten Grafen Brühl, am 30. März 1815 zur ersten und gleich am folgenden Tage zur zweiten Aufführung und der Erfolg war ein so bedeutender, daß das nicht umfangreiche Stück 2½ Stunden spielte, und zwar, wie Zelter berichtet, besonders dadurch aufgehalten, „daß eine unendliche Menge Kraftphrasen und Sentenzen in langen Pausen beklatscht und berufen wurden, weshalb die Spieler so lange inne halten mußten." Wer jetzt in aller Gemüthsruhe das Festspiel liest, wird sich den stürmischen Beifall, den es in Berlin gefunden, nur aus der Erregung des Augenblicks und aus der damals größeren Empfänglichkeit für Allegorisches und Symbolisches erklären können. Nicht als ob es nicht reich an poetischen Schönheiten, sinnreichen Feinheiten und an herrlichen, jetzt noch gültigen Gedanken sei. Aber dem Dichter fehlte es, wie Düntzer mit Recht bemerkt, „an jenem jugendfrischen Aufschwunge stürmender Begeisterung für die Befreiung des Vaterlandes, durch welche, wie er wol merkte, Nichts weniger als die Freiheit errungen sei.... Dann aber waren auch die betreffenden Persönlichkeiten einer ernst würdigen dramatischen Darstellung keineswegs günstig und sie verschwanden vor der Wundererscheinung des mit Mühe bewältigten Welteroberers, gegen den sich alle sonst so gespaltenen und eifersüchtig sich belauernden Staaten Europa's verbinden mußten" [35]). Die Begeisterung, die ohnehin in bestellten Festgedichten selten in hohen Wogen zu schlagen pflegt, wurde außerdem bei Goethe durch eine gewisse ironische Stimmung abgekühlt, von der er gegenüber den hochgespannten Erwartungen und den großen Verheißungen der Fürsten damals durchaus beherrscht war. Goethe wußte besser, wie es damit stand, und mit Recht erblickt Düntzer eine leicht kenntliche, voraussehende ironische Anspielung in den Worten des Dämons der List:

> Doch Alles, was wir je ersonnen,
> Und Alles, was wir je begonnen,
> Gelinge nur durch Unterschleif.
> Den Völkern wollen wir versprechen,
> Sie reizen zu der kühnsten That;
> Wenn Worte fallen, Worte brechen,
> Nennt man uns weise, klug im Rath.
> Durch Zaubern wollen wir verwehren,
> Und Alle werden uns vertraun u. s. w.

Mehr im Tone einer donnernden Strafrede erklingt jene Strophe, die er im Tone des letzten Chorgesanges seines Festspiels später nachdichtete:

> Verflucht sei, wer nach falschem Rath,
> Mit überfrechem Muth
> Das, was der Corse-Franke that,
> Nun als ein Teutscher thut!
> Er fühle spät, er fühle früh,
> Es sei ein dauernd Recht;
> Ihm geh es, trotz Gewalt und Müh,
> Ihm und den Seinen schlecht!

Auch das Kriegerchor des Festspiels mit dem Refrain „Hinan! — Vorwärts! — Hinan!" hat einen kräftigen martialischen Klang. Aber die ganze Form war doch zu abstrus, um dem Festspiele eine längere Dauer zu sichern, obschon es noch zweimal in Berlin und am 30. Jan. 1815, dem Tage, an welchem der Großherzog den Falkenorden erneuerte, in Weimar zur Aufführung kam, begreiflicherweise mit den durch die Verhältnisse gebotenen, aber auch anderen weniger nöthigen und nicht grade sehr glücklichen Aenderungen. Dieses patriotische Festspiel war das letzte Stück, welches Goethe mit specieller Rücksicht auf die Bühne und zum Behufe einer Aufführung dichtete.

Außerdem fällt in dieses Jahr ein für gesellschaftliche Musik bestimmter lyrisch dramatischer Scherz „Das Grabmal des Weisen," worin, wie Goethe bemerkt, „die verschiedenen Philosophen jene zudringlichen metaphysi-

35) Siehe die Abhandlung: „Das Festspiel: Des Epimenides Erwachen" in H. Düntzer's schon erwähnter Schrift: „Neue Goethe-Studien."

schen Fragen, womit das Volk sie oft belästigt, auf heitere Weise beantworten, oder vielmehr ablehnen." Doch mußte dieses Scherzspiel für damals „wegen Anzüglichkeit unter die Paralipomena" gelegt werden. Außerdem rückte die „Italienische Reise" vor und der „Westöstliche Divan," auf den noch zurückzukommen ist, begann sich zu entwickeln.

Großen Genuß und viele Belehrung gewährte ihm eine Reise in die Rhein-, Main- und Neckargegenden, über die er selbst bekennt, daß er seitdem eine größere Milde und Schonung gegen Menschen gewonnen habe. In Wiesbaden gewährte ihm das Mineraliencabinet des Geheimraths von Leonhard[36]), in Heidelberg die berühmte Boisserée'sche Sammlung altteutscher und niederländischer Gemälde, die jetzt einen vorzüglichen Bestandtheil der münchener Gemäldesammlung bildet, und in Frankfurt die in letzter Zeit entstandenen Sammlungen für Kunst und Wissenschaft großes Interesse. Ueber manches auf dieser Reise Beobachtete berichtete er dann in der Zeitschrift „Rhein und Main." Bei seinem diesmaligen Besuche Frankfurts, der mit der ersten Feier des 18. Oct. zusammentraf, fand eine, wie es scheint, ziemlich vollständige Aussöhnung mit seinen Landsleuten statt, indem man ihm zu Ehren eine Aufführung des „Tasso" bei festlicher Ausschmückung des Hauses und Büstenbekränzung am Schlusse veranstaltet hatte. Er wurde mit lautem Jubel empfangen und als er das Haus verließ, fand er Treppen und Gänge mit dichtgedrängten Reihen ehrfurchtsvoll grüßender Zuschauer gefüllt, durch die er freundlich dankend hindurchschritt. Goethe hegte bekanntlich früher für seine Vaterstadt keine sehr schwärmerische Zuneigung, und auch später, 1830, entstand zwischen Frankfurt und seinem größten Sohne eine Differenz wegen nachverlangter Einkommenssteuern. Goethe soll nun, über dieses Ansinnen höchlichst entrüstet, sein Bürgerdiplom zurückgeschickt haben.

Im Sommer des nächstfolgenden Jahres 1815 wiederholte er diese Reise, auf der er unter Anderem in Biberich mit dem Erzherzoge Karl zusammentraf, der ihm seine kriegsgeschichtlichen Werke nebst Karten zum Geschenk machte. In der „ehrenden Gesellschaft" des Staatsministers Stein ging es dann weiter nach Cöln, wo er mit ihm und E. M. Arndt einige Tage verlebte[37]) und namentlich, eine durch die spätere Vorliebe zur hellenischen Kunst in den Hintergrund gedrängte Jugendliebe wieder erneuernd, sich dem Studium altteutscher Kunst in Wallraff's Sammlung und an dem Dome, diesem „schmerzenvollen Denkmale der Unvollendung" hingab. In Frankfurt besichtigte er die Städel'schen, Brentano'schen und Senkenberg'schen Kunst- und Naturaliensammlungen, und in Heidelberg, wo er bei Sulp Boisserée, seinem Begleiter auf dem Abschnitte seiner Reise von Wiesbaden an, die gastfreundlichste Aufnahme fand, hatte er wieder „die schönste Gelegenheit, die unschätzbare Sammlung mehre Tage zu betrachten" und sich „von ihrer charakteristischen Vortrefflichkeit im Einzelnen zu überzeugen." Hier traf er auch wieder mit seinem alten jenaer Bekannten Paulus zusammen, mit dem er manche heitere Stunde damit zubrachte, sich in arabischer Schrift zu üben; in Karlsruhe machte er die Bekanntschaft Hebel's, dessen „Alemannische Gedichte" von ihm hochgeschätzt und dem teutschen Publicum empfohlen wurden, und in Strasburg rief das herrliche Münster die Erinnerung an frühere selige Jugendtage wieder wach. Am 11. Oct. traf er wieder in Weimar ein. „So wurd' ich denn," bemerkt er über diesen Ausflug, „auf dieser Reise gewahr, wie viel ich bisher, durch das unselige Kriegs- und Knechtschaftswesen auf einen kleinen Theil des Vaterlandes eingeschränkt, leider vermißt und für eine fortschreitende Bildung verloren hatte," bezeichnende Worte, in denen sich doch ein gewisser Mismuth darüber ausspricht, sich den Kleinverhältnissen von Weimar so gänzlich hingegeben zu haben.

Die köstlichste Ausbeute, die ihm diese sein ganzes Wesen wieder auffrischenden Reisen in den Jahren 1814 und 1815 zutrugen, waren die Gedichte, die er dann in dem Cyclus des „Westöstlichen Divan" vereinigte. Namentlich floß ihm der neue Liederquell im Sommer 1815 reichlich. Sein ebenso rastlos thätiger als vielgestaltiger Dichtergeist war damit in eine neue Phase getreten. Zwar hatte ihn der orientalische Lieder- und Sagenschatz von jeher angezogen. Schon in der Jugend beschäftigte er sich, wie man weiß, mit Nachdichtungen des Hohenliedes und des Korans. Dann folgte die Bekanntschaft mit den Moallakat oder den Gedichten der sieben großen arabischen Dichter und mit den indischen Dichtungen, der Sakontala und der Gita-Govinda, theils in englischen, theils in teutschen Uebersetzungen. Namentlich hatte ihn die Sakontala zur Entzückung hingerissen. Aber erst in höherem Alter assimilirte er die morgenländische Poesie so innig mit seinem Wesen, daß sie die Substanz seiner lyrischen Production selbst wurde. Im J. 1814 waren ihm die sämmtlichen Gedichte des hochberühmten persischen Lyrikers Hafis in der Uebersetzung J. von Hammer's zu-

36) Siehe über Leonhard's Verkehr mit Goethe des erstern Werk: „Aus unserer Zeit in meinem Leben" (1854). 37) Arndt spricht von dieser Begegnung in seinen „Erinnerungen" wie in seinem Buche: „Meine Wanderungen und Wandlungen mit dem Freiherrn von und zum Stein." Hiernach habe der Freiherr den Dichter aus dem Gasthofe in Nassau in sein Schloß hinaufgenöthigt, habe anspannen lassen und sei mit ihm den Rhein nach Cöln hinabgefahren. Arndt versichert, daß er Stein's Rede in Gesellschaft „nie stiller habe tönen hören." Bei aller Verehrung für Goethe hat doch auch Arndt etwas an ihm herumzuflicken; ihm fiel Goethe's steife, „fast bedientenmäßige" Haltung jungen adeligen Officieren gegenüber auf, was er jedoch zum Theil auf die, wie Arndt gefunden haben will, im Verhältniß zu Goethe's übrigem Körper zu kurzen Beine desselben schiebt. Karl August wird von Arndt, dessen Stimme doch auch gehört werden muß, als ein „leichtfertiger Hohnlächler und Spötter," als ein „Mephistopheles" geschildert, „der vielleicht auch Goethe oft mehr herabgezogen als gehoben hat." Nun dieser Einfluß Karl August's auf Goethe scheint doch nicht so „herabziehender" Art gewesen zu sein, da sich Goethe's Genius grade unter diesem Einflusse zu Dichtungen wie „Iphigenia," „Torquato Tasso," „Hermann und Dorothea" u. s. w. erhob. Bei einer Gelegenheit soll übrigens der Freiherr von Stein diejenigen, welche sich über den Mangel an Patriotismus bei Goethe beschwerten, mit der Bemerkung zurechtgewiesen haben: Goethe sei doch zu groß; man solle ihn gewähren lassen.

gekommen. „Wenn ich früher," erzählt er in den „Tag- und Jahresheften," „den hier und da in Zeitschriften übersetzt mitgetheilten einzelnen Stücken dieses herrlichen Poems Nichts abgewinnen konnte, so wirkten sie doch jetzt zusammen desto lebhafter auf mich ein und ich mußte mich dagegen positiv verhalten, weil ich sonst vor der mächtigen Erscheinung nicht hätte bestehen können..... Alles, was dem Stoffe und Sinne nach bei mir Aehnliches verwahrt und gehegt worden, that sich hervor, und das mit um so mehr Heftigkeit, als ich höchst nöthig fühlte, mich aus der wirklichen Welt, die sich selbst offenbar und im Stillen bedrohte, in eine ideelle zu flüchten." Immer naturgemäß lebend, empfindend, weiterschreitend, erkannte er bald, daß dies die Poesie sei, die sich am besten für das Greisenalter eigne. „Diese Muhammedanische Religion, Mythologie, Sitte," schrieb er an Zelter, „geben Raum einer Poesie, wie sie meinen Jahren ziemt." Er hebt dann unter ihren Eigenschaften zuvörderst „unbedingtes Ergeben in den unergründlichen Willen Gottes" hervor. Schaefer vermuthet, das Buch „Suleika" lasse auf eine Liebesneigung schließen, „die ihm die Wärme jugendlicher Leidenschaft zurückgab," fügt dann aber hinzu: „Daß diese Lieder in keiner Beziehung stehen zu dem schon seit vier Jahren völlig abgebrochenen Briefwechsel mit einem Kinde, das sich auch als Suleika hat eindrängen wollen, bedarf wol kaum einer Bemerkung."

Neben diesen poetischen Erzeugnissen beschäftigten den rastlos thätigen Geist fortdauernd und namentlich auch im J. 1816 kunstgeschichtliche und naturwissenschaftliche Arbeiten. Er gründete in diesem Jahre die Zeitschrift „Kunst und Alterthum," die er bis 1828 fortsetzte, und in der er richtigere Ansichten über altteutsche Kunst verbreitete und besonders auch der Kunstweise Johann van Eyck's zuerst in weiteren Kreisen Anerkennung verschaffte. Im Gebiete der Farbenlehre widmete er namentlich den entoptischen Phänomenen, die jetzt „an der Tagesordnung" waren, besondere Aufmerksamkeit und eingehende Studien. Nicht geringen Aerger verursachte es ihm, als Professor Pfaff, „nach einer," wie Goethe sich in den „Tag- und Jahresheften" ausdrückt, „den Teutschen angeborenen unartigen Zudringlichkeit," ihm seine Schrift gegen die Farbenlehre zusandte. Er legte sie jedoch bis auf künftige Tage, wo er mit sich selbst vollkommen abgeschlossen hätte, zur Seite. „Seinen eigenen Weg zu verfolgen," bemerkt er, „bleibt immer das Vortheilhafteste; denn dieser hat das Glückliche, uns von Irrwegen wieder auf uns selbst zurückzuführen." Dagegen gewann seine Farbenlehre einen Anhänger und wohlwollenden Freund an dem jungen, später als Philosoph berühmt gewordenen Arthur Schopenhauer. „Wir verhandelten," berichtet Goethe, „manches Uebereinstimmende mit einander, doch ließ sich zuletzt eine gewisse Scheidung nicht vermeiden, wie wenn zwei Freunde, die bisher mit einander gegangen, sich die Hand geben, der eine jedoch nach Norden, der andere nach Süden will, da sie denn sehr schnell einander aus dem Gesichte kommen." Das Tagebuch seiner italienischen Reise, besonders desjenigen Abschnittes, der seine Reise nach Neapel und Sicilien betrifft, bildete sich immer mehr aus „und wie eine Arbeit die andere jederzeit hervorruft," berichtet er weiter, „konnte ich nicht unterlassen, an dem vierten so lange verzögerten und erwarteten Bande von „Dichtung und Wahrheit" wieder einige Hauptmomente zu verzeichnen." In dem kleinen thüringischen Badeorte Tennstädt, wohin er sich auf einige Zeit zurückgezogen hatte, verfaßte er die gewissermaßen als ein Seitenstück zu seinem „Römischen Carneval" zu betrachtende Schilderung des Rochusfestes, dem er auf seiner Rheinreise im J. 1814 an Ort und Stelle beigewohnt hatte. Leider blieb eine beabsichtigte große Cantate zum Lutherfest (das Oratorium „Christus in der Weltgeschichte," wovon sich eine vollständige Skizze erhalten hat) liegen „wegen Mangels an Zeit und Aufmunterung," wie Goethe schreibt. Es ist sicherlich traurig, wenn selbst einem Goethe für ein solches Werk die nöthige Aufmunterung nicht entgegenkam!

Ein harter Schlag traf ihn in diesem Jahre, der Tod seiner Gattin, die auf einer Spazierfahrt an der Seite ihres Mannes plötzlich vom Schlage getroffen wurde und an den Folgen desselben bald darauf, am 6. Juni, starb. Die Ausbrüche tiefsten Schmerzes, denen sich Goethe an ihrem Sterbebette überließ und einige schriftliche Aeußerungen, darunter ein Paar Reimzeilen, in denen er noch an ihrem Todestage seinem Schmerze Luft zu machen suchte, beweisen, daß er ihren Verlust tief empfand und wahrhaft und aufrichtig beklagte. Er hatte an ihrer Seite 28 Jahre lang doch manches Glück genossen und friedlich und ruhig hingelebt, unbekümmert um das Geklatsch der bösen, das heißt der vornehmen Frauenwelt, die nicht müde wurde, ihr Uebles, z. B. übermäßige Tanzlust, sogar Neigung zum Trunk, vorzuwerfen. Es waren dieselben Frauen, darunter sogar Frau von Stein, welche ihren Haß auch auf Goethe's Sohn übertrugen und kleinlich genug waren, diesem die Gläser Champagner nachzurechnen, die er bei festlichen Gelegenheiten hinunterstürzte. Beachtenswerth dagegen ist das günstige Zeugniß Knebel's, der in seinem Trost- und Beileidsschreiben vom 10. Juni unter Anderem bemerkt: „Die Prüfungen, die Du, Bester, in diesen letzten Tagen hast ausdulden müssen, will ich nicht durch meine Tröstungen noch vermehren. Du weißt, daß wir Deine liebe Gemahlin wirklich geschätzt haben und daß uns ihr Verhältniß zu Dir jederzeit sehr achtungswerth erschien.... Meine Frau, die die Deinige wahrhaft geschätzt und geliebt hat, ist sehr betrübt über den Fall und läßt Dir viel Theilnehmendes sagen" [38]).

---

38) Hier ist auch noch des günstigen Urtheils der Frau von Knebel über Christiane zu gedenken, welches ein Anonymus in der Schilderung seines Besuchs bei Goethe und Knebel (s. Nr. 24 und 25 des „Weimarer Sonntagsblattes" 1857) mitgetheilt hat. Die Knebel sagte, Goethe's Frau sei beneidet und deshalb viel angefeindet und verleumdet worden, aber sie habe einen vortrefflichen Charakter und das beste Herz gehabt, und sie alle seien der Ueberzeugung, daß Goethe nach seiner Eigenthümlichkeit nie eine passendere Frau für sich hätte finden können, wie ihr ganzes Leben nur ihm geweiht gewesen sei, wie sie nie an sich selbst, sondern nur daran gedacht habe, ihm sein Leben angenehm und behaglich zu machen. „Dabei hatte sie," fuhr Frau von Knebel fort, „eine

In dasselbe Jahr 1816 fällt ein Besuch der Hofräthin Kästner, durch Goethe's Roman berühmt geworden als „Werther's Lotte," nun 60 Jahre alt, Witwe und Mutter von zwölf Kindern. Sie sah jetzt etwas anders aus als damals, wo sie ihren kleinern Geschwistern das Butterbrod austheilte, und sie hätte vielleicht besser gethan, Goethe diesen Anblick zu ersparen. Dabei trug sie, wie man in Weimar erzählte, ein weißes Kleid wie in Wetzlar und that halb zärtlich halb kokett, womit sie nun aber bei Goethe Nichts mehr ausrichtete.

An Freuden und Auszeichnungen fehlte es Goethe in diesen Jahren sonst nicht. Sein fürstlicher Freund, nun zum Großherzog erhoben, hatte 1815 Goethe's Ministerialgehalt auf 3000 Thaler erhöht, ungerechnet eine besondere Zulage für Pferde und Wagen. Er erhielt ferner, gleichzeitig mit von Voigt, im Jahre 1816 das Großkreuz des am 30. Jan. erneuerten weimarischen weißen Falkenordens. Im wirklichen Staatsministerium nahm Goethe auch jetzt seinen Sitz nicht wieder ein, aber er behielt den Titel eines Staatsministers bei und führte die Oberaufsicht über die landesherrlichen Anstalten für Kunst und Wissenschaft. Freude und Heiterkeit kehrte aber namentlich in sein Haus ein, als sich sein Sohn August, der bereits in weimarischen Staatsdienst getreten war, mit Ottilie von Pogwisch verband. Lewes nennt sie „eine der glänzendsten und muntersten Damen Weimars" und fährt dann fort: „Sie war stets ein großer Liebling ihres Schwiegervaters und führte ihm bis zu seinem Tode den Haushalt, empfing seine vielen Gäste und stand so hoch in seiner Gunst, daß sie sich gegen ihn Alles erlauben durfte. Im nächsten Jahre sang er seinem ersten Enkel (Walther) das Wiegenlied. Bald erfreute ihn ein zweiter (Wolfgang), der, wie es scheint, später sein Liebling wurde; er ließ ihn bei sich im Zimmer arbeiten und spielen und pflegte ihn sein liebes „Wölfchen" zu nennen."

Der bemerkenswerthen Ereignisse in Goethe's Leben werden von hier an immer weniger; er lebte, freilich immer und unablässig denkend, schaffend und wirkend, sich eben allmälig aus; und Andere, oft Jüngere, neben ihm auch. Die sogar in Teutschland auftauchenden demagogischen Bewegungen und Leidenschaften waren wenig nach seinem Sinne; er erblickte in ihnen nur eine bedenkliche Störung der ruhigen organischen Entwickelung im Geistesleben der teutschen Nation, einen Abfall von dem Humanitätsprincipe, dem er huldigte, und sie waren ihm um so peinlicher, da sie in seiner unmittelbaren Nähe auftauchten, ja besonders von der Universität Jena ausgingen, die sein Augapfel gewesen war, für die er so viel gethan hatte. Die Wartburgfeier schien ihm eine „ahnungsvolle Gegenwart" anzukündigen und er bemerkt weiter: „Das Reformationsjubiläum verschwand vor diesen frischen jüngeren Bemühungen. Vor dreihundert Jahren hatten tüchtige Männer Großes unternommen; nun schienen ihre Großthaten veraltet und mochte sich ganz Anderes von den neuesten öffentlich geheimen Bestrebungen erwarten." Die ironische Bedeutung dieser Worte ist unverkennbar; doch sind sie noch mild genug und drücken sicherlich nur schwach die Stimmung aus, in welche er sich durch diese Erscheinungen versetzt fühlte. Er, der bei einem Besuche Karlsbads im J. 1819 seine Freude darüber ausdrückt, daß er an dem Fürsten Metternich „wie sonst einen gnädigen Herrn" gefunden, stand damals in der That auf der Seite derer, die man in unsern Tagen Reactionaire zu nennen pflegt; er bewies dies namentlich, als er in einem ihm vom Herzoge aufgegebenen Gutachten anrieth, Oken's im J. 1816 gegründetes Oppositionsblatt „Isis" zu unterdrücken [39]). Hatte er doch schon in seinen eigenen und Schiller's „Xenien" den „höchsten Misbrauch der Preßfreiheit" erkannt und eingestanden. Der in diesem Falle ruhiger blickende Großherzog vermied es jedoch, sich durch ein Verbot der „Isis" misliebig zu machen und wartete die Beschlüsse des Bundestags ab, welche dieser Oppositionspublicistik von selbst und mit Einem Schlage ein Ende machten. Der Tod seines Mitarbeiters von Voigt (den 22. März 1819) veranlaßte Goethe zu folgender Bemerkung: „Er fühlte sich in der letzten Zeit sehr angegriffen von den unaufhaltsam wirkenden revolutionairen Potenzen und ich pries ihn deshalb selig, daß er die Ermordung Kotzebue's, die am 23. März vorfiel, nicht mehr erfuhr, noch durch die heftige Bewegung, welche Teutschland hierauf ergriff, ängstlich beunruhigt wurde" [40]).

Die Ertheilung der landständischen Verfassung für Weimar nahm er hin wie ein Unvermeidliches; aber ihm selbst war sie höchlichst unbequem. Das Land war nach seiner Ansicht, und dies war auch ganz richtig, bisher

---

sehr heitere Laune, verstand es, ihn aufzumuntern, und kannte ihn so genau, daß sie immer wußte, welchen Ton sie anschlagen mußte, um wohlthuend auf ihn einzuwirken. Sie war keine sehr ausgebildete Frau, aber sie hatte sehr viel natürlichen hellen Verstand; Goethe hat uns oft gesagt, daß, wenn er mit einer Sache in seinem Geiste beschäftigt wäre und die Ideen sich zu stark bei ihm drängten, er dann manchmal zu weit käme und sich selbst nicht mehr zurechtfinden könne, wie er dann zu ihr ginge, ihr einfach die Sache vorlege und oft erstaunen müßte, wie sie mit ihrem einfachen natürlichen Scharfblicke immer gleich das Richtige herauszufinden wisse und er ihr in dieser Beziehung schon Manches verdanke." Die Knebel versicherte auch, daß Goethe ihren Tod noch immer nicht (im August 1820) verschmerzen könne.

39) Das Gutachten ist in Düntzer's „Goethe-Studien" S. 375 fg. abgedruckt.

40) Das Verhältniß zwischen Goethe und von Voigt war ein sehr inniges und beweist abermals, welcher seltenen Treue Goethe gegen tüchtige Naturen fähig war, wie wenig er daran dachte, sich im Vollgefühle seines Genies über diejenigen zu erheben, deren Wollen er als redlich, deren Wirken er als nützlich erkannte. Zwischen beiden bestand, wie Kanzler von Müller versichert, „eine Wechselwirkung von Vertrauen, Ideentausch, eigenthümlichster Anerkennung und heiterer Zuthätigkeit, die sich bis zum letzten Lebenshauche treulichst bewährt hat." Goethe widmete ihm unter Anderem zu seinem Dienstjubiläum (den 27. Sept. 1816) ein Gedicht, und als er starb, klagte er: „Für mich entsteht eine große Lücke und dem Kreise meiner Thätigkeit entgeht ein mitwirkendes Princip." Bezeichnend ist es, daß Goethe im hohen Alter den Worten „Tod," „sterben" u. s. w. vorsichtig aus dem Wege ging; statt „er stirbt," sagt er euphemistisch: „er verläßt uns." Es war nicht eigentlich das Sterben an sich, was er fürchtete, sondern der Gedanke, daß damit auch sein fruchtbares Wirken auf dieser ihm so lieb gewordenen Erde aufhöre, erregte ihm Grauen.

vollkommen gut regiert worden; und nun sollten so und so viel Leute in die Verwaltung mit drein sprechen und den Gang der Regierung und die Verwendung ihrer Geldmittel controliren. Seiner Ansicht nach bestand ja die Majorität „aus wenigen kräftigen Vorgängern, aus Schelmen, die sich accommodiren, aus Schwachen, die sich assimiliren, und der Masse, die nachtrollt, ohne nur im mindesten zu wissen, was sie will." Vieles Reden war ihm langweilig, und er wußte, wie in landständischen Versammlungen manche das Wort nur ergreifen und wiederholt ergreifen, um doch auch von sich etwas hören zu lassen; um zu zeigen, daß sie doch auch etwas sind und etwas bedeuten wollen, selbst Männern wie Goethe gegenüber; er wußte, daß Landstände zu knausern lieben und zwar oft grade am unrechten Orte, und daß namentlich Kunst und Wissenschaft, die ihm zumeist am Herzen lagen, unter dieser Knauserei zu leiden und von Männern, deren geistiger Horizont meist nur ein beschränkter und deren Hauptziel meist nur ein möglichst wohlfeiles Budjet ist, nichts Gutes zu erwarten haben. Daher nahm er auch nur selten an den Sitzungen der Stände Theil, weil er nicht „vor Langeweile schwitzen" wolle. Im Verlaufe der Jahre gerieth er sogar mit den Landständen in einen unangenehmen Conflict, als diese im J. 1823 wegen der von der Oberaufsichtscommission verwandten Gelder von ihm Rechnungsablage verlangten. Goethe war sich bewußt, die Gelder immer aufs Beste, Zweckmäßigste und Oekonomischste verwandt zu haben, und die Einsicht in die Rechnungen nach Goethe's Tode hat dies auch klar ans Licht gestellt. Nun aber sollte er über Heller und Pfennig Rede stehen; das war zu arg, zumal da es sich ja um eine seines Dafürhaltens nur „lumpige Summe" (noch nicht 12,000 Thlr.) handelte. Er verweigerte den Nachweis, halb humoristisch, gradezu und der Landtag beschloß Anfangs, die Summe nicht weiter zu bewilligen. Der Großherzog verhandelte mit dem Landtagsmarschalle, um einen versöhnlichen Ausweg herbeizuführen; auch die Großherzogin suchte durch Luden auf die Stände einzuwirken und bemerkte bei dieser Gelegenheit sehr treffend: „Wir haben nur Einen Goethe, und wer weiß, wie lange noch; ein zweiter dürfte sich vielleicht nicht bald wieder finden." Der Landtag ließ denn auch seine Forderung fallen, aber der von 1831 nahm sie aufs Neue und dringender wieder auf. Goethe zeigte sich so hartnäckig wie früher und erst sein Tod machte diesem verdrießlichen Conflicte ein Ende, und es dürfte wol doch Mancher der Ansicht sein, daß der Landtag von 1831 verständiger gehandelt hätte, gegen den alten Herrn, der für Teutschland so Großes gewirkt und sich auch um das Wohl des weimarischen Landes in hohem Grade verdient gemacht hatte, Nachsicht zu üben, statt ihm die letzten Tage seines Lebens zu verbittern. Auch in diesem letzten Abschnitte seines Lebens ließ er nicht nach, Nützliches namentlich für Jena ins Leben zu rufen, z. B. das botanische Museum und die Thierarzneischule, und auch um die Umgestaltung der jenaischen Bibliothek erwarb er sich große Verdienste.

In einen andern Conflict, der ihm sicherlich vielmehr zu Herzen ging als der mit den Landständen, gerieth er im J. 1817, nämlich mit dem Großherzoge selbst, und zwar wegen einer im Grunde sehr läppischen Theatergeschichte, die sie ernstlich zu verfeinden drohte, nachdem sie über eine Menge der wichtigsten Fragen, die zum Theil wol geeignet waren, eine nachhaltigere Differenz zu erzeugen, immer leicht zur Verständigung gelangt waren. Schon früher hatte man ihm in der Person des Grafen Edeling einen Intendanten zur Seite gesetzt, eine Maßregel, die ihm allerdings kränkend, unangenehm und wider seinen Willen getroffen war, über die er sich aber dadurch hinwegsetzte, daß er den Grafen von jeder Betheiligung an den Geschäften auszuschließen wußte und in den Sitzungen so that, als ob er gar nicht da sei. Dabei aber stellte er sich doch an, als ob er der Hilfe bedürfe, indem er veranlaßte, daß ihm sein Sohn in der Leitung des Theaters zur Beihilfe gegeben wurde. Nun war es allerdings ein sehr verletzendes Ansinnen, als man im März 1817 von Goethe verlangte, das nach dem Französischen bearbeitete Melodrama „Der Hund des Aubry" aufführen und darin einen dressirten Pudel, mit welchem der Schauspieler Karsten herumzog, auftreten zu lassen. Ein Pudel auf der weimarischen Bühne, die Goethe bis dahin so reinlich gehalten und im Sinne der idealsten Aesthetik geleitet hatte! Er mußte das Ende aller Kunst in Teutschland gekommen glauben und der Anfang des Endes war es auch. Goethe berief sich mit gewohnter Schlauheit auf einen Paragraphen der Theatergesetze, wonach Hunde auf die Bühne mitzubringen untersagt war. Der Großherzog, ein Liebhaber von Hunden, wollte aber die Künste des Thieres durchaus sehen, und nun bemächtigte sich die intriguante, gegen Goethe längst schon grollende Frau von Heygendorf, ehemalige Jagemann, der Gelegenheit, zwischen dem Großherzoge und seinem alten Freunde ein Zerwürfniß hervorzubringen, suchte das Verfahren Goethe's in ein gehässiges Licht zu setzen und überredete den Großherzog, den Hund den Theatergesetzen und dem ausgesprochenen Willen Goethe's zum Trotz doch kommen zu lassen. Goethe rief, als man ihm die Kunde hinterbrachte, schmerzlich bewegt aus: „Karl August hat mich nie verstanden!" was auch in Bezug auf seine Kunsttendenzen und ästhetischen Grundsätze bis zu einem gewissen Grade wirklich der Fall gewesen sein mag, reiste mit Hinterlassung eines Schreibens an den Großherzog nach Jena ab und bat von hier aus um seine Entlassung von der Intendanz. Karl August vermochte aber ohne Goethe, mit dem ihn ein wirkliches aufrichtiges Freundschaftsbedürfniß verband, nicht zu leben, er bereute seine Uebereilung, er bedauerte ihre Folgen und wenige Tage darauf reiste er ihm nach Jena nach, wo sie nach der ersten Begrüßung, die im botanischen Garten stattfand, lange sich in stummer Umarmung festhielten und dann zwei Stunden lang im Garten auf- und niedergingen. Aber auf der Niederlegung seiner Intendanz verharrte Goethe und das Theater, das für ihn seinen Reiz verloren hatte, besuchte er fortan nur bei besondern Anlässen. Ja er soll wegen der mancherlei Verdrießlichkeiten, die er in letzter Zeit in Weimar zu

bestehen gehabt, in jenen Tagen ernstlich mit dem Gedanken umgegangen sein, Weimar zu verlassen und nach Wien zu gehen, von wo ihm Anerbietungen gemacht worden waren. Es ist schon früher erwähnt worden, daß Goethe nach der Rheinreise 1815 eine gewisse Reue darüber empfand, sich so lange Jahre an Weimar und seine in mancher Hinsicht engen und kleinlichen Verhältnisse gebunden zu haben. Aber er war doch durch zu viele Fäden mit Weimar verflochten und er mochte bei ruhiger Ueberlegung fühlen, daß er nun zu alt geworden, um sich jetzt noch zu verändern und in so ganz fremdartige Verhältnisse wie die wiener einzuleben.

Die poetische Ausbeute dieser Jahre war im Verhältnisse zu derjenigen der frühern nur gering; seine Productionskraft war nun doch in der Abnahme und die Welt um ihn her in vielen Stücken eine andere geworden als diejenige gewesen, mit der er aufgewachsen war und in der er sich wohl und heimisch befunden hatte. Daß er überhaupt noch dichtete und auch noch viel Gutes und Treffliches dichtete, war ein Beweis von der Unverwüstlichkeit und rastlosen Thätigkeit seines Geistes. An dem „Divan" arbeitete er im Winter von 1817 zu 1818 „mit so viel Neigung, Liebe und Leidenschaft, daß man den Druck desselben im März anzufangen nicht länger zauderte." Dabei gingen die orientalischen Studien immer fort, „damit man durch Noten, durch einzelne Aufsätze, ein besseres Verständniß zu erreichen hoffen durfte; denn freilich," fährt Goethe in den „Tag- und Jahresheften" fort, „mußte der Teutsche stutzen, wenn man ihm etwas aus einer ganz andern Welt herüberzubringen unternahm. Auch hatte die Probe in dem Damenkalender das Publicum mehr irre geleitet als vorbereitet. Die Zweideutigkeit: ob es Uebersetzungen oder angeregte oder angeeignete Nachbildungen seien, kam dem Unternehmen nicht zu Gute; ich ließ es aber seinen Gang gehen, schon gewohnt, das teutsche Publicum erst stutzen zu sehen, ehe es empfing und genoß." Im Jahre vorher, 1817, war das italienische Reisetagebuch, so weit es Sicilien und Neapel betrifft, gedruckt, die Autobiographie „wieder vorgenommen worden." Im folgenden Jahre brachte ihm „ein wundersamer Zustand bei höherem Mondenscheine das Lied, „Um Mitternacht," das ihm desto lieber und werther war, da er, wie er gesteht, nicht sagen könnte, woher es kam und wohin es wollte." Zu einem Maskenzuge, welcher bei der Anwesenheit der Kaiserin Mutter am 18. Dec. 1818 stattfand, dichtete er die erklärenden Verse und er hatte dabei wenigstens Gelegenheit, die von ihm geschiedenen Größen Weimars in Strophen voll erhabener großartiger Gesinnung zu verherrlichen. Noch ist seines Antheils an dem im J. 1819 zu Rostock errichteten Blücherstandbilde zu gedenken. Der mit der Besorgung des Plans beauftragte ständische Ausschuß hatte an Goethe das Ansuchen gestellt, das Vorhaben durch seinen Rath zu fördern und zu unterstützen und Schadow, der schon vorher mit ihm über die Idee des Standbildes correspondirt hatte, war selbst mit dem Modell nach Weimar herübergekommen, um sich mit Goethe über die etwa noch vorzunehmenden Aenderungen zu besprechen. Zwei Reliefstafeln sind auch wirklich nach Goethe's Angabe ausgeführt; auch verfaßte er die bekannte Inschrift „In Harren und Krieg" u. s. w. Unter den Feldherren der verbündeten Heere war auch wol Blücher, weil er ein Mann aus Einem Gusse war, derjenige, der für Goethe noch die meiste Anziehungskraft hatte.

An seinem siebzigsten Geburtstage (1819) wurden ihm so viele Beweise der Dankbarkeit und Anerkennung zu Theil, daß er davon selbst aufs Angenehmste überrascht, ja tief gerührt war. „Durch eine wunderliche Grille eigensinniger Verlegenheit," schreibt er, „suchte ich der Feier meines Geburtstags jederzeit auszuweichen. Diesmal hatte ich ihn zwischen Hof und Karlsbad auf der Reise zugebracht; am letzten Orte kam ich Abends an und in beschränktem Sinne glaubt' ich überwunden zu haben. Allein am 29. Aug. sollte ich zu einem schon besprochenen Gastmahle auf dem Posthofe eingeladen werden, wovon ich mich, in Rücksicht auf meine Gesundheit, nicht ohne Grund entschuldigen mußte." In Frankfurt veranstaltete man ein Festmahl, bei dem ein mit Smaragden kostbar verzierter Lorbeerkranz prangte, welcher ihm dann als Festgabe zugesandt wurde, und die von dem Freiherrn von Stein 1819 errichtete Gesellschaft für ältere teutsche Geschichtskunde ernannte ihn zum Ehrenmitglied. Die mecklenburgischen Stände verehrten ihm zu diesem Tage eine goldene Medaille als Denkzeichen für den Kunstantheil, den er bei Verfertigung der Blücher'schen Statue genommen hatte. Sehr zart war die Aufmerksamkeit, die ihm der Großherzog von Mecklenburg bei dieser, wahrscheinlicher jedoch bei einer andern Gelegenheit bewies. Dieser hatte die Uhr, welche in den Kindertagen des Dichters im älterlichen Hause gestanden hatte, ausfindig zu machen gewußt, angekauft und heimlich im Goethe'schen Hause aufstellen lassen. Als Goethe sie zum ersten Mal, aus dem Schlafe erwachend, schlagen hörte, rief er seinem Bedienten zu: „Ich höre eine Uhr schlagen, welche alle Erinnerungen meiner Kindheit erweckt, ist es Traum oder Wirklichkeit?" und vergoß dann Thränen der Rührung [41]). Seinen Freunden sprach er dann durch ein Gedicht mit der Aufschrift: „Die Feier des 28. Augusts dankend zu erwidern," das er ihnen in einzelnen Druckblättern übersandte, seinen Dank aus.

Im folgenden Jahre (1820) ging er daran, seine Tagebücher über die Campagne in Frankreich und die Belagerung von Mainz für die Veröffentlichung zu bearbeiten, lieferte zwei Hefte von „Kunst und Alterthum" als Abschluß des zweiten Bandes und bereitete das erste des dritten vor. Er schrieb ferner die Erzählung „Der Verräther seiner selbst," die Fortsetzung der Erzählung „Das nußbraune Mädchen" und förderte den ideellen

41) So nach einer Mittheilung von Sauppe, welche Schaefer seinem Berichte über die 70. Geburtstagsfeier eingefügt hat, übrigens in einer Note hinzufügend: „Nach Laube (in den „Reisenovellen") wäre dies Geschenk zum Jubiläum angelangt." Laube's Angabe verdient aber vielleicht schon deshalb mehr Glauben, weil Goethe selbst unter den zum Theil weniger bemerkenswerthen Geburtstagsgeschenken, die er in seinen „Tag- und Jahresheften" aufführt, grade dieses, das sinnigste von allen und außerdem von fürstlicher Hand, nicht mitgenannt hat.

Zusammenhang der „Wanderjahre.“ Die „freie Gemüthlichkeit einer Reise“ erlaubte ihm auch, dem „Divan“ wieder nahezutreten; er erweiterte das „Buch des Paradieses“ und fand Manches in die vorhergehenden einzuschalten. Auch schrieb er, „aufgeregt durch theilnehmende Anfrage,“ wie er sich ausdrückt, einen Commentar zu dem Gedichte: „Harzreise im Winter,“ das er bei dieser Gelegenheit selbst „abstrus“ nennt. Daneben setzte er seine Studien über die Farben, namentlich die sogenannten entoptischen, über Geognosie, Botanik, Zoologie, Mineralogie u. s. w. fort und er fügte ihnen noch die über Meteorologie, atmosphärische Zustände und Wolkenformen hinzu, zu welchem Zwecke er bei seinem Aufenthalte in Karlsbad im Juli 1820 sogar ein „Wolkendiarium“ anlegte, Studien, aus denen dann einige Jahre später, 1825, sein „Versuch einer Witterungslehre“ hervorging. Howard's Theorie der Wolkenbildung kam ihm hierbei zu statten; auch verfaßte er 1821 einige Strophen zu Howard's Ehrengedächtnisse, wofür der englische Meteorolog mit einem verbindlichen Schreiben und der Uebersendung seines neuesten Werkes über das Klima von London dankte. Mächtig interessirte ihn auch die so folgenreich gewordene Entdeckung des Elektromagnetismus durch den Dänen Oersted (den er 1822 bei sich zu empfangen die Freude hatte) und sofort setzte er sich mit Döbereiner zusammen, um sich über diese Naturkraft Aufklärung zu verschaffen. Gleiche Theilnahme wie der Natur widmete er auch gleichzeitig der Kunst. Er ging seinem Freunde Heinrich Meyer bei seinen Studien zur Hand, war ihm bei der letzten Durcharbeitung seiner Geschichte der Kunst behilflich, beschäftigte sich eifrigst mit dem Studium der Denkmäler hellenischer Kunst, namentlich der Elgin-Marmorn, vernachlässigte aber darüber nicht das Studium der altitalienischen und altteutschen Malerei, schrieb zwischen 1820 und 1822 eine umfangreichere Abhandlung über Andreas Mantegna's Triumphzug des Cäsar und 1823 über altteutsche Baukunst. Diese hatte ihn ja schon in seiner strasburger Periode mächtig angezogen und nachdem er ihr während seiner italienischen Reise ziemlich untreu geworden, war das Interesse für sie durch den Verkehr mit den Brüdern Boisserée und den Anblick des cölner Doms und anderer hervorragender mittelalterlicher Bauwerke wie durch das Studium der den cölner Dom betreffenden Zeichnungen und Risse wieder lebhaft in ihm angeregt worden. Von den monströsen Gebilden der indischen und ägyptischen Kunst dagegen wandte er sich mit Widerwillen ab, während ihn die indische Dichtkunst, namentlich die seinem Sinne für Anmuth so hold entgegenkommende liebliche und zarte Sakontala, wie wir wissen, außerordentlich anzog. Er schreibt z. B. im J. 1824 an A. W. Schlegel: „Kann ich zwar der indischen Kunst, in sofern sie plastisch ist, nicht günstig sein, da sie die Einbildungskraft, anstatt sie zu sammeln und zu regeln, zerstreut und verwirrt, so gehör' ich doch gewiß zu den redlichsten und beständigsten Verehrern jener Dichtkunst, die aus den abstrusesten Regionen des Geistes durch alle Stufen des innern und äußern Sinnes uns auf die bewundernswürdigste Weise hindurchführt“ [42]). Ueberhaupt fühlte sich Goethe von dem blos Kolossalen und Ungeheuerlichen, das auf Kosten der Anmuth zur Größe aufstrebt, je länger desto mehr abgestoßen und im J. 1820 beklagt er sich in den „Tag- und Jahresheften“ über Dante's „widerwärtige, oft abscheuliche Großheit.“

Ebenso wandte er sich von den Productionen der jüngern teutschen Poetenschule seit dem Jahre 1820 immer mehr ab, was sich aus seinem Alter, aus unangenehmen persönlichen Erfahrungen, aus seiner nun eingetretenen Gleichgültigkeit gegen das Theater und aus der in ihren Gebilden allmälig auswüchsig gewordenen Romantik erklärt, derselben Romantik, die er früher in seine besondere Protection genommen. Er schreibt darüber in den „Tag- und Jahresheften“ im J. 1820: „Werner's „Maccabäer“ und Houwald's „Bild“ traten mir, jedes in seiner Art, unerfreulich entgegen; sie kamen mir vor wie Ritter, welche, um ihre Vorgänger zu überbieten, den Dank außerhalb der Schranken suchen. Auch enthielt ich mich von dieser Zeit an alles Neueren, Genuß und Beurtheilung jüngern Gemüthern und Geistern überlassend, denen solche Beeren, die mir nicht mehr munden wollten, noch schmackhaft sein konnten.“ Am meisten war ihm wol die Prätension zuwider, womit sich diese Producte geltend zu machen suchten und an ihn herandrängten, als ob sie neben seinen und Schiller's Erzeugnissen einen Platz einzunehmen verdienten oder sie gar verdrängen könnten. Er vermißte in der neuern Poesie das Männliche und Charaktervolle und er beförderte fortan mehr das Plane und Mittelmäßige als das Originelle, weil jenes doch naturgemäßer und weniger krankhaft war. Einmal in dieser Antipathie befangen, wurde er freilich auch vielfach ungerecht, wie namentlich gegen die schwäbische Schule und Uhland, der doch so teutsch ist und in dessen Poesien Goethe seinen eigenen Einflüssen in vielfachen Spuren begegnen konnte. Eine günstigere Meinung hatte er im Ganzen von Rückert, und auch in Platen verkannte er Gesinnung, Talent, Ernst und technische Ausbildung nicht. Aber er tadelte seine polemische Richtung, an der auch Byron, dem er sonst so hohe Achtung zollte, zu Grunde gegangen sei; er fand es unverzeihlich für ein so „hohes Talent,“ daß Platen in der Umgebung von Neapel und Rom die Erbärmlichkeiten der teutschen Literatur nicht vergessen konnte. Goethe scheint hierbei aus dem Gedächtnisse verloren zu haben,

42) Vergl. hierzu die von Böcking in Bonn herausgegebenen „Briefe Schiller's und Goethe's an A. W. Schlegel“ (1846). Dies Bändchen umfaßt nur 50 und einige Seiten, ist aber nicht unwichtig zur Kenntniß der Stellung der beiden Koryphäen der idealen weimarischen Schule (wenn man von einer solchen sprechen darf) zu den beiden Koryphäen der romantischen Schule. Die Briefe Goethe's an Schlegel reichen, freilich von oft langen Pausen unterbrochen, von 1797—1824. Man sieht daraus, daß Goethe auch von Schlegel's Kenntniß der Metrik und sprachlichen Rhythmik Vortheil zu ziehen suchte. Goethe schickte ihm unter Anderem den „Mahomet“ und „Reineke Fuchs“ zu Emendationen und ist für Vorschläge in sprachlicher und rhythmischer Hinsicht dankbar; auch bei den Elegien und Epigrammen ging ihm Schlegel mit Verbesserungsvorschlägen in Betreff des Versbaues zur Hand.

daß auch er „Xenien“ geschrieben und in ihnen die „Erbärmlichkeiten der teutschen Literatur“ gegeißelt hatte, obschon er darin recht haben mochte, daß man diese Erbärmlichkeiten wol am neapolitanischen Golfe vergessen sollte, aber nicht wol an den Wassern der Ilm vergessen kann. Jedenfalls hatte er aber doch in Gemeinschaft mit Schiller diesen polemischen Gelüsten mehr als vielleicht wünschenswerth Vorschub geleistet. Größeren Antheil widmete er fortan der Poesie des Auslandes, worauf noch zurückzukommen ist.

Im J. 1821 dichtete Goethe, der dazu an ihn ergangenen Aufforderung entsprechend, zur Eröffnung des neuen berliner Schauspielhauses, für welche man seine „Iphigenia“ gewählt hatte, einen Prolog, „der,“ wie er bemerkt, „wegen dringender Zeit gleichsam aus dem Stegreife erfunden und ausgeführt werden mußte.“ Gleichwol rief dieser Prolog, von der berühmten Schauspielerin Stich meisterhaft gesprochen, einen so großen Beifall hervor, daß er am 29. wiederholt werden mußte. Goethe konnte überhaupt gegen die vielen Liebesbeweise, die ihm grade von Berlin kamen, nicht gleichgültig bleiben; er schenkte dieser Stadt, wo sein geliebter Zelter wohnte, wo in dem Varnhagen-Rahel'schen Salon und in der literarischen Mittwochsgesellschaft ein förmlicher Goethecultus gepflegt und genährt wurde, mehr als früher seine Neigung, und so gesteht er denn auch, daß ihm die gute Wirkung seines Prologs sehr erfreulich gewesen. „Ich hatte,“ fügt er hinzu, „die Gelegenheit erwünscht gefunden, dem werthen Berlin ein Zeichen meiner Theilnahme an bedeutenden Epochen seiner Zustände zu geben.“ Nichtsdestoweniger konnten ihn alle noch so dringenden Einladungen nicht dazu bewegen, einen Besuch in Berlin abzustatten, wo er doch des glänzendsten Empfangs und der außerordentlichsten Huldigungen gewiß sein durfte. Er nahm letztere wohl an und hatte auch seine Freude darüber, wenn sie ihm wie ein Geschenk der Götter in den Schoos fielen, aber er suchte sie nicht auf, ging ihnen vielmehr gern aus dem Wege.

In diesem Jahre erschien der erste Band seines Romans „Wilhelm Meister's Wanderjahre oder die Entsagenden,“ in welchem er in vielfachen Verschlingungen seine alte Lieblingsidee durchzuführen suchte, daß Jeder zu entsagen und sich zu beschränken wissen müsse, damit Jeder in seinem kleineren oder größeren Kreise seine Kräfte und Anlagen zum Wohl des Ganzen um so nützlicher und fruchtbarer anwenden könne, je weniger er selbstsüchtig über diesen Kreis hinausgeht. Dieser Eine Sinn ist als durchgehend wohl zu erkennen; es fehlt nicht an den reizendsten novellistischen Einzelnheiten, nicht an den weisesten Aussprüchen und tiefsten Anschauungen; aber das Ganze ist formlos; es fehlt die compositionelle Einheit, die organische Verbindung; je willkürlicher diese ist, je räthselhafter manches Eingeflickte ist, um so mehr fällt das Bruchstück- und Zufallartige des Werkes auf, und jemehr es mit dem Anspruche auftrat, ein Ganzes, ein wirklicher Roman zu sein, um so mehr mußte sich das Publicum dadurch enttäuscht, um so weniger befriedigt fühlen. Der Dichter hatte eben Alles darin aufgespeichert, was er an Einfällen, Skizzen, Erzählungen, Fragmenten liegen hatte, und es liest sich fast komisch, was Eckermann über die Redaction desselben berichtet. Goethe selbst scheint darüber gelacht zu haben. Nahm er sich hierzu ein Recht, so hatte seinerseits das Publicum auch ein Recht, über ein so zerfahrenes Ganze seine Verwunderung auszudrücken. Goethe gab mit einem so kunstlosen Werke — auch die „Unterhaltungen der Ausgewanderten“ würden, wenn er sie nicht fallen gelassen hätte, wol eine ähnliche Composition geworden sein — ein schlimmes Beispiel, welches die Folge hatte, daß seitdem und für lange Zeit in der teutschen Erzählungsliteratur die Formlosigkeit fast die Regel wurde.

In die Jahre 1821 und 1822 fällt die Redaction und zum Theil auch die Ausführung der Feldzüge, der Rheinreisen nebst dem Tagebuche über die Belagerung von Mainz in den Jahren 1792 und 1793, ferner die „Zahmen Xenien,“ meist auf Papierschnitzel und auf die Rückseite von Visitenkarten flüchtig, wie der Augenblick sie ihm eingab, hingeworfen. Selbst Gervinus, der namentlich den späteren Dichtungen Goethe's ein so ungnädiger Richter ist, erkennt diese „Aeußerungen über die Misstände einer überwuchernden Literatur,“ wie er sie nennt, als ein „unschätzbares Vermächtniß des lebensweisen Dichters“ an. Goethe selbst sagt von ihnen in den „Tag- und Jahresheften:“ „Ob man gleich seine Dichtungen überhaupt nicht durch Verdruß und Widerwärtiges entstellen soll, so wird man sich doch im Einzelnen manchmal Luft machen; von kleinen, auf diese Weise entstehenden Productionen sonderte ich die läßlichsten und stellte sie in Pappen zusammen.“ In diesen Blättchen machte er auch wol seinem gewiß nur zu gerechtfertigten Unmuthe gegen die Angriffe Luft, die namentlich gegen seinen sittlichen Standpunkt von Rigoristen, welche den tieferen Kern seiner Lebensanschauungen und seiner rein menschlichen Tendenzen zu begreifen gänzlich unfähig waren, seit Anfang der zwanziger Jahre immer öfter gemacht wurden. Mit gutem Humor fand er sich namentlich mit dem Pastor Pustkuchen ab, der durch ein anonym verfaßtes, übel gemeintes und übel gerathenes Seitenstück zu den „Wanderjahren,“ ein eigentliches literarisches Falschmünzerwerk, ein wenig beneidenswerthes Renommée erlangte. Oeffentlich und ernstlich gegen seine Widersacher aufzutreten hielt Goethe begreiflicherweise unter seiner Würde. Als er von den späteren Angriffen Menzel's und zwar zuerst durch die französische Zeitschrift, den „Globe,“ Kenntniß erhielt, sprach er sich gegen Zelter kurz dahin aus, er hätte viel zu thun, wenn er sich darum bekümmern wolle, wie die Leute ihn und seine Arbeiten betrachteten. Jene Art der modernen Tendenzkritik, welche vom einseitigsten Standpunkte in vollkommen schiefer Linie mit blinder Wuth gegen irgend ein Außenwerk an dem Wirken, Wollen und Schaffen eines Autors anrennt, berührte Goethe nicht; in seinen Augen hatte nur die eigentlich organische, die in instructiv erklärender Weise mit auferbauende und mit empfindende Kritik Werth und Nutzen.

Mit dem Jahre 1822 schließen auch seine „Tag- und

Jahreshefte," diese vorzügliche Quelle zur Kenntniß namentlich seiner späteren Lebensperiode. Auf künstlerische, lebendig charakterisirende Darstellung war es hierbei nicht abgesehen, doch fehlt auch diese stellenweise nicht, sie tritt z. B. in den Partien, welche den Besuch der Staël in Weimar und diese selbst, seinen Aufenthalt in Göttingen, seinen Seelenzustand nach dem Tode Schiller's u. s. w. betreffen, wohlthuend hervor. Das Meiste ist jedoch trockene, chronikenartige Aufzählung seiner Reisen, Arbeiten Bekanntschaften und sonstiger Begebnisse; auch fällt in der That der mit den Jahren zunehmende devote und euphemistische Styl bisweilen unangenehm auf [43]). Aber sie enthalten auch in ihren trockensten Partien interessante Winke über seine Arbeiten, sie bilden die lehrreiche Ergänzung und Fortsetzung zu „Dichtung und Wahrheit," so wenig sie auch mit diesem Werke, zu dem er übrigens 1821 eine Lili betreffende Partie, etwa ein Drittheil des vierten kleineren Bandes hinzuarbeitete, in Form und Darstellung gemein haben, und sie geben im Ganzen ein wahrhaft überraschendes Bild von der erstaunlichen Rastlosigkeit, Beweglichkeit und Vielseitigkeit seines Thuns, Schaffens und Wirkens wie von der Menge der Berührungen, in die er auf seinem Lebenswege mit Personen gerieth, die in der Gesellschaft oder in Kunst und Wissenschaft einen hervorragenden Rang einnahmen. Daher ist auch auf diese „Tag- und Jahreshefte" besonders und nachdrücklichst zu verweisen, da sich das darin aufgehäufte Detail in einem für ein encyklopädisches Werk bestimmten Artikel auch nur annähernd nicht erschöpfen läßt.

Die Grundsteinlegung zu der weimarischen Bürgerschule (den 27. Nov. 1822) gab neuerdings Anlaß, das vertrauliche Verhältniß, das zwischen ihm und seinem Fürsten obwaltete, ans Licht zu stellen. Im Namen der neuen Stiftung hatte Goethe zum Weihnachtsfeste 32 Gedichte sammeln und unter der Aufschrift „Dem Landesfürsten zum Weihnachten von seinen Kindern 1822" seinem Großherzoge überreichen lassen. Hierauf, gleich am nächsten Morgen, erhielt Goethe ein Billet seines fürstlichen Freundes, worin dieser ihn mit dem traulichen Du anredet: „Du weißt selbst, wie vielen Theil Du von allem dem, was seit etlichen und zwanzig Jahren bei uns zum Guten gediehen ist, Dir zuschreiben kannst, als daß ich nöthig hätte, Dir zu sagen, daß ich es lebhaft erkannt" u. s. w. Auch am nächsten Neujahrstage begrüßte der Fürst ihn als seinen „lieben alten Freund und Waffenbruder in dieser stürmischen Welt."

In demselben Jahre fühlte sich Auguste Stolberg (Gräfin Bernstorf), nachdem ihr Briefwechsel mit Goethe 40 Jahre geruht, veranlaßt, noch einmal an Goethe (den 22. Oct.) zu schreiben und ihm ihre Besorgnisse um sein Seelenheil auszudrücken: „Ich las in diesen Tagen," schreibt sie, „wieder einmal alle Ihre Briefe nach — the songs of other times — die Harfe von Selma ertönte — Sie waren der kleinen Stolberg sehr gut — und ich Ihnen auch so herzlich gut — das kann nicht untergehen — muß aber für die Ewigkeit bestehen — diese unsre Freundschaft — die Blüthe unserer Jugend muß Früchte für die Ewigkeit tragen, dachte ich oft — und so ergriff es mich bei Ihrem letzten Briefe und so nahm ich die Feder." Dann beschwört sie ihn: „O ich bitte, ich flehe Sie, lieber Goethe! abzulassen von Allem, was die Welt Kleines, Eitles, Irdisches und nicht Gutes hat, Ihren Blick und Ihr Herz zum Ewigen zu wenden. Ihnen ward viel gegeben, viel anvertraut; wie hat es mich oft geschmerzt, wenn ich in Ihren Schriften fand, wodurch Sie so leicht Anderen Schaden zufügen — O machen Sie das gut, weil es noch Zeit ist — bitten Sie um höheren Beistand und er wird Ihnen, so wahr Gott ist, werden. Ich dachte oft, ich könnte nicht ruhig sterben, wenn ich nicht mein Herz so gegen den Freund meiner Jugend ausgeschüttet hätte" u. s. w. Erst am 27. April 1823 erwiderte Goethe in einem mit überlegener Geisteskraft abgefaßten, mild abwehrenden Briefe, in welchem es unter Anderem heißt: „Redlich hab' ich es mein Lebelang mit mir und Anderen gemeint und bei allem irdischen Treiben immer auf das Höchste hingeblickt; Sie und die Ihrigen haben es auch gethan. Wirken wir also immerfort, so lang es Tag für uns ist; für Andere wird auch eine Sonne scheinen, sie werden sich an ihr hervorthun und uns indessen ein helleres Licht erleuchten. Und so bleiben wir wegen der Zukunft unbekümmert! In unsers Vaters Reiche sind viele Provinzen, und da er uns hier zu Lande ein so fröhliches Ansiedeln bereitete, so wird drüben gewiß auch für beide gesorgt sein; vielleicht gelingt alsdann, was uns bis jetzt abging, uns angesichtlich kennen zu lernen und uns desto gründlicher zu lieben. Gedenken Sie mein in beruhigter Treue." Schön ist auch folgende Stelle: „Lange leben heißt gar Vieles überleben, geliebte, gehaßte, gleichgültige Menschen, Königreiche, Hauptstädte, ja Wälder und Bäume, die wir jugendlich gesäet und gepflanzt" u. s. w.

Goethe bemerkt gegen den Schluß des Briefes, daß er eben „von einer tödtlichen Krankheit ins Leben wieder zurückkehre." Am 17. Febr. war er nämlich von einer Entzündung des Herzbeutels befallen worden, die einen so heftigen Charakter annahm, daß am fünften Tage der Krankheit alle Hoffnung verschwunden zu sein schien und daß er selbst zu seiner Schwiegertochter äußerte, er fühle den Moment gekommen, wo „der Kampf zwischen Leben

43) Zu leugnen ist überhaupt nicht, daß Goethe in seinem hohen Alter sich regierenden Personen und höchsten Behörden gegenüber mehr als nöthig eines devot-pretiösen Styls befleißigte (z. B. in seinem Danke an den Bundestag wegen Sicherstellung seiner Werke gegen Nachdruck, in der Dedication des Briefwechsels mit Schiller an den König von Baiern u. s. w.) und daß er auch in seinem persönlichen Verkehre mit ihnen sich zu einer allzu ceremoniell ehrfurchts- oder demuthsvollen Haltung bequemte, wie sie dem Dichter und Künstler nicht ziemt. Bekannt ist der Vorfall in Töplitz 1812, über den Beethoven in einem auch von Lewes (Bd. 2. S. 465 der teutschen Uebersetzung) mitgetheilten Briefe an Bettina berichtet; nur daß, wie Lewes wol mit Recht hervorhebt, Beethoven im Gegensatze zu Goethe seinen Unabhängigkeitssinn in einer allzu gesucht auffälligen Weise zur Schau trug. Uebrigens möchten wir auch dieses angeblich Beethoven'sche Schreiben für untergeschoben halten, der Styl ist zu specifisch Bettinaisch; aber der Vorfall selbst mag wol ziemlich in der dargestellten Weise stattgefunden haben und so ungefähr von Beethoven mündlich erzählt worden sein.

und Tod beginnt." Dennoch überwand seine kräftige Natur. Mit dem 24. Febr. trat eine günstige Wendung der Krankheit ein; schon am 25. konnte er seinen fürstlichen Freund, den die Aerzte Tags zuvor nicht zugelassen hatten, empfangen. Am 2. März war er bereits im Stande, aufzustehen; doch machte ihn ein sich gegen die Schulter hinaufziehender Schmerz noch längere Zeit zum Arbeiten unfähig. Viele Beweise der Achtung, in der er bei Hoch und Niedrig stand, wurden ihm zu Theil. Zur Feier seiner Wiedergenesung führte man am 22. März Torquato Tasso auf, mit einem Prologe von Riemer, gesprochen von Frau Jagemann-Heygendorf. Unter lautem Zurufe der gerührten Zuschauer wurde seine Büste mit einem Lorbeerkranze geschmückt und nach der Vorstellung begab sich Frau von Heygendorf, die ihm früher durch ihre Theaterintriguen so manches Leid zugefügt, im Costüm der Leonore zu dem Dichter, um ihm den Kranz des Tasso zu überreichen. Ein in einem gesellschaftlichen Vereine bereits angekündigter Ball war während seiner Krankheit abbestellt worden und fand erst nach seiner Wiedergenesung statt, weil, wie es in der Einladung hieß, es erst jetzt sich zieme, zu tanzen. Goethe war von diesen und anderen so zarten Aufmerksamkeiten und Kundgebungen aufs Tiefste gerührt.

In demselben Jahre erhielt er eine sehr wirksame Unterstützung an dem im Juni nach Weimar gekommenen jungen Hanoveraner J. P. Eckermann, der ganz jene naive Hingebung und Selbstverleugnung besaß, deren Goethe zu seinen damaligen Arbeiten, die vorzugsweise in der Redaction seiner Werke letzter Haud und der „Wanderjahre" bestanden, bei einem literarischen Gehilfen bedurfte. Ihm vertraute er, wol mit Absicht auf künftige Veröffentlichung, alle jene Mittheilungen und Bekenntnisse an, welche den Inhalt des aus diesen Gesprächen hervorgegangenen Eckermann'schen Werkes bilden, das zur Kenntniß der Ansichten und Meinungen Goethe's über Welt, Leben und Literatur während jener Periode eine im Ganzen so vorzügliche Quelle ist, selbst wenn man der Meinung sein sollte, daß diese Aufzeichnungen doch nicht ganz oder nicht in jedem einzelnen Falle den unanfechtbaren Werth und die Autorität derjenigen haben, welche Goethe selbst für den Druck bestimmte und gewissermaßen contrasignirte. Um jene Zeit standen in Weimar dem Dichter vorzugsweise nahe der Kanzler von Müller, der zu der Ausführung seines Plans, seinen Verkehr mit Goethe in besonderen Denkwürdigkeiten darzustellen, leider nicht gelangte, Hofrath Soret aus Genf, der Erzieher des Erbprinzen, und Hofrath Vogel, Goethe's Arzt [44]).

Eine fast wunderbare Verjüngung seiner leiblichen und geistigen Kräfte brachten ihm in diesem Jahre Luft und Wasser von Marienbad. Zeuge davon ist seine „Trilogie der Leidenschaft," dieses „Product eines höchst leidenschaftlichen Zustandes," ein Denkmal des Seelentaumels und der Gemüthsstürme, in welche ihn, den nun 74jährigen Greis, seine heftige Neigung zu der reizenden Ulrike von Levezow, dieser „Armida in Hygiea's Gestalt" in „Marienbads Waldgebirge," hineingerissen hatte. Seine Neigung wurde kaum minder heftig erwidert, aber er riß sich nach schwerem Kampfe von Ulrike los und verzichtete, doch wol in Rücksicht auf sein hohes Alter, auf den ihm und wol auch ihr nahegetretenen Gedanken einer ehelichen Verbindung. Sie selbst blieb unvermählt. Das Beispiel des Fräuleins von Levezow steht nicht vereinzelt; auch andere jüngere Frauen fühlten sich zu dem alten Zauberer Goethe in schwärmerischer Neigung hingezogen, unter Anderem die polnische Claviervirtuosin Frau Szymanowska, die in ihn, nach Zelter's Ausdrucke, „rasend verliebt" war und, um in seiner Nähe zu sein, auch Weimar besuchte. Daß unter diesen Umständen ihr Spiel das seelenvollste war und den Dichter im tiefsten Herzensgrunde bewegte, läßt sich denken.

Ueber das Jahr 1824 läßt sich rascher hinweggehen. In dieses Jahr fällt sein Gedicht, welches er für das am 14. Mai begangene Jubelfest Thaer's verfaßte und zu dem Zelter die Musik setzte, eine Anzahl kleinerer Aufsätze für „Kunst und Alterthum," die weitere Redaction seiner Annalen und die seines Briefwechsels mit Schiller, von dem er mit Recht an Zelter schrieb, dieser Briefwechsel werde eine „große Gabe" sein, die den Teutschen, ja er dürfe wol sagen, den Menschen geboten werde. Das Jahr 1825 war durch zwei Jubiläen ausgezeichnet: die Feier der 50jährigen Regierung Karl August's am 3. Sept. und das Goethe'sche Dienstjubiläum, welches am 7. Nov. gefeiert wurde als demjenigen Tage, an welchem vor 50 Jahren Goethe in Weimar eingetroffen war. Am 3. Sept. begab sich Goethe schon früh, schon vor 6 Uhr Morgens, zu seinem fürstlichen Freunde, um der Erste zu sein, der ihn begrüßte, und ihm eine nach seiner Angabe und Meyer's Zeichnung geprägte Denkmünze zu überreichen. Goethe, dessen Hände der Großherzog ergriffen hatte, konnte vor Rührung nur die Worte hervorbringen: „Bis zum letzten Hauche beisammen!" Abends war bei Goethe, dessen Haus mit symbolischen Gemälden und mannichfachen Gewächsen geschmückt war, großer Empfang mit freiem Zutritt; auch der Großherzog kam und auf Goethe's Gesicht war die lebhafteste Freude zu lesen.

Zum Goethe'schen Dienstjubiläum hatte der Herzog eine goldene Denkmünze prägen lassen und begleitete sie mit einem Handschreiben, aus dem, da es zugleich einen öffentlichen Zweck und Charakter hatte, freilich das trauliche Du verbannt war, das aber in der That „mehr als Gold" enthielt, indem der Großherzog in diesem Schreiben die Dienste, welche Goethe ihm und dem Lande geleistet, aufs Unumwundenste, Herzlichste und Ehrenvollste anerkannt hatte. „Die 50. Wiederkehr des Tages," heißt es darin, „erkenne ich mit dem lebhaftesten

44) Das zweibändige Werk Eckermann's erschien unter dem Titel: „Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens 1823—1832" in zwei Auflagen bei Brockhaus in Leipzig; ein dritter Band folgte 1848 bei Heinrichshofen in Magdeburg nach. Soret schrieb eine „Notice sur Goethe," Vogel eine Schrift: „Goethe in amtlichen Verhältnissen" und Riemer: „Mittheilungen über Goethe," zwei Bände.

Vergnügen als das Dienst-Jubelfest Meines ersten Staatsdieners, des Jugendfreundes, der mit unveränderter Treue, Neigung und Beständigkeit Mich bisher in allen Wechselfällen des Lebens begleitet hat, dessen umsichtigen Rath, dessen lebendiger Theilnahme und stets wohlgefälliger Dienstleistung Ich den glücklichsten Erfolg der wichtigsten Unternehmungen verdanke und den für immer gewonnen zu haben Ich als eine der höchsten Zierden Meiner Regierung achte." Die medicinische und die philosophische Facultät von Jena ließen ihm die Diplome ihrer Doctorwürde überreichen, die theologische eine Votivtafel in Form eines Diploms, in Begleitung eines Schreibens, welches bei den Verdächtigungen, die man gegen Goethe wegen seiner „heidnischen" Ansichten geschleudert, mitgetheilt zu werden verdient. Es lautet: „Ew. Excellenz haben nicht nur unsere Wissenschaft und ihre Grundlagen oft sinnvoll, tief und erregend gewürdigt, sondern auch als Schöpfer eines neuen Geistes in der Wissenschaft und dem Leben und als Herrscher in dem Reiche freier und kräftiger Gedanken das wahre Interesse der Kirche und der evangelischen Theologie mächtig gefördert." Der Stadtrath ließ dem Gefeierten eine Urkunde überreichen, wodurch allen seinen rechten männlichen Nachkommen auf ewige Zeiten das Bürgerrecht der Residenzstadt Weimar verliehen wurde, „auf daß der gefeierte Name Goethe immerdar in ihren Urkunden als höchste Zierde derselben vorhanden sein möge." Abends war die ganze Stadt erleuchtet. In dem neuen Theater (das frühere war in der Nacht vom 22. zum 23. März von den Flammen verzehrt worden) fand eine Aufführung der Iphigenia und nach des Großherzogs Anordnung eine Aufstellung von Goethe's Büste auf lorbeerumkränztem Postamente, hierauf Illumination der Stadt und eine Abendmusik der großherzoglichen Hofkapelle unter Hummel's Leitung statt. Der Aufführung der Iphigenia wohnte der Jubelgreis in der ihm auch im neuen Hause besonders gewidmeten Loge persönlich bei, von dem vollen Hause mit lauten Beifallsbezeigungen wiederholt begrüßt. Auch in mehren benachbarten Städten hatten sich Goethe's Verehrer zu einer Festfeier zusammengefunden. Die Frage liegt nahe, ob Goethe von diesen Huldigungen, wie sie keinem andern Dichter in Teutschland dargebracht worden sind, so ganz berauscht war, um sich arglos dem Glauben hinzugeben, daß sie ausschließlich nur seinem Genius und seinen Verdiensten um Weimar, um Teutschland, um die Menschheit gegolten hätten, daß man in ihm die teutsche Poesie habe mitfeiern wollen. Es ist aber anzunehmen, daß sie ihn zwar nicht kalt und gleichgültig, aber doch bei ruhiger Fassung und Ueberlegung gelassen haben; er kannte die Menschen und die Welt zu wohl, um nicht einzusehen, daß man in ihm zugleich auch den Minister, das Alter Ego des Großherzogs feiere, daß manche äußerliche Motive und Rücksichten dabei mitwirkten, daß sich überhaupt solche Festlichkeiten in Teutschland aus verschiedenen Gründen leicht organisiren lassen, ohne daß die Masse von jener tieferen Erregung und reinen, ungemischten Sympathie dabei ergriffen ist, deren sich doch immer nur verhältnißmäßig wenige Edle und Hochgebildete bei solchen Gelegenheiten fähig zeigen. Man weiß ja übrigens aus seines Großneffen Nicolovius Mittheilungen, daß ihm grobe Schmeicheleien — zu denen natürlich jene Jubilarfeier ihrer Idee nach durchaus nicht zu rechnen ist — zuwider waren, und daß er eine gewisse Sorte fad höflicher, anspruchsvoll inhaltloser, heuchlerischer Individuen als „Menschenpack" verachtete. Und solche zudringliche Individuen werden ihm vermuthlich auch den reinen Genuß der herrlichen Feier vom 7. Nov. nicht wenig verkümmert haben. Um ihnen aus dem Wege zu gehen, feierte er seine Geburtstage gern außerhalb Weimars, in Karlsbad oder Ilmenau.

Jedenfalls aber stand damals Goethe in der Sonnenhöhe seines Ruhms, Ansehens und Einflusses und es zeugten davon Erscheinungen, welche noch beredter und unzweideutiger waren als die officielle Huldigungsfeier in Weimar, während freilich grade in jenen Jahren, wie man weiß, gleichzeitig eine gehässige und neidische Polemik ungescheuter gegen ihn hervortrat. Und zwar war der sehr gerechtfertigte Unmuth über diese Verdächtigungen wieder Veranlassung, daß auf der andern Seite die Bewunderer und Anhänger Goethe's um so mehr bestrebt waren, ihm öffentliche Zeichen ihrer Achtung und Verehrung zu geben. So beschloß die 1824 in Berlin gestiftete literarische Mittwochsgesellschaft, jedes Jahr Goethe's Geburtstagsfeier zu celebriren, was denn auch wirklich geschah, selbst noch einmal nach Goethe's Tode am 28. Aug. 1832 als Erinnerungsfest. Zur Goethefeier im Jahre 1826 hatte man sogar den Mitgliedern für das beste bezügliche Gedicht als Preis einen Ring mit dem Bildnisse Goethe's bestimmt und Zelter, der nicht Mitglied war, wurde Prüfungsrichter. Von zwölf Einsendern gewann Houwald den Preis [45]). F. W. Gubitz bemerkt über die dabei obwaltende Absicht: „In der ersten Zeit des Bestehens der Gesellschaft hatte unsere Literatur die unersprießlichen, oft die Grenzen des Anstandes überschreitenden Kämpfe gegen Goethe und in jenem Kreise gab man dem geliebten Dichter, damals schon seinem 80. Jahre nahe, freundliche Zeichen der Achtung und Theilnahme. Die Mishandlungen, die Goethe in Büchern und Zeitschriften erdulden mußte und sie erduldete ohne Entgegnung, waren mitunter von so abscheulicher Niedrigkeit, daß jeder Ehrenhafte sich empört fühlen mußte" [46]). Wegen dieser Kundgebungen wurde

45) In dem 1854 und 1855 in Berlin erschienenen Werke: „Berühmte Schriftsteller der Deutschen" sind die Verhandlungen, sämmtliche Concurrenzgedichte und der motivirte Ausspruch Zelter's zu finden (Bd. 1. S. 61—110). In demselben Bande des genannten Werkes ist noch auf eine aus dem Reisetagebuche der berühmten englischen Schauspielerin Fanny Kemble, nachmals Mistreß Buttler, entlehnte Mittheilung: „Goethe und Werther's Lotte" aufmerksam zu machen. 46) Siehe den Aufsatz: „Die Literarische (Mittwochs-) Gesellschaft in Berlin" in der ersten Beilage zu Nr. 146 der Voß'schen Zeitung (1858), zu dem sich Gubitz durch die hämischen Angriffe veranlaßt sah, welche neuerdings F. Steinmann in seinem 1857 erschienenen Buche über Heine gegen die Mittwochsgesellschaft richtete. In diesem Aufsatze ist auch ein Dankschreiben Goethe's vom 11. Dec. 1829 an die Gesellschaft mitgetheilt, welches auch über die Art, sich mit den literarischen Zu-

denn auch die Mittwochsgesellschaft (oder die Literarische Gesellschaft) aufs Gehässigste angefeindet und es kam damals das Gerede von „Goethomanie" auf. Gubitz aber tröstet sich mit den Worten: „Wer von den Mitgliedern der Literarischen Gesellschaft noch lebt, der trägt ein beseelend Empfinden in sich, den greisen Goethe in seinen letzten sechs Lebensjahren, die giftige Ausfälle ihm verbitterten, durch Zeichen liebevoller Zuneigung erfreut zu haben."

Aber nicht blos aus Teutschland, auch aus dem Auslande, das sich so lange gegen teutsche Literatur spröde verhalten hatte, erfreuten ihn die glänzendsten Zeichen der Verehrung, die er bei den hervorragendsten Schriftstellern und Dichtern dieser Nationen genoß, wie des Einflusses, den er auf die fremden Literaturen gewonnen hatte. Byron widmete als „literarischer Vasall" ihm, „seinem Lehnsherrn, dem ersten der jetzt lebenden Schriftsteller, welcher die Literatur seines eigenen Landes geschaffen und die von Europa verherrlicht hat" („the first of existing writers, who has created the literature of his own country and illustrated that of Europe"), seinen „Sardanapalus," und da dies an Goethe vorgängig eingesandte Widmungsblatt wegen zufälliger Verspätung der ersten Ausgabe nicht mehr vorgedruckt werden konnte, sein Trauerspiel „Werner" mit den Worten „To the illustrious Goethe by one of his humblest admirers." Wenn selbst der stolze, mit Allem unzufriedene Byron sich dazu herablassen konnte, sich einen der „humblest admirers" Goethe's zu nennen, so ist dies allein schon ein Beweis, in welchem Ansehen Goethe in Europa stand; er wurde überall ohne Widerrede als der „erste aller lebenden Autoren" angesehen; Byron hätte dies sonst nicht zu sagen gewagt. Er verstand zwar selbst kein Teutsch, aber ein Teutsch kennender, Goethe bewundernder Landsmann übersetzte ihm in der Schweiz die Hauptscenen aus Goethe's „Faust," die ihn zur Bewunderung hinrissen und auf sein späteres Schaffen nicht ohne Einfluß waren. Goethe seinerseits sprach für Byron als einen „außerordentlichen Geist" wiederholt seine Bewunderung aus, ohne seine Eigenheiten und Schwächen zu verkennen oder auch nur die geringste Spur einer Einwirkung der Byron'schen Dicht- und Auffassungsweise auf seine eigene wahrnehmen zu lassen[47]); er hat ihn als Euphorion oder als Repräsentanten der romantischen Poesie in den zweiten Theil des Faust eingeführt und ihm dabei einige schöne Worte gesagt und er dankte Byron für dessen Widmung mit dem Gedichte „Ein freundlich Wort kommt eines nach dem andern," welches Byron erhielt, als er bereits auf der Reise nach Griechenland begriffen war. Byron erwiderte seinen Dank auf einem Blatte, welches Goethe als theures Vermächtniß aufbewahrte. Walter Scott, gleichfalls ein Bewunderer Goethe's, der seine literarische Laufbahn mit einer Uebersetzung des „Götz von Berlichingen" eröffnete, schrieb 1827 an Goethe in Betreff Byron's nach dessen Tode: „Er schätzte sich glücklich in der Ehre, die Sie ihm erzeigt hatten und fühlte, was er einem Dichter schuldig war, dem alle Schriftsteller der lebenden Generation so viel verdanken, daß sie sich verpflichtet fühlen, mit kindlicher Verehrung zu ihm hinaufzublicken." Zu den Bewunderern Goethe's unter den berühmten Schriftstellern Englands gehörten oder gehören ferner namentlich Shelley, der einige Scenen aus dem „Faust" ins Englische übersetzte, Thomas Carlyle, dieser begeisterte Verehrer der teutschen Literatur und ihr treuester Anwalt in England, der jetzt vielgenannte Romanschriftsteller William Thackeray, der um das Jahr 1830 in Weimar weilte, am Theetische der Schwiegertochter Goethe's gern gelitten war und auch den Dichter selbst dreimal gesehen hat[48]), unter den nordamerikanischen Schriftstellern namentlich Emerson und so noch zahlreiche andere Briten und Nordamerikaner. Im J. 1831 erhielt Goethe zu seinem Geburtstage aus England ein ihm sehr werthes Zeichen der Verehrung. „Von Carlyle angeregt," erzählt Lewes, „sandten ihm 19 Freunde aus England (darunter Walter Scott, Wordsworth, Southey) ein kunstreiches Petschaft. Auf dem Siegel stand, um einen Stern in der Mitte und von einer Schlange eingeschlossen, die Inschrift: „ohne Hast, ohne Rast" — eine Anspielung auf ein bekanntes Goethe'sches Gedicht; auf dem goldenen Griffe waren die Worte eingegraben: To the german Master, from friends in England, 28. August 1831." Das Geschenk war von einem Schreiben begleitet, das von Carlyle herrührend, die Verehrung der Geber in den begeistertsten Ausdrücken kundgab. „Da es (heißt es darin) stets die höchste Pflicht und Freude ist, dem Verehrung zu bezeugen, dem Verehrung gebührt, und unser bester, vielleicht einziger Wohlthäter der ist, der uns durch That und Wort Weisheit lehrt, so hegen die Unterzeichneten, die wir zu dem Dichter Goethe wie geistige Schüler zu ihrem geistigen Lehrer stehen, den Wunsch, diesem Gefühle offenen und gemeinsamen Ausdruck zu geben."

In Italien war es namentlich Manzoni, der in ein inniges literarisches Wechselverhältniß zu Goethe getreten war. Goethe hatte 1820 die Vertheidigung des „Grafen Carmagnola" gegen die Angriffe der eigenen Landsleute Manzoni's übernommen und erfolgreich geführt und Manzoni hat ihm dafür stets die unerschütterlichste Dankbarkeit und eine wahrhaft rührende Pietät bewahrt. Er gestand, mündlich wie schriftlich (z. B. in einem in Goethe's Werken aufbewahrten Briefe vom 23. Jan. 1821), er sei sich erst selbst dadurch etwas werth geworden, daß er sich der Liebe und Achtung Goethe's erfreue, diesem allein verdanke er, wenn man ihm nun Beifall

ständen und Erzeugnissen anderer Nationen bekannt zu machen, manche Fingerzeige enthält.

47) Bei aller Verehrung für Byron stichelt Goethe doch einmal auf das Byronfieber, das auch in Teutschland zu grassiren anfing; er bemerkt in den „Tag- und Jahresheften" (1827), die Byron'schen Dichtungen hätten so große Theilnahme gefunden, „daß Männer und Frauen, Mägdlein und Junggesellen fast aller Teutschheit und Nationalität zu vergessen schienen."

48) Lewes' Biographie Goethe's enthält einen nicht uninteressanten Bericht Thackeray's über dessen Aufenthalt in Weimar und im Goethe'schen Hause (Band II. der teutschen Uebersetzung S. 569—574).

zolle u. s. w. In Frankreich endlich waren es namentlich die Männer des Globe, die mit ihm in Bezug traten, besonders Victor Cousin, der Goethe selbst in Weimar besuchte und über die mit ihm geführten Gespräche berichtet hat[49]). Schwedische, dänische, russische, polnische Schriftsteller (unter den letztern z. B. Mickiewicz) suchten ebenfalls in seine Nähe zu kommen. Kurz, die Gesandtschaften und die Geschäftsträger aller Literaturen fanden sich in seinem einfachen schlichten Studirzimmer zusammen; und indem er sich so als den Mittelpunkt aller Literaturen fühlen lernte, entstand bei ihm von selbst der Begriff einer wie Glieder Eines Leibes zusammenhängenden, auf den gleichen Interessen und Humanitätstendenzen beruhenden, sich in den einzelnen Literaturen fördernden, ergänzenden, controlirenden, einander ihr Bestes mittheilenden „Weltliteratur," wie er sie nannte. „Nationalliteratur," bemerkte er zu Eckermann, „will jetzt nicht viel sagen, die Epoche der Weltliteratur ist an der Zeit und Jeder muß dazu wirken, diese Epoche zu beschleunigen."

In den letzten Jahren seines Lebens beschäftigten ihn besonders die Endredaction der „Tag- und Jahreshefte," womit er 1829 zu Stande kam, der italienischen Reise dritter Theil, die Neubearbeitung und Vollendung der „Wanderjahre" und die Ausarbeitung des zweiten Theils des „Faust." Namentlich im Sommer des Jahres 1828 war er fleißig an der Arbeit, die „Wanderjahre" reichlicher auszustatten, und es ist nicht zu leugnen, daß das Werk durch diese Ueberarbeitung bedeutend, besonders auch an Zusammenhalt gewonnen hat, und daß durch die Einführung der Makarie den realistischen Elementen des Romans das nöthige ideale Gegengewicht zugetheilt wurde. Aber das Ganze blieb seiner Anlage und Entstehungsart gemäß zu fragmentarisch und man sieht es dem Werke an, wie sehr es darunter gelitten hat, daß Goethe um jeden Preis drei Bände füllen wollte, und da die beiden letzten Bände zu klein auszufallen drohten, Alles, was er grade liegen hatte, darin gehörigen oder ungehörigen Orts einfügte. Indessen gibt dies Lewes doch kein Recht, dies Verfahren als eine „Frechheit gegen das Publicum" zu bezeichnen, grade als ob man es hier mit einem gewöhnlichen, nur und ausschließlich für Geld schreibenden Romanfabricanten zu thun habe. Es war doch immer ein literarisches Vermächtniß Goethe's, der durch die gehaltvollsten und genialsten Werke dazu beigetragen hatte, das Publicum erst auf die Stufe des Geschmacks und der Bildung zu erheben, von der aus es fähig war, die Unzulänglichkeit dieses Werkes als eines Kunstwerkes zu empfinden und zu beurtheilen. Aber so weit hatte er es im Allgemeinen doch nicht gebracht, daß es auch die Tiefe und Tragweite der darin niedergelegten Ideen über die bedeutsamsten gesellschaftlichen Fragen und Probleme vollkommen hätte würdigen können. Hieran ist der Roman so reich, daß ein ganzes Werk über dessen Beziehung zu den socialen Fragen der Gegenwart geschrieben werden konnte[50]).

An den zweiten Theil des „Faust" ging wol Goethe, man muß es befürchtend aussprechen, nicht aus wahrhafter Begeisterung, sondern in der richtigen Erkenntniß, daß der Abschluß des ersten Theils, dieser großartigsten aller Dichtungen neuerer Zeit, eigentlich gar kein Abschluß oder wenigstens keiner eines Faust würdiger sei. Dieser, der nach Erkenntniß des Höchsten rang, dem der Erdgeist erschien, der dem höllischen Geiste seine Seele verschrieb, durfte nicht in der untergeordneten Rolle eines Liebhabers und Verführers, der ein armes Mädchen unglücklich gemacht, vom Schauplatze abtreten[51]). So viel

49) Von der Verehrung, die Goethe sich auch in Frankreich gewonnen, zeugt auch der Besuch des französischen Bildhauers David in Weimar 1829, der ausschließlich in der Absicht dorthin gekommen war, Goethe's Büste zu modelliren. Er führte sie dann in Paris als Kolossalbüste in Marmor aus und machte sie 1831 dem Dichter zum Geschenk in Begleitung eines Schreibens, worin es unter Anderem hieß: „Mir war das unverdiente Glück beschieden, die Züge des Größten, Erhabensten nachzubilden. Ich bringe Ihnen die schwache Nachbildung Ihrer Züge dar, nicht als ein Ihrer würdiges Werk, sondern als den Ausdruck eines Herzens, das besser fühlt als es ausdrücken kann. Sie sind die große Dichtergestalt (la grande figure poétique) dieser Epoche" u. s. w. Goethe's Bestimmung zufolge ist diese Kolossalbüste im Saale der großherzoglichen Bibliothek aufgestellt.

50) Dies geschah von Alexander Jung in seiner Schrift: „Goethe's Wanderjahre und die wichtigsten Fragen des Jahrhunderts" (1854). Ueber die wunderliche Redaction des Werkes ist bei Eckermann und über die Beziehung der beiden Bearbeitungen zu einander in Düntzer's „Goethe-Studien" Näheres nachzulesen.

51) Unter den Commentatoren des Faust sind wol alle diejenigen fehl gegangen, welche annahmen und nachzuweisen suchten, daß Goethe den „Faust" etwa wie „Iphigenia" oder „Torquato Tasso" mit Bewußtsein nach einer durchgehenden Idee und einem schematisirten Plane von Anfang bis zu Ende gearbeitet habe, so zwar, daß jede Einzelnheit schon beim Beginnen vor seinen Augen stand, oder daß er von Vornherein entschlossen gewesen, im „Faust" das menschliche Leben nach allen Seiten und Richtungen hin in erschöpfender Weise abzuspiegeln. Wer von diesem voreingenommenen einseitigen Standpunkte den „Faust" zu erklären suchte, hat nur neues Dunkel und neue Verwirrung statt Licht und Ordnung hineingetragen. Dieser Annahme widerspricht schon die höchst fragmentarische Art, womit er am „Faust" je nach momentanem Bedürfnisse arbeitete. Goethe wollte, auf Grund eigener Erfahrung, einfach einen Menschen schildern, der vom Glauben und von allem Vielwissen unbefriedigt (man erinnere sich, daß Goethe's Lieblingsbuch schon in frühen Jahren eine Zeit lang die Schrift des Agrippa von Nettesheym: „De incertitudine et vanitate omnium scientiarum et artium" war), statt auf dem Wege ruhiger Forschung im Sturme dem Erdgeiste das tiefste Weltgeheimniß und die höchste Wahrheit abtrotzen will und für diese Vermessenheit gestraft wird. Und zwar dadurch gestraft, daß er sich, um sich zu betäuben, an der Hand des bösen Geistes der Sophistik und Skepsis in den Weltstrudel stürzt, aber auch hier, da ihn sein böser Dämon in cynische Gesellschaft bringt, sich abgestoßen fühlt, endlich aber in den Armen eines einfachen Mädchens Vergessenheit seiner selbst findet, dann aber — mehre freilich erst später eingeschobene Stellen, z. B. der Monolog: „Erhabner Geist, du gabst mir, gabst mir Alles," deuten dies an — auch des Liebesrausches und dieser kleinen engen Verhältnisse satt wird u. s. w. Dies ist wol die einfache Idee, welche Goethe leitete, und sie ist noch einfacher, wenn man die fragmentarische Gestalt, in der zuerst Faust erschien, allein vor Augen hat. Goethe preßte nun in die weite Form des „Faust," die er selbst in einem Briefe an Schiller eine „barbarische" nennt, eine Menge Beobachtungen, Erfahrungen und Stimmungen ein, die ihm das Leben allmälig zuführte und zu denen einzelne Motive sich in Goethe's Lebenslaufe sehr wohl auffinden lassen. Der „Faust"

an ihm lag, glaubte er, da es noch Tag war, dafür Sorge tragen zu müssen, daß der „Faust" mit einem so unbefriedigenden Ende nicht abschließe; denn in der zweiten Hälfte des ersten Theils ist eigentlich Gretchen die Heldin des Stücks, während Faust nur eine secundaire, seiner hohen Aufgabe nicht würdige Rolle spielt. Dies fühlte Goethe selbst mehr und mehr und allmälig gelangte in ihm die Idee zur vollen Klarheit, daß sein Faust als Allmensch, als Repräsentant der Menschheit selbst, noch in Bezug mit der Kunst, mit der Politik und mit der praktischen Wirksamkeit gesetzt werden müsse. Um Faust's Verhältniß zur Kunst und Kunstschönheit, zum Humanismus und zur classischen Bildung darzustellen, schien die Dichtung „Helena" geeignet, die er nun wieder vornahm, im Sommer 1826 vollendete und dann dem zweiten Theile des Faust einfügte, dessen übrige Partien es mit Faust's Thätigkeit auf politischem und praktischem Gebiete zu thun haben. Aber hier war, wie man weiß, Goethe's Achillesferse; um den Faust, der dem Himmel Trotz bot und dem Erdgeiste seine Geheimnisse entreißen wollte, mit Glück und Erfolg eine seiner titanischen Natur gemäße politische Rolle spielen zu lassen, dazu war Goethe in der That zu conservativ und nun auch zu bejahrt. Der zweite Theil des „Faust" steht außer allem Zusammenhange mit dem ersten; Faust ist nicht mehr der Faust und auch Mephistopheles nicht mehr der Mephistopheles des ersten Theils. Die an sich große Idee, Faust durch den Proceß immer reinerer und höherer Thätigkeit zu läutern, bis ihm zuletzt die ewige Liebe von Oben zu Hilfe kommt, ist zwar von Goethe mit Recht gegen Eckermann als der Schlüssel der ganzen Faustdichtung bezeichnet, aber sie ist im zweiten Theile durchaus nicht klar und erschöpfend genug zur Anschauung gebracht worden. Das Allegorische und Symbolische waltet vor; die Personen sind schattenhaft und ohne Fleisch und Blut und die Goethe'sche Klarheit findet sich vorzugsweise nur in der Sprache, während die Beziehungen meist dunkel, nebelhaft und räthselhaft sind. Es scheint in der That Goethe darauf angekommen zu sein, den Interpreten am Schlusse seines Lebens ein Werk zu hinterlassen, das ihnen etwas zu thun gäbe; weshalb er selbst sagte, er habe viel „hineingeheimnisset." Die Größe des Verhüllten, Verschleierten, Halbgeahnten, der geheimnißvolle Reiz des Mysteriums sollte den Mangel an plastischer, lebendiger Gestaltung ersetzen. Wenn aber einzelne aus Caprice oder vielleicht blos deshalb, weil ihnen seine Enträthselung so viel Mühe gemacht, diesen zweiten Theil zu hoch gestellt, ja sogar Miene gemacht haben, ihm den Platz über den ersten Theil anzuweisen, so haben wieder Andere zu sehr die Schönheiten verkannt, die ihm trotzdem eigen sind. Bei allem bisweilen selbst abgeschmackten allegorischen, symbolischen und mythologischen Wuste läßt sich der genial combinirende Poet im Ganzen, der tiefe scharfblickende Denker in vielen Einzelnheiten nicht verkennen. Manche lyrische Stellen, wie der Geisterchor gleich zu Anfang, gehören zu dem Reizendsten, was Goethe gedichtet, mehre komische und schelmische Partien lassen, wie auch F. Vischer anerkennt, die „echt Goethe'sche Genialität" erkennen und die Handhabung der Sprache verräth fast durchgehends den Meister, der leichter zu tadeln, als nachzuahmen ist. Mit Recht rühmt es ferner Vischer als „ein würdiges und großes Ende von Faust's Lebensgang und Goethe's Dichtergang," daß er Faust mit dem hohen Bilde im Geiste: „auf freiem Grund mit freiem Volk zu stehn," sterben läßt[52]). Rechnet man hierzu, wie hochbetagt Goethe war, als er seinen zweiten „Faust" dichtete — und er ist in der That fast ein zweiter, ein neuer Faust, kein zweiter Theil des frühern — so hat man noch Grund zum Staunen genug; denn erst am 20. Juli 1831 konnte Goethe seinem Heinrich Meyer melden, daß nun endlich der Faust vollendet und damit „ein schwerer Stein über den Berggipfel auf die andere Seite hinabgewälzt" sei[53]).

Diesen letzten Lebensjahren gehören ferner noch die 1826 vollendete, reizend erzählte und sinnige „Novelle" (die Erzählung vom Kinde und dem Löwen), ein Meisterstück im Kleinen, das großgesinnte Gedicht: „Bei Betrachtung von Schiller's Schädel" (1826), die „Chinesisch-deutschen Jahr- und Tageszeiten" (1827), das letzte Heft von „Kunst und Alterthum," die Redaction des Briefwechsels mit Schiller, welcher dann in den Jahren 1828 und 1829 ans Licht trat, die Besorgung der neuesten Gesammtausgabe seiner Werke (1830 mit dem 40. Bande geschlossen, aber nach des Dichters Tode um nicht weniger als noch 20 Bände erweitert), die Vollendung des vierten Theils von „Dichtung und Wahrheit," die kritischen Anzeigen von Geoffroy de St.-Hilaire's „Principes de philosophie zoologique" (erster Artikel 1830, zweiter Artikel 1832) u. s. w. an.

Ueberblickt man diese Leistungen, so wird man sicher dem Engländer Lewes Recht geben, wenn dieser bemerkt: „Wessen man ihn aber auch sonst beschuldigen mag, nie hat man ihm vorgeworfen, daß er jemals in dem Streben ermüdet sei, sich selbst allseitig zu entwickeln und die Bildung seiner Nation zu befördern. In dem Bilde seiner späteren Lebensjahre ist etwas wahrhaft Großartiges, so viel Ruhe und doch so viel Thätigkeit. Statt

ist demnach seinem größern Theile nach wesentlich ein empirisches Product, in dessen weite Räume er nach und nach seine Lebenserfahrungen ablagerte, um sich nach seiner Art von ihrer Last frei zu machen. Fügte er doch gänzlich willkürlich angebrachte, mit der Handlung und der Idee der Dichtung außer allem Zusammenhange stehende Intermezzo's ein, in denen er Satyre und literarische Polemik verarbeitete. So gleicht schon der erste Theil des Faust in manchen Partien, noch mehr aber der zweite denn doch etwas jenem Garten des Fürsten Pallagonia, an dem Goethe selbst in seiner sicilischen Reise das Monströse, Willkürliche und Barocke so scharf tadelte.

52) Vergl. im dritten Hefte der neuen Folge der „Kritischen Gänge" von Vischer (Stuttgart 1861) den Aufsatz: „Zum zweiten Theile von Goethe's Faust." Vischer stellt darin unter Anderem auch ein vollständiges Schema auf, wie, nach seiner Ansicht, der zweite Theil des „Faust" hätte gedichtet werden sollen.

53) Wenn Goethe 1830 an Zelter schreibt: „Es ist keine Kleinigkeit, das, was man im 20. Jahre concipirt hat, im 82. außer sich darzustellen," so wird dies kein Kundiger so verstehen wollen, als ob Goethe damit habe sagen wollen, er habe im 20. Jahre bereits auch den zweiten Theil des „Faust" concipirt.

mit den Jahren zu erkalten, wird seine Theilnahme an der Welt von Jahr zu Jahr lebhafter: jede neue wissenschaftliche Entdeckung, jede neue Erscheinung in der Literatur, jeden Fortschritt in der Kunst erfaßt er mit der Lernbegierde eines Kindes und ist immer bereit, mit Wort und That die Strebenden zu fördern. Hohes Alter ist ein relativer Begriff. Goethe war mit 70 Jahren jünger als Mancher mit 50, und im 82. besprach er den großen Streit zwischen Cuvier und Geoffroy St.-Hilaire über vergleichende Anatomie in einer wissenschaftlichen Abhandlung, die wenige Menschen in ihrer besten Zeit hätten schreiben können." Man ersähe aus seinen Tagebüchern, berichtet Kanzler von Müller, „wie noch im höchsten Lebensalter er von frühester Morgenstunde an in ruhig abgemessener Folge sich einer Unzahl von literarischen Arbeiten, brieflichen Mittheilungen, geschäftlichen Expeditionen, Prüfung und Beschauung von eingesendeten Productionen und Kunstwerken, ernster und heiterer Lecture mannichfaltigster Art widmete." Man durfte durchaus nicht ermangeln, bemerkt derselbe an anderer Stelle, „ihm bei jeder neuen vaterländischen Anlage, mochte sie eine Chaussee, Kirche, Schule oder auch nur ein Thorhaus betreffen, die Risse vorzulegen." Gestand er doch selbst, wie er das Glück erfahre, daß ihm in seinem hohen Alter Gedanken aufgingen, welche zu verfolgen und in Ausübung zu bringen eine Wiederholung des Lebens wol werth wären.

Manche Auszeichnungen erheiterten, manche ihm nahegehenden Todesfälle verbitterten ihm sein Wirken während der letzten Lebensjahre. Zu den erstern gehörte die Verleihung des Großkreuzes des Civilverdienstordens der bairischen Krone, welches ihm König Ludwig an seinem 78. Geburtstage persönlich überreichte. Er war eigens zu diesem Zwecke nach Weimar gekommen und besuchte den greisen Dichter in Begleitung des Großherzogs. Aber am 14. Juni 1828 starb plötzlich am Schlage sein geliebter Fürst auf der Rückreise von Berlin zu Graditz bei Torgau und am 14. Febr. 1830 die Großherzogin, deren regelmäßige Besuche in seinem Studirzimmer er unter seine schönsten Stunden zu zählen pflegte. Der erstere ihn aufs Tiefste erschütternde Todesfall, von dessen Eindrücken er sich durch einen zehnwöchentlichen Aufenthalt auf dem im Saalthale reizend gelegenen dornburger Schlosse zu erholen suchte, veranlaßte ihn zu den an Eckermann gerichteten Worten: „Ich hatte gedacht, ich wollte vor ihm hingehen; aber Gott fügt, wie er es für gut findet, und uns armen Sterblichen bleibt weiter Nichts, als zu tragen und uns emporzuhalten, so gut es gehen will" [54]). Der Tod der edeln Großherzogin griff ihn ebenfalls aufs Schmerzlichste an. „Ich muß mit Gewalt arbeiten," sagte er zu Soret, der am folgenden Tage sich nach seinem Befinden zu erkundigen kam, „um mich oben zu halten und mich in diese plötzliche Trennung zu schicken. Der Tod ist doch etwas so Seltsames, daß man ihn ungeachtet aller Erfahrung bei einem uns so theuren Gegenstande nicht für möglich hält und er immer als etwas Unglaubliches und Unerwartetes eintritt."

Der härteste Schlag sollte ihn jedoch noch treffen; er sollte in so hohem Alter auch noch seinen zärtlich geliebten Sohn, den Kammerrath August von Goethe, verlieren und zwar fern vom Vaterhause. Dieser war zur Herstellung seiner vielleicht nicht ohne eigene Schuld zerrütteten Gesundheit am 22. April 1830 nach Italien gereist, wo er unter Anderem am Geburtstage seines Vaters der Ausgrabung jenes Hauses in Pompeji beigewohnt hatte, welches dann zu Ehren des Tages den Namen Casa di Goethe erhielt. „Eine Schnellfahrt nach Rom," schreibt Goethe an Zelter, „konnte die schon sehr aufgeregte Natur nicht besänftigen; die ehren- und liebevolle Aufnahme der dortigen teutschen Männer und bedeutenden Künstler scheint er nur mit fieberhafter Hast genossen zu haben." Am 28. Oct. starb August von Goethe, oder wie Goethe sich in seiner Weise umschreibend ausdrückt: „Nach wenigen Tagen schlug er den Weg ein, um an der Pyramide des Cassius auszuruhen, an der Stelle, wohin sein Vater von seiner Geburt sich dichterisch zu sehnen geneigt war" [55]).

---

54) Daß Goethe mit seltener Geisteskraft immer wieder jene heitere Gemüthsruhe zu gewinnen wußte, die ihm selbst erlaubte, in milder Weise zu scherzen, das beweist unter Anderem auch, was der berühmte münchener Hofmaler Joseph Stieler von ihm erzählte. Dieser war im J. 1828 nach Weimar gekommen, um im Auftrage des Königs Ludwig den greisen Dichter nach dem Leben zu malen. Da sagte Goethe zu ihm: „Wir müssen eilen, das Gesicht zu bekommen. Der Großherzog ist weggegangen (mit Bezug auf dessen Tod) und nicht wiedergekommen. Wer verbürgt einem, ob man morgen erwacht?" Goethe war mit dem Portrait (von dem dann Stieler eine Copie für den Dichter verfertigte) äußerst zufrieden und bemerkte nach dessen Vollendung scherzhaft: „Ich danke dem Könige, daß er nicht den Scharfrichter geschickt hat, um meinen Kopf zu besitzen. Hier ist mein Kopf, von Ihnen auf eine bequeme Weise abgenommen." Und ein andermal: „Die Maler sind die Götter der Erde, Nichts ist der Dichter. Ein Buch muß er schreiben, um vor das Publicum treten zu können; auf einer Tafel, mit einem Blicke vermag der Künstler sich auszusprechen, die höchste und allgemeinste Wirkung zu erreichen." Von der Cornelius'schen Kunstrichtung oder der von ihm kurzweg die „altteutsche" genannten Schule sprach er damals gar nicht sehr begeistert, ja wunderlicherweise ging er sogar so weit, die geleckten Retzsch'schen Illustrationen zum „Faust" über die Skizzen von Cornelius zu stellen; dieser sei ihm zu altteutsch, bemerkte er, er träte nicht aus einander, und er fügte hinzu: „Dieses Gedicht hat man so oft darzustellen gesucht, ich halte aber dafür, daß es wenig für die bildende Kunst geeignet ist, weil es zu poetisch ist. Retzsch hat mehr das wirklich Darzustellende ergriffen." Vergl. den Aufsatz: „Joseph Stieler" von Rudolf Marggraff im „Abendblatte der Neuen Münchener Zeitung" (Nr. 139—149, 1858).

55) Ueber Goethe's Sohn vergl. Karl von Holtei's „Vierzig Jahre," 5. Bd. und die Mittheilung „August von Goethe" von St. Schütze in „Berühmte Schriftsteller der Deutschen," 1. Bd. S. 120 fg. Schütze sucht darin namentlich die vortrefflichen Gaben des Verstorbenen ans Licht zu stellen; „denn es hatte sich im teutschen Publicum," bemerkt Schütze, „die allgemeine Sage verbreitet, daß der Sohn des berühmten Goethe vom großen Geiste des Vaters das gerade Gegentheil bilde. Ueberall, in Preußen, in Sachsen, am Rhein, im südlichen wie im nördlichen Teutschland mußte ich dieses Urtheil hören; fast Keiner, der den Namen Goethe's aussprach, ohne für den Sohn dieses Aber hinzuzufügen, wobei noch Mancher, besonders nach Ansicht und Absicht oder nach Maßgabe seiner eigenen Dummheit auf das Schändlichste übertrieb." Es ist immer schlimm, der Sohn eines sehr berühmten Mannes zu sein; hier kam aber noch der Umstand hinzu, daß neidische Frauen den

Der Tod seines Sohnes bewegte ihn aufs Heftigste; er äußerte sich bitter gegen das Schicksal. „Es scheint," schreibt er an Zelter, „als wenn das Schicksal die Ueberzeugung habe, man sei nicht aus Nerven, sondern aus Draht zusammengeflochten," und gegen Vogel äußerte er: „daß die Aeltern vor den Kindern sterben, ist ganz in der Ordnung; unnatürlich aber ist, wenn der Sohn vor dem Vater abgefordert wird." Aber: „Ueber Gräber vorwärts!" war sein Wahlspruch; er richtet sich wieder am „großen Begriffe der Pflicht auf," und er schreibt an Zelter, der ja auch das harte Schicksal gehabt hatte, mehre geliebte Kinder, einen Sohn sogar durch Selbstmord, zu verlieren: „Der Körper muß, der Geist will, und wer seinem Willen die nothwendige Bahn vorgeschrieben sieht, der braucht sich nicht viel zu besinnen." Indessen so viele Gemüthserschütterungen, verbunden mit unablässigen geistigen Anstrengungen, zogen dem Greise in der Nacht vom 24. zum 25. November einen so heftigen Blutauswurf zu, daß man für sein Leben besorgt war. Dennoch erholte er sich auch von diesem Unfalle und seine Genesung machte, seine hohen Jahre in Betracht gezogen, rasche Fortschritte.

Weniger als jene Todesfälle kümmerte ihn die französische Julirevolution; und als Soret noch im Laufe des Tages, an welchem die Nachricht in Weimar eingetroffen war, in höchster Aufregung in sein Zimmer trat, sprach Goethe zwar von einer „großen Begebenheit," von einem „Vulkan," der „zum Ausbruch gekommen;" er meinte aber, zu Soret's größter Ueberraschung, etwas ganz Anderes als jenes so überaus wichtige politische Ereigniß. „Wir scheinen uns nicht zu verstehen, mein Allerbester," sagte Goethe zu Soret; „ich rede gar nicht von jenen Leuten, es handelt sich um ganz andere Dinge. Ich rede von dem in der Akademie zum öffentlichen Ausbruch gekommenen, für die Wissenschaft so höchst bedeutenden Streite zwischen Cuvier und Geoffroy de St.-Hilaire." Es liegt aber doch etwas Großes in dieser Heilighaltung der Wissenschaft als des allein Ewigen und Dauernden, neben dem alle noch so wichtig scheinenden Ereignisse nur vorübergehende Tagesbegebenheiten sind. Nachdem er sich aber mit dem großen wissenschaftlichen Ereignisse abgefunden, wendete er auch jenen politischen Tagesbegebenheiten seinen Blick zu. Er schrieb am 5. October an Zelter: „Das pariser Erdbeben hat seine Erschütterungen durch Europa lebhaft verzweigt; Ihr habt davon ja auch einen Fieberanstoß empfunden. Alle Klugheit der noch Bestehenden liegt darin, daß sie die einzelnen Paroxysmen unschädlich machen und das beschäftigt uns denn auch an allen Orten und Enden. Kommen wir darüber hinaus, so ists wieder eine Weile ruhig. Mehr sag' ich nicht. Außerhalb Troja's versieht mans und innerhalb Troja's desgleichen."

Schaefer nimmt hiervon Gelegenheit zu der Bemerkung: „Goethe glaubte nicht, wie Niebuhr, an eine hereinbrechende Barbarei, sondern bewahrte sich sein klares politisches Urtheil." Ob nicht aber auch Goethe die Möglichkeit, daß die Welt der Barbarei entgegeneile, in Betracht gezogen habe, bleibt doch fraglich, wenn wir mit der obigen Ansicht Goethe's andere seiner Aussprüche, zumeist aus seinen höhern Jahren vergleichen; wir wissen ja, welche Befürchtungen schon die erste Revolution in ihm hervorgerufen hatte. Er schrieb 1828 an Zelter: „Laß uns so viel als möglich an der Gesinnung halten, in der wir herankamen; wir werden, mit vielleicht wenigen, die Letzten sein einer Epoche, die sobald nicht wiederkehrt." Und zu Eckermann äußerte er: „Alle im Rückschreiten und in der Auflösung begriffenen Epochen sind subjectiv, dagegen haben alle vorschreitenden Epochen eine objective Richtung. Unsere ganze jetzige Zeit ist eine rückschreitende; denn sie ist eine subjective." Das ist deutlich genug gesprochen. Noch mehr! Goethe gab Niebuhr geradezu Recht; er äußerte gegen Eckermann (s. die „Gespräche" Bd. 2. S. 325): „Niebuhr hat Recht gehabt, wenn er eine barbarische Zeit kommen sah. Sie ist schon da, wir sind schon mitten darinnen" u. s. w.

Auch bei Goethe fanden sich, einem unverbrüchlichen Naturgesetze gemäß, Schwächen und Gebrechen des Alters ein und Lewes erklärt es als „eine von den Uebertreibungen, welche sich die Ungenauigkeit des gewöhnlichen Ausdrucks gestattet," wenn man sage, bei Goethe habe sich nie eine Spur von Alter gezeigt. Doch bemerkt auch der Hofrath Vogel, daß Goethe, trotz dieser Gebrechen, immer noch, zumal im Vergleiche mit andern Greisen seines Alters, einer solchen Fülle von Geistes- und Körperkraft genossen, daß man sich mit Zuversicht der Hoffnung habe hingeben können, er werde noch lange der Welt erhalten bleiben. Sein Secretair Kräuter schilderte auch seine Thätigkeit selbst im höchsten Alter als ganz riesenhaft. Noch im letzten Jahre (1832) schrieb er, außer der Fortsetzung seiner schon erwähnten Anzeigen von Geoffroy de St.-Hilaire's zoologischem Werke, Abhandlungen über plastische Anatomie und über Spontini's projectirte Oper „Die Athenerinnen," also über zwei einander ganz fern liegende Gegenstände; er legte im Januar und Februar seinem Freunde Boisserée Aufsätze vor, welche seine Theorie des Regenbogens betrafen, er besprach noch in den letzten Lebenstagen eine abermalige Redaction der Farbenlehre mit Eckermann, er beschäftigte sich fortdauernd lebhaft mit seinen Sammlungen und den an ihn eingehenden artistischen Zusendungen; er las seiner Schwiegertochter Ottilie, die Alles that, um seine letzten Tage durch Pflege und Fürsorge zu erleichtern, selbst den zweiten Theil des Faust vor; er hatte seine Freude an der von ihr geleiteten Zeitschrift „Chaos;" denn wiewol er bemerkte,

---

Haß, den sie gegen die Mutter August's von Goethe hegten, auch auf den Sohn übertrugen und ihn wie jene mit erbärmlichem Klatsch verfolgten. Der Sohn suchte sich zu betäuben und durch Trotz und eine gewisse Brutalität, die man ihm Schuld gibt und hinter der er seine tieferen Gefühle versteckte, an der Gesellschaft zu rächen. „Etwas Gewaltsames, das mit einem Uebergewichte des Materiellen sich allmälig in seine Lebensweise mischte," bemerkt St. Schütze, „brachte Veränderungen in ihm hervor, die für sein Glück, ja für sein Leben befürchten ließen." August von Goethe war nicht die prosaische Natur, die er zu sein sich anstellte und für die man ihn hielt; das Gegentheil beweisen dichterische Versuche, womit er das noch zu erwähnende Gesellschaftsjournal „Chaos" ausstattete.

daß aus einem solchen „dilettantischen Spaße" nichts Großes und Dauerndes herauskommen könne, so hielt er es doch für erfreulich, daß die dafür arbeitenden Herren und Damen eine Beschäftigung hätten, die sie gegen den „ganz hohlen und nichtigen Klatsch schütze;" auch lieferte er selbst einige Beiträge dazu. Dies „Chaos" nämlich war ein jeden Sonntag erscheinendes Blatt, von dem nur 50 Exemplare gedruckt und unter die Mitglieder vertheilt wurden und in das namentlich auch die in Weimar sich aufhaltenden Franzosen und Engländer in ihren Landessprachen Beiträge lieferten[56]).

Seinen letzten Geburtstag, den 28. Aug. 1831, verlebte er in dem ihm so werthen Ilmenau, dessen Bewohner eine sinnige und gemüthliche Feier veranstaltet hatten, die ihn ebenso ergötzte als rührte. Des Tages vorher hatte er noch einmal den Gickelhahn besucht; er war, nachdem er am Ende der Fahrstraße ausgestiegen, mit fast jugendlicher Rüstigkeit nach dem Jagdhäuschen hinauf geeilt und da las er wieder die von ihm vor etwa 50 Jahren (1783, nach Goedeke am 6. Sept. 1780) mit Bleistift an die Fensterwand geschriebenen rührenden Worte, die das „Nachtlied des Wanderers" bilden. Er hätte damals, als er sie dichtete, wol nicht geglaubt, daß es ihm beschieden sein sollte, die Inschrift, nachdem die Theuersten vor ihm dahin gegangen, als der letzte überlebende eines der herrlichsten Menschenkreise noch einmal als 82jähriger Greis zu lesen. Thränen drangen reichlich aus seinen alten Augen und tief gerührt und ahnungsvoll wiederholte er laut die beziehungsreichen Worte: „Ja! warte nur, balde ruhest du auch!"

Und bald sollte er ruhen; seinen nächsten Geburtstag sollte er nicht mehr erleben. Noch hatte er den Winter, wie wir gesehen, thätig und mit mancherlei Arbeiten beschäftigt verbracht, da erkrankte er plötzlich den 16. März 1832 in Folge einer Erkältung, die er sich wahrscheinlich beim Hinausgehen aus seinem stark geheizten Studirzimmer in die kalten Räume des Vorderhauses zugezogen hatte. Zwar besserte sich sein Zustand am 17. so weit, daß er einen gehaltvollen Brief an Wilhelm von Humboldt, ohne Zweifel seinen letzten, dictiren konnte und Niemand mehr sich einer unmittelbaren Gefahr ersah, aber in der Nacht vom 19. zum 20. März erwachte er plötzlich gegen Mitternacht mit eiskalten Händen und Füßen, mit Beklemmung und heftigem Schmerze auf der Brust. Am nächsten Morgen nahmen Frost, Schmerz und Beängstigung in bedenklichster Weise zu. Es gelang dem Arzte, Hofrath Vogel, diese qualvollen und beängstigenden Zustände zu erleichtern; aber die Hoffnung, ihn auch diesmal zu retten, hatte er aufgeben müssen. Goethe blieb fortan in dem bequemen Lehnstuhle, in welchem er größere Ruhe fand als im Bette, er unterhielt sich mit Ruhe und Besonnenheit, drückte seine Freude bei der Nachricht aus, daß eine Remuneration, für die er sich lebhaft verwendet, von der Regierung bewilligt worden sei, und unterzeichnete mit zitternder Hand eine Anweisung zur Auszahlung einer Unterstützung an eine junge von ihm in besondern Schutz genommene weimarische Künstlerin. Es war dies seine letzte Amtshandlung. Sein Zustand am nächsten Tage machte es zur Gewißheit, daß er seiner Auflösung rasch entgegengehe, obschon er wenig mehr von den Beschwerden seiner Krankheit fühlte, im Lehnstuhle ruhig sitzend freundlich mit den Umstehenden sprach, auch noch in Salvandy's neuem Werke über die Revolution zu lesen versuchte, darin aber nur blätterte und es dann bei Seite legte. Daß sein Ende bevorstehe und zwar so nahe, hat er nach der Ansicht des Arztes wol nicht geglaubt. Andern Tages (22. März), während Ottilie neben ihm saß und mit ihren beiden Händen die seine umfaßt hielt, fing er an zu phantasiren, von einem „schönen weiblichen Kopfe, in prächtigem Colorit, auf dunkelm Hintergrunde," von Briefblättern Schiller's, die er auf dem Boden zerstreut liegen zu sehen glaubte. Dann fiel er in einen sanften Schlaf und verlangte beim Erwachen nach Zeichnungen, von denen er geträumt haben mag. Seine Sprache wurde nun immer schwächer und undeutlicher; doch will man noch die zum Bedienten von ihm gesprochenen Worte gehört haben, man möge doch auch den zweiten Fensterladen öffnen, damit „mehr Licht" hineinkomme. Zuletzt machte er noch mit dem Zeigefinger der rechten Hand Buchstabenzüge in der Luft, dann immer tiefer und tiefer, zuletzt auf der über seine Füße gebreiteten Decke. Um halb zwölf Uhr sank er in die linke Ecke des Lehnstuhls zurück ohne ein Zeichen des Schmerzes und schied sanft schlummernd aus dieser Welt, aus einem Leben, das auch ihm zur „süßen Gewohnheit," aber noch mehr zur Gewohnheit rastloser Thätigkeit und Arbeit geworden war.

Goethe war, Alles in Allem genommen, ein Geist von so außerordentlicher Vielseitigkeit, von einem solchen Umfange, man möchte sagen solcher Unermeßlichkeit, daß es kaum je einem Einzelnen gelingen dürfte, ihn ganz zu erschöpfen und ihm nach allen Seiten gerecht zu werden; denn kaum glaubt man mit der einen Seite seines Geistes und seiner Thätigkeit fertig zu sein, so kehrt diese Seite selbst schon wieder eine neue Seite heraus, die unter ihr versteckt war und die man vorher gar nicht geahnt hatte. Sehr wahr bemerkt daher der Franzose Henri Richelot schon im J. 1847: „Nicht nur in Teutschland, auch in Frankreich, in England, in allen Ländern, wo man zu denken weiß, hat man schon viel geschrieben und wird man nicht aufhören zu schreiben über einen Mann, der in Ewigkeit neu sein wird wie die Bibel und Homer, wie Shakespeare und Molière es sind, über einen Genius, in Betreff dessen zu keiner Zeit man so vermessen sein wird, sich einzubilden, die Tiefen seines Geistes bis zum Grunde erforscht zu haben." Und an einer andern Stelle bemerkt er: „Außer jenen geistigen Gaben, denen ihr Besitzer Ruhm und so viele geheime Freuden verdankt, verlieh ihm die Vorsehung auch alle jene, welche dem Leben Reiz verleihen und es veredeln: Kraft und Schönheit des Körpers, Muße der Wohlhabenheit, Ansehen, Einfluß und Zuneigung des weiblichen Geschlechts, sodaß

56) Vollständige Exemplare des „Chaos" sind jetzt eine Rarität; ein solches befindet sich im Besitze des Hrn. Buchhändler Hirzel in Leipzig, der über Goethe's Antheil am „Chaos" in seinem Verzeichnisse einer Goethebibliothek (S. 69—71) Nachweisungen gibt.

man wol selten ein gesegneteres Dasein erblickt hat! Wie der Opferer sein Opfer schmückt, so ziert zuweilen die Vorsehung auch wol ein junges auserwähltes Haupt; aber auf das Haupt Goethe's häufte sie ihre Gunstbezeigungen 84 Jahre lang, um uns in dieser ausdauernden Lebenskraft des Genies das imposanteste aller Schauspiele vor Augen zu stellen"[57]).

Der Brite Thomas Carlyle, der Uebersetzer des „Wilhelm Meister," sagt: „Goethe wurde groß, weil er in seinem Zeitalter das war, was zu andern Zeiten Viele hätten sein können — ein wahrer Mensch. Eine wahrhaftige Natur zu sein, das war seine Größe. Wie seine bedeutendste Fähigkeit, die Grundlage aller andern, Verstand, Tiefe und Kraft der Phantasie, so war Gerechtigkeit, der Muth, gerecht zu sein, seine erste Tugend." Noch begeisterter sagt Carlyle in seiner Schrift über die „Hero-worship" von Goethe: „Diesem Manne ward wunderbarlich verliehen, was wir wol ein Leben in der göttlichen Idee der Welt nennen dürfen, Einblick in das innere göttliche Geheimniß; und gar seltsam steigt aus seinen Büchern die Welt abermals als göttlich, als Kunstwerk und Tempel eines Gottes abgespiegelt, hervor; durchleuchtet, nicht von wilder unlauterer Feuersgluth wie Mahomet's, sondern von einem milden Himmelsglanze; ein wirkliche Prophetschaft in diesen höchst unprophetischen Zeiten; für mich bei weitem das großartigste, wenn auch eins der ruhigsten unter allen den großen Dingen, die ihnen vorangegangen sind. Unser auserkorenstes Muster des Helden als Schriftsteller würde allerdings dieser Goethe sein. Und ein gar angenehmes Amt wäre es für mich, von seiner Heldenhaftigkeit zu reden: denn wol erachte ich ihn einen echten Helden; heroisch in dem, was er sagte und that, und vielleicht mehr noch in dem, was er nicht sagte und nicht that; für mich ein Anblick edler Art: ein großer heroischer antiker Mann, schweigend wie ein antiker Held, unter der Gestalt eines modernsten, feingesitteten, hochgebildeten Gelehrten und Schriftstellers!" Nur meint Carlyle, daß das Verständniß Goethe's zur Zeit (Carlyle hielt die betreffenden Vorlesungen zu London im J. 1840) in England noch nicht der Art sei, daß man es wagen dürfe, von ihm vor einem größern Publicum zu sprechen; für die Meisten würde Goethe doch immer zweifelhaft und unbestimmt bleiben; kein Eindruck außer ein falscher bliebe zu erwarten; man müsse Goethe daher der Zukunft anheimstellen. Carlyle wollte damit wol einfach sagen, daß die Bildung in England, wenige Ausgewählte ausgenommen, noch nicht den hohen und freien Standpunkt erreicht habe, der dazu nöthig sei, um einen Goethe auch nur annähernd verstehen und würdigen zu können[58]). Ein anderer Brite, Lewes, bemerkt in seiner Biographie Goethe's: „Ich werde nicht versuchen, seine Fehler zu verdecken. Man möge sie so hart beurtheilen, wie die strengste Gerechtigkeit verlangt, doch werden sie nicht das centrale Licht verdunkeln, das sein Leben durchleuchtet. Er war groß, wenn auch nur an einer Hoheit der Seele, an einer Hochherzigkeit, die keine Spur von Neid, von Kleinlichkeit, von Niedrigkeit seiner Gedanken beflecken oder entstellen ließ. Er war groß, wenn auch nur in der Selbstbeherrschung, welche widerspenstige Triebe den geraden Weg zu wandeln zwang, den Wille und Vernunft geboten." Derselbe Brite erst mußte die triviale Entdeckung machen und den zelotischen teutschen Verkleinerern Goethe's vor Augen stellen, daß der Dichter eines „Tasso," einer „Iphigenia," eines Epos wie „Hermann und Dorothea" und so zahlloser lyrischer Poesien, in denen sich die edelste, menschliche Gesinnung, das zarteste Gefühl und der höchste Sitten- und Seelenadel aussprechen, unmöglich ein kalter, selbstsüchtiger, unedler Mensch gewesen sein könne.

Der Nordamerikaner Emerson nennt Goethe in seiner Schrift „Representative men" den „wahren Typus der Geistescultur," einen „männlichen Geist, der, unbeirrt durch die vielen conventionellen Hüllen, mit denen das Leben sich überzogen hatte, sie mit der Schärfe seines Geistes gradezu durchdrang und aus der Natur, mit der er in völliger Gemeinschaft stand, seine Kräfte zog;" er meint, „jede Pore seiner Haut scheine ein Auge zu sein," und er fährt dann fort: „Es ist Nichts in der Welt, das zu wissen Goethe nicht ein Recht gehabt; es gibt keine Waffe in der Rüstkammer des Geistes, die er nicht zur Hand genommen hätte, aber nie, ohne aufs Entschiedenste darauf zu achten, daß ihn sein Werkzeug nicht zu einem vorschnellen Urtheile hinrisse. Auf jegliches Ding läßt er einen Lichtstrahl fallen, ja läßt ihn zwischen sich und sein liebstes Eigenthum dringen. Ihm war Nichts verborgen, Nichts vorenthalten. Die lauernden Dämonen saßen ihm und der Heilige, der die Dämonen gesehen, und das Uebersinnliche verkörperte sich ihm.... Er hat dem Buche zum Theil wieder seine alte Macht und Würde zurückgegeben. In einem übercivilisirten Lande und zu einer Zeit erschienen, wo natürliche Begabung unter der Last von Büchern und mechanischen Hilfsmitteln und der Masse mannichfacher zersplitternder Anforderungen erdrückt wird, lehrte Goethe seine Zeitgenossen, wie diese Massen bunt zusammengehäufter Stoffe zu bewältigen und nutzbar zu machen sind." Der Holländer O. W. Opzoomer sagt in der Vorrede zu der holländischen Uebersetzung der Schaefer'schen Biographie von C. M. van Hals (Utrecht 1856.): „Alles, was man als Mensch fühlen kann, ist auch von Goethe gefühlt worden, und zwar mit all der Gluth, womit allein der wahre Dichter fühlen kann, wie dies auch in seinen kleinen lyrischen Gedichten warm und innig zu unserem Gemüthe spricht. Er war nicht gleich dem Marmor, der den Seelenzustand, ohne ihn zu empfinden, wiedergibt, sondern er war das überströmende Gemüth, das sich in Worten entäußern und sich an der Brust eines Freundes seiner Bürde entlasten mußte." Ferner gesteht der berühmte schwedische Geschichtschreiber Erik Gustav Geijer: vor Allem habe Goethe auf ihn einen unermeßlichen Einfluß gehabt, und mit Grund könne er sagen, daß er

57) Vergl. „Mémoires de Goethe, traduits et précédés d'une introduction par Henri Richelot." (Paris 1847.) 58) Siehe „Thomas Carlyle über Helden, Heldenverehrung und das Heldenthümliche in der Geschichte. Sechs Vorlesungen. Teutsch von J. Neuberg." (Berlin 1853.) S. 279 fg.

von keinem Menschen mehr gelernt habe, und der schwedische Dichter Atterbom nennt Goethe „einen Dichter voll Zukunft," den „Stifter einer Schule im wahren Sinne des Worts," „eine persönliche Encyklopädie alles dessen, was in der Cultur der Gegenwart Gutes zerstreut erscheint."

Es sind hier absichtlich die Aussprüche hervorragender Ausländer zusammengestellt worden — und wir könnten ihnen noch eine Menge anderer beigesellen, wie ja auch schon weiter oben die huldigenden und ehrfurchtsvollen Aussprüche Byron's und Walter Scott's, also grade der bedeutendsten Dichter Englands neuerer Zeit, citirt worden sind — weil seit etwa Anfang der zwanziger Jahre grade in Teutschland die misgünstigsten und neidischsten Urtheile über Goethe sich hervorgewagt und wesentlich dazu beigetragen haben, auch im Auslande falsche und schiefe Ansichten über Goethe zu verbreiten. Nur haben die wirklich an Bildung hochstehenden Ausländer Goethe's Größe und Weltbedeutung niemals in der Weise verkannt, wie dies in Teutschland von Manchen geschehen ist, welche sich zu Wortführern aufgeworfen haben oder als solche mit Recht oder Unrecht gelten; und so haben jene einsichtsvollen Ausländer wieder wesentlich dazu beigetragen, in den letzten Jahren auch in Teutschland eine gerechtere Würdigung Goethe's selbst in weiteren Kreisen zu befördern. Nicht als ob es in Teutschland jemals an solchen gefehlt hätte, welche Goethe's unermeßliche Verdienste um die teutsche Literatur und Nationalcultur im vollsten Maße zu würdigen und sie klar ans Licht zu stellen gewußt hätten [59]); ja es hat selbst an solchen nicht gefehlt, die durch hyperbolische und dabei unklare und nebelhafte Lobpreisungen, durch die Sucht, auch seine Mängel als Vorzüge, selbst seine schwächeren Hervorbringungen als Meisterwerke und seine einfachsten Aussprüche als geheimnißvolle Weltorakel erscheinen zu lassen, von selbst Widerspruch und das Gerede von „Goethomanie" und „Goetheidolatrie" hervorriefen; namentlich aber schadeten ihm diejenigen, welche seine leibliche und geistige Erscheinung als den Inbegriff aller menschlichen Vollkommenheiten, ja als die eines Gottes zu feiern sich gewöhnten. Indem nun aber das Bild Goethe's in Teutschland selbst so von den entgegengesetztesten Seiten hier ins Ideale, dort ins Gemeine verrückt und verzerrt worden, war es von größtem Nutzen, daß uns das Urtheil hochstehender Ausländer zu Hilfe kam, das ohnehin so vielen Teutschen Autorität ist.

59) Zu ihnen gehört, um hier nur Einen zu nennen, Varnhagen von Ense, der unter Anderem an eine Freundin (Amely Bölte) schrieb: „Sie lieben Goethe nicht — diese frevelhaften Worte habe ich von Ihnen gehört! Ich aber glaube, daß Nichts Ihnen nöthiger und fruchtbarer wäre, als diesen Lehrer und Freund auf sich wirken zu lassen," und ein andermal: „Er ist ein Freund und Lehrer, wie ich keinen mehr weiß — für einen Teutschen unseres Teutschlands, das ja auch immer noch das seinige ist." Vergl. „Briefe an eine Freundin. Aus den Jahren 1843—1853." (Hamburg 1860.) In gleichem Sinne sprach sich Varnhagen, dieser unter den Getreuen Goethe's der unerschütterlichste, in den Jahren vor seinem Hinscheiden mehrfach gegen Düntzer aus, der darüber im Vorworte zu seinen „Neuen Goethe-Studien" berichtet hat.

Man hat Goethe in Teutschland selbst von den entgegengesetztesten Standpunkten angegriffen. Gottschall bemerkt in seinem schon angeführten Werke: „Die deutsche Nationalliteratur in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts" in dieser Hinsicht: „Der triviale Verstand (Nicolai), die romantische Ueberschwänglichkeit (Novalis), der Patriotismus und die bürgerliche Moral (Menzel), der politische Radicalismus (Börne) und die Orthodoxie (Hengstenberg) erklärten sich nach einander gegen ihn und sprachen ihm jede Berechtigung ab." Angriffe von so ganz entgegengesetzten Seiten heben sich gegen einander auf und sind daher nichtig; denn wenn ein Autor einem Nicolai zu überschwänglich und einem Novalis zu vernünftig realistisch, einem Börne zu ultraconservativ und einem Hengstenberg zu radical erscheint, so liegt schon darin der Beweis, daß sein Standpunkt grade der correcteste und vernünftigste, der wahrhaft conservative gewesen sein müsse. Am ungerechtfertigsten aber und auf gänzlicher Unkenntniß oder bösem Willen beruhend ist der oft gehörte Vorwurf, daß Goethe ein kalter, herzloser Egoist gewesen. Sein Leben, wie es oben skizzirt ist, sein Wirken, seine Handlungen, seine in seinen Schriften niedergelegten Bekenntnisse, Ansichten und Grundsätze stempeln eine solche Beschuldigung zur Lüge oder zur Verleumdung. Diejenigen, welche diese zumeist aus späterer Zeit stammende Anklage gegen ihn schleudern, haben Grund, schamroth zu werden gegenüber den ehrenvollen Zeugnissen, welche die Mitlebenden, die ihn doch am gründlichsten kennen mußten und zum Theil als seine Mitbewerber um literarischen Ruhm vielleicht Anlaß hatten, ihn zu hassen und zu beneiden, ihm auszustellen nicht umhin konnten. Welche Zeugnisse könnten beredter sein als diejenigen, welche Karl August, Herder, Wieland, Schiller, Jacobi, Jung-Stilling, Merck, Zimmermann, Knebel, der jüngere Voß, der Aesthetiker Moritz, der Kanzler von Müller und viele Andere, die sein Wirken genauer kennen zu lernen Gelegenheit hatten und zum Theil selbst seiner uneigennützigsten Fürsorge sich zu erfreuen hatten, seinem edeln, humanen Charakter ausgestellt haben? Viele von diesen Zeugnissen sind oben schon citirt worden; ebenso viele könnten noch genannt werden, wenn dies nicht zu weit führte. Goethe war seinem Fürsten und dem Lande, zu dessen Mitregierung er berufen war, der treueste und thätigste Diener, seinen Freunden der aufopferndste Freund, seinen Aeltern, wie Zimmermann von ihm rühmt, „der beste und liebenswürdigste Sohn," und seinem Sohne der zärtlichste Vater. Zahlreiche junge Gelehrte, die auf seinen Betrieb nach Weimar oder an die Universität Jena berufen wurden, eine große Zahl dramatischer Dichter, deren Stücke er, so wenig sie sich bisweilen dazu eigneten, auf dem weimarischen Theater zur Aufführung brachte, Maler, Tonkünstler, Baukünstler, Bildhauer und Naturforscher sind durch ihn in aller Weise gefördert worden und verdankten ihm Existenz und Gedeihen. Es ist eine sehr gewöhnliche Erscheinung, daß, wenn man eingehend mit dem Leben und den Briefschaften gefeierter Dichter sich beschäftigt, dem Forscher hier und da einzelne befremdende

Züge, Züge von Härte und Selbstsucht auftauchen, die man mit dem vielleicht sehr idealistischen Charakter ihrer Dichtungen nicht gut zu vereinbaren weiß. Ganz das Gegentheil findet bei Goethe statt. Man geht vielleicht mit einiger Voreingenommenheit an die Prüfung seines Lebens; aber je mehr man sich mit diesem beschäftigt, um so lieber gewinnt man Goethe, selbst in seinen Schwächen, weil man erkennt, daß selbst diese aus dem innersten Kerne seiner liebenswürdigen Natur hervorgingen und mit seiner humanen Lebensanschauung im Zusammenhange standen. Ja man kann sagen, daß Goethe zu denjenigen Teutschen gehöre, welchen es gelang, durch unablässige Arbeit an sich selbst die unlöblichen Eigenschaften, die dem teutschen Charakter anhaften, am entschiedensten zu überwinden, kleinere Mängel abgerechnet, die das Erbtheil der menschlichen Natur überhaupt und vielleicht der teutschen insbesondere sind und von denen einige im Laufe der Jahre verschwanden, andere im höheren Alter wieder lebhafter bei ihm hervortraten.

Doch möge auch gegen diese Ankläger Goethe's ein Ausländer, der Franzose A. Hédouin, hier gehört werden. Dieser theilte im Laufe des ersten Vierteljahrs 1861 in der pariser „Illustration“ einen Aufsatz unter der Ueberschrift „Une épisode de la vie de Goethe“ mit, zu dessen Anfange er sagt: „Das Genie Goethe's ist allgemein anerkannt, aber sein wirklicher Charakter, seine hohen moralischen Eigenschaften fangen erst jetzt an, nach ihrem wahren Werthe gewürdigt zu werden.“ Man habe, heißt es weiter, selbst in Teutschland ihn bis vor Kurzem für einen herzlosen, egoistischen Menschen gehalten, aber ein solches Bild stimme nicht zu der unumstößlichen Thatsache: „daß Goethe von allen denen, welche ihn kannten, von Kindern, Frauen, Beamten, Professoren und Dichtern angebetet war. Aber freilich, das Publicum kümmerte sich nicht um diese Gegenbeweise und noch weniger suchte es sie sich zu erklären; denn im Leben finden die seltsamsten Gerüchte und die undenkbarsten Fabeln, womit Unwissenheit und Bosheit gewisse Namen zu umhüllen suchen, zuletzt Glauben, Dank jener bejammernswerthen Neigung der Menschen, Alles, was sie über ihre Nebenmenschen erzählen hören, ungeprüft zu glauben und weiter zu verbreiten, ohne weiter zu untersuchen, was daran auch wahr sei.“ Dank dem Himmel, fährt Hédouin fort, hätten einige wichtige Arbeiten, die teutschen von Viehoff und Schaefer und die englische von Lewes, wenigstens in Teutschland und England jenes Lügengewebe, „in welches die Bosheit die edle und große Gestalt Goethe's gehüllt habe,“ zerstört. Die von Hédouin mitgetheilte Episode ist die mit Goethe's Schützling Kraft, aus Lewes' Werke übersetzt. Hédouin bemerkt zum Schlusse: „Es scheint, daß Niemand diese Briefe, welche wir eben übersetzten, ohne Bewegung wird lesen können. Sie enthüllen vor unsern Augen eine Natur von so vollendeter Zartheit, von einem so wahrhaften, rein menschlichen Mitgefühle für die Leiden des Nebenmenschen, von einer so bewundernswerthen Bereitwilligkeit, dem Unglücke durch Opfer zu Hilfe zu kommen, wie sie Freunden selten und Fremden noch seltener gebracht werden, daß wir nicht anstehen, die dem großen Namen Goethe's so lange Zeit angedichteten Epitheta der Kälte und Herzlosigkeit als eine gotteslästerliche Beschimpfung der edelsten menschlichen Gefühle zu betrachten“ [60]). Wie sehr muß man da Lewes Recht geben, wenn er ausruft: „Es hat für mich etwas schmerzlich Erschütterndes, daß solch ein Mann so lange Jahre hindurch sowol in seinem Vaterlande als bei uns in England als kalt und herzlos bezeichnet, ja verschrieen worden ist..... Wie ein so herzloses Wesen der erste Dichter der neuern Zeit werden, wie ein blutloser eisiger Diplomat in seinen Werken das ganze menschliche Leben vor uns ausbreiten konnte, dies Wunder zu deuten fiel Niemandem ein, bis Menzel auftrat und mit beispielloser Frechheit die Behauptung aufstellte, Goethe sei kein Genie, sondern nur ein Talent gewesen, und die ganze Wirksamkeit beruhe auf ihrem Style — auf einem gewissen Geschicke der Darstellung!“ [61])

Und doch lag schon seit 1847, wo der Schiller-Körner'sche Briefwechsel erschien, jenes glänzende Urtheil Herder's über Goethe vor in dem Schreiben Schil-

60) Die von Hédouin übersetzte Episode aus der Lewes'schen Biographie Goethe's findet sich im ersten Bande der Frese'schen teutschen Uebersetzung S. 485 fg.; auch die oben in Anführungsstriche gefaßten Stellen aus der Mittheilung Hédouin's sind zum Theil wörtlich von ihm aus Lewes übersetzt. An Handlungen, die von dem zartesten Gefühle zeugen, ist Goethe's Leben sehr reich. Einige davon hat Riemer in seinen „Mittheilungen“ I, 102—105 zusammengestellt. Als Goethe erfuhr, daß ein Sohn Herder's 80 Thaler Schulden habe, zahlte er die Summe aus seiner Tasche, damit der leidende, hypochondrische Herder Nichts davon erführe. So berichtet der jüngere Voß, der auch erzählt, daß ihm die Frau, bei der er seinen Mittagstisch hatte, gesagt habe: Goethe sei der Segen Weimars, Alles brächte er ins Gleis, und er sei der Wohlthäter aller Hilfsbedürftigen. Man versichert, daß er einen sehr ansehnlichen Theil seines Amtsgehaltes zu Unterstützungen verwandte, und nach einer Mittheilung A. von Sternberg's befand sich in seinem Arbeitszimmer ein kleiner Eckschrank, der die Bestimmung hatte, „Geldrollen aufzunehmen, die als Almosen auf die discreteste und wirksamste Weise vertheilt wurden.“ Er duldete nicht, daß eins jener damals durch den Komiker Wurm in Aufnahme gekommenen Stücke, in denen die Juden als Juden an den Pranger gestellt und lächerlich gemacht wurden, auf der weimarischen Bühne zur Darstellung komme. „Edel sei der Mensch, hilfreich und gut!“ war ja sein Grundsatz, dem er auch praktisch nachlebte, und mit Recht sagt Gräfin d'Argoult (Daniel Stern) in ihren „Esquisses morales“ von ihm: „On peut dire de Goethe qu'il a élevé la bonté à la puissance d'une philosophie.“ Seiner Gemüthlichkeit redet auch besonders der Umstand das Wort, daß er sich gern mit Kindern beschäftigte und sich durch Freundlichkeit, Offenheit, Mährchenerzählen u. s. w. leicht ihre Gunst erwarb.

61) Wenn Lewes weiter meint, Menzel's Buch über die teutsche Literatur sei von England gänzlich verworfen und die Uebersetzung desselben mit „gründlicher Gleichgültigkeit“ aufgenommen worden, so scheint dies leider doch nicht so ganz der Fall gewesen zu sein. Menzel's Beschuldigungen gegen Goethe klangen, wenigstens früher, aus den Urtheilen von Engländern über Goethe vielfach wieder; woher sollten auch die Briten etwas von Goethe's Egoismus wissen, da seine Werke nur den humansten Geist wiederspiegeln? Wenn Goethe in Menzel's Augen Nichts weiter als geschickter Stylist und virtuoses Talent ist, so ist es kein Wunder, wenn der Franzose Lemoine behauptet, Niemand lasse sich so genau mit Goethe vergleichen als Rossini, denn beide seien ungeheuere Spiegel, welche in wunderbarer Weise Gefühle und Leidenschaften abspiegelten, die sie doch nicht empfänden!

ler's vom 12. Aug. 1789 an seinen Freund Körner: „Goethe (weil ich Dir doch Herder's Schilderung versprochen habe) wird von sehr vielen Menschen (auch außer Herder) mit einer Art von Anbetung genannt, und mehr noch als Mensch denn als Schriftsteller bewundert. Herder gibt ihm einen klaren universalischen Verstand, das wahrste und innigste Gefühl, die größte Reinheit des Herzens! Alles, was er ist, ist er ganz, und er kann, wie Julius Cäsar, Vieles zugleich sein. Nach Herder's Behauptung ist er rein von allem Intriguengeiste, er hat wissentlich noch Niemanden verfolgt, noch keines Andern Glück untergraben" [62]). Freilich liegen in demselben Briefwechsel auch einige sehr harte, absprechende Urtheile Schiller's über Goethe's Egoismus aus wenig späterer Zeit vor; aber man weiß, aus welchen Motiven, Stimmungen und Verhältnissen diese Urtheile hervorgegangen sind; man weiß, daß Schiller damals Goethe aus respectvoller Entfernung und als ein Hinderniß seines eigenen Emporkommens betrachtete; man weiß, daß Schiller diese Urtheile, neben denen doch immer die höchste Bewunderung für Goethe's geistige Begabung einherging, in seinen Briefen an Körner später corrigirte und milderte; man weiß endlich, daß Schiller ja später Goethe's innigster Freund wurde und daß er nun bei gewonnener besserer Einsicht in die edlen und großen Eigenschaften desselben gewiß mit einiger Beschämung an die früher über ihn gefällten herben Urtheile zurückdenken mochte. In dieser richtigen Erkenntniß schrieb Schiller jenen erst in den letzten Jahren durch den Altonaer Merkur bekannt gemachten Brief an die Gräfin Schimmelmann, worin er Goethe's hohen moralischen Eigenschaften die unbedingteste und wärmste Anerkennung zollt und ihm nachrühmt, daß er es sich 20 Jahre mit der redlichsten Anstrengung habe sauer werden lassen, die Natur in allen ihren drei Reichen zu studiren und in die Tiefen der Wissenschaft zu dringen, daß er in den Naturwissenschaften auf seinem ruhig einsamen Wege den Entdeckungen vorausgeeilt sei, „womit jetzt (1800) in diesen Wissenschaften so viel Parade gemacht wird." Mit neidloser Anerkennung gesteht Schiller in diesem Briefe von Goethe: „Die Natur hat ihn reicher ausgestattet als irgend einen, der nach Shakespeare aufgetreten ist." Ein anderer Kenner und Freund Goethe's, der genugsam Gelegenheit hatte, ihn nicht nur von Seiten seines Geistes, sondern auch seines Herzens kennen zu lernen, Ludwig von Knebel, schrieb über ihn: „Wie angenehm ist es, unter den gemeinen Gelehrten einen Mann zu sehen, dem es um wahre Wissenschaft und Weisheit zu thun ist" [63]), und Herder's Frau nennt ihn 1789 in ihren Briefen an ihren Mann eine „treue, männliche Seele," den „Besten und Unwandelbarsten unter allen," und sie fühlt, so oft er kommt, „daß ein sehr guter Geist um und in ihm ist."

62) Siehe Schiller's Briefwechsel mit Körner. 1. Bd. S. 186—187. 63) Siehe den schon erwähnten, von Düntzer herausgegebenen Briefwechsel Ludwig von Knebel's mit seiner Schwester Henriette.

Freilich fühlte er sich, und Niemand wird es ihm verdenken, als „ein höheres Wesen," das selbst der Frau Herder durch die „Alleinherrschaft," die es ausübte, dann und wann lästig wurde. Er gebrauchte die Menschen als Substrat für seine höheren poetischen Zwecke; wie er selbst leicht entflammt war, so suchte und wußte er auch in den weiblichen Geschöpfen, die ihn anzogen, heftige Leidenschaften zu entflammen, sich selbst aber dabei in einen Conflict zu versetzen, von dem er sich dann durch irgend eine poetische Schöpfung zu befreien wußte. So lernte er die Liebe in allen ihren Wendungen und Nuancen erfahrungsmäßig darstellen, und dieser Methode, wenn man sie so nennen darf — denn Goethe verfuhr dabei in jedem einzelnen Falle mit vollkommener Naivetät und leidenschaftlicher Hingebung oder täuschte höchstens auch sich — diesem erfahrungsmäßigen Studium verdankt man es, daß seit Shakespeare kein Dichter die echte unverbildete Weiblichkeit so treu und wahr darzustellen gewußt hat wie Goethe. Aber da hatte man doch wieder einen willkommenen Anlaß, die grundegoistische Natur Goethe's an einem schlagenden Beispiele zu beweisen. Goethe hat hiernach so und so viele weibliche Geschöpfe aufs Grausamste gequält, um die Zuckungen ihrer Nerven zu beobachten und sich daran zu ergötzen; er hat sie gemordet, auf den Secirtisch gebracht und mit der Kälte eines Professors der Anatomie wohlgefällig zerlegt. Gerade diese Beschuldigung, die ja wol auch aus Teutschland ihren Ursprung nahm, wurde hier und da auch im Auslande aufgegriffen. Lemoine, der seiner Zeit über das vorerwähnte Werk Richelot's im Journal des débats berichtete, bemerkt in seiner Kritik unter Anderem: Möchte es auch seit Anfang der Welt so gewesen sein, daß die Dichter in ihren Schöpfungen nur das mehr oder minder treue Ideal ihrer eigenen Leidenschaften hinstellten, so sei doch für unsere Zeit das charakteristisch, daß man diese Art Instinct, dem ehemals die Poeten frei- und unfreiwillig gefolgt seien, jetzt in eine Art System verwandelt habe. Sonst wäre auch jene Analyse, Zerschneidung und Zergliederung, jene Klinik des menschlichen Herzens, die man auch die intime Literatur nenne, nie zu ihrer jetzigen vollkommenen Ausbildung gelangt. „Jetzt kam man," fährt Lemoine fort, „dahin, nach Gemüthsbewegungen zu haschen, nur um sie zu schildern. Man erregte, man erhitzte, nein noch mehr, man erschuf die Leidenschaften, um darin eine Ader von Poesie aufzudecken. Man liebte nicht mehr, um zu lieben, sondern um davon zu singen. Wehe euch Weibern, die ihr diesen kalten, herzlosen, selbstsüchtigen Dichtern zum Opfer fallet, euch Ophelien, die ihr euch diesen Proceßführern der Leidenschaft zum Eigenthum gebt! Euer Herz wird fortan nur eine Harfe sein, deren Saiten man ohne Erbarmen zerschlagen wird; deren geheimste Töne bestimmt sind, vor dem Publicum prostituirt zu werden, deren letzter Schmerzenslaut ein Laut der Wollust ist für das Ohr dessen, der euer Dasein mordete! Arme, gute Geschöpfe, die ihr euch geliebt wähnt! Nein, nein, man beobachtet, man studirt, man zerlegt euch nur; experimentum in anima nobili. Ich will nicht behaupten,

daß Goethe seinen literarischen Grundsatz bis zu diesem Extreme durchgeführt habe, aber er ist in diesen Grundsätzen der Lehrer gewesen, und man weiß, daß die Schüler stets die Tendenzen ihrer Lehrer überschreiten und in der Anwendung übertreiben. Welche noble, vornehme Passion — Weiberherzen zu brechen und weiblichen Glauben mit Füßen zu treten, welche Heldenthat, an dem letzten Zucken eines wehrlosen Opfers sein Auge zu weiden! Und dies nennt man das Thun einer über das gemeine Vorurtheil hinwegsehenden „großen" Seele!"

Auch in englischen Revuen hat man dieses Schreckensgemälde lesen können und zwar besonders in Bezug auf Bettina, mit welcher Goethe in dieser raffinirt grausamen Weise verfahren sein soll. Daß diese Ansicht auf gänzlicher Unkenntniß des Sachverhältnisses beruht, und daß eher umgekehrt Bettina sich an Goethe (schon damals Ehemann!) mit einigem Ungestüme andrängte, während er sich vollkommen ablehnend gegen sie verhielt, das wird Jedem einleuchtend sein, der sich eingehend mit dieser wunderlichen Episode in Goethe's Leben beschäftigt oder auch nur unsere obige Darstellung des Verhältnisses gelesen hat. Aber auch Aennchen ist von Goethe launisch gequält und Friederike verlassen worden [64])! Man beurtheilt da Goethe, als ob er in Leipzig und Strasburg ein schon sittlich gefesteter, nur nach Amt und Hausstand als höchsten Zielen strebender gereifter Mann und nicht ein leichtblütiger Akademiker und Poet gewesen wäre. Was würde von den größten Männern aller Zeiten und Nationen (z. B. Shakespeare, der Frau und Haus verließ) übrig bleiben, wenn man an sie den rigoristischen Maßstab anlegen wollte, den man an den leipziger Studenten, an den wenig mehr als 16jährigen jungen Goethe anzulegen gewohnt ist? Wunderlich erscheint es nur, daß dieselben Leute ihm Wankelmuth, Selbstsucht und Untreue gegen die Frauen vorwerfen, die es vielleicht ganz in der Ordnung finden würden, wenn er selbstsüchtig und grausam genug gewesen wäre, seine Christiane sammt ihrem Sohne im Stiche zu lassen und dem Elende und der Verachtung preiszugeben!

Man hat Goethe des Stolzes beschuldigt, weil er, wenigstens im höheren Alter, förmlich, ceremoniös und reservirt erschien. Er beobachtete diese Haltung namentlich blasirten Vornehmen gegenüber, welche, mit so und so viel Empfehlungsschreiben versehen oder auf Rang und Stand pochend, zum Theil auch mit der Einbildung behaftet, durch irgend eine Eigenschaft oder eine Anfängerleistung selbst den Beifall eines Goethe zu erringen, ihn zu besuchen kamen, um doch auch sagen zu können, daß sie Weimars wie Teutschlands größter Merkwürdigkeit, dem berühmten Goethe, persönlich gegenübergestanden und sich seiner besondern Huld zu erfreuen gehabt hätten. Gegen diese Individuen, die ihn um seine ihm wie der Nation theuere Zeit bestahlen und ihn durch fade Schmeicheleien langweilten und ärgerten, benahm er sich dann freilich oft aufs Aeußerste vornehm und kühl abweisend, nicht als Dichter mit offener Brust, sondern als bis zum Halse zugeknöpfte Excellenz. Goethe selbst bemerkte einmal zu einem Besuchenden, der ihm wirklich gefallen hatte: „Oft quälen mich Durchreisende mit langweiligen Besuchen, und da ich mich jetzt mit der Osteologie beschäftige, so lege ich ihnen zuweilen meine vorhandenen Knochen vor, das erregt den Besuchenden Langeweile — und sie empfehlen sich. Ich habe diese Vorlage bei Ihnen vergessen" [65]). Er hatte um so mehr Grund, sich in solchen Fällen vorsichtig und reservirt zu benehmen, da er wol wußte, daß manche mit ihrer Aufwartung die geheime Absicht verbanden, über die Unterhaltung, deren er sie würdigte, öffentlichen Bericht abzustatten. Jungen Poeten, welche die Taschen voll lyrischer Gedichte zu ihm kamen und wol gar den Anspruch erhoben, daß er sie lesen und recommandiren möchte, suchte er auch wol die Lust, ihn um die Durchsicht ihrer poetischen Versuche zu bitten, von Vornherein durch irgend eine paradoxe Behauptung zu benehmen; er sagte z. B. zu ihnen, ein Gedicht sei eigentlich ein „Nichts" [66]). Es konnte nicht fehlen, daß manche dieser lästigen und zudringlichen Besucher aus Aerger über den ihnen zu Theil gewordenen kühlen oder geringschätzigen Empfang das von den Neidern alles Großen gern geglaubte Gerücht verbreiteten, Goethe sei ein stolzer Patron und hochfahrender Aristokrat. Dies that selbst der Dichter Bürger, der sich durch ein bekanntes, noch jetzt von Zeit zu Zeit in den Blättern mit Wohlbehagen abgedrucktes Epigramm an Goethe für die kühle Abweisung rächte, die ihm 1789 bei einem Besuche desselben zu Theil wurde. Aber Bürger war mit den anmaßenden Worten: „Sie sind Goethe, ich bin Bürger!" bei ihm eingetreten und Goethe, hierdurch verletzt und überhaupt ein Feind jener plebejischen Zudringlichkeit, wie man sie so häufig in Teutschland antrifft, würdigte ihn keines literarischen Gedankenaustausches, sondern befragte ihn über die Zustände und die Frequenz der Universität Göttingen. Goethe hätte allerdings wol würdiger gehandelt, seinen kleinen Aerger zu überwinden, denn dieser Plebejer war ja doch immer der vom Schicksale so hart behandelte Schöpfer der teutschen Ballade, der Dichter der „Lenore;" vergesse man aber auch nicht, daß Goethe sich bei der Subscriptionsangelegenheit in Betreff der von Bürger in Aussicht gestellten, aber stets nur Fragment gebliebenen Homerübersetzung vortrefflich benommen hatte und daß er auch später in seinen Schriften verschiedentlich Bürger's in ehrenvollster Weise gedacht und ihn einmal sogar den „in manchem Betracht einzigen Bürger" genannt hat. Aber Bürger's Epigramm, mit dem Nicolai seine Gegenschrift gegen die Xenien zu pfef-

64) Ein Beurtheiler des Lewes'schen Werkes im Jahrgange 1857 der Edinburgh review suchte, unter den Ausdrücken höchster Verehrung für Goethe's Genie, an dessen Benehmen gegen seinen Freund Kestner und gegen Friederike ebenfalls nachzuweisen, daß Goethe kein „guter Mensch" gewesen!

65) Vergl. des Professors Dietmar Mittheilung: „Unterredung mit Goethe" im ersten Bande des schon mehrfach erwähnten Werkes: „Berühmte Schriftsteller der Deutschen." 66) Vergl. die 1859 in Stuttgart erschienene kleine Schrift: „Das Büchlein von Schiller und Goethe," deren Verfasser unter Anderem einen Besuch schildert, welchen er dem greisen Dichter 1828 im Schlosse Dornburg abstattete.

fern nicht unterließ, machte bei allen denen Glück, welche es Goethe nicht vergeben konnten, daß er niemals wie die meisten andern teutschen Poeten eigentliche Noth gelitten, und daß er es als bloßer Bürgerlicher und Dichter zu einer hohen amtlichen Stellung gebracht hatte, die sonst nur Männern von hoher Extraction aufbewahrt war [67]).

Auch Arndt wirft Goethe wol eine gewisse Förmlichkeit und Steifigkeit vor; aber er fährt dann fort: „Man hat Goethe oft einer gewissen abstoßenden Unzugänglichkeit, eines gewissen vornehmen Stolzes beschuldigt. Ich glaube, Nichts ist ungerechter als diese Beschuldigung. Unzugänglichkeit, das mag hin und wieder gelten — wohin hätte der Herrlichste vor allem Anlaufe und Ueberlaufe der oft müßigsten und auflauschigsten Menschen sich retten wollen, wenn er mit Person und Herz immer offene Thür gehalten hätte? — Aber vornehmer Stolz? Nichts lag diesem Antlitze und dieser Haltung ferner als das, was man gewöhnlich mit den Worten „vornehm" und „vornehmes Wesen" meint."

Sicherlich, Goethe war von echtem Stolze beseelt, aber mit dem echten Stolze, wie er Goethe eigen war, verbindet sich auch immer echte Bescheidenheit; denn beide gehen aus einer und derselben Quelle, aus richtiger Selbsterkenntniß hervor. Er war stolz genug, dagegen zu protestiren, wenn man Miene machen wollte, Tieck ihm gleich zu stellen, aber auch so bescheiden, daß er sich in demselben Augenblicke Shakespeare als einem „höhern Wesen, zu dem er in Verehrung hinaufblicken müsse," willig und voll Demuth unterordnete. Charlotte von Schiller schrieb mit Bezug auf Goethe's erklärende Gedichte zu dem Maskenzuge 1818, in welchem er die andern weimarischen Größen so selbstverleugnend gefeiert hatte: „Ich weiß es sehr gut zu verstehen, da ich seine Bescheidenheit kenne, die nur diejenigen erkennen können, die ihn in den Momenten sehen konnten, wo er eben eine solche Dichtung vollendet hatte." Krug von Nidda hat folgende Aeußerung von ihm aufbewahrt: „Man ehrt mich zu hoch! Ich habe mit meiner Zeit gelebt und verkehrt, und Einer hat sich an dem Andern erhoben. Den Vordern sind wir auf die Schultern gestiegen, sahen hierdurch etwas weiter als sie, und so gestaltete sich manche neue Erscheinung." Ganz dem entsprechend lautete eine andere Aeußerung Goethe's dahin, daß, wenn man Alles von ihm abzöge, was er Andern verdanke, nicht viel von ihm übrig bleiben würde, und die Stelle in seinem italienischen Reisetagebuche: „Um ihn (Raphael) recht zu erkennen, ihn recht zu schätzen und ihn auch wieder nicht als einen Gott zu preisen, der, wie Melchisedek, ohne Vater und ohne Mutter erschienen wäre, muß man seine Vorgänger, seine Meister ansehen" u. s. w., Worte, bei denen er sehr wahrscheinlich auch an sein eigenes Verhältniß zu seinen „Vorgängern," seinen „Meistern" gedacht hat. Sein ganzes autobiographisches Werk „Dichtung und Wahrheit" ist ja recht eigentlich zu dem Zwecke geschrieben, ans Licht zu stellen und zu entwickeln, was er den Verhältnissen, was er seinen Vorgängern, was seinen Mitlebenden verdanke, und oft finden wir hier wie anderwärts Männer von ihm gepriesen, deren Verdienste uns jetzt nur sehr zweifelhafter Art zu sein scheinen. Jede Größe seiner Zeit erkannte er willig und neidlos an; ja selbst, wenn ihm von ihr Unrecht geschehen, trug er ihr dies nicht nach. Davon enthält unsere obige biographische Darstellung Zeugnisse genug.

Auch seine angebliche Indifferenz gegen vaterländische und politische Interessen soll aus derselben Quelle, seinem Egoismus, stammen. Es ist aber im biographischen Theile unserer Betrachtung genugsam gezeigt worden, daß es mit dieser Gleichgültigkeit gegen Politik und Vaterland gar nicht so arg war, als man gemeinhin annimmt, daß vielmehr die politischen Ereignisse in seine Anschauungen und Schöpfungen sehr bedeutsam eingriffen, daß die meisten seiner spätern Dichtungen entweder rein politischer Natur sind oder einen politischen Hintergrund haben, oder doch gelegentlich Reflexionen politischer Art enthalten, darunter oft Aussprüche, die von größter Weisheit und tiefstem historischem Vorausblicke zeugen [68]). Zum Theil hat Goethe diesen Vorwurf, gegen die Ereignisse der Zeit gleichgültig sich verhalten zu haben, selbst verschuldet, indem er an verschiedenen Orten versichert, sich den betäubenden Eindrücken großer Ereignisse dadurch entzogen zu haben, daß er sich den fernliegendsten Gegenständen, z. B. dem Studium der chinesischen Geschichte und Literatur, zugewandt habe. An solche capriciöse Versicherungen hat man sich denn zumeist gehalten, statt Goethe's Wirken und Schriften gründlich und unbefangen auch in dieser Hinsicht zu prüfen und zu untersuchen, in wie weit diese Versicherungen begründet sind [69]).

67) Das Uebermaß alles dessen, was Neid und Gehässigkeit gegen Goethe als Menschen aufzubringen gewußt haben, erreicht der ultramontane Sebastian Brunner, wenn er in seiner 1857 in Wien erschienenen Schrift: „Woher? Wohin?" ausruft: „Wie großartig sind seine Dichtungen, was für ein nobler, freilich eiskalter, neuheidnischer Geist durchweht sie! Wie jämmerlich ist hingegen Goethe als Mensch; er war gemein, neidisch gegen Jeden, von dessen Talent er für seine Glorie Besorgniß hegte . . . . . er war ekelhaft undankbar." Man traut seinen Augen nicht, wenn man solche in der That „gemein" und „ekelhaft" frivole, auf wildestem confessionellem Hasse und gänzlicher Unkenntniß des Lebens und Wirkens Goethe's beruhenden Schmähungen in unsern Tagen lesen muß. Diese Calumnien allein sollten doch, möchte man meinen, hinreichen, allen Vernünftigen und Aufgeklärten über die Motive, aus denen diese Verleumdungen stammen, endlich die Augen zu öffnen.

68) Eine gute Auswahl derselben enthält die Schrift: „Goethe's vaterländische Gedanken und politisches Glaubensbekenntniß." (Frankfurt 1853.) 69) Wolfgang Menzel's Ausfälle in dieser Hinsicht wollen bei der bekannten blinden Animosität dieses Kritikers gegen Goethe so gut wie gar Nichts bedeuten. Schwerer ins Gewicht fällt der Tadel eines Literarhistorikers wie Gervinus, der doch mit vollkommener Gewissenhaftigkeit und Gründlichkeit zu verfahren scheint und auch in der That dem ursprünglichen poetischen Genius Goethe's, wenigstens des jugendlichen Goethe, und dem von dem Dichter bewerkstelligten Umschwunge der teutschen Literatur bis zu einem beträchtlichen Grade gerecht wird. Aber wie in einem Aufsatze „Shakespeare, Goethe und Gervinus" in der Beilage zu Nr. 154 der „Allgemeinen Zeitung" 1850 mit Recht bemerkt war:

Man darf nicht vergessen, daß, als jene noch fortdauernden Erschütterungen des ganzen sittlichen, socialen und politischen Zustandes von Europa mit der französischen Revolution ihren Anfang nahmen, Goethe bereits ein gereifter Mann und in seinen Grundsätzen gefestigt war. Seine Bildungs- und Entwickelungsperiode fiel in eine ganz andere Zeit, in der es sich namentlich um das Humanitätsinteresse und um die gemüthliche und ästhetische Ausbildung des Individuums handelte. Er wies, wie schon weiter oben bemerkt, den Teutschen die hohe und höchste Aufgabe zu, sich zum Menschen auszubilden. War dies ein Irrthum, so war es doch ein schöner, erhabener Irrthum, für den er Zeit seines Lebens gekämpft und gerungen hat, und in sofern gewiß nicht ohne Erfolg, da sich um Goethe eine Gemeinde nicht nur in Teutschland, sondern auch unter den andern civilisirten Völkern gebildet und unter allen politischen Stürmen und Parteizerrüttungen aufrecht erhalten hat und künftige Generationen vielleicht wieder ernstlicher, als dies jetzt der Fall ist oder sein kann, sich dieser hohen Aufgabe bemächtigen werden. Er wußte, wie viel in dieser Hinsicht noch zu thun sei, denn eben erst hatte sich Teutschland aus einem jahrhundertelangen Zustande der Rohheit, Barbarei und Uncultur zu erheben begonnen. Er wußte, wie leicht der Teutsche der Gefahr ausgesetzt ist, sich bei öffentlichen und allgemeinen Streitigkeiten in bloße Zänkereien um Nebenpunkte, in rechthaberische Eigensinnigkeiten und in ein ungeschlachtes barbarisches Durcheinander zu verlieren. Die kirchlichen Streitigkeiten waren ihm hierin ein warnendes Beispiel, da sie die normale geistige und sittliche und dadurch auch die politische Entwickelung des teutschen Volkes auf lange Perioden unterbrochen, ja seine Existenz als Volk in Frage zu stellen geschienen hatten. Er fürchtete die Gefahren, die es haben würde, wenn selbst der teutsche Spießbürger, dessen Engherzigkeit er im Gegensatze zu dem echten Bürgerthume sehr wohl kannte und im „Faust“ und anderwärts ergötzlich geschildert hat, wenn diese kleinlich selbstsüchtige, sich bis in die höchsten Kreise auch der sogenannten Gebildeten, des Adels und Hofadels verzweigende teutsche Menschenart je auf den Einfall kommen sollte, Politik zu treiben und in öffentliche Angelegenheiten mit ungesund anmaßlichem Raisonnement drein zu reden. Die Erfahrungen, die er in dieser Hinsicht selbst an Teutschen, welche sich zu den Hochgebildeten rechneten und rechnen durften, seit dem Losbruche der französischen Revolution gemacht hatte, waren nicht sehr erfreulicher und ermuthigender Art. Goethe, immer und überall einer ruhigen und gesetzmäßigen Entwickelung das Wort führend, sagt an einer Stelle: „Ich aber, die gründlichen unaufhaltsamen Folgen solcher gewaltthätig aufgelösten Zustände mit Augen schauend und zugleich ein ähnliches Geheimtreiben im Vaterlande durch und durch blickend, hielt ein- für allemal am Bestehenden fest, an dessen Verbesserung, Belebung und Richtung zum Sinnigen, Verständigen ich mein Lebenlang bewußt und unbewußt gewirkt hatte, und konnte und wollte diese Gesinnung nicht verhehlen.“

Später kam die Zeit des Liberalismus und des Kammerwesens. Hätte Teutschland ein großes, alle teutschen Länder und Stämme umfassendes Reichsparlament nach Art des englischen mit Ober- und Unterhaus besessen, so würde er vor ihm wie vor jeder mächtigen Erscheinung sich gebeugt und ihm seine Ehrfurcht bezeigt haben; aber diese Kleinparlamente, diese Kammern der teutschen Miniaturstaaten erschienen ihm als eine mit dem Fluche alles Kleinlichen, der Lächerlichkeit, behaftete und unnütze Einrichtung, die den Credit eigentlich parlamentarischer Regierung nur herunterbringen könne. Daher war er in gewissem Sinne antiliberal, aber sehr fehl geht man, wenn man ihn des Servilismus beschuldigt, wie doch vielfach geschehen ist. Im höheren Alter nahm zwar, im Gegensatze zu den oppositionellen Bewegungen der Zeit, sein Respect gegen die höchsten Herrschaften allerdings nicht sehr preiswürdige allzu devote Formen an; aber nimmermehr hätte er geduldet, daß auch der Höchststehende einen Eingriff in sein persönliches Recht versucht und ihm etwas zugemuthet hätte, was gegen sein besseres Gewissen und seine Ueberzeugung gewesen wäre. Im Kleinen bewies er dies ja auch in der Angelegenheit der Hundekomödie, die ihm mit seinem Großherzoge selbst in Conflict brachte und ihn bewog, kurzen Proceß zu machen und ohne Besinnen und auf immer von der Leitung des weimarischen Theaters zurückzutreten. Schiller huldigte im Grunde ganz denselben politischen Ansichten wie Goethe, ja er hat seiner Abneigung gegen die französische Revolution gelegentlich in unvergleichlich stärkern Ausdrücken Luft gemacht, als dies Goethe sich je gestattet hat. Mit den Liberalen verdarb es Goethe namentlich durch seine große Aufrichtigkeit. Seine Wahrheitsliebe erlaubte ihm nicht, Phrasen zu machen und mit den politischen Bewegungen der Zeit zu liebäugeln, blos um sich eine wohlfeile Popularität zu erwerben. Es war ihm bekannt, wie leicht sich die Gunst der Parteien durch bloßen Munddienst gewinnen läßt, aber ein solches Mittel verschmäht er. Ohnehin wußte er, daß, wer im Dienste einer Partei arbeitet, noch viel

---

„Die Gervinus'sche moralisch-politische Elle war zu kurz für einen Mann wie Goethe.“ Wir verweisen übrigens auf einen gründlichen, lesenswerthen und streng kritischen Aufsatz von August Boden: „Ueber Goethe mit Beziehung auf einige seiner Tadler“ in der zweiten vermehrten Auflage von dessen Schrift: „Zur Kenntniß und Charakteristik Deutschlands“ (Frankfurt a. M. 1856.), worin mit Beibringung von Belegstellen nachgewiesen ist, daß sich Gervinus in seiner Geschichte der deutschen Literatur, besonders aber in seiner Schrift: „Ueber den Goethe'schen Briefwechsel“ vielfacher Flüchtigkeiten und selbst Verstümmelungen schuldig gemacht und durch willkürliche Benutzung von Brief- und andern Stellen Goethe's Charakter und Wirksamkeit in ein mehrfach falsches Licht gestellt hat. Die höchst frivolen und bösartigen Ausfälle Wolfgang Menzel's, die in dessen späterem Werke: „Deutsche Dichtung von der ältesten bis auf die neueste Zeit“ gegen Goethe noch mehr gehäuft und gesteigert sind als in dessen früherem Literaturwerke, hat August Boden sammt Menzel's ebenso leichtsinnigen Ausfällen gegen Lessing u. s. w. in seiner zweiten 1860 erschienenen Schrift: „Dr. Wolfgang Menzel's gegen die Größen unserer classischen Literatur erhobene Anklagen“ &c. gebührend beleuchtet und heimgeleuchtet.

unfreier ist, als wer im Dienste eines wirklich liberalen Fürsten arbeitet, und ein Gegensatz zwischen Regierung und Volk bestand wenigstens im weimarischen Ländchen nicht. Hat Goethe der französischen Republik nicht zugejubelt wie Klopstock und Andere, sondern sofort über das Gefährliche, das sie ihm zu haben schien, sich offen ausgesprochen, so hatte er auch nicht nöthig, über ihre spätern Ausschreitungen außer sich zu gerathen und mit seiner alten Ueberzeugung zu brechen, wie Klopstock dies that. Consequenz war in Allem, was Goethe that und sagte, und diese Consequenz schon sollte ihm die Achtung aller Parteien sichern. Nie hat er aber auch zu rechtfertigen und zu beschönigen gesucht, was die Großen verbrachen, nie den reactionairen Gelüsten des Junkerthums geschmeichelt[70]); seine Hochschätzung der untern Schichten des Volkes hat er mehrmals in kräftigen Worten bekundet und den tüchtigen Kern im teutschen Bürgerthume hat er in „Hermann und Dorothea" mit einer poetischen Glorie umgeben, wie sie nicht herrlicher gedacht werden kann[71]). Oehlenschläger erzählt, Goethe habe einmal, im J. 1806, gegen einen kalten Hofmann für Bürgerrecht und Bürgerehre mit so vieler Kraft und Achtung gesprochen, daß er (Oehlenschläger) es nicht habe lassen können, Goethe nach dem Weggange des Fremden um den Hals zu fallen und ihn zu küssen.

Auch ein Vaterlandsfreund, überhaupt ein teutscher Mann soll Goethe nicht gewesen sein. Man mag bedauern, daß sein mächtiges Wort der Erhebung der teutschen Nation gefehlt hat, aber wenn man ihn unter den Kriegsliedersängern von 1813 vermißt, so hat auch dies in der Wahrhaftigkeit Goethe's seinen Grund. Einmal mußte bei ihm alles Dichten erfahrungsmäßig sein; er fand es sehr natürlich, wie Theodor Körner Kriegslieder im Bivouac zu dichten, aber sehr unnatürlich, im Zimmer sitzen und Kriegslieder schreiben. „Bei mir, der ich keine kriegerische Natur bin und keinen kriegerischen Sinn habe," sagte er, „würden Kriegslieder eine Maske gewesen sein, die mir schlecht zu Gesicht gestanden hätte." Sodann traute er den Verbündeten, namentlich nach dem schlechten Anfange des Feldzuges, die Kraft und Fähigkeit nicht zu, einen genialen Feldherrn wie Napoleon und seine sieggewohnten Scharen aus dem Felde zu schlagen. Eine Begeisterung und ein Vertrauen, die er nicht fühlte, zu heucheln und erlogene Kriegs- und Siegeslust in Verse zu bringen, war ihm nicht gegeben. Die Freude über den von ihm nicht mit vollem Vertrauen und nicht in diesem Umfange erhofften Sieg und über die Wiederkehr friedlicher, den Künsten und der ruhigen Entwickelung günstigerer Zeiten fühlte er aber doch mit, und es war daher keine Heuchelei, wenn er den Sieg der teutschen Waffen in „Epimenides Erwachen" feierte, dadurch gewissermaßen sein eigenes Erwachen aus einem nicht übel gemeinten Irrthume bezeugend. Die zu weit getriebenen Hoffnungen der Volksfreunde vermochte er freilich schon damals nicht zu theilen. Aber ein teutscher Mann war Goethe! Kein Dichter hat so ganz rein teutsche Gestalten geschaffen wie Goethe in „Götz von Berlichingen," „Hermann und Dorothea" u. s. w.; keiner das Wesen der teutschen Jungfrauen so glücklich getroffen und geschildert wie er; keiner so teutsch humane Gesinnungen in einfache, prunklose Worte gekleidet wie er. Seine Abneigung gegen diejenigen seiner Landsleute, welche für die französische Revolution schwärmten, entsprang zum großen Theil aus seiner teutsch-vaterländischen Gesinnung; denn alles bloße Nachäffen ausländischer Muster erschien ihm zwar leider sehr teutsch, aber eines wahren Teutschen unwürdig, und es kam ihm absurd vor, daß die Teutschen sich so für die Franzosen in Ekstase setzten und sich gewissermaßen französische Gesinnung aneigneten, während sie doch, wie er selbst hervorhebt, allen Grund hätten, für das linke Rheinufer besorgt zu sein. Indem er durch seine Schöpfungen teutsche Gesinnung und teutschen Geist fortdauernd unter den Gebildeten teutscher Nation zu erzeugen und zu kräftigen wußte, hat er auch das Seinige zur Erhebung und zum Siege der Teutschen beigetragen. Gab er doch schon lange vorher die Losung dazu in den Worten Hermann's:

> Nicht dem Teutschen geziemt es, die fürchterliche Bewegung
> Fortzuleiten und auch zu wanken hierhin und dorthin.
> Dies ist unser! so laß uns sagen und so es behaupten!
> Denn es werden noch stets die entschlossenen Völker gepriesen,
> Die für Gott und Gesetz, für Aeltern, Weiber und Kinder
> Stritten und gegen den Feind zusammenstehend erlagen.
> Du bist mein; und nun ist das Meine meiner als jemals.
> Nicht mit Kummer will ich's bewahren und sorgend genießen,
> Sondern mit Muth und Kraft. Und drohen diesmal die Feinde
> Oder künftig, so rüste mich selbst und reiche die Waffen.
> Weiß ich durch dich nur versorgt das Haus und die liebenden Aeltern,
> O so stellt sich die Brust dem Feinde sicher entgegen,
> Und gedächte Jeder wie ich, so stände die Macht auf
> Gegen die Macht, und wir erfreuten uns alle des Friedens.

Auch der Engländer Lewes nimmt Goethe gegen den Vorwurf in Schutz, daß er sich der Politik abgewandt habe, weil er zu selbstsüchtig gewesen, um sich um das Wohl Anderer zu kümmern. Lewes bemerkt gegen diese Anklage: „Wie wenig selbstsüchtig Goethe war, wissen diejenigen am besten, die ihn am besten kennen, und wenn sich von Vielen, die in Patriotismus machen, das Gleiche sagen ließe, so stände es besser in der Welt und in Teutschland gewiß. Daß Goethe das Wohl der Menschheit aufrichtig wünschte und in seiner Weise mit einer fast beispiellosen Ausdauer dafür thätig war, sollte wahrlich genügen, ihn vor dem Vorwurfe der Selbstsucht zu schützen." Charles Dollfus bemerkt in der „Revue germanique" ähnlich: „Man hat es bei Goethe nicht als Weisheit, sondern als Gleichgültigkeit und Selbstsucht ausgelegt, daß er sich von gewissen vorzeitigen oder unfruchtbaren fieberhaften Aufwallungen fern hielt, und daß er Allem aus dem Wege ging, was möglicherweise seine Individualität hätte fälschen können. Wenn Goethe sich nicht, wie diese oder jene es wollten,

---

70) Man erinnere sich des Epigramms auf die Clubredner:
> Mir auch scheinen sie toll, doch redet ein Toller in Freiheit
> Weise Sprüche, wenn ach, Weisheit im Sklaven verstummt.

71) Vergl. über diesen Punkt R. H. Hiecke's: „Goethe's Größe in seinem bürgerlichen Epos Hermann und Dorothea." (Leipzig 1860.)

in die socialen Kreise hineinreißen ließ, welche damals Teutschland in Bewegung setzten, so geschah dies nicht, weil er weniger als Andere die Wichtigkeit und Tragweite davon verkannte, sondern weil er weiter als die Andern sah, weil ihm die Erfolge, die sie so nahe glaubten, noch in weite Ferne gerückt schienen ..... Indem er bestrebt war, die köstliche Harmonie seiner natürlichen Anlagen zu entwickeln, wußte er sich aus Instinct wie Ueberlegung allen heftigen Stößen, die sie zu stören drohten, zu entziehen. Dies ist das Geheimniß, welches man als seinen Egoismus bezeichnet hat. Zum Dichter geboren, wollte er Dichter bleiben. Er hat gut daran gethan und denjenigen, welche gewünscht hätten, ihn in der Rolle eines Volkstribunen zu erblicken, fiel es nicht ein, daß sie damit von ihm forderten, er solle Alles opfern, was ihn zum Dichter machte. Goethe ist Goethe geblieben: wer möchte ihn darum tadeln"[72])? Hier möge auch noch erwähnt sein, was Varnhagen im J. 1849 an Düntzer (vergl. die Vorrede zu dessen „Neuen Goethe-Studien") schrieb: „Wie sehr Goethe in das Interesse unserer Landsleute eingedrungen ist, hat sich selbst in den neuesten politischen Stürmen gezeigt; die öffentlichen Blätter sind seiner Sprüche voll, in den größten Staatsverhandlungen ist seiner gedacht, sein Ansehen oft von entgegengesetzten Seiten gebraucht worden. Wie jeder hohe erleuchtete Geist steht er über den Parteien des Tages; seine Abneigung gegen alles Revolutionaire kann den gesunden Sinn nicht täuschen, der in ihm den entschiedensten Freund der Volks- und Freiheitssache erkennt."

Kamen und kommen die Angriffe auf Goethe's vermeintliche Indifferenz in politischen und vaterländischen Angelegenheiten von der radicalen und der burschenschaftlich liberalen Seite, so kamen die Angriffe auf seine Irreligiosität von einer ganz entgegengesetzten, von der kirchlich und daher auch politisch reactionairen Seite, von den fanatischen Hyperorthodoxen und Zeloten unter Protestanten wie Katholiken. Man beschuldigte ihn der Unchristlichkeit, ja der Antichristlichkeit und des „Heidenthums." Gegen diese Ankläger bemerkt J. Hillebrand mit sehr großem Rechte: „Die Religion, meinen wir, gehörte zu Goethe so nothwendig, als er sich selbst eigenst angehörte. Sie mußte ihm schon deshalb Bedürfniß sein, weil ihn nur das „Unendlich-Endliche" interessiren konnte. Dieses Bedürfniß hat ihm auch den Faust dictirt, der so recht den Kampf der Welt ausspricht in ihrem Ringen nach Gott und seiner Unendlichkeit. Die Religion ist das stille Licht, welches sein Fühlen und Wollen, sein Schaffen und Bilden durchleuchtet und mit freundlicher Wärme belebt. Freilich nicht die Religion, die der Mensch dem Menschen aufzwingen will, nicht die Religion des exclusiven Symbols und der hierarchischen Dogmatik, sondern die Religion des freien Geistes, der sich des Göttlichen bemächtigt, wo es ihm begegnet, und sich desselben freuet, wo er dessen unendliches Wirken verspürt." Ja man kann sagen, daß dieses Ringen nach Erkenntniß des Göttlichen in der Natur, die ihm Gott nicht wie seinem Freunde Jacobi verbarg, sondern offenbarte, eine seiner Hauptarbeiten war und daß er diesem Streben inmitten der ziemlich ungläubigen weimarischen Umgebungen bis zum Ende seines Lebens treu geblieben ist. Er saß nicht, wo die Spötter sitzen, er war kein Voltairianer. Er hat die heilige Schrift schon von Jugend auf eifrig studirt, nicht um darin Stoff zu Witzeleien und Spöttereien zu finden, sondern um der göttlichen Wahrheit näher zu kommen. Dem Gott der Priester, dem Zeus, der sich von „Opferrauch nährt" und auf die Gebete der Menschen nicht hört, stellte er sich im jugendlichen Ungestüme mit Prometheischen Trotze entgegen, aber immer bewahrte er Demuth und Ehrfurcht vor dem „uralten ewigen Vater" und am Schlusse seines Lebens versenkte er sich in die morgenländische Dichtkunst, weil er hier fand, was er suchte, „unbedingtes Ergeben in den unergründlichen Willen Gottes." Er fühlt die Mahnung der Osterglocken im „Faust," der Glaube ist ihm ein „heiliges Gefäß," die ewige Liebe ist ihm „der große Mittelpunkt unsers Glaubens," der Satz: „die Fühlbarkeit für das schwache Menschengeschlecht ist das einzige Glück auf Erden," ist ihm die „wahre Theologie" und „Demuth und Ehrfurcht" sind ihm wesentliche Elemente jeder echten Religion. Er, der „große Heide," war gern gelitten bei wirklich frommen Menschen, z. B. bei Jung-Stilling, der auch ihn als eine gottinnige Natur erkannt hatte, und namentlich wahrhaft gläubigen Frauen. Er war kein Verleugner Christi; er feierte ihn schon 1785 in seinen „Poetischen Gedanken über die Höllenfahrt Jesu Christi," aber auch noch im „Faust" in der herrlichen Auferstehungshymne: „Christ ist erstanden!" Sein „Trauerspiel in der Christenheit" und sein Oratorium „Christus in der Weltgeschichte" kamen leider nicht zu Stande. Je mehr er aber als denkender protestantischer Christ alles blos pfäffische Wesen haßte und bekämpfte und den Standpunkt des freien Glaubens und der freien Forschung festhielt, um so weniger begreift man, wie selbst verständige Protestanten ihn der Un- und Antichristlichkeit zeihen konnten, z. B. der Holländer J. J. van Oosterzee in seinem an der Akademie zu Utrecht gehaltenen, auch teutsch (Bielefeld 1858) erschienenen Vortrage „Goethe's Stellung zum Christenthum," worin es heißt, Goethe habe sich unwillig abgewendet, wenn die höchste Wahrheit, Reinheit und Schönheit ihm in Christo und im Christenthume entgegengestrahlt hätten, und worin weiter gefragt wird: ob seine Dichtungen wol Begeisterung für das entzündeten, was der Mensch werden und wirken müsse, ob sie das Ideal der Lebensbestimmung des Menschen ebenso treu und klar vor die Seele stellten, wie die oft nichtige Realität mit all ihrem Lichte und Schatten? Doch gibt auch dieser Holländer zu: daß die „Bekenntnisse

72) Siehe die „Étude sur Goethe" im Aprilhefte der „Revue germanique," 1860. Die Lewes'sche Apologie Goethe's in Betreff seiner Stellung zur Politik befindet sich im zweiten Bande der Frese'schen Uebersetzung S. 212 fg. und 487 fg. Man vergl. hiermit auch die Schrift: „Goethe's nationale Stellung und die Errichtung seiner Statue in Berlin" von Ferdinand Piper. (Berlin 1860.)

einer schönen Seele" uns „tiefe Geheimnisse des christlichen Lebens in seinen Schattirungen" zur Anschauung brächten, und daß er nicht fähig gewesen sein würde, den traurigen Zwiespalt, den wir im „Faust" erblicken, „mit so rührender Wahrheit zu schildern, wenn ihm nicht das Evangelium die Fackel der Selbsterkenntniß vorgehalten hätte." Oosterzee entschuldigt dann Goethe damit, daß er in seiner Zeit kein wahrer Christ habe werden können. Sollte das Christenthum denn wirklich ein so gebrechliches Ding sein, daß es von blos zeitlichen Umständen abhängt, ob es Bekenner hat oder nicht? Besser oder ebenso gut dachte Goethe, dessen Verdienste um eine richtigere Auffassung des Christenthums ja die theologische Facultät der Universität Jena durch Verleihung ihres Doctordiploms anerkannte, selbst vom Christenthume, wenn er sagt: „Die christliche Religion ist ein mächtiges Wesen für sich, woran die gesunkene und leidende Menschheit von Zeit zu Zeit sich immer wieder emporgearbeitet hat; und indem man ihr diese Wirkung zugesteht, ist sie über aller Philosophie erhaben und bedarf von ihr keiner Stütze." Ein bekanntes Goethe'sches Epigramm spricht sich dahin aus, daß, wer Kunst und Wissenschaft besitze, auch Religion habe; wer aber diese beiden nicht besitze, Religion haben möge. Hiermit ist wenigstens anerkannt, daß die Massen doch auch etwas Ideales und Höheres haben müßten, um nicht in Materialismus zu versinken, und daß dies für sie vorzugsweise doch nur die Religion sein könne. Von größerem Werthe bleibt doch immer noch eine Unchristlichkeit, die schließlich wie bei Goethe zu dem Kerne alles Christenthums, zur Duldung und Liebe zurückführt, als ein Christenthum, welches Unduldsamkeit und fanatischen Haß im Gefolge hat, und wol mögen diejenigen, welche Goethe auch in anderer Beziehung der Frivolität oder unsittlicher Tendenzen zeihen, bedenken, ob sie sich damit nicht einer größern Frivolität und Unsittlichkeit schuldig machen, als Goethe sich je schuldig gemacht hat [73]).

Auch Goethe's wissenschaftliche Arbeiten haben vielfache Anfechtungen erleiden müssen; ja seine ganze wissenschaftliche Thätigkeit ist namentlich von Fachgelehrten selbst als bloßer Dilettantismus ausgegeben worden. Es hat auch nicht an solchen gefehlt, welche darin einen etwas vorwitzigen Act der aumaßlichen Eitelkeit und die Sucht, auch als großer Gelehrter zu gelten, haben erkennen wollen. Aber so weit sollte man Goethe doch kennen, um zu wissen, daß, wenn er sich mit irgend einem Gegenstande ausdauernd beschäftigte, dies nur aus Liebe zu diesem Gegenstande, ja aus wahrer Leidenschaft geschah, oder daß er, wenn er sich der Sache nicht gewachsen glaubte, die Beschäftigung mit ihr fallen ließ, um nicht mit unnützen Versuchen seine Zeit zu verderben. Auch zu seinen wissenschaftlichen Beschäftigungen führte ihn die Erfahrung; so zur Farbenlehre seine Beschäftigung mit der Malerei und dann in Italien die Beobachtung der Luftperspective und der Lichtphänomene. Uebrigens ist es nicht unsers Amts, hier seine Leistungen auf dem Gebiete der Farbentheorie, der Zoologie, Botanik, Meteorologie, Geognosie und Osteologie eingehend zu würdigen. Es möge hier nur erwähnt sein, daß es denn doch auch an vollkommen urtheilsfähigen Gelehrten nicht gefehlt hat, welche Goethe's wissenschaftliche Verdienste auf den von ihm angebauten Feldern in ehrenvollster Weise anerkannt haben; so in Teutschland Helmholz, in England Richard Owen, in Frankreich Geoffroy de St.-Hilaire. Dieser sagt unter Anderem: „Angesichts der thatsächlichen Beweise, welche bekunden, wie gründlich und praktisch seine viele Jahre hindurch ausdauernd betriebenen Studien waren, und Angesichts der zahlreichen und bis auf sein Sterbebett fortgesetzten Arbeiten können die Ansprüche Goethe's auf den Namen eines Naturforschers keinen Augenblick zweifelhaft sein." Der englische Biograph Goethe's verwirft zwar, zu Gunsten seines Landsmanns Newton, seine Farbenlehre als eine grundirrthümliche [74]); aber seine botanischen und anatomischen Forschungen nennt er so tüchtig, „daß man sich über die Kälte ärgert, mit der das Publicum sich dagegen verhielt." Lewes behauptet, „daß Goethe in den organischen Naturwissenschaften einen bedeutenden Platz einnimmt, nicht weil, sondern trotzdem er ein bedeutender Dichter ist.... daß er in diesen Wissenschaften nicht ein Dichter, ein oberflächlicher Dilettant, sondern ein Denker ist, der mit ausreichender Kenntniß zu sicherem Fortschritte ausgerüstet seinen Zeitgenossen und Nachfolgern einen Anstoß gab, der noch heute fortwirkt." Bekanntlich trat nach Goethe's Tode Oken mit dem Anspruche auf, daß nicht Goethe, sondern er auf die Entdeckung der Bildung des Schädels aus Wirbelknochen Anspruch habe. Lewes glaubt diese Streitfrage dahin entscheiden zu können, daß, „wenn Goethe auf die Entdeckung des Zwischenknochens beim Menschen Anspruch

73) Vergl. übrigens über Goethe's religiöse Ansichten die Schrift von L. von Lancizolle: „Ueber Goethe und sein Verhältniß zu Religion und Christenthum." (Berlin 1855.)

74) Siehe die Frese'sche Uebersetzung des Lewes'schen Werkes, Bd. II. S. 158 fg. Einen Vertheidiger fand Goethe's Farbenlehre in dem Philosophen Arthur Schopenhauer, dessen Abhandlung „Ueber das Sehen und die Farben" 1854 in zweiter verbesserter und vermehrter Auflage erschien. Schopenhauer bezeichnet es als das Hauptverdienst Goethe's, daß er den alten Wahn der Newton'schen Irrlehre gebrochen und in seinem Werke wichtige, vollständige, bedeutsame Data, reiche Materialien zu einer künftigen Theorie der Farben geliefert habe. Das Verdienst aber, diese Theorie selbst geliefert zu haben, schreibt Schopenhauer keinem Andern als sich selbst zu. Bekanntlich genoß Schopenhauer, als er mit seiner Mutter Johanna Schopenhauer in Weimar lebte, einen im Verhältnisse zu dem Altersunterschiede von 39 Jahren sehr vertrauten Umgang mit Goethe und wurde, worüber auch Goethe's „Briefwechsel mit dem Staatsrathe Schultz," berichtet, in Bezug auf die Farbenlehre sein persönlicher Schüler. Schopenhauer's obengenannte Abhandlung führte Goethe im Manuscripte auf seiner Rheinreise 1815 mit sich, sodaß ihre Veröffentlichung bis zum Jahre 1816 verzögert wurde. Doch geht aus einer schon oben angeführten Stelle der „Tag- und Jahreshefte" hervor, daß beide schon damals nur bis zu einem gewissen Punkte über den Gegenstand einig waren. Ein sehr beharrlicher Anhänger der Goethe'schen Farbenlehre war Friedrich Graevell, der zu diesem Zwecke u. A. nicht lange vor seinem Tode, und zwar zum Besten einer von ihm in Vorschlag gebrachten Goethestiftung, die Schrift „Die zu sühnende Schuld gegen Goethe" (Berlin 1860.) erscheinen ließ. Ueber Goethe's naturwissenschaftliche Verdienste handelt speciell die kleine Schrift von A. Clemens: „Goethe als Naturforscher." (Frankfurt 1841.)

hat, dessen Existenz von allen Galenisten immer behauptet, aber von ihm allein nachgewiesen ist, so gleicherweise Oken auf die Entdeckung der Bildung des Schädelgerüstes aus Wirbelknochen Anspruch hat, obgleich die erste Idee Goethe angehörte." Großartig war jedenfalls der Gedanke, der Goethe's wissenschaftlichen Arbeiten zum Grunde lag, und den er selbst in den „Tag- und Jahresheften" dahin bezeichnet: „Ich war völlig überzeugt, ein allgemeiner, durch Metamorphose sich erhebender Typus gehe durch die sämmtlichen organischen Geschöpfe durch, lasse sich in allen seinen Theilen auf gewissen mittleren Stufen gar wohl beobachten und müsse auch noch da erkannt werden, wenn er sich auf der höchsten Stufe der Menschheit ins Verborgene bescheiden zurückzieht." Diese Ueberzeugung von einem überall nachweisbaren allgemeinen Typus führte ihn auch zu dem Gedanken, den Urtypus in den heroischen Idealgestalten der griechischen Kunst aufzufinden, zu dem Plane einer von ihm zu schreibenden Tonlehre, endlich auch zu der Idee der „Weltliteratur," indem er überzeugt war, daß sich auch ein allgemeiner Typus, ein Einheitsgesetz in den Literaturen aller Völker nachweisen und sie als einen Gesammtorganismus erscheinen lassen müsse. Diesen Gedanken verfolgte er nach allen Richtungen, auch in der Pädagogik, die nach seiner Ueberzeugung die Einheit der menschlichen Natur zu bewahren und herzustellen habe; nur gerieth er dabei auch auf das etwas wunderliche Erziehungsschema, das er unter dem Titel einer „Pädagogischen Provinz" in den „Wanderjahren" aufgestellt hat[75]). Uebrigens wollte er, wie Riemer nach mündlicher Mittheilung berichtet, die öffentlichen Lehranstalten in Teutschland aufgehoben wissen, wogegen den Lehrsubjecten freigegeben werden solle, Institute, Pensionsanstalten u. dgl. auf eigene Kosten zu errichten, wonach er der Ansicht gewesen zu sein scheint, daß in solchen Privatinstituten die „Einheit der menschlichen Natur" besser gewahrt und hergestellt werden könne als in öffentlichen, vom Staate beaufsichtigten und überfüllten Schulanstalten.

Weniger oft, als dies in Betreff seiner streng wissenschaftlichen Arbeiten geschehen, hat man seine dichterischen und übrigen literarischen Hervorbringungen zu verkleinern gewagt. Zwar besitzt die Kritik selbstverständlich das Recht, und sie hat sich dessen auch im vollsten Maße bedient, an die vielen Augenblickserzeugnisse, welche Goethe in seinem übermächtigen und oft auch übermüthigen Schöpfungsdrange aufs Papier warf, einen strengen Maßstab zu legen, und auch mehre seiner vorzüglichsten, mit größtem Fleiße ausgeführten Werke, namentlich „Egmont," an welchem ja Schiller selbst Manches zu beanstanden hatte, „Wilhelm Meister," die „Wanderjahre," die „Wahlverwandtschaften," die „Natürliche Tochter" u. s. w. haben bald von diesem bald von jenem Standpunkte strengen gerechten oder ungerechten Tadel erfahren müssen. Aber vor seinem poetischen Genius in seiner Totalität hat sich die Kritik, die wirklich darauf Anspruch machen kann, wahre Kritik zu sein, stets ehrerbietig gebeugt, und es gehörte der ganze Recensentenhochmuth und die fanatische Verblendung eines Wolfgang Menzel und der Menzelgenossen dazu, sein Genie auf ein bloßes formelles, zu hoher Virtuosität entwickeltes Talent zu reduciren und ihm die Eigenschaften eines höhern und ernsten Geistes abzusprechen. Nun ist es aber ein Hauptkennzeichen des Virtuosen, daß es ihm an Ideen fehlt, während Goethe an Ideen einen wahren Ueberfluß besitzt, einen Schatz gehaltvoller Reflexionen, aus dem vielleicht seine Gegner und Verkleinerer ihr eigenes Bischen Wissen und Können zum großen Theil hergenommen haben. Wie schön sind dagegen die Worte von Gervinus, der doch Goethe's spätere Leistungen oft bis zur Ungerechtigkeit herbe beurtheilt und die edlen Tendenzen seines Gesammtwirkens zu sehr verkennt, jene Worte über die herrliche Jugenderscheinung Goethe's: „Wirklich schien es ja, als ob jetzt in Erfüllung gehen sollte, wovon unsere guten Pedanten seit Jahrhunderten träumten, als ob ein Dichter uns geboren sei, der jene Gabe der Inspiration, des dichterischen Enthusiasmus, der unmittelbaren Empfängniß wiedergebracht habe, wie man sie in den Sängern der Urzeit vermuthete. Er fand es sich selbst von seiner Mutter angeerbt, alles Phantasievolle heiter und lebendig vortragen zu können, auch das Gemeine gab sich ihm leicht zu poetischer Auffassung hin, die Schwierigkeiten der Form kannte er nicht und übersprang sie, wo er konnte. Wie dem Musiker eine Melodie, so stellte sich ihm des Nachts ungerufen und unwillkürlich, ohne bestimmten Anlaß und besondere Erregung, ein Lied ein, das er sich hersagte und oft vergaß, oft wie einen flatternden Schmetterling haschte und auf sein Pult heftete."

Man sieht, Gervinus, der sich bei Vielen den Namen des „Strengen" verdient hat, wird hier selbst zum Poeten; nur freilich versündigt er sich doch wol auch hier in einem wesentlichen Punkte an Goethe, indem er, vielleicht auf eine flüchtige Bemerkung Goethe's selbst hin, behauptet, daß er im Stande gewesen sei, auch „ohne bestimmten Anlaß und besondere Erregung" zu dichten. Aber dieser Auffassung steht doch wol die vielfach wiederholte Versicherung Goethe's entgegen, daß Nichts in seinen Schöpfungen sei, was er nicht erlebt und durchempfunden habe. In diesem Sinne wollte er auch, daß alle Poesie Gelegenheitspoesie sein solle, d. h. daß sie immer an ein Erlebtes anknüpfen und der Dichter das äußerlich Erlebte innerlich noch einmal durchleben und durchgeistigen und in dieser im Geiste wiedergeborenen und verklärten Gestalt offenbaren solle. Daher gibt es seit den Urzeiten der Poesie keinen Dichter, der unter der poetischen Hülle wahrer und zugleich naiver gewesen wäre als Goethe. Wahrheit, Naivetät und Simplicität zeichnen ihn vor allen Dichtern moderner Zeiten aus, und namentlich ist jene Naivetät ein um so größeres Lob, je raffinirter die Bildungszustände der Zeit waren, aus denen er hervorging. Es dürfte schwer, ja unmöglich sein, bei ihm eine bloße Phrase zu entdecken. Eher zog er es vor, vulgair zu sein, als daß er nur des äußern

75) Vergl. hierüber die Schrift: „Grundlinien der Pädagogik Goethe's" von A. Oldenberg (Zittau 1857.), die hinlänglich beweist, wie viel auch pädagogisches Material in Goethe's Schriften aufgehäuft ist.

Effectes wegen sich eine Phrase, einen nicht genau zur Sache gehörigen blendenden und blos schmückenden Ausdruck, ein gekünsteltes, nicht aus dem Gedanken selbst wie eine Pflanze aus seiner Wurzel unmittelbar hervorgegangenes Bild oder Gleichniß gestattete. Daher gelang ihm auch der volksthümliche Ausdruck so gut, daß manche seiner „Maximen und Reflexionen" ganz gut ihre Stelle unter den Volkssprüchwörtern teutscher Nation erhalten könnten. Ueberhaupt war Goethe immer voll praktischer Lebensweisheit und immer lehrreich, ohne je in den pedantischen Ton eines Lehrdichters zu verfallen und die Absicht des Lehrenwollens kundzugeben.

Außer diesen Eigenschaften zeichnete er sich auch durch einen erstaunlichen Universalismus und eine unendliche Mannichfaltigkeit aus. Obschon er im Grundwesen immer derselbe blieb, schien er doch in jedem neuen Producte ein neuer und anderer zu sein, sodaß er durch diese proteusartigen Verwandlungen das Publicum immer wieder in Verwunderung und oft auch in Verwirrung setzte und alle Berechnungen täuschte. Ihm zuerst gelang, was bis dahin noch keinem gelungen war, im Lyrischen, Dramatischen und Epischen (Roman und epische Dichtung) gleich vortrefflich zu sein. Auf den einzelnen Gebieten der Poesie entwickelte er die gleiche Mannichfaltigkeit. Das zärtliche Liebeslied, das frische Frühlingsliedchen, der sanfte Klagegesang, das heitere humoristische Gesellschaftslied, die zur Weisheit mahnende Lyrik, die erhabene, an den feierlichen Ton der religiösen Hymne anklingende Ode, die Romanze im echten Volkstone und die Ballade im höchsten Kunststyle; im Romane der leidenschaftliche „Werther" und der im ruhigen Erzählungs- und zum Theil Lehrtone stätig sich fortentwickelnde „Wilhelm Meister;" im Epos der launig satyrische „Reineke Fuchs" und das ernst bürgerliche vaterländische Familiengemälde „Hermann und Dorothea" bis hinauf zu den heroischen Anfängen der „Achilleide;" im Drama die übermüthig humoristischen und derb satyrischen Fastnachtsspiele und wieder „Iphigenia," „Götz von Berlichingen" und „Torquato Tasso," der Schwank im Hans Sachs'schen und das Lustspiel im französischen oder die zierliche Operette im italienischen Geschmacke, „Egmont" und die „Natürliche Tochter," endlich der alle überragende „Faust," wieder eine Welt unendlich mannichfaltiger Gestaltungen und Formen in sich schließend von der wild und ungeheuerlich romantischen Brockenscene an bis zur classischen „Helena" — man wird zugeben, daß ein Geist, in welchem eine solche Welt von Gegensätzen und Mannichfaltigkeiten Raum fand, ein Geist, der sich an diesen Contrasten nicht aufrieb, sondern spielend mit ihnen fertig wurde, ein wahrhaft unermeßlicher, unermeßlich wie die Erscheinungswelt selbst genannt werden müsse.

Es gibt kaum eine Form, die sich Goethe nicht zu eigen gemacht hätte, kaum eine Lebensfrage, die er in seinen Werken nicht berührt hätte. In ihm treffen alle Richtungen unserer Zeit zusammen und von ihm gehen sie wieder aus. Die romantische Schule knüpfte an ihn an, ja durfte ihn als ihren eigentlichen Stammvater betrachten; das antik hellenische Element, so weit es seitdem in der teutschen Poesie vertreten ist, beruht gleichfalls auf seinen Vorbildern; aber auch jene moderne Richtung, die es mit den Gesellschaftsaufgaben und den socialen Conflicten unserer Zeit zu thun hat, ist auf Goethe zurückzuführen, wie dies auch Gutzkow in seiner schon durch ihren Titel bedeutsamen Schrift „Goethe im Wendepunkte zweier Jahrhunderte" angedeutet und A. Jung in seinem schon angeführten Werke über die „Wanderjahre" weiter ausgeführt hat. Ja selbst der eigentliche Socialismus hat sich auf Goethe zu berufen gewagt. Goethe ist der Schöpfer jener Gattung Autobiographien, deren Hauptaufgabe nach seinen eigenen Worten es ist, „den Menschen in seinen Zeitverhältnissen darzustellen, und zu zeigen, in wiefern ihm das Ganze widerstrebt, in wiefern es ihn begünstigt, wie er sich eine Welt- und Menschenansicht daraus gebildet, und wie er sie, wenn er Künstler, Dichter, Schriftsteller ist, wieder nach Außen abgespiegelt" — eine Gattung, für die er selbst in „Dichtung und Wahrheit" das bisher unerreichte und auch wol unerreichbare Muster aufgestellt hat; er ist der Schöpfer des eigentlich vaterländischen Drama's und zwar durch seinen „Götz von Berlichingen," mit dem er zuerst wieder das teutsche Mittelalter aus der Vergessenheit heraufbeschwor, an dem sich freilich auch ein langer Zug der schauerlichsten Ritterstücke anhing, wie an Schiller's „Räuber" der wo möglich noch schauerlichere Schweif der Räuberstücke; er ist (durch den „Tasso") der eigentliche Schöpfer des sogenannten Dichter- und Künstlerdrama's, des modernen culturhistorischen teutschen Romans und der socialen Novelle; er ist der Schöpfer jener metaphysischen Dramen, die es mit Prometheischen und Faustischen Aufgaben, mit dem höchsten Ringen und Streben des Individuums und mit den tiefsten Menschheits- und Welträthseln zu thun haben. Auch das Ausland empfing Impulse von ihm. An ihn sich anlehnend durchbrach die Schule der französischen Romantik den altclassischen Zwang und nach Lemoine's Behauptung ist kein anderer als Goethe der eigentliche Begründer des in Frankreich vorherrschenden sogenannten intimen Romans[76]). In England ist seit dem „Faust" das metaphysische Drama mehr und mehr eingebürgert worden. Dahin gehört Byron's „Manfred," der, auch nach Goethe's Ansicht, deutlich die Einflüsse des „Faust" verräth, obschon dies von einigen Landsleuten Byron's in Abrede zu stellen versucht worden ist; einzelne Dich-

76) Durch den „Werther," der noch immer ein Lieblingsbuch der Franzosen ist. So gestand z. B. Emile Montégut vor einigen Jahren in der „Revue des deux mondes": „Ich habe den Werther zu wiederholten Malen gelesen und niemals ohne von ihm tief ergriffen worden zu sein ... Werther ist unter den poetischen Figuren der neuern Zeit diejenige, die ich am meisten liebe; sie ist nicht die großartigste, aber die rührendste;" und Sainte-Beuve in der „Revue contemporaine": „Werther gehört zu der Zahl derjenigen Bücher, welche den größten Einfluß geübt haben." Zu der neuen Ausgabe der Pierre Leroux'schen Uebersetzung des „Werther" (1845) schrieb George Sand eine warme Vorrede; eine neue Uebersetzung (von Louis Enault) erschien 1855, in demselben Jahre, in welchem Poley eine Uebersetzung des Goethe-Kestner'schen Briefwechsels und Armand Baschet eine Schrift „Les origines de Werther" erscheinen ließ. Vergl. den Aufsatz „Werther im Auslande" in den „Blättern für literarische Unterhaltung." 1855. Nr. 46.

tungen Shelley's, der, wie schon bemerkt, Mehres aus dem „Faust" übersetzte, der Roman „Frankenstein oder der neue Faust" von Mary Godwin, Shelley's späterer Frau, Bailey's „Festus," Charles Boner's „Kain," der freilich mit dem Kain von Byron in der Tendenz wenig Gemeinsames hat, und viele andere. Wie Alles, was aus Goethe's Feder floß, epochemachend war, so war dies auch mit seinem „westöstlichen Divan" der Fall, indem Goethe die Massen der orientalischen Poesie, die sich in den bisherigen Uebersetzungen gewissermaßen noch in halbgeschmolzenem Zustande befanden, erst ordentlich flüssig gemacht hatte, sodaß von da an die Einflüsse auch der persischen und türkischen Poesie sich mehr und mehr in Reproductionen westöstlichen Charakters spüren ließen.

Hochbedeutsam sind Goethe's Verdienste um die teutsche Sprache. In dieser Hinsicht bemerkt Jacob Grimm in seiner Schillerrede sehr schön und treffend [77]): „Goethe besitzt unleugbar die größere Sprachgewalt, ja eine so seltene und vorragende, daß insgemein kein anderer unserer teutschen Schriftsteller es ihm darin gleichthut. Wo er seine Feder ansetzt, ist unnachahmlicher Reiz und durchweg fühlbare Anmuth ausgegossen. Eine Menge der feinsten und erlesensten Wörter wie Wendungen ist zu seinem Gebote und stets an den eigensten Stellen. Seine ganze Rede fließt überaus gleich und eben, reichlich und ermessen, kaum daß ein unnöthiges Wörtchen steht, Kraft und Milde, Kühnheit und Zurückhalten, Alles ist vorhanden. Hierin kommt ihm Schiller bei weitem nicht bei, der fast nur über ein ausgewähltes Heer von Worten herrscht..... Goethe schaltet in der Schriftsprache königlich. Seine Prosa wird zum mustergültigen Kanon und bleibt selbst im kanzleimäßigen Hofstyle, den er in alten Tagen allzuoft anwendete, gefüge und geschmeidig, seine Poesie gibt bei jedem Schritte überall die reichste Ausbeute, für die Bearbeitung des teutschen Wortschatzes ist es gar nicht zu sagen, wie viel aus ihm geschöpft werden kann." Obschon nun Goethe's Sprache so im tiefsten Grunde teutsch ist, so ist sie doch wieder so einfach und klar, daß sie zugleich einen wesentlich kosmopolitischen, allen Völkern verständlichen Charakter trägt. So bemerkt Pierre Leroux in seinen als Einleitung zu seiner Wertherübersetzung dienenden „Considérations sur Werther et en général sur la poésie de notre époque" u. A.: „Als ich vor einigen Jahren teutsch lernte, fühlte ich mich von dem klaren Style des „Werther," der mich in der Jugend so sehr gerührt hatte, wahrhaft überrascht. Jeden Satz gab ich buchstäblich wieder, und ich fand, daß sich dabei ein sehr correctes Französisch herausstelle. Goethe's Satzbildung, selbst wenn sie noch so poetisch ist, ist doch ebenso klar wie die Voltaire's." Um auch noch das Urtheil eines Engländers zu haben, so sei noch erwähnt, daß der Verfasser des schon angeführten, das Lewes'sche Werk betreffenden Artikels in der „Edinburgh review" an Goethe unter Anderem die Meisterschaft rühmt, womit er die teutsche Sprache behandelt und dieselbe, „die man früher für rauh hielt, musikalisch, geschmeidig und anmuthig gemacht habe."

Die literarischen und poetischen Erzeugnisse Goethe's hätten allein schon hinreichend sein können, auch das längste Menschenleben auszufüllen. Das Erstaunen wächst aber, wenn man Goethe's übrige Thätigkeit überblickt, wenn man erfährt, daß er seine Geschäfte als Staatsbeamter mit äußerster Pünktlichkeit und Gewissenhaftigkeit besorgte und den Sitzungen des geheimen Conseils so regelmäßig beiwohnte, daß er sich rühmen konnte, dieselben nur in Krankheits- und andern unabweislichen Verhinderungsfällen versäumt zu haben [78]); wenn man weiß, was er für die Universität Jena, die sich durch seine Fürsorge zur höchsten Blüthe erhob, für das weimarische Theater, für die Hebung der bildenden Künste, namentlich durch Einrichtung und Förderung von Kunstausstellungen in Weimar, für musikalische Aufführungen und für alle übrigen wissenschaftlichen und artistischen Anstalten des Landes, endlich für den Bergbau, für Verbesserungen im Schul-, Bau- und Straßenwesen bis auf die Löschanstalten herab gethan, und wenn man endlich erwägt, daß er trotzdem noch Zeit genug übrig behielt, an Hoffestlichkeiten und gesellschaftlichen Genüssen Theil zu nehmen, Maskeraden zu ersinnen, anzuordnen und erklärende Verse dazu zu schreiben, außerdem aber eine Correspondenz zu führen, die so ausgebreitet und weit verzweigt war, daß sie allein hingereicht haben würde, die Thätigkeit manches andern Menschen vollauf in Anspruch zu nehmen — dann wird man sicherlich einer solchen riesenhaften Arbeitsamkeit und Arbeitskraft seine Bewunderung, sein Erstaunen nicht versagen können [79]).

77) „Rede auf Schiller, gehalten in der feierlichen Sitzung der königlichen Akademie der Wissenschaften," von Jacob Grimm. (Berlin 1859.)

78) Vergl. hierüber in A. Diezmann's Schrift: „Goethe und die lustige Zeit in Weimar" das letzte Capitel „Goethe als Minister Karl August's," worin es unter Anderem heißt: „Wenn man die Archive in Weimar durchsucht, findet man tausendfache Spuren seiner Arbeitskraft und amtlichen Thätigkeit. Abgesehen von den Berichten u. s. w., die er selbst lieferte und die sich bei den Acten befinden, hat er eine große Masse von Concepten geprüft, corrigirt und dann sein zustimmendes G. darangesetzt." Bekanntlich äußerte Herder gegen Schiller, Goethe sei noch mehr als Geschäftsmann denn als Dichter zu bewundern.

79) Daher sagt auch Moritz Müller in seiner im November 1859 in Karlsruhe erschienenen Brochure „Ein Goethe-Gedenkblättchen, dem Volke gewidmet," daß Goethe's Feld recht eigentlich die „Culturthat" gewesen. Die Stimme Moritz Müller's, Fabricanten in Pforzheim, mag besonders deshalb gehört werden, weil er sich selbst rühmt, aus dem Volke hervorgegangen zu sein, dabei aber keineswegs der trivialen, im Volke weitverbreiteten Meinung huldigt, daß Goethe ein Aristokrat und Volksverächter gewesen. „Wenn Goethe mit seinen Dichtungen die Herzen seines Volkes noch nicht so wie Schiller gewonnen hat, so liegt dies nur in der Unkenntniß des Volkes," sagt Müller. „Die Dichtungen Goethe's beurkunden einen ebenso unendlich reinen Schatz eines tief und edel empfindenden Gemüths in noch vollendeterer Form als diejenigen Schiller's. Wer Goethe kennt, bewundert ihn nicht allein, nein, er liebt ihn auch, er wird von ihm begeistert .... Wem bei Goethe's Namen sich nicht auch eine Welt von Vorstellungen, Sinn für alles Große und Schöne, göttliche Ideen und praktische Lebensansichten aufthun, der ist auch Schiller's nicht recht würdig. Dies ist meine einfache, schlichte Meinung dem Volke gegenüber." Müller bemerkt weiter: Goethe gelte ihm auch im Leben in jeder Beziehung als größeres Orakel

Zugleich empfindet man aber auch ein schmerzliches Bedauern, daß von den Verkleinerern und Verdächtigern Goethe's nicht auch diese vielen und vielseitigen Verdienste in die andere Wagschale gelegt werden und daß sie durch dieselben nicht bestimmt werden können, ihre Beurtheilung in rücksichtsvollere oder wenigstens anständigere Formen zu kleiden.

Zu den Hauptquellen über Goethe's Leben gehören, außer dessen eigenen Tagebüchern und autobiographischen Aufzeichnungen, besonders seine zahlreichen Correspondenzen, von denen er die mit Schiller noch selbst herausgegeben[80]), die mit Zelter noch bei Lebzeiten redigirt hat, wobei ihm der spätere Herausgeber derselben, Hofrath Riemer, zur Hand ging. Die wichtigsten nächst ihnen sind: die mit der Frau von Stein, der Gräfin Auguste zu Stolberg, mit Knebel (herausgegeben von Guhrauer), Kestner, Lavater (herausgegeben von H. Hirzel), F. Jacobi, Herder[81]), Reinhard, dem Geheimrathe Schultz, Carus (in dessen Schrift: „Goethe. Zu dessen näherem Verständniß"), Nicolaus Meyer, der flüchtige Briefwechsel mit Klopstock, der wenig umfangreiche mit A. W. Schlegel u. s. w. Die bedeutendsten sind schon oben im biographischen Theile dieses Artikels benutzt und mit ihren Titeln genannt worden. Hauptquellen sind ferner Eckermann's Gespräche mit Goethe und Riemer's und des Hofraths Vogel Mittheilungen, während die von Johannes Falk, so viel Anziehendes sie enthalten, doch meist nur mit Vorsicht zu benutzen sind. Beachtenswerth sind die beiden Schriften: „Goethe in seiner praktischen Wirksamkeit" und „Goethe in seiner ethischen Eigenthümlichkeit" (Weimar 1852) von Fr. v. Müller (G. Fr. K. L. v. Gerstenbergk). Materialien finden sich ferner in H. Düntzer's Schriften: „Freundesbilder aus Goethe's Leben" (Leipzig 1853), „Frauenbilder aus Goethe's Jugendzeit" (Stuttgart 1852) und „Goethe und Karl August während der ersten 15 Jahre ihrer Verbindung" (Leipzig 1861), in Soret's „Notice sur Goethe" (Genf 1832), in B. R. Abeken's Schrift: „Ein Stück aus Goethe's Leben," in Diezmann's Schrift: „Goethe und die lustige Zeit in Weimar," in dessen „Weimar-Album" und „Goethe-Schiller-Museum," in Stahr's Tagebuche „Weimar und Jena," in dem von F. W. Gubitz herausgegebenen Werke: „Berühmte Schriftsteller der Deutschen" (Berlin 1854), in W. Wachsmuth's „Weimars Musenhof in den Jahren 1772—1807" (Berlin 1844), in H. Döring's „Goethe in Frankfurt am Main oder zerstreute Blätter aus der Zeit seines dortigen Aufenthalts in den Jahren 1757—1775" (Jena 1839), in C. Jügel's Schrift: „Das Puppenhaus, ein Erbstück in der Gontard'schen Familie" (Frankf. 1857), in A. Stöber's Schriften: „Der Dichter Lenz und Friederike von Sesenheim" (Basel 1842) und „Der Actuar Salzmann" (Frankfurt 1855) und so noch in unzähligen andern Schriften, die theils ausschließlich mit Momenten aus Goethe's Leben sich beschäftigen, theils gelegentliche Mittheilungen über ihn, namentlich über Besuche bei ihm (z. B. der erste Band von Varnhagen's „Denkwürdigkeiten," S. 426—431) und oft recht werthvolle enthalten.

Einen der ersten Versuche, Goethe's Leben im Zusammenhange zu beschreiben, machte noch bei Goethe's Lebzeiten H. Döring in seiner Schrift: „Goethe's Leben" (Weimar 1828; zweite ergänzte Ausgabe 1833); doch konnte bei der großen Lückenhaftigkeit des damals vorhandenen Materials dieser Versuch nur mangelhaft sein, obschon er immerhin dankenswerth war und die Kenntniß von dem Leben und Wirken Goethe's auch in weiteren Kreisen verbreiten half. Derselbe Verfasser gab dann später noch die Schrift: „Goethe. Ein biographisches Denkmal" (Jena 1840 u. 1841) und eine den zweiten Band der Biographien teutscher Classiker bildende Biographie „J. W. v. Goethe" (Jena 1853) heraus. Es folgte dann die umfangreiche fleißige Arbeit H. Viehoff's „Goethe's Leben" (4 Bde. Stuttgart 1847—1853) und die sehr verdienstvolle Arbeit J. W. Schaefer's „Goethe's Leben" (2 Bde. Bremen 1851; zweite, aufs Neue durchgearbeitete Auflage 1858). Eine werthlose und unkritische, die gewöhnlichen Verdächtigungen und Misdeutungen gegen Goethe wieder auf den Markt bringende Compilation ist W. Neumann's Biographie „J. W. v. Goethe" (Cassel 1853—1854), die den 26. und 27. Band der von Balde in Cassel gegründeten „Modernen Classiker" bildet. Mehr zu empfehlen ist die anspruchslos auftretende Biographie von A. Spieß: „Goethe's Leben und Dichtungen" (Wiesbaden 1854). Außer diesen sind noch zu nennen „Goethe's Leben und Werke in chronologischen Tafeln, nebst Geschlechtstafeln" von E. J. Saupe (Gera 1854) und die biographische Schilderung „Goethe" von Robert Prutz (27. Bändchen der „Unterhaltenden Belehrungen zur Förderung allgemeiner Bildung," Leipzig 1856), eine glänzend und frisch geschriebene Skizze, wenn auch nicht grade auf ausgiebiger Quellenbenutzung beruhend. Eine vielfach verdienstliche Arbeit ist die Biographie Goethe's von Karl Goedeke in dessen Schrift „Goethe und Schiller" (zweite durchgesehene Auflage Hanover 1859); doch urtheilt der Verfasser über das spätere Wirken und Schaffen Goethe's nicht immer ganz unbefangen. In England gab schon 1845 H. C. Browning eine Biographie Goethe's heraus unter dem Titel: „Goethe's life" (2 Bde., London). Unvergleichlich größern Erfolg, namentlich auch in Teutschland, hatte das zweibändige Werk von G. H. Lewes „The life and works of Goethe," von welcher bei Brockhaus in Leipzig 1858 eine von dem Verfasser durchgesehene zweite Auflage erschien. Von der stylistisch

---

und fügt dann hinzu: „Ein Beweis, daß ihm nicht blos die gewähltere kleinere Schar, sondern daß auch Männer aus dem Volke, die sich im Leben noch viel ärger als Schiller schinden und plagen mußten, den sogenannten aristokratischen Goethe liebgewinnen können."

80) In der ersten Ausgabe derselben (1828—1829) war Einzelnes aus Rücksichten auf lebende Zeitgenossen weggelassen. Die Autographen selbst wurden wieder unter Siegel gelegt und diese Goethe's letztem Willen zufolge erst im Jahre 1850 gelöst. Unverkürzt erschien sodann der Briefwechsel in der neuen Ausgabe von 1856 (Stuttgart, Cotta). 81) In dem Werke „Aus Herder's Nachlaß" (3 Bände, Frankfurt 1857) befinden sich 100 Briefe Goethe's an Herder aus dem langen Zeitraume von 1771—1803, welche beweisen, wie innig und brüderlich früher das Verhältniß zwischen beiden war.

ausgezeichneten teutschen Uebersetzung „Goethe's Leben und Schriften. Aus dem Englischen von Julius Frese" erschien in Berlin 1857 eine Octavausgabe und 1858 eine Ausgabe im sogenannten Classikerformate, welche bereits 1859 eine vierte Auflage erlebte[82]). Von französischen Arbeiten gehört hierher das schon angeführte, von H. Richelot herausgegebene und eingeleitete Werk „Mémoires de Goethe"[83]); auch X. Marmier's „Études sur Goethe," Philarète Chasles' „Études sur l'Allemagne ancienne et contemporaine," A. Michiel's „Études sur l'Allemagne" und J. Lemoine's „Études critiques (Shakspeare, Goethe et Mirabeau)" enthalten Beiträge zur Charakteristik Goethe's, die Schrift des letztern freilich von mehrfach einseitigem Standpunkte. In des Nordamerikaners R. W. Emerson Schrift „Representative men, seven lectures" ist die siebente Vorlesung Goethe unter der Ueberschrift: „Goethe, or the writer" gewidmet[84]).

Es gibt wol schwerlich einen Dichter, dessen Schöpfungen so vielfach commentirt worden wären und fortdauernd commentirt werden als die Goethe's. So bestehen, außer den Arbeiten Düntzer's, welcher die Werke Goethe's der Reihe nach erläutert hat, über „Iphigenia" Commentare von O. Jahn, K. F. Rinne, A. Stahr, K. H. Pudor, über „Torquato Tasso" von Lewitz und L. Eckardt, über „Wilhelm Meister" von Gregorovius, über die „Wanderjahre" von A. Jung, über die „Wahlverwandtschaften" von Rötscher, über „Hermann und Dorothea" der berühmte Commentar von W. von Humboldt (wieder abgedruckt im 4. Bande von dessen gesammelten Werken), über Goethe's Gedichte von H. Viehoff, über den 1796 gedichteten Epigrammencyclus „Die vier Jahreszeiten" von Martin (Berlin 1860.) u. s. w. Ganz besonders zahlreich sind jedoch die Commentare zu Goethe's Faust, in denen freilich, und zwar von den entgegengesetzten Standpunkten, oft ebenso viel Dunkel als Licht hineingetragen wird. Zu nennen sind die von K. F. Göschel, K. E. Schubarth, K. Rosenkranz (noch immer eine der geistvollsten Schriften über „Faust"), E. Löwe, Deycks, Weber, Ch. H. Weiße, Rötscher, Reichlin-Meldegg, J. A. Hartung, Saupe, A. Grün, Benfey. Zu den neuesten gehören die von A. Schnetger, Rinne, D. Asher (vom Standpunkte der Schopenhauer'schen Philosophie), Vischer (im 3. Hefte seiner „Kritischen Gänge," neue Folge), Otto Vilmar (in dessen nachgelassener Schrift: „Zum Verständnisse Goethe's." Marburg 1860), K. Köstlin („Goethe's Faust, seine Kritiker und Ausleger." Tübingen 1860) und H. Düntzer's Gegenschrift „Würdigung des Goethe'schen Faust, seiner neuesten Kritiker und Erklärer." (Leipzig 1861.)

Ueber die Goethe und seine Werke betreffenden Schriften, Journalaufsätze u. s. w. enthält das Werk von dem Regierungsrathe Karl Gustav Wenzel „Aus Weimars goldenen Tagen. Eine bibliographische Jubelfestgabe zur 100jährigen Geburtstagsfeier Friedrich von Schiller's" (Dresden 1859) wol die bisher vollständigste Uebersicht; für die Zeit bis 1828 war dem Verfasser jedoch durch das Werk von A. Nicolovius „Ueber Goethe. Literarische und artistische Nachrichten" tüchtig vorgearbeitet, wiewol die Literatur erst seit Goethe's Tode so mächtig angeschwollen und man möchte sagen aus den Ufern getreten ist. Wenzel hat auch die Uebersetzungen Goethe'scher Schriften und Dichtungen möglichst vollständig und mit größtem Fleiße verzeichnet. Alle Hauptwerke Goethe's sind in die meisten europäischen Sprachen oft mehrfach übersetzt worden, selbst manches unbedeutendere Product blos aus Rücksicht auf Goethe's Namen. Am meisten wurden „Werther" und „Faust" übersetzt, der erstere auch mehrfach nachgeahmt. Französische Uebersetzungen des „Werther" verzeichnet Wenzel 17, englische 7, italienische 8, spanische 4; französische Uebersetzungen des Faust (des ersten, seltener des zweiten Theils, bisweilen beider Theile) und Auszüge daraus (z. B. „Beautés tirées de Faust" von J. J. Morin) 17, englische nicht weniger als über 30 (darunter die von Lord Francis Leveson Gower, Blackie, John Anster, R. Talbot, J. Birch, L. J. Bernays, George Lefevre, Lord F. Egerton, Charles F. Brooks in Boston, A. Hayward, letztere in Prosa und bereits bis 1859 sechsmal aufgelegt), 3 italienische, 8 russische, 2 polnische. Außerdem wurde „Werther" ins Schwedische, Russische, Polnische, „Faust" ins Holländische, Schwedische, Vlämische, Dänische, Spanische (von einem Creolen in Havanna), Böhmische und sogar Kroatische übersetzt. Hieran zeigt sich die Centralstellung, welche Goethe innerhalb des modernen Bildungscomplexes und der von ihm selbst so genannten Weltliteratur einnimmt. (*Hermann Marggraff.*)

GOETHEA, eine von Nees und Martius auf zwei in Brasilien einheimische Arten gegründete, dem berühmten teutschen Dichter und Naturforscher zu Ehren benannte Pflanzengattung, welche De Candolle den Büttneriaceen zugesellt, während sie die Gründer derselben zu den Malvaceen rechneten. Diese Differenz ist in folgender Weise zu lösen. Nees und Martius bezeichnen die Staubbeutel der Mitglieder dieser Gattung als zweifächerig, ein Merkmal, welches zwar den Büttneriaceen, aber nicht

---

82) Diese vierte Auflage der Ausgabe im Classikerformate haben wir bei den Citaten und der Angabe der Seitenzahlen in unserem Artikel vor Augen gehabt. Schaefer hat über das Lewes'sche Werk nach dessen Erscheinen im „Bremer Courier" ein sehr ungünstiges, aber doch zu abfälliges Urtheil gefällt. Schaefer war zwar ganz der Mann dazu, die Schwächen und Mängel und das vom teutschen Standpunkte Unwissenschaftliche des Lewes'schen Werkes beurtheilen zu können; aber selbst für den Kenner Goethe's enthält das Lewes'sche Werk viele interessante Scharf- und Feinblicke und praktische Fingerzeige; es ist von einem unbefangen menschlichen Standpunkte geschrieben und frei von dem pedantischen Doctrinairismus, wie man ihn so häufig in Teutschland antrifft; und was ihm namentlich einen hervorragenden Werth verleiht, ist die durchgehend festgehaltene Tendenz, das Humanitätsprincip in Goethe's Wirken und Schaffen herauszustellen und ihn gegen seine Verleumder und Verkleinerer beredt, muthig und geschickt in Schutz zu nehmen. In dieser Hinsicht haben die Teutschen dem Verfasser als einem Ausländer besondern Dank zu sagen. 83) Richelot ist, wie A. Hédouin in der pariser „Illustration" ankündigte, gegenwärtig damit beschäftigt, „ein ausgezeichnetes und vollständiges Werk über das lange und wohlthätige Wirken des Verfassers des „Faust" auszuarbeiten." 84) Siehe Hermann Grimm's Schrift: „Ralph Waldo Emerson über Goethe und Shakespeare." (Hanover 1857.)

den Malvaceen zukommt, De Candolle war daher nach dieser Angabe genöthigt, die betreffende Gattung bei den Büttneriaceen unterzubringen, da er keine Gelegenheit hatte, die Pflanzen selbst zu untersuchen. Die Arten dieser Gattung besitzen aber in der That einfächerige Staubbeutel, auch haben sie denselben runden, mit kleinen Wärzchen besetzten Blüthenstaub, wie alle übrigen Malvaceen, sodaß sie von dieser Familie nicht getrennt werden können. Die Gründer dieser Gattung betrachten sie als nahe verwandt mit Pavonia, Lebretonia und Lopimia. Auch Endlicher stellt sie zu den Malvaceen und zwar als zweifelhaft zur Gattung Pavonia zugleich mit Lebretonia und Lopimia und für die Vereinigung dieser beiden letzten mit Pavonia sprechen allerdings manche Gründe, dagegen scheint es sehr gewagt, auch die Gattung Goethea nur als Abtheilung von Pavonia ansehen zu wollen. Von großer Bedeutung ist, wie auch schon Martius mit Recht hervorhebt, für diese Gattung die Größe und eigenthümliche Gestalt des Außenkelches, welcher sich in ganz ähnlicher Weise bei andern Gattungen dieser Familie wiederholt, es sind dies die vier oder fünf großen, am Grunde herzförmigen, den innern Kelch überragenden Außenkelchblättchen, welche der Pflanze eine eigenthümliche Tracht verleihen. Hierdurch sind die Mitglieder dieser Gattung sogleich und sicher von Pavonia zu unterscheiden, bei welcher die Außenkelchblättchen meist in größerer Anzahl und verschiedener Form auftreten; die Gattung Goethea verhält sich daher in Bezug auf dieses Merkmal zu Pavonia wie Malope zu Kitaibelia, nur mit dem Unterschiede, daß bei Malope drei Außenkelchblätter vorkommen, während bei Goethea vier oder fünf vorhanden sind. Wird der Gattungscharakter aber in dieser Weise gefaßt, so kann freilich Goethea semperflorens nicht bei dieser Gattung stehen bleiben, da ihr eben dieses Merkmal nicht zukommt, ich weiß überhaupt nicht, wie man diese Pflanze von Pavonia unterscheiden will. Meisner nimmt zwar außer den Gattungen Lebretonia und Lopimia auch Goethea als Gattung an und will sie namentlich dadurch von Pavonia unterschieden wissen, daß erstere am Grunde etwas verwachsene Kronblätter haben, während diese bei Pavonia getrennt seien; dies ist jedoch nicht constant. So stimmt dies z. B. nicht zu einer Pflanze, welche Pohl in Brasilien sammelte und die wegen der vier großen herzförmigen Kelchblätter und der ganzen Tracht zu Goethea gezogen werden muß. Als Unterschied zwischen beiden Gattungen ist noch geltend gemacht, daß Pavonia an der Spitze aufspringende Theilfrüchtchen habe, während diese bei Goethea nicht aufsprängen, aber auch unter den echten Pavonien gibt es Arten, deren Früchtchen nur sehr selten, meist gar nicht aufspringen. Sonach bilden für die Gattung Goethea die großen, herzförmigen, den innern Kelch meist überragenden Außenkelchblätter das beste Unterscheidungsmerkmal.

Mit Ausschluß von Goethea semperflorens gehören folgende Arten zu dieser Gattung:

1) G. cauliflora *Nees* und *Martius*. Die Blätter sind länglich, ganzrandig; die Blüthen kommen aus dem Stamme; die vier Deckblätter sind groß, gefärbt, geadert.

In Brasilien am Flusse Ilheos einheimisch.

2) G. elliptica *Garcke*. Die Blätter sind elliptisch, schwach-gezähnt, kahl; die linealisch-lanzettlichen Nebenblätter bleiben ziemlich lange stehen; die aus den Achseln der obersten Blätter entspringenden Blüthen sind langgestielt; die vier Blättchen des äußeren Kelches sind herzförmig, zugespitzt, ziemlich kahl, ein wenig kürzer als der innere; die Kronblätter überragen den innern Kelch ein wenig; die Staubfadenröhre hat mit den Kronblättern gleiche Länge.

In Brasilien einheimisch.

3) G. longifolia *Garcke*. Die Blätter sind elliptisch, an beiden Enden verschmälert, ganzrandig, kahl; die Nebenblätter sind linealisch-lanzettlich; die Außenkelchblättchen sind breit-herz-eiförmig, ein wenig länger als der innere Kelch; die Blumenkrone hat mit dem Außenkelche fast gleiche Länge; die Staubfadenröhre ragt aus der Blumenkrone hervor.

In Brasilien einheimisch.

4) G. cordifolia *Garcke*. Die Blätter sind herzförmig, spitz, gezähnt-gesägt, kurzgestielt, auf beiden Seiten sammethaarig; die Blüthenstiele haben mit dem Blatte fast gleiche Länge und sind weichhaarig, an der Spitze gegliedert, bisweilen gabelspaltig; die vier Außenkelchblätter sind herzförmig, sammethaarig, länger als der steifhaarige innere; die Blumenkrone überragt den Außenkelch um das Doppelte; die Staubfadenröhre erreicht nicht ganz die Länge der Kronblätter.

Die Heimath dieser Art ist Brasilien.

5) G. strictiflora *Hooker*. Die Blätter sind eiförmig, zugespitzt, nach der Spitze zu stark-buchtig-gezähnt; die kurzgestielten Blüthen stehen in den Blattachseln gehäuft, aufrecht; die vier herzförmigen Außenkelchblätter sind schön roth gefärbt.

Da die Gattung Goethea mit Pavonia nahe verwandt und bis auf die neueste Zeit nur als Section von dieser betrachtet worden ist, so scheint es angemessen, letztere hier näher zu beleuchten, zumal sie in diesem Werke unter obigem Namen nur mit wenigen Worten ohne Aufzählung der einzelnen Arten erwähnt ist.

Die Gattung Pavonia wurde von Cavanilles aufgestellt, während Linné die hierher gehörigen Arten zu Hibiscus rechnete, übrigens kannte er nur zwei Species, welche hierher zu bringen sind, nämlich Hibiscus spinifex und Hib. zeylanicus. Willdenow machte im dritten Theile seiner Species plantarum vom J. 1800 15 Arten dieser Gattung namhaft. Sprengel zieht im dritten Bande seines im J. 1826 erschienenen Systema vegetabilium 37 Arten zu dieser Gattung, begeht aber den Fehler, daß er die Hibiscusarten mit einsamigen Kapselfächern, im Widerspruche mit dem Gattungscharakter von Hibiscus, sämmtlich der Gattung Pavonia zurechnet; es sind deshalb sieben oder vielmehr, da er auch Urena repanda *Swartz* und Hibiscus brasiliensis *Linné* ohne Grund hierher bringt, neun Arten in Abzug zu bringen, sodaß nur 28 bei dieser Gattung stehen bleiben. Zwei Jahre

vor Sprengel vertheilte De Candolle (Prodrom. I. p. 442) die ihm bekannten Arten dieser Gattung, 24 an der Zahl, in drei Sectionen, deren erste, **Typhalaea**, durch die Stachelfortsätze der Karpelle sehr ausgezeichnet ist; die zweite, **Malache**, und die dritte Section, Cancellaria, unterscheiden sich von dieser durch die wehrlosen Früchte, unter sich aber durch die Länge der Außenkelchblättchen, welche bei den Mitgliedern der zweiten Section kürzer, bei denen der dritten länger sind als der Kelch, eine Eintheilung, welche auf keinen Beifall Anspruch machen kann. Passender hat daher Sprengel nur zwei Abtheilungen angenommen, indem er die erste von De Candolle eingeführte Section unverändert beibehält, die zweite und dritte aber in eine vereinigt und sie nach der Länge der Außenkelchblättchen wiederum in zwei Unterabtheilungen bringt. Eine bedeutend größere Anzahl von Arten aus dieser Gattung, nämlich 61, führt Steudel in der zweiten Auflage seines im J. 1841 erschienenen Nomenclator botanicus an, legt aber bei dieser Zählung die Sprengel'sche Bearbeitung zu Grunde und da er auch die nach dem Erscheinen von Sprengel's Systema vegetabilium aufgestellten Species nur ohne Prüfung der Exemplare, also ohne Kritik aufnehmen konnte, so ist es begreiflich, daß diese Angabe viel zu hoch ist. Wie Sprengel führt auch Steudel sämmtliche Hibiscusarten mit einsamigen Kapselfächern hier an und Beispiele der andern Art sind Pavonia glechomoides *St. Hilaire*, welche gleich P. hirta *Sprengel*, P. involucrata *Klotzsch*, die gleich P. sessiliflora *H. B. K.* ist. Noch andere Namen dieser Aufzählung gehören ganz unbekannten, nur der Benennung nach existirenden Arten an, z. B. Pav. Romborna Hamilton in *Wallich's* Catal. plant. Ind. orient. und Pavonia rosea *Wallich* l. c. Auf der andern Seite fehlten bei Steudel eine Anzahl von Arten und merkwürdiger Weise aus denselben Büchern, aus denen er andere aufgenommen hat. Endlicher bringt die hierher gehörigen Arten in vier, oder wenn man Goethea davon ausschließt, in drei Abtheilungen, Pavonia, Lopimia und Lebretonia, von denen die erste wiederum in drei Unterabtheilungen zerfällt, nämlich Typhalaea, Malache und Malvaviscoides.

Der Charakter der Gattung Pavonia besteht in Folgendem:

Der Außenkelch besteht aus fünf bis vielen getrennten oder am Grunde verwachsenen Blättchen, welche in einer oder sehr selten in zwei Reihen stehen. Der Kelch ist fünftheilig, seine Zipfel sind in der Knospenlage klappig. Die fünf Blumenkronblätter sind unterständig, mehr oder weniger ungleichseitig, mit den Nägeln dem Grunde der Staubfadenröhre angewachsen, aufrecht, abstehend oder in eine Röhre vereinigt, in der Knospenlage zusammengerollt. Die Staubfadenröhre ist kürzer oder länger als die Blumenkrone, die Träger sind mehr oder weniger zahlreich, fadenförmig; die Staubbeutel nierenförmig. Der Fruchtknoten ist ungestielt, fünffächerig. Die Eichen sind in den Fächern einzeln und steigen aus dem Grunde des Centralwinkels auf. Der Griffel ist an der Spitze zehntheilig, die Narben sind kopfförmig. Die Frucht besteht aus fünf einsamigen, stumpfen oder an der Spitze dreispitzigen Karpellen. Der Samenkeim befindet sich innerhalb des spärlichen Eiweißes; die Kronblätter sind blattartig und rollen sich faltig ein.

A. Eupavonia *Endlicher*.

Die Außenkelchblättchen sind frei oder am Grunde verwachsen. Die Blumenkrone ist flach oder in eine Röhre zusammengerollt.

α) Typhalaea *De Candolle*. Die Karpellen sind an der Spitze mit drei Stacheln besetzt.

1) P. spinifex *Willdenow*. Die Blätter sind eiförmig, zugespitzt, ungleich gezähnt-gesägt, unterseits filzig; die Blüthen stehen in den Blattachseln einzeln oder an den Spitzen der Aeste gleichsam traubig; die 6—7 Blättchen des Außenkelches sind linealisch und haben mit dem Kelche fast gleiche Länge. Hierher gehören Hibiscus spinifex *Linné* und Pavonia communis *St. Hilaire*.

Die Pflanze ändert ab:

a) ovalifolia *De Candolle*. Die Blätter sind eiförmig; die Blumenkronen sind doppelt oder dreimal größer als der Kelch.
b) aristata *Cavanilles*. Die Blätter sind fast herzförmig, die Blumenkronen haben mit dem Kelche etwa gleiche Länge oder sind sogar kürzer.
c) oblongifolia *Moçin* und *Sessé*. Die Blätter sind länglich; die Blumenkronen haben mit dem Kelche gleiche Länge.
d) grandiflora *Moçin* und *Sessé*. Die Blätter sind herzförmig; die Blumenkronen sind 2—3 Mal größer als der Kelch.

2) P. Typhalaea *Cavanilles*. Die Pflanze ist strauchartig, ästig, sternförmig-behaart; die Blätter sind verkehrt-eiförmig-elliptisch oder länglich-lanzettlich, gezähnt-gesägt, rauh; die Blüthen stehen an der Spitze der Aeste geknäuelt; die fünf Blättchen des Außenkelches sind eiförmig-lanzettlich, am Grunde verwachsen, ein wenig länger als der innere Kelch. Hierher gehören P. typhalaeoides *Humboldt*, *Bonpland* und *Kunth* und Urena Typhalaea *Linné*.

In Südamerika einheimisch.

3) P. intermedia *St. Hilaire*. Die Blätter sind eiförmig-lanzettlich, gezähnt-gesägt, sternförmig-behaart oder rauhhaarig; die weißlichen Blüthen stehen an der Spitze der Aeste und des Stengels fast knäuelförmig; die 8—10 Blättchen des Außenkelches sind am Grunde unter einander verwachsen, etwas länger als der Hauptkelch. Hierher gehören wahrscheinlich P. rosea *Schlechtendal*, P. lappacea *Casaretto* und vielleicht auch P. nemoralis *St. Hilaire* und *Naudin*.

In Brasilien einheimisch.

4) P. castaneaefolia *St. Hilaire* und *Naudin*. Der Stengel und die Aeste sind an der Spitze nackt; die Blätter sind stielig-verkehrt-eiförmig, am Grunde stumpf, an der Spitze fast eingeschnitten-gezähnt; die Blattstiele und Deckblätter sind steifhaarig; die 9—10 Zipfel des

Außenkelches sind weit länger als der sehr kurze Hauptkelch; die Grannen haben mit der länglichen Kapsel fast gleiche Länge.

Das Vaterland dieser Art ist Brasilien.

5) P. **stellata** *Sprengel.* Diese Pflanze ist halbstrauchig, aufrecht; die Blätter sind länglich, ungleichseitig, stark gesägt, zugespitzt, am Grunde abgerundet, auf beiden Seiten zerstreut-sternhaarig, die achsel- und endständigen Blüthen stehen fast rispig; die Blättchen des Außenkelches sind linealisch, gewimpert; die Karpellen sind kahl und haben nur eine Granne. Hierher gehören als Synonyme P. **monatherica** *Casaretto,* P. **begoniaefolia** *Gardner* und P. **brachysepala** *St. Hilaire* und *Naudin.*

Diese Art wächst in Mexico und in Südamerika.

6) P. **surinamensis** *Miquel.* Strauchartig; die Aeste sind wechselständig, die jüngern vierkantig, sternförmig-behaart; die Blätter sind gestielt, eiförmig-länglich, am Grunde spatelig-verschmälert, über der Mitte am breitesten, an der Spitze schief-zugespitzt, ungleich-gezähnt-gesägt, häutig, zugleich mit den Blattstielen von sternförmigen Haaren grau; die äußerst kurzgestielten Blüthen sind an der Spitze der Aeste zu 5—6 büschelförmig-gehäuft; die Deckblättchen stehen zu drei und sind länger als das Blüthenstielchen; die fünf Zipfel des Außenkelches sind eiförmig-zugespitzt.

Die Heimath dieser Art ist Surinam.

7) P. **intermixta** *A. Richard.* Krautartig; der Stengel ist stielrund, kahl; die Blätter sind eiförmig-lanzettlich oder linealisch, am Grunde rundlich-herzförmig, am obern Ende sehr spitz, am Rande entfernt-kerbig-gezähnt, am Grunde fast dreinervig, oberseits grün, sternförmig-behaart; punktförmig-durchscheinend.

Diese Art wächst auf der Insel Cuba.

8) P. **sepium** *St. Hilaire.* Die Blätter sind eiförmig-länglich, zugespitzt, ungleich gezähnt, unterseits behaart, durchscheinend-punktirt; die Blüthen sind einzeln, achselständig, goldgelb; der fünfblättrige Außenkelch hat mit dem innern fast gleiche Länge. Hierher gehört P. **flava** *Spring.*

In Brasilien einheimisch.

9) P. **lanceolata** *Schlechtendal.* Diese Art ist halbstrauchig; die Blätter sind kurzgestielt, lanzettlich oder aus eiförmigem Grunde lanzettlich, stark-gesägt, beiderseits mit ziemlich großen Sternhaaren besetzt, etwas rauh; die Blüthenstiele sind achselständig, länger als die Hälfte des Blattes; die Blättchen des Außenkelches haben mit dem innern gleiche Länge.

Die Heimath dieser Art ist Mexico.

10) P. **linearis** *A. Richard.* Diese Art ist krautig; der Stengel ist dreikantig, sternförmig-behaart; die Blätter sind linealisch, lederartig, sehr kurzgestielt, spitz, am Grunde stumpf, ausgerandet, oberseits und vorzüglich unterseits sternförmig-weichhaarig, am Rande entfernt und undeutlich gezähnelt, durchscheinend-punktirt; die Blüthen stehen einzeln und sind gestielt; der Außenkelch besteht aus 8—10 linealischen Blättchen; die Kapsel ist niedergedrückt, behaart.

Diese Art wächst auf der Insel Cuba.

11) P. **hirsuta** *Guillemin* und *Perrottet.* Der Stengel ist halbstrauchig, aufsteigend, vom Grunde an ästig, wollig; die Blätter sind herz-eiförmig, fast dreispitzig, unregelmäßig gezähnt, unterseits filzig, weißröthlich; die zehn Blättchen des Außenkelches sind linealisch, wollig.

Die Heimath dieser Art ist Senegambien.

12) P. **microphylla** *Casaretto.* Die Blätter sind klein, rundlich oder eiförmig-rundlich, am Grunde herzförmig, gekerbt, unterseits behaart, oberseits mit zerstreuten Haaren besetzt; die Blüthenstiele sind achselständig, einzeln, weit länger als das Blatt; die 11—12 Blättchen des Außenkelches sind linealisch-pfriemlich, borstig-gewimpert, fast dreimal länger als der Kelch; die Karpellen sind kantig, dreispitzig, weichhaarig; die Spitzen sind kurz, gespreizt, gleich lang und mit rückwärts stehenden Stacheln besetzt. Hierher gehören P. **Luschnathiana** *Klotzsch* und P. **foliosa** *Martius.*

In Brasilien einheimisch.

13) P. **Schimperiana** *A. Richard.* Der Stengel ist aufrecht, 3—4 Fuß hoch, stielrund, wollig-filzig oder kaum behaart; die Blätter sind langgestielt, groß, handförmig-5—7theilig, am Grunde fast herzförmig, die Zipfel sind kantig, zugespitzt, grob- und entfernt-gesägt, weichhaarig oder wollig, namentlich auf der Unterseite dichter wollig; die mäßig großen, sehr kurzgestielten Blüthen stehen in den Blattachseln gehäuft; die 10—12 Außenkelchblättchen sind linealisch, behaart; die Zipfel des glockenförmigen Kelches sind halb elliptisch, spitz, kaum kürzer als der Außenkelch, behaart; die Karpellen sind fast kahl oder kurzhaarig. Hierher gehören P. **Schimperiana** und **tomentosa** *Hochstetter.*

Diese Art wächst in Habessinien.

14) P. **Regnelliana** *Miquel.* Diese Art ist strauchig; die Aeste sind unten kahl, oberwärts weichhaarig; die Blätter sind kurzgestielt, länglich-eiförmig, zugespitzt, ziemlich stark ungleich-gezähnt-gesägt, oberseits fein höckerig und etwas behaart, unterseits weichfilzig oder weichhaarig; die Nebenblätter sind schmal-linealisch, dreinervig, weichhaarig, länger als der Blattstiel; die Blüthenstiele sind achselständig und an der Spitze des Stengels traubig, einzeln oder gepaart, ein- oder zweiblüthig, weichhaarig, kürzer als das Blatt; die fünf Blättchen des Außenkelches sind linealisch, fast dreinervig, weichhaarig; die Zipfel des tief fünftheiligen Kelches sind zugespitzt, fünfnervig, weichhaarig, an der Spitze borstig; die Karpellen sind dreikantig, auf dem Rücken runzelig, dreinervig.

In Brasilien einheimisch.

15) P. **flavispina** *Miquel.* Diese Art ist krautig, niederliegend, wenig ästig; die Aeste werden bald kahl, die jüngern sind auf der einen Seite kurzhaarig; die Blattstiele sind weichhaarig; die Blätter sind häutig, durchscheinend-punktirt, beiderseits mit Sternhaaren bestreut, länglich-elliptisch, gleich- oder ungleichseitig, ein wenig zugespitzt, an dem ganzrandigen Grunde stumpf oder spitz, übrigens gezähnt-gesägt; die linealisch-fadenförmigen Nebenblätter haben mit dem Blattstiele fast

gleiche Länge; die Blüthen stehen in den Blattwinkeln einzeln; die fünf Blättchen des Außenkelches sind linealisch und haben mit dem fast bis zum Grunde in fünf Theile getheilten Kelche gleiche Länge; die Karpellen sind runzelig.

In Brasilien einheimisch.

16) **P. varians** *Moricand.* Die Pflanze ist sammethaarig-filzig; die Blätter sind herzförmig, tief fünflappig, die Zipfel sind stumpf, gezähnelt, in den Buchten wellenförmig, durchscheinend-punktirt; die Blüthenstiele sind meist einblüthig, länger als das Blatt; der Außenkelch besteht aus 8—10 pfriemlichen, den innern Kelch überragenden Blättchen; die Karpellen sind kahl, netzaderig und mit drei Dornen besetzt.

In Brasilien einheimisch.

17) **P. inaequilatera** *Garcke.* Diese Art ist strauchig, ästig, unterwärts ziemlich kahl, oben sternförmig-behaart; die Blätter sind kurzgestielt, lanzettlich, sägezähnig-gekerbt, etwas rauh; die Blüthen sind achselständig oder an der Spitze der Aeste gehäuft, fast traubig; der fünftheilige Außenkelch ist kürzer als der innere; die Blumenkrone überragt den Kelch kaum um das Doppelte.

Diese Art wächst in Maynas in Südamerika.

18) **P. urens** *Cavanilles.* Die Blätter sind siebenkantig, zugespitzt, gezähnt, kurzhaarig; die Blüthen sind fast stiellos und stehen in den Blattachseln knäuelartig.

Diese Art wächst auf den Inseln Mauritius und Bourbon.

19?) **P. leptocarpa** *Cavanilles.* Die Blätter sind lanzettlich, gesägt; die Blüthen sind ungestielt, geknäuelt; der Außenkelch ist fünfblättrig. Hierher gehört **Urena leptocarpa** *Linné* (Sohn).

Die Heimath dieser Art ist Surinam; wenn sie wirklich fünf Griffel hat, wie angegeben wird, so kann sie nicht zu dieser Gattung gehören.

β) **Malache** *Trew.* Die Karpellen sind dornenlos, bisweilen stachelspitzig; die Blumenkronblätter sind flach, ausgebreitet.

20) **P. hastata** *Cavanilles.* Die Blätter sind lanzettlich, spießförmig, gezähnt; die Blüthenstiele sind achselständig, einblüthig; der Außenkelch besteht aus fünf Blättchen; die rothen Blüthen sind von dunkeln Adern durchzogen.

In Brasilien einheimisch.

21) **P. sagittata** *St. Hilaire.* Die Blätter sind pfeilförmig-lanzettlich, klein gezähnt, unterseits filzig; die Blüthenstiele sind achselständig, einzeln, 1—2blüthig; die Blüthen haben eine rosenrothe Farbe; der Außenkelch besteht aus 5—7 breiten Blättchen und ist etwas länger als der innere; die Karpellen sind wehrlos, verkehrt-eiförmig, mit einem vorspringenden Rande umgeben.

Das Vaterland dieser Art ist Brasilien.

22) **P. affinis** *St. Hilaire.* Die Blätter sind spießförmig-lanzettlich, undeutlich gezähnt, unterseits filzig; die Blüthen sind achselständig, einzeln, blaßroth; der Außenkelch besteht aus fünf breiten Blättchen und ist länger als der innere; die Karpellen sind wehrlos, verkehrt-eiförmig, mit einem erhabenen Rande umgeben.

In Brasilien einheimisch.

23) **P. coccinea** *Cavanilles.* Die Blätter sind herzförmig, dreilappig, gesägt; die Blüthenstiele sind einblüthig, achselständig, aufsteigend; der Außenkelch ist fünfblättrig; die Blüthen haben eine scharlachrothe Farbe.

Auf St. Domingo einheimisch.

24) **P. Columella** *Cav.* Die Blätter sind fünfkantig, die Zipfel sind gezähnt, zugespitzt; die Blüthenstiele sind achselständig, einblüthig, weit kürzer als der Blattstiel; der Außenkelch ist fünfblättrig; die Blüthen sind weißlich-purpurroth.

Auf der Insel Bourbon einheimisch.

25) **P. sidaefolia** *Humboldt, Bonpland* und *Kunth.* Die Blätter sind eiförmig, etwas spitz, herzförmig, gekerbt-gesägt, oberseits rauhhaarig, unterseits graufilzig; die Blüthen sind achsel- und endständig, gestielt; die 5—7 Blättchen des Außenkelches sind lanzettlich, die Aeste sind rauhhaarig; die Blumenkrone hat eine gelbe Farbe.

In Südamerika in der Nähe von Angostura einheimisch.

26) **P. racemosa** *Swartz.* Die Blätter sind eifast herzförmig, zugespitzt, etwas gesägt; die Blüthentraube ist endständig, blattlos; der Außenkelch besteht aus acht Blättchen. Hierher gehört **P. spicata** *Cavanilles.*

Auf den Inseln Jamaica und Guadelupe einheimisch.

27) **P. speciosa** *Humboldt, Bonpland* und *Kunth.* Die Blätter sind eiförmig-elliptisch, spitz, herzförmig, gezähnelt, sehr dicht kurzhaarig, unterseits grau; die Blüthen sind achsel- und endständig, kurzgestielt; der Außenkelch besteht aus 7—9 lanzettlich-spatelförmigen Blättchen; die Blumenkronblätter sind violett, an den Nägeln purpurroth gefärbt und ziemlich groß. Hierher gehört **P. polymorpha** *St. Hilaire.*

Diese Art wächst in Amerika in der Nähe von Angostura.

28) **P. papilionacea** *Cavanilles.* Die Blätter sind rundlich-herzförmig, spitz, gezähnt; die Blüthenstiele sind achselständig, einblüthig und haben mit dem Blattstiele gleiche Länge; der Griffel ist aufsteigend; der Außenkelch besteht aus zehn Blättchen.

Auf der Insel Otaheiti einheimisch.

29) **P. pellita** *Humboldt, Bonpland* und *Kunth.* Die Blätter sind eiförmig, am Grunde schwach herzförmig, spitz, fein gekerbt, weich-kurzhaarig, unterseits graufuchsig; die Blüthen sind achsel- und endständig, kurzgestielt; die eilf Blättchen des Außenkelches sind linealisch-pfriemlich, um die Hälfte kürzer als der innere Kelch.

Diese Art wächst in Neu-Granada.

30) **P. praemorsa** *Willdenow.* Die Blätter sind breit verkehrt-eiförmig, abgestutzt, an der Spitze gekerbt; die Blüthenstiele sind achselständig, einblüthig, länger als das Blatt; der Außenkelch besteht aus 14 Blättchen. Hierher gehören **Hibiscus praemorsus** *Linné* (Sohn) und **Pavonia cuneifolia** *Cavanilles.*

Am Cap der guten Hoffnung einheimisch.

31) P. Mutisii *Humboldt*, *Bonpland* und *Kunth*. Die Blätter sind herz-eiförmig, ein wenig zugespitzt, gesägt, ganz weich, oberseits weichhaarig, unterseits graufilzig; die Blüthen sind achsel- und endständig, gestielt; die acht Blättchen des Außenkelches sind ein wenig länger als der Kelch; die Aeste sind filzig. Hierher gehört nach Kunth Hibiscus cordifolius *Linné* (Sohn).

In Neu-Granada einheimisch.

32) P. mollis *Humboldt*, *Bonpland* und *Kunth*. Die Blätter sind fast rundlich-eiförmig, am Grunde herzförmig, zugespitzt, undeutlich dreilappig, gesägt, kurzhaarig, unterseits grau, weich; die Blüthen sind achsel- und endständig, gestielt; die acht linealischen Blättchen des Außenkelches sind fast doppelt länger als der Kelch; die Blüthen haben eine violette Farbe; die Aeste sind klebrig, behaart.

In Neu-Granada einheimisch.

33) P. paniculata *Cavanilles*. Die Blätter sind herzförmig, fast rundlich, zugespitzt, kerbig-gezähnt, bisweilen dreispitzig; die gelben Blüthen stehen in Rispen; die Staubfadenröhre ist abwärts geneigt; der Außenkelch besteht aus 8—9 Blättchen.

Diese Art ist in Südamerika in verschiedenen Ländern beobachtet.

34) P. corymbosa *Willdenow*. Die Blätter sind herzförmig oder kantig, gesägt, kahl; die Blüthen stehen in Ebensträußen; die Blüthenstiele und die zahlreichen Außenkelchblättchen sind behaart. Hierher gehört Althaea corymbosa *Swartz*.

Diese Art ist auf den Antillen und in Südamerika einheimisch.

35) P. odorata *Willdenow*. Die Blätter sind eiförmig oder rundlich-herzförmig, oft dreispitzig, schwach gezähnt und nebst den Aesten drüsig-behaart; die Blüthenstiele sind achselständig, einblüthig, an der Spitze fast traubig; der Außenkelch besteht aus vielen Blättchen; die Blüthen haben eine rothe Farbe. Hierher gehört P. sidoides *Hornemann*.

Ostindien.

36) P. zeylanica *Willdenow*. Die untern Blätter sind rundlich-herzförmig, gekerbt, die übrigen 3—5 lappig; die Blüthenstiele sind achselständig, einblüthig; die zehn Blättchen des Außenkelches sind borstig, gewimpert. Hierher gehören Hibiscus zeylanicus *Linné*, H. arenarius *Scopoli* und Pavonia arenaria *Roth*.

In Ostindien und auf den benachbarten Inseln einheimisch.

37) P. cancellata *Cavanilles*. Die Blätter sind pfeil-herzförmig, gezähnt; die Blüthenstiele sind achselständig, einblüthig, länger als der Blattstiel; die 20 Blättchen des Außenkelches sind borstenförmig, behaart. Hierher gehört Hibiscus cancellatus *Linné* (Sohn).

In Südamerika einheimisch.

38) P. rosea *Moris*. Die Pflanze ist krautartig, klebrig-weichhaarig; die Blätter sind fast rundlich-herzförmig, ungleich gezähnt-gesägt, die obern sind fast dreilappig, etwas spitz; die Blüthenstiele sind achsel- und endständig, einzeln und einblüthig; die zehn Blättchen des Außenkelches sind borstenförmig, gewimpert, doppelt länger als der Kelch; die Staubfadenröhre ist abwärts geneigt; die Karpellen sind wehrlos.

Diese Art wächst in Ostindien in der Nähe von Calcutta.

39) P. triloba *Guillemin* und *Perrottet*. Die Blätter sind gestielt, tief dreilappig, der obere Lappen ist lanzettlich, stumpf, größer als die übrigen, an der Spitze dreizähnig oder fast dreilappig, unterseits grau, oberseits fast grün; die zehn Blättchen des Hauptkelches sind gewimpert; die Karpellen sind wollig und steifhaarig; die Samen sind mit einer langen Wolle bekleidet.

Die Heimath dieser Art ist Senegambien.

40) P. Drummondii *Torrey* und *Gray*. Die Blätter sind rundlich-herzförmig, fast dreilappig, stumpflich, kerbig-gezähnt, oberseits weichhaarig, unterseits sammethaarig-filzig; die Blüthen stehen an der Spitze der langen achselständigen Blüthenstiele und der Aeste zu 4—6 gehäuft; die 8—10 Blättchen des Hauptkelches sind linealisch-spatelig, kürzer als der Kelch; die Karpellen sind kahl.

In Texas einheimisch.

41) P. urticaefolia *Presl*. Die Aeste sind kantig, filzig; die Blätter sind eiförmig, zugespitzt, grob- und ungleich-gezähnt, weichhaarig; die achselständigen Blüthenstiele sind sehr rauhhaarig, länger als der Blattstiel; der Außenkelch hat mit dem innern gleiche Länge, seine neun Blättchen sind linealisch-länglich, stumpf, gewimpert, weichhaarig.

In Mexico einheimisch.

42) P. betonicaefolia *Presl*. Die ganze Pflanze ist filzig; der Stengel ist ästig; die Blätter sind aus ei- oder fast herzförmigem Grunde länglich-lanzettlich, stumpf, ungleich-gezähnt; die Blüthenstiele sind achselständig, länger als der Blattstiel; die fünf Blättchen des Außenkelches sind linealisch-spatelförmig, stumpf, länger als der Kelch; die Karpellen sind netzaderig, weichhaarig, auf dem Rücken in Folge der erhöhten Rippe gekielt.

Das Vaterland dieser Art ist Peru.

43) P. glandulosa *Presl*. Die Aeste sind weichhaarig-drüsig; die Blätter sind herz-eiförmig, zugespitzt, gezähnt, durchscheinend-punktirt, oberseits weichhaarig, unterseits filzig und steifhaarig; die Blüthenstiele sind achselständig, einzeln, länger als das Blatt; die fünf Blättchen des Außenkelches sind linealisch-lanzettlich, doppelt länger als der Kelch; die Karpellen sind weichhaarig.

In Mexico einheimisch.

44) P. racemifera *Hooker* und *Arnott*. Die Pflanze scheint krautartig zu sein, die Aeste, Blatt- und Blüthenstiele sind sternförmig-behaart; die Blätter sind herzförmig, fünfkantig, der mittlere Lappen ist zugespitzt, gesägt, oberseits weichhaarig, unterseits filzig; die Blüthen sind gestielt, die untern Blüthenstiele sind achselständig, 2—3 Mal länger als der Blattstiel, die obern sind kurz, traubig, Anfangs einander genähert, später entfernt; das Deckblatt am Grunde des Blüthenstieles ist fadenförmig, lang; die acht linealisch-pfriemlichen Blättchen des Außenkelches überragen den innern fast um das

Doppelte, hängen aber fast bis zur Mitte mit dem Kelche zusammen; die Karpellen sind wehrlos, auf dem Rücken weichhaarig und mit zwei Furchen versehen.

In Mexico einheimisch.

45) **P. scabra** *Presl.* Der Stengel, die Blatt- und Blüthenstiele sind weichhaarig; die Blätter sind herzförmig, zugespitzt, doppelt-gezähnt, oberseits rauh, unterseits weichhaarig, die obersten sind dreilappig, die Seitenlappen sind eiförmig, der mittlere ist weit größer; die Blüthenstielchen sind achsel- und endständig, die acht Blättchen des Außenkelches sind linealisch, rauhhaarig, doppelt länger als der Kelch; die Karpellen sind ganz kahl, runzelig, stumpf.

Das Vaterland dieser Art ist Mexico.

46) **P. arachnoidea** *Presl.* Die ganze Pflanze ist rauhhaarig; der Stengel ist ästig; die Blätter sind eiförmig, zugespitzt, gezähnt, am Grunde fast herzförmig; die Blüthenstiele sind achselständig, einzeln, länger als das Blatt, der Außenkelch besteht meist aus zehn borstenförmigen, rauhhaarigen, weit abstehenden Blättchen, welche den sammethaarigen Kelch um das Vierfache überragen.

In Mexico einheimisch.

47) **P. hirta** *Sprengel.* Die Blätter sind herzförmig-kreisrund oder stumpf herzförmig, gekerbt, beiderseits behaart, durchscheinend-punktirt; die goldgelben Blüthen stehen einzeln, achsel- und endständig, fast ebensträußig; der sechsblättrige Außenkelch ist ein wenig kürzer als der innere, die Karpellen sind höckerig, weichhaarig. Hierher gehört P. glechomoides *St. Hilaire.*

In Brasilien einheimisch.

48) **P. nudicaulis** *St. Hilaire.* Die eiförmigen oder eiförmig-lanzettlichen, gezähnten, unterseits filzigen Blätter stehen von einander entfernt; die Blüthen sind endständig, gehäuft, fleischfarbig; die zehn Blättchen des Außenkelches sind an der Spitze breiter und haben mit dem innern gleiche Länge.

Diese Art wächst in Brasilien.

49) **P. grandiflora** *St. Hilaire.* Die Blätter sind herzförmig, zugespitzt, beiderseits sammethaarig-filzig; die Blüthen sind achselständig, einzeln, fleischfarbig; die zwölf Blättchen des Außenkelches haben mit dem innern gleiche Länge; die Karpellen sind glatt.

In Brasilien einheimisch.

50) **P. diuretica** *St. Hilaire.* Die Blätter sind herzförmig, zugespitzt, gezähnt-gesägt, beiderseits sammethaarig-filzig, durchscheinend-punktirt; die Blüthen sind achselständig, einzeln und haben eine schwefelgelbe Farbe; der 6—7blättrige Außenkelch ist kürzer als der innere; die Kapseln sind kantig, an der Spitze kurz-stachelspitzig.

Die Heimath dieser Art ist Brasilien.

51) **P. humifusa** *St. Hilaire.* Die Blätter sind herzförmig, 3—5lappig, ungleichseitig, gezähnt-gesägt, beiderseits sammethaarig-filzig; die Blüthen sind achselständig, einzeln, gelblich-grün; der Außenkelch besteht aus 18 Blättchen und ist dreimal länger als der innere; die Karpellen sind kantig, an der Spitze mit drei kurzen Stachelspitzen versehen.

In Brasilien einheimisch.

52) **P. rosa campestris** *St. Hilaire.* Die Blätter sind herzförmig-spitz, ungleich gezähnt-gesägt, lederartig, weichhaarig; die Blüthen sind achsel- oder fast endständig, 1—3, dunkel- oder rosenroth; der Außenkelch besteht aus 12—14 Blättchen und ist ein wenig kürzer als der innere; die Karpellen sind zugespitzt.

In Brasilien einheimisch.

53) **P. bracteosa** *Bentham.* Diese Art ist strauchig, weich-graufilzig; die Blätter sind eiförmig-kreisrund, stumpf oder kaum zugespitzt, am Grunde tief-herzförmig, die blüthenständigen stiellos, am Grunde ein wenig gefärbt; die Blüthen sind ungestielt; die Blättchen des Außenkelches sind linealisch, an der Spitze hakenförmig-zurückgekrümmt; die Karpellen sind kahl.

Die Heimath dieser Art ist Guiana.

54) **P. angustifolia** *Bentham.* Diese Art ist krautartig, aufrecht, mit rothen Sternhaaren dicht besetzt; die Blätter sind lanzettlich, gekerbt, die untern am Grunde etwas gelappt; die Blüthen stehen an der Spitze der Aeste gehäuft; der Außenkelch besteht meist aus zehn pfriemlichen Blättchen und ist ein wenig länger als der innere; die Blumenkrone ist groß, kahl; die Karpellen sind netzaderig.

Diese Art wächst im britischen Guiana.

55) **P. laxifolia** *St. Hilaire.* Die Blätter sind herzförmig, zugespitzt, ungleich gezähnt, beiderseits wollig, durchscheinend-punktirt; die Blüthen stehen in den Blattachseln einzeln und an der Spitze der Aeste fast ebensträußig und haben eine goldgelbe Farbe; der Außenkelch ist sechsblättrig, ein wenig kürzer als der innere; die Kapseln sind höckerig, weichhaarig.

In Brasilien einheimisch.

56) **P. modesta** *Martius.* Der Stengel ist ausgebreitet, niederliegend, ästig, von kleinen drüsigen Haaren klebrig und zugleich mit längern drüsenlosen Haaren besetzt; die Blätter sind ziemlich lang gestielt, pfeilförmig-dreilappig, die Lappen sind dreikantig, stumpf, oft ungleich, gekerbt, mit kurzen sternförmigen und langen, einfachen Haaren besetzt; die achselständigen Blüthenstiele überragen die Blattstiele; der Hauptkelch besteht meist aus 18 pfriemlichen, federig-gewimperten Blättchen.

In Brasilien und zwar in der Provinz Bahia einheimisch.

57) **P. deltoidea** *Martius.* Die ganze Pflanze ist mit einfachen, langen Haaren besetzt, übrigens kahl; die Blätter sind meist dreikantig, grob gekerbt, am Grunde mit einer tiefen, aber schmalen Bucht versehen; die wenigen Blüthen sind endständig, traubig; der Kelch stimmt mit dem der vorigen Art überein; die Blumenkrone ist aber weit größer, citronengelb. Hierher scheint auch P. procumbens *Casaretto* zu gehören.

In Brasilien in der Nähe des Amazonenstromes.

58) **P. viscosa** *St. Hilaire.* Die Blätter sind herzförmig, spitz, gezähnelt, weichhaarig, klebrig; die braungelben Blüthen stehen einzeln in den Achseln oder fast an der Spitze des Stengels; der Außenkelch besteht aus 15—16 Blättchen und ist ein wenig kürzer als der innere; die Karpellen sind stumpf.

In Brasilien einheimisch.

59) P. **grisea** *St. Hilaire* und *Naudin*. Der Stengel, die Blüthen- und Blattstiele sind filzig; die Blätter sind herzförmig-länglich gezähnt, oberseits ziemlich rauh, unterseits grau-filzig; die Blüthen stehen in den Blattwinkeln einzeln; die 8—9 Blättchen des Außenkelches sind linealisch-länglich, ein wenig kürzer als der innere.

Diese Art wächst in Brasilien und zwar in der Provinz Goyaz.

60) P. **subrotunda** *St. Hilaire* und *Naudin*. Der Stengel und die achselständigen Blüthenstiele sind weich behaart; die Blätter sind 3—5kantig-kreisrund, am Grunde herzförmig, die Zipfel neigen zusammen; die 8—10 Blättchen des Außenkelches sind ein wenig länger als der innere.

Diese Art wächst in Brasilien in der Provinz Rio Grande do Sul.

61) P. **distinguenda** *St. Hilaire* und *Naudin*. Die ganze Pflanze ist rauhhaarig-filzig, gelblich; die Blätter sind spieß- oder fast pfeilförmig-dreikantig, gezähnt; die Blüthen stehen an der Spitze der Aeste doldig oder achselständig, einzeln, der Blüthenstiel hat mit dem Blattstiele fast gleiche Länge; die fünf Blättchen des Außenkelches sind eiförmig-elliptisch, einander genähert; die Karpellen sind runzelig.

Diese Art wächst in Brasilien in der Provinz Rio Grande do Sul.

62) P. **viscidula** *St. Hilaire* und *Naudin*. Der Stengel, die Blatt- und Blüthenstiele sind weichhaarig-klebrig; die Blätter sind linealisch-länglich, allmälig verschmälert, gezähnt-gesägt, etwas rauh, die untern sind am Grunde herzförmig, die obern pfeil- spießförmig; die fünf Blättchen des Außenkelches sind breit eiförmig; die Karpellen sind runzelig, weichhaarig.

In Brasilien in der Provinz Minas einheimisch.

63) P. **cymbalaria** *St. Hilaire* und *Naudin*. Die Pflanze ist strauchartig; die Blätter sind klein, zahlreich, herzförmig, grob gezähnt, fast nierenförmig oder eiförmig-dreieckig, unterseits graufilzig; die Blüthenstiele sind achselständig, länger als das Blatt; die fünf lanzettlichen Blättchen des Außenkelches haben mit dem innern Kelche fast gleiche Länge; die Karpellen sind runzelig.

Brasilien.

64) P. **Kraussiana** *Hochstetter*. Der Stengel ist stielrund, rauhhaarig; die Blätter sind langgestielt, herzförmig, fast fünfkantig, grob gekerbt, beiderseits, aber vorzüglich unterseits mit kurzen Sternhaaren besetzt, so lang als breit; die Blattstiele und die pfriemlichen Nebenblätter sind rauhhaarig; die Blüthenstiele sind achselständig, einzeln, lang-weichhaarig, fast so lang als der Blattstiel; die fünf rhombisch-eiförmigen, weichhaarigen Zipfel des Außenkelches sind länger als der innere; die kahle Blumenkrone überragt den Kelch um das Dreifache; die Karpellen sind fast kugelig, aderig-runzelig, kahl.

Am Cap der guten Hoffnung einheimisch.

65) P. **Blanchetiana** *Miquel*. Die Pflanze scheint halbstrauchig zu sein und ist mit kleinen weißlichen, sternförmigen und mit längern gelblichen, borstenförmigen Haaren besetzt; die Blätter sind klein, fast dreieckig, etwas spitz, am Grunde schwach herzförmig, ungetheilt oder fast dreilappig, sägezähnig, häutig, 5—7nervig; der Außenkelch besteht meist aus 26 fadenförmig-linealischen, fast federig-gewimperten Blättchen, welche den spärlich behaarten innern Kelch doppelt überragen; die Blumenkrone ist außenseits weichhaarig.

In Brasilien in der Provinz Bahia einheimisch.

66) P. **Hostmanni** *Miquel*. Die Aeste, Blatt- und Blüthenstiele sind gelblich-rauhhaarig-filzig; die Nebenblätter sind fadenförmig; die Blätter sind sehr kurzgestielt, elliptisch oder eiförmig-länglich oder die untern verkehrt-eiförmig-rundlich, stumpf oder spitz, ausgeschweift-gezähnelt, oberseits rauh, weichhaarig, unterseits grau-filzig; die Blüthen sind achselständig, einzeln; der Blüthenstiel überragt den Blattstiel; die sieben Blättchen des Außenkelches sind linealisch, steifhaarig, so lang als der dicht-rauhhaarige Kelch; die Blumenkrone ist sternförmig-behaart; die Staubfadenröhre ist eingeschlossen.

Diese Art wächst in Surinam.

67) P. **lasiopetala** *Scheele*. Der Stengel ist strauchartig, vom Grunde an ästig, stielrund, kahl, 2—3 Fuß hoch, die Aeste sind filzig, an der Spitze kantig; die Blätter sind herzförmig, undeutlich dreilappig, ungleich gekerbt-gezähnt, stumpflich, oberseits sternförmig-weichhaarig, glanzlos, unterseits graufilzig; die Blattstiele sind kantig, kürzer als die Blattfläche; die Blüthenstiele sind achselständig, einblüthig, filzig, kantig, länger als der Blattstiel, an der Spitze der Aeste gehäuft; die fünf Blättchen des Außenkelches sind linealisch-lanzettlich, sternförmig-behaart und haben mit dem innern Kelche gleiche Länge; die Karpellen sind aufgeblasen, verkehrt-eiförmig-rundlich, kahl, undeutlich netzaderig. Hierher gehört P. Wrightii *Asa Gray*.

Diese Art ist in Texas einheimisch.

68) P. **prostrata** *Moricand*. Diese Art ist strauchig, filzig, niedergestreckt; die Blätter sind pfeilförmig-fünflappig, spitz, gesägt, durchscheinend-punktirt; die Blüthen sind einzeln, endständig, gelb; der Außenkelch ist vielblättrig, federig, länger als der innere; die Karpellen sind mit zwei Höckern versehen.

Brasilien.

69) P. **geminiflora** *Moricand*. Die Pflanze ist strauchartig, behaart; die Blätter sind herzförmig, lang zugespitzt, doppelt-gezähnt, durchscheinend-punktirt; die langen, einblüthigen Blüthenstiele stehen in den Achseln meist zu zwei; der Außenkelch ist achtblättrig, länger als der innere; die Karpellen sind kahl, netzaderig, unter der Spitze stachelspitzig.

In Brasilien in der Provinz Bahia einheimisch.

70) P. **alba** *Seemann*. Die Pflanze ist strauchartig, die Aeste und Blattstiele sind weichhaarig; die Blätter sind herzeiförmig zugespitzt, gesägt, durchscheinend-punktirt, oberseits Anfangs mit einfachen, unterseits mit sternförmigen Haaren besetzt, später beiderseits ziemlich kahl; die Blüthenstiele sind achselständig, einzeln, kürzer als das

Blatt oder fast ebenso lang, oberhalb der Mitte gegliedert, nach der Spitze zu verdickt, rauhhaarig; die acht Blättchen des Außenkelches sind linealisch, spitz, behaart, länger als der innere; die weißen Kronblätter sind länglich, stumpf, am Rande fein gewimpert; die Karpellen sind ziemlich kahl.

Diese Art wächst in Panama.

71) **P. propinqua** *Garcke.* Der Stengel ist strauchartig, ästig; die Blätter sind herzförmig, zugespitzt, ungleich gezähnt, oberseits fein sternförmig-behaart oder ziemlich kahl, unterseits filzig; die Blüthen sind kurzgestielt und stehen in den Blattachseln an der Spitze der Aeste; die fünf Blättchen des Außenkelches sind am Grunde verwachsen und haben mit dem innern Kelche fast gleiche Länge; die Staubfadenröhre ragt aus der Blüthe ein wenig hervor; die Kapseln sind höckerig-weichstachelig.

In Brasilien einheimisch.

72) **P. reticulata** *Garcke.* Der Stengel ist halbstrauchig, ziemlich kahl; die Blätter sind spießförmig-lanzettlich, gekerbt, meist gewimpert, netzaderig; die achsel- und endständigen Blüthenstiele sind meist etwas länger als die Blattstiele; die fünf Blättchen des Außenkelches sind lanzettlich-spitz, weichhaarig und gewimpert, länger als der innere; die Karpellen sind netzaderig.

In Brasilien einheimisch.

73) **P. Sellowii** *Garcke.* Der Stengel ist halbstrauchig, weichhaarig; die Blätter sind eiförmig oder undeutlich herzförmig, zugespitzt, gekerbt, oberseits ziemlich kahl, unterseits sammethaarig-grau; die Blüthen sind meist an der Spitze der Aeste achselständig; die fünf Blättchen des Außenkelches sind linealisch-spitz, am Grunde verwachsen, kürzer als der innere; die Staubfadenröhre ist länger als die Kronblätter; die Karpellen sind auf dem Rücken stark netzaderig, höckerig.

In Brasilien einheimisch.

;) **Malvaviscoides** *St. Hilaire.* Die Blumenkronblätter sind in eine Röhre zusammengerollt, die Staubfadenkrone ragt aus der Blumenkrone weit hervor.

74) **P. malvaviscoides** *St. Hilaire.* Die Blätter sind herzförmig-spitz, fast ganzrandig, lederartig, unterseits grau; die Blüthen sind meist endständig, einzeln, glänzend roth; die zehn Blättchen des Außenkelches stehen in einer Reihe und sind länger als die innern.

In Brasilien einheimisch.

75) **P. conferta** *St. Hilaire.* Die Blätter stehen an der Spitze der Aeste gehäuft und sind lanzettlich-zugespitzt, fast ganzrandig; die Blüthen sind endständig, gehäuft, dunkel purpurroth; die zahlreichen Blättchen des Außenkelches stehen in zwei Reihen und sind länger als der innere Kelch.

Brasilien.

76) **P. multiflora** *St. Hilaire.* Die Blätter sind lang, lanzettlich-zugespitzt, fast ganzrandig, rauh; die blaßgrünen Blüthen stehen an der Spitze der Aeste fast ebensträußig; die zahlreichen Blättchen des Außenkelches stehen in zwei Reihen und sind ein wenig länger als der innere Kelch.

Brasilien.

77) **P. longifolia** *St. Hilaire.* Die Blätter sind sehr lang, elliptisch-lanzettlich, undeutlich gezähnt, rauh; die grünlichen Blüthen stehen an der Spitze der Aeste gehäuft; die zahlreichen Blättchen des Außenkelches stehen in zwei Reihen und sind ein wenig kürzer als der innere Kelch.

Brasilien.

78) **P. tricalycaris** *St. Hilaire.* Die Blätter sind lang, elliptisch-lanzettlich, ganzrandig, rauh; die Blüthen sind endständig, gehäuft; die zahlreichen Blättchen des Außenkelches stehen in zwei Reihen, die äußern Blättchen sind sehr kurz, die innern ein wenig kürzer als die mittlern.

Brasilien.

79) **P. alnifolia** *St. Hilaire.* Die Blätter sind fast eiförmig, stumpf gezähnt, glänzend, ganzrandig, durchscheinend-punktirt; die gelblichen Blüthen sind beinahe endständig, einzeln oder gepaart; die fünf am Grunde unter einander verwachsenen Blättchen des Außenkelches sind kaum kürzer als die äußern.

Brasilien.

80) **P. calyculosa** *St. Hilaire* und *Naudin.* Die Pflanze ist halbstrauchig; die Blätter sind lanzettlich-länglich, kurzgestielt, gezähnt, kahl, gehäuft; die Nebenblätter sind lang; die Blüthenstiele sind fast endständig, lang, einblüthig; die neuen Blättchen des Außenkelches sind linealisch, dreimal länger als der innere Kelch; die Karpellen sind fast glatt.

Brasilien.

B. Lopimia *Nees* und *Martius.*

Die Blättchen des Außenkelches sind frei, borstenförmig, länger als der Kelch. Die Karpellen sind von einem klebrigen Schleime überzogen.

81) **P. malacophylla** *Garcke.* Die Blätter sind herzförmig-zugespitzt oder herzförmig-dreilappig, gezähnt-gesägt, beiderseits sammethaarig-filzig; die rothen Blüthen sind einzeln und achselständig oder endständig und rispig; die Blättchen des Außenkelches sind zahlreich; die Karpellen sind verkehrt-eiförmig, klebrig. Hierher gehören Lopimia malacophylla, Sida malacophylla *Link* und *Otto* und Pavonia velutina *St. Hilaire.*

Brasilien.

C. Lebretonia *Schrank.*

Der Außenkelch besteht aus fünf Blättchen. Die Blumenkronblätter sind in eine Röhre zusammengerollt. Die Karpellen sind stumpf, trocken.

82) **P. Schrankii** *Sprengel.* Die Blätter sind eiförmig, zugespitzt, gesägt; die Blüthenstiele sind achselständig, einblüthig, länger als der Blattstiel; die scharlachrothe Blumenkrone ist doppelt länger [illegible]

kelch. Hierher gehört **Lebretonia coccinea** *Schrank* und **Pavonia muricata** *St. Hilaire.*

Brasilien.

83) P. latifolia *Sprengel.* Die Blätter sind ei- oder fast herzförmig, etwas spitz, gekerbt-gesägt; die einblüthigen Blüthenstiele sind länger als der Blattstiel; die scharlachrothe Blumenkrone hat mit dem Außenkelche fast gleiche Länge. Hierher gehört Lebretonia latifolia *Nees* und *Martius.*

Brasilien.

84?) P. semiserrata *Steudel.* Die Blätter sind länglich, an der Spitze gesägt, lederartig, langgestielt; die Blüthen sind endständig; die Kelche sind gefärbt. Hierher gehört **Lebretonia semiserrata** *De Candolle.*

Brasilien. (*Garcke.*)

GOETHIT ist ein zu Ehren des berühmten Goethe benanntes Mineral, das sonst auch unter dem Namen Nadeleisenerz begriffen wird und streng genommen nur die dünn tafelartigen und spießigen Lamellen des Nadeleisenerzes bezeichnet. Indem wir daher auf den Artikel **Nadeleisenerz** verweisen, genügt es hier, die specielle Analyse anzuführen. Dieselbe ergab nach von Kobell (Erdmann und Schweigger-Seidel, Journal für Chemie I, 181): 86,35 Eisenoxyd, 11,38 Wasser, 0,85 Kieselerde, 0,51 Manganoxyd, 0,91 Kupferoxyd, Spur von Kalkerde und nach Schnabel (Liebig und Kopp, Annalen für Chemie 1819. S. 733): 89,27 Eisenoxyd, 0,65 Manganoxyd, 10,08 Wasser. Das specifische Gewicht beträgt nach Wieser (Bronn's Neues Jahrb. f. Mineral. 1846. S. 581) 4,111. Wo der Goethit massenhaft bricht, wird er vortheilhaft auf Eisen verwerthet. (*Giebel.*)

GÖTSCH (Karl), teutscher Theolog, am 13. Oct. 1671 zu Nürnberg geboren, war der Sohn des Schreib- und Rechenmeisters Joh. Dav. Götsch zu Nürnberg, welcher sich durch seine sehr brauchbaren Handbücher des kaufmännischen Rechnungswesens (Mercatorische Practica, Nürnberg 1664. 8. und Mercatorischer Lustgarten, Nürnberg 1664. 12.) bei seinen Zeitgenossen Beifall erwarb. K. Götsch widmete sich auf den Universitäten zu Jena, Leipzig und Altorf der Theologie und wurde, nachdem er zu Altorf die Magisterwürde erlangt hatte, im J. 1702 Vicarius zu Petzenstein. Später kam er als Prediger nach Nürnberg und dann als Diacon nach der Vorstadt Wöhrd, wo er am 15. Mai 1721 starb. Außer einigen unbedeutenden Gelegenheitspredigten ist noch seine **Oratio de spinea Christi corona** (Altorfii 1694. 4.), eine der vorzüglichsten Schriften über diesen Gegenstand, zu nennen *). (*Ph. H. Külb.*)

GÖTSCHE (Andreas), teutscher Rechtsgelehrter, am 2. Nov. 1663 zu Stettin geboren, erlangte, nachdem er zu Frankfurt an der Oder und zu Königsberg mit großem Eifer sein Fach studirt hatte, im J. 1693 zu Halle die juristische Doctorwürde und wurde daselbst im J. 1699 Professor der Jurisprudenz und später Assessor bei der Juristenfacultät. Er starb im Januar 1720. Da er seine Thätigkeit fast ausschließend der Ausarbeitung seiner Vorträge widmete, so blieb ihm nur wenig Muße, sich als Schriftsteller zu zeigen, doch haben mehre seiner kleinen juristischen Abhandlungen (insbesondere die Disputationen: **De substantiali paterni consensus ad nuptias filiorum-familias requisito, Halae 1700. 4. De vinculo matrimonii ob legem consanguinitatis turpi vel honesto, Halae 1705. 4. De vinculo matrimonii ob legem affinitatis turpi vel honesto, Halae 1706. 4.** und **De eo, quod justum est circa dispensationem matrimonii ob legem consanguinitatis vel affinitatis jure divino prohibiti, Halae 1718. 4.**) bleibenden Werth *). (*Ph. H. Külb.*)

GÖTSCHEL (Johann Christoph Friedrich), geboren am 8. Dec. 1768 zu Baireuth, erhielt den ersten Unterricht durch Privatlehrer. In dem Seminarium seiner Vaterstadt erwarb er sich unter Dörfler's Leitung die gewöhnlichen Schulkenntnisse und trat hierauf zu Anfange des Jahres 1779 in das Gymnasium zu Baireuth. Dort waren Purrucker, Lang, Kapp, Kraft und Schumann seine vorzüglichsten Lehrer. Seine frühzeitig sich entwickelnden Geistesanlagen unterstützte ein rastloser Fleiß. Seine lateinischen Sprachkenntnisse zeigte er in einem Hochzeitsgedichte [1]). Mit einer ungedruckt gebliebenen Abschiedsrede verließ er 1786 das Gymnasium zu Baireuth, um die Universität Erlangen zu beziehen. Dort beschäftigten ihn neben der Theologie philosophische und historische Studien. Mehr seinem Privatfleiße als den akademischen Vorlesungen verdankte er den größten Theil seiner wissenschaftlichen Bildung. Doch gestand er in spätern Jahren, daß ihm die Collegien Pfeiffer's, Breyer's, Seiler's, Rau's, Hufnagel's und anderer Professoren manchen Nutzen gebracht hätten. Er war in das theologische und philologische Seminar eingetreten und auch Mitglied des Institutes der Moral und der schönen Wissenschaften in Erlangen geworden. Gleichzeitig übernahm er eine Collaboratorstelle an dem dortigen Gymnasium. Einen Beweis seiner philologischen Kenntnisse gab er 1788 durch öffentliche Vertheidigung seiner **Diss. de interpretatione loci 1 Cor. 11, 10.** Noch in dem genannten Jahre vertheidigte er seine akademische Streitschrift: **Num Thespis tragoediae auctor haberi possit** [2])? Im J. 1790 erlangte er den philosophischen Doctorgrad. Er schrieb bei dieser Gelegenheit sein **Mythologiae specimen** [3]). Noch im J. 1790 folgte er einem Rufe als Prediger der protestantischen Gemeinde nach Prag, wo er am fünften Sonntage nach Trinitatis seine Antrittspredigt und im nächsten Jahre auch eine Dankpredigt hielt, zu welcher ihn die Krönung Leopold's II. veranlaßte [4]). Auch den Tod des Kaisers

*) G. A. Will, Nürnbergisches Gelehrtenlexikon (Nürnberg 1755. 8.), 2. Bd. u. d. N.

*) Chr. Weidlich, Verzeichniß aller auf der Universität Halle herausgekommenen juristischen Disputationen. (Halle 1789. 8. Nr. 8.)

1) Carmen in nuptias Joannis Kappii a Consiliis Consistorii. (Baruthi 1785. fol.) 2) Erlangae 1788. 4. 3) Ibid. 1790. 4. 4) Jene erschien zu Prag 1790 im Drucke, diese zu Dresden 1791.

feierte er durch ein Gedächtnißpredigt[5]). Erwähnt zu werden verdient unter seinen Schriften, größtentheils einzelne gedruckte Predigten, eine Sammlung liturgischer Aufsätze[6]). Sein Amt in Prag bekleidete er nur einige Jahre. Er ward Senior der Gemeinden augsburgischer Confession in Böhmen und 1798 zum Superintendenten ernannt. Einen vortheilhaften Ruf nach Eutin, der um diese Zeit (1798) durch den Fürstbischof von Lübeck an ihn erging, glaubte er nicht ablehnen zu dürfen. Dort ward er 1799 Superintendent, Consistorialrath und Hofprediger. Er starb am 8. Febr. 1812, den Ruhm eines gründlichen und vielseitig gebildeten Gelehrten hinterlassend, der mit schätzbaren Kenntnissen in der Theologie und Philosophie auch geistliches Rednertalent vereinigte[7]).

(*Heinrich Döring.*)

GÖTSE (Christian Friedrich), geboren am 3. Sept. 1714 zu Maßrou bei Crossen in der Niederlausitz, studirte Theologie und erwarb sich am Schlusse seiner akademischen Laufbahn den philosophischen Doctorgrad. Er erhielt, nachdem er einige Hauslehrerstellen bekleidet hatte, ein Pfarramt zu Gassen. Dort starb er als Pastor emeritus am 10. Aug. 1792 im 78. Jahre. Außer „Dispositionen der Sonn- und Festtagsevangelien" (Sorau 1755. 3 Thle. 8.) erschien von ihm (ebendas. 1786. 4.) die beachtenswerthe Schrift: „Etwas von dem raren und schätzbaren Buche Chevilla, oder von der Rolle des Buchs der Rathschlüsse Gottes"*).

(*Heinrich Döring.*)

GÖTTEN (Gabriel Wilhelm), geboren am 4. Dec. 1708 zu Magdeburg, der Sohn eines dortigen Predigers, erhielt den ersten Unterricht in der Liebfrauenschule seiner Vaterstadt. Müller, Timann und Hartmann waren dort seine vorzüglichsten Lehrer. Unter der Leitung des Rectors Frick und des Conrectors Selig setzte er die begonnenen Studien in der Schule zu Wolfenbüttel fort. Ueber seine Fähigkeiten wie über seinen Fleiß sollen die Zeugnisse seiner Lehrer sehr günstig gelautet haben. Im J. 1724 bezog er die Universität Halle. Ein Jahr später ging er nach Helmstädt. Dort waren Rambach und Mosheim seine Hauptführer im Gebiete der Theologie, die er zu seinem künftigen Berufe gewählt hatte. Auch als Kanzelredner dienten ihm jene ausgezeichneten Theologen zum Muster. Fleißig besuchte er Treuer's und Gösmann's philosophische Vorlesungen, während Michaelis seine orientalischen Sprachkenntnisse erweiterte. Nach Beendigung seiner akademischen Laufbahn übernahm Götten eine Hauslehrerstelle bei dem zu Benzingerode wohnenden Grafen von Ranzau und späterhin, auf Mosheim's Empfehlung, bei dem Generalsuperintendenten Lamprecht in Uelzen. Um diese Zeit (1732) trat er zum ersten Male als Schriftsteller auf in der Uebersetzung eines von dem Engländer H. Ditton geschriebenen Werkes: „Wahrheit der christlichen Religion, aus der Auferstehung Jesu bewiesen"[1]). Durch die Herausgabe dieses Werkes war er in Hildesheim, wo es gedruckt ward, so vortheilhaft bekannt geworden, daß er auf seiner Reise dorthin nach abgelegter Probepredigt 1732 zum Prediger an der St. Michaelskirche in Hildesheim gewählt ward. Er verheirathete sich um diese Zeit (1733) mit Johanna Katharina Schluens, der Tochter eines Rathsherrn, mit der er in einer sehr glücklichen, wenngleich kinderlosen Ehe lebte. Seinen literarischen Ruf hatte er durch das von ihm herausgegebene „Gelehrte Europa"[2]) immer fester begründet. Im J. 1736 erhielt er ein Pfarramt zu Celle. Von da ward er 1741 als Superintendent nach Lüneburg gerufen. Eine gleiche Stelle bekleidete er seit dem Jahre 1746 zu Hanover, wo er im Aug. 1781 starb. Durch die Stiftung eines Schullehrerseminars erwarb er sich dort ein bleibendes Andenken[3]). Mit vielfachen und gründlichen Kenntnissen vereinigte Götten einen bescheidenen, anspruchslosen Charakter und einen unermüdeten Fleiß. Seine Schriften, außer den bereits genannten, bestehen größtentheils in Predigten, die er theils einzeln, theils in Sammlungen herausgab. Am bekanntesten ward er durch sein bereits erwähntes „Gelehrtes Europa"[4]).

(*Heinrich Döring.*)

GÖTTEN (Heinrich Ludwig), am 2. Febr. 1677 zu Braunschweig, wohin sich sein Vater während des 30jährigen Krieges aus dem Gebiete von Paderborn geflüchtet hatte, geboren, widmete sich, nachdem er den ersten gelehrten Unterricht in der Schule seiner Vaterstadt unter dem Rector Gebhardi erhalten hatte, auf den Universitäten zu Helmstädt, Halle und Leipzig fünf Jahre

5) Prag 1792. gr. 8. 6) Ebendas. 1797. 8. 7) Vergl. Fikenscher's Beitrag zur Gelehrtengeschichte Baireuths. S. 401 fg. Dessen Gel. Fürstenthum Baireuth. 8. Bd. H. Döring, Die gelehrten Theologen Deutschlands. 1. Bd. S. 505 fg. Kieler Gel. Zeitung. 1799. S. 584 fg. Lübker's Lexikon der Schleswig-Holsteinischen Schriftsteller. Abth. 1. S. 191 fg. Meusel's Gel. Deutschland. 2. Bd. S. 606 fg. 9. Bd. S. 430. 13. Bd. S. 484. 17. Bd. S. 745. 22. Bd. Abth. 2. S. 403.

*) Siehe Lausitzisches Magazin. 1792. S. 286. fg. Meusel's Gel. Deutschland. 2. Bd. S. 606. 22. Bd. Abth. 2. S. 403.

1) Der vollständige Titel lautet: Humphrey Ditton's, weiland Lehrers der Mathematik zu London, Wahrheit der christlichen Religion u. s. w. Aus dem Englischen übersetzt, mit Anmerkungen, Registern und dem Leben des Verfassers, nebst einer Vorrede des Herrn von Mosheim, worin von der Nothwendigkeit der Offenbarung gehandelt wird. (Hildesheim 1732. 8. Zweite Auflage. Ebendas. 1734. gr. 8.) Noch im J. 1764 ward dies Werk zu Braunschweig neu aufgelegt. 2) Es erschien nach einer vorausgeschickten Ankündigung (Hildesheim 1734. 8.) unter dem Titel: Das jetztlebende Europa, oder Nachrichten von den vornehmsten Lebensumständen und Schriften jetztlebender europäischer Gelehrten u. s. w. (Braunschweig 1735—1736. 2 Thle. 8. Neue Auflage. Ebendas. 1736—1737. 8. Dritten Theils erstes Stück. Celle 1737. 8.) Die drei übrigen Stücke dieses Theiles gab E. L. Rathlef anonym heraus. Fortgesetzt ward später von ihm dies Werk unter seinem Namen und unter dem Titel: „Geschichte der jetzt lebenden Gelehrten." 3) Vergl. die von J. C. Salfeld herausgegebene Schrift: Böttcher und Götten, die Stifter des Hannöverischen Schullehrer-Gymnasiums. (Hanover 1802. 8.) 4) Siehe Moser's Beitrag zu einem Lexikon jetzt lebender Theologen. S. 230 fg. Baring's Beitrag zur Hannöverischen Kirchen- und Schulhistorie. S. 131 fg. Neues gel. Europa. 7. Bd. S. 619 fg. Lauenstein's Hildesheimische Kirchengeschichte. St. 3. S. 89 fg. H. Döring: Die gelehrten Theologen Deutschlands. 1. Bd. S. 507 fg. Meusel's Lexikon verstorbener deutscher Schriftsteller. 4. Bd. S. 249 fg.

hindurch der Theologie und wurde im J. 1706 Prediger zu Vahldorf, einem Flecken im Magdeburgischen, und kurz darauf zu Neustadt, einer Vorstadt Magdeburgs. Er bekleidete diese Stelle über 30 Jahre und starb am 5. Aug. 1737 auf einer Reise von Magdeburg nach Celle, wo er seinen Sohn, den bekannten Theologen und Literarhistoriker Gabriel Wilhelm Götten (s. d.) besuchen wollte. Als Schriftsteller erwarb er sich hauptsächlich durch seine unter der Chiffre H. P. L. M. erschienene „Nachricht von den Journalen" (Gardelegen 1718—1724. 8. 3 Thle.), einen der ersten Versuche über das Journalwesen, Beifall. Von seinen übrigen Schriften, wozu auch viele Gelegenheitsreden und Leichenpredigten gehören, sind noch zu nennen das unter der Chiffre B. C. N. gerückte „Journal oder Tagebuch eines evangelischen Predigers, darinnen verzeichnet, was Gott durch seinen Geist in ihm gewürket" (Gardelegen 1722. 8.), die anonym gedruckte Abhandlung „Von dem Vorzuge des weiblichen für dem männlichen Geschlecht von Heinr. Corn. Agrippa nebst der Rettung des männlichen Geschlechts" (Stendal 1721. 12.), die „Anleitung, das Leiden und Sterben Christi zu betrachten aus Luther's Schriften" (Magdeb. 1724. 12.) und „Solenne Grundlegung und Einweihung der Kirche St. Ambrosii und historische Beschreibung der Stadt Sudenburg vor Magdeburg." (Magdeb. 1736. 4.) Götten erwarb sich außerdem großes Verdienst durch die Herausgabe guter Schriften anderer Theologen, von welchen hier nur Ahasv. Fritsch, J. Lassen und F. Jul. Lötke als die bekanntesten genannt werden sollen*). (*Ph. H. Külb.*)

GÖTTEN (Jacob), teutscher Lutherischer Theolog, am 26. Juli 1629 zu Lübeck geboren, besuchte die Universitäten zu Rostock, Leipzig, Strasburg, Basel und Kiel und machte nach der Beendigung seiner Studien eine Reise nach Holland und in die Niederlande, wo er mit den Jesuiten vielfach in Berührung kam und sich mit ihnen in Disputationen über religiöse Gegenstände einließ. Sie suchten ihn durch Ueberredung zu bekehren und sperrten ihn, als dies nicht gelang, in ein sorgfältig bewachtes Zimmer, aus welchem er jedoch durch einen glücklichen Zufall entkam, worauf er im J. 1653 nach der Heimath zurückkehrte. Im J. 1658 wurde er Prediger an der Johanniskirche in seiner Vaterstadt und starb daselbst am 1. Febr. 1671 (nicht 1682 wie Andere fälschlich angeben). Seine „Sparstunden kurtzer Betrachtungen, wie man sich in der täglichen Uebung des thätlichen Christenthums gottselig gegen Gott, züchtig gegen sich selbst und gerecht gegen den Nechsten zu verhalten habe" (Lübeck 1663. 12. und 1670. 12. Magdeburg 1670. 12. Zweiter Theil nach dem Tode des Verfassers von Fr. Wörger herausgegeben, Lübeck 1671. 12.) fanden bei seinen Zeitgenossen großen Beifall; auch seine Observationum historico-theologicarum libri II ex Patribus graecis et latinis, conciliis, antiquariis, theologis, historicis, philologis ad condimentum studiorum graviorum (Lubecae 1661. 8.) wurden von seinen gelehrten Fachgenossen geschätzt, ein angekündigtes drittes Buch derselben erschien aber nicht, da der Tod den Verfasser während der Ausarbeitung überraschte*). (*Ph. H. Külb.*)

*) Vergl. Gab. Wilh. Götten, Das jetzt lebende gelehrte Europa. (Braunschw. 1735. 8.) 1. Bd. S. 339 und Joh. Chr. Strodtmann, Das Neue Gelehrte Europa. (Wolfenbüttel 1755. 8.) 7. Bd. S. 620.

*) Chr. Gottl. Jöcher, Gelehrtenlexikon. 2. Bd. S. 1048. Biographie générale. Tom. XXI. p. 56.

GÖTTERBILDER und GÖTTERTEMPEL der Germanen. Tacitus bietet in der Germania c. 9 über unsere Altvordern die schönen, vielbesprochenen Worte dar: „Ceterum *nec cohibere parietibus deos, neque in ullam humani oris speciem adsimulare ex magnitudine coelestium arbitrantur.* Lucos ac nemora consecrant, deorumque nominibus appellant secretum illud quod sola reverentia vident," woraus man vollkommen zu dem Schlusse berechtigt zu sein scheint, daß die Germanen zu der Römer Zeiten weder Göttertempel, noch Götterbilder besessen haben, zumal da Tacitus selbst den Waldcultus derselben vielfach bezeugt und Germania c. 43 ausdrücklich sagt: „apud Naharvalos *antiquae religionis lucus* ostenditur ... numini nomen Alcis, *nulla simulacra*," sowie wiederholt von den in den heiligen Hainen geborgenen Symbolen der Götter redet, indem er c. 7 berichtet: „*effigies et signa* (d. i. effigiata signa) quaedam detractae *lucis* in proelium ferunt," womit Hist. IV, 22 verbunden werden muß: „inde depromptae *silvis lucisque ferarum imagines*, ut cuique genti inire proelium mos est," und sodann c. 9 meldet: „pars Sueborum et Isidi sacrificat ... *signum* ipsum, *in modum liburnae figuratum.*" Allein derselbe Tacitus sagt nun Germania c. 40 bei der Beschreibung des heiligen Haines und des feierlichen Umzugs der Nerthus, der terra mater: der Priester merke es, wenn die Göttin in ihrem Heiligthume gegenwärtig sei (adesse penetrali) und gebe dieselbe, satt des Umgangs mit den Sterblichen, dem Tempel zurück (templo reddat); darnach werde der Wagen, auf dem die Göttin, vom Priester geleitet, ihren Umzug hielt, die Tücher, mit denen er überdeckt war, und — wer es glauben will — die Gottheit selber (numen ipsum) in einem geheimen See abgewaschen. Hier setzt der Umzug auf dem Wagen und das Baden der Gottheit unzweifelhaft ein Bild voraus, wenn man auch den Ausdruck templum auf den heiligen Hain selbst beziehen mag (vergl. §. 11). Hält man aber hierzu aus der bekannten Meldung desselben Schriftstellers vom Zuge des Germanicus gegen die Marsen im J. 14 n. Chr. noch die Worte (Annal. I, 15): „profana simul *et sacra et celeberrimum illis gentibus templum, quod Tanfanae vocabant, solo aequantur,*" wo doch wol unzweifelhaft ein Tempelbau gemeint ist, so kann nicht bestritten werden, daß die Germanen bereits zu jener Zeit sowol Göttertempel als Götterbilder besaßen, wenn auch aus jenen Worten des 9. Capitels der Germania, sowie aus dem gänzlichen Schweigen aller übrigen Schriftsteller darüber, und zwar von den Tempeln bis zum 5., von den Bildern bis zum 4. Jahrh., geschlossen werden muß,

daß beide damals noch höchst selten waren [1]). Mag man nun den Grund hiervon darin suchen, daß unsern Altvordern der majestätische Urwald mit seinen geheimnißvollen Schauern für die Gottheit eine würdigere Wohnung zu sein schien, als die engen Tempelwände, und daß ihnen das einfache Symbol das Wesen und Walten der himmlischen Mächte lebendiger zu bezeichnen deuchte, als ein Bild; oder daß ihr Polytheismus noch nicht zur individuellern, anthropomorphischen Götteranschauung gelangt war, obwol es unbestritten ist, daß dieselben nicht nur ihre Götter, als auf ethischen Ideen aufgebaute und bereits zu bestimmten Persönlichkeiten ausgeprägte Gestalten, sondern auch einen großen Theil ihrer Mythen aus der asiatischen Heimath mitgebracht haben; oder auch, daß die Bau- und Schnitzkunst damals nur rohe, ärmliche Wohnungen und unförmliche Gestalten zu schaffen vermochte, indem damals Germanien in beiden Künsten noch keine Meister besaß. Sicher ist jedoch, daß in der Urzeit, wo man erst anfing, sich in der neuen Heimath anzusiedeln und die Menschen selbst, wie in den Tagen der Wanderung, noch in der offenen Natur und den Wäldern lebten, ja auch wol noch lange nachher, nachdem schon ein fester und geordneter Zustand eingetreten war, auch der Aufenthalt der Götter und jeder Verkehr mit ihnen an keine andere Stätte, als in das Dunkel des Haines, in den Schatten des Baumes, in die Stille der Aue und auf den Gipfel des Berges gelegt ward. Dies beweisen die ältesten Ausdrücke unserer Sprache für Tempel, wie namentlich wih, haruc, paro, welche den Begriff des heiligen Haines, sowie hof und altn. hörgr, welche den des eingefriedigten Raumes auf Wiesen und Auen, letzterer auch insbesondere den des Waldes, nicht verleugnen können. Erst allmälig entstand der Gedanke, gleich den Menschen auch für die sich immer mehr menschlicher gestaltenden Götter bleibende Wohnstätten zu errichten, und aus den eingefriedigten geheiligten Räumen gingen nach dem Vorbilde menschlicher Wohnungen Hof und Tempel hervor. Wenn dieser Wendepunkt eintrat, läßt sich aus Mangel an Nachrichten nicht mehr ermitteln; ohne Zweifel fällt derselbe aber noch in die vortaciteische Zeit, und daher gehören die Tempel zur Zeit der Abfassung der Germania zu den sporadischen Erscheinungen. Daß mit dem Tempelbau die Errichtung von Bildsäulen Hand in Hand ging, wird man sehr erklärlich finden.

I.

Die teutschen Göttertempel.

§. 1.

Die Zeugnisse über die Göttertempel vom 5. Jahrhundert an.

Die Zeugnisse, welche vom 5. Jahrh. an ausdrücklich von Göttertempeln bei teutschen Volksstämmen handeln, sind folgende (s. Grimm, Myth. S. 70—77). Bei den fränkischen, auch wol westgothischen und langobardischen verdient jedoch das Wort J. Grimm's (Myth. S. 74 fg.) erwogen zu werden: „Ich will einräumen, bei einigen Zeugnissen mag bestritten werden, daß teutschheidnische Tempel gemeint sind, es könnten stehen gebliebene römische sein, und dann wäre ein doppelter Fall möglich: das herrschende teutsche Volk hätte in seiner Mitte einzelne Gemeinden römisch-gallischen Cultus fortsetzen lassen, oder der römischen Gebäude sich für die Ausübung seiner eigenen Religion bemächtigt. Da bisher keine gründliche Untersuchung gepflogen worden ist über den Zustand des Glaubens unter den Galliern unmittelbar vor und nach dem Einbruche der Teutschen (ohne Zweifel gab es neben den Bekehrten damals auch noch heidnische Gallier); so ist es schwer, sich für eine dieser Voraussetzungen zu entscheiden, beide können zusammen stattgefunden haben. In dem gezeigten Falle hätten wir immer noch Tempel des teutschen Heidenthums vor uns, wenn auch erst römische Gebäude in sie verwandelt worden wären. Und sicher darf man nicht alle Zeugnisse auf jene Weise verstehen. So gut der Tanfanatempel von Germanen selbst errichtet wurde, läßt es sich von den alamannischen, sächsischen und friesischen Tempeln annehmen, und was im ersten Jahrhundert geschah, wird auch im 2., 3., 4. noch wahrscheinlicher geschehen sein." Ich ordne daher diese Zeugnisse, sowie die über die Götterbilder, zur sicheren Beurtheilung nach den einzelnen Stämmen.

1) Bei den Franken:

a) Eine *Constitutio Childeberti I.*, um das Jahr 554 (bei Pertz III, 1), enthält folgende Vorschrift: „praecipientes, ut quicunque admoniti de agro suo, ubicunque fuerint *simulacra constructa* vel *idola daemoni dedicata* ab hominibus, factum non statim abjecerint vel sacerdotibus haec destruentibus prohibuerint, datis fidejussoribus non aliter discedant, nisi in nostris obtutis praesententur."

b) *Gregorius Turon.* Vitae patr. 6: „eunte rege (Theoderico) in Agrippinam urbem, et ipse (s. Gallus) simul abiit. erat autem ibi *fanum* quoddam diversis ornamentis refertum, in quo barbaris (l. Barbarus) opima *libamina* exhibens usque ad vomitum cibo potuque replebatur. ibi et *simulacra* ut *deum adorans*, membra, secundum quod unumquemque dolor attigisset, sculpebat in ligno. quod ubi s. Gallus audivit, statim illuc cum uno tantum clerico properat, accensoque igne, cum nullus ex stultis Paganis adesset, ad *fanum* applicat et succendit. at illi videntes fumum *delubri* ad coelum usque conscendere, auctorem incendii quaerunt, inventumque evaginatis gladiis prosequuntur; ille vero in fugam versus aulae se regiae condidit. verum postquam rex quae acta fuerant Paganis minantibus recognovit, blandis eos sermonibus lenivit." Dieser Gallus war Bischof von Arvern, der Oheim

1) Ob der Thurm, den die bructerische Veleda bewohnte, wovon Tacitus Hist. IV, 65 Meldung thut, ein Tempel war, wage ich nicht zu behaupten, wenn auch das unten darüber Beigebrachte gewichtvoll erscheint.

Gregor's, und starb 553. Unter dem Könige wird der austrasische Theoderich I. gemeint.

c) Vita s. *Radegundis* (gest. 587), der Gemahlin Chlotar's, von Baudovinia, einer gleichzeitigen Nonne, abgefaßt (Acta Bened. sec. I. p. 327): „dum iter ageret (Radegundis) seculari pompa se comitante, interjecta longinquitate terrae ac spatio, *fanum quod a Francis colebatur* in itinere beatae reginae quantum miliario unum proximum erat. hoc illa audiens jussit famulis *fanum* igne comburi, iniquum judicans deum coeli condemni et diabolica machinamenta venerari. Hoc audientes Franci universa multitudo cum gladiis vel fustibus vel omni fremitu conabantur defendere. sancta vero regina immobilis perseverans et Christum in pectore gestans, equum, quem sedebat, in antea (d. i. ulterius) non movit, antequam et *fanum* perseveretur et ipsa orante inter se populi pacem firmarent." Radegund zog aus Thüringen nach Frankreich, in dieser Richtung muß daher dieses fanum gestanden haben.

d) Audoëni Rotomagensis vita s. *Eligii* (um das Jahr 640) II, 16: „Nullus Christianus ad *fana* vel ad petras vel ad fontes vel ad arbores aut ad cellos vel per trivia luminaria faciat, aut vota reddere praesumat."

e) Vita s. *Amandi* (gest. 674), *Mabillon*. Acta Bened. sec. II. p. 714. 715: „Amandus audivit pagum esse, cui vocabulum Gandavum, cujus loci habitatores iniquitas diaboli eo circumquaque laqueis vehementer irretivit, ut incolae terrae illius, relicto deo, arbores et ligna pro deo colerent, atque *fana* vel *idola* adorarent. — Ubi *fana* destruebantur, statim monasteria aut ecclesias construebat."

f) Vita s. *Lupi Senonensis* (*Duchesne* I, 562. *Bouquet* III, 491): „rex Chlotarius virum Dei Lupum episcopum restrusit in pago quodam Neustriae nuncupante Vinemaco (le Vimeu), traditum duci pagano (d. i. duci terrae), nomine Bosoni Landegisilo. Quem ille direxit in villa quae dicitur Andesagina (Ansenne) super fluvium Auciam (später la Bresle, Briselle), ubi erant *templa fanatica a decurionibus culta*" (a. 614).

g) Im Indiculus superstitionum et paganiarum von der Synode zu Lestines im J. 743 heißt der Tit. IV: De casulis, id est *fanis*.

2) Bei den Alamannen:

a) Walafridi Strabonis vita s. *Galli* (gest. 640) in Actis Benedict. sec. II. p. 219. 220: „venerunt (s. Columbanus et Gallus) infra partes Alemanniae ad fluvium, qui Lindimacus vocatur, juxta quem ad superiora tendentes pervenerunt Turicinum. cumque per littus ambulantes venissent ad caput lacus ipsius, in locum qui Tucconia dicitur, placuit illis loci qualitas ad inhabitandum. porro homines ibidem commanentes crudeles erant et impii, *simulacra colentes, idola sacrificiis venerantes*, observantes auguria et divinationes et multa quae contraria sunt cultui divino superstitiosa sectantes. Sancti igitur homines cum coepissent inter illos habitare docebant eos adorare patrem et filium et spiritum sanctum et custodire fidei veritatem. Beatus quoque Gallus sancti viri discipulus zelo pietatis armatis *fana*, in quibus *daemonibus sacrificabant*, igni succendit et quaecunque invenit oblata demersit in lacum." Weiterhin heißt es ausdrücklich: „cumque ejusdem *templi* solemnitas ageretur" (s. unten bei den Zeugnissen über die Götterbilder).

b) Die bis ins 11. Jahrh. hinaufreichenden Excerpta ex gallica historia, welche von der im Heidenthume zu Augsburg verehrten Göttin Zisa Meldung thun, sagen: „cujus *templum* quoque ex lignis barbarico ritu constrictum, postquam eo colonia romana deducta est, inviolatum permansit." Grimm, Myth. S. 269.

3) Bei den Westgothen (?):

Vita s. *Eugendi*, abbatis jurensis (gest. um 510), auctore monacho condatesconsi ipsius discipulo (Act. sanct. Bolland. I. jan. p. 50 und *Mabillon*. Act. Bened. sec. I. p. 570): „sanctus igitur famulus Christi Eugendus sicut beatorum patrum Romani et Lupicini in religione discipulus, ita etiam natalibus ac provincia exsistit indigena atque concivis. ortus nempe est haud longe a vico, cui *vetusta paganitas ob celebritatem clausuramque fortissimam superstitiosissimi templi* gallica lingua *isarnodori*, id est *ferrei ostii* indidit nomen: quo nunc quoque in loco, *delubris* ex parte jam dirutis, sacratissime micant coelestis regni culmina dicata Christicolis; atque inibi pater sanctissimi prolis judicio pontificali plebisque testimonio exstitit in presbyterii dignitate sacerdos." Grimm bemerkt hierzu: „Wenn Eugendus ungefähr in der Mitte des 5. Jahrh. geboren, sein Vater schon Priester der christlichen Kirche war, die an der Stelle des Heidentempels errichtet wurde, so mag dort das Heidenthum höchstens nur noch in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts fortgedauert haben, in dessen Beginn die Westgothen über Italien nach Gallien vordrangen. *Gallica* lingua scheint hier teutsche, von den einwandernden Völkern im Gegensatze zur romana geredete, jene Benennung ist fast gothisch (eisarnadaúri), sie könnte noch näher burgundisch sein (isarnodori). Westgothen, Burgunder, vielleicht gar so weit eingeschrittene Alamannen hätten in Clausen und Engen des Juragebirges den Tempel angelegt? Der Name schickt sich zur Festigkeit der Lage und des Baues, den die Christen zum Theil beibehielten." Panzer, Beitrag zur deutschen Mythologie I, 300, macht darauf aufmerksam, daß man die Höhlen des Unterberges, aus welchen die wilden Frauen herauskamen, die eiserne Thür heiße [2]).

[2]) Das burgundische castrum bei Lurovium, wo ehedem ein heidnischer Tempel stand und bei dem sich eine Menge Steinbilder befanden, wie Grimm a. a. O. S. 73 anführt, scheint doch mehr römisch als germanisch zu sein.

4) Bei den Langobarden:

Vita s. *Bertulfi Bobbiensis* (gest. 640) in Act. Benedict. sec. II. p. 164: „ad quandam villae Iriae fluvio (ein Nebenfluß des Po) adjacentem accessit, ubi *fanum* quoddam *arboribus consitum* videns allatum ignem ei admovit, congestis in modum pirae lignis. id vero cernentes *fani* cultores Meroveum apprehensum diuque fustibus caesum et ictibus contusum in fluvium illud demergere conantur."

5) Bei den Angelsachsen und Altsachsen:

a) Nach *Beda*, Hist. eccles. I, 30 schrieb der Papst Gregor der Große an den Abt Mellitus: „cum ergo Deus omnipotens vos ad reverentissimum virum fratrem nostrum Augustinum episcopum perduxerit, dicite ei, quid diu mecum de causa Anglorum cogitans tractavi, videlicet, quia *fana idolorum* destrui in eadem gente minime debeant; sed ipsa, quae in eis sunt, *idola* destruantur, aqua benedicta fiat, in *eisdem fanis* aspergatur, altaria construantur, reliquiae ponantur. Quia, si *fana* eadem bene constructa sunt, necesse est, ut a cultu daemonum in obsequium Dei debeant commutari; et dum gens ipsa eadem *fana* sua non videt destrui, de corde errorem deponat, et Deum verum cognoscens ac adorans ad loca, quae consuevit, familiarius concurrat."

b) Derselbe Beda erzählt Hist. eccles. II, 13, wie Eádwin, König von Nordhumberland, der im Jahre 627 getauft und 633 erschlagen ward, sich erst nach reiflicher Berathung mit verständigen Männern zu der Annahme des Christenthums entschloß, vorzüglich aber durch seinen heidnischen Oberpriester (coifi, cæfi) in dem alten Glauben wankend gemacht wurde [3]): „cumque a praefato pontifice sacrorum suorum quaereret, quis *aras* (vigbed) *et fana* (heargas) *idolorum* (deofelgild) *cum septis* (hegas), *quibus erant circumdata* primus profanare deberet? Respondit: ego. quis enim ea, quae per stultitiam colui, nunc ad exemplum omnium aptius quam ipse per sapientiam mihi a deo vero donatam destruam? ..... Accinctus ergo gladio accepit lanceam in manu et ascendens emissarium regis, pergebat ad *idola*. quod aspiciens vulgus aestimabat eum insanire. nec distulit ille. mox ut appropinquabat ad *fanum*, profanare illud injecta in eo lancea quam tenebat multumque gavisus de agnitione veri dei cultus, jussit sociis destruere ac succendere *fanum cum omnibus septis* (getymbro) suis. ostenditur autem locus ille quondam *idolorum* non longe ab Eboraco ad orientem ultra amnem Dorowentionem et vocatur hodie Godmundinga hâm, ubi pontifex ipse, inspirante deo vero, polluit ac destruxit eas, quas ipse sacraverat, *aras*."

3) Ich füge hier nach Grimm die agſ. Uebersetzung hinzu, welches mir für das Uebrige unmöglich ist, da mir dieselbe nicht zur Hand ist.

c) Ferner derselbe a. a. O. III, 8 von Eorcenberht von Kent: „Hic primus regum Anglorum in toto regno suo *idola* relinqui et destrui ... praecepit." Und Malmsbury (De gestis reg. Angl. I. §. 11) sagt, daß er auch ihre *sacella deorum* zerstörte.

d) Sodann derselbe Beda a. a. O. III, 30 von den Bewohnern von Essex, die beim Ausbruche einer schrecklichen Pest vom Christenthume abfielen und zu ihrem alten Glauben zurückkehrten: „coeperunt *fana*, quae derelicta erant, restaurare, et adorare *simulacra*, quasi per haec possent a mortalitate defendi."

Von den Altsachsen entbehren wir jeder ältern Nachrichten, aber in *Alb. Krantzii* Saxonia (Francof. 1580.) p. 37 finde ich folgende Nachricht über einen angeblich von Karl dem Großen im J. 781 zerstörten Tempel der Venus (Holda) zu Magdeburg, welche zwar römisch gefaßt ist und apokryphisch lautet, der aber ohne Zweifel eine alte Ueberlieferung zu Grunde liegt: „Rex vero in Saxoniam iteravit expeditionem (a. 781) et ad Albim fluvium in castello Megedeborg *phanum* subvertit, quod illi loco nomen dedit. Has ego reliquias crediderim romanae olim religionis, verius superstitionis, quum Drusus Nero, et deinde filius ejus Germanicus sub Augusto Caesare praeessent provinciae. *Simulachrum* tale fuit: *stabat in curru* nuda *foemina*, myrtea caput cincta corona, ardentem faculam in pectore, in *dextera* mundi figuram, in sinistra vero *mala aurea tria* praeferebat. Post eam *tres puellae* (Charitas Graeci, Latini Gratias dixere) nexis manibus nudae, *singula poma gestabant*, aversis invicem vultibus dona porrigentes. *Jugales quadrigae erant gemini cygni*, totidemque columbae. *Venerem hac imagine figurabat gentilitas*, quae in omni mundo dominatur. Gratias illa comites habet, quae alternis obsequiis junguntur: hoc vult nexus ille manuum. Vultus avertunt, quia beneficia non inproperant. Sed bono mysterio vana suberat religio: quam Karolus subvertit, instaurans in locum *ecclesiam S. Stephani*." (Die hervorgehobenen Stellen mögen echte Ueberlieferung bewahrt haben, s. meine Deutsche Heldensage I, 56.)

6) Bei den Friesen:

a) Alcuin's Vita s. *Willibrordi* in Act. Benedict. sec. III. p. 609: „pervenit in confinio Fresonum et Danorum ad quandam insulam, quae a quodam deo suo Fosite ab accolis terrae Fositesland (Helgoland) appellatur, quia in ea ejusdem dei *fana* fuere constructa. qui locus a Paganis tanta veneratione habebatur, ut nil in ea vel animalium ibi pascentium vel aliarum quarumlibet rerum gentilium quisquam tangere audebat, nec etiam a fonte, qui ibi ebulliebat, aquam haurire nisi tacens praesumebat." Und die Epist. Bonifacii CV (ed. *Würdtwein*): „(Willibrord) gentem Fresonum maximam ex parte convertit ad fidem Christi, *fana et delubra* destruxit." Auch der Fortsetzer des Fredegar berichtet c. 109 von friesischen

Götzentempeln, welche Karl Martell 733 zerstörte und verbrannte.

b) Vita s. *Willehadi* (gest. 789) bei Pertz II, 381: „unde contigit, ut quidam discipulorum ejus, divino compuncti ardore, *fana in morem gentilium circumquaque erecta* coepissent evertere et ad nihilum, prout poterant, redigere; quo facto barbari, qui adhuc forte increduli perstiterant, furore nimio succensi, irruerunt super eos repente cum impetu, volentes eos funditus interimere, ibique dei famulum fustibus caesum multis admodum plagis affecere.“ Dies geschah im friesischen pagus Thrianta (Drente) vor dem Jahre 779.

c) Altfridi vita s. *Liutgeri* (bei Pertz II, 408): „Post haec misit Albricus Liutgerum, et cum eo alios servos Dei, ut destruerent *fana deorum*, et varias *culturas idolorum* in gente Fresonum. At illi jussa complentes, attulerunt magnum thesaurum ei, quem in *delubris* invenerant; ex quo Karolus imperator duas partes accepit, tertiam partem ad usus suos Albricum recipere praecepit.“ Derselbe Altfrid berichtet ferner zum Jahre 785 (Pertz II, 410): „pervenientes autem (Liutger und sein Begleiter) ad eandem insulam (Foseteslant), destruxerunt *omnia* ejusdem *Fosetis fana*, quae illic fuere constructa, et pro eis Christi fabricaverunt ecclesias.“

d) *Lex Frisionum*, additio sap. tit. 42: „qui *fanum* effregerit et ibi aliquid de sacris tulerit — immolatur diis, quorum *templa* violavit.“ Das Gesetz galt nur noch für die trans Laubachi wohnenden, länger heidnischen Friesen.

Unmittelbare teutsche Zeugnisse besitzen wir zwar nicht, aber das Vorhandensein heidnischer Tempel bestätigt die Sprache in verschiedenen Ausdrücken, die sie dafür bietet. Als goth. alhs (ναός), ahd. und alts. alah, ags. ealh. Die folgenden deuten zugleich auf Wald, und mögen sowol den heiligen Hain selbst (als das ursprüngliche Heiligthum der Götter), als auch den Tempel bezeichnen, der sich in demselben erhob, wie wir denn später einige Tempel kennen lernen werden, deren Lage in heiligen Hainen ausdrücklich berichtet wird; ihre allgemeine Bedeutung mag also „Waldtempel“ sein. Ahd. und alts. wîh, ags. vîh, veoh, altn. vê (nemus, templum, fanum, idolum, numen); ahd. haruc, ags. hearg (templum, fanum, nemus), altn. hörgr aber ursprünglich Steinaltar im Walde, sowie die ihn schützende und geheiligte Umfriedigung von Steinen, sei diese nun durch Menschenhand oder durch die Natur gebildet, dann insbesondere Tempel der Göttinnen; ahd. paro, ags. bearo (lucus, arbor, ara = templum), synonym mit haruc, altn. barr (arbor), barri (nemus). Für gebaute Tempel dienen nur: ahd., ags., alts. hof (aula, atrium), aber mit Recht bemerkt wol J. Grimm, Geschichte der deutschen Sprache S. 116 fg.: „ein gehegter Raum auf Wiesen und Auen, welchen man unter hof verstand, ungefähr mit dem Begriffe der lat. aula, scheint in unserer Sprache der älteste Name für einen solchen göttlichen Aufenthalt, und auch dabei hängt die Vorstellung eines Gartens und seiner Baumgänge noch mit dem tiefeingeprägten Waldleben zusammen;“ damit berührt sich auch das altn. hörgr, wie denn auch in Völuspâ 7; Fornald. sög. 1, 283; 2, 41; Fornm. sög. 2, 287. 288 beide verbunden erscheinen. Ferner ahd. halla, ags. heal, altn. höll (Halle, aula); ahd. sal, altn. salr, ags. sele, alts. seli (Saal, aula); ags. reced, alts. rakud (domus, basilica), ahd. pluostarhûs (idolium), ploazhûs (fanum), altn. blôthûs (Opferhaus); ahd. pëtapûr (delubrum), auch ahd. pëtahûs, mhd. bëtehûs (Bethaus), selbst ahd. chirihhâ (Notker chilechon), ags. cyrice (Kirche) und dann altn. goðahûs (Götterhaus).

Bis auf die wenigen unterirdischen Ueberreste, welche Panzer in seinem Beitrage zur deutschen Mythologie I, 20—52 und 298 fg. nachgewiesen hat, sind diese heidnischen Monumente im innern Teutschland, sowie in England fast gänzlich verschwunden. Entweder wurden sie, den ausdrücklichen Nachrichten zufolge, von dem frommen Eifer der Bekehrer dem Boden gleichgemacht, um auf demselben die christliche Kirche zu erbauen, oder ihre Hallen wurden in dieselben umgeschaffen. In beiden Fällen accommodirte man sich dem Heidenthume, welches diese Stätten aus der grauesten Vorzeit her für ein theueres Heiligthum des Stammes oder seiner Geschlechter ansah, und mit der Zähigkeit, welche jeder Naturreligion eigenthümlich ist, an diesem Glauben festhielt. Die alte Heiligkeit der Stätte war mit ihrer Christianisirung nicht vernichtet, sondern war in den meisten Fällen nur auf einen christlichen Heiligen übertragen, der jetzt hier sein Walten offenbarte und mit dem wahren Gotte verehrt wurde, wie einst die heidnische Gottheit; ja eine Reihe von Zeugnissen belehren uns, daß noch lange Zeit hindurch an derselben altheidnische Gebräuche haften blieben, die Anfangs in christlicher Gestalt geduldet wurden, bis sie die erstarkte Kirche durch Verbote allmälig beseitigte. Da aus dem Umstande, daß die Bekehrer die teutschen Heidentempel mit leichter Mühe zerstörten oder niederbrannten, sowie aus den von Panzer nachgewiesenen unterirdischen Ueberresten derselben geschlossen werden kann, daß die Tempel aus Holz ausgeführt waren, so können wir bei der Vergänglichkeit derselben auch ihre Erhaltung bis in unsere Tage nicht erwarten.

Aus den gesammelten Sagen und angestellten Untersuchungen über die Kreuzgruft zu Reichersdorf, die unterirdischen Gänge bei Mergentau, den Rockenstein und Almering in Oberbaiern hat nämlich Panzer a. a. O. (s. auch die von demselben beigegebenen Pläne) mit großer Wahrscheinlichkeit nachgewiesen, daß die in unsern Sagen so häufig begegnenden unterirdischen Gänge die Grabkammern altheidnischer Tempel sind und einer Vorzeit angehören, wo die Auswölbung mit Mauerwerk noch nicht bekannt war. Von dem auf dem Berggipfel stehenden Holzthurme solcher, gleichfalls aus Holz erbauten Tempel stieg man durch senkrechte Schachte in die oft weit sich erstreckenden Gänge und Grabkammern hinab, und eine aus hohen Pfählen bestehende Einfriedigung,

welche auch bei dem oben angeführten angelsächsischen Tempel unweit York, sowie bei nordischen Tempeln, von denen später die Rede sein wird, begegnet, verlieh dem Heiligthume den Charakter einer Burg, woraus die bekannten Namen altheidnischer heiligen Stätten: **Itispuruc, Magadaburg, Etzelburg, Eresburg** (vergl. das altfränkische **Disbargum = Ziesburg = fanum Martis** = das heutige Famars in Hennegau, Grimm, Myth. S. 1203. 1209), sowie die Nachricht des Tacitus (Hist. IV, 65), daß die göttlich verehrte bructerische Wahrsagerin Veleda auf einem Thurme ihre Wohnung hatte, gleich der wahrsagenden Walküre Brynhild (siehe meine Deutsche Heldensage I, 170. 178) und der heidelbergischen Wahrsagerin Jetha, ihre Erklärung empfangen. Dieser Tempelthurm scheint den Teutschen eigenthümlich gewesen zu sein, denn weder die angelsächsischen, noch die nordischen Quellen bieten darüber eine Nachricht dar. Die Tempel erhoben sich jedoch nicht nur auf den Höhen der Berge, sondern auch im Schatten der Haine und auf Wiesen und Auen, und standen namentlich, wie unten gezeigt werden soll, in enger Verbindung mit den Malstätten.

Die innere Einrichtung der teutschen Tempel, welche im Wesentlichen den nordischen ähnlich war, wird am Schlusse von §. 9 aus christlichen Anordnungen und Verboten erschlossen werden.

Neben den Tempeln bestanden jedoch die eingefriedigten freien heiligen Räume in großer, ja ohne Zweifel in noch größerer Zahl fort. Auf dieselben näher einzugehen, ist jedoch hier nicht der Ort, und wir müssen uns begnügen, auf den Artikel Opferstätten hinzuweisen, obschon derselbe den von J. Grimm angebahnten Forschungen nicht entspricht.

§. 2.

Die Zeugnisse über die Götterbilder vom 4. Jahrhundert an.

Die Zeugnisse für die Götterbilder, welche die Göttertempel erwarten lassen, beginnen schon mit Sicherheit in der Mitte des 4. Jahrh. Unbedenklich sind jedoch nur die Ausdrücke simulacra und imagines, bedenklich dagegen ist idolum, wo es nicht ausdrücklich von delubrum, fanum und templum unterschieden wird, da es im Allgemeinen ebenso wol idola colere, idola adorare, idola destruere, als fana adorare, fana destruere heißt (Grimm, Myth. S. 89—108).

1) Bei den Franken:

a) *Gregorius Turon.* meldet, außer dem schon oben aus den Vitae patr. 6 angeführten Zeugnisse über den heidnischen Tempel mit seinen Götterbildern zu Cöln, Histor. Franc. II, 29, die Königin Chrodichildis habe zu ihrem Gemahle, um denselben für die Taufe zu gewinnen, also gesprochen: „nihil sunt *dii, quos colitis*, qui neque sibi neque aliis poterunt subvenire: sunt enim aut ex *lapide*, aut ex *ligno*, aut ex *metallo* aliquo *sculpti*, nomina vero, quae eis indidistis, homines fuere, non dii."

b) Im Indiculus superstitionum etc. heißt der Tit. XXVIII de *simulacro*, quod per campos portant, vergl. XXVI de *simulacro* de consparsa farina, und XXVII de *simulacro* de pannis factis.

c) Die erst 839 von Wandelbert verfaßte Vita s. *Goari* (gest. 649), Acta Benedict. sec. II. p. 282, sagt von diesem Heiligen: „coepit gentilibus per circuitum (d. h. Ripuarien) *simulacrorum* cultui deditis et vana *idolorum* superstitione deceptis verbum salutis annuntiare."

2) Bei den Alamannen.

Außer dem schon angeführten Zeugnisse der Walafridi Strabonis vita s. *Galli*, welches nicht nur von einem Tempel bei Tuggen, sondern auch zugleich von Götterbildern redet, gehört hierher noch Folgendes:

Als der heilige Columban von Luxovium scheiden mußte, traf er bei Bregenz am Bodensee die suevischen Einwohner im Begriffe, aus einer mit Bier gefüllten großen Kufe dem Wodan ein Opfer zu bringen (Jonas Bobbiensis vita s. *Columbani* bei *Mabillon*. Ann. Bened. II, 26; vergl. Ratberti casus s. *Galli* bei Pertz II, 61). Zugleich mit dem heiligen Gallus traf er aber im Jahre 612 ebenfalls bei Bregenz, nach der im 8. Jahrh. aufgezeichneten Vita s. *Galli* (bei Pertz II, 7): „*tres ergo imagines aereas et deauratas* superstitiosa *gentilitas* ibi colebat, quibus magis quam creatori mundi vota reddenda credebat." Umständlicher berichtet Walafrid Strabo in der Vita s. *Galli* (Acta Bened. sec. II. p. 233): „Reperunt autem in templo (s. Aureliae) *tres imagines aereas deauratas pariete affixas*, quas populus, dimisso altaris sacri cultu, adorabat, et *oblatis sacrificiis* dicere consuevit: isti sunt *dii veteres* et *antiqui hujus loci tutores*, quorum solatio et nos et nostra perdurant usque in praesens .... cumque ejusdem templi solemnitas ageretur, venit multitudo non minima promiscui sexus et aetatis, non tantum propter festivitatis honorem, verum etiam ad videndos peregrinos, quos cognoverant advenisse .... Jussu venerandi abbatis (Columbani) Gallus coepit viam veritatis ostendere populo .... et in conspectu omnium arripiens *simulacra* et lapidibus *in frusta comminuens projecit in lacum*. his visis nonnulli conversi sunt ad dominum." In den Tempel, der früher christlich war (wie aus Ratperti casus s. *Galli* bei Pertz a. a. O., wo gleichfalls dieser Vorfall, sowie der bei Tuggen berichtet wird, aber beide zusammengeworfen zu sein scheinen, hervorgeht), war wieder heidnischer Cultus der hier schon 300 Jahre ansässigen Alamannen eingedrungen und hatte sich mit dem christlichen vermischt. Den Bildsäulen dreier schützenden Gottheiten in demselben Tempel werden wir auch im Norden als echt heidnisch-teutsch begegnen, und aus dem in derselben Gegend dem Wodan dargebrachten Bieropfer läßt sich schließen, daß wahrscheinlich gerade dessen Bildsäule unter denselben sich befand.

3) Bei den Gothen.

Ueber dieses Volk erhalten wir folgende beiden merkwürdigen Zeugnisse: Commodianus in seinem Carmen

apologeticum (geschrieben zwischen 250—253) sagt von demselben (*Dom Pitra*, Spicilegium Solesmense I, 43, vergl. Prol. p. XVII seq.):

Hi tamen gentiles pascunt Christianos ubique,
Quos magis ut fratres requirunt gaudio pleni,
Nam luxuriosos et *idola vana colentes*
Persequuntur enim et senatum sub jugo mittunt,
Haec mala percipiunt, qui sunt persecuti dilectos,
Mensibus in quinque trucidantur isti sub hoste,

und Gregorius, Bischof von Neucäsarea, schreibt Bibl. patr. max. III, 316 einem Bischofe, der ihn unter Anderem über die Bestrafung des Genusses von Opferfleisch, dessen sich Christen, die von den im Jahre 255 in Kleinasien und in den Pontus eingefallenen Gothen gefangen waren, schuldig gemacht, um Rath gefragt hatte: „maxime quando una de omnibus fama est, barbaros (Gothos), qui in nostras regiones incursiones fecerunt, *idolis non sacrificasse*.“ Bei der Unsicherheit der Ausdrücke idola colere, idola sacrificare ist es nun um so erheblicher, wenn Sozomenus (Hist. eccles. VI, 37) bei der Verfolgung der therwingischen Christen durch ihren König Athanarich (gest. 382) meldet, daß derselbe befohlen habe, die Bildsäule (unter der man nur die eines gothischen Gottes verstehen kann) auf einem Wagen (ξόανον ἐφ᾽ ἁρμαμάξης ἑστὼς) vor den Wohnungen aller des Christenthums Verdächtigen herumzuführen, und wer sich weigere, niederzufallen und zu opfern (προσκυνεῖν καὶ θύειν), dem solle das Haus über dem Kopfe angezündet werden. Die ἁρμάμαξα ist ein verdeckter Wagen, und daher ganz das vehiculum veste contectum, worauf nach Germania c. 40 unsichtbar die Göttin Nerthus vom Priester geleitet ihren Umzug hielt, sowie das vagn, auf dem Freyr und seine junge schöne Priesterin saßen, wenn er zu heiliger Zeit unter dem schwedischen Volke umzieht (jüngere Ólafs saga Tryggvasonar c. 173, Fornmanna sögur II, 74. 75), welche gemeinsame Sitte bezeugt, daß die Gothen dieselbe schon in der nördlichen Heimath geübt und von dort nach dem Süden mitgebracht hatten.

4) Bei den Angelsachsen und Altsachsen.

a) Außer in den angeführten Stellen aus Beda's Hist. eccles. I, 30 und III, 30 wird für die Angelsachsen nur noch ein simulachrum Priapi in der Chronik von Lanercost bezeugt (Kemble, Die Sachsen in England, übersetzt von Brandes I, 295). Dagegen reden von Bildsäulen bei den Altsachsen folgende Zeugnisse:

b) Epist. *Bonifacii* IX. (ed. *Würdtwein*) ermahnt Gregor II. dieselben: „ut nemo ... in quocumque metallo salutem vestram quaeratis, *adorantes idola manu facta*, *aurea*, *argentea*, *aerea*, *lapidea*, *vel de quacunque materia facta*, quae falsidica nomina a paganis antiquitus quasi dii facti sunt, in quibus daemones habitare noscuntur.“

c) Hucbaldi Vita *Lebuini*, geschrieben zwischen 918—976, bei Pertz II, 361. 362: „inservire *idolorum* cultibus ... *numinibus suis* vota solvens ac sacrificia ... *simulacra*, quae deos esse putatis, quosque *venerando colitis*.“

d) Die Hauptstelle ist aber die vielbesprochene in *Witukindi* Hist. sax. I, 12 (Pertz V, 423), wo derselbe, „ut majorum memoria prodit,“ den Sieg der Sachsen über die Thüringer an der Unstrut erzählt: „Mane autem facto ad orientalem portam (der Burg Scheidungen) ponunt aquilam, *aramque victoriae* construentes, secundum errorem paternum, sacra sua propria veneratione venerati sunt, nomine *Martem*, *effigie colupnarum* imitantes *Herculem*, loco Solem quem Graeci appellant *Apollinem*.“ Die Säule schmückte ein kriegerisch dargestellter Wodan oder Zio.

e) Im J. 772 zerstörte Karl der Große die Irminsûl bei der Eresburg. Dieselbe heißt bald fanum, bald lucus, bald idolum. Ein besonderes Bild wird hier nicht erwähnt, wird aber aus der eben angeführten Stelle Witukind's sicher. Zu den corveier Annalen wird bei der Erwähnung der Eresburg zum Jahre 1145 von einer Hand des 12. Jahrh. hinzugefügt, daß man daselbst zwei Idole verehrte, von denen eins auf der Stadtmauer gestanden habe; s. Grimm, Myth. S. 100. 105 fg.

5) Bei den Friesen.

Die oben angeführten Zeugnisse über die Göttertempel redeten von keinen Bildern; auch die Vita *Bonifacii* (Pertz II, 333) drückt sich noch unbestimmt aus, indem dieselbe den neuen Aufschwung des Heidenthums unter dem Könige Rêdbod (um 716) also beschreibt: „*idolorum* quoque cultura exstructis delubrorum fanis lugubriter renovata,“ da hier idolorum = deorum sein könnte; allein bestimmter sagt die Vita *Willehadi* (Pertz II, 380): „insanum esse et vanum a *lapidibus* auxilium petere et a *simulacris mutis et surdis* subsidii sperare solatium. quo audito gens fera et idolatriis nimium dedita stridebant dentibus in eum, dicentes, non debere profanum longius vivere, imo reum esse mortis, qui tam sacrilegia contra *deos suos invictissimos* proferre praesumsisset eloquia.“

Die teutschen Ausdrücke für Götterbilder waren: goth. manleika, ahd. manalîhho, altn. líkneski (simulacrum), das nach menschlicher Gestalt geformte Bild; ferner ahd. avarâ (statua, imago). piladi, pilidi ist allgemein effigies, imago. Außerdem ahd. abcut, abcuti, das aber bald fana, bald idola und statuae bezeichnet und die christliche Auffassung ausdrückt. Die altnordische Sprache unterscheidet das neutr. goð (idolum) von dem masc. guð (deus).

Die Götterbilder hatten gleiches Schicksal wie die Tempel, dennoch sind uns einige erhalten, welche den Bemühungen eifriger Forscher aufzufinden bis jetzt gelungen ist.

J. W. Wolf, Beiträge zur deutschen Mythologie I, 60, wies in den an der Kapelle zu Kuppingen in Würtemberg sich befindlichen Bildwerken den Gott Wodan mit seinem Rosse und seinen beiden Hunden oder Wölfen nach; ferner S. 106 fg. priapische Bilder des Fro zu Antwerpen, Löwen, Brüssel, sowie in Würtemberg am Rathhause zu Rottenburg und an der in der

Nähe gelegenen belsener Kapelle denselben Gott, umgeben von seinem Symbol der Sonne und den Häuptern des ihm geheiligten Stieres; sodann aus den zerstreuten Quadersteinen eines zerstörten Tempels (?) im Götzenhaine zu Emenzheim diesen Gott nebst seiner Schwester Frouwa. Kolossale eiserne Götzenbilder, sowie ein hölzernes des S. Hirmon (Irmin) wies Panzer a. a. O. II, 390—404 nach. Ein ehernes Bildchen des Fro brachte ein Gräberfund zu Kanstadt in Würtemberg zu Tage (Wolf a. a. O. S. 108). Eine ziemliche Anzahl aus Holz geschnitzter oder aus Metall und Leder verfertigter größerer und kleinerer Hausgötzen bespricht Rocholz in den Schweizersagen aus dem Aargau I, 361 — 363[4]). Derselbe Gelehrte rechnet a. a. O. I, 207 fg. auch manche Wahrzeichen der Städte zu den Götzenbildern des teutschen Heidenthums.

§. 3.

Die nordischen Göttertempel und Götterbilder.

Diese dunkeln und vereinzelten Nachrichten und Ueberreste von den teutschen Göttertempeln und Götterbildern empfangen erst Bestätigung, Licht und Zusammenhang durch die nordischen, insbesondere isländischen und norwegischen Quellen, welche uns in größter Reichhaltigkeit und Vollständigkeit erhalten sind.

Schon *Adamus Bremensis*, Gesta Hammaburgensis ecclesiae pontificum IV, 26 (Pertz IX, 379), gedenkt eines Tempels zu Upsala und gewährt eine in vieler Hinsicht merkwürdige Beschreibung desselben: „Nunc de superstitione Sveonum pauca dicemus. *Nobilissima* illa gens *templum* habet, quod Ubsola dicitur, non longe positum a Sictone civitate (Sigtûn). In hoc templo, quod totum ex auro paratum est, *statuas trium deorum* veneratur populus, ita ut potentissimus eorum Thor in medio solium habeat triclinio. Hinc et inde locum possident Wodan et Fricco .... Cujus (Fricconis) etiam simulacrum fingunt cum ingenti priapo. Wodanem vero sculpunt armatum, sicut nostri Martem solent; Thor autem cum sceptro Jovem simulare videtur.“ Hierzu folgende Scholien 134: „Prope illud templum est arbor maxima late ramos extendens, semper viridis in hieme et aestate, cujus illa generis sit, nemo scit. Ibi etiam est fons, ubi sacrificia paganorum solent exerceri et homo vivus immergi. Qui dum non invenitur ratum erit votum populi.“ 135: „Catena aurea templum illud circumdat pendens supra domus fastigia, lateque rutilans advenientibus, eo quod ipsum delubrum in planitie situm montes in circuitu habeat positos ad instar theatri.“ Was derselbe IV, 28 von dem dem Tempel zunächst liegenden heiligen Haine berichtet, wird sogleich angeführt werden.

Nach den nordischen Quellen selbst hatte der Tempel folgende Einrichtung[5]): Das Tempelgebäude bestand aus zwei verschiedenen Abtheilungen, aus einem Langhause (höll, salr) und einem runden, auch wol gewölbten Nebenhause, das dem Chore an den christlichen Kirchen ähnlich war. Das letztere bildete das eigentliche Heiligthum; in ihm standen in einem Halbkreise auf Gestellen (stallr) die Götterbilder, vor demselben, also in der Mitte des Halbkreises, erhob sich der kunstreich gefertigte und mit Eisen getäfelte Altar (stalli), auf demselben brannte das geweihte Feuer (vigđan eld), das nie erlöschen durfte, daneben stand der kupferne Blutkessel (hlautbolli, blôtkoppr, blôtbolli, auch blôttrygill genannt, sofern er aus Thon verfertigt war), in welchem man das Blut der geschlachteten Opferthiere oder Menschen sammelte, und in dem der Blutzweig (hlautteinn), mit welchem man die Gestelle der Götterbilder und den Altar, die Wände des Tempels außen und innen, sowie die Leute und das Gut besprengte, lag; ferner befand sich daselbst der heilige Ring (stallahringr), auf dem alle Eide abgelegt wurden und den der Häuptling bei allen Volksversammlungen tragen sollte. In dem Langhause, welches oft von sehr beträchtlicher Länge war, stand in der Mitte jeder Langwand ein Hochsitz (öndvegi), dessen zwei spitzzulaufende Säulen (öndvegissulur) über das Dach emporragten und gewöhnlich mit einem Thorskopfe geziert waren, in diese Säulen waren Götternägel (reginnaglar) eingeschlagen, deren Bedeutung unbekannt ist; auf den Hochsitzen nahmen der Tempelhäuptling und, wie in dem Privathause, je die vornehmsten, beim Opfermahle anwesenden Männer Platz. Zu beiden Seiten der Hochsitze, also den Seitenwänden entlang, waren gewöhnliche Bänke angebracht. Zwischen diesen beiden Sitzreihen brannten auf dem Boden während des Opferfestes Feuer, über denen die Kessel hingen, in welchen das Opferfleisch gesotten wurde; über diese Feuer pflegte man sich gegenseitig den Vollbecher zu bringen, der, wie alle Opferspeise, von dem Häuptlinge geweiht war. Der ganze Tempel war durch Glasfenster erhellt, mit Tapeten behängt, zuweilen auch mit Schnitzwerk, Gold und Silber und sonstigem Schmucke geziert. In den Seitenwänden, quer dem Nebenhause gegenüber, befanden sich die Thüren, die verschließbar waren und an denen zuweilen ein metallener Ring hing, dessen Bestimmung unbekannt ist. Vor der Thür befand sich der Opferstein (blôtsteinn) und der Opfersumpf (blôtkelda), in welchem letztern die zum Opfertode verurtheilten Menschen, nachdem ihnen am Opfersteine der Rücken zerbrochen war, versenkt wurden. Heilige Bäume, an denen gewisse Theile der geopferten Thiere, auch wol die geopferten Menschen aufgehängt wurden, umgaben den Tempel. Die ganze heilige Stätte schloß eine Einfassung von Holz-

4) Die Erinnerung an solche Götzenfigürchen lebte auch noch bis in dieses Jahrhundert in Hessen fort. Eisensträflinge, die aus dem Schutte des im J. 1811 abgebrannten Residenzschlosses zu Cassel goldene Schachfiguren ausgruben und sie lange verbargen, nannten dieselben „goldene Herrgötterchen.“

5) Vergl. *Keyser*, Nordmændenes Religionsforfatning i Hedendomnen. (Christiania 1847.) K. Maurer, Die Bekehrung des norwegischen Stammes zum Christenthum (München 185[illegible].) II, 188 fg.

pfählen (**skiδgarδr, stafgarδr**), der seinerseits ebenfalls verschlossen werden konnte und innerhalb dessen die heiligen Thiere weideten, ein. Die Tempel erhoben sich in der Regel in der Nähe der Dingstätten (wovon unten), zuweilen auch in heiligen Hainen[6]).

Außer diesem beschriebenen Göttertempel erwähnen die nordischen Quellen noch des Göttinnensaales (**dîsar-**

6) Man vergleiche über den Tempel überhaupt folgende Stellen. Die **Eyrbyggia saga** erzählt **c. 4** (ed. *Thorkelin*) von dem Tempelbau des Thorolf Mostrarskegg, der Vorsteher eines Thorstempels auf der Insel Mostr in der norwegischen Landschaft Sunnhördaland gewesen, Folgendes. Als er wegen König Harald Harfagr's Uebermacht nach Island auszuwandern beschloß, brach er seinen Tempel ab, nahm das meiste Holzwerk und die Erde, die unter dem Altare gewesen war, worauf Thor gesessen hatte, mit, ließ in Island den Ort seiner Niederlassung durch die ins Meer geworfenen Hochsitzsäulen seines Tempels, auf welchen Thor eingeschnitzt war, bestimmen, und begann alsbald, nachdem er gelandet und Besitz genommen und seinen Hof erbaut hatte, den Wiederaufbau seines Gotteshauses. „Da ließ er den Tempel erbauen, und es war das ein großes Haus, es waren Thüren an den Seitenwänden, und zwar nahe an dem einen Ende: innerhalb standen da die Hochsitzsäulen und darin waren Nägel, die hießen Götternägel (**reginnaglar**). Im Innern des Hauses war ein Haus in der Art, wie nun der Chor in den Kirchen ist, und es stand da eine Erhöhung (**stalli**) mitten auf dem Boden und ein Altar (**alltari**), und darauf lag ein Ring (Var. ein Silberring, Goldring) ohne Ende von zwei (Var. neun, zwanzig) Unzen, und auf den sollte man alle Eide schwören; den Ring sollte der Häuptling an seiner Hand haben bei allen Volksversammlungen. Auf der Erhöhung sollte auch der Blutkessel (**hlautbolli**) stehen und darin der Blutzweig (**hlautteinn**), als wäre es ein Sprengwedel, und damit sollte man aus dem Kessel das Blut sprengen, welches **hlaut** genannt wurde; das war solches Blut, wenn Thiere geschlachtet wurden, die man den Göttern opferte. Um die Erhöhung herum waren im Nebenhause den Göttern ihre Plätze angeordnet." Vergl. **Landnâma II, 12** (**Islendînga sögur 1, 76. 77**). — In der **Kialnesînga saga c. 2** (**Islendînga sögur [B] 2, 402. 403**) wird von dem Goden Thorgrim erzählt: „Er war ein eifriger Opferer; er ließ einen großen Tempel erbauen auf seinem Hofe, der war 120 Fuß lang und 60 breit; ... Thor wurde da zumeist verehrt; da war es innen rund gemacht wie eine Haube (d. h. gewölbt); das war Alles mit Tapeten verhängt und mit Fenstern versehen; da stand Thor in der Mitte und beiderhand andere Götter; vorn davor stand ein Altar (**stalli**), mit großer Kunstfertigkeit gemacht und oben mit Eisen getäfelt; darauf sollte ein Feuer sein, das nie erlöschen sollte; das nannte man das geweihte Feuer (**vigδan eld**). Auf diesem Altare sollte ein großer Ring liegen, aus Silber (Var. Gold, Gold und Silber) gemacht; den sollte der Tempelgode an der Hand tragen bei allen Volksversammlungen; auf den sollte man alle Eide schwören wegen aller Klagsachen (**um kennslumâl öll**; Var. **hreinslumâl, skyrslumâl**, d. h. Reinigungssachen). Auf dem Altare sollte auch ein großer Kessel stehen von Kupfer; darein sollte man all das Blut lassen, das von dem Vieh käme, welches dem Thor geschenkt würde, oder von den Menschen; das nannten sie **hlaut** oder **hlautbolli**. Mit dem Blute sollte man die Menschen besprengen und das Gut." Die **Melabôk** (**Islendînga sögur (B) 1, 335. 336**), welche hiermit wesentlich übereinstimmt, erklärt das Gestell, worauf die Götterbilder standen, durch eine hohe Bank (**hâr bekkr**); in der jüngern **Ólafs saga ens helga c. 99** (s. u.) wird dafür **hiallr**, ein Auftritt, Schemel, gesetzt, wie er bei Zauberei üblich war. — Die **Hâkonar saga gôδa c. 16** (**Heimskringla 1, 139. 140**) berichtet: „Sigurd, Jarl zu Hladir, war der größte Opfermann, und ebenso war sein Vater Hakon. Jarl Sigurd hielt alle Opfermahle im Namen des Königs im Thingverbande zu Throndheim ab. Das war alte Sitte, wenn ein Opfer sein sollte, daß alle Bauern dahin kommen sollten, wo ein Tempel war, und dahin ihre Lebensmittel bringen, deren sie bedurften, so lange das Opfer währte. Bei diesem Mahle sollten alle Leute Bier haben: da wurde auch allerhand Kleinvieh (**smali**) geschlachtet und ebenso Rosse; all das Blut aber, das davon kam, nannte man **hlaut**, aber **hlautbollar** (Blutkessel) das, worin das Blut stand, und **hlautteinar** (Blutzweige), die waren so gemacht wie Sprengwedel, damit sollte man alle Gestelle insgesammt bestreichen (**riδδa**, röthen), und ebenso die Wände des Tempels außen und innen und auch das Blut über die Leute sprengen; das Fleisch aber sollte man zur Bewirthung der Leute sieden. Feuer sollten mitten auf dem Boden im Tempel sein und darüber die Kessel, und die Vollbecher sollte man über das Feuer bringen. Der aber, welcher das Mahl hielt und Häuptling war, sollte da die Vollbecher weihen und alle Opferspeise." — In Betreff des mehrfach genannten Opferkessels vergleiche man den etwa 20 Maß fassenden ehernen Kessel, in welchen die Priesterinnen der Cimbern das Blut der Gefangenen, die sie zur Weissagung schlachteten, strömen ließen, und von welchen heiligen Kesseln dieses Volk den heiligsten dem Kaiser Augustus sandte (*Strab*. VII, 7); ferner die biergefüllte suevische **cupa** (s. §. 8, 2 b); den Kessel in der **Hymiskviδa** und die Eigennamen **Âsketill, Thôrketill**, die auf Kessel, die dem Gott und dem Thor geweiht waren, führen. Die **Færeyînga saga c. 23** (S. 102) berichtet von Jarl Hakon und Sigmund: „Und nun gingen sie in den Wald hinein auf einem Wege, und einen kleinen Fußsteig in den Wald, und vor ihnen lag ein Gereute, und dort stand ein Haus und eine Einfassung von Holzpfählen war umher; das Haus war schön und Gold und Silber war in das Schnitzwerk gegossen. Hakon und Sigmund gingen hinein in das Haus und wenige Männer mit ihnen: da waren viele Götzenbilder, viele Glasfenster waren an dem Hause, sodaß nirgends darin Schatten war. Eine Frau (Thorgerdr Hörgabrudr) war in dem Hause, dem Eingange quer gegenüber, und die war prächtig geschmückt. Der Jarl warf sich nieder ihr zu Füßen und lag lange; und darauf stand er auf und sagte zu Sigmund, daß sie ihr ein Opfer bringen wollten und auf den Stuhl (**stôll**) vor ihr Silber legen." Der Ausdruck **stôll** in der Bedeutung: Opfertisch, Altar, begegnet meines Wissens nur hier. Das goth. **stôls**, ahd. **stuol**, bedeutet freilich nur **sella, thronus**, aber lith. ist **stalas mensa** (**diewstalas altare**, Gottestisch), poln. **stol**, böhm. **stůl mensa** (s. Grimm, Geschichte der deutschen Sprache S. 115). — In der ausführlicheren Recension der **Droplaugarsona saga** nach P. E. Müller, Sagabibliothek I, 91 heißt es von Helgi und Grim: „Sie kamen an einen Platz, wo sie einen Zaun (**virki**, eigentlich Wall, Schanze) fanden, höher als Helgi reichen konnte. Die gingen ringsum, er war rund. An dem Zaune war eine Thür mit Fensterladen davor und wohl verschlossen. Helgi sagt zu seinem Bruder, sie wären zu Berst's Opferhaus gekommen ... „„Ich muß hineingehen und sehen, wie die Wohnung beschaffen ist."" Er ging zu der Thür, stieß das Schloß mit dem Schwertknaufe aus und brach die Thür auf, darauf ging er hinein. Er sah, daß der Tempel so hell war, daß nirgends Schatten war; er war ganz mit Tapeten behängt, die Bänke auf beiden Seiten waren mit Besatzung versehen und glimmerten von Gold und Silber. Alle stierten mit den Augen und die Eintretenden boten nicht Willkommen. In dem Hochsitze auf der obersten Bank saßen zusammen Freyr und Thor. Helgi wandte sich hurtig zu ihnen ... darauf ging Helgi quer über den Fußboden, da saßen Frigg und Freyja." — Des Thürringes gedenkt die jüngere **Ólafssaga Tryggvasonar c. 150. 193** (**Fornmanna sög. 2, 302; 3, 128. 129**) und die **Heimskringla c. 65. 66** (**1, 261—265**). — Die **Kialnesînga saga c. 2** (a. a. O. S. 404) erzählt: „Aber die Leute, die sie opferten, sollte man in den Sumpf hineinstürzen, der draußen vor den Thüren war; den nannten sie **blôtkelda** (Opfersumpf);" siehe hierzu das oben aus **Adam. Bremensis** angeführte Scholion 134 und **Eyrbyggia saga c. 10** über den Opferstein. — Derselbe **Adam.** berichtet sodann IV, 27 von dem großen Opferfeste zu Upsala, welches alle neun Jahre daselbst gehalten wurde (Pertz IX, 380): „**Sacrificium itaque tale est. Ex omni animante, quod masculinum est, novem capita offeruntur, quorum sanguine deos placare mos est. Corpora autem suspenduntur in lucum, qui**

salr). Wie es sich aber damit verhält, ist sehr dunkel und bis jetzt noch nicht völlig ausgemacht. In der Friðþiofssaga c. 5 (a. a. O. S. 70) wird derselbe der höchste in dem Hofe zu Sogn genannt, derselbe kann also nicht mit dem dortigen bekannten Tempel Baldr's in Baldrshag, obgleich er nach c. 9 (a. a. O. S. 85. 86) in demselben Haine lag, identisch sein, sondern muß als ein besonderes, wenn auch zum Tempel gehöriges Gebäude betrachtet werden, das aber dieselbe Einrichtung zu haben schien wie jeder andere Tempel; denn das Feuer brennt auf dem Boden zwischen den Bankreihen und die Könige sitzen trinkend auf dem Hochsitze. Derselbe war aber nicht den Göttinnen ausschließlich geweiht; denn in der Friðþiofssaga a. a. O. wird auch, und zwar ausdrücklich, Baldr genannt.

Aus welchem Materiale der Tempelbau aufgeführt wurde, ob aus Holz oder aus Stein, wird nirgends berichtet. Doch wie in Teutschland der Holzbau der wahrscheinlichste war, so scheint dasselbe auch für den Norden aus dem Abbruche und der Herübernahme der Tempel von Norwegen nach Island zu folgen (vergl. auch jüngere Ólafssaga Tryggvasonar c. 227). Die Ueberreste des Upsalatempels sind jedoch von Stein, wenn der Titelvignette des ersten Bandes der stockholmer Ausgabe der Konûnga sögur Glauben beizumessen ist.

Von gleichem Umfange sind die Nachrichten über die *Götterbilder*, welche die nordischen Quellen darbieten.

Außer dem, was oben Meister Adam über die upsalischen Bildsäulen berichtet, ist noch folgende Nachricht desselben auszuheben. Von dem Engländer Wulfred redend, der in Schweden das allzuhaftige Zertrümmern eines Thorbildes mit dem Märtyrertode büßte, sagt derselbe II, 60 (Pertz IX, 327): „Qui dum sua praedicatione multos ad christianam fidem convertisset, *ydolum* gentis nomine *Thor*, stans in concilio paganorum coepit anathematizare; simulque arrepta bipenni simulacrum in frusta concidit;“ und von dem Bischofe Regino IV, 9 (Pertz IX, 371): „ibi (Skaraborg in Schweden) etiam opinatissimum Fricconis simulacrum in frusta concidit.“ Einer goldenen Bildsäule Odin's gedenkt Saxo Grammaticus (ed. *Stephanus*) p. 13: „cujus numen Septentrionis reges propensiore cultu prosequi cupientes effigiem ipsius *aureo* complexi *simulacro*, *statuam* suae dignationis indicem maxima cum religionis simulatione Byzantium transmiserunt, cujus etiam brachiorum lineamenta confertissimo armillarum pondere perstringebant.“ „Diese ganze Stelle,“ bemerkt aber J. Grimm, Myth. 102, „und was weiter folgt, ist nicht nur unhistorisch, sondern auch den echten Mythen entgegen; es erscheint darin blos Saxo's und seiner Zeit Vorstellungsweise von den Göttern, und in sofern damit auch goldene und geschmückte Götterbilder übereinstimmen, läßt sich folgern, daß die Erinnerung an solche Bilder damals fortlebte.“ Ermoldus Nigellus, indem er Herold's (Harald's) Zusammenkunft mit König Karl beschreibt, läßt diesen jenen auffordern (Pertz II, 509. 510): „de Jove fac ollas nigras furvosque lebetes — Neptuno fabricetur aquae gerulus tibi iure urceus.“

Nach den nordischen Sagen finden sich, wie in jenem alamannischen Tempel am Bodensee und in dem zu Upsala nach Meister Adam, meist mehre Götterbilder zusammen aufgestellt, unter denen jedoch meist eine Gottheit, wie aus den ausdrücklichen Zeugnissen hervorgeht, vor allen andern verehrt wurde. Wenn schon die oben angeführten Stellen aus der Eyrbyggia saga und Kialnesînga saga in den Tempel des Thorolf Mostrarskegg und des Goden Thorgrim neben Thor noch andere Götter verehrt werden lassen, so weist die Melabôk (a. a. O. 1, 335. 336), von denselben Tempeln redend, ausdrücklich auf Odin, Freyr und Niördr hin. In dem Opferhause des Bersi erblickten Helgi und Grim nach der jüngern Recension der Droplaugarsona saga Freyr und Thor, Frigg und Freyja. Von dem Tempel zu Baldrshag sagt die Friðþiofssaga c. 1 (a. a. O. S. 63): „Da waren viele Götter, doch wurde von Baldr am meisten gehalten.“ Eines Tempels des Sveinn in Throndheim, in dem eine Reihe von Göttern, vor allen aber Thor verehrt wurde, gedenkt die jüngere Ólafs saga Tryggvasonar c. 200—203 (Fornmanna sög. 2, 154—164); eines andern Tempels ebendaselbst, mit der Bildsäule des Hauptgottes Thor, die Olaf Tryggvason zerschlug, nebst mehren andern Götterbildern, die dessen Leute zertrümmerten, gedenkt dieselbe Saga c. 168; vergl. Heimskringla c. 76 (1, 274), Oddr c. 41. Der Gode Hrafnkell, von dem es heißt, „er liebte keinen andern Abgott mehr als den Freyr,“ besaß einen Tempel, in dem mehre Götter standen, unter denen, wie man aus dem erwähnten Umstande schließen darf, Freyr wol die erste Stelle einnahm (Hrafnkels saga Freysgoða p. 23). In einem norwegischen Tempel, den Jarl Hakon und Gudbrand gemeinsam besaßen, stand Thor mit seinem Karren neben Thorgerdr Hördabrudr und Irpa (ein vergöttertes königliches Geschwisterpaar aus Halogoland) (Nials saga c. 89). Dieselbe Thorgerdr und eine Menge von Göttern standen auch in jenem aus der Færeyînga saga angeführten Tempel des Jarl Hakon. In einem biarmischen Tempel standen Thor's und Odin's, Frigg's und Freyja's Bildsäulen (Sturlaugs saga c. 17). Nach

proximus est templo. Is enim lucus tam sacer est gentilibus, ut singulae arbores ejus, ex morte vel tabo immolatorum divinae credantur. Ibi etiam canes et equi pendent cum hominibus, quorum corpora mixtim suspensa narravit mihi aliquis christianorum 72 vidisse.“ — Des Tempelzauns geschieht auch Friðþiofssaga c. 1 (Fornaldar sögur 2, 63) und Kialnesînga saga c. 4 (a. a. O. S. 409—411) Erwähnung, und man vergleiche damit die angeführte Nachricht Beda's und was oben Panzer darüber sagt. — Die Einrichtung der nordischen Tempel entsprach der der Privathallen, vergl. Gunnlaugs saga ormstûngu Arna-Magnäanische Ausgabe not. 93 u. 104, nebst den beigegebenen Abbildungen der Hallen. — Der in der Nähe des Heiligthums weidenden heiligen Thiere werden wir durch die oben angeführte Stelle der Vita s. *Willibrordi* von dem Heiligthume des Fosite und durch den Zusatz zu der Ólafs saga Tryggvasonar in der skalholter Ausgabe, der der heiligen Rosse des Freyr bei dessen Tempel zu Throndheim gedenkt (s. Grimm, Myth. S. 622), versichert. Die Lage der Tempel im Walde bezeugen die Færeyînga saga a. a. O. und der aus der Fridthiofssage bekannte Tempel in Baldrshag.

der Jômsvíkinga saga c. 12 (Fornmanna sögur 11, 40) befanden sich in einem Tempel zu Gautaland sogar hundert Götterbilder.

Die Götterbilder waren meist aus Holz geschnitzt. Der technische Ausdruck dafür war skurdgoð (Fornmanna sögur 2, 73. 75) [von skera (sculpere), skurd (sculptura)] und trêgoð (Holzgott). Auch Saxo Grammaticus p. 327 nennt ein simulacrum quercu factum. Dieses scheint auch in Teutschland Brauch gewesen zu sein, wie nicht nur aus den erwähnten Holzbildern, sondern auch noch aus einigen Redensarten hervorgeht. So sagt das Landvolk von einem dummen Jungen: es wäre nicht leicht einen Herrgott aus ihm zu schnitzeln, und Luther redet im Sermon, die Kinder zur Schule zu halten, vom wohlgerathenen Kinde als einem feinen Hölzlein, daraus sich der liebe Gott einst einen Herrn schnitzeln werde (Rochholz a. a. O. I, 361). Die nordischen Götterbilder stellten die Gottheit in Lebensgröße oder darüber dar. Dieselben waren geschmückt mit wirklichen Gewändern, Gold, Silber und Kleinoden und ihren Attributen, die nackten Theile waren bemalt. Sie müssen lebensvoll ausgesehen haben, da gläubige Augen Bewegungen der Glieder bemerkten, wie solche die Legenden auch von kirchlichen Gnadenbildern erzählen (s. Grimm, Myth. S. 103); und als einmal ein Norweger, Gunnar Helming, der vor dem Könige Olaf Tryggvason geflohen war, die Stelle des Gottes Freyr einnahm, bemerkte es Niemand außer die Priesterin (jüngere Ólafs saga Tryggvasonar c. 173; Fornmanna sögur 2, 74. 75) [7].

Außer den Tempelgötterbildern gab es auch Hausgötzen, die jedoch, wie das in dem heidnischen Grabe bei Kanstadt gefundene und die, welche Rochholz a. a. O. erwähnt, meist sehr klein gewesen zu sein scheinen, sodaß man sie auch in der Tasche zu tragen pflegte, um sie jeden Augenblick anbeten zu können. Ein aus (Wallroß-) Zahn geschnitztes Bildchen Thor's trug nach der jüngern Ólafs saga Tryggvasonar c. 172 (Fornm. sög. 2, 57—62) der Dichter Hallfred und ein silbernes des Freyr nach der Vatnsdœla saga c. 10 (p. 44) und der Landnâmabôk 3, 2 (Íslendinga sögur 1, 134) Ingimund der Alte im Beutel. Auch die Götterbilder aus Teig oder Thon, die Eiðsivaþings kristinrêttr L. 1, 24 verboten werden, können auch wol nur zum Hausgebrauch bestimmt gewesen sein. Wir sahen ferner schon oben Thor's Bild an der Hochsitzsäule ausgeschnitzt und finden dasselbe auch an dem Vordersteven eines Heerschiffes (jüngere Ólafs saga Tryggvasonar c. 252 [Fornmanna sög. 2, 324]) und sogar auf der Rücklehne eines Stuhles (Fôstbrǣðra saga c. 9). Nicht unwahrscheinlich mag es sein, daß jene mehrfach erwähnten Schnitzwerke, womit die Tempel geschmückt waren, Ereignisse aus der Göttersage darstellten, wie man an dem Getäfel eines Wohnhauses den Leichenbrand Baldr's, die Fahrt Thor's zu Hymir und seinen Kampf mit dem Midgardswurme, sowie den Streit Heimdall's mit Loki, darstellte (s. Finn Magnusson's Abhandlung zur Laxdœla saga S. 386—394), da Panzer a. a. O. II, 308—348 nachgewiesen hat, daß, wie die eddische Hyndla das Ende der Welt verkündet, so, christlich gefaßt, in dem Bildwerke des Portals der Jacobskirche zu Regensburg die auf dem Löwen reitende Jungfrau bei dem Kampfe der Mächte der Finsterniß gegen die Gestirne und den Welterlöser erscheint [8].

7) Man vergleiche außer dem, was Meister Adam über die Bilder Fricco's, Wodan's und Thor's im Tempel zu Upsala berichtet, noch Folgendes: In der jüngern Ólafs saga ens helga (edd. *Munch* und *Unger*) c. 99 (p. 108) wird dem Könige die Bildsäule Thor's zu Hunthorp also beschrieben: „Er sagte, er (ihr Gott) sei nach Thor gebildet: und er hat den Hammer in der Hand und ist hohen Wuchses und hohl inwendig; unter ihm ist eine Vorrichtung als ob es ein Auftritt (hiallr) sei, und darauf steht er, wenn er außen ist. Es fehlt ihm nicht an Gold und Silber an seiner Person, vier Laibe Brods werden ihm täglich gebracht und dazu Schlachtfleisch." Als nun einige Tage darauf der König zum Ding ging, „da sahen sie eine große Menge Bauern zum Ding fahren, und sie trugen in ihrer Mitte ein großes menschliches Bildniß, ganz strahlend von Gold und Silber. Und als das die Bauern sahen, die am Dinge waren, da sprangen sie alle auf und neigten sich vor dem Scheusal (þvî skrîmsli). Dann wurde dasselbe mitten auf die Dingstätte gesetzt" (c. 100). — Im Tempel zu Mä« in Throndheim saß Thor, nach der Ólafs saga Tryggvasonar c. 76 (Heimskringla 1, 274) mit Gold und Silber geschmückt, auf einem Gestelle, wobei man sich der vergoldeten alamannischen Bilder erinnere. [Fälschlich legt Mannhardt, Germanische Mythen-Forschungen S. 230, den goldgeschmückten Stab (refði gullbûit, welches refði er unerklärt läßt, s. u.), den nach der letztern Stelle König Olaf in der Hand hat und mit dem er die Bildsäule des Gottes zerschlägt, dem Gott selbst bei, und bringt damit das sceptrum in Verbindung, welches nach Meister Adam Thor im Upsala-Tempel führte!?] Nach der skalholter Ausgabe derselben Saga II, 24 stand Thor's Bild auf einem prächtigen Wagen mit zwei Böcken davor im Tempel zu Märi (wie Mannhardt a. a. O. S. 231 anführt; mir liegt diese Ausgabe nicht vor). Auch nach der Niala saga c. 89 stand Thor in dem Tempel Jarl Hakon's und Gudbrand's mit seinem Hammer bewaffnet in dem mit Böcken bespannten Karren: auch diese Thiere sollen lebendig geschnitzt und zu größerer Annäherung an die Natur mit Fellen bezogen gewesen sein. — Nach der angeführten Recension der Droplaugarsona saga ergriff Helgi in Bersi's Opferhaus Thor und seinen Nachbar, riß sie von der Bank, zog ihnen alle Kleider ab und verfuhr also mit einem Götzen nach dem andern, bis er sie alle ausgekleidet hatte, und warf die Kleider auf einen Haufen auf dem Fußboden. — Die Færeyînga saga a. a. O. fährt also fort: „Das aber werden wir zum Zeichen haben," sprach Hakon, „ob sie gewähren will, wenn sie (Thorgerdr) den Ring losläßt, den sie an der Hand hat; und der Ring, Sigmund, wird dir Glück bringen. Und nun faßte der Jarl nach dem Ringe, und es däuchte Sigmund, als ob sie die Hand krümmte und dem Jarl den Ring nicht gewähre. Der Jarl warf sich zum zweiten Male vor ihr nieder und Sigmund bemerkte, daß der Jarl weinte; und hierauf stand er auf und zog an dem Ringe, und da war er los, und der Jarl gab Sigmund den Ring u. s. w." Vergl. die jüngere Ólafs saga Tryggvasonar c. 90 (Fornmanna sögur 2, 108). — Sagenhaft scheint der 40 Ellen hohe Holzmann (trêmaðr) zu sein, den nach der Ragnars s. loðbrôk. c. 24 die Lodbrokssöhne an dem Strande von Samsey errichteten und ihm zum Verderben der Feinde opferten.

8) J. Grimm bemerkt Myth. S. 1206: „Neulich sollen in Dänemark und Schweden Abbildungen Odin's gefunden worden sein, die man, wenn etwas seltsame Nachrichten gegründet sind, bekannt zu machen nicht lange säumen wird. Ein Bauer zu Boeslund auf Seeland pflügte zwei goldene, mit Asche gefüllte Urnen aus, oben am Deckel findet sich Odin stehend mit beiden Raben auf den Schultern, den beiden Wölfen zu seinen Füßen in getrie-

§. 4.

Die Heiligkeit der Tempel.

Die Wohnungen der Götter, sowie sie selbst und ihre Besitzthümer und Feste standen unter einer hohen Heiligkeit und einem tiefen Frieden, deren Verletzung und Störung dem Heidenthume für das schwerste Verbrechen galt, welches, wie man glaubte, die Götter selbst ahndeten. Schon Tacitus berichtet Germania c. 39 von dem durch der Väter Weihe und altherkömmliche Scheu geheiligten Haine der Semnonen (silvam auguriis patrum et prisca formidine sacram): „est et alia luco reverentia. nemo nisi vinculo ligatus ingreditur, ut minor et potestatem numinis prae se ferens, si quis forte prolapsus est, attolli et insurgere haud licitum: per humum evolvuntur." An diesen Hain und die erwähnte Ehrfurchtsbezeigung erinnert, wie ich schon in meiner Deutschen Heldensage I, 208 bemerkt habe, der Fiöturlundr der Helgakviða Hundingsbana II, 27, in dem dieser Name Fesselwald aussagt. Und derselbe Tacitus berichtet ferner ebendaselbst c. 40 von den suebischen Völkern, unter denen die Nerthus auf dem von dem Priester geleiteten Wagen ihren Umzug hält: „laeti tunc dies, festa loca, quaecunque adventu hospitioque dignatur, non bella ineunt, non arma sumunt; clausum omne ferrum; pax et quies tunc tantum nota, tunc tantum amata, donec idem sacerdos satiatam conversatione mortalium deam templo reddat." Die Heiligkeit dieser Götterwohnungen bezeugte ferner das Asyl, welches die Kirchen und Klöster dem Verfolgten gewährten, indem dieses von den heiligen Hainen, Altären und Tempeln auf dieselbe überging. Dieses Asyl, welches der Tempel gewährte, hieß ahd. frîdhof, altſ. frîthob, mhd. vrône vrîthof (Nib. 1795, 2) und noch wir nennen zum Beweise der alten Heiligkeit unsere Kirchhöfe wol Friedhöfe [9]). Man vergleiche auch noch den Bericht Alcuin's Vita s. *Willibrordi* c. 10 (Act. Bened. sec. 3; I, 609) über die Heiligthümer (fana) des Fosite auf Helgoland: „qui locus a paganis in tanta veneratione habebatur, ut nil in ea vel animalium ibi pascentium, vel aliarum quarumlibet rerum gentilium quisquam tangere audebat, nec etiam a fonte qui ibi ebulliebat aquam haurire nisi tacens praesumebat, ... sed parvipendens stultam loci illius religionem, vel ferocissimi regis animum, qui violatores sacrorum illius atrocissima morte damnare solebat; tres homines in eo fonte .. baptizavit. Sed et animalia in ea terra pascentia in cibaria suas mactare praecepit. Quod pagani intuentes arbitrabantur, eos vel in furorem verti, vel etiam veloci morte perire; quos cum nil mali cernebant pati, stupore perterriti regi tamen Radboto quod viderant factum retulerunt." Sodann ist noch das zu erwägen, was Meister Adam (s. o.) über den heiligen Hain und Tempel zu Upsala berichtet. Die goldene Kette nämlich, welche nach ihm diesen Tempel umschlang, entspricht den heiligen Bändern (vêbönd), welche man im Norden um die Haselstäbe, womit die Gerichtsstätte und der Kreis des Zweikampfes eingehegt wurden, zog, zumal da auch Gericht und Zweikampf Opfer begleiteten (Grimm, Rechtsalterthümer S. 810). Auch die Seidenfäden, womit in unserem Heldenbuche die Rosengärten umgeben sind und deren Bruch mit der rechten Hand und dem linken Fuße gebüßt wurde, scheinen hierher zu gehören [10]).

Ausführlicher und bestimmter sind aber die nordischen Quellen. Von dem Tempel zu Baldrshag heißt es in der Friðþiofssaga c. 1: „Da war eine Friedensstätte (griðastaðr) und ein großer Tempel; ... da wurde von den Heidenleuten so großer Eifer bewiesen, daß dort kein Schaden zugefügt werden sollte, weder Vieh noch Menschen; da sollten auch Männer mit Weibern keinen Umgang haben." Ferner berichtet die Landnâmabôk 4, 6 (Íslendinga sög. 1, 195) von Thorhaddr dem Alten, der Häuptling und Tempelgode zu Mäeri in Throndheim war: „Er begehrte nach Island und brach vorher den Tempel ab, und nahm mit sich die Tempelerde und die Säulen; und er kam in den Stödvarfiörd, und legte die Heiligkeit von Märi (Mærina-helgi) auf den ganzen Meerbusen, und ließ da Nichts tödten, außer Hausvieh." Von der Stätte, in welcher nach der Eyrbyggia saga a. a. O. Thorolf Mostrarskegg den aus Norwegen herübergebrachten Thorstempel wiederaufbaute, berichtet dieselbe Saga c. 4 (S. 10. 12) ferner: „Thorolf nannte es Thornes zwischen dem Vigrafiörd und Hofsvogr; auf dem Vorgebirge steht ein Berg, an den Berg hatte Thorolf so großen Glauben, daß Niemand ungewaschen dahin schauen sollte, und Nichts sollte man auf dem Berge tödten, weder Vieh noch Menschen, es sei denn, daß es selbst abginge. Den Berg nannte er Helgafell (Heiligenberg), und glaubte, daß er dahin fahren würde, wenn er sterbe, und alle seine Blutsfreunde auf dem Vorgebirge, wo Thor an das Land gekommen war. Auf der Spitze des Vorgebirges ließ er alle Gerichte halten, und setzte da ein Heradsding (Bezirksding) ein; da war auch eine so große Heiligkeitsstätte (helgistaðr, die Landnâma a. a. O. friðhelgi Friedensheiligkeit), daß er den Boden in keiner Weise wollte beschmutzen lassen, keinestheils mit im Zorne vergossenem Blute, auch sollte man da nicht gehen seine Nothdurft zu verrichten, und dazu hatte man eine Klippe, die Dritsker (Kothklippe) hieß." Vergl. Landnâmabôk 2, 12 (a. a. O. I, 77).

bener Arbeit abgebildet (Kunstbl. 1843. Nr. 19. S. 80 b). Beim Dorfe Grumminga auf Oeland wurden ebenfalls Goldmünzen entdeckt, deren eine Odin mit den Raben auf den Schultern darstellt, die Kehrseite hat Runen" (Kunstbl. 1844. Nr. 13. S. 52 a).

9) Eigentlich: Freithof, denn dasselbe stammt vom goth. freidjan, altſ. friðôn (parcere). Grimm, Myth. S. 75 und Rechtsalterthümer S. 886—892.

10) Wenn Simrock, Myth. S. 524, aus den in der Kirche zu Schwarzrheindorf entdeckten Fresken des 11. Jahrh., die einen seilartigen Faden außen um den Tempel gezogen zeigen, auch bei uns jene nordische Sitte für die heidnischen Tempel nachzuweisen sucht, so möchte das wol gewagt sein, da dieses auf den Rechtsbrauch gehen kann, Kirchengüter mit dem Glockenseile zu übergeben (Grimm, Rechtsalterthümer S. 184).

Dem Tempel selbst kam aber nach andern Nachrichten noch ein erhöhteres Maß von Heiligkeit zu als jenem weitern Umkreise. Wie es nach Beda, Hist. eccl. II, 13, den heidnischen Priestern der Angelsachsen nicht erlaubt war, Waffen zu tragen, so erfahren wir aus den nordischen Quellen, daß es überhaupt Niemandem gestattet war, mit Waffen in der Hand einen Tempel zu betreten. Als nach der jüngern Ólafs saga Tryggvasonar c. 167 (Fornmanna sögur 2, 44) Olaf in den Tempel zu Märi geht, vorgebend sich mit dem Gottesdienste bekannt machen zu wollen, da die Bauern seine Theilnahme an demselben forderten, „waren alle, die hineingingen, waffenlos, der König hatte einen goldgeschmückten Stab [11]) in der Hand." In der Vatnsdœla saga c. 17 (S. 74) heißt es ausdrücklich: „Ingimund wandte sich zu ihm und sprach: es ist nicht Sitte, Waffen in den Tempel mitzubringen, und du wirst den Zorn der Götter erfahren, wenn nicht Bußen erlegt werden;" und sodann in der Egils saga Skallagrímssonar c. 49 (S. 259): „Die Leute da innen waren aber alle waffenlos; denn da war Tempelheiligkeit (hofshelgi)." Der Festfriede aber bei dem Umzuge der Nerthus erhält dadurch seine Bestätigung, daß in der Svarfdœla saga c. 7 (Íslendinga sögur 2, 132) der Vikinger Moldi, nachdem er einen Gegner zum Zweikampf gefordert und dieser sich bereit erklärt hat, sofort sich zu schlagen, mit Bezug auf das eben gefeierte Julfest spricht: „nicht will ich die Götterheiligkeit (goðahelgi) verletzen;" und es in der Holmverja saga c. 7 (Íslendinga sögur [B] 2, 15) heißt: „Und an dem Tage, in welchem hofshelgi gehalten wurde zu Oelfusvatn, denn Grimkell war ein gewaltiger Opferer u. s. w.," in welcher Stelle, wie Maurer bemerkt, der Ausdruck nur auf die Zeit, nicht auf den Ort gehen kann. Wer diesen höhern Frieden durch eine Gewaltthat, namentlich Mord, verletzte, der hieß vargr í véum, Wolf im Heiligthume, und wurde durch die That selbst friedlos. Als Fridthiof mit Ingibiörg in Baldrshag sich ergötzen will, mahnt ihn Biörn an des Gottes Zorn; dasselbe thut Ingibiörg selbst und ihre Brüder rächen an ihm die Schmach (Friðþiofssaga c. 5 (a. a. O. S. 70. 71); als aber nach der Egils saga a. a. O. Eyvindr im Tempel einen Todtschlag begangen hatte, war er Wolf im Heiligthume geworden und er mußte sich fortmachen. Ebenso Vali der Starke, ein Gefolgsmann des Königs Harald Harfagr (Landnámabók 2, 6, a. a. O. S. 62) [12]) u. dgl. m. Andererseits aber erlaubte die Heiligkeit des geweihten Ortes auch nicht, daß schuldbeladene Leute an demselben sich aufhielten, wie man aus der Vigaglúms saga c. 19 (Íslendinga sög. 2, 371) ersieht, wo es von Vigfuss heißt: „Er konnte aber nicht daheim sein wegen der Heiligkeit des Ortes: ... darum aber sollten geächtete Leute nicht da sein, weil Freyr es nicht duldete, welcher den Tempel besaß, der da war." Die Verletzung vollends der Tempel selbst oder der in ihnen aufgestellten Götterbilder galt als ein beispielloses, todeswürdiges Verbrechen; man nahm an, daß die Götter selbst solche Unthaten schwer rächen würden und verfolgte sogleich die Uebelthäter. So erzählt die Nials saga c. 89 (S. 131. 132), wie Hrappr den dem Gudbrand und Jarl Hakon gemeinsamen Tempel anzündete, die Götterbilder aber ihres Schmuckes beraubte und herauswarf. Gudbrand meint, als er die Verwüstung sieht: „Große Macht ist unsern Göttern gegeben, daß sie selbst aus dem Feuer gegangen sind," der Jarl aber entgegnet: „Nicht werden die Götter des walten; ein Mann wird den Tempel verbrannt und die Götter herausgetragen haben, und die Götter rächen nicht Alles sogleich; der Mann, der das gethan hat, wird weggejagt werden aus Walhalla, und nie dahin kommen" und läßt zugleich die eifrigste Verfolgung des Uebelthäters eintreten. In der Kialnesinga saga c. 5. 11. 12 (a. a. O. S. 413. 430—432) wird uns erzählt, wie Bui in Island einen Tempel verbrannte. Der Gode Thorgrim bezeichnet diese That als ein beispielloses Verbrechen (ódœmaverk) und sie gilt ihm für schlimmer als die gleichzeitig erfolgte Tödtung seines eigenen Sohnes; Esja, des Bui Pflegemutter, muß selbst zugestehen, daß sie ein todeswürdiges Verbrechen (dauðaverk) sei; König Harald Harfagr bezeichnet dieselbe als eine Schandthat (níðingsverk) und spricht zu dem Thäter: „Darum, Bui, daß du die Schandthat begingst, daß du unsere Götter im Hause verbranntest, die alle Menschen zu ehren ziemt, dafür hätte ich dich tödten lassen, wenn du dich nicht in meine Gewalt begeben hättest."

K. Maurer, Bekehrung des norwegischen Stammes zum Christenthum, dem wir hier größtentheils folgten, bemerkt hierzu II, 207—209: „In diesem Frieden nun, der den Göttern, ihren Wohnungen und Besitzthümern, den ihnen geweihten Festen zukommt, läßt sich kaum ein idealerer Grundzug verkennen. Nicht nur sie selbst und das Ihrige sollen vor jedem unehrerbietigen Angriffe bewahrt sein, sondern ihre Nähe gewährt überdies auch Menschen und Thieren Schutz und Frieden und schließt jede Annäherung von Unreinem oder Sündhaftem aus. Indessen sind selbst solche Anschauungen nicht ohne Gegenbild in irdischen Verhältnissen. Wie der Gott und seine Wohnung, so genießt auch der freie Mann und dessen Haus seines besondern Friedens und im erhöhten Maße kommt ein solcher den Häuptlingen des Volkes, den Königen zumal und dem Königshofe, zu; mannhelgi, Mannsheiligkeit, ist die Bezeichnung der vom Rechte gewährleisteten Unverletzlichkeit der Person, und nur der Verbrecher wird durch seine That óheilagr, unheilig; der Friede des Hausherrn kommt auch allen seinen Untergebenen zu, die darum seine griðmenn, Friedensleute, heißen mögen, und der Königsfriede wird bereits in einem Eddaliede in einer Weise beschrieben, der ihn dem Gottesfrieden an die Seite stellt [13]). Den Göttern kommt

11) reſði ist weder, wie man bisher angenommen hat, ein langes Messer, noch eine Hellebarde, und überhaupt keine Waffe, sondern, wie die entsprechenden angelsächsischen und englischen Wörter zeigen, ein langer Stab, also hier der goldgeschmückte Königsstab. 12) Hier steht für í véum die Var. í hofgriðum.

13) Grottasöngr 6: „Da sollte Niemand dem Andern schaden, nach Verderben streben, noch den Tod bereiten, noch zuhauen mit

also von hier aus betrachtet als potenzirten Menschen nur im höchsten Maße der Friede zu, dessen im geringern Maße auch der Menschenmann sich erfreut, er nimmt aber freilich ihnen gegenüber eine vorzugsweise reine und heilige Gestalt an; ihre Oberherrlichkeit über die gesammte Welt hat dabei zugleich die Folge, daß, wie der Volksfriede schon ziemlich früh als ein Königsfriede gedacht werden kann, so auch aller Friede von Anfang an ein religiöses Element in sich trägt und in gewissem Sinne als ein Friede der Götter und Menschen aufgefaßt werden kann."

§. 5.

Die Verbindung der Tempel mit den Gerichtsstätten.

Bei dem gesammten germanischen Volke sehen wir, soweit unsere Quellen reichen, die Religionsverfassung mit der politischen aufs Innigste verbunden und zu einem untrennbaren Ganzen verschmolzen. Am klarsten und bestimmtesten tritt auch dieses in den reichen isländischen Quellen zu Tage. Anfangs mochte hier wol ein Jeder nach Willkür, oder wie die ausgeworfenen Hochsitzsäulen ihn leiteten, sein Heimwesen gründen und seinen Tempel, dessen heiligste Theile er aus der Heimath mitgebracht, errichten. Sobald aber ein isländischer Gesammtstaat und eine geordnete Bezirksverfassung begründet war, sehen wir dieselbe in Verbindung mit der Tempelverfassung und die politischen Gemeinden mit den Tempelgemeinden zusammenfallen. Der Gesammtstaat zerfiel nämlich in vier Viertel (fiorđûngar), jedes Viertel in drei Dingbezirke (þingsokn), jeder Dingbezirk in drei Bezirksvorsteherschaften (gođord)[14]), mit Ausnahme des vierten Viertels, welches aus localen Gründen in vier Dingbezirke und vier Godorde zerfiel. Ein jedes Godord bildete zugleich eine Tempelgemeinde und wie je eines der drei Godorde in dem gemeinsamen Dingbezirke, je eines der neun Godorde in dem gemeinsamen Landesviertel das oberste und ein bestimmtes Godord das oberste im Gesammtstaate war, so war ein bestimmter Tempel der Haupttempel (höfuđhof) im Dingbezirke, im Landesviertel und im Gesammtstaate[15]). Dasselbe Verhältniß läßt sich zwar für Norwegen und Schweden aus den vorhandenen Nachrichten nur schließen, wird aber durch die ältere Kirchenverfassung beider Länder, welche dieselbe Uebereinstimmung der geistlichen und weltlichen Sprengel zeigt, bestätigt[16]). Auch in Teutschland sehen wir, wie die neuern, freilich noch nicht abgeschlossenen Forschungen gezeigt haben, daß meist eine Hundertschaft in drei Marken und eine Mark in drei Gemeinden sich theilte, sowie daß die kirchlichen und politischen Gemeinden zusammenfielen und daß die Kirche der alten Malstätte die Hauptkirche der Mark und der ganzen Hundertschaft als Sitz eines Erzpriesters war.

Diese Verbindung der Religions- und Staatsverfassung hat ihren Grund darin, daß bei den Germanen die Familie der Keim des Staates war. Wie das Haupt der Familie die weltliche Gewalt und die religiösen Functionen in seiner Hand vereinigte und ausübte, so vereinigte der Häuptling des Staates beide Gewalten. Daher gab es auch bei den Germanen keinen besondern Priesterstand[17]), sondern wie das Haupt der Familie zugleich der Priester derselben war, so war der Häuptling des Staates zugleich dessen oberster Priester, die politischen Gemeinden und Tempelgemeinden fielen daher zusammen und der gemeinsame Tempel war zugleich der Mittelpunkt des religiösen, sowie des socialen und rechtlichen Lebens des Volkes.

So lag es in Island dem gođi (pontifex) oder hofgođi (faniantistes) und Häuptlinge des gođord

---

scharfem Schwerte, wenn er auch gebunden fände des Bruders Mörder." Vergl. übrigens bezüglich der verschiedenen Arten des höhern Friedens die Auseinandersetzungen in Wilda's Strafrecht S. 253—264.

14) Dieser Theilung liegt das sich so vielfach bei den Germanen wiederholende Princip zu Grunde, daß die Monas zur Trias und jede Monas der letztern zu einer neuen Trias sich entfaltet, oder deutlicher also:

```
            |
    |       |       |
  | | |   | | |   | | |
```

So schreitet der Monotheismus zum Tritheismus und dieser zum Dodekatismus fort, wobei die beiden letztern vereint erscheinen, der erstere aber noch dunkel als die höhere Einheit durchbricht. Vergl. meine Auseinandersetzung der deutschen Hundertschaft in dem Correspondenzblatte des Gesammtvereines der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine vom Jahre 1856. S. 20. 21. Näheres soll an einem andern Orte ausgeführt werden. 15) Siehe Landnámabók 4, 7 (a. a. O. S. 200) und Maurer a. a. O. II, 210. Ein solcher Haupttempel war auch der Tanfanatempel für die marsischen Völker, wie der zu Upsala für die schwedischen.

16) Siehe Munch-Claussen, Die nordgermanischen Völker S. 126 fg. Maurer a. a. O. II, 213—217. Für die Insel Gotland wird dieselbe, wie Maurer (S. 215) nachweist, sogar bereits der heidnischen Zeit vindicirt. In der Gotlands L. Hist. 1 heißt es nämlich: „Vor der Zeit und lange nachher glaubten die Leute an Haine und Hügel, Tempel und eingehegte Plätze und an heidnische Götzen; sie opferten ihre Söhne und Töchter und Vieh mit Speise und Trank; das thaten sie nach ihrem Aberglauben. Das gesammte Land hatte ein höchstes Opfer mit Leuten; außerdem hatte jedes Drittel eins für sich. Die kleineren Dinge aber hatten kleinere Opfer mit Vieh, Speise und Trank, welche Sudgenossen (suþnautar) heißen, weil sie alle zusammen sotten." Den Zusammenhang der christlichen Kirchen mit der heidnischen Tempelverfassung in Norwegen weist Maurer insbesondere II, 446 — 448 nach. 17) Das Vorhandensein bestimmter Priester und Priesterinnen neben dem Hofgoden im Norden, sowie in Teutschland neben den Centgrafen, Gaugrafen, Fürsten und Königen, ist nicht zu leugnen. Schon Strabon spricht von weissagenden Priesterinnen der Cimbern, nennt einen chattischen Priester mit Namen, Tacitus redet wiederholt davon, bei den Gothen und Burgunden werden sie bezeugt, Beda kennt einen Oberpriester der Angelsachsen, Eunapius läßt die Therwinge in unzähligen Phylen mit ihren Priestern und Priesterinnen über die Donau setzen, die christlichen Priester, welche in heidnisches Opferwesen zurückfielen, waren ohne Zweifel vorher heidnische Priester, Meister Adam spricht von Priestern der einzelnen Götter und in den nordischen Sagen begegnen vielfach Priester und Priesterinnen mit ihren Namen. Allein dieselben sind nicht als ein besonderer Stand zu betrachten, sondern sind entweder die Aeltesten der Gemeinden (und dieses ist das Wahrscheinlichste), oder besondere Personen, welche sich dem Dienste der Götter aus Beruf oder in Folge eines Gelübdes gewidmet hatten, und zwar aus allen Ständen; in Teutschland bildeten sie aber, wie ich im Correspondenzblatte a. a. O. nachgewiesen, die zehnte Cent des Gaues.

(sacerdotium), sowie dem norwegischen und schwedischen Häuptlinge (hersir, fylkir, jarl, konûngr) ob, sowol des Tempels zu pflegen (at varðveita hofit), den Tempel zu erhalten (at halda upp hofina), dem Tempel und Opfer vorzustehen (at raða fyrir hofi, blôtum), als auch das Ding zu heiligen (at helga þing), die Gerichte zu besetzen und die Verhandlungen zu leiten (at nefna dôma â þingum ok styra sakferli), sowie das Land zu wehren (at veria land) u. dgl. m. Ueberzeugend ist ferner, was Snorri Ynglînga saga c. 2 und 8 (Heimskringla 1, 6. 13) von Asgard und dem Sigtunatempel berichtet: „Der Häuptling der Burg (Asgard) war Odin, dort war eine große Opferstätte. Daselbst war es Sitte, daß zwölf Tempelpriester die obersten waren: sie sollten walten über Opfer und Rechtssprüche unter den Menschen. Sie wurden Götter (díar) oder Herren (drottnar) genannt, und alles Volk sollte ihnen Dienst und Anbetung erweisen." Dieses betrifft nun freilich mythische Gegenstände, allein wenn derselbe, nachdem er c. 5 berichtet hat, daß Odin nach Svithiod gekommen, sich in Sigtuna niedergelassen und dort einen großen Tempel und ein großes Opfer nach Sitte der Asen errichtet habe, weiter sagt: „In ganz Schweden zahlten die Leute dem Odin einen Schatzpfennig für jede Nase; er aber sollte ihr Land vor Unfrieden schützen und ihnen für gutes Jahr (til ârs) opfern" (c. 8), so läßt sich nicht bezweifeln, daß die Sage das, was in Sigtuna geschah, auf den Asgardtempel bezog und daß bei erstern wirklich priesterliche und weltliche Gewalt in der Hand des Königs vereinigt war. Diese Vereinigung bezeugt auch ferner noch die Verbindung der Dingstätte mit den Bezirkstempeln. Als Thorolf Mostrarskegg seinen Tempel errichtet hatte, setzte er zugleich ein Bezirksding ein und zwar innerhalb der heiligen Gemarkung (Eyrbyggia s. c. 4 [s. o. Note 6] vergl. c. 10 [S. 26]). Ebenso wurde zu Kialarnes das Ding ganz in die Nähe des Tempels gesetzt (Kialnesinga s. c. 2 [s. o. Note 6]). Dieselbe Erscheinung wiederholt sich vielfach in Teutschland, z. B. die Malstätte von Maden, das capitolium Chattorum des Tacitus, lag ganz in der Nähe von Gudensberg (Wodansberg), Roidsberg, die Hauptmalstätte im Oberlahngau, am Fuße des Donnersberges und unweit der Etzelburg u. dgl. m. Dazu kommt, daß im Norden der Hofgode bei jeder Dingversammlung den heiligen Tempelring an der Hand tragen muß (s. o. S. 385) und daß darauf alle Eide abgelegt werden müssen, von welchem Ringe Woeste in Wolf's Zeitschrift für deutsche Mythologie I, 396 auch in Teutschland eine Spur nachgewiesen hat. Ferner wurden die Gottesurtheile in Tempeln vorgenommen und eine Reihe von öffentlichen Handlungen waren mit Opfern verknüpft (s. Maurer a. a. O. II, 218 fg.).

§. 6.

Die Dotation und Erhaltung der Tempel.

Der gemeinsame öffentliche Tempel war gleich bei seiner Gründung in entsprechender Weise mit einem gewissen Grundeigenthume dotirt, auf welches sich die Heiligkeit des Tempels miterstreckte und von dessen Ertrage der Häuptling verpflichtet war, den Tempel im gehörigen Stande zu halten, die heiligen Thiere zu verpflegen und das zum Opfer Nothwendige zu beschaffen. So heißt es Landnâmabôk 4, 2 (a. a. O. S. 186): „Eine Wiese (teigr) lag noch ungenommen zwischen dem Tempelgute Thorstein's Thorsi und Hakon's, sie legten sie zu dem Tempel, und sie hieß nun Tempelwiese (hofsteigr);" ferner 5, 2 (S. 217 fg.): „Asbiörn heiligte das von ihm in Besitz genommene Land dem Thor, und nannte es Thorsmörk;" und 5, 3 (S. 221): „Der Gode Jörund baute sich westlich von Fliot an, wo es nun Svertingsstadir heißt; er errichtete da einen großen Tempel. Ein Landstück lag noch ungenommen östlich von Fliot zwischen Krossa und Jöldustein; das Land umfuhr Jörmund mit Feuer und legte es zum Tempel." Sodann heißt es in der Ynglînga saga c. 12: „Freyr erbaute zu Uppsalir einen großen Tempel, und versetzte dahin seine Hauptstadt; er legte dazu alle seine Abgaben (skylldir), Land und fahrende Habe; da begann der Uppsala-auðr (Uppsalareichthum), und das hat sich seitdem erhalten." In der christlichen Zeit bildet dieses alte Uppsala-auðr das Krongut der Schwedenkönige. In Teutschland findet sich dafür keine ausdrückliche bestätigende Kunde, aber wo die Jahrbücher und Urkunden schweigen, da redet oft ein einzelner Name, eine Sage oder ein erhaltener Gebrauch. Es versteht sich nämlich von selbst, daß auf den Tempelgütern auch alle Arten von Hörigen sich fanden und daher sind wir berechtigt, folgende Eigennamen dahin zu deuten und daraus auf dieselben Verhältnisse, wie sie die nordischen Quellen berichten, zu schließen. So ist der Name Electeus, Electêo nach Grimm, Geschichte der deutschen Sprache S. 537, gleich Alahdêo, Höriger des heiligen Tempelbezirkes, ferner Cotadêo, Gotadêo, Kotascalh, Gotascalc, Gotman, Wîhmann Bezeichnung desselben Hörigen, Wîhdiu ein Diener des Heiligthums (wahrscheinlich ein Sklave, welche nach Tacitus Germania c. 40 Tempeldienst verrichteten); Isandêo, Isuwarth, Isuard, Isanman ahd. Eisemann, ein Diener des Iso, der Isa, und Alhmunt, Wîhmunt ein im Schutze des Heiligthums Stehender (s. Mannhardt in Wolf's Zeitschrift für deutsche Mythologie III, 142—147). Ohne Zweifel bezeichnen die Benennungen hillige holt, Heiligenloh, Heiligenforst, sacrum nemus, sacra silva u. s. w., welche Grimm, Myth. S. 65, aufführt, sowie unsere Flurbenennungen „heilige Wiese," „Bonhof" (Bannhof), „heiliger Berg" u. dgl. m. zu dem Tempel gehörige Wälder, Grundstücke und Berge. Da den Göttern, insbesondere den Göttinnen, auch Blumen geopfert und ihre Bildsäulen und Opferthiere damit geschmückt wurden, so leidet es keinen Zweifel, daß der Maiblumenstrauß, welchen Grundstücke einzelner hessischer Ortschaften jährlich zinsen mußten (Grimm, Myth. S. 52 und Lynker, Hessische Sagen S. 259), ursprünglich ein Zins war, der von dem zum heidnischen Tempel gehörenden Grundstücke an diesen geleistet werden mußte. Ebenso unzweifelhaft ist es ferner, daß der je siebente Holzhaufen, den

die niedensteiner Waldungen in Hessen bis auf diesen Tag nach Lynker a. a. O. S. 140 an die Gemeinde Wichdorf abgeben müssen, ursprünglich ein gleicher Zins war, der zum Zweck der Opferfeste an das heidnische Heiligthum zu Wichdorf aus den dazu gehörigen Waldungen geliefert wurde; denn der Name Wichdorf (der urkundlich gegen das Jahr 950 Uuihdorpf lautet, s. Landau, Beschreibung des Hessengaues S. 60) heißt sicher nichts Anderes als Dorf des Heiligthums, Tempels und dasselbe erscheint auch später als die Mutterkirche von Niedenstein. Völlig gesichert scheint diese Auslegung durch das naheliegene Ermetheis, urkundlich im J. 1334 Ermenteus (Landau a. a. O. S. 61), vergl. Grimm, Myth. S. 329.

Zu den Abgaben und Erträgen der Tempelgüter kam noch ein besonderer Tempelzoll (hoftollr), welcher von allen Dingleuten eines Godordes oder eines Herads an den Goden oder Hersir rc. zu demselben Zwecke geleistet wurde. So ist das „Nasengeld," von welchem die im vorigen Paragraphen angeführte Stelle der Ynglinga saga redet, offenbar ein an den Tempelgoden des Sigtunatempels zu leistender Tempelzoll, von dem auch bei andern Orten die isländischen Quellen folgendes Nähere berichten. Die Eyrbyggia saga c. 4 (S. 10) erzählt von dem Tempel des Thorolf Mostrarskegg: „Zu dem Tempel sollten alle Leute Zoll geben, und dem Häuptlinge zu allen Fahrten verpflichtet sein, wie jetzt die Dingleute den Häuptlingen. Aber der Gode sollte den Tempel aus seinen eigenen Mitteln erhalten, sodaß er nicht zerfiel, und die Opfermahle darin halten." Als später Thorolf's Sohn Thorstein Thorskabitr mit Thorgrim Kiallaksson in Streit geräth, und Thordr Gellir denselben beilegen soll, heißt es c. 10 (S. 24): „Da entschied er, daß Thorgrim Kiallaksson den Tempel zur Hälfte aufrecht halten sollte, und den halben Tempelzoll haben, und so auch die Dingleute zur Hälfte." Die Egils saga Skallagrímssonar c. 87 (S. 754): „Oddr war da Häuptling im Borgarfiörd südlich der Hvita; er war hofgoði und regierte einen Tempel, zu dem alle Leute südlich der Skardheide Tempelzoll bezahlten." Von dem Tempel des Goden Thorgrim heißt es Kialnesinga saga c. 2 (a. a. O. S. 402—404): „da sollten alle Leute Tempelzoll dazu bezahlen," und wieder: „und das Vieh, welches dazu (zum Opfer) gegeben wurde, sollte man zur Gastung der Leute anwenden, wenn Opfermahle gehalten wurden." In Bezug auf die Gesetzgebung, durch welche die Bezirksverfassung Islands geordnet wurde, sagt die Landnámabók 4, 7 (a. a. O. S. 200): „Jedermann sollte Zoll zum Tempel geben, wie nun zur Kirche Zehnt." Vergl. noch Thórvalds þáttr víðförla c. 5 (Hungurvaka der Arna-Magnäanischen Ausgabe S. 300) und Kristni saga c. 2.

Nach diesen Zeugnissen wird also der Tempelzoll an den Tempelgoden entrichtet. In der Vápnfirðinga saga S. 10 begegnet aber auch ein Beispiel, wo dem Tempel eine Priesterin vorstand und der Zoll an diese entrichtet wurde. „Ein Weib hieß Steinvör; sie war Tempelpriesterin (hofgyðia) und pflegte des Haupttempels. Dahin mußten alle Bauern Tempelzoll bezahlen."

Wenn Meister Adam IV, 27 (Pertz IX, 380) berichtet: „Solet quoque post novem annos communis omnium Sueoniae provintiarum Sueoniae sollempnitas in Ubsola celebrari. Ad quam videlicet sollempnitatem nulli praestatur immunitas. Reges et populi, omnes et singuli sua dona transmittunt ad Ubsolam, et quod omni poena crudelius est, illi qui jam induerunt christianitatem ab illis se redimunt cerimoniis," so sind diese dona wol gänzlich verschieden von den an den Sigtunatempel zu leistenden Abgaben, indem sich hier die gesammten schwedischen Lande zu einem nur alle neun Jahre sich wiederholenden Gesammtfeste vereinigten; dennoch bezeugen dieselben aufs Neue die Abgaben an den Tempel behufs der Opferfeste, wenn sie auch als dona bezeichnet werden.

Außer diesen pflichtmäßigen Abgaben finden sich noch freiwillige, welche der Einzelne auf besondere Veranlassung den Göttern darbrachte oder darzubringen gelobte. Dahin mag wol vor Allem die im Norden bezeugte Sitte gehören, den Göttern Kinder zu geloben und zu weihen; ob es sich jedoch mit dieser Sitte ebenso verhält, wie in der christlichen Zeit mit den pueris Deo oblatis, welche man, zu Mönchen bestimmt, als ein Gott dargebrachtes Opfer dem Kloster übergab, sodaß also jene Kinder als ausschließlich dem Dienste der Götter und folglich auch ihrem Tempel geweiht zu betrachten wären, oder ob sie dadurch diesen oder jenen Gott als ihren Patron ansehen sollten, läßt sich aus den uns darüber erhaltenen Nachrichten nicht mehr ermitteln. So wurde nach der Hálfs saga c. 1 (Fornaldar sögur 2, 26) König Vikar noch ungeboren von seiner Mutter, einem Gelübde zufolge, dem Odin gegeben, d. h. geweiht. In der Eyrbyggia saga c. 7. p. 16 wird von Rolfr, dem Häuptlinge der Insel Mostr, von dem dieselbe Saga c. 3 (p. 6) berichtet, daß er ein großer Freund Thor's war und darum Thorolfr genannt wurde, erzählt: „Thorolfr und Unnr hatten einen Sohn, welcher Stein hieß; diesen Knaben gab Thorolfr dem Thor, seinem Freunde, und nannte ihn Thorstein;" und als diesem Thorstein später ein Sohn Namens Grimr geboren wird, berichtet sie (c. 11. p. 26) von demselben: „Diesen Knaben schenkte Thorstein dem Thor und sprach, er sollte Tempelhäuptling (hofgoði) werden, und nannte ihn Thorgrim." Eywindr Kinnrifa, der zauberkundigste der Männer, konnte von seinen kinderlosen Aeltern nur unter der Bedingung gezeugt werden, daß er Zeitlebens dem Thor und Odin diene (jüngere Ólafs saga Tryggvasonar c. 204 (Fornmanna sögur 2, 168). Fundinn Noregr c. 2 (Fornaldar sögur 2, 6) berichtet: „Den Brandr sandten sie dem Raumr, seinem Vater; er aber gab ihn den Göttern und er wurde Gud-Brandr genannt" u. dgl. m. — Außerdem schenkte man den Göttern aber auch Thiere. Hrafnkell Freysgobi schenkte dem Freyr, seinem Freunde, alle seine besten Schätze zur Hälfte mit sich selber und dazu seinen Hengst Freyfari zur Hälfte (Hrafnkels saga Freysgoða p. 4 u. 5), Thorkell Hafi

(sacerdotium), sowie dem norwegischen und schwedischen Häuptlinge (hersir, fylkir, jarl, konúngr) ob, sowol des Tempels zu pflegen (at varðveita hofit), den Tempel zu erhalten (at halda upp hofina), dem Tempel und Opfer vorzustehen (at raða fyrir hofi, blôtum), als auch das Ding zu heiligen (at helga þing), die Gerichte zu besetzen und die Verhandlungen zu leiten (at nefna dôma á þingum ok styra sakferli), sowie das Land zu wehren (at veria land) u. dgl. m. Ueberzeugend ist ferner, was Snorri Ynglinga saga c. 2 und 8 (Heimskringla 1, 6. 13) von Asgard und dem Sigtunatempel berichtet: „Der Häuptling der Burg (Asgard) war Odin, dort war eine große Opferstätte. Daselbst war es Sitte, daß zwölf Tempelpriester die obersten waren: sie sollten walten über Opfer und Rechtssprüche unter den Menschen. Sie wurden Götter (díar) oder Herren (drottnar) genannt, und alles Volk sollte ihnen Dienst und Anbetung erweisen." Dieses betrifft nun freilich mythische Gegenstände, allein wenn derselbe, nachdem er c. 5 berichtet hat, daß Odin nach Svithiod gekommen, sich in Sigtuna niedergelassen und dort einen großen Tempel und ein großes Opfer nach Sitte der Asen errichtet habe, weiter sagt: „In ganz Schweden zahlten die Leute dem Odin einen Schatzpfennig für jede Nase; er aber sollte ihr Land vor Unfrieden schützen und ihnen für gutes Jahr (til års) opfern" (c. 8), so läßt sich nicht bezweifeln, daß die Sage das, was in Sigtuna geschah, auf den Asgardtempel bezog und daß bei erstern wirklich priesterliche und weltliche Gewalt in der Hand des Königs vereinigt war. Diese Vereinigung bezeugt auch ferner noch die Verbindung der Dingstätte mit den Bezirkstempeln. Als Thorolf Mostrarskegg seinen Tempel errichtet hatte, setzte er zugleich ein Bezirksding ein und zwar innerhalb der heiligen Gemarkung (Eyrbyggia s. c. 4 [s. o. Note 6] vergl. c. 10 [S. 26]). Ebenso wurde zu Kialarnes das Ding ganz in die Nähe des Tempels gesetzt (Kialnesinga s. c. 2 [s. o. Note 6]). Dieselbe Erscheinung wiederholt sich vielfach in Teutschland, z. B. die Malstätte von Maden, das capitolium Chattorum des Tacitus, lag ganz in der Nähe von Gudensberg (Wodansberg), Roidsberg, die Hauptmalstätte im Oberlahngau, am Fuße des Donnersberges und unweit der Etzelburg u. dgl. m. Dazu kommt, daß im Norden der Hofgode bei jeder Dingversammlung den heiligen Tempelring an der Hand tragen muß (s. o. S. 385) und daß darauf alle Eide abgelegt werden müssen, von welchem Ringe Woeste in Wolf's Zeitschrift für deutsche Mythologie I, 396 auch in Teutschland eine Spur nachgewiesen hat. Ferner wurden die Gottesurtheile in Tempeln vorgenommen und eine Reihe von öffentlichen Handlungen waren mit Opfern verknüpft (s. Maurer a. a. O. II, 218 fg.).

§. 6.

Die Dotation und Erhaltung der Tempel.

Der gemeinsame öffentliche Tempel war gleich bei seiner Gründung in entsprechender Weise mit einem gewissen Grundeigenthume dotirt, auf welches sich die Heiligkeit des Tempels miterstreckte und von dessen Ertrage der Häuptling verpflichtet war, den Tempel im gehörigen Stande zu halten, die heiligen Thiere zu verpflegen und das zum Opfer Nothwendige zu beschaffen. So heißt es Landnâmabôk 4, 2 (a. a. O. S. 186): „Eine Wiese (teigr) lag noch ungenommen zwischen dem Tempelgute Thorstein's Thorst und Hakon's, sie legten sie zu dem Tempel, und sie hieß nun Tempelwiese (hofsteigr);" ferner 5, 2 (S. 217 fg.): „Asbiörn heiligte das von ihm in Besitz genommene Land dem Thor, und nannte es Thorsmörk;" und 5, 3 (S. 221): „Der Gode Jörund baute sich westlich von Fliot an, wo es nun Svertingsstadir heißt; er errichtete da einen großen Tempel. Ein Landstück lag noch ungenommen östlich von Fliot zwischen Krossa und Jöldustein; das Land umfuhr Jörmund mit Feuer und legte es zum Tempel." Sodann heißt es in der Ynglinga saga c. 12: „Freyr erbaute zu Uppsalir einen großen Tempel, und versetzte dahin seine Hauptstadt; er legte dazu alle seine Abgaben (skylldir), Land und fahrende Habe; da begann der Uppsala-auðr (Uppsalareichthum), und das hat sich seitdem erhalten." In der christlichen Zeit bildet dieses alte Uppsala-auðr das Krongut der Schwedenkönige. In Teutschland findet sich dafür keine ausdrückliche bestätigende Kunde, aber wo die Jahrbücher und Urkunden schweigen, da redet oft ein einzelner Name, eine Sage oder ein erhaltener Gebrauch. Es versteht sich nämlich von selbst, daß auf den Tempelgütern auch alle Arten von Hörigen sich fanden und daher sind wir berechtigt, folgende Eigennamen dahin zu deuten und daraus auf dieselben Verhältnisse, wie sie die nordischen Quellen berichten, zu schließen. So ist der Name Electeus, Electëo nach Grimm, Geschichte der deutschen Sprache S. 537, gleich Alahdëo, Höriger des heiligen Tempelbezirkes, ferner Cotadëo, Gotadëo, Kotascalh, Gotascalc, Gotman, Wihmann Bezeichnung desselben Hörigen, Wihdiu ein Diener des Heiligthums (wahrscheinlich ein Sklave, welche nach Tacitus Germania c. 40 Tempeldienst verrichteten); Isandëo, Isuwarth, Isuard, Isanman ahd. Eisemann, ein Diener des Iso, der Isa, und Alhmunt, Wihmunt ein im Schutze des Heiligthums Stehender (s. Mannhardt in Wolf's Zeitschrift für deutsche Mythologie III, 142—147). Ohne Zweifel bezeichnen die Benennungen hillige holt, Heiligenloh, Heiligenforst, sacrum nemus, sacra silva u. s. w., welche Grimm, Myth. S. 65, aufführt, sowie unsere Flurbenennungen „heilige Wiese," „Bonhof" (Bannhof), „heiliger Berg" u. dgl. m. zu dem Tempel gehörige Wälder, Grundstücke und Berge. Da den Göttern, insbesondere den Göttinnen, auch Blumen geopfert und ihre Bildsäulen und Opferthiere damit geschmückt wurden, so leidet es keinen Zweifel, daß der Maiblumenstrauß, welchen Grundstücke einzelner hessischer Ortschaften jährlich zinsen mußten (Grimm, Myth. S. 52 und Lynker, Hessische Sagen S. 259), ursprünglich ein Zins war, der von dem zum heidnischen Tempel gehörenden Grundstücke an diesen geleistet werden mußte. Ebenso unzweifelhaft ist es ferner, daß der je siebente Holzhaufen, den

die niedensteiner Waldungen in Hessen bis auf diesen Tag nach Lynker a. a. O. S. 140 an die Gemeinde Wichdorf abgeben müssen, ursprünglich ein gleicher Zins war, der zum Zweck der Opferfeste an das heidnische Heiligthum zu Wichdorf aus den dazu gehörigen Waldungen geliefert wurde; denn der Name Wichdorf (der urkundlich gegen das Jahr 950 Uuihdorpf lautet, s. Landau, Beschreibung des Hessengaues S. 60) heißt sicher nichts Anderes als Dorf des Heiligthums, Tempels und dasselbe erscheint auch später als die Mutterkirche von Niedenstein. Völlig gesichert scheint diese Auslegung durch das nahegelegene Ermetheis, urkundlich im J. 1334 Ermenteus (Landau a. a. O. S. 61), vergl. Grimm, Myth. S. 329.

Zu den Abgaben und Erträgen der Tempelgüter kam noch ein besonderer Tempelzoll (hoftollr), welcher von allen Dingleuten eines Godordes oder eines Herads an den Goden oder Hersir ɪc. zu demselben Zwecke geleistet wurde. So ist das „Nasengeld," von welchem die im vorigen Paragraphen angeführte Stelle der Ynglinga saga redet, offenbar ein an den Tempelgoden des Sigtunatempels zu leistender Tempelzoll, von dem auch bei andern Orten die isländischen Quellen folgendes Nähere berichten. Die Eyrbyggia saga c. 4 (S. 10) erzählt von dem Tempel des Thorolf Mostrarskegg: „Zu dem Tempel sollten alle Leute Zoll geben, und dem Häuptlinge zu allen Fahrten verpflichtet sein, wie jetzt die Dingleute den Häuptlingen. Aber der Gode sollte den Tempel aus seinen eigenen Mitteln erhalten, sodaß er nicht zerfiel, und die Opfermahle darin halten." Als später Thorolf's Sohn Thorstein Thorskabitr mit Thorgrim Kiallaksson in Streit geräth, und Thordr Gellir denselben beilegen soll, heißt es c. 10 (S. 24): „Da entschied er, daß Thorgrim Kiallaksson den Tempel zur Hälfte aufrecht halten sollte, und den halben Tempelzoll haben, und so auch die Dingleute zur Hälfte." Die Egils saga Skallagrimssonar c. 87 (S. 754): „Oddr war da Häuptling im Borgarfiörd südlich der Hvita; er war hofgoði und regierte einen Tempel, zu dem alle Leute südlich der Skardheide Tempelzoll bezahlten." Von dem Tempel des Goden Thorgrim heißt es Kialnesinga saga c. 2 (a. a. O. S. 402—404): „da sollten alle Leute Tempelzoll dazu bezahlen," und wieder: „und das Vieh, welches dazu (zum Opfer) gegeben wurde, sollte man zur Gastung der Leute anwenden, wenn Opfermahle gehalten wurden." In Bezug auf die Gesetzgebung, durch welche die Bezirksverfassung Islands geordnet wurde, sagt die Landnâmabôk 4, 7 (a. a. O. S. 200): „Jedermann sollte Zoll zum Tempel geben, wie nun zur Kirche Zehnt." Vergl. noch Thòrvalds þáttr viðförla c. 5 (Hungurvaka der Arna-Magnäanischen Ausgabe S. 300) und Kristni saga c. 2.

Nach diesen Zeugnissen wird also der Tempelzoll an den Tempelgoden entrichtet. In der Vâpnfirðinga saga S. 10 begegnet aber auch ein Beispiel, wo dem Tempel eine Priesterin vorstand und der Zoll an diese entrichtet wurde. „Ein Weib hieß Steinvör; sie war Tempelpriesterin (hofgyðia) und pflegte des Haupttempels. Dahin mußten alle Bauern Tempelzoll bezahlen."

Wenn Meister Adam IV, 27 (Pertz IX, 380) berichtet: „Solet quoque post novem annos communis omnium Sueoniae provintiarum Sueoniae sollempnitas in Ubsola celebrari. Ad quam videlicet sollempnitatem nulli praestatur immunitas. Reges et populi, omnes et singuli sua dona transmittunt ad Ubsolam, et quod omni poena crudelius est, illi qui jam induerunt christianitatem ab illis se redimunt cerimoniis," so sind diese dona wol gänzlich verschieden von den an den Sigtunatempel zu leistenden Abgaben, indem sich hier die gesammten schwedischen Lande zu einem nur alle neun Jahre sich wiederholenden Gesammtfeste vereinigten; dennoch bezeugen dieselben aufs Neue die Abgaben an den Tempel behufs der Opferfeste, wenn sie auch als dona bezeichnet werden.

Außer diesen pflichtmäßigen Abgaben finden sich noch freiwillige, welche der Einzelne auf besondere Veranlassung den Göttern darbrachte oder darzubringen gelobte. Dahin mag wol vor Allem die im Norden bezeugte Sitte gehören, den Göttern Kinder zu geloben und zu weihen; ob es sich jedoch mit dieser Sitte ebenso verhält, wie in der christlichen Zeit mit den pueris Deo oblatis, welche man, zu Mönchen bestimmt, als ein Gott dargebrachtes Opfer dem Kloster übergab, sodaß also jene Kinder als ausschließlich dem Dienste der Götter und folglich auch ihrem Tempel geweiht zu betrachten wären, oder ob sie dadurch diesen oder jenen Gott als ihren Patron ansehen sollten, läßt sich aus den uns darüber erhaltenen Nachrichten nicht mehr ermitteln. So wurde nach der Hâlfs saga c. 1 (Fornaldar sögur 2, 26) König Vikar noch ungeboren von seiner Mutter, einem Gelübde zufolge, dem Odin gegeben, d. h. geweiht. In der Eyrbyggia saga c. 7. p. 16 wird von Rolfr, dem Häuptlinge der Insel Mostr, von dem dieselbe Saga c. 3 (p. 6) berichtet, daß er ein großer Freund Thor's war und darum Thorolfr genannt wurde, erzählt: „Thorolfr und Unnr hatten einen Sohn, welcher Stein hieß; diesen Knaben gab Thorolfr dem Thor, seinem Freunde, und nannte ihn Thorstein;" und als diesem Thorstein später ein Sohn Namens Grimr geboren wird, berichtet sie (c. 11. p. 26) von demselben: „Diesen Knaben schenkte Thorstein dem Thor und sprach, er sollte Tempelhäuptling (hofgoði) werden, und nannte ihn Thorgrim." Eywindr Kinnrifa, der zauberkundigste der Männer, konnte von seinen kinderlosen Aeltern nur unter der Bedingung gezeugt werden, daß er Zeitlebens dem Thor und Odin diene (jüngere Ôlafs saga Tryggvasonar c. 204 (Fornmanna sögur 2, 168). Fundinn Noregr c. 2 (Fornaldar sögur 2, 6) berichtet: „Den Brandr sandten sie dem Raumr, seinem Vater; er aber gab ihn den Göttern und er wurde Gud-Brandr genannt" u. dgl. m. — Außerdem schenkte man den Göttern aber auch Thiere. Hrafnkell Freysgodi schenkte dem Freyr, seinem Freunde, alle seine besten Schätze zur Hälfte mit sich selber und dazu seinen Hengst Freyfari zur Hälfte (Hrafnkels saga Freysgoða p. 4 u. 5), Thorkell Hafi

schenkte demselben Gott einen Ochsen (**Vigaglûms saga** c. 9), Thorgil Orrabeinsfostri dem Thor ein Kalb, welches der Gott später, als Thorgil zum Christenthum übergetreten ist, von ihm zurückfordert (**Flôamanna saga** c. 21); ferner Silber, wie Jarl Hakon der Thorgerdr Hördabrudr in der **Færeyinga saga** c. 23 (s. o. Note 6); in der jüngern **Ólafs saga Tryggvasonar** c. 173 ist ebenfalls von Gold und Silber, Kleinoden und schönen Kleidern die Rede; dieselbe **Ólafs saga** c. 154 läßt heidnische Isländer, als sie vor Olaf's Bekehrungseifer aus Norwegen nach Island zu entfliehen suchen, den Göttern Gold und drei Eimer Bier (d. h. ein Trinkgelag zu Ehren der Götter) für guten Wind geloben; endlich berichtet die **Íslendingabôk** c. 2 (**Íslendinga sögur** 1, 6) von Grimr Geitskor: „und ihm gab Jedermann hier zu Lande einen Pfennig dafür (für Islands Durchmusterung); er gab aber darauf dieses Gut zu dem Tempel."

Diese Sitte, den Göttern Gold, Silber, Kleinode und Geld darzubringen, mahnt an den Tempelschatz, welchen Liutger in dem friesischen Tempel (s. o. S. 382) und an den Gold- und Silberschatz, den Karl der Große nach den **Annal. lauriss.** (Pertz I, 150) in der Eresburg fand, sowie an die kleinen silbernen Schiffe, welche man noch heute in holsteinischen Kirchen sieht und die Reisende in Sturmesnöthen bei glücklicher Heimfahrt gelobt hatten; und an die silbernen Pflüge, welche in die Kirchen geliefert, im spätern Mittelalter sogar als Abgaben gefordert wurden (Grimm, Myth. S. 243). Von solchen Weihgeschenken und dem in dem Tempel niedergelegten Ueberschusse der Einkünfte, oder von den Schätzen, welche man in den Kriegszeiten darin barg (vergl. *Caesar*. **De bello gall. VI, 17**), stammen wahrscheinlich unsere so häufig wiederkehrenden Volkssagen von versunkenen Schätzen und vergrabenen goldenen oder silbernen Thieren, mögen nun die Orte, wohin sie die Sage verlegt, einst wirkliche heidnische Tempel oder nur eingehegte Opferstätten gewesen sein.

Wie sich aus den bestimmten Angaben der nordischen Quellen ergibt, gehörte der Haupttempel dem einzelnen Goden ganz ebenso, wie der Privattempel seinem Privatherrn; aber alle an ihn entrichteten Abgaben und Erträge der Tempelgüter, sowie der Tempelzoll und die Weihgeschenke hatten keine andere Bestimmung, als zur Unterhaltung der Tempel und zur Bestreitung der Opfer zu dienen. Dagegen die Bedürfnisse des Opfermahles selbst, soweit dieses nicht in dem Fleische der geopferten Thiere bestand, mußte sich jeder Theilnehmer mitbringen, wie die oben angeführte **Hâkonar saga gôða** c. 16 ausdrücklich als alte Sitte angibt und es als etwas ganz Außerordentliches rühmt, daß Jarl Sigurd einmal alle Theilnehmer bewirthete: „Jarl Sigurd," sagt dieselbe nämlich a. a. O., „war der freigebigste der Männer, er that da das Werk, welches sehr berühmt war, daß er ein großes Opfermahl zu Hladir hielt und allein alle Kosten trug. Dessen gedenkt Kormak, Oegmund's Sohn, im Sigurdsliede (**Sigurðardrâpa**): Niemand braucht Speise, noch Schüssel dahin mit sich zu bringen, noch Gut dem Gebenden zu geben, dem Nachkommen des Thiassi, welchen die Götter betrogen. Wer wird wagen zu beleidigen den Vorsteher der Mauern des Heiligthums; denn der Herr des Sumpffeuers (Goldes) bewirthet: Kleinode erstritt der Fürst."

Neben den öffentlichen Tempeln gab es, wie aus dem Obigen sich ergibt, auch Privattempel, die natürlich von dem Besitzer selbst erhalten werden mußten; wir werden derselben im Norden jedoch nur für Norwegen und Island versichert, wo sie zahlreich vorkommen; in Teutschland fehlt aber jede Spur von ihnen.

II.

Der Cultus.

Die Verehrung, welche man den Gottheiten in dem ihnen geweihten Tempel darbrachte, bestand in Gebeten und Opfern, woran sich dann noch die Opferfeste und Umzüge der Götter anschließen [18]).

§. 7.

Das Gebet.

Das Gebet wird theils für sich allein, theils in Verbindung mit Opfern, Gelübden, Weissagungen oder sonstigen feierlichen Handlungen angewendet. Die Grundbedeutung des gothischen Zeitwortes bidjan, altn. biðja, ahd. bëtôn, pëtôn, mhd. bëten, ist nach J. Grimm's scharfsinniger Vermuthung, die derselbe Grammatik II, 25, Mythologie S. 27 fg. u. 1200 ausgesprochen: zu Boden liegen als ein Flehender, indem man sich vor den Götterbildern vollends niederwarf und liegend zu ihnen betete, welches, wie die bei dem Gebete sonst vorkommenden Geberden des Händefaltens, der gen Himmel ausgestreckten Hände, des Neigens des Leibes, des Knieens und Niederstürzens zu den Füßen der angeflehten Gottheit, des entblößten, geneigten Hauptes, aus der kindlichrohen Vorstellung des Alterthums erwachsen sind, wornach der flehende Mensch dem mächtigen Gott, seinem Sieger, sich als wehrloses Opfer demüthig und ehrfurchtsvoll darbietet und unterwirft. Im Ahd. und Altsächs., sowie noch Nhd. dialektisch hieß es „sich beten," als wäre sich bieten, sich opfern gemeint, wie das mit bidjan zusammenhängende goth. badi, ahd. betti, peti, petti, mhd. bette, Bett (**lectisternium**), zugleich Altar bedeutet, ähnlich dem goth. ligrs (Lager) = Bett, was durch das derselben Wurzel entsprossene agſ. bëado, Niederlage im Kampfe, ahd. patu (nur in Personennamen erhalten), goth badv (?), bestätigt wird. Wenn kein Bildniß da war, an welches das Gebet gerichtet werden konnte, so hielt man die Hände beim Beten vor die Augen, vom Glanze der Gottheit gewissermaßen geblendet (**Nials saga** c. 89. p. 132), oder man wendete den Blick gen Himmel, sie dort aufzusuchen, aber auch

18) Es ist jedoch hier fast unvermeidlich, über das Gebiet des Tempelcultus hinauszugehen, da bei der Unbestimmtheit der Quellen sich keine so engen Grenzen ziehen lassen. Mancher Gebrauch, von dem es sicher ist, daß er nicht zu dem Tempelcultus gehört, wird aber auch aufgenommen, um Licht auf denselben zu werfen.

dies geschah liegend (Þorfinns saga karlsefnis c. 7. p. 142); das precari deos, *coelumque suspicere* bezeugt schon Tacitus Germ. c. 10. Von der Entblößung des Hauptes machten vielleicht die Priester, wenigstens die gothischen, eine Ausnahme, deren Name pileati Jornandes daher erklärt, quia *opertis capitibus tiaris* litabant, während das übrige Volk unbedeckt stand. Die Betenden richteten sich gen Norden, weil das Alterthum die Wohnung der Götter im Norden dachte, während sie selber gen Süden schauten; daher nachher die gen Osten schauenden Christen einen nördlichen Sitz des Teufels annahmen und die Neubekehrten bei seiner Abschwörung mit gerunzelter Stirn und geringer, Haß ausdrückender Geberde sich vorwärts kehren mußten (Grimm, Myth. S. 30. 293; Gesch. der deutschen Sprache S. 981 fg.). Die Betenden pflegten sich auch wol wiederholt zu den Füßen der Gottheit niederzuwerfen und zu weinen, bis sie der Erhörung ihrer Bitte gewiß waren (s. die oben Note 6 aus der Færeyinga saga ausgehobene Stelle). Von je Mehrern ein Gebet ausgesprochen wurde, für desto wirksamer wurde es gehalten (Grimm, Myth. S. 31). Daß dabei bestimmte Formeln üblich waren, die je nach Umständen und Ermessen verschieden waren, ist sehr wahrscheinlich; auch glaubte man, daß es besser sei, gar nicht gebetet, als falsch geopfert, denn stets werde der Gabe Vergeltung (Hâvamâl 146). Einer Sammlung der heidnischen Gebetsformeln entrathen wir noch. Vergl. Maurer a. a. O. II, 203 fg.

§. 8.

Das Opfer.

„Wenn der Mensch im Gebete den Göttern sich selber darbringt, so fügt er im Opfer einen Theil seiner edelsten und besten Habe hinzu, und erkennt einestheils damit an, daß er das Ganze der Gnade der Götter verdankt," anderntheils hält er dieselben nach der anthropomorphistischen Vorstellung dieser Gabe für bedürftig und läßt sie sogar Umzüge unter den Menschen halten, Gastmähler einzunehmen (at fara á veizlur oder at veizlum, jüngere Ólafs saga Tryggvas. c. 173) und bestimmte Speisen zu heischen (s. §. 11). Hatte der Mensch diese Gnade durch erwiesene Wohlthaten erfahren und wollte er sich dieselben ferner erhalten, so war das dargebrachte Opfer ein Dankopfer; hatte er aber ihre Ungnade, ihren Zorn durch ein ihn betroffenes Unheil erfahren und wollte er sich dieselben wiederum gnädig machen, ihren Zorn versöhnen, so war das dargebrachte Opfer ein Sühnopfer. Eine dritte Art von Opfern ist, wodurch der Ausgang eines Unternehmens erforscht und die Hilfe des Gottes, dem es dargebracht wird, herbeigeführt werden soll. Doch war Weissagung auch ohne Opfer thunlich [19]).

Indem man aber glaubte, dem Gott eine Gabe dargebracht zu haben, kam man zu der gröbern und sinnlichern Auffassung, daß man, wie nach menschlicher Weise der Schenker dem Beschenkten sich zu Dank verpflichtet hielt, auch auf die Gegenleistung des Gottes rechtmäßige Ansprüche machen zu können meinte [20]). Um derselben gewiß zu sein, erbittet man sich sogar von dem Gott ein Zeichen darüber, ob er das Opfer annehmen wolle oder nicht [21]), glaubt sich dann aber auch berechtigt, wenn dasselbe angenommen ist, ihm vorzuhalten, was man ihm Gutes erwiesen und was man dafür von ihm zu fordern habe [22]); man markt auch wol mit der Gottheit über den Preis, um welche sie ihre Gnade zu verkaufen sich gefallen läßt [23]). Ja, die Opfer und Gebete treten, nachdem der alte heilige Sinn aus ihnen gewichen, allmälig selbst in die Reihe der Zaubermittel ein, durch die man mit unwiderstehlicher Kraft selbst die hohen Götter dem Willen des Menschen dienstbar zu machen glaubte [24]).

---

19) Siehe Simrock, Mythologie S. 516; Grimm, Mythologie S. 37.

20) Maurer a. a. O. II, 204, sowie über das Folgende ebendas. S. 205.

21) So erzählt z. B. die Vîgaglûms saga c. 9. p. 348, daß Thorkell Hasi, von Vigaglumr um sein Gut zu Thvera gebracht, ehe er abzog, zum Tempel des Freyr ging, dahin einen alten Ochsen führte und zu dem Gott also sprach: „Freyr," sagte er, „der du lange mein volltreuer Freund gewesen bist und viel Geschenke von mir empfangen und sie wohl vergütet hast, dir schenke ich nun diesen Ochsen darum, daß Glumr einst nicht minder wider seinen Willen vom Lande zu Thvera wegziehen möge, als ich jetzt ziehe; und laß mich ein Anzeichen sehen, ob du das annimmst oder nicht." Mit dem Ochsen ging es aber so, daß er brüllte und todt niederfiel, und er schien dem Thorkell wohl geendigt zu haben, und dieser war jetzt leichteren Muthes, da es ihm schien, daß das Gelübde angenommen sei. Und wirklich erfüllte Freyr seine Zusage.

22) Z. B. Jômvîkinga saga c. 44. p. 137: „Da rief er (Jarl Hakon) noch einmal die Thorgerdr eifrig an und deren Schwester Irpa, und er hält ihr und jener das vor, wie viel er darum gethan habe, indem er seinen Sohn geopfert habe um Sieg für sich."

23) Z. B. Ynglînga saga c. 18. p. 21. 22: „Domaldi nahm das Erbe nach seinem Vater Visburr und regierte die Lande. In seinen Tagen entstand in Schweden große Hungersnoth und Elend. Da machten die Schweden große Opfer zu Upsala; den ersten Herbst opferten sie Ochsen und der Jahrgang wurde dadurch nicht besser. Und den andern Herbst begannen sie ein Menschenopfer; aber der Jahrgang war derselbe oder noch schlechter. Und den dritten Herbst kamen die Schweden in großer Anzahl nach Upsala, als da Opfer sein sollten; da hielten die Häuptlinge ihren Rath und sie kamen darüber überein, daß das Misjahr von ihrem Könige Domaldi herkommen werde; und zugleich darüber, daß sie ihn opfern sollten um gutes Jahr für sich, und ihn greifen und ihn tödten, und mit seinem Blute die Altäre bestreichen: und so thaten sie." — Ferner die Jômsvîkinga saga c. 44. p. 134—139 erzählt ausführlich, wie Jarl Hakon, nachdem er die göttlich verehrte Thorgerdr Hörgabrudr vergeblich angerufen, um ihren Zorn zu versöhnen verschiedene Dinge als Opfer anbietet; wie er, da sie diese verschmäht, ihr Menschenopfer verspricht, und endlich, als auch dieses nicht hilft, ihr unter allen Menschen die Wahl läßt, mit alleiniger Ausnahme seiner selbst und seiner Söhne Eirikr und Sveinn: da wählt sie endlich den dritten Bruder Erlingr und dieser wird geopfert u. dgl. m.

24) Zahlreiche Beispiele hiervon bieten die nordischen Quellen. So wird z. B. in der jüngern Ólafs saga Tryggvas. c. 145 von dem Norweger Raudr erzählt: „daß er durch vieles Opfern ein Bildniß Thor's da im Tempel so bezauberte, daß der böse Feind aus dem Götzen mit ihm redete und diesen so bewegte, daß er mit ihm am Tage herumgehend sich zeigte, und Raudr führte ihn oft mit sich auf der Insel herum." Die Landnâma berichtet von dem Wikinger Floki Wilgerdsson, daß er dreien Raben opferte, um ihm den Weg nach Island zu weisen.

Als Opfer können auch die oben S. 389 fg. besprochenen Weihgeschenke betrachtet werden.

Das Wort Opfer wurde in unsere Sprache durch das Christenthum eingeführt und stammt aus dem lat. offerre, ahd. opfarôn, opforôn, mhd. opheren; aus dem Zeitworte entsprang dann das Substantiv ahd. opfar, mhd. opher, Opfer, altn. offr. Ueberall wichen die älteren, heidnischen Benennungen.

Die älteste, bei allen germanischen Stämmen verbreitete für den Begriff „Gott durch Opfer verehren" war goth. und agſ. blôtan, altn. blôta, ahd. pluozan, mhd. scheint das Wort erloschen, in örtlichen Benennungen dauert es jedoch noch heute fort; so gibt es in Hessen blotzgraben, blotzgarten, blotzhof, vergl. die Redensart blotzen (Geld geben, aufopfern) müszen. Auch hieß blotz ein altes Messer, Schwert (Panzer a. a. O. II, 568). Das Wort, unverwandt mit blôþ (sanguis), ist dunkler Herkunft und bezeichnet sowol blutige als unblutige Opfer. Die Substantiva sind goth. blôtinassus, ahd. pluostar, bluostar, altn. blôt [25]).

Allgemeine Ausdrücke, welche ursprünglich nur die Ansagung, Widmung, Weihung, Dedication des Opfers bezeichnen und dessen vorherige Auswahl zu diesem Zwecke verrathen, sind folgende: ahd. antheiz (hostia, victima), antheizôn und inheizan (immolare); ahd. insâken (litare); agſ. onsecgan, onsägdnes (oblatio); ahd. ineihhan, später durch Aphäresis neihhan (immolare, libare); ahd. pifëlahan (libare, immolare). Ferner goth. biudan (offerre); goth. biods, ahd. piot (oblatum, noch jetzt dialektisch „das Gebütt," die edlen Theile des Thieres, welche vermuthlich insbesondere den Göttern dargebracht wurden, und mensa, ursprünglich aber der heilige Opfertisch oder Altar). Sodann goth. fullafahjan (*λατρεύειν*, eigentlich Genüge thun), atbairan (*προςφέρειν*), saljan (*θυμιᾶν, θύειν* und *προςφέρειν*), agſ., ahd. sellan, altn. selja (tradere, darreichen). Das ahd. pigangan (obire) wird verschiedentlich auf Gottesdienst bezogen: piganc ritus. Auch das vieldeutige goth. gildan, ahd. këltan, hängt ursprünglich mit dem Opfer zusammen und bedeutet: dem verleihenden Gott in Dank oder Sühnung darbringen, gleichsam als Gegenwerth geben; das goth. gild (Steuer), altſ. gëld, ahd. këlt (unser Geld), also eigentlich das zu diesem Zwecke Dargebrachte, Beigesteuerte, sowie Darbringung, Opfer; das ahd. ghëlstar, këlstar ist gradezu Opfer; agſ. gild, altn. gildi (tributum; talio, renumeratio; compotatio, symposium), das von der Genossenschaft eines Heiligthums zum Opfer Dargebrachte, Beigesteuerte, dann ebenfalls das Opfer selbst, der Opferschmaus, die Opfergenossenschaft und endlich eine zu gleichem Zwecke oder Geschäfte verbundene Körperschaft: Gilde. Altnordisch begegnet gefa (geben) und giöf (Gabe) = sacrificare und sacrificium. Eigenthümlich der agſ. Mundart ist die allgemeine Benennung lâc, ursprünglich die das Opfer begleitenden Tanz und Spiel, dann allmälig die Gabe selbst.

25) Siehe Grimm, Myth. S. 31 fg.

Für bestimmtere Ausdrücke hält J. Grimm a. a. O. folgende: goth. ufarskafs (*ἀπαρχή*), das Darbringen der Erstlinge beim Opfer; ahd. wizôt, frieſ. vitat eucharistia; goth. hunsl (*θυσία, λατρεία, προςφορά*), agſ. hûsel, alt. hûsl, im Ahd. scheint der Ausdruck schon ausgestorben zu sein; goth. sauþs (*θυσία*), von siuþan sieden (?); ahd. zëpar, agſ. tiber, alles Opfermäßige von Thieren und Pflanzen (woraus sich unser nhd. „Ungeziefer" erklärt); ahd. karo, karawi (victima). Dem Norden eigenthümlich war fôrn, eigentlich munus oblatum, das sowol blutige als unblutige Opfer begreift, fôrna (wofür auch fôrnfœra gesagt wird, immolare) und tafn (victima und esca ferarum).

Die dargebrachten Opfer waren blutige und unblutige.

1) Blutige.

a) Menschenopfer. Wie dieselben bei allen Völkern des Alterthums üblich waren, so auch bei den Germanen. Saxo Grammaticus p. 42 führt dieselben auf Freyr zurück. Sie galten vor allen dem Wodan und Zio, aber auch, wenigstens im Norden, dem Thor [26]). „Ihrem Wesen und Ursprunge nach sind sie sühnend, ein großes Unheil, ein schweres Verbrechen kann nur durch menschliches Blut beschworen und getilgt werden."

α) Schon Tacitus bezeugt dieselben wiederholt für Germanien, und zwar in einer Weise, welche es außer Zweifel setzt, daß dieselben bei bestimmten Festen üblich waren. Germ. c. 9: „deorum maxime Mercurium (Wodan) colunt, cui certis diebus *humanis* quoque *hostiis* litare fas est," und c. 39 (von den Semnonen): „stato tempore in silvam coëunt, *caesòque* publice (von Gemeinde wegen) *homine* celebrant barbari ritus horrenda primordia." Allgemein ist die Stelle bei *Procop.* De bello goth. II, 14 (von den Herulern): „*πολύν τινα νομίζοντες θεῶν ὅμιλον, οὓς δὴ καὶ ἀνθρώπων θυσίαις ἱλάσκεσθαι ὅσιον αὐτοῖς ἐδόκει εἶναι.*" Und aus noch späterer Zeit Capitul. de partib. Saxon. 9: „si quis *hominem* diabolo *sacrificaverit et in hostiam more paganorum daemonibus obtulerit.*" Allgemein sind auch die Nachrichten Thietmar's von Merseburg über die Menschenopfer bei den Dänen und Adam's von Bremen bei den Schweden (s. §. 10).

β) Eine Reihe von Zeugnissen, und zwar grade die ältesten, lassen aus Dank für den verliehenen Sieg die Gefangenen den Göttern geopfert werden. So sollen nach Orosius V, 6 schon die Cimbern und Teutonen nach ihrem großen Siege über die Römer an der Rhone alle Gefangenen ihren Göttern geopfert haben, indem sie dieselben an Bäumen anfhingen, desgleichen die Pferde und die gesammte Beute, die man ins Wasser warf. Ferner berichtet Tacitus von der teutoburger Schlacht Ann. I, 61: „lucis propinquis barbarae

26) *Dudo*, De moribus et actis Normannorum I. p. 62. 63; cf. *Willelm*, Gemetic. II. c. 5. p. 218; s. auch Mannhardt a. a. O. S. 228.

arae apud quas *tribunos* ac primorum ordinum *centuriones mactaverant;*“ sodann Ann. XIII, 57: „sed bellum Hermunduris prosperum, Cattis exitiosius fuit, quia victores diversam aciem Marti (Zio) ac Mercurio (Wodan) sacravere, quo voto equi, *viri*, cuncta victa *occidioni dantur*.“ *Isidori* Chron. Gothorum, aera 446: „quorum (regum Gothorum) unus Radagaisus ... Italiam belli feritate aggreditur, promittens *sanguinem Christianorum diis suis litare*, si vinceret;“ cf. *Augustinus* Sermo 105, 10, der bestimmt den Jupiter nennt [27]). *Jornandes* c. 5: „quem Martem Gothi semper asperrima placavere cultura. Nam victimae ejus *mortes* fuere *captorum*, opinantes bellorum praesulem aptius *humani sanguinis* effusione placandum.“ *Procop*. De bello goth. II, 15 von den Thuliten, d. i. Skandinaviern: „*θύουσι δὲ ἐνδελεχέστατα ἱερεῖα πάντα καὶ ἐναγίζουσι. τῶν δὲ ἱερείων σφίσι τὸ κάλλιστον ἄνθρωπος, ὅνπερ ἂν δοριάλωτον ποιήσαντο πρῶτον. τοῦτον γὰρ τῷ Ἄρει θύουσιν, ἐπεὶ θεὸν αὐτὸν νομίζουσι μέγιστον εἶναι.*“ Das. II, 25 von den schon bekehrten Franken beim Poübergange: „*ἐπιλαμβόμενοι δὲ τῆς γεφύρας οἱ Φράγγοι, παῖδάς τε καὶ γυναῖκας τῶν Γότθων, οὕσπερ ἐνταῦθα εὗρον, ἱερευόν τε καὶ αὐτῶν τὰ σώματα ἐς τὸν ποταμὸν ἀκροθίνια τοῦ πολέμου ἐῤῥίπτουν. οἱ βάρβαροι γὰρ οὗτοι, Χριστιανοὶ γεγονότες, τὰ πολλὰ τῆς παλαιᾶς δόξης φυλάσσουσι, θυσίαις τε χρώμενοι ἀνθρώπων καὶ ἄλλα οὐχ ὅσια ἱερεύοντες, ταύτῃ τε τὰς μαντείας ποιούμενοι.*“ *Sidonius Apollinaris* VIII, 6 von den Sachsen: „mos est remeaturis *decimum quemque captorum* per aequales et cruciarias poenas, plus ob hoc tristi quod superstitioso ritu necare.“ Grimm, Myth. S. 270 der Kriegsgefangene „Graecus Avar, cum in hostium (Suevorum) potestatem regio habitu vivus venisset .. more pecudis ibidem (Augsburg) mactatur.“

γ) Der Menschenopfer, die den Zorn der Götter sühnen sollten, werden wir durch folgende Zeugnisse vergewissert. Eigenthümlich war es insbesondere den Schweden, bei eingetretener Hungersnoth den eigenen König zur Sühne zu opfern, um eine Besserung des Jahrganges zu erlangen. Man ging dabei nicht allein von der Anschauung aus, daß der König die edelste Gabe sei, die das Volk darbringen könne, sondern auch, daß derselbe als Oberpriester des ganzen Landes durch Vernachlässigung des Opferdienstes den Zorn der Götter heraufbeschworen habe [28]). So opferten dieselben, wie schon oben berichtet, nachdem sie bei eingetretener Hungersnoth vergebens im ersten Herbste Ochsen, im zweiten Menschen geopfert hatten, endlich im dritten Herbste ihren König Domaldi, „da hielten die Häuptlinge ihren Rath, und sie kamen darüber überein, daß das Misjahr von ihrem Könige Domaldi herkommen werde; und zugleich darüber, daß sie ihn opfern sollten um gutes Jahr für sich, und ihn angreifen, und ihn tödten, und mit seinem Blute die Altäre bestreichen; und so thaten sie.“ Dann wieder ihren König Olaf Tretelja, wie die Ynglinga saga c. 47. p. 56 erzählt: „Da entstand ein großes Misjahr und Hunger; das gaben sie ihrem Könige schuld, sowie die Schweden gewohnt sind, ihrem Könige sowol das gute als das Misjahr schuld zu geben. König Olaf war ein geringer Opferer; das gefiel den Schweden übel, und sie meinten, daher komme das Misjahr. Da zogen die Schweden ein Heer zusammen, machten einen Angriff auf König Olaf und umringten sein Haus, und verbrannten ihn darin, und schenkten ihn dem Odin, und opferten ihn für sich um ein gutes Jahr.“ Die Hervarar saga c. 11. p. 451. 452 erzählt sodann ausführlich: Einst brach in Reidgothland Hungersnoth aus und weise Männer sprachen auf Befragung der Gottheit, daß das Land nimmer fruchbar werde, wenn man nicht den edelsten Jüngling opfere. Dies war aber Angantyr, König Heidrek's Sohn. Heidrek berieth sich mit seinem Vater und erklärte hierauf, er wolle seinen Sohn darbringen, wenn ihm jeder zweite Mann seines Mitregenten Harald Treue und Gefolgschaft schwöre. Das geschieht sofort, und nun ruft Heidrek: „angenehmer wird es Odin sein, wenn ich ihm statt des Knaben den König Harald und seinen Sohn und all sein Volk weihe!“ Alsbald stürzen beide Haufen im Kampfe gegen einander, Heidrek siegt, Harald und sein Sohn fallen. Da läßt Heidrek die Gestelle der Götterbilder mit Harald's und Halfdan's Blut besprengen und weiht Odin alle Gefallenen anstatt Angantyr zur Besserung des Jahrganges.

δ) Namentlich stand aber das Menschenopfer in Verbindung mit der Rechtspflege, um die durch die verübte Rechtsverletzung beleidigte Gottheit zu versöhnen. Die Hinrichtung war daher ein Opfer. An der Dingstätte, in der Nähe des Tempels, stand deshalb der Opferstein, an welchem dem zum Tode Verurtheilten der Rücken zerbrochen wurde, oder auch das heilige Wasser (der Opfersumpf), in welches dieselben als Opfer versenkt wurden. So heißt es in der Eyrbyggja saga c. 10. p. 26 (Landnâma II. c. 12. p. 98): „Sie legten da das Ding herein am Vorgebirge, dahin, wo es jetzt ist, und dahin, wo Thordr Gellir das Viertelsding niedersetzte; er ließ da das Viertelsding der Westisländer sein; die Leute sollten dahin kommen aus allen westlichen Meerbusen; da sieht man noch den Gerichtsring (domring), in dem die Leute zum Tode verurtheilt wurden; in dem Ringe steht der Thorstein, an welchem die Leute gebrochen

27) Die beiden letztern Beispiele gehören eigentlich zu der vor dem Beginne einer Schlacht ausgesprochenen Todesweihe des Feindes; s. den Art. Gûngnir.

28) Uebrigens kehrt der Glaube, daß der Segen des Landes durch das gute Einvernehmen des Regenten mit den Göttern bedingt sei, öfter im Norden wieder, ja sogar in christlicher Zeit ist derselbe noch nicht erloschen; denn Saxo Grammaticus berichtet p. 222—224, daß der christliche Dänenkönig Olaf Hungr, der eine Hungersnoth verschuldet, dieselbe durch seinen freiwilligen Opfertod vom Lande wiederabgewendet haben solle; ja dieselben Dänen maßen sogar, nach einem Schreiben Papst Gregor's VII. vom 19. April 1080 (Lappenberg, Hamburgisches Urkundenbuch Nr. 111), intemperiem temporum, corruptiones aëris, quascumque molestias corporum der Schuld ihrer Priester zu.

wurden, die man zum Opfer gebrauchte, und man sieht noch die Blutfarbe am Steine" [29]). Die Kialnesinga saga c. 2. p. 404 knüpfte an die schon oben ausgehobene Stelle von dem Opfersumpfe vor den Thüren des Tempels sofort die weitere Nachricht: „Thorgrim ließ ein Frühlingsding ansetzen auf Kialarnes, südlich an der See; man sieht noch die Stätte der Buden; da sollte man alle Sachen einklagen, und nur die ans Alding bringen, die da nicht zu Ende gebracht würden oder die schwersten wären" [30]). Schon Tacitus berichtet Germ. c. 12 die Versenkung der Verbrecher in Sümpfe und dann Bedeckung mit Reisbündel. Dieser Sumpf war ein solcher Opfersumpf, wie deutlich aus dem dritten Gudrunenliede der Edda hervorgeht, wo Herkia, nachdem sie die Kesselprobe nicht bestanden, aus dem Tempel hinweggeführt und in den faulen Sumpf versenkt wird (s. d. Art. Guðrûnarkviða III.). Vergl. auch das oben S. 385 angeführte 134. Scholion des Adam. Brem.

ε) Der Mensch war das Werthvollste, was man der Gottheit darbringen konnte, daher brachte man ihn derselben, außer in den erwähnten Fällen, auch noch in solchen dar, wo man ihre höchste Gunst suchte. So erzählt die Ynglinga saga c. 29. p. 34. 35, daß der sagenhafte Schwedenkönig On neun leibliche Söhne dem Odin nach einander zur Verlängerung seines Lebens (til lânglîfis ser) opferte, und jedesmal verlängerte der Gott seine Tage; als er aber auch den zehnten Sohn opfern wollte, wehrten ihm das die Schweden und er starb. Ein gleiches Opfer berichtet die Landnâma III. c. 4. p. 194. — So opferte Jarl Hakon, wie bereits erwähnt, als er im Meerbusen Hörungavagr mit den Jomsvikingen kämpfte, in der höchsten Noth den göttlich verehrten Schwestern Thorgerdr Hörgabrudr und Irpa, nachdem diese alle andere Opfer verschmäht, seinen eigenen Sohn Erlingr für den Sieg, und empfängt darauf im Hagelwetter Hilfe und dadurch die Erfüllung des Erflehten (Jômsvîkinga saga c. 44; Ôlafs saga Tryggvasonar [Heimskringla] c. 44; jüngere Ôlafs saga c. 90; Jômsvîkinga drapa V, 31; auch Saxo Gramm. p. 183 berichtet von Opfer und Zaubersturm und läßt den Hakon sogar zwei Söhne den Kriegsgöttern opfern). Ferner berichtet die jüngere Ôlafs saga Tryggvasonar c. 228. p. 236 seq., daß auf Island kurz vor der gesetzlichen Einführung des Christenthums daselbst die Heiden in einer Zusammenkunft übereinkamen, eifrige Gelübde an die Götter zu thun und zwei Männer aus jedem Landesviertel zu wählen, um sie den Göttern zu opfern, dafür, daß sie nicht das Christenthum über das Land kommen lassen möchten.

ζ) In Volkssagen sind noch Spuren von Opferung der **Kinder**; sie wurden zur Heilung des Aussatzes getödtet, in Grundwälle eingemauert, und der Zug deutet eigens auf den uralten Opferbrauch, daß dem Kinde Spielzeug und Eßwaaren hingestellt sind, während die Wölbung vollbracht wird. Grimm, Myth. S. 40. Vergl. aus Gotlands L. Hist. I. (o. Note 16) die Worte: „sie opferten ihre Söhne und Töchter."

η) Als erzwungene Menschenopfer des Nix sind die Ertrinkenden nach dem durch ganz Teutschland verbreiteten Glauben zu betrachten, daß die Flüsse jährlich ihr Opfer verlangen; nach Grimm (Myth. S. 462) gewöhnlich ein unschuldiges Kind; der Tag, an welchem es gebracht werden muß, ist der Johannistag, und wie dieser, so ist auch die Stunde des Opfers bestimmt und selbst der Mensch, der als solches fallen muß (s. Wolf, Beiträge II, 301 fg.).

Zu diesen Opfern wurden in der Regel, wie die Kristnisaga c. 14 ausdrücklich erwähnt, die schlechtesten Leute gewählt, und zwar Sklaven oder Verbrecher — in welchem letztern Falle sie sich mit der Rechtspflege berührten (Ep. Bonifacii 25: „hoc quoque inter alia crimina agi in partibus illis dixisti, quod quidam ex fidelibus *ad immolandum paganis sua venundent mancipia;*" s. ferner jüngere Ôlafs saga Tryggvas. c. 165. 238. p. 40 seq. 236 seq.; Heimskr. c. 74. p. 271 seq.; Oddr c. 23. p. 28 seq.) oder, wie sie sich aus dem Obigen ergibt, Kriegsgefangene, unter denen aber wol wieder die edelsten besonders ausgewählt wurden, wie die nach der teutoburger Schlacht geopferten römischen Tribunen und Centurionen bezeugen. Das Königsopfer gebot nur ausnahmsweise Sitte und Umstände.

Die Art des Opferns selbst war aber sehr verschieden. Bei rein religiösen Opfern scheint die Form des Erhängens üblich gewesen zu sein. Schon Procop (De bello goth. II, 15) berichtet von den Skandinaviern, daß sie die zum Opfer verwendeten Menschen nicht mit dem Messer schlachten, sondern **aufhängen**, in die Dornen werfen oder sonst qualvoll tödten; was der oben S. 385 angeführte Bericht des Adam von Bremen (IV, 27) über die großen Opfer zu Upsala, sowie des Saxo Grammaticus Erzählung (p. 104) von dem Opfertode des Königs Wikar (s. d. Art. Gûngnir) bestätigen. Ein weiteres Beispiel bietet Wolf, Niederländische Sagen Nr. 17, dar. Da diese Opfer besonders dem Odin galten, so führt er den Namen hânga drottinn, hânga tŷr, „der Gehängten Herr, Gott."

Bei den in Verbindung mit der Rechtspflege stehenden Menschenopfern war, wie schon oben bemerkt, das Zerbrechen des Rückens am Opfersteine und das Versenken in den Opfersumpf üblich [31]). Die Friesen opferten die zum Tode Verurtheilten auf verschiedene Weise. So berichtet die Vita s. *Wulframni* (gest. 720), Act. Be-

29) Maurer a. a. O. II, 196, der auch die Personennamen Vêsteinn, Freysteinn, Pôrsteinn von diesen Opfersteinen hergenommen sein läßt. 30) Maurer a. a. O.

31) Mit diesem Versenken in den Opfersumpf läßt sich vergleichen, daß die schon bekehrten Franken, wie Procop De bello goth. II, 25 (s. o. S. 397) meldet, die geopferten Frauen und Kinder in den Fluß warfen. J. Grimm (Myth. S. 40) vergleicht dieses aber mit den griechischen *διαβατήρια*, daher noch in unsern Volkssagen der zuerst über die Brücke Gehende, zuerst in den neuen Bau oder ins Land Tretende mit dem Leben büßt, d. i. als Opfer fällt. *Jornandes* c. 25 von den Hunnen: „ad Scythiam properant et *quantoscunque prius in ingressu Scytharum* habuere, *litavere victoriae.*"

ned. sec. III. p. 360: „ut corpora damnatorum in suorum solemniis deorum — saepissime diversis litaret modis: quoddam videlicet gladiatorum animadversionibus interimens, alios patibulis appendens, alios laqueis acerbissime vitam extorquens, alios marinorum sive aquarum fluctibus submergens.“ Martervoll war bei diesem Volke der Tod derjenigen, welche den Tempel eines Gottes erbrochen und beraubt hatten. Lex Frisionum add. sap. tit. 12: „qui fanum effregerit et ibi aliquid de sacris tulerit, ducitur ad mare et in scabulo, quod accessus maris operire solet, finduntur aures ejus, et castratur, et immolatur diis, quorum templa violavit.“ Die nordischen Sagen melden auch vielfach das Herabstürzen der Verbrecher von Bergen und Felsen (Kristnisaga c. 14; jüngere Ólafs saga Tryggvas. c. 206. p. 170 seq.; Heimskr. c. 92. p. 291; Háralds saga Gilla c. 6. p. 281; Heimskr. c. 4. p. 302).

b) Thieropfer. Ihrem Ursprunge und Wesen nach sind sie hauptsächlich dankende, aber auch sühnende und haben die anthropomorphistische Voraussetzung, daß die Götter der Speise bedürftig wären. Daher ihnen nur solche geopfert wurden, die dem Menschen zu gleichen Zwecken dienten. Doch kommen auch andere vor, als Hunde und Habichte. Dieselben werden schon von Tacitus Germ. c. 9 bezeugt: „Herculem (Donar) ac Martem (Zio) *concessis* (d. i. dazu geeigneten, auch von Menschen genossenen) *animalibus* placant.“ Unter allen war das vornehmste und feierlichste

α) das Pferdeopfer, welches Thier selbst als heilig galt. Das Fleisch derselben aß man zur Einführung des Christenthums allgemein und bei der gesetzlichen Einführung desselben auf Island behielt man sich die Erlaubniß, dasselbe fortzuessen, ausdrücklich vor (Maurer a. a. O. I, 433), während in Teutschland Bekehrer und kirchliche Gebote das Essen desselben streng untersagen (Ep. Bonifacii 25. 87) und noch in den Acten der Herenprocesse dasselbe einen stehenden Inquisitionspunkt bildet. Das älteste Zeugniß bietet wiederum Tacitus dar. Annal. I, 61, als Cäcina sich dem Schauplatze der Varischen Niederlage naht, erblickt er adjacebant — *equorumque* artus, simul truncis arborum antefixa ora. Ferner die schon oben S. 397 ausgehobene Stelle aus Annal. XIII, 57, wo die Chatten dem Mars und Merkur auch die Rosse der besiegten Hermunduren geloben. Von den Alamannen berichtet Agathias (ed. Bonn. 28, 5): *„ἵππους τε καὶ βόας καὶ ἄλλα ἄττα μυρία καρατομοῦντες ἐπιθειάζουσι.“* Der Pferdeopfer thut auch Thietmar von Merseburg bei der Beschreibung des großen Opferfestes zu Ledera ausdrücklich Erwähnung (s. §. 10); ebenso werden sie auch nicht bei dem Opferfeste zu Upsala gefehlt haben, dessen Adam von Bremen gedenkt (s. §. 10). Die altnordischen Sagen erwähnen derselben sehr oft. Die jüngere Ólafs s. h. h. c. 101. p. 233 berichtet, daß bei einem Miswachse die bereits zum Christenthum übergetretenen Bauern in Throndheim um Wintersanfang (at vetrnóttum) große und stark besuchte Gastmähler hielten; „da waren große Trinkgelage; dem Könige (Olaf) wurde gesagt, daß da alle Minne dem Thor geweiht werde und dem Odin, der Freyja und den Asen, Alles nach altheidnischer Sitte; dazu wurde auch weiter erzählt, daß da Vieh und Pferde geschlachtet und die Altäre mit dem Blute bestrichen würden, und daß der Opferdienst ganz offenbar abgehalten und dabei die Formel gesprochen werde, daß dies für die Besserung des Jahrganges (til árbótar) geschehen solle; dazu wurde beigefügt, daß es allen Leuten klar scheine, daß die Götter darüber zornig seien, daß die Halogaländer sich zum Christenthum gewandt hätten“ (Maurer a. a. O. I, 528). So sieht sich der zum Christenthum übergetretene König Hakon auf Andringen der heidnischen Bauern bei einem Opferfeste zu Hladir in Throndheim gezwungen, seinen Hochsitz einzunehmen und aus dem dem Odin geweihten Becher (nachdem er jedoch das Kreuzeszeichen statt des Hammerzeichens darüber gemacht) zu trinken. Tags darauf, als die Leute zu Tische gehen, da umdrängen die Bauern den König und sagen, er solle da Pferdefleisch essen; als er sich sowol dessen weigert, als auch von der Brühe zu trinken und von dem Fette zu essen, und sie im Begriffe sind, ihn anzugreifen, da geht er auf Bitten seines Begleiters, Jarl Sigurd, zu dem Kessel und öffnet zum Schein den Mund darüber. Im Winter darauf wird für den König in Märi ein Julfestmahl bereitet; vier von den Opferhäuptlingen verbinden sich, denselben zum Opfern zu zwingen, und gleich den ersten Tag beim Festmahle heißen ihn die Bauern unter Drohungen opfern; Jarl Sigurd macht wiederum den Vermittler, und endlich kommt es dahin, daß der König einige Bissen von einer Roßleber ißt und alle Weihebecher, die ihm die Bauern bringen, ohne Kreuz trinkt (Hákonar s. góða c. 8. 19; Agrip. c. 5. p. 381. 382 fügt hinzu, daß der König in der Art die Roßleber aß, daß er ein Tuch darum schlug und sie nicht bloß anbiß, anders aber nicht opferte; Maurer a. a. O. I, 163 fg.). Vor der Schlacht bei Svöldr sagt Olaf Tryggvason (jüngere Ólafs saga Tryggvasonar c. 250. p. 309; Heimskr. c. 122. p. 338; Oddr c. 66. p. 352 seq.; Fagrsk. §. 79) zu seinen Leuten: „Leichter und angenehmer wird es den Schweden vorkommen, daheim zu sitzen und ihre Opferkessel auszuschlecken, als dem „„langen Wurm““ (so hieß Olaf's Schiff) gegenüber euren Waffen zu entern, und ich glaube, wir brauchen die schwedischen Pferdefresser nicht zu fürchten.“ Und noch in der zweiten Hälfte des 11. Jahrh. sehen wir von ihnen wirklich Pferde geopfert. Die Hervarar saga c. 9. p. 512. Anm. erzählt nämlich: „Sveinn, des Königs Schwager, blieb zurück am Ding; er bot den Schweden an, für sie die Opfer zu halten, wenn sie ihm das Königthum gäben. Das versprachen sie ihm, da wurde er zum König gewählt über ganz Schweden; da wurde ein Pferd vorgeführt am Ding und entzweigehauen und zum Essen vertheilt, und mit dem Blute rötheten sie den Opferbaum (blóttrê): da warfen alle Schweden das Christenthum ab und die Opfer begannen.“

Es ist kein Zweifel, daß Erinnerungen an die gemeinsamen Roßopfer und deren Opfermahlzeiten sich

vielfach in unsern Sagen erhalten haben. Vor allen in der Sage, daß der wilde Jäger demjenigen, der ihm verwegen oder spottend nachruft, einen Pferdefuß oder ein stinkendes Stück Pferdefleisch, aber demjenigen, der ihm Halbpart nachruft, einen genießbaren Pferdeschinken aus der Luft herab zuwirft. Denn es ist Wodan's, des wilden Jägers, geheiligtes Roß, das man an den öffentlichen Opfermahlzeiten einst gemeindeweise verzehrte, hier aber zu einem Jagdthiere geworden ist. Insbesondere war es das Haupt des Rosses, welches nicht mitverzehrt, sondern dem Gott geweiht wurde und von dem noch lange Erinnerungen fortlebten. Schon auf der teutoburger Walstatt nagelten die Germanen die abgeschlagenen Häupter der erbeuteten Rosse dem Wodan zu Ehren als Opfer an die Bäume, gleichwie einem indischen Hymnus zufolge drei Hindustämme dem Gotte Indras Pferdehäupter auf dem Schlachtfelde opferten (Kuhn, Nordd. Sagen S. 490). Auch die oben angeführte Stelle des Agathias redet von abgeschnittenen Pferdehäuptern. Ein solches immolati diis equi abscissum caput kommt bei Saxo Grammat. p. 75 vor; und ein gleiches Roßhaupt mit gähnend ausgespreiztem Rachen, auf eine Stange gesteckt oder ans Gebäude befestigt, nannte man Neidstange (Schimpfstange); die Mönche bewahrten es zur Abwehr der Feinde in ihren Klöstern (Reinardus III, 2032. 2153); die Ortschaften Roßhaupten, Thierhaupten tragen davon ihren Namen; noch sind solche Roßhäupter auf Dachgiebeln mecklenburger und oberbairischer Bauernhäuser zu sehen. In einem hessischen Kindermährchen, „die Gänsemagd" (Grimm Nr. 89), lebt unverstandene Erinnerung an die wunderbare Bedeutung eines aufgehängten Pferdehaupts fort. Anderweitige Erinnerungen hat Rocholz, Aargau-Sagen II, 25. 26, gesammelt.

β) Rinderopfer. Daß Rinder zu Opfern bei den Germanen verwandt wurden, bezeugen vielfache Nachrichten. Schon die eben (S. 399) aus Agathias angezogene Stelle meldet deren Opferung von den Alamannen. Ein Brief des Bonifacius (Ep. 82) erwähnt gottloser Priester: „qui *tauros* et hircos diis paganorum immolabant," und Gregor der Große schreibt an den angelsächsischen Abt Mellitus: „*boves* solent in sacrificio daemonum *multos* occidere," und räth solche Opfer in christliche Gastmähler umzuwandeln, die neben den christlichen Kirchen, die aus heidnischen Tempeln umgewandelt, abzuhalten seien (Ep. 10, 76; *Beda*, Hist. eccles. I, 30). Für den Norden werden wir ihrer vielfach versichert. Im eddischen Hyndluliôð Str. 10 rühmt Freyja, daß Ottar das ihr errichtete Heiligthum oft mit frischem Ochsenblute röthete. Des Opfers goldgehörnter Kühe gedenkt die Helgakviða Hiörvarðssonar Str. 4. Bei der unter dem Könige Domaldi in Schweden entstandenen Hungersnoth werden im ersten Herbste bei dem großen Opfer, das die Schweden zu Upsala darbringen, Ochsen dargebracht. Bevor Thorkell Hafi, wie oben Note 21 erwähnt, sein Gut in Thvera räumte, opfert er seinem Freunde Freyr einen Ochsen. Ganz ähnlich erzählt der Brandkrossa Þ. p. 59 von Oddr Sindri, der sein Gut an Helgi Asbiarnarson abtreten mußte. Als sich aber Oddr zum Wegziehen anschickte, da ließ er einen Stier schlachten und kochen, aber den ersten Zugtag, da Oddr zum Fortziehen fertig war, da läßt er längs der Sitze Tische aufstellen, und da wurde alles das Stierfleisch auf den Tischen aufgesetzt. Da trat Oddr hinzu, also sprechend: „Hier ist nun der Tisch sorgsam zugerichtet, und so wie für meine theuersten Freunde; dieses Gastmahl gebe ich ganz dem Freyr, damit er den, der an meine Stelle kommt, mit nicht geringerem Kummer von Oddsstadir wegziehen läßt, als ich jetzt ziehe. Darauf zog Oddr mit all den Seinigen ab" (Maurer a. a. O. II, 48). Beim Zweikampfe war im Norden ein Stieropfer üblich, wie wir aus der Egils s. Skallagrimssonar c. 68. p. 506 ersehen: „Da wurde ein großer und alter Ochs vorgeführt; den nannte man blôtnaut (Opferrind); das sollte der schlachten, der den Sieg gewänne; das war zuweilen ein Rind, zuweilen ließ Jeder das seinige vorführen, der zum Zweikampfe ging." Vergl. Kormaks s. c. 22. p. 216—218, wo es von dem Isländer Thorvardr, welcher Kormakr im Zweikampfe schwer verwundet hatte, heißt: „Thorvardr besserte sich langsam, und sowie er auf den Füßen stehen kann, geht er die Thordis (ein zauberkundiges Weib) zu treffen, und fragt sie, was ihm am Ersten zur Besserung seiner Gesundheit diensam wäre. Sie sprach: Ein Hügel ist in geringer Entfernung von da, in welchem Alfen wohnen; den Stier, welchen Kormakr (als Opfer nach dem Zweikampfe) schlachtete, sollst du dir verschaffen, und das Blut des Stieres außen um den Hügel streichen, und aus dem Fleische den Alfen ein Opfermahl bereiten; damit wird es dir besser werden." Thorvardr befolgt den Rath und erlangt schleunige Besserung. Vergl. auch ebenda c. 23. p. 222 (Maurer a. a. O. II, 55. 225). Wie wir die Pferdehäupter an den Giebeln der Häuser befestigt fanden, so begegnen uns auch, wie Rocholz a. a. O. II, 19 nachweist, an der Luft getrocknete Ochsenköpfe als Abwender verschiedener Viehseuchen, insbesondere an vielen Bauernhäusern der Schweiz, die man wegen ihrer höchst alterthümlichen Bauart Heidenhäuser nennt; auch pflegte man solche Häupter als Amulet in verschiedenen Gegenden, z. B. in Preußen (Kuhn, Nordd. Sagen Nr. 328), in Westfalen (Wöste in Wolf's Zeitschrift I, 394) und Schleswig-Holstein (Müllenhoff, Schleswig-holst. Sagen S. 239) u. a. m., in den Häusern selbst aufzuhängen. Da das mittelalterliche Gesetz, nach des Mannes Tode das Besthaupt seinen Erben zu entziehen und es dem Leibherrn anheimfallen zu lassen, aus dem heidnischen Brauche entsprang, die besten Thiere mit dem verstorbenen Eigener zu bestatten, so darf angenommen werden, daß, sofern dies ein Stier war, dieser als Leichenopfer fiel, und dessen Haupt mochte dann an dem Giebel des Hauses oder in dem Hause selbst aufgehängt werden (vergl. Rocholz a. a. O. S. 18. 19. 216). Dies darf um so sicherer angenommen werden, als einestheils dem Freyr oder Fro der Stier geheiligt war (weshalb in der Edda der Stier selbst dichterisch auch gradezu Freyr heißt) und ein Frobild an der belsener

Kirche in Würtemberg von drei steinernen Stierhäuptern umgeben ist (Wolf, Beiträge I. Taf. 1. Fig. 3), anderntheils man, mit Rücksicht auf Fro als Todtengott, wie man in Childerich's Grab zu Dornigk 1563 ein goldenes Stierhaupt als Amulet vorfand, so auch im Würtembergischen den Verstorbenen kleine Frobildchen ins Grab mitgab (Wolf a. a. O. S. 113). Hatte so das Haus den Gott durch Opfer geehrt, so durfte es auch um so mehr dasselbe durch das gefallene Haupt des Thieres unter seinen Schutz stellen. Uebrigens fielen auch Rinderopfer dem Wodan als Gott der Ernte, des Ackerbaues und der Viehzucht und ein Nachklang davon liegt noch in den Umzügen der Pfingstochsen und Fastnachtsochsen. Daher mögen jene Häupter theilweise auch hieraus ihre Erklärung finden.

γ) Eber-, Ferkelopfer. Sie gehörten bei den Germanen mit zu den vorzüglichsten und am weitesten verbreiteten. Aus dem Umstande, daß im salischen Gesetze tit. 2 auf den majalis sacrivus oder votivus höhere Composition als auf jeden andern gelegt wird, schließt J. Grimm, Myth. S. 44, auf Ueberbleibsel von alten Opfern heidnischer Franken; wie es denn auch aus Erinnerung aus dem Heidenthume erklärbar sei, wenn ahd. friscing (unser Frischling) gradezu bei einigen Schriftstellern das lat. hostia, victima, holocaustum übersetze. Hieran reihen sich die Benennungen der nach Urkunde des 13. Jahrh. an die bischöfliche Curie in Passau zu entrichtenden jungen Schweine, als siteurisching, sitfrisching, seitter, seitfrisching, wobei sich seit von mhd. siden (sieden) leitet und also ein junges Schwein bedeutet, das nach heidnischer Opferweise zum Gesottenwerden sich eignet, und demnach gradezu ein Opferschwein, s. Panzer, Beitrag II, 490. Derselbe stellt auch a. a. O. S. 487 fg. mit Schmeller, Bayerisch. Wörterbuch II, 501 den Ausdruck lôs (sortilegium) zu dem baierischen und alamannischen lôss (scropha) als Bezeichnung des Schweines, welches bei der Erlangung einer Weissagung durchs Loos geopfert wurde (vergl. auch Rocholz, Oberdeutsches Gebildbrod Nr. 30). Der letztgenannte Gelehrte erklärt auch in Wolf's Zeitschrift I, 138 die südteutsche Hánerlos als das Opferschwein bei dem Ernteschmauße. — Im Norden war der dem Freyr gebrachte Sühneber (sônargöltr), auf welchen Gelübde abgelegt wurden, ein feierliches Opfer am Julabende. So Helgakviđa Hiörvarđss. Str. 30: „Am Abend erfolgten Gelübde; der Sühneber wurde vorgeführt, die Leute legten auf ihn ihre Hände und legten da Gelübde ab beim Bragabecher." Hervarar s. c. 14. p. 463: „König Heidrekr ließ einen Eber füttern, der war so groß wie der stärkste Ochs, und so schön, daß jedes Haar aus Gold zu sein schien. Der König legte seine Hand dem Eber auf den Kopf und die andere auf die Borsten, und legte da das Gelübde ab, daß niemals Jemand so Schweres verwirken solle, daß er nicht rechtes Urtheil seiner Weisen erlangen sollte, und die sollten des Ebers pflegen; oder auch sollte er solche Räthsel vorbringen, daß sie der König nicht zu rathen vermöchte." Und dazu Anmerk. 1: „Das war Gebrauch, einen Eber zu nehmen, den größten, den man bekam, und den sollte man füttern und der Freyja opfern zur Jahresbesserung (til árbótar) am Anfange des Monats, der Februarius heißt; da sollte man ein Opfer haben um Glück (til farsældar)." Dieser güldenborstige Eber begegnet uns auch im innern Teutschland. Wer am Christabende bis zum Abendessen sich der Speise ganz enthält, bekommt nach dem thüringischen Volksglauben ein goldenes junges Ferkel zu Gesicht (d. h. es wurde vor Alters zuletzt beim Abendschmause aufgetragen). Ein lautenbacher Weisthum von 1589 verordnete, daß zu einem auf Dreikönigstag, also in der Julzeit, gehaltenen Gerichte die Hübner ein reines, schon bei der Milch vergelztes (noch säugend zerschnittenes) Goldferch acht halben Schillingen werth (welcher Preis ein sehr hoher und den gewöhnlichen Werth übersteigender war, der sich für ein ausgewähltes Opferthier ziemte) liefern sollten: es wurde rund durch die Bänke geführt und ohne Zweifel hernach geschlachtet. Hieran schließt sich eine Stelle aus dem vinkbucher Weisthum, in alamannischer Gegend, wo zu Anfange der Ernte ein Schwein 7 Schilling Pfenning werth vorher ausgelesen, gemästet, dann am Donnerstage nach Sanct Adolf (den 29. oder 30. Aug.) geschlachtet, ausgetheilt in feierlichem Gerichtsmahle (Anfangs September) geopfert wird (Grimm, Myth. S. 45. 1201). Dieses Goldferch erscheint dann wieder als Goldschmuck. Im mnl. Gedichte von Lantslôt ende Sandrin sagt V. 374 ein Ritter zu der Jungfrau: „ic heb u liever dan ên ewerswin, al waert van finen goude ghwracht." Insbesondere aber begegnet dasselbe in der agſ. Poesie, welche dasselbe als svin ealgylden, eofor irenheard (sus aureus, aper instar ferri durus) u. s. w. als Helmschmuck der Helden preist, der in genauer Beziehung auf den dem Fro geheiligten und geopferten Eber steht (s. Grimm, Myth. S. 45. 194 fg. und den Artikel Grim und Hilde). Die auf Freyr's Eber abgelegten Gelübde dauerten noch lange in England fort, und dem entspricht, wenn noch jetzt in Ostergotland am Julabende ein mit einer Schweinshaut überzogener Block (julbucken) auf den Tisch gesetzt wird. Der Hausvater tritt heran und schwört, in dem nun beginnenden Jahre ein treuer Hausvater und liebevoller Herr gegen seine Dienstleute sein zu wollen. Dann legen die Hausfrau und das Gesinde ebenfalls das Gelübde treuer Pflichterfüllung ab. Bei einem noch jetzt an gothländischen Orten eingeführten Opferspiele, das von verkleideten Burschen, die sich ihr Gesicht schwärzen und schminken, dargestellt wird, sitzt Einer, als Opferthier in Pelz gehüllt, auf einem Stuhle und hält im Munde einen Büschel scharf geschnittener Halme, die ihn bis zu den Ohren reichen und ein Ansehen von Schweinsborsten haben. Das bedeutet den dargebrachten Juleber (Grimm, Myth. S. 1200). Auch das wilde Schweinshaupt, das im Mittelalter und sogar jetzt noch mit Lorbeer und Rosmarin und einer Citrone oder Pomeranze geschmückt bei Gastmählern aufgestellt, umhergetragen und mit dem mancherlei vorgenommen wurde, sowie das zu Oxford unter Gesang feierlich umhergetragene Eberhaupt sind Erinnerungen an

den alten Juleber (s. meine Deutsche Heldensage I. S. 53).

δ) Widderopfer. „Wie aus friscing die Bedeutung victima hervorging, scheint umgekehrt ein Name des Thieropfers, goth. sáuþs, den altn. des Thiers sauðr (Hammel) veranlaßt zu haben. Diese Art von Opfer war also nicht selten, so wenig ihrer im Einzelnen gedacht wird, vermuthlich als eines geringen Opfers" (Grimm, Myth. S. 45). Unzweifelhaft ist von einem Widderopfer in der Liósvetinga saga c. 4. p. 12 die Rede, das seitens eines isländischen Goden bei dem Antritte seiner Würde dargebracht wurde: „Höskuldr sprach: wir sollen uns nach alter Sitte mit Goden-Blut (í goða blôði, oder Götterblut?) bestreichen, und er schlachtete einen Widder, und sprach das Godord des Arnsteines sich zu, und bestrich die Hände mit dem Blute des Widders." Und der Widder, der in Norwegen beim Freilassungsbier von dem Freigelassenen zu schlichten war, ist ursprünglich entschieden ein Opfer. Frostu P. L. IX. §. 12 heißt es nämlich: „Kommt ein Unfreier zu Land oder eigenem Haushalt, so soll er sein Freiheitsbier (frelsiöl) bereiten, jeder Mann neun Eimer Bier und einen Widder schlachten; ein echtgeborener soll das Haupt abschneiden und sein gesetzlicher Herr die Halslösung von seinem Haupte nehmen." Vergl. mit dieser Bestimmung des christlichen Gesetzbuches Gula P. L. §. 62 (Maurer a. a. O. II, 225). Ob Hâkonar saga gôða c. 16: „Da [bei dem großen Opfer in Ladir] ward auch getödtet allerhand Kleinvieh (allskonar smali) und auch Pferde," smali, das hauptsächlich Schaafe (μῆλα) bedeutet, aber auch allgemein das Kleinvieh der Heerde, gegenüber den Rindern und Pferden, und weil hier allskonar beigefügt wird, Böcke mitbegreift, kann bestritten werden. Nach schwedischem Aberglauben muß dem Wassergeiste, wer Harfenspiel von ihm erlernen will, ein schwarzes Lamm opfern (svenska Folkev. 2, 128). Grimm, Myth. S. 45 fg. Als dichterische Namen des Widders führt die Edda neben Hallinskíði auch Heimdali auf, wahrscheinlich war er dem Gott Heimdallr besonders geheiligt, wie dem Freyr der Stier und dieser des Gottes eigenen Namen führt. Für Teutschland haben wir keine Zeugnisse für dieses Opfer außer etwa folgende Spur, die sich aus *Reynitzsch*, Uiber Truhten und Truhtensteine ꝛc. S. 171 fg. bei der Beschreibung einer dreitägigen thüringischen Kirchweih ergibt: am dritten Tage ziehen die jungen Bursche geputzt und bewaffnet zu Pferde hinaus ins Feld und holen feierlich einen Hammel ein, der auf einem Steine in der Mitte des Dorfes unter großem Jubel geschlachtet wird.

ε) Ziegenopfer. Davon redet einmal Gregor der Große. Die heidnischen Langobarden sollen, seiner Ansicht nach dem Teufel, d. i. einem ihrer Götter, ein caput *caprae* darbringen, hoc est, per circuitum currentes, carmine nefando dedicantes. Dial. III, 28. Vor diesem (aufgerichteten) Haupte der Ziege oder des Bocks (?) neigte sich das Volk (Grimm, Myth. S. 46). Geopferter Böcke (hirci) gedenkt die vorhin angeführte Epist. Bonifac. 82. Der Bock war bekanntlich dem Donnar heilig, sowie die Geiß der Holda (vergl. die Kitzkammer auf dem Meißner, sowie eine gleiche auf dem Hollenberge bei Wetter in Oberhessen). Aber wir finden auch ein Ziegenopfer dem Wodan dargebracht. Die Miracula s. *Apollinaris* nämlich, welche bei den Bollandisten unter dem 22. Juli mitgetheilt sind, erzählen, wahrscheinlich theilweise nach einem sehr alten Codex: eine dem Märtyrer Apollinaris geweihte Kirche in Burgund, in pago Divionense, die nach dem Berichte der Alten von Crotechildis an eben der Stelle erbaut worden sei, an welcher ihr Gemahl, König Clodoveus, über seine Feinde gesiegt habe, habe von den einfallenden Ungarn (?) trotz aller Bemühungen nicht verbrannt werden können. „Jam quidem (wird nun fortgefahren), intelligentes barbari supra humanum esse, quod eis resistebat, stupentesque contabuerunt. Tunc nempe convocatis fanorum suorum ministris compulerunt eos, ut suo modo immolarent *capras Wodan* deo ipsorum rogarentque illum qualiter daret incendio vires ad comburendam aedem Dei alienae gentis. Illi quoque statim suas profanas atque ineptas exercentas immolationes, ac omnes unanimiter una voce conclamantes suum Wodan; dumque diutius in talibus occuparentur iterum qui fuerat appositus ecclesiae ignis disperiit etc. etc." (Holtzmann in Wolf's Zeitschrift III, 393 fg.) Bock und Gais als Ernteopfer s. Panzer, Beiträge II, 502 fg.

ζ) Hundeopfer. Von ihnen reden, außer den Nachrichten Adam's von Bremen (oben Note 6) und Thietmar's von Merseburg (s. unten), nur einige Gebräuche, deren Sammlung wir der Sorgfalt Panzer's (Beitrag II, 472. 516. 527) verdanken; dieselben scheinen einer Erntegottheit dargebracht worden zu sein; vergl. Rocholz a. a. O. II, XXXIV fg.

η) Der Opfer von Federvieh werden wir, außer den Habichten oder Hähnen, die Thietmar erwähnt, kaum versichert. Den Hahn als Ernteopfer s. Panzer a. a. O. S. 503 fg. Auf dem Hausberge in der Wetterau sollen nach dem Darmstädter Archiv IV, 278 in einer Kapelle schwarze Hühner geopfert worden sein; nach Bechstein IV darf an solchen Opfern keine weiße Feder sein. Eine Henne, dem Hauskobolde geopfert, Grässe, Sächs. Sagengesch. Nr. 491. Ein weißes Huhn in die Höhle des Bielmann getrieben, versöhnt in der Oberpfalz denselben, auf daß er nicht das Getreide durch Bilschnitt verderbe und durchschneide. Panzer a. a. O. II, 210 fg. Den heiligen Leonhard in Niederbaiern werden lebendige Gänse, Hühner und Enten geopfert. Daß auch anderes eßbares Hausgevögel, als Gänse und Tauben, geopfert wurden, ist nicht unwahrscheinlich.

Ebenso entrathen wir jeder Kunde von Opfern des eßbaren Wildes, als Hirschen, Rehen und Wildschweinen.

2) Unblutige.

Auch sie sind hauptsächlich dankende und bestanden ebenfalls nur in solchen Gegenständen, welche dem Menschen diensam und erfreulich waren. Die Denkmäler

gedenken ihrer kaum, aber in der Volkssitte haben sie sich noch bis jetzt erhalten.

a) Brod und Kuchen. Dem Gotte Thor in dem Tempel zu Hunthorp opferte man täglich vier Laibe Brod (oben Note 7). Brodopfer für die Göttin Berchta weist Rocholz a. a. O. I, 246 fg. nach; dem Diemel-Nix wirft man jährlich Brod und Früchte hinab (Grimm, Myth. S. 462); und durch ganz Teutschland bis zum äußersten Norden hinauf werden noch jetzt (fast bei allen festlichen Gelegenheiten) Festbrode und Festkuchen, die theils die Gottheit selbst, theils die ihnen geheiligten Thiere darstellen, gebacken: sie zeugen insgesammt noch unverkennbar, daß sie ursprünglich Opfer waren, welche man den Göttern selbst oder den ihnen geheiligten Thieren darbrachte. Schon der Indic. superstit. tit. XXVI nennt simulacra de consparsa farina; s. Rocholz, Oberdeutsches Gebildbrod und dessen Aargau-Sagen II, 169. 188. 197 fg. 207. 218. 366. 371; Panzer, Beitrag II, 213 fg. 491. 494; Wolf, Beiträge II, 151 u. a. m. Mit diesen Festgebäcken wurde dann mancherlei als segenbringend vorgenommen. So bewahrt der schwedische Bauer den gebackenen Juleber bis zum Frühjahre auf, um bei der Aussaat Stücke davon in das Saatgefäß zu legen, andere den pflügenden Pferden unter den Hafer zu mischen, das übrige den säenden Knechten vorzusetzen; auch die Hüterjungen empfangen einen Antheil, wenn sie die Kühe zum ersten Male heimtreiben. Von dem Allen hofft man gesegnete Ernte und reichlichen Milchertrag (Grimm, Myth. S. 1188). Bei Passau werden Nudeln, nicht größer als ein Finger, übers Kreuz gelegt, gebacken, geweiht und mit einem Antlaßei (s. unten) am Tage der Sonnenwende dem Vieh in den Barn gelegt (Panzer, II, 213. 495). Pflugkuchen (alte Opferlaibe), aus allerlei Frucht bereitet, werden mit Milch und Honig begossen in die Furche gelegt und den Pflügern ausgetheilt, an welchen man auch die Böglein picken ließ (Grimm, Myth. S. 1188) u. dgl. m. Aschenkuchen (Opferkuchen) bietet der gastfreundlich gesinnte Mensch den in seine Wohnung gelaufenen Hunden der wilden Jagd dar (Rocholz a. a. O. II, 85), und der heimkehrende Knecht muß dem sogenannten Nahrungshunde Schnitterküchlein opfern, wie der Jäger demselben ein Schinkenbein (Rocholz a. a. O. S. 29).

b) Bier. Des Jonas bobbiens. Vita s. *Columbani* (aus der ersten Hälfte des 7. Jahrh., *Mabill.* Ann. Bened. II, 26) berichtet von den Sueven: „sunt etenim inibi vicinae nationes Suevorum; quo cum moraretur et inter habitatores illius loci progrederetur, reperit eos sacrificium profanum *litare* velle, vasque magnum, quod vulgo *cupam* vocant, quod viginti et sex modios amplius minusve capiebat, *cerevisia plenum* in medio habebant positum. Ad quod vir Dei accessit et sciscitatur, quid de illo fieri vellent? illi ajunt: deo suo Wodano, quem Mercurium vocant alii, se velle litare.“ Als Hallfredr Ottarson, ein berühmter Dichter und von ansehnlicher Herkunft, vor dem Bekehrungseifer des Königs Olaf Tryggvason aus Norwegen zu fliehen sucht, „kam die ganze Schiffsmannschaft dahin überein, daß man sich zu den Göttern verloben solle, damit sie guten Wind gäben [32]), um von Norwegen nach irgend einem Heidenlande zu segeln; das Gelübde aber war dahin gestellt, daß sie Gut (fé) und drei Eimer (såld) Bier (= 72 Litres) dem Freyr geben wollten, wenn sie nach Schweden Fahrwind bekämen, dem Thor aber oder dem Odin, wenn sie nach Island heim kämen“ (jüngere Ólafss. Tryggvas. c. 154. p. 15—17). Hier muß wol, wie bei dem Opfer der Sueven, an ein Trinkgelag von bestimmtem Umfange zu Ehren der Götter gedacht werden, wobei man, ehe man es genoß, dem Gotte, dem es geweiht war, etwas feierlich als Opfer ausgoß, wie solches ausdrücklich durch die schaumburgischen Erntefeierlichkeiten (Grimm, Myth. S. 142, vergl. S. 52) bezeugt wird. Auch der Minnetrunk (wovon unten) kann als ein Opfer aufgefaßt werden.

c) Eier. Daß auch sie den Göttern geweiht und geopfert wurden, bezeugen zahlreiche Gebräuche. In Baiern werden Hühnereier am Gründonnerstage gelegt (daher antlåszeier genannt), am Ostertage zur Einweih in die Kirche getragen, dann wird jedem Dienstboten, vorzüglich den Knechten, ein Antlaßei gegeben, damit sie bei schweren Arbeiten, beim Heben und Tragen nicht Schaden leiden. Die Eierschalen werden auf die Felder gestreut. Ein Antlaßei wird in den größten Weizenacker eingegraben und links und rechts ein geweihtes Brandkreuzl gesteckt; wer das nicht thut, dem verdirbt Hagelschlag und Brand die Frucht. Ein Antlaßei, Brod, ein Antlaßkränzl, ein Palmenzweig, das Alles geweiht ist (theilweise wird auch geweihtes Salz hinzugefügt und das Alles mit einigen Tropfen Johanniswein begossen), wird in die erste Garbe gelegt und wenn abgedroschen ist, ins Ofenfeuer geworfen, damit der Bilschneider den Feldern nicht schade. Ein solches geweihtes Antlaßei wird auch getheilt, eine jede Hälfte in Leinwand gewickelt und davon die eine Hälfte in den Pferdestall, die andere in den Kuhstall gelegt. Zu den oben (*a*) erwähnten, dem Vieh in den Barn gelegten Nudeln thut man auch ein Antlaßei. Panzer a. a. O. II, 212 fg. Wenn am Maitage die Kühe ausgetrieben werden, legen einige Leute in der Altmark ein frisches Ei unter die Schwelle und bedecken beides mit Rasenstücken: das schützt vor Hexerei. Mannhardt a. a. O. S. 137. 11. Hexen fahren in Eierschalen nach England (d. i. das Land der Seligen) und das Ei selbst stammt daher (Mannhardt a. a. O. S. 414 fg. 418).

d) Milch und Honig. Milch ist das Opfer für die Elbe, zumal dem Hausgeiste wird eine Schüssel Milch in einen Winkel gesetzt (Mannhardt a. a. O. S. 53) und auch dem Marienkäfer, dem Boten der Holda (ebendas. S. 355). Für die Bergmännlein wird ein Tischchen gedeckt, Milch und Honig darauf gesetzt und in die Speise

32) Im Bernerlande scheint man dem Winde Wein und Essig zum Opfer ausgegossen zu haben (Rocholz a. a. O. II, 185), in Baiern opfert man ihm Mehl (Panzer a. a. O. II, 528; Grimm, Myth. S. 602); vergl. Mannhardt a. a. O. S. 218.

das Blut einer schwarzen Henne getropft (Grimm, Deutsche Sagen I, 48. Nr. 38).

e) Speisen. Von den Frauen im Gefolge der Abundia sagt Guillielmus Alvernus: „Dicunt has dominas edere et bibere de escibus et potibus, quos in domibus inveniunt" (Grimm, Myth. S. 264, vergl. S. 1011; Wolf a. a. O. II, 273). In der Berchtnacht opfert man „der Bercht Speis und dem Schretlein" (v. d. Hagen's Germania I, 349). Das Fest der Berchta mußte durch eine althergebrachte Speise begangen werden, Brei und Fische. Nach Michael Behaimer reitet und fährt das Schrezlein auf dem Vieh, man richtet ihm in der Berchtnacht seinen Tisch an (Mone, Anzeiger 1835. S. 448). Schon oben S. 400 wurde angeführt, daß Oddr Sindri ein aus einem gekochten Stiere so bereitetes Mahl, wie für seine theuersten Freunde, dem Freyr gab. In Skandinavien brennt in der Julnacht und am Neujahrsabende in jedem Winkel des Hauses ein Licht, Alles ist gekehrt und gereinigt und alle Thüren stehen offen für die etwa einkehrenden Alfen. Die Speise wird nicht von dem Tische genommen, sondern bleibt die ganze Nacht stehen, auch eine Oese mit Bier wird auf die Tafel gestellt (Islensk æfentyri p. 113; Wolf's Zeitschrift III, 123; *Ove Thomsen*, Nordens Julefest p. 25. 26). Als Olaf's des Heiligen Skalde Sighvat auf einer Reise nach Gotland in einem Hause um Nachtherberge bat, vertrat ihm die Hausfrau den Weg und wehrte ihm den Eintritt, da sie ein Alfenopfer vorhabe (Heimskr. Ólafs s. h. h. c. 92); s. Mannhardt a. a. O. S. 725.

f) Gold, Silber, Kleidungsstücke. Es ist schon oben angeführt worden (s. Note 6), daß Jarl Hakon, als er die Thorgerdr Hörgabrudr dem Sigmundr Breitisson günstig stimmen will, diesem sagt: „daß sie ihr einige Gaben darbringen sollen und dieses Silber auf den Stuhl vor sie legen." In der jüngern Ólafs s. Tryggvas. c. 173. p. 76 ist ebenfalls von Gold und Silber und schönen Kleinoden als von Gegenständen des Opfers die Rede. Zwergen stellt man Schuhe zum Opfer hin (Rochholz I, 378). Ein durch die Wichtelmännchen wieder zum Wohlstande gekommener armer Schuster in Eschwege stellt jedem derselben schöne Kleider hin, womit sie sich bekleiden und verschwinden (Lynker, Hess. Sagen S. 53 fg.).

g) Blumen. Um den zweiten Ostertag aus dem in Holstein unweit des Meißners gelegenen See kühlendes Wasser schöpfen zu können, muß man einen Strauß von Frühlingsblumen als Opfer hinlegen; aber auch zu andern Zeiten wagte Niemand aus Furcht, die Gottheit zu erzürnen, in diese Grotte ohne ein solches Opfer hinabzusteigen (Lynker a. a. O. S. 258 fg.), und das nahe gelegene Dorf Hilgershausen mußte, wie schon (S. 392) erwähnt, jährlich einen Strauß Maiblumen dem Kloster Germerode zehnten. Bei dem Opfersteine am Wege von Bauerbach nach Marburg pflegen die Landleute nicht vorbeizugehen, ohne eine Blume darauf zu legen, denn sonst habe man Unglück (mündlich). Auch die in Hessen hin und wieder übliche Bekränzung der Brunnen am Johannistage mag in den Kreis dieser Opfer fallen (Lynker a. a. O. S. 253 fg.).

§. 9.

Die Opferhandlung.

Hierüber gewähren uns fast nur die nordischen Quellen Kunde.

Die unblutigen Opfer durfte jeder Hausvater, selbst der einzelne Mensch, ohne besondere Vermittelung eines Priesters darbringen. Dagegen die blutigen Opfer pflegte nur die Gesammtheit des Volkes, des Gaues (also eine Tempelgemeinde) darzubringen, jedoch nur unter Vermittelung der Priester und Priesterinnen und eines Opferhäuptlings, der dem Opfermahle, das regelmäßig damit verbunden gewesen zu sein scheint, vorstand. Nicht selten begegnen wir auch von Einzelnen dargebrachte blutige Opfer, wie man es aber mit diesen hielt, geht aus den Ueberlieferungen nicht sicher hervor, doch scheint die Mitwirkung der Priester nicht gefehlt zu haben, und die S. 402 angeführte Stelle aus Frostu P. L. IX. §. 12 schreibt ausdrücklich bei dem Freilassungsbiere vor, daß dem dabei geopferten Widder ein echtgeborener Mann das Haupt abschneiden und der gesetzliche Herr des Freigelassenen die Halslösung von seinem Halse nehmen soll.

Aus Meister Adam's Beschreibung des großen Opferfestes zu Upsala läßt sich schließen, daß vorzugsweise männliche Thiere zum Opfer gewählt wurden; denn mit derselben stimmt nach Grimm, Myth. S. 47, auffallend eine Episode des Reinardus, der kein volles Jahrhundert nach Adam gedichtet wurde. Zur Hochzeitsfeier eines Königs sollten nämlich die Männchen aller vierfüßigen Thiere und Vögel geschlachtet werden, Hahn und Gansert waren entflohen (Reinh. Fuchs LXXIV). Grimm sieht darin, wie in der Beschreibung Adam's, eine uralte Opfersage, die noch im 11. und 12. Jahrh. verbreitet war, und wovon selbst ein Kindermährchen (Nr. 27 die Stadtmusikanten) etwas wisse.

Nächst dem Geschlechte wurde gewiß auch die Farbe des Thieres berücksichtigt; unter allen war die weiße die günstigste. Von weißen Rossen redet schon Tacitus Germ. 10, sowie die Weisthümer III, 301. 311. 831 und zahlreiche Sagen aller Orte; auch der opferfriscing war vermuthlich fleckenlos weiß; noch in spätern Rechtsdenkmälern ist Unverletzbarkeit schneeweißer Ferkel ausgesprochen (Grimm, Myth. S. 48). Den unterirdischen Gottheiten scheinen jedoch vorzugsweise Opferthiere von schwarzer Farbe dargebracht worden zu sein. So wird es auch zu verstehen sein, wenn Saxo Gramm. p. 16 berichtet: „si quidem propitiandorum numinum gratia, Froe Deo rem divinam *furvis hostiis* fecit;" denn Froe (Freyr) war, wie schon bemerkt, auch ein Todtengott. Nach einer hessischen Volkssage gestattete der Teufel Niemandem, den von ihm gehüteten Schatz zu heben, außer wer ihm einen schwarzen, genau ein Jahr und einen Tag alten Geißbock darbrächte. Einen Schäfer, der unter eine Egge festgebannt war, wollte der Teufel nicht eher losgeben,

als bis ihm ein schwarzes Lamm dargebracht ward (Grimm, Myth. S. 961). Dem Wassergeiste wurde in Norwegen, wie oben angeführt, ein schwarzes Lamm dargebracht, um von ihm in der Musik unterrichtet zu werden, aber auch ein weißes Böcklein (Grimm, Myth. S. 461).

Die zum Opfer auserlesenen Thiere scheint man auch durch ein eigenes Merkzeichen diesem oder jenem Gott zugewiesen (vergl. die S. 396 angeführten Ausdrücke) und zum Opfer gemästet zu haben. Jenes geht aus der Flóamanna s. c. 21 oder vielmehr aus einer Variante dazu hervor. Von dem zum Christenthum übergetretenen Thorgil fordert der Gott Thor, nach vergeblichen Anfechtungen in Träumen wieder zu ihm zurückzukehren, endlich auf einer Fahrt nach Grönland sein Gut von ihm zurück. Thorgil überlegt, wie es damit stehe, und entsinnt sich nun, daß dies ein Ochs war, der damals war ein Kalb gewesen. Aus der Variante geht aber hervor, daß das Thier mit einem eigenen Kennzeichen (kanna) dem Thor zugewiesen war. In dem ältern isländischen Kirchenrechte (c. 1123), Sturlúnga saga III. c. 35 heißt es: „Da verehrt Jemand heidnische Wichte, wenn man sein Gut einem Andern weiht, als Gott und seinen heiligen Männern." Das Mästen ergibt sich schon aus dem S. 401 angeführten Vinkbucher Weisthume, sowie aus der (ebenda) ausgehobenen Stelle der Hervararsaga; auch in der Ynglinga saga c. 30 ist von einem zum Opfer bestimmten Ochsen die Rede, der alt und sorgfältig gefüttert war. „Wahrscheinlich war auch darauf zu achten, daß das Opferthier vorher nicht zu menschlichem Gebrauche gedient, z. B. das Rind noch nicht im Pfluge oder Wagen gezogen hatte. Denn solche Fohlen und Rinder fordern unsere alten Rechtsdenkmale zu feierlichem Landerwerbe oder Todpflügen der Marksteinfrevler." Grimm, Myth. S. 48.

Dem Opfer selbst ging eine Opferschau voraus, und wenn dasselbe in einem Menschenopfer bestand, so scheint in gewissen Fällen dabei das Loos entschieden zu haben, und zwar ob der dazu bestimmte Mensch überhaupt geopfert werden sollte, oder, wenn es mehre waren, um zu erfahren, welcher der Gottheit genehm wäre. So erzählt der von Ariovist gefangene, von Cäsar den Feinden entrissene C. Val. Procillus *Caes.* De bello gall. I, 53: „is se praesente ter sortibus consultum dicebat, utrum igni statim necaretur, an in aliud reservaretur: sortium beneficio se esse incolumem." Sidonius Apollinaris berichtet in der schon (S. 397) theilweise angeführten Stelle Epist. VIII, 6 von den Sachsen, wenn sie nach einem Raubzuge in Gallien beutebeladen und mit ihren Gefangenen wieder zu Schiffe gingen: „mos est remeaturis decimum quemque captivorum per aequales et cruciarias poenas plus ob hoc tristi, quod superstitioso ritu necare superque collectam turbam periturorum mortis iniquitatem sortis aequitate dispergere; talibus se ligant votis, victimis solvant." In Alcuin's Vita s. *Willibrordi* c. 10 (Acta Bened. sec. 3, 1, 309) wird von dem Friesenkönige Radbod erzählt, als der heilige Willibrord mit seinen Begleitern das Heiligthum des Fosite verletzt hatte (s. o. S. 389): „qui nimio furore succensus in sacerdotem Dei vivi suorum injurias deorum ulcisci cogitabat et per tres dies semper tribus vicibus sortes suo more mittebat, et numquam damnatorum sors, Deo vero defendente suos, super servum Dei aut aliquem ex suis cadere potuit, nec nisi unus tantum ex sociis sorte monstratur martyrio coronatus est." Die Vita *Wulframni* c. 6—8 (Acta Bened. l. l. p. 343 seq.) berichtet drei Beispiele von friesischen Knaben, die zum Opfer ausgeloost seien. Und die Gautreks saga c. 7 (Fornm. sög. 3, 31) meldet: „König Vikar segelte nordwärts von Agdir nach Hördaland und bekam heftigen Gegenwind; da fällten sie den Spann um günstigen Wind, und es fiel so, daß Odin einen Mann verlangte, der ihm zum Opfer aus der Mannschaft durch das Loos bestimmt und gehängt werden sollte. Darauf warfen sie das Loos und es kam heraus das Loos König Vikar's." Das Loosen geschah im ersten Falle durch Runen, im letztern Falle, indem jedes Loos mit der Marke der Betheiligten, oder, wie es Liliencron und Müllenhoff zur Runenlehre S. 31 fg. aus den formelhaften Ausdrücken der ags. Andreaslegende (v. 1100—1105) und aus dem ags. Runenliede über die Rune Ear (Tyr) sehr wahrscheinlich machen, indem das die Todesweihe aussprechende Loószeichen mit dem für T (Tyr), welches das Todeszeichen war, differenzirt ward; unter Anrufung und Beschwörung der Götter und andern Weihgebräuchen mußten die Priester oder die zum Opfertode Bestimmten die Loose aufnehmen.

Es scheint, daß man sowol Menschen als Thiere zum Opfer schmückte; denn schon Strabon berichtet VII, 2, daß die cimbrischen Priesterinnen die Kriegsgefangenen, aus deren Blute sie weissagten, bekränzten. Goldgehörnter Kühe gedenkt die Thrymskv. 25 und die Helgakv. Hiörvarðs s. 4, nach der Gautreks s. c. 6 besaß ein Bauer Namens Reimr einen großgehörnten Ochsen, dessen Hörner gezeichnet waren mit eingelegtem Golde und Silber, und zwischen ihnen war eine Kette, woran drei Goldringe hingen. Reichlichen Schmuck und Zierath pflegten unsere Ahnen auch den Tempelrossen in Mähne und Schweif zu flechten, sodaß sie den geschmückten Leichenrossen glichen (Rocholz a. a. O. I, 115); das Haupt des Julebers schmückte Rosmarin und eine Citrone zierte seinen Rachen, und der Schmuck des als Ernteopfer dargebrachten Getreidebüschels deutet Gleiches an (vergl. den Aswald und Halmbock bei Panzer a. a. O. II, 215. 227).

Bevor das so auserwählte und geschmückte Thier geopfert wurde, pflegte man es allem Anscheine nach durch die Reihen der Versammlung, wie das oben angeführte lautenbacher Weisthum verräth, zu führen; dann wurde dasselbe vor den Götterbildern geschlachtet (jüngere Ólafs s. c. 173 a. a. O. II, 76), bei welcher Handlung, wenn man die Meldung Adam's IV, 27: „ceterum neniae, quae in ejusmodi ritibus libatoriis fieri solent, multiplices sunt et inhonestae, ideoque melius reticendae," hierher ziehen darf, bestimmte Gesänge üblich

waren. Ihr Blut wurde in dem Opferkessel aufgefangen, mit dem Blutzweige über die Altäre (oder den Opferbaum), die innern und äußern Tempelwände, das Gut (die Lebensmittel), sowie über das versammelte Volk gesprengt (Eyrbyggia s. c. 4; Kialnesinga s. c. 2; Hâkonar s. gôđa c. 16; Ynglinga s. c. 18; Hervarar s. c. 1. 9. 12; Ólafs s. ens helga, edd. *Munch* und *Unger* c. 94; Heimskringla c. 113; Hyndluliôđ 10). Nachdem das Fell abgezogen und das Haupt abgeschnitten war, welches letztere, nach der S. 404 angeführten Bestimmung des Frostu P. L. IX. §. 12 zu schließen, nur ein Echtgeborener vornehmen durfte, pflegte man beide Stücke an die heiligen Bäume des Tempels oder der Opferstätte aufzuhängen [33]), und die S. 402 ausgehobene Nachricht Gregor's belehrt uns, wenigstens in Betreff der Häupter, daß man unter Absingung gewisser Weihlieder um dieselbe herumzutanzen pflegte. Daß ferner diese Häupter überhaupt nicht verzehrt, sondern vorzugsweise dem Gott geweiht wurden, bezeugen nicht nur die bereits angeführten Nachrichten des Tacitus Annal. I, 61 und des Agathias (S. 399), sondern auch das, was oben über die Roß- und Stierhäupter beigebracht wurde; sowie ferner die von Gregor dem Großen Ep. 7, 5 an die Brunhilde gerichtete Ermahnung, bei den Franken zu verhindern: „ut de animalium capitibus sacrificia sacrilega non exhibeant," vergl. Conc. Aurel. a. 541 can. 6: „si quis christianus, ut est gentilium consuetudo, ad caput cujuscunque ferae vel pecudis — juraverit." Ueber das Aufhängen des Felles gibt Jornandes c. 5 die bestimmte Nachricht: „huic (Marti) praediae primordia vovebantur, *huic truncis suspendebantur exuviae.*" Außerdem besitzen wir aber noch eine in vieler Hinsicht merkwürdige Nachricht in der Vita s. *Barbati* (Act. sanct. 19. Febr. p.139). Das langobardische Volk ist bereits getauft, aber dennoch hing es an dem alten Brauche des Heidenthums: „quin etiam non longe a Beneventi moenibus devotissime sacrilegam colebant arborem, in qua *suspenso corio* cuncti qui aderant terga vertentes arbore celeriter equitabant, calcaribus cruentantes equos, ut unus alterum posset praeire, atque in eodem cursu retroversis manibus in corium jaculabantur. Sicque particulam modicam ex eo comedendam superstitiose accipiebant. Et quia stulta illic *persolvebant vota*, ab actione illa nomen loco illi, sicut hactenus dicitur *votum* imposuerunt." Nach einer Vermuthung Abel's (Geschichtschreiber der deutschen Vorzeit, VIII. Jahrh., Paulus Diaconus S. 249), der auch Grimm beistimmt, ist aber durch Unkunde des lateinischen Schreibers votum aus dem teutschen Wôdan geändert, dem zufolge dann der ganze Passus zur Erklärung erweitert ward. Vergl. auch Grimm, Myth. S. 516 fg.

Daß jedoch auch die Art des Erhängens üblich gewesen sein muß, wobei das ganze Thier an dem heiligen Baume dem Gotte zum Opfer dargebracht ward, folgt aus Adam's Nachricht (S. 385). Aus derselben Nachricht ergibt sich ferner, daß diese Opferweise auch bei Menschenopfern, außer den bereits S. 398 angeführten, in Anwendung kam.

Das Fleisch der Opferthiere wurde in Kesseln, welche in den Tempeln über den mitten im Langhause zwischen den beiden Bankreihen auf dem Boden entzündeten Feuern hingen, gesoden (nie gebraten), woher die Theilnehmer an dem Opfer suþnautar (Sudgenossen) hießen, „weil sie alle zusammen sotten" (Gotlands L. Hist. I, s. o. Note 16). Dann wurden vermuthlich die edlern Theile des gekochten Thieres, als Herz, Leber und Lunge, den Göttern als besondere Opfergabe dargereicht [34]); und ohne Zweifel bildete diese Handlung den Hauptpunkt der ganzen Feier, woran sich Gebete und Gesänge knüpften. Das Sieden der Opferthiere, sowie das Brauen des Bieres und das Backen der Opferkuchen lag wol hauptsächlich den Priesterinnen ob, wie ihre Thätigkeit in den Herenküchen, ihrem Zerrbilde, kund thut.

Das übrige Fleisch wurde, nachdem es dem alten Herkommen gemäß, wie die Hâkonar s. gôđa c. 16—20 (vergl. auch Friđþiofs s. c. 9) sowol ausdrücklich vorschreibt als auch andeutet, von dem Könige als Opfer- oder Tempelhäuptling, oder in dessen Stellvertretung von dem Jarl, von dem Hochsitze aus in altherkömmlichen Formen geweiht war, nebst dem Fette und der Brühe genossen (s. Hâkonar s. gôđa c. 18. 19 und Ólafs s. Tryggvas. c. 250, oben S. 399).

Das Opferfest ging so in ein gemeinsames Opfermahl über, mit dem sich nach echt germanischer Weise ein Trunk verband. Dem Opfer- oder Tempelhäuptlinge lag es auch hier ob, auch diesen, wie die Opferspeise, zu weihen [35]) und unter feierlichen Trinksprüchen aus dem geweihten Becher eine Opferspende darzubringen [36]). Dieselbe galt theils den Göttern insgesammt, theils einzelnen. Namentlich trank man Odin's Vollbecher um Sieg und Macht für den eigenen König, Niördr's und Freyr's Horn um ein gutes Jahr und Frieden; Viele pflegten auch Bragi's und ihrer Blutsfreunde Becher zu trinken, sowie den der Freyja und des Thor, bei welchem letztern man das Hammerzeichen über dem Becher zu machen pflegte. Diese Becher trank man sich über die Feuer weg gegenseitig zu; solches Trinken wurde minni (Gedächtniß, Erinnerung) genannt und jeder einzelne Becher wurde als full bezeichnet (Hâkonar s. gôđa c. 16. 18; Ólafs s.

33) Vergl. auch was J. Grimm, Myth. 65, aus einem Gedichte des 18. Jahrh. und S. 67 fg. über den heidnisch verehrten Birnbaum in Auxerre anführt.

34) Dieses wird zwar nirgends ausdrücklich berichtet, aber man findet es sehr wahrscheinlich (s. Grimm, Myth. S. 50), da die Götter gleich den Menschen der Speise für bedürftig gehalten wurden. So setzte man dem Thorsbilde zu Hunthorp täglich Brod und Fleisch vor und glaubte, daß es solches verzehre (Note 7) u. dgl. m. 35) Wenn die jüngere Ólafs s. h. h. c. 104. p. 237 einmal berichtet, daß in den vier Fylken von Innerthrondheim zwölf große Bauern abwechselnd den Opfern vorstanden, so geschah dies ausnahmsweise, da die Könige bereits offen von dem alten Glauben abgefallen waren. 36) at signa fullit ok allan blôtmatinn und at mæla fyrir minni sagt die Hâkonar s. gôđa c. 16. 18, dem signa fullit entspricht das poculum signare im Waltharius 225.

ens helga c. 92 edd. *Munch* og *Unger*, Fornm. sögur 4, 102; Heimskringla c. 113; Herrauðar s. c. 12; Fornald. sögur 3, 222. 223). Name und Sitte dieses Minnetrinkens war allen teutschen Volksstämmen gemein. Nach der Bekehrung traten an die Stelle der heidnischen Götter christliche Heilige. Nach der ältern Ólafs s. Tryggvas. c. 21 (ed. *Munch*) fordert der dem Könige erscheinende heilige Martin, daß fortan Thor's, Odin's und der andern Asen Minne ihm getrunken würde. In Teutschland begegnet uns außer des Martinus Minne die des Johannes, Stephanus und Gertrud, auch die Christus und der Maria (s. Grimm, Myth. S. 53 fg.). Sehr häufig werden in den nordischen Quellen bei den Opferfesten auch feierliche Gelübde erwähnt, welche man besonders häufig bei dem Bragabecher oder Freyr's Sühneber ablegte (Helgakv. Hiörvarðss. 30; Hervarar s. c. 14 u. ö.).

In den nordischen Sagen begegnet einige Male ein Göttinnenopfer (dísablôt), wobei vorzüglich Frauen thätig gewesen zu sein scheinen. Nach der Friðþiofs s. c. 9 sind sie damit beschäftigt, Götterbilder zu backen, mit Oel zu schmieren und Tüchern zu trocknen, während die Könige auf dem Hochsitze sitzen und trinken. Durch Fridthiof's Schuld fällt ein gebackener Balldr ins Feuer, dies ergreift noch zwei andere, gleichfalls mit Oel beschmierte Götzen und das Haus geht in Flammen auf. Nach der Hervarar s. c. 1 war zur Herbstzeit ein großes Göttinnenopfer bei König Alf; seine Tochter Alfhildr geht zum Opfer und während sie des Nachts den Altar der Göttin (hörgr) mit dem Opferblute röthet, wird sie von Starkadr entführt. Die Ynglinga s. berichtet c. 33, daß König Adils, als er bei einem Göttinnenopfer zu Upsala um den Saal[37]) ritt, fiel und sich dabei den Schädel zerschmetterte. Von einem solchen Opfer ist ferner die Rede: Egils s. Skallagrímssonar c. 44 (p. 205 u. 207) und Vígaglúmss. c. 6. p. 338. Das große Opfer, welches zu Upsala zu Lichtmeß gefeiert wurde, war ebenfalls den Göttinnen geweiht und führte noch später in Schweden den Namen Dísaþing (s. *Ihre*, Glossarium Svio-Gothicum s. v. dísa und *Schlyter*, Glossar. zu Upl. L. s. v. dísaþing. Von einem Elfenopfer (álfablôt) ist in der Kormaks s. c. 22, jüngere Ólafs s. h. h. c. 86 die Rede; aber über den Hergang desselben erfahren wir nichts Näheres.

Durch diesen gemeinsamen Genuß von Speise und Trank nahm das ganze Fest den Charakter eines heitern Mahles an, und daher hieß im Norden das Opfermahl (blôtveizla) auch gradezu Opferfreude (blôtfagnadr). Wie denn schon Tacitus Annal. I, 50 bei des Germanicus beschleunigten Ueberfall der Marsen meldet: „etenim attulerant exploratores festam eam Germanis noctem ac sollemnibus epulis ludricam." Ja die Denkmäler des Nordens bezeugen sogar ausdrücklich, daß mit denselben festliche Spiele aller Art verbunden waren. So berichtet Saxo Grammaticus p. 104, daß Starkader sich von Upsala zu König Hakon nach Dänemark begeben habe: „quod apud Upsalam sacrificiorum tempore constitutus, effoeminatos corporum motus, scenicosque mimorum plausus, ac mollia nolarum crepitacula fastidiret." Und die Holmverja s. bemerkt c. 22: „Da nahm man die Spiele auf und sie hielten an bis über Jul"[38]). Dabei erinnere man sich des S. 396 angeführten agſ. lâc, welches ursprünglich die das Opfer begleitenden Tanz und Spiel bezeichnet, und erwäge die sogleich anzuführenden kirchlichen Verbote und Vorschriften, welche ein Gleiches bezeugen, sowie die vielfachen Tänze, Spiele und dramatischen Darstellungen, welche die teutschen Götterfeste, die Einführung des Sommers oder Mais u. dgl. m. begleiteten.

Aus diesen Festen und Spielen geht die frohe, heitere Seite der Vorzeit hervor und letztere bezeugen mannichfaltige, aber unentwickelt gebliebene Keime dramatischer Darstellungen, die den ersten Anlagen griechischer oder römischer Kunst verglichen werden dürfen (Grimm, Myth. XV).

Das einzige Beispiel von einem in einem Tempel gefeierten Opferfeste bietet für Teutschland nur die oben aus *Gregor. Tur.* Vitae patr. 6 angeführte Nachricht über den heidnischen Tempel zu Cöln in den Worten: „in quo Barbaris opima *libamina* exhibens usque

37) um salinn, oder wie Keyser a. a. O. S. 92 meint, durch denselben hindurch. Allein dies ist nicht nur an sich sehr unwahrscheinlich, sondern wird es auch vollends dadurch, daß ein dreimaliges Reiten um die Kirche (= heidnischen Tempel) auch in Belgien und Schwaben nachweisbar ist (Wolf, Beiträge II, 406) und in Niederbaiern von Männern und Frauen dreimal um die Kirche des heiligen Leonhard geritten ward, und zwar mit einem Theile der Opfer, welche man dem Heiligen darbrachte (Panzer, Beitrag II, 32).

38) Dazu halte man noch die offenbar an die Stelle der alten heidnischen Opferfeste getretene Olafsgilde in der Sturlûnga saga 1. c. 13. Einer der vornehmen anwesenden Häuptlinge eröffnete dieselben förmlich im Auftrage des Priesters Ingimundr, bei dem die Feier stattfand, und brachte die Trinksprüche aus: ganz wie ehedem bei den Opfermahlen. Dann heißt es: „Da war nun viel Lärm und Fröhlichkeit, gute Unterhaltung und allerhand Spiele, sowol Tanzspiel als Ringen und Sagen-Unterhaltung. Da wurde sieben volle und feste Nächte beim Gastmahl gesessen, denn da sollte jeden Sommer eine Olafsgilde sein. Zu Reykianes war dazumal die Beschaffenheit des Landes so gut, daß da die Aecker nie unfruchtbar waren, sodaß da immer gutes Mehl gebraucht wurde zu einer oder der andern Herrlichkeit. Da hielt man auch aus bis zur Olafsmesse bei diesem Gastmahle und allerhand Spiele wurden getrieben, item wurden Sagen erzählt. Hrolfr von Skalmarnes erzählte die Sage von Berserk und Viking Hraungvidr, und von Olaf, dem Könige der Dienstleute, und von der Hügelerbrechung des Thrainn, und von Hromundr Greypsson, und dazu viele Verse. Mit dieser Sage war aber König Sverrir unterhalten worden, und er sagte, solche Lügensagen seien unterhaltender; aber doch können Viele ihre Geschlechter auf Hromund zurückführen. Der Priester Ingimundr erzählte die Sage des Ormr Bareyarskald, und viele Verse, und ein gutes Gedicht am Ende der Sage, das er selber gemacht hatte." Maurer a. a. O. II, 426 fg. Man erwäge allenfalls auch noch Eyrbyggia s. c. 43, welche erzählt: „Das war die Sitte der Breidvikinger, daß sie Ballspiele hielten um den Beginn des Winters (at vetrnâtta skeid, also zu derselben Zeit, wo das große Opfer gefeiert ward) unter Oerl, südlich von Knorr; da heißt es seitdem Leikscala veller (Ebene der Spielhütten), und die Leute kamen dahin aus der ganzen Umgegend; da waren große Spielhütten errichtet; die Leute wohnten da, und saßen da einen halben Monat oder länger."

ad vomitum cibo potuque replebatur.“ Allein bei der Bekehrung wurden, wie im Norden, die heidnischen Opferfeste in christliche Feste umgewandelt, wie der schon oben theilweise angeführte Brief Gregor's an Mellitus (*Beda*, Hist. eccles. I, 30) vorschreibt, indem derselbe also fortfährt: „Et quia boves solent in sacrificio daemonum multos occidere, debet eis etiam hac de re aliqua solemnitas immutari; ut die dedicationis, vel natalitii sanctorum martyrum, quorum illic reliquiae ponuntur, tabernacula sibi circa easdem ecclesias, quae ex fanis commutatae sint, de ramis arborum faciant, et religiosis conviviis solemnitatem celebrent, nec diabolo jam animalia immolent, sed ad laudem Dei in esu sua animalia occidant, et donatori omnium de satietate sua gratias referant; ut dum eis aliqua exterius gaudia reservantur, ad interiora gaudia consentire facilius valeant.“ Daß aber Gregor diese heidnischen Opfermahle der Angelsachsen nicht darum an die Kirchen knüpfte, um ihnen desto sicherer einen christlichen Charakter zu verleihen, sondern daß sie sich aus den in christliche Kirchen umgewandelten heidnischen Tempeln in die neben denselben errichteten Zelte flüchten mußten [39]), beweisen folgende kirchliche Verbote auf teutschem Boden, welche uns für Teutschland nicht nur eines Gleichen versichern, sondern auch bestätigen, daß diese Opfermahle mit ihren Tänzen, Spielen und Gesängen sogar theilweise noch in den Kirchen selbst, wie einst im Norden in den heidnischen Tempeln, abgehalten wurden. Allgemein heißt es zwar in der Vita s. *Eligii:* „nullus saltationes aut choraulas aut cantica diabolica exerceat;“ allein das Stat. Bonifac. c. 21 bestimmt ausdrücklich: „non licet in *ecclesia* choros saeculares vel puellarum cantica exercere, nec *convivia in ecclesia* celebrare.“ Dazu halte man nun aus dem Indiculus superstitionum tit. V: „de sacrilegiis per ecclesias,“ und das Gebot aus den Capitt. 6, 196: „quando populus ad ecclesias venerit, tam per dies dominicos, quam per solemnitates Sanctorum, aliud non ibi agat nisi quod ad Dei pertinet servitium. Illas balationes (Geblöse) et saltationes, cantica turpia et luxuriosa, et illa lusa diabolica non faciat, nec in plateis, nec in domibus, neque in ullo loco: *quia haec de Paganorum consuetudine remanserunt.*“ Dieses letztere Verbot bezeichnet also die gerügten Misbräuche bestimmt als Ueberreste aus dem Heidenthume. Ein Gleiches bestätigt das Concilium germanicum c. 5 (vergl. Capitt. 7, 128) und bezeugt zugleich, daß die heidnischen Opfer, wie bei den Angelsachsen, an christliche Heilige geknüpft und neben den Kirchen abgehalten wurden: „ut populus Dei,“ heißt es hier, „*paganias* non faciat, sed omnes sparcities *gentilitatis* abjiciat et respuat, sive profana sacrificia mortuorum, sive hostias immolatias, quas stulti homines *juxta ecclesias ritu pagano* faciunt sub nomine sanctorum vel confessorum;“ vergl. Indiculus superstitionum tit. IX: „de sacrificio, quod fit alicui sanctorum.“ Auch bei den Westgothen mußten die aus den heidnischen Opferfesten in die Festtage der Heiden herübergenommenen Tänze und schändlichen Lieder wiederholt verboten werden, wie wir aus den Beschlüssen der Kirchenversammlung zu Toledo ersehen (s. Mone, Geschichte des Heidenthums II, 191).

Aus der Meldung Gregor's von Tours, sowie aus den Angaben des päpstlichen Schreibens an Mellitus, den kirchlichen Verboten und Bestimmungen und dem aus dem Heidenthume herübergenommenen Minnetrunke, ersehen wir also, daß bei den Angelsachsen und Teutschen die heidnischen Opfermahle nicht nur in den Tempeln selbst abgehalten, sondern auch in ganz ähnlicher Weise gefeiert worden sein müssen, wie im Norden.

Wurden aber diese Mahle wirklich in den Tempeln abgehalten, so ist auch der Schluß nicht mehr abzuweisen, daß diese angelsächsischen und teutschen Tempel auch in gleicher Weise eingerichtet gewesen sein müssen, wie die nordischen. Ihr Umfang muß demnach ebenso bedeutend gewesen sein, wie im Norden, und wenigstens zur Aufnahme einer Tempelgemeinde ausgereicht haben; dieselben müssen ferner ebenfalls mit Sitzen und Feuerstellen versehen und, was auch ausdrücklich bezeugt wird, mit Götterbildern und Altären geschmückt gewesen sein.

§. 10.

Die Opferfeste.

Die Opferfeste waren zwiefacher Art: 1) rein religiöse, welche alljährlich zu bestimmten Zeiten und, wie es scheint, in der ganzen germanischen Welt gefeiert wurden; 2) öffentliche und privatliche, welche durch besondere Veranlassungen hervorgerufen wurden; wozu 3) noch die bei Weissagungen üblichen Opfer gerechnet werden können. Auch hier bieten uns die reichen nordischen Quellen den sichersten Aufschluß, denen wir nur in der Kürze unsere teutschen Nachrichten und die Ueberreste, die in unsern Volkssitten und Gebräuchen haften geblieben sind, nachfolgen lassen können.

I. Rein religiöse Feste.

Es waren diese die drei großen Jahresopfer, deren Ursprung die Ynglinga s. c. 8. p. 13 auf Odin's Anordnung zurückführt. „Da sollte man opfern,“ berichtet dieselbe, „beim Empfange des Winters für gutes Jahr (í móti vetri til árs); aber mitten im Winter (at miðjum vetri) opfern für Wachsthum (til gróðrar); das dritte Mal gegen Sommer (at sumri): das war das Siegesopfer (sigrblót).“ Und hiermit stimmt, worauf Grimm, Myth. S. 38, aufmerksam macht, auf das Genaueste der Bericht überein, welcher dem dicken Olaf über das Opferwesen der Bauern in Innerthrondheim

39) Erwägt man, daß die Opferfeste oft mehre Tage dauerten, und daß dabei nicht nur eine Tempelgemeinde, sondern bei einem Haupttempel wol auch ein ganzer Gau versammelt sein mochte, und daß daher Uebernachtungen geboten waren, was doch in den Tempeln selbst schwerlich geschah, so muß man es höchst wahrscheinlich finden, daß zu diesem Zwecke Zelte aufgeschlagen wurden (vergl. die eben angemerkte Nachricht der Eyrbyggia s.) und daß Gregor's Vorschrift in diese die christianisirten Opfermahle verwies.

abgestattet wurde: „Das ist ihre Sitte, ein Opfer zu haben im Herbste (at haustum) und da den Winter zu begrüßen (fagna þá vetri); ein anderes Opfer haben sie mitten im Winter (at miðjum vetri) und das dritte gegen Sommer (at sumri): da begrüßen sie den Sommer (þá fagna þeir sumri)." (Ólafs s. h. h. c. 104.)

Diese Feste sind also hauptsächlich der Zukunft zugewandt und knüpfen sich an die drei Hauptabschnitte der natürlichen Erscheinung des Jahres — wie sie schon Tacitus kennt, indem er German. 26 der Eintheilung in Winter, Frühling und Sommer erwähnt[40]) —, in welche man nicht eintrat, ohne sie zu verherrlichen (denn unser Heidenthum war auf die Natur gegründet), und ohne sich zugleich der Gunst der Götter zu versichern. Ein heiliger Festfriede, während dessen alle Fehden schwiegen, verlieh denselben eine hehre Weihe (s. §. 4). „Der Besuch der Opfer scheint dabei," wie Maurer a. a. O. II, 232 bemerkt, „als allgemeine Pflicht aller und jeder Staatsangehörigen betrachtet worden zu sein, und Meister Adam's Klage (s. S. 393), daß die schwedischen Christen sich von der Theilnahme an denselben hätten freikaufen müssen, mag hierin ihre Erklärung finden; doch mochte wol, wer einen eigenen Tempel besaß, die Feier in diesem abhalten"[41]). Erwägt man die Note 16 angeführte Nachricht der Gotlands L. Hist. 1, so scheint es, als ob wenigstens Eins dieser Jahresfeste von dem ganzen Lande gemeinsam gefeiert wurde. Ueber diese drei Feste selbst läßt sich nun noch folgendes Nähere ermitteln.

1) Das Opfer, welches zu Wintersanfang (at vetrnóttum) gefeiert wurde, scheint im Norden in die Mitte des Monats October gefallen zu sein, wo nach dem altnordischen Kalender, wie es auch noch heute bei dem nordischen Bauer der Fall ist, das Jahr mit dem Winter begann. Und da der Frühling als des Winters, der Herbst als des Sommers Ausgang galt, so führt dieses Opfer auch wol den Namen Herbstopfer (haustblót). Seiner Bestimmung nach geschah es zum Empfange des Winters und für gutes Jahr (til árs, pro annonae ubertate), das kann aber nicht heißen, wie Maurer a. a. O. S. 232 meint, für guten Verlauf des Winters[42]), sondern das Opfer wurde entweder für den Segen der Ernte gebracht, und war also ein Dankopfer und hatte die der Zukunft zugewandte Seite, daß der dankbare Mensch sich durch Darbringung seiner Gabe den Segen der Gottheit auch für das kommende Jahr zu erwerben hoffte; oder hatte der verflossene Sommer eine Misernte gebracht, so war das Opfer, wie aus dem Opfertode des Königs Domaldi (Note 22) deutlich hervorgeht, ein Sühnopfer, und die Formel dafür war in diesem Falle: „zur Besserung des Jahrgangs (til árbótar)," wofür die jüngere Ólafs s. h. h. c. 101 (s. oben S. 399) den Beweis liefert. Dies Opfer war also namentlich ein Erntefest und galt den Gottheiten der Ernte, von denen letztere Stelle ausdrücklich Thor, Odin, Freyja und die Asen, den Freyr aber die Gisla s. Surssonar 1. p. 27 nennt. Die Vigaglúms s. 6 erwähnt auch ein Göttinnenopfer. Wahrscheinlich waren mit diesem Opfer außer den üblichen Gastmählern auch Spiele verbunden, wie die Note 38 angeführte Nachricht der Eyrbyggia s. beweist, und wenn man derselben folgen darf, so dauerte das Fest wenigstens einen halben Monat.

Dieses Opferfestes wegen hieß nach dem Skáldskaparmál der Monat October gormánuðr, nach der Ausweidung der geschlachteten Thiere benannt[43]), bei den Schweden blotmånad, slagtmånad; bei den Angelsachsen aber galt blôtmônad für November, bei den Niederländern slachtmaent für December, bei den Friesen noch heute slachtmoänne für November (Grimm, Geschichte der deutschen Sprache S. 56 fg.). Hiermit vergleiche man den Namen „Mordnächte," wodurch unsere Sagen die ursprünglich religiösen Dankfeste und Opfermahle bezeichnen, die man dem Erntegott zu Ehren feierte.

Nach der Bekehrung blieben aber, wie zahlreiche nordische Nachrichten bezeugen, die alten Festmahle, indem man sie zu Kirchspielsfesten machte und ihnen den allgemeinen Namen Bier- oder Trinkzeiten (mungátstiðir) gab. Es sind ganz die teutschen Kirchmessen (Kirmsen), die ebenfalls aus diesem heidnischen Erntefeste hervorgegangen sind[44]), dann von der Kirche geweiht wurden und bis heute die größte Fest- oder Gastzeit der teutschen Bauern sind (Weinhold, Altn. Leben S. 456).

Zahlreiche Ueberreste dieses heidnischen Festes sind uns in Teutschland außerdem in unsern Erntegebräuchen geblieben, deren mythische Bezüge sich hauptsächlich um den Aehrenbüschel bewegen, der unter dem Namen Rothalm, Vergödendelstruß, Oswol oder Vägeltejen u. s. w. für Frau Göde, Wodan und sein Roß oder die Vögel des Himmels als ein Opfer stehen blieb; ferner in der Feier des Martinstags (11. Nov.), der hier und da schon für Wintersanfang galt u. v. a. Der alten Sachsen großes dreitägiges Opferfest fiel auf den 1. Oct. und wird auf den über die Thüringer an der Unstrut davongetragenen Sieg (im J. 530) bezogen (Witukind I, 2 Pertz V, 423); noch in Urkunden des Mittelalters führt

---

40) Obschon im Norden weder diese Dreitheilung, noch die Viertheilung festen Fuß fassen, sondern nur die Zweitheilung: Winter (vom 14. Oct.) und Sommer (vom 14. April an). 41) Die jüngere Ólafs s. h. h. c. 212. p. 254 (Heimskr. c. 123. p. 182) erzählt von dem Halogoländer Sigurðr Thorisson: „Er war so gewohnt, so lange das Heidenthum währte, drei Opfer jeden Winter zu haben, eines bei Wintersanfang (at vetrnóttum), das zweite um Mittwinter, das dritte gegen Sommer. Als er aber das Christenthum angenommen hatte, da behielt er dennoch die Gewohnheit in Betreff der Gastmähler: er hatte da im Herbste ein großes Freundesmahl (vinabod), ein Julgelag (jólabod) im Winter, und lud da abermals viele Männer zu sich ein; ein drittes Mahl hielt er auf Ostern und er hatte da auch viele Leute. So hielt ers fort, so lange er lebte." 42) Wol begegnet Ólafs s. h. h. c. 114 ein Opfer zu diesem Zwecke, aber im Mittwinter. „Später im Winter ward dem Könige gesagt, daß die Innenthrönder zu Märi zahlreich besuchte Zusammenkünfte hätten, und daß da große Opfer wären mitten im Winter: sie opferten da für Frieden und guten Verlauf des Winters (til friðar ok vetrarfars góðs)."

43) Altn. *gor* excrementa intestinorum. 44) Die dabei hin und wieder noch üblichen Blötzknechte (Blätzbursche im sächsischen Hessengau genannt), von denen Panzer a. a. O. S. 242 handelt, erinnern schon durch ihren Namen (S. 396) an die heidnischen Opfer.

diese hehre Zeit den Namen der gemeinwoche (Grimm, Myth. S. 1200).

2) Das Mittwinteropfer (miðvetrarblôt) wird ausdrücklich als das große Hauptopfer (hauptblôt) zu Upsala und der Thrönder (jüngere Ôlafs s. Tryggvas. c. 162) bezeichnet. Dasselbe wurde zu Anfange des Monats Thorri (= 14. Jan.) gefeiert, weshalb dasselbe auch Thorrablôt heißen mochte. Den Namen des Monats und den Ursprung des Festes führt die Sage auf den König Thorri zurück. „Thorri war ein vielgepriesener König, welcher über Gotland und Finnland gebot; ihm brachten die Quänen Opfer, damit Schnee komme und gute Schlittschuhbahn, worin ihre Jahresherrlichkeit besteht. Dieses Opfer wird um die Mitte des Winters gehalten und daher hat der Thorremonat (Þorramânaðr) seinen Namen (Hversu Noregr bygðist c. 1; Fundinn Noregr c. 1). Dieses Fest ist identisch mit dem Julfeste (jôl, jôlaveizla, jôlaboð, jôlahalld, jôladrykkja), bekannt als das höchste Fest bei allen teutschen Stämmen zur Feier der winterlichen Sonnenwende, welche Feier man selbst den Riesen und Unholden zuschrieb. Es dauerte nach ausdrücklichen Angaben drei Tage (Hâkonar s. góða c. 15; jüngere Ôlafs s. Tryggvas. c. 162, vergl. mit c. 165. 166) und ward mit der höggunótt[45]) „das war die Mittwinternacht" begonnen (Hâkonar s. gôda a. a. O.). Bei Einführung des Christenthums wurde dasselbe im Norden wie in England auf Weihnachten verlegt. Allmälig erhielt dasselbe die Ausdehnung von zehn Tagen; in Norwegen versteht man im weitern Sinne unter Jul die Zeit vom 24. Dec. bis 13. Jan. In Dänemark fiel dasselbe nach Thietmar von Merseburg nach der Theophaniazeit, wie dessen Bericht über das große Opferfest zu Lederun beweist (s. unten).

Das Fest berührt sich wesentlich mit dem zu Winteranfang, denn man opferte da, wie die Ynglinga s. bestimmt, für Wachsthum (til gróðrar, pro feracitate), weil da die Sonne wiedergeboren ist, die den neuen Frühling bringen soll; anderntheils war aber da die Erde noch in der Haft der Winterriesen, daher galt das Opfer auch til vetrarfars góðs (für guten Verlauf des Winters)[46]). Deshalb sind die üblichen Formeln, außer til gróðrar: til árs ok friðar (für gutes Jahr und Frieden), til árbótar, til friðar ok vetrarfars góðs (jüngere Ôlafs s. h. h. c. 102; jüngere Ôlafs s. Tryggvas. c. 165)[47]). Dasselbe knüpfte sich insbesondere an den Cultus des Freyr als Sonnengott. Daher wurde vor Allem der ihm geheiligte Sühneber vorgeführt, darauf Gelübde abgelegt und ihm geopfert; dem Gott zu Ehren ferner Ebergestalten aus Brod und Kuchen gebacken, wovon schon oben die Rede war. Von Menschenopfern, welche bei demselben til árs ok friðar dargebracht wurden, redet die jüngere Ôlafs s. Tryggvas. a. a. O. Festspiele kehren auch bei dieser Veranlassung wieder (s. Note 38, sowie das S. 401 angeführte gothländische Opferspiel, das auf Freyr Bezug nimmt), und Befreundete pflegten sich gegenseitig Festgeschenke zu machen. So erzählt z. B. Egils s. Skallagrímss. c. 70: „Arinbiörn hatte ein großes Julgelag, er lud zu sich seine Freunde und die Bauern der Gegend; da war eine große Menschenmenge und ein gutes Mahl. Er gab dem Egil als Julgabe (at jôla-giöf) ein langes Gewand aus Seide gemacht, und reich mit Gold verbrämt, und ganz mit Goldknöpfen besetzt vornüber bis unten. Arinbiörn hatte dies Kleid machen lassen nach dem Wuchse Egils. Arinbiörn gab dem Egil zu Jul eine vollständige Kleidung, neu gemacht; dazu wurde englisches Tuch verwandt von mancherlei Farbe. Arinbiörn gab mancherlei Freundesgaben auf Jul den Leuten, die ihn heimgesucht hatten" (Maurer a. a. O. S. 235); s. Fóstbræðra s. c. 48; Sturlûnga s. VII. c. 19; IX. c. 50, und vergl. Hrólfs s. Gautrekss. c. 2.

Die Feier dieses Festes bei den Gothen bestätigt ein glücklich gerettetes goth. Jiuleis, wobei es freilich zweifelhaft bleibt, ob damit der November oder December gemeint ist. Für England bezeugt dieselbe Beda in der Schrift: De temporum ratione c. 13: „December *Giuli* eodem quo Januarius nomine vocatur. Incipiebant autem annum ab octavo calendarum Januariarum die, ubi nunc natale domini celebramus, et ipsam noctem nunc nobis sacrosanctam tunc gentili vocabulo *Modraneht*, id est matrum noctem, ob causam, ut suspicamur, ceremoniarum, quas in ea pervigiles agebant." Der Giuli entspricht dem goth. Jiuleis, die Môdraneht deutet auf einen das Julfest schmückenden Cultus, von dem sich keine weitere Spur findet. Außer dem Juleber mit den darauf abgelegten Gelübden, wovon schon die Rede war, wird dieses Fest auch durch den mit dem Norden gemeinsamen sogenannten Julblock, d. i. ein Holzklotz, der am Christabende ins Feuer gelegt und wo möglich brennend erhalten wird und durch vieles Andere bezeugt. Dieser Julblock soll auch im Mecklenburgischen vorkommen; eine Urkunde aus dem 12. Jahrh. bestätigt denselben für das Münsterland und auch unsere Weisthümer reden vom Weihnachtsblocke (Grimm, Myth. S. 594).

Zahlreiche Ueberreste dieses Festes bieten uns ferner für Teutschland die Weihnachtsgebräuche dar in den entzündeten, jetzt zwar meistentheils erloschenen Feuern, den brennenden Lichtern, dem mit Stroh umhüllten Rade, welches man mit seiner angezündeten Umhüllung von den Bergen herabrollte, nebst vielen andern, welches insgesammt auf den Frodienst zurückgeht, sowie in den Umzügen der weiblichen Gottheiten der Zwölften, d. i. die zwölf Nächte zwischen Weihnachten und Drei-Königstag, also die alte Julzeit.

3) Das Opferfest zu Sommersanfang sollte seinem Namen nach in die erste Sommernacht (14. April)

---

45) höggunótt Schlachtnacht, anderwärts heißt dieser Anfangstermin bald haukunótt Hakennacht, bald haukanótt Habichtsnacht, was ebenso dunkel ist als die Angabe, daß diese Nacht die Mittwinternacht (14. Dec.) gewesen sein soll. 46) Oder nach obiger Angabe: damit Schnee komme und gute Schlittschuhbahn. 47) Daneben wurden aber je nach Bedarf die Götter auch noch um Güter ganz anderer Art angegangen; so opferte z. B. nach Snorra Edda p. 190 König Halfdan der Alte zu Mittwinter um dreihundertjähriges Leben und lange Dauer seines Reiches.

fallen, die Mythe aber bestimmt dasselbe auf einen Monat nach dem Thorrablôt, also zu Anfang des Monats Gôi. „Goi (Thorri's Tochter)," heißt es ferner Hversu Noregr bygđist und Fundinn Noregr a. a. O., „verschwand und Thorri stellte das Opfer einen Monat später an, als er zu thun pflegte, weshalb man später den Monat, welcher da anfing, Gôi (= Februar) nannte;" vergl. Landnâmabôk 4, 7. Dasselbe hieß daher Gôiblôt. Diesen Zeitpunkt bestätigt die jüngere Ólafs saga h. h. c. 76 (Heimskringla 2, 97), indem dieselbe über dieses Fest zu Upsala, wo es gleichfalls das Hauptfest war, also berichtet: „In Schweden war das alte Sitte, so lange das Heidenthum dort bestand, daß ein Hauptopfer zu Upsalir sein sollte im Gôi: da sollte man opfern um Frieden und Sieg für seinen König, und dahin sollten die Leute kommen aus dem ganzen Schwedenreiche. Es sollte da auch ein Ding aller Schweden sein. Da war auch ein Markt und eine Kaufversammlung und währte eine Woche. Als aber das Christenthum in Schweden angenommen war, da blieb da dennoch das Gerichtsding und der Markt. Nun aber seit das Christenthum allerseits angenommen war in Schweden und die Könige nicht mehr in Upsalir sitzen mochten, da war der Markt verlegt und auf Kyndilmeß (Mariä Lichtmeß) gehalten worden; dabei ist es allezeit seitdem verblieben, und er währt nun nicht länger als drei Tage. Da ist das Ding der Schweden und sie kommen dahin aus dem ganzen Lande" [48]). Die Verlegung auf Lichtmeß entspricht der des Julfestes auf Weihnachten.

Seiner Bestimmung nach galt das Opfer um Sieg, daher es auch sigrblôt hieß, denn jetzt nahte die Zeit zu den Heerfahrten, und das Opfer war mithin ein Bittopfer. Außerdem hatte es aber auch eine der Natur zugewandte Seite, denn es galt auch zur Begrüßung des Sommers und für gutes Jahr (es war also auch ein Frühlingsfest), sowie der Erhaltung oder Erlangung des Landbau und Weide schützenden Friedens. Daher lautet die Formel in der eben angeführten Stelle der jüngern Ólafs s. h. h. c. 75 (nach Fornm. sög.): „til árs ok friđar, ok sigrs konûngi sinum." Welchen Göttern dasselbe galt, wird nicht bestimmt gemeldet, aber ohne Zweifel wol dem Odin für Sieg und gutes Jahr, wie die Ynglinga s. c. 8 ausdrücklich bemerkt. Es mochte aber auch zugleich den Göttinnen gelten, wie der noch später in Schweden dafür erhaltene Name disaþing bezeugt (s. S. 407). Ueber die Dauer des Festes ꝛc. gibt der angeführte Bericht der Olafssage allein Auskunft.

Reiche Nachklänge dieses Festes sind uns in den Fastnacht-, Frühlings- und Sommergebräuchen erhalten, die sich theilweise mit den Weihnachtsgebräuchen berühren.

Außer diesen drei Jahresopfern gab es noch andere, die sich nach längern Zeiträumen wiederholten. Thietmar von Merseburg und Adam von Bremen berichten nämlich von neunjährig wiederkehrenden Opferfesten. Der erstere meldet Chronicon I, 9 (Pertz V, 739. 740): „Est unus in his partibus locus, caput istius regni, Lederun (Hlêthra) nomine, in pago, qui Sêlon dicitur, ubi post 9 annos mense Januario, post hoc tempus, quo nos theophaniam Domini celebramus, omnes convenerunt, et ibi diis suismet 99 homines et totidem equos, cum canibus et gallis pro accipitribus oblatis immolant, pro certo, ut praedixi, putantes, hos eisdem erga inferos servituros, et commissa crimina apud eosdem placaturos." Es ist dies, wie schon oben angeführt wurde, ein Mittwinteropfer, und daß dasselbe ein Fröblôt war, geht nicht nur daraus hervor, daß in dieser Zeit vorzugsweise dem Freyr geopfert ward, sondern auch, daß nach Saxo Grammaticus p. 16 der Gothe Hadding dasselbe bei den Schweden einführte und zu Upsala einrichtete. Die Feier desselben zu je neun Jahren kehrt auch nach Adam's Bericht bei dem Opfer zu Upsala wieder; ebenso die Menschen, Rosse und Hunde mit Ausnahme der Habichte oder Hähne. Daß ein neunjährig wiederkehrendes Festopfer eine beträchtliche Zahl von Menschen und Thieren kostete, hat nichts Unglaubliches, aber die hier angegebene große Zahl derselben mag mit dem letztern Opfer verglichen allerdings sagenmäßige Uebertreibung (denn dasselbe war bereits schon 100 Jahre vor Thietmar erloschen) und aus der Neunzahl hervorgegangen sein, die in dem schwedischen ($9 \times 8 = 72$), wie in dem dänischen Opferfeste ($9 \times 11 = 99$) herrscht; und da wir der Habichte sonst nirgends als opfermäßig versichert werden und offenbar der angegebene Grund des Thieropfers nicht stimmt, so ist J. Grimm's Behauptung (Myth. S. 42) vollkommen gerechtfertigt, daß Thietmar vermische, was bei Leichenbestattungen und zur Sühne geschah. „Doch ließe sich annehmen," fügt derselbe S. 46 hinzu, „daß zur Sühne, gleich Menschen, uneßbare Thiere dargebracht werden durften, sowie Knechte, auch Hunde und Falken dem verbrannten Leichname des Herrn folgten." — Adam's Bericht ist bereits S. 386 fg. 393 und 405 vollständig aufgeführt, sodaß es nur noch des Scholion 137 bedarf: „Novem diebus commessationes et ejusmodi sacrificia celebrantur: unaquaque die offerunt hominem unum cum ceteris animalibus, ita ut per novem dies 72 fiant animalia quae offeruntur. Hoc sacrificium fit circa aequinoctium vernale." Hier ist noch die Zeit bemerkenswerth, indem sie so ziemlich mit der ersten Sommernacht stimmt, in welche das Opferfest zu „Sommersanfang" seinem Namen nach fallen sollte. Da dasselbe nach Adam ein Sühnopfer war, so möchte man wol die Vermuthung wagen, daß es das von Hadding eingeführte Fröblôt sei.

Die drei großen nordischen Jahresopfer fallen also sämmtlich in den Winter; denn im Sommer hatte man genug mit dem Felde und der Weide zu thun, oder die Männer schweiften auf dem Meere umher, im Winter aber pflog man der behaglichen Ruhe (*Tac.* Germ. c. 15) und der festlichen Schmäuse. Der Sommer fiel außer

48) Die S. 401 angeführte Note der Hervararsaga, welche von einem der Freyja dargebrachten Eberopfer zur Jahresbesserung (til árbótar) am Anfange Februars redet, verwechselt dasselbe zwar mit dem Julopfer, bezeugt aber dabei doch die Abhaltung des Festes zu dieser Zeit.

der Arbeit auch dem Rechtsleben zu, mit dem sich wiederum Opfer verbanden, und war, wie uns wenigstens für Island verbürgt ist, durch drei Dingversammlungen ausgezeichnet: das Frühlingsding (vârþing) in der Mitte des Mai, das Alding (alþing) in der Mitte des Juni, das Herbstding (haustþing) am Schlusse des Juli oder zu Anfange des August (Maurer a. a. O. II, 237). In Teutschland hingegen scheinen diese großen Jahresfeste sich mit den Volksversammlungen und ungebotenem Gerichte eng berührt zu haben, so verschieden ihre Zeit auch in den Weisthümern bestimmt wird.

Eigenthümlich teutsche, rein religiöse Feste, welche wenigstens größtentheils für den Norden nicht verbürgt sind, sind hauptsächlich: das Fest der Ostara und das Maifest oder die Pfingstfeier, die sich eng mit einander berühren und mit dem Maiding mehr oder weniger zusammenfallen. Ferner im Mittsommer [49]) das Fest der Sonnenwende auf Johannistag, zu welcher Zeit das Alterthum ebenfalls große Volksversammlungen hielt. Die überaus zahlreichen mythischen Bezüge derselben bewegen sich hauptsächlich um die dramatische Einführung des Sommers oder Mais, um die zum Theil noch nicht ganz erloschenen heiligen Feuer, die durch Reiben entzündet auf Bergen, Marktplätzen und Straßen aufleuchteten und in die man besonders ausgewählte Blumen und Kräuter warf; um das mit Stroh umflochtene Rad, das, in den Flammen jener Feuer entzündet, von den Bergen in das Thal hinabgerollt ward, ein Bild der nun abwärtseilenden Sonne; um das Backen und Austheilen großer Kuchen und Brode, das Springen durch das Feuer und um den fröhlichen Reigen, den man um denselben schlang: Alles Ueberreste heidnischer Opferfeste. Das Ausführlichere hierüber, sowie das weiter hierher Gehörige s. Grimm, Myth. c. XXIV. Von dem Herbstopfer, das sich mit dem Herbstding berührte, war bereits die Rede.

Schließlich verdient noch die Meldung Beda's in der Schrift: De temporum ratione c. 13 Erwähnung, welche uns die Festfeier zu Ehren der beiden Göttinnen Eástre und Hreðe bei den Angelsachsen bei der Erklärung der nach ihnen benannten Monate kundthut: „Rhedmonath a dea illorum Rheda, cui in illo sacrificabant, nominatur.“ „Antiqui Anglorum populi — gens mea — apud eos Aprilis Esturmonath, qui nunc paschalis mensis interpretatur, quondam a dea illorum, quae Eostra vocabatur, et cui in illo festa celebrantur, nomen habuit; a cujus nomine nunc paschale tempus cognominant, consueto antiquae observationis vocabulo gaudia novae solemnitatis vocantes.“ Der Rhedmonath (Hredmônað) ist unser März und begegnet auch auf teutschem Boden (Grimm, Gesch. der deutschen Sprache S. 84), ohne daß wir aber der angelsächsischen Hreðe versichert würden; die Eostra (Eástre) ist unsere Ôstara.

49) Nur die ags. Ausdrücke midsumor und midvinter sind uns erhalten; Snorri spricht zwar in der Ôlafs s. Tryggvas. c. 72 ebenfalls von einem miðsumarsblôt, in der That handelt es sich aber um ein miðvetrarblôt, s. Maurer a. a. O. S. 237.

II. Oeffentliche und privatliche Feste.

Wie die Hauptabschnitte der natürlichen Erscheinung des Jahres durch religiöse Feste und Gebräuche geweiht und verherrlicht wurden, so auch alle wichtigeren Momente des gesammten Volks- und Staats-, sowie des Privatlebens; denn sie standen mit der Religion und dem Cultus in der innigsten Verbindung.

1) Oeffentliche Feste.

Sie begegnen nach den nordischen Quellen hauptsächlich:

a) Bei dem Amtsantritte eines Königs und Goden, s. die S. 399 angeführte Stelle aus der Hervarar s. und die S. 402 angeführte aus der Liðsvetninga s., welche von Opfern reden, die bei diesen Gelegenheiten dargebracht wurden. Der Grund hiervon scheint der zu sein, daß der König wie der Gode weltliche und priesterliche Würde zugleich vereinigten, und daß von ihrem Verhältnisse zu den Göttern der Segen oder Unsegen des ganzen Landes abhängig gedacht wurde (vergl. S. 397). Ferner war es im Norden wie in Teutschland eine althergebrachte Sitte, daß ein neuer König bei der Uebernahme des Reiches auf der großen Heerstraße feierlich durch das Land ziehen und dem Volke seine Freiheiten bestätigen mußte.

b) Bei ungebotenen und gebotenen Dingversammlungen, wie sich aus der Verbindung der Tempel mit den Gerichtsstätten (s. §. 5) und den verschiedentlich erwähnten Gerichtshandlungen ergibt.

c) Bei dem Beginne einer Schlacht oder nach derselben, entweder um den Sieg zu erbitten, oder um dafür zu danken; im ersten Falle ging nicht selten eine feierliche Todesweihe des Feindes voraus, worüber man den Artikel Gûngnir nachsehe, sowie ferner Meister Adam's Meldung IV, 27, daß die Schweden, wenn Krieg drohe, dem Wodan opferten, sodann des Tacitus Bericht über die Varusschlacht und Mehres, was oben gelegentlich erwähnt wurde.

d) Bei Hungersnoth und sonstigen Calamitäten. Solche Opfer mögen vorzüglich dem Thor gebracht worden sein, denn Meister Adam meldet a. a. O.: „si pestis et famis imminet, Thor ydolo lybatur,“ und mögen sich auch wol an die großen Herbstopfer angeschlossen haben, wie es wenigstens bei dem Opfertode des Königs Domaldi, das in den Herbst fiel, sehr wahrscheinlich ist; allein erwägt man den Opfertod der Könige Olaf Tretelja und Harald (s. S. 397), die ebenfalls bei ausgebrochener Hungersnoth erwähnt werden, so scheint es, als ob man im Drange der Noth auch zu besondern Mitteln und außerordentlichen Opfern griff, wie denn auch diese Opfer nach ausdrücklicher Meldung nicht dem Thor, sondern dem Odin fielen.

Außerdem gab das öffentliche Leben noch zahlreiche Veranlassungen zu Opfern; so sei beispielsweise nur noch erwähnt, daß man opferte für Beliebtheit beim Volke (Landnâma 3, 16), und daß, als Thorvaldr bei der ersten Mission auf Island in einem Hause den Glauben

predigte, inzwischen die Hausfrau Fridgerdr in demselben opferte, um diese Predigt unwirksam zu machen (Þórvalds s. c. 5; jüngere Ólafs s. c. 133, s. Maurer a. a. O. I, 214), womit zu vergleichen ist, daß kurz vor der gesetzlichen Einführung des Christenthums daselbst die Gegner beschlossen, eifrige Gelübde an die Götter zu thun und zwei Männer aus jedem Landesviertel zu wählen, um sie den Göttern zu opfern, dafür, daß sie nicht das Christenthum über das Land kommen lassen möchten (s. S. 398); sowie ferner das oben S. 402 dem Wodan dargebrachte Opfer für Verleihung des Windes zum Anzünden einer Kirche.

2) Privatliche Feste.

Sie begleiten fast das ganze Leben bis zum Grabe und in jeder Lage, in welcher der Mensch der Hilfe und des Schutzes der himmlischen Mächte zu bedürfen glaubte, wandte er sich mit Opfer oder Gebeten an dieselben. Sie brachte meist nur der einzelne Mensch oder die Familie dar und zwar entweder in dem Privattempel, sofern man einen solchen besaß, oder im eigenen Hause (vergl. das eben angeführte Beispiel von der Fridgerdr und Ólafs s. h. h. c. 92), oder an sonst einer geheiligten Stätte.

Die feierliche Handlung, mit der im Norden das Kind gleich nach seiner Geburt vom Vater oder dessen Vertreter mit Wasser begossen und mit einem Namen belegt wurde, und wodurch es erst sein Recht auf das Leben erworben, scheint von keinem Opfer begleitet gewesen zu sein. Dagegen hat sich auf den Faröern für die erste Mahlzeit der Wöchnerin der Ausdruck Nornengrütze (nornagreytur) erhalten, und Weinhold a. a. O. S. 283 vermuthet, daß die Mutter hiervon den Schicksalsgöttinnen opferte, die beim Eintritte eines Menschen in das Leben ihre weisende und bestimmende Macht entfalteten. Sicherer aber sind Opfer:

a) Bei Eingehung einer Ehe, denn schon Meister Adam sagt a. a. O.: „lybatur ... si nuptiae celebrandae sunt Fricconi (Freyr),“ wie denn auch der Ausdruck „den Brautlauf trinken“ (drekka brúðhlaup) ein feierliches Mahl andeutet, bei dem Thor's, Odin's und Freyr's Minne getrunken ward (Herrauðs s. c. 12) und auch wol Gelübde abgelegt wurden, wie bei den größeren Opfern (Hänsaþoris s. c. 12). Zur Weihung der Bräute diente Thor's Hammer (Hamarsheimt 30), und von bestimmt formulirten Gebeten, die man auch wol in dem Tempel zu sprechen pflegte, redet Holmverja s. c. 19: „Grimkell ging zum Tempel der Thorgerdr Hörgabrudr und wollte die Weihesprüche wegen der Heirath der Thorbiörg sprechen“ (vildi mæla fyrir raðahag þeirra þorbjargar). Maurer a. a. O. II, 227. Wozu man noch aus der Harðar s. Grimkelssonar c. 16 füge: „Grimkell ging zu dem Tempel der Thorgerdr Hörgabrudr und wollte die Ehe der Thorbiörg einsegnen.“ Die Vermählten pflegten auch wol nicht eher des ehelichen Umgangs zu genießen, bis sie durch Opfer erforscht, wie die Beschaffenheit ihrer Nachkommenschaft sein würde, denn sonst befürchtete man Unheil (Ragnars s. Loðbróks s. c. 5). Die teutschen Gebräuche s. bei Rocholz a. a. O. 2, LI fg.

b) Bei der Bestattung. Die nordischen Quellen versichern uns zwar der Weihung des Scheiterhaufens mit Thor's Hammer (Gylfaginning c. 49), berichten aber Nichts von dabei stattgefundenen Opfern, allein teutsche Gebräuche setzen diese außer Zweifel; denn wir ersehen aus ihnen, daß als Todtenopfer eine Kuh oder ein Ochse dargebracht wurde, von deren Fleisch sodann ein feierliches Leichenmahl gehalten wurde (s. Mannhardt a. a. O. S. 51 und oben S. 401), außerdem scheint man auch Rosmarin und Citrone dem Todtengotte geopfert zu haben (s. meine Deutsche Heldensage I, 56).

c) Bei dem Erbschaftsantritte. Daß mit dem feierlichen Erbschaftsmahle (erfi, erfisöl), welches der Erbe zum Gedächtniß des Verstorbenen und zum öffentlichen Antritte der Hinterlassenschaft den Freunden und Nachbarn gab, stets ein Opferfest verbunden war, ergibt sich aus Folgendem. Einmal erfahren wir aus der Eyrbyggia s. c. 54, daß das Erbmahl, welches man einem Ertrunkenen hielt, die Wirkung habe, den Aufenthalt bei Ran freundlicher zu machen; sodann meldet die Ynglinga s. c. 40, daß der Erbe, der beim Beginn des Mahles auf einem Schemel vor dem seit dem Tode des Erblassers leerstehenden Hochsitze saß, bei dem ihm dargereichten Becher sich erhob, das Gelübde auf den Bragabecher ablegte, darauf den Hochsitz einnahm und sich so in sein Erbe einsetzte; von Thor's und Odin's Minne bei derselben Gelegenheit redet die Þórsteins s. bäarm. c. 9; endlich erfahren wir, daß in christlicher Zeit das Erbmahl in ein Seelenmahl (sáluöl) umgewandelt ward, das man am 7. oder 30. Tage nach dem Tode abhielt und dem nach dem Gulaþingsl. 23 der Priester bei Strafe beiwohnen mußte; auch in Teutschland wurden an denselben Tagen außer den Seelenmessen Schmausereien mit Spenden aus der Erbschaftsmasse gegeben (s. Schmeller, Bayer. Wörterbuch I, 410 fg.).

d) Bei der Besitznahme von Land. „Die Besitznahme von Land setzt nach isländischer Rechtssitte eine feierliche Feuerweihe voraus, für welche der Ausdruck at helga ser land, sich das Land heiligen, technisch steht“ (Maurer a. a. O. II, 229, vergl. auch oben S. 391).

e) Bei der Ackerbestellung. Einiges ist schon früher S. 403 fg. erwähnt, namentlich aber thut die von Grimm, Myth. S. 1185 fg., mitgetheilte angelsächsische bôt des untragenden, durch Zauber verderbten Ackers die dabei üblichen heidnischen Opfer und deren Zusammenhang mit dem Tempelcultus kund.

f) Bei der Freilassung eines Sklaven. Wie die S. 402 angeführte Stelle Bestimmung der Frostu þ. L., verglichen mit der der Gula þ. L. §. 62, zeigt, sollte bei dieser Handlung ein Freiheitsbier (frelsiöl) bereitet und ein Widder geopfert werden.

g) Bei dem Zweikampfe, und zwar dem Holmgange (holmganga), der gesetzlich bestimmt war (nicht bei dem nach Belieben und Vermögen vor sich gehenden

einvîgi), geschieht sowol einer feierlichen religiösen Handlung als auch des Opfers bestimmte Meldung. Nach den Gesetzen des Zweikampfes (holmgangulög) nämlich sollte ein Stück Zeug (feldr), fünf Ellen im Durchmesser, an seinen Enden mit Pflöcken (tjösnur) auf dem Boden befestigt werden, und derjenige, der die Vorbereitung traf, sollte so zu den Pflöcken gehen, daß er den Himmel sah zwischen seinen Beinen und sich an den Ohrläppchen hielt mit der Formel, welche seitdem bewahrt wurde bei dem Opfer, welches man tjosnublôt nennt. Der Platz ward dann, wie für die Gerichte an der Dingstätte, mit vier Haselstangen als heilige Grenzen umhegt (Kormaks s. c. 10). Der Sieger opferte aus Dank ein Rind (s. S. 400). Vergl. Maurer a. a. O. II, 223 fg. und Weinhold a. a. O. S. 299 fg.

Außerdem sehen wir den Einzelnen noch in vielen andern Lagen des privatlichen Lebens den Göttern Opfer darbringen. So opferte man noch für Vaterrache (Helgakv. Hund. 2, 28), für Anrichtung und Abwendung von Schaden (Landnâma 2, 29, vergl. Sturlûnga s. 1. c. 3), für Heilung einer Wunde (S. 400), für langes Leben (Landnâma 3, 4), für Sendung des Holzes zu den Hochsitzpfeilern (Eyrbyggia s. c. 7), für Speise bei drückender Hungersnoth (Þorfinns s. karlsefnis c. 7), für Vertreibung des Feindes aus seinem Gebiete (S. 399 fg.), für guten Fahrwind (S. 403) u. dgl. m.; vergl. Maurer a. a. O. II, 230.

III. Weissagungsopfer.

Der Zusammenhang der Opfer mit der Weissagung ist unleugbar; denn um den Gott geneigt zu machen, dem fragenden Menschen die Zukunft zu offenbaren, glaubte man auch hier der Bitte eine Gabe beifügen zu müssen, doch war, wie schon bemerkt, auch Weissagung ohne Opfer möglich.

Im Allgemeinen zeigen diesen Zusammenhang an, ohne daß sich jedoch etwas Näheres daraus gewinnen ließe, folgende beiden Nachrichten. Vor Allem die bekannte Nachricht Wilibald's in der Vita Bonifacii (Pertz II, 343) über das Heidenthum der Hessen und den Cultus der Donnereiche bei Geismar: „alii lignis et fontibus sacrificabant, alii aruspicia et divinationes, praestigia atque incantationes exercebant, alii auguria et auspicia intendebant diversosque sacrificandi ritus incoluerunt.“ Sodann Walafrid Strabon's Meldung in seiner Vita s. *Galli* (Act. Bened. sec. II, 219): „homines ibidem (Tucconiae) commanentes crudeles erant et impii, simulacra colentes, idola sacrificiis venerantes, observantes auguria et divinationes et multa superstitiosa sectantes.“

Aus den übrigen Nachrichten ergibt sich ein Zwiefaches:

1) Entweder das dargebrachte Opfer selbst diente zur Weissagung, indem man aus dem Blute oder den Eingeweiden desselben die Zukunft zu erschließen suchte. Bezeugt ist jedoch solches nur bei Menschenopfern, wie *Strab.* VII, 2: *„ἔθος δέ τι τῶν Κίμβρων διηγοῦνται τοιοῦτον, ὅτι ταῖς γυναιξὶν αὐτῶν συστρατευούσαις, παρηκολούθουν προμάντεις ἱέρειαι πολιότριχες, λευχείμονες, καρπασίνας ἐφαπτίδας ἐπιπεπορπημέναι, ζῶσμα χαλκοῦν ἔχουσαι, γυμνόποδες· ταῖς οὖν αἰχμαλώτοις διὰ τοῦ στρατοπέδου συνήντων ξιφήρεις· καταστέψασαι δ' αὐτοὺς ἦγον ἐπὶ κρατῆρα χαλκοῦν, ὅσον ἀμφορέων εἴκοσι· εἶχον δὲ ἀναβάθραν, ἣν ἀναβᾶσα (ἡ μάντις) ὑπερπετὴς τοῦ λέβητος ἐλαιμοτόμει ἕκαστον μετεωρισθέντα· ἐκ δὲ τοῦ προχεομένου αἵματος εἰς τὸν κρατῆρα, μαντείαν τινὰ ἐποιοῦντο, ἄλλαι δὲ διασχίσασαι ἐσπλάγχνευον ἀναφθεγγόμεναι νίκην τοῖς οἰκείοις.“* Dieser Kessel war, wie schon erwähnt, ein hlautbolli. Von Menschenopfern behufs der Weissagung redet auch *Procop.* De bello goth. II, 25 (s. S. 397).

2) Oder man brachte dem Gott, an den man sich mit der Bitte um Aufschluß der Zukunft wandte, ein Opfer dar, der dann durch ein Zeichen auf die an ihn gerichtete Frage antwortete. Hierfür gebrauchte man vorzugsweise den Ausdruck gânga til frêttar, durch Fragen zur Erkundigung gehen. Eine zwiefache Weise ist auch hier zu unterscheiden:

a) Entweder überließ man es einfach dem Gott, auf welchem Wege er seine Antwort ertheilen wollte. Der sofortige Tod des Opferthieres galt als günstige Antwort (Vîgaglûms s. c. 9 [oben Note 21]), ebenso das Erscheinen von Raben (Ôlafs s. Tryggvas. c. 28; Fagrskinna §. 48).

b) Oder man legte dem befragten Gott bestimmte Mittel vor, wodurch er die an ihn gerichtete Frage beantworten sollte. Dahin gehört namentlich die Loosung durch die mit Runen oder Marken bezeichneten Stäbe (*Tacit.* Germ. c. 10; *Ammian.* XXXII,2; vergl. *Caes.* De bello gall. I, 50. 53; Jômsvîkinga s. c. 42), insbesondere aber die mit dieser Losung in Verbindung stehende Befragung, welche man mit dem dunkeln Ausdrucke at fella blôtspânn (auch nur einfach spânn), den Opferspan fällen, bezeichnete. Von dabei dargebrachten Opfern ist freilich nicht immer ausdrücklich die Rede, aber die Darbringung von Opfern wird nicht selten dadurch entschieden, s. Hervarar s. c. 11 [50]; Gautreks s. c. 7 (s. oben S. 394 u. 405). Vergl. Maurer a. a. O. II, 123.

Ein Zusammenhang der Opfer mit dem Zauberwesen, der aus den obigen Nachrichten Wilibald's und Walafrid Strabon's zu folgen scheint, ist jedoch ebenso problematisch, als es andererseits sicher ist, daß sich das Opfer selbst allmälig mit der Zauberei vermischte (S. 395); siehe übrigens Liliencron und Müllenhoff, Zur Runenlehre.

§. 11.

Die Umzüge der Götter.

In den Kreis der rein religiösen Feste fallen auch die feierlichen Umzüge der Götter. Man dachte sich nämlich

50) Hier wird in der Anmerkung ausdrücklich gesagt, daß ein Ding im ganzen Lande angesetzt ward, und als die Leute zusammenkamen, ward da ein großes Opfer angestellt und der Span gefällt und von weisen Männern zur Befragung geschritten. Vergl. auch oben S. 401 lôs und lôss.

die Götter zu gewissen Jahreszeiten unter den Menschen erscheinend, von Gemeinde zu Gemeinde, von Land zu Land feierlich umherziehend, um sich ihres Umgangs und ihrer Verehrung zu erfreuen.

Am feierlichsten war der Umzug mit dem Bilde oder dem Symbol der Gottheit, wobei man sich diese selbst von ihrem Heiligthume aus, nachdem sie dessen Priester ihre Anwesenheit kund gethan, unter den Menschen ihren Umzug haltend dachte. Den mit der Bildsäule oder dem Symbole geschmückten heiligen Wagen geleitet der Priester mit tiefer Ehrfurcht, und wohin der Zug kommt, harrt seiner der feierlichste Empfang. Alle Stätten, welche die Gottheit ihres Besuches und Aufenthaltes würdigt, sind festlich geschmückt, Opfer und Weihgeschenke, denen Jubel und fröhliche Mahle sich anschließen, werden ihr dargebracht, und ein tiefer Festfriede, während dessen alle Arbeiten und alle Waffen ruhen, erhöht die Heiligkeit der hohen Tage. Alsbald klärt das Wetter sich auf und die Hoffnung auf ein gesegnetes Jahr zurücklassend, scheidet die Gottheit, um Andere zu beglücken. Das Nähere bieten die Zeugnisse. Vor Allem die vielbekannte und vielbesprochene Schilderung des Tacitus vom Umzuge der Nerthus German. c. 40. Nicht allen Germanen legt derselbe die Verehrung dieser Göttin bei, sondern nur den Reudingern, Avionen, Angeln, Varinen, Eudosen, Suardonen und Nuithonen: „nec quicquam notabile in singulis, nisi quod in commune Nerthum, id est, Terram matrem colunt, eamque intervenire rebus hominum, invehi populis arbitrantur. est in insula Oceani castum nemus, dicatumque in eo vehiculum, veste contectum. attingere uni sacerdoti concessum. is adesse penetrali deum intelligit, vectamque bubus feminis multa cum veneratione prosequitur. laeti tunc dies, festa loca, quaecunque adventu hospitioque dignatur. non bella ineunt, non arma sumunt; clausum omne ferrum; pax et quies tunc tantum nota, tunc tantum amata, donec idem sacerdos satiatam conversatione mortalium deam templo reddat mox vehiculum et vestes et, si credere velis, numen ipsum secreto lacu abluitur. servi ministrant, quos statim idem lacus haurit. arcanus hinc terror sanctaque ignorantia, quid sit illud quod tantum perituri vident.“ Hierher gehört sodann auch die oben S. 384 angeführte Nachricht des Sozomenus von der auf einem Wagen stehenden Bildsäule des gothischen Gottes, die vor den Wohnungen herumgeführt ward und vor der man niederfallen und opfern mußte. Ferner der tit. XXVIII im Indic. superst. de simulacro, quod per campos portant. Enger aber an die Taciteische Nachricht schließt sich folgende aus christlicher Zeit stammende in der jüngern Olafs s. Tryggvas. c. 173 (Fornmanna sögur 2, 73—78): Im Frühlinge wurde in Schweden eine Bildsäule des Gottes auf einem Wagen durchs Land gefahren. Man meinte, das sei der lebende Gott, der seine Umfahrt halte, um Gastmähler einzunehmen und dabei den Leuten für Fruchtbarkeit des Jahres zu sorgen. Der Gott und eine Priesterin, die man sein Weib nannte, saßen im Wagen, ein Diener schritt voraus. Ueberall auf den Wegen strömte das Volk zusammen und empfing den Wagen mit Opfermahlzeiten, um ein fruchtbares Jahr zu erbitten, und spendete Gaben von Gold, Silber und guten Kleidern und andern kostbaren Dingen. Wo der Gott einkehrte, klärte sich alsbald das Wetter auf und man hoffte auf fruchtbares Jahr. Als einst ein Norweger, Namens Gunnar Helmingr, der vor Olaf Tryggvason geflohen war, sich auf den heiligen Wagen geschlichen und, ohne daß die schöne Priesterin es merkte, des Götterbildes Kleider angezogen hatte, ward dieselbe schwanger, das Volk sah das für ein günstiges Vorzeichen an, und die Sonne lachte auch so hell und freundlich und Alles deutete so sehr auf ein gesegnetes Jahr, daß man nicht anders urtheilen konnte. Zu diesem Zwecke waren die nordischen Götterbilder transportabel, wie das Thorbild zu Hunthorp (oben Note 7); der in dem Tempel Jarl Hakon's und Gudbrand's auf einem Karren stehende Thor (oben Note 7) und die Bildsäule des Thor, die der Norweger Raudr auf der Insel mit sich herumführte (wobei freilich Zauberei im Spiele ist, s. Note 24), müssen transportabel gewesen sein; desgleichen die Götterbilder in dem Tempel der Thorgerdr Hörgabrudr, denn die Hardar s. Grímkelssonar erzählt c. 19, als Grimkell in den Tempel der Thorgerdr Hörgabrudr kam, um die Ehe der Thorbiörg einzusegnen: „Da waren die Götterbilder in großer Bewegung und am Ausziehen von den Altären.“

Von großer Wichtigkeit sind sodann mehre Nachrichten, welche von Umzügen mit einem sogenannten Schiffswagen (d. i. einem mit Rädern versehenen Schiffe) vom Niederrheine bis nach Cöln und ferner in Schwaben reden, und welche auf die Kunde des Tacitus German. c. 9 von dem Schiffe, dem Symbole, der bei den Sueben[51]) verehrten Göttin Isis (Isa = Ursula = Holda, s. meine Deutsche Heldens. I, 154) Licht werfen. Im J. 1133 — erzählt des *Rodulfi* Chronicon abbatiae s. *Trudonis* lib. XI — wurde in einem Walde bei Inda (Inden, später Cornelimünster im Jülischen, unweit Aachen) ein solcher Schiffswagen gezimmert und durch die Mitglieder der Weberzunft, die sich vorspannten, zuerst nach Aachen, dann nach Mastricht (wo Mastbaum und Segel hinzukam), hierauf nach Tungern, Looß u. s. w. im Lande umhergezogen, überall unter großem Zulaufe und Geleite des Volkes. Wo es anhielt, war Freudengeschrei, Jubelgesang und Tanz um das Schiff herum bis in die späte Nacht. Die Ankunft des Schiffes sagte man den Städten an, welche ihre Thore öffneten und ihm entgegengingen. Wer die Erlaubniß erbat, das Schiff berühren zu dürfen, mußte die Kleinode von seinem Halse den Webern geben oder sich durch eine andere Gabe lösen. Eines Bildes wird nicht gedacht, wol aber unter Anderem, daß es gentilitatis studio aufgeschlagen sei, daß in ihm maligni spiritus herum-

51) Die Schwaben sind die Nachkommen der Sueben und die Bewohner des linken Ufers des Unterrheins sind mit Sueben vermischt, die Tiberius nach der Varusschlacht dahin verpflanzte. — Zu dem Schiffswagen vergl. S. 381 das magdeburger Götzenbild.

ziehen, ja daß es ein Schiff des Neptun oder Mars, des Bacchus oder der Venus heißen könne. Grimm, Myth. S. 237 fg. Aehnliche Umzüge mit Schiffen von Brüssel aus die Schelde und Senne hinauf, sowie auf der Leye, die das Bild einer Heiligen tragen, hat Wolf, Beiträge I, 152 fg. gesammelt; s. auch Schade's Schrift: Die Legende von der heiligen Ursula. Zu Ulm wurde noch 1530 verboten, zu Fastnacht mit Schiffen und Pflügen herumzufahren. Die Gewohnheit des Pflugumziehens scheint aber weitere Verbreitung gefunden zu haben (Grimm, Myth. S. 242).

Von diesen feierlichen Umzügen sind die zu unterscheiden, welche die Götter ohne Vermittelung der Priester halten, und je nach Verdienst den Menschen Lohn oder Strafe zuertheilen; sie können jedoch kaum noch zum Cultus gerechnet werden. Außerordentlich reich sind namentlich unsere Sagen von dem Umzuge der mütterlichen Göttin, die je bei den verschiedenen teutschen Stämmen als Frau Berchta, Frau Holla, Fru Frêke, Fru Gôde oder Gaue u. dgl. m. hervortritt. Das Gemeinsame dessen, was uns die Sagen von ihr erhalten haben, läßt sich, soweit es hierher gehört, nach dem Vorgange Weinhold's, Die deutschen Frauen S. 35 also zusammenfassen: Sie zeigt sich den Menschen am öftersten in den Zwölften. Da hält sie ihren Umzug durch das Land, und wo sie naht, ist den Feldern Segen fürs künftige Jahr gewiß. Darum wird ihr auch bei der Ernte ein Dankopfer gebracht, ein Halmbüschel wird nicht abgemäht, sondern unter gewissen Gebräuchen der Fru Gôde u. s. w. geweiht, wie er auch wol für Wodan's Roß stehen bleibt. Bei dem Zwölftenumzuge sieht sie nach, ob das Ackergeräth an gehöriger Stelle sich befinde, und wehe dem Knechte, der nachlässig war. Am aufmerksamsten ist sie für den Flachsbau und das Spinnen. Sie tritt in die Spinnstuben oder schaut durch das Fenster und wirft eine Zahl Spulen hinein, die rasch abgesponnen werden sollen, wie alles das in andern Sagen auch von der ihr entsprechenden männlichen Gottheit berichtet wird. Fleißige Spinnerinnen beschenkt sie mit schönem Flachse, faulen besudelt sie den Rocken. Zu Fastnacht muß Alles abgesponnen sein und dann ruht sie von ihren Wanderungen. Ihren Umzug hält sie auf Wagen oder Pflug; an ihre Stelle tritt auch, für Binnenlande seltsam genug, ein Schiff. Wagen, Pflug und Schiff, im Begriffe verwandt und selbst im Worte zusammenfallend (s. Grimm, Geschichte der deutschen Sprache S. 56), sind Symbole der Einen großen mütterlichen Gottheit. Unverheirathete Mädchen werden dabei gezwungen, den Pflug der Göttin zu ziehen, eine Strafe der Ehelosigkeit, denn die mütterliche Gottheit begünstigt die Ehe. Ihr Schiff ziehen die Weber, einst die Priester der Gottheit, welche die Weberkunst gelehrt habe.

Diesem Umzuge der mütterlichen Gottheit stellen sich nun auch die der männlichen zur Seite, worüber uns nicht weniger reiche Ueberlieferungen zu Gebote stehen. Ohne Zweifel gehört vor Allem unter Anderem hierher der Umzug Wodan's mit dem wüthenden Heere und der wilden Jagd, der meist in die heiligen Zeiten, namentlich der Zwölften fällt, und wo er vorbei geht, zumal mit wildem Sausen, ein gutes Jahr bringt und dem Menschen, der sich seine Gunst erworben, reiche Gaben spendet. Alle Arbeit muß da ruhen, Niemand darf spinnen oder Flachs auf dem Rocken haben, sonst jagt der Wode auf weißem Rosse hindurch, oder der Wolf, das dem Gott der Schlacht und des Sieges folgende Thier, zerreißt den, welcher die aus solchem Garne gesponnene Leinwand trägt. Kein Backgeräth noch Holz darf vor dem Ofen liegen bleiben, denn es ist heilige Zeit. Der Gott selber fordert seine Opfer ein, auf den Bergen lohten heilige Feuer. Uralte Culturgebräuche stellen den Umzug Wodan's dramatisch dar, welche sich noch bis heute in den Weihnachtsgebräuchen erhalten haben. In vielen Gegenden Teutschlands, sowie in England zieht in der Adventszeit ein Bauer oder auch Knaben, als Schimmelreiter verkleidet, von Hof zu Hof; derselbe führt je nach den Gegenden verschiedene Namen, als Ruprecht, Knecht Ruprecht, der dann auch als eine in Pelz oder Stroh gehüllte Gestalt die artigen Kinder beschenkt, die unartigen bestraft, derselbe nennt sich auch nach Heiligen: Nicolaus, Martin oder anders. Der Schimmelreiter zeigt sich außerdem zu Fastnacht, Pfingsten (ursprünglich das Maifest) und unter dem Namen des „Herbstpferdes“ in den Martinsgebräuchen. Siehe Wolf a. a. O. II, 123 fg. Mannhardt, Die Götterwelt I, 141 fg.

Als Ueberreste der alten Opfermahle, die den umziehenden Göttern zu Ehren angestellt wurden, sind die noch vielfach sich bis jetzt erhaltenen gewissen Speisen, welche die Gottheit zu heischen pflegte, sowie vielleicht auch die eigenthümlich geformten Backwerke (Pferde, Hirsche, Eber, donnerkeilförmige Kröppeln rc.) zu betrachten.

(*A. Raszmann.*)

GÖTTERDÄMMERUNG. In der Kosmogonie des Nordens haben die Götter kein vorweltliches Dasein, sondern sie sind erst mit der Welt entstanden, ja, sie sind nicht einmal die zuerst entstandenen Wesen. Vor ihnen war bereits der Urriese Ymir oder Aurgelmir, der Vater der Reifriesen (Hrimthursen), der aus den Tropfen des giftigen Reifes, welcher aus der nördlichen Nebelwelt (Niflheim) kommend durch Berührung mit den von der südlichen Flammenwelt (Muspelheim) ausströmenden warmen Lüften und Funken schmolz, geboren ward; während die Götter von dem durch die Kuh Audhumla aus dem Ureise hervorgeleckten Buri stammen. Kaum ist aber das Göttergeschlecht neben das Geschlecht der Reif- oder Frostriesen getreten, so kommt es zwischen beiden zum Kampfe. Buri's Enkel Odin, Vili und Ve erschlagen Ymir mit seinem ganzen Geschlechte bis auf Bergelmir, der auf einem Boote entkommt, und von dem die Geschlechter der neuen Reifriesen stammen. So bestehen von Uranfang an zwei nach Abstammung und Wesen verschiedene Geschlechter, die Riesen und Götter, neben einander, und zwischen beiden herrscht unversöhnliche Feindschaft, die sich durch ihr ganzes Leben in völlig dramatischer Entwickelung, die gesammte Mythologie wesentlich beherrschend, hinzieht, und in der furchtbaren Katastrophe endigt, durch welche nicht nur beide Ge-

schlechter, sondern auch die von den Göttern gebildete Welt ihren Untergang findet. Die nordischen Denkmäler nennen diesen Untergang der Götter ragnarökr, ragnarök (goth. raginê riqvis?), **Götterdämmerung**, eigentlich Götterdunkelheit, Götterverfinsterung; „ragnarök ist also Götternacht, welche über alle, auch die höchsten Wesen herannaht" (Grimm, Myth. 774); statt dessen begegnet im Vafþrûðnismâl 39 auch der Ausdruck aldar rök Verfinsterung der Zeit, ebenda 52 aldarlag, und Helgakv. Hundingsbana II, 39 aldar rof Untergang der Zeit. Die teutschen Denkmäler bieten nur in dem altsächsischen Hêliand und dem altbairischen Gedichte, Muspilli genannt, den dunkeln Ausdruck mudspelli, mutspelli (Hêl. 79[12]; 133[4]), muspilli (Musp. 62), welcher in seinem ersten Theile dem jenes altnordischen muspellheimr oder muspell genau entspricht und wahrscheinlich den Untergang der Welt durch Feuer bezeichnet.

Der Mythus selbst war ohne Zweifel allen germanischen Stämmen gemeinsam, die zusammenhängenden Ueberlieferungen desselben haben wir aber nur den altnordischen Denkmälern zu verdanken, und zwar hauptsächlich der Völuspâ Str. 32—35 und 44—56, sowie dem Gylfaginning c. 51. Einzelnes bieten auch einige der übrigen eddischen Lieder, sowie die Skaldengedichte und andere Quellen, als des Saxo Grammaticus Erzählung von der Bravallaschlacht (ed. *Stephanus* p. 151), oder vielmehr das dieser zu Grunde liegende alte Lied, und Gunnlaug's Merlinus spâ Str. 51—61 (Annaler for Nordisk Oldkyndighed og Historie, Jahrg. 1849, S. 34 fg.), was seines Ortes angeführt werden soll, soweit es von Wichtigkeit ist.

Halten wir uns ausschließlich an die Grundanschauung der Völuspâ, so ergibt sich, daß das in die Götter- und Menschenwelt eindringende und immer gewaltiger um sich greifende Böse die Ursache zu dem allgemeinen Untergange ist, indem mit dessen Eindringen die Verfinsterungen des sittlichen Wesens und Waltens der Götter beginnt, wodurch die von ihnen gebändigten alten, schon vor ihnen existirenden Elementarmächte, die Riesen, wieder frei werden und es diesen mit den von denselben erzeugten Ungethümen endlich vereint gelingt, ihr entsetzliches Vernichtungswerk auszuführen.

Nach Ymir's Ermordung gestalten die Götter aus dessen Leichnam sofort unsere Welt und beschränken das entflohene Riesengeschlecht durch Anweisung ihrer Wohnsitze längs der Seeküste, sie selbst aber nehmen ihre Wohnsitze im Mittelpunkte des Universums, richten sich daselbst ein, lassen von ihrer weltschöpferischen Thätigkeit ab und genießen in harmloser Unschuld das goldene Zeitalter. Da nahen drei Jungfrauen aus dem Riesenlande, die übermächtigen Nornen, die als die Göttinnen des unabwendbaren Schicksals ihnen zeigen, daß sie nicht die absoluten Beherrscher der Welt sind und mit ihrem Erscheinen findet das goldene Zeitalter der Götter ein Ende. Diese beginnen nun aufs Neue ihre weltschöpferische Thätigkeit und schaffen die Zwerge und Menschen, aber alsbald schwören sie nun selbst ihr eigenes Verderben und das der von ihnen geschaffenen Welt herauf. Auf selbstsüchtige Thatenlosigkeit und Genußsucht, in welche sie vorher versunken waren, folgt jetzt unersättliche Goldgier, diese ergreift nun auch die Menschen: und damit ist der Keim des unheilbringenden Bösen geweckt. Während sie aber noch berathen, ob sie dieses in der Menschenwelt ausgebrochene Böse bestrafen oder Sühnopfer dafür nehmen sollen, werden sie von den Wanengöttern mit Krieg überzogen, sei es nun, um an ihnen selbst für das heraufbeschworene Verderben Rache zu nehmen, oder um ihnen die Herrschaft über die verderbte Welt zu entreißen. Zwar kommt zwischen den Asen und Wanen ein Friede zu Stande, dem zufolge der Wanengott Niördr nebst seinen beiden Kindern Freyr und Freyja zu den Asen kommen und so an der Herrschaft der Welt theilnehmen, aber dadurch daß Odin in diesem Kriege seinen Todesspieß unter das Volk geschleudert, hat sich das Böse schon zum Menschenmord gesteigert, und dem Verderben ist nun nicht mehr zu wehren, obgleich die Wanen vorzugsweise bemüht sind, ein Leben in Fülle und Frieden, Milde und Freundlichkeit zu stiften und somit unter den Menschen Glück und Frieden wieder herzustellen und dauernd zu begründen [1]).

Jene Wanengötter gehen nun selbst theils gezwungen, theils freiwillig eheliche Verbindungen mit den Riesen ein, aber diese Ehen vermögen zwischen ihnen keinen Frieden zu begründen, da ein solcher zwischen guten und bösen Mächten nie stattfinden kann. Niördr vermählt sich mit der Riesentochter Skadi, aber die Ehe ist nicht glücklich und ohne Bestand [2]); Freyr wirbt um die Riesentochter Gerdr, aber um ihre Hand zu gewinnen, muß er sein treffliches Schwert aufopfern, dessen Verlust ihm dereinst in dem großen Weltkampfe das Leben kosten wird, und er weiß deshalb recht wohl, daß „unter Asen und Alfen nicht Einer" die Verbindung gutheißt [3]); nur die Verbindungen Odin's mit der Riesin Gridhr und Thor's mit der Riesin Jarnsara waren in sofern segensreich, als aus jener der gewaltige Widar, aus dieser Modi und Magni entsprangen.

Um daher das feindliche Riesengeschlecht zu vertilgen, ist Thor fast beständig auf der Ostfahrt begriffen „Unholde zu schlagen" [4]), und die mythischen Sagen sind voll von solchen Abenteuern, allein da das feindliche Geschlecht, so viele desselben er auch erschlägt, nicht ausgerottet werden kann, so ist dies ebenso vergebens, als daß er mit den Göttern alle Versuche der Riesen, durch den Besitz der Freyja die Weltherrschaft an sich zu reißen, vereitelt [5]), weil die Götter den Feuerriesen Loki in ihre Reiche aufgenommen haben, der im Geheimen an ihrem Untergange arbeitet, sie durch seinen satanischen Einfluß vollends in Sünde und Unglück stürzt und mit dem Riesenweibe Angrboda die verderblichen Ungeheuer erzeugt: den Fenriswolf, die Midgardsschlange und die Hel, die in Riesenheim erzogen werden [6]). Das Verderben schreitet

1) Siehe den Artikel Gullveig, wo das hier kurz Angedeutete ausführlich entwickelt ist. 2) Skâldskaparmâl c. 23; Bragaræður c. 56 und Hrafnagaldr Óðins. 3) Skirnisför 7. 4) Gylfaginning c. 42; Skâldskaparmâl c. 17. 5) Thrymskviða und Gylfaginning c. 42. 6) Gylfaginning c. 34.

nun unaufhaltsam vor und das Böse greift unter der Götterwelt so weit um sich, daß sie ihrer Schwüre und Eide nicht mehr achten, wie der Mythus von Svadilfari beweist [7], und daß der Brudermord auch unter ihnen zum Ausbruch kommt, indem sie auf Loki's Anstiften den gütigen Baldur tödten [8].

Nun erkennen die Götter ihren Verderber und treffen sofort die ernstesten Vorkehrungen, ihn für immer unschädlich zu machen. Als aber Loki sah, daß die Asen gegen ihn aufgebracht waren, weil er zuerst Baldur's Tod verursacht, und daran Schuld war, daß er aus Hel's Gewalt nicht erlöst ward, entfloh er und hielt sich verborgen. Odin ließ nun dessen Kinder ergreifen, von denen Weissagungen verkündigt hatten, daß den Göttern von ihnen noch größeres Unheil bevorstehe, und wirft die Schlange ins Meer, die aber zu dem weltumgürtenden Midgardswurme heranwächst, und so oft auch Thor den Kampf mit ihr aufnimmt, und so hart er sie auch bedrängt, so kann er sie doch nicht erlegen; die Hel wirft er in die Unterwelt hinab und gibt ihr Gewalt über die neunte Welt (das Todtenreich); den Fenriswolf aber ziehen die Götter Anfangs bei sich selbst auf, als jedoch auch er zum furchtbaren Ungeheuer heranwächst, und die Weissagungen verkündigen, daß er zu ihrem Verderben bestimmt sei, und sie nicht wagen, ihn zu tödten, um den heiligen Frieden ihrer Wohnungen nicht zu verletzen, schlagen sie ihn in Fesseln [9], ein Gleiches geschieht endlich mit Loki selbst, nachdem er voll giftigen Hohnes und satanischer Bosheit die Götter und Göttinnen mit den bittersten Vorwürfen und Schmähungen überhäuft hat [10], und suchen nun durch die Aufnahme der streitbarsten Helden, die an ihrer Seite dereinst mit ihnen in den Kampf ziehen sollen, ihre Reihen zu verstärken [11].

Allein trotz all dieser Vorkehrungen ist der geahnte Untergang dennoch unvermeidlich. Der von Loki ausgestreute Same des Verderbens wuchert fort, obgleich er selbst in Fesseln liegt, und diese seine Fesseln, sowie die des Fenriswolfes droht die Zeit endlich zu lösen, und Hel verstärkt von Tag zu Tag ihr trauriges Reich. Zwar ist die Zeit der furchtbaren Götterdämmerung noch in ungeheure Ferne gerückt, was dadurch angedeutet wird, daß die feindlichen Riesen zum Gelingen ihres Racheplans eines Schiffes bedürfen, das aus den Nägeln todter Männer gefertigt sein muß und den Namen Naglfar führt. Bis aber ein solches Schiff aus schmalen Nägelschnitzen der Leichen zusammengesetzt wird, verstreicht lange Zeit, und sie leidet noch durch die warnende Vorschrift Aufschub, allen Todten die Nägel vor der Bestattung oder Verbrennung zu schneiden (Grimm, Myth. 775). Die Riesen aber bringen jenes Schiff dennoch zu Stande, und grauenvolle Wahrzeichen bezeichnen den Beginn der Katastrophe; laut kräht der lichtrothe Hahn bei den Riesen, der schwarzrothe unter der Erde bei den Sälen der Hel und der goldkammige bei den Asen und „weckt die Männer beim Heervater (Odin)“ [12]. Die Götter, als die „Haften und Banden“ der sittlichen und physischen Weltordnung, haben aber alle Macht verloren, sodaß zunächst alle sittlichen Banden sich lösen und das Böse auf Erden in völlige, Alles zerstörende Verwilderung ausbricht: „Brüder werden kämpfen und zu Todtschlägern werden, Schwestersöhne werden die Sippe verletzen: die Gründe gellen, die Streitart fliegt, kein Mann wird des Andern schonen. Hart geht es in der Welt, große Hurerei, Beilalter, Schwertalter; Schilde werden gespalten; Windalter, Wolfsalter, ehe die Welt stürzt“ [13]. Dieser sittlichen Verwilderung entspricht die Entfesselung aller verderblichen Naturmächte, als deren Personificationen die Riesen galten. Ein entsetzlicher „Winter tritt ein, fimbulvetr genannt; da fällt Schnee von allen Seiten, da ist der Frost groß und sind die Winde scharf; die Sonne ist ohne Kraft: drei solche Winter folgen auf einander, ohne daß ein Sommer dazwischen wäre“ [14]. Alle Wetter gerathen in Aufruhr [15]; Loki wälzt sich herum, daß die Erde bebt und alle Gebirge, die Wälder entwurzelt werden und die Berge zusammen stürzen [16], selbst die Weltesche „Yggdrasil zittert, es rauscht der alte Baum, da der Riese (Loki) los kommt“ [17]: alle Fesseln und Banden brechen und reißen. Da wird der Fenriswolf los; das Meer stürmt auf das Land ein, weil die Midgardsschlange im Riesenmuthe sich wälzt und ans Land will [18]. Da geschieht es, daß Naglfar flott wird, Hrymr heißt der Riese, der Naglfar steuert [19]; auf ihm sind alle Reifriesen, aber mit Loki ist Hel's ganzes Gefolge. „Der Fenriswolf fährt mit klaffendem Rachen umher, daß sein Oberkiefer den Himmel, der Unterkiefer die Erde berührt, und wäre Raum dazu, er würde ihn noch weiter aufsperren: Feuer glüht ihm aus Augen und Nase. Die Midgardsschlange speit so Gift aus, daß sie

7) Siehe den Artikel Gullveig. 8) Gylfaginnîng c. 49. 9) Gylfaginnîng c. 34. 10) Oegisdrecka, Gylfaginnîng c. 50. 11) Mit Recht weist K. Maurer, Die Bekehrung des norwegischen Stammes II, 28 auf Eiríksmâl Str. 6 hin, wo Odin dem Siegmund auf dessen Frage, warum er den in Walhalla erwarteten tapfern König Eirik den Sieg nicht vergönnt habe, entgegnet: „Weil es ungewiß ist zu wissen; es schaut der graue Wolf nach dem Sitze der Götter,“ d. h., wie Maurer bemerkt, der Wolf Fenrir lauert beständig auf die Gelegenheit, die Götterwelt anzufallen, und man weiß nicht, wenn er losbricht; darum ist es nöthig, die Zahl der einherjar, die an der Seite der Götter in den Kampf ziehen sollen, durch tüchtige Streiter zu vermehren. Vergleiche damit Hâkonarmâl Str. 10 in der Hâkonar s. góða c. 33, wo die Walküre Göndul sagt: „Es wächst nun der Götter Gedeihen, da den Hakon haben mit großem Heere die Götter entboten.“

12) Völuspâ 34. 35. 13) Völuspâ 45. 46. 14) Gylfaginnîng c. 51. Die Völuspâ weiß Nichts von diesem Winter und sagt nur Str. 33: „Dunkel war da der Sonne Schein in kommenden Sommern, alle Wetter gerathen in Aufruhr: Wisset ihr es nun? oder was?“ Der Name fimbulvetr begegnet in der Edda nur Vafþrúðnismâl 44, woraus Snorri ihn entlehnt, die Beschreibung desselben aber aus Hyndluliôð 39 genommen zu haben scheint: „Das Meer geht bisweilen an den Himmel selber, strömt über die Lande und der Himmel berstet; dann kommt Schnee und stürmische Winde: da ist es soweit, daß der Regen aufhört.“ 15) Völuspâ a. a. O. 16) Gylfaginnîng c. 51. Daß Loki der Urheber dieser furchtbaren Erderschütterung ist, wird hier zwar nicht gesagt, folgt aber aus Völuspâ 48, sowie aus Gylfaginnîng c. 50. 17) Völuspâ 48. 18) Vergl. Völuspâ 50. 19) Gylfaginnîng a. a. O. Nach c. 43 ist dieses Schiff in Muspel, und auch Völuspâ 51 kommen Muspel's Söhne auf einem Schiffe gefahren, das Loki steuert, während Str. 50 Hrymr Naglfar zu führen scheint.

alle Himmel und Meere benetzt, und sie ist gar schrecklich und geht dem Wolfe zur Seite. Da kommen Muspel's Söhne herangeritten, Surtur fährt an ihrer Spitze, und vor ihm und hinter ihm brennendes Feuer; sein Schwert ist überaus trefflich und strahlt hellern Glanz aus als die Sonne, aber indem sie über (die Himmelsbrücke) Bifröst reiten, zerbricht sie [20]). Steinberge stoßen zusammen, Riesinnen stürzen; die Todten betreten den Helweg und der Himmel spaltet sich" [21]). Da erhebt sich Heimdallr, der Wächter der Götter, und stößt mit aller Kraft ins Giallarhorn und weckt alle Götter, die dann Rath halten. „Mimir's Söhne (die Flammen) spielen und Yggdrasil entzündet sich bei dem Rufe des alten Giallarhorns" [22]). Da reitet Odin zu Mimir's Brunnen und holt Rath von Mimir für sich und sein Gefolge [23]). „Was ist mit den Asen? was ist mit den Alfen? Aechzend zittert die ganze Riesenwelt; die Asen sind am Dinge. Die Zwerge stöhnen vor den Steinthüren, der Bergfeste Herren: wißt ihr es nun? oder was" [24])? Muspel's Söhne ziehen nach der Ebene, die Wigrid heißt und hundert Rasten breit ist nach allen Seiten, dahin kommt auch der Fenriswolf und die Midgardsschlange, und auch Loki ist da mit Hel's ganzem Gefolge und Hrymr mit allen Reifriesen, aber Muspel's Söhne haben ihre eigene Schlachtordnung, die sehr glänzend ist.

Jetzt wappnen sich die Asen und alle Einherier [25]): „Fünfhundert Thore und vierzig meine ich, daß in Walhalla sind; acht Hunderte Einherier gehen zugleich aus einem Thore, da, wenn sie ausziehen, mit dem Wolfe zu kämpfen" [26]). Zuvörderst reitet Odin mit dem Goldhelm, dem schönen Harnische und seinem Spieße, der Gungnir heißt; er geht dem Fenriswolfe entgegen und Thor schreitet an seiner Seite, aber er kann ihm Nichts helfen, denn er hat vollauf zu thun, mit der Midgardsschlange zu kämpfen. Freyr kämpft gegen Surtur, und es wird ein harter Kampf, ehe Freyr fällt, und wird das sein Tod, daß er sein gutes Schwert misset, das er Skirnir gab [27]). Da ist auch Garmr, der Hund, los geworden, der vor Gnipahöhle gebunden lag: das gibt das größte Unheil, da er mit Tyr kämpft und Einer dem Andern zum Mörder wird [28]). Thor trägt den Sieg über die Midgardsschlange davon; aber wie er neun Schritte davon gegangen ist, da fällt er todt zur Erde von dem Gift, das der Wurm auf ihn speit [29]). Der Wolf verschlingt Odin und wird das sein Tod; aber alsbald wendet sich Widar gegen den Wolf und setzt ihm den Fuß in den Unterkiefer, mit der Hand ergreift er dessen Oberkiefer und reißt ihm den Rachen aus einander, und das wird des Wolfes Tod [30]). Loki kämpft mit Heimdallr und wird Einer des Andern Mörder [31]). Jetzt ist der Untergang dieser Welt entschieden: „Alle Männer werden die Heimstadt verlassen. Die Sonne beginnt zu dunkeln, die Erde sinkt ins Meer, vom Himmel schwinden die heitern Sterne; das Feuer wüthet gegen das Feuer, es spielt die hohe Hitze gegen den Himmel selber" [32]).

Wie tief dieser Mythus in dem gesammten germanischen Heidenthume wurzelte, sehen wir aus den überraschendsten Uebereinstimmungen mit den teutschen, wenn auch nur spärlichen Ueberlieferungen, in denen Ausdrücke und Vorstellungen von der Götterdämmerung auf die Schilderungen christlicher Dichter vom jüngsten Tage übertragen sind. Von dem im Hêliand zweimal begegnenden Ausdrucke mudspelli war schon die Rede. Aber auch die hochpoetische und wahrhaft imposante Schilderung dieses Gedichtes von der Ankunft des jüngsten Tages, die in unsrer ganzen Poesie ihres Gleichen nicht hat (131^{17}—132^{11}), schließt sich in der Sache zwar ganz an die evangelische Darstellung, beurkundet aber doch durch ihre Lebhaftigkeit, zumal durch die altepischen alliterirenden Formeln, daß wir hier sicherlich Reminiscenzen an eine ältere Schilderung des mudspelli, wo nicht Züge vor uns haben, welche gradezu aus derselben

20) Gylfaginnîng a. a. O.; Völuspâ 52. Vergl. Gylfaginnîng c. 13. 21) Völuspâ 51. 22) Völuspâ 47. 23) Gylfaginnîng a. a. O., vergl. Völuspâ 47, wo Odin mit Mimir's Haupt spricht, was ganz dasselbe aussagt. 24) Völuspâ 52. 25) Gylfaginnîng a. a. O. Die Quelle des Gylfaginnîng über die Ebene Wigrid ist Vafþrûđnismâl 18. Das Fafnismâl 14—15 nennt den Ort Óskopnir, die Völsûnga s. c. 18 Úskaptr, den Ungeschaffenen, welche Benennung nach Maurer a. a. O. II, 30 wol nur in räthselhafter Allegorie andeuten will, in wie weiter Ferne der Weltuntergang noch liege. 26) Grimnismâl 22; vergl. auch Helgakv. Hund. II, 38. 39. 27) Als dieser, sein Diener, für ihn um die Hand der Riesentochter Gerdr warb. Die Völuspâ gedenkt dieses Kampfes zwischen Freyr und Surtur Str. 54. 28) Von diesem Kampfe weiß die Völuspâ Nichts. Den Garmr faßt man gewöhnlich als Höllenhund, aber wie Simrock, Myth. S. 151 fg. und Maurer a. a. O. II, 30 zeigen, ohne allen Grund. Der Name Garmr bezeichnet, wie Maurer nachweist, jeden beliebigen Hund. Sodann sagt die Völuspâ 28, die Befreiung des Fenriswolfes schildernd: „Mächtig bellt Garmr vor Gnupahellir (Gnipahöhle); das Band wird brechen und Freki rennen;" sie bezeichnet also nach Maurer den Fenrir einmal nach Odin's Wolf Freki, das andere Mal nach Garmr, was nach dem Obigen nicht auffallen kann. Snorri aber versteht die Strophe fälschlich dahin, daß neben dem Fenriswolfe noch ein weiteres Ungethüm, der Hund Garmr, losgeworden ist, und stellt diesem nun aufs Gerathewohl den streitbarsten der noch unbeschäftigten Asen gegenüber.

29) Die entsprechende Stelle in der Völuspâ steht Str. 56, die aber wol nach Simrock, Myth. S. 148, zu ordnen ist. 30) Dem Widar gelingt die Vaterrache, wie in der Gylfaginnîng berichtet wird, durch einen mythischen Schuh, der aus den gesammelten Lederstreifen der Schuhe verfertigt ist, welche wegzuwerfen den Menschen, die den Asen zu Hilfe kommen wollen, zur Pflicht gemacht wird. Nach Völuspâ 55 tödtet er aber den Wolf, indem er ihm das Schwert durch den Rachen ins Herz stößt. Des Kampfes Odin's mit dem Wolfe gedenkt auch Hyndluliôđ 41. 31) Die Völuspâ weiß von diesem Kampfe Nichts. 32) So die Völuspâ Str. 55. 56. In der Gylfaginnîng läßt dagegen Snorri zum Schlusse den von den feindlichen Riesen allein übrig gebliebenen Surtur Feuer über die Erde schleudern und die ganze Welt verbrennen, während er schon unmittelbar nach dem Fimbulwinter den Wolf Sköll die Sonne und den Wolf Hati (Managarm) den Mond verschlingen und die Sterne vom Himmel fallen ließ; vergl. Gylfaginnîng c. 12. Der Weltbrand heißt demnach im Vafþrûđnismâl 50: Surtarlogi, Surturslohe. Es ist offenbar, daß Snorri, wie Maurer a. a. O. II, 31 meint, seine letztere Angabe nur aus Völuspâ 32. 33 und Vafþrûđnismâl 46—47 geschöpft, womit er Grimnismâl 30 irrthümlich glaubte combiniren zu dürfen. Die Angabe der Völuspâ wird zwar noch durch unser Muspilli bestätigt, aber hier ist es auch der Satanas (Surtur), der die Welt versenken soll.

herübergenommen sind [33]). Das Ueberraschendste aber ist die großentheils fast wörtliche Uebereinstimmung des schon erwähnten altbairischen Gedichtes, Muspilli genannt, mit der Edda, dessen mythologischer Inhalt in seinem zweiten Theile nach K. Bartsch Untersuchungen in Pfeiffer's Germania III, 21 kurz folgender ist: Heimdall's Horn ertönt. Wuotan macht sich auf den Weg, mit ihm die Einherier, und fährt zur Walstatt. Wuotan kämpft mit dem Wolfe. Ihm zur Seite steht der Beherrscher des Hammers, Dunar; neben dem Wolfe steht Loki und Surtur, der die Welt versenken soll. Der Wolf fällt, aber auch Wuotan sinkt verwundet darnieder. Sobald sein Blut auf die Erde trieft, entbrennen die Berge, kein Baum bleibt stehen, die Wasser vertrocknen, das Meer wird verschlungen, Mond und Sterne fallen, es folgt der Weltbrand, die Götterdämmerung.

Heidnische Vorstellungen von dem Weltuntergange lebten noch während des ganzen Mittelalters unter allen teutschen Völkern fort und sind bis auf den heutigen Tag noch nicht ganz untergegangen. Es sind aber nur vereinzelte Erinnerungen, die uns bewahrt wurden. Wie Loki von den Göttern gefesselt wurde, so reden auch unsere Sagen von dem gefesselten Teufel. So erzählt eine schwäbische Sage bei Meier 161: Vor Alters kam einmal der Heiland auf den Rosenstein bei Heubach (in der rauhen Alb) und stritt hier mit dem Satan, besiegte ihn und stürzte ihn in die schauerliche Teufelsklinge hinab uud band ihn an einen Felsen. Hier liegt derselbe nun noch immer gebunden, und wird es bleiben, so lange die Welt steht; wenn aber bei heftigem Regenwetter der durch die Teufelsklinge strömende Bach anschwillt, so sagt man, der Teufel rege und winde sich in seinen Banden. Und dergl. mehr. Auch unsere Redensart, „der Teufel ist los," „der Teufel ist freigelassen," welche wir gebrauchen, wenn eine unheilvolle, gefahrdrohende Verwirrung eintritt, bewahrt der Mythus von Loki's Fesselung und seiner unheilvollen Befreiung in der Götterdämmerung, wie es im Norden hieß: Loki er or böndum, Loki ist aus den Banden (Grimm, Myth. S. 224). Wie ferner nach den nordischen Ueberlieferungen die beiden Wölfe Sonne und Mond bei dem Untergange der Welt verschlingen, so glaubte man in Teutschland durch das ganze Mittelalter hindurch bis in die neuere Zeit herab — was aber fast bei allen Völkern in ähnlicher Weise begegnet — daß beim Eintritt einer Verfinsterung der Sonne oder des Mondes der Wolf schon einen Theil des leuchtenden Gestirnes in seinem Rachen gefaßt habe und nun der Untergang der Welt hereinbreche, und man suchte daher das Ungeheuer durch lautes Zurufen und allerlei Lärm wegzuschrecken (Grimm, Myth. S. 225 fg.; 668 fg.; Panzer, Beitrag zur deutschen Mythologie II, 312 fg.). Wenn sodann die sich aus dem Meere erhebende Midgardsschlange Gift über die Welt schleudert, so ist es oberhessischer und auch schmalkaldischer Volksglaube, daß bei einer Sonnenfinsterniß Gift vom Himmel falle, und ängstlich hütet man daher das Haus und die Hirten treiben nicht auf die Weide (vergl. Panzer a. a. O. I, 361; II, 315; Grimm, Myth. S. 670). Auch erzählt man anderwärts von einem Schwane, der auf dem See eines hohlen Berges schwimmend im Schnabel einen Ring halte: wenn er ihn fallen lasse, gehe die Erde unter (Grimm, Myth. S. 400. 776).

Selbst in einem altchristlichen Bildwerke an dem Portale der Jacobskirche in Regensburg hat die heidnische Götterdämmerung ihre Darstellung gefunden. Wie die eddische Hyndla auf einem Wolfe reitend den Untergang der Welt verkündigt, so erscheint hier eine auf einem Löwen reitende Jungfrau bei dem Kampfe der Mächte der Finsterniß gegen die Gestirne und den Welterlöser, sowie ferner zwei Drachen erscheinen, die im schnellsten Laufe Sonne und Mond verfolgen und diese leuchtenden Gestirne schon halb in ihrem Rachen haben (Panzer a. a. O. II, 308 fg.).

Die Edda läßt nun unmittelbar auf die Götterdämmerung die Erneuerung der Welt und die Wiedererstehung der Götter folgen. Es sind aber hier zwei Ueberlieferungen zu unterscheiden und nach Maurer's Vorgange a. a. O. II, 34 fg. wohl aus einander zu halten.

Das Vafþrûðnismâl Str. 44—51 läßt in der Götterdämmerung nicht Alles den Untergang finden, sondern einen Theil der Welt und der Götter denselben überdauern, an welche Ueberreste es nun die neue Welt unmittelbar anknüpft. Zwei Menschen Lif und Lifthrasir (d. h. Leben und Lebenserhalter) überdauern den berühmten Fimbulwinter; in Hoddmimir's Gehölz verborgen, nähren sie sich vom Morgenthau: von ihnen stammt ein neues Menschengeschlecht. Die Sonne gebiert, ehe der Fenriswolf sie verschlingt, eine Tochter: „die wird reiten, wenn die Götter sterben, die Tochter die Wege der Mutter." Auch die drei Nornen leben fort, aber als freundliche, schützende Glücksgeister des Volkes des Mögthrasir (d. i. des neuen Menschengeschlechts) [34]). Von den Asen bleiben aber nur die Göttersöhne Widar und Wali, Modi und Magni übrig, welche über die Besitzungen der Götter walten werden, wenn Surtur's Lohe erlischt, und von denen die beiden letztern ihres Vaters Hammer, den Miöllnir, besitzen werden. Auch der gütige Baldur kehrt, aber nicht als ein Todter, sondern als ein Lebender, aus Hel's Behausung zurück, er ist also wiedergeboren. Ausdrücklich wird dies zwar nicht ausgesprochen, aber die Frage der 54. Strophe: „was sprach Odin, ehe er (Baldur) den Scheiterhaufen bestieg, selber dem Sohne ins Ohr?" darf wol mit Simrock, Myth. S. 174, mit der Verheißung von Baldur's Wiedergeburt bei der Welterneuerung beantwortet werden, zumal da auch die Völuspâ Str. 61 denselben nebst Hödur wiederkehren läßt. Sodann hat auch der Wanengott Niördr nach Str. 39 die Götterdämmerung überdauert und kehrt nun zu den weisen Wanen zurück, wie denn auch der den Wanen vergeiselte

33) Vilmar, Deutsche Alterthümer im Hêliand S. 16 fg.

34) Siehe über diese dunkle Strophe Maurer a. a. O. S. 34.

Hönir nach Völuspâ 63 zu den wiedergeborenen Asen zurückkehrt.

Die Völuspâ dagegen läßt Str. 57 fg. folgerichtig, da nach ihr das Böse die Ursache des Unterganges der gesammten Welt und aller Asen ist, beide nach ihrem völligen Untergange in verjüngter und entsühnter Gestalt wiedergeboren werden. Die während der Götterdämmerung ins Meer gesunkene Erde hebt sich herrlich grünend wieder empor, das Wasser strömt ab, und der im Gebirge nach Fischen jagende Adler fliegt über dasselbe hin. Wo vordem Asgard mit seinen Götterburgen sich erhob, breitet sich jetzt das Idafeld der Urzeit wieder aus, die Asen — mithin alle — kehren wieder, auch Baldur und Hödur kommen zurück aus der Hel, sowie der den Wanen vergeiselte Hönir; sie finden sich auf dem Idafelde zusammen, sprechen von der mächtigen Midgardsschlange und erinnern sich an die gewaltigen Vorgänge und an Odin's alte Runen. Dort finden sich die wunderbaren Würfel im Grase, welche in der Urzeit Odin und sein Geschlecht gehabt hatten. Unbesäet tragen die Aecker und alles Böse wird wieder gut gemacht [35]). Auch die Menschen leben wieder auf und empfangen in der neuen Welt je nach Verdienst Lohn und Strafe, den Guten wird ein Saal auf Gimli (d. i. der Glänzende) zur Wohnung angewiesen, wo sie ewig Wonne genießen [36]), den Schlechten dagegen ein andrer Saal an Naströnd (d. i. dem Todtenstrande), wo die furchtbarsten Qualen zur Strafe ihrer Sünden ihrer harren [37]); während früher Walhalla nur die in der Schlacht Gefallenen aufnahm, die übrigen, Götter wie Menschen, zur Hel fuhren, ohne daß deren Wohnung immer als ein Strafort gegolten hätte. Wie die Menschen, so leben auch die Zwerge und Riesen wieder auf; jene bewohnen im Norden auf den Nidabergen einen Saal aus Gold [38]), diese auf dem Okolnir (d. h. Unkalten) den Biersaal Brimir [39]).

Doch obgleich die Asen wiedergeboren und entsühnt sind und wieder in harmloser Unschuld leben, wie in den Tagen ihres goldenen Zeitalters, so sind doch weder sie noch die weisen Wanen jetzt die Beherrscher der neuen Welt, sondern ein mächtigerer Gott. „Da kommt der Mächtige zum Gericht der Götter, der Gewaltige von Oben, der über Alles waltet; er fällt Urtheile und entscheidet die Sachen, setzt heilige Ordnungen, die gelten sollen" [40]). Also ein höherer, mächtigerer Gott als die Asen übernimmt nun in der neuen, zum paradiesischen Urzustande zurückgekehrten Welt die Regierung, begründet neue heilige Ordnungen, hält Gericht und theilt je nach Verdienst den Menschen Lohn in Gimli, oder Strafe an den Naströnd zu. Und so kehrt mit der erneuten Welt, worin nur Eine Macht, das reinste und heiligste Gute, ewig herrschen soll, wenn auch das Böse wenigstens unter den Menschen wieder ausbrechen kann, folgerichtig vom Polytheismus zum Monotheismus zurück; die alten Götter bestehen zwar neben ihm fort, aber sie leben in stiller Unschuld und Seligkeit in ihrem Elisium dahin, ohne an der Weltregierung Antheil zu haben.

Es war ein vergebliches Bemühen, diesen Einen Gott in dem Kreise der alten Götter zu suchen [41]); denn er war schon da, ehe die asische Göttertrias Odin, Wili und We geboren wurde, wie wir aus dem Hyndlaliede mit großer Wahrscheinlichkeit ersehen. Die Seherin, nachdem sie in kurzen oben angeführten Worten der Götterdämmerung gedacht hat, fährt nämlich Str. 40. 41 also fort: „Einer ward geboren, größer als Alle, der war gestärkt durch der Erde Kraft, den priesen sie als den großmächtigsten Herrscher, als den durch Sippe gesippten gar allen Völkern. Da kommt ein Anderer, noch mächtigerer, doch wage ich nicht, diesen zu nennen; Wenige sehen nun weiter hinaus, als bis Odin wird dem Wolfe begegnen." Von diesem Mächtigern, dessen Identität mit dem in der Völuspâ genannten nicht geleugnet werden kann, werden hier drei charakteristische Merkmale angegeben: 1) er ward geboren (varð borinn), er entsteht also nicht erst mit der neuen Welt; 2) er war gestärkt durch der Erde Kraft (sâ var aukinn jarðar megni), was nichts Anderes heißen kann, als er war von der Erde geboren, und 3) er wird gepriesen nicht nur als

35) So die Völuspâ Str. 57—61. In dem Folgenden wird man gern Maurer beitreten, der a. a. O. II, 35 sagt: „Die Ordnung der Strophen der Völuspa, welche bekanntlich vielfach gestört ist, glauben wir in der Art herstellen zu sollen, daß wir auf Strophe 62 zunächst Strophe 41—42, dann Strophe 40, endlich Strophe 43 folgen lassen; im Wesentlichen dieselbe Reihenfolge hat bereits Petersen vertheidigt in seinen Bemärkinger om Versearten og Ordningen af Stroferne i Völuspa (Annaler for Nordisk Oldkyndighed, Jahrg. 1840—1841)." Siehe auch Mannhardt, Germanische Mythen S. 323 fg., der der Ordnung dieser Strophen eine eingehende Untersuchung gewidmet hat. 36) Ueber Gimli vergl. Gylfaginnîng c. 3. 17 u. 52, wo der Palast Gimli in den dritten Himmel, welcher Viðbláinn heiße, verlegt wird; die Völuspâ, welche â Gimli schreibt, versteht aber darunter den neuen Himmel selbst (s. Grimm, Myth. S. 783). Die „Guten" sind hier die treuen und die „Schlechten" in der folgenden Strophe die Meineidigen. Die Fassung fordert, wie Mannhardt a. a. O. nachweist, der Parallelismus beider Strophen. Die Treue war die höchste Tugend der germanischen Urzeit (s. *Tacitus*, Germania c. 24) und darum gebührt ihnen als Lohn die Wonne des neuen Himmels, den Meineidigen der qualvollste Strafort. 37) Siehe Völuspâ 40. 42. 43; vergl. Sigurðarkviða Fafnisbana 2, 3—4 und Sigrdrîfumâl 22—23. In Uebereinstimmung mit der Völuspâ wird Gylfaginnîng c. 52 Nâströnd in den äußersten Norden versetzt und mit dem mitten in der alten Frostwelt (Niflheimr) gelegenen Brunnen Hvergelmir in Verbindung gebracht, aus dem nach c. 4 der Fluß Slîðr entspringt, in welchem nach Völuspâ 40 die Verworfenen ihre Strafe verbüßen.

38) Ueber die gleichfalls im Norden liegenden Nidaberge (Niðafiöll, d. h. Berge der Finsterniß), wo Sindri's Geschlecht (d. h. die Zwerge) wohnen soll, ist schwer etwas Sicheres zu sagen; Gylfaginnîng c. 52 wird dasselbe zwar ebenfalls genannt, aber ohne nähere Bestimmung, und dazu ist fälschlich aus Sindri's Geschlecht ein Saal Namens Sindri gemacht. 39) Ókolnir das Unkalte, d. i. nicht mehr kalte Gebirge; es ist ungewiß, ob Brimir ein Riese ist oder der Name des Saales; als solcher wird er Gylfaginnîng c. 52 aufgefaßt und in den Himmel versetzt; Völuspâ 9 wird der Urriese Ymir so genannt. 40) Völuspâ 63. 41) Finn Magnussen dachte an Surtr, Martin Hammerich in seiner Schrift: Om Ragnarökmythen, an den Völuspâ 58 genannten Fimbultyr, welcher Ausdruck aber nur ein Beiname Odin's ist (vergl. Grimm, Myth. S. 784 fg.), Simrock, Myth. S. 170, denkt an Odin.

der großmächtigste Herrscher, sondern auch als der, der durch Verwandtschaft allen Völkern verwandt ist (sif sifjaðan siötum görfollum), womit ohne Zweifel gesagt ist, daß er der Stammvater aller Völker sei. Damit aber kehrt die Seherin auf das Schönste zu der uns von Tacitus Germania c. 2 dargebotenen Kunde über unsere Altvordern zurück: celebrant carminibus antiquis — *Tuisconem deum terra editum*, et filium Mannum, *originem gentis conditoresque* etc. Daß uns hier Tacitus ein Stück aus der germanischen Kosmogonie, an das sich erst mit der Erzählung von den drei Söhnen des Mannus die eigentlich nationale Stammsage, die Sage von dem Ursprunge der einzelnen teutschen Völker schloß, überliefert, hat bereits W. Wackernagel in Haupt's Zeitschrift für deutsches Alterthum VI, 17 erkannt. Weitere Kunde ist uns bekanntlich über den erdgeborenen Stammgott unseres Volkes nicht vergönnt worden. Der Norden vollends (mit dessen oben genannten Buri, der einer jüngeren Periode angehört, er nicht identificirt werden kann) hat uns nicht einmal seinen Namen, der Tyski gelautet haben muß, überliefert. Der immer kühner fortschreitende Polytheismus verdrängte hier denselben aus den alten, einfachen, kosmogonischen Mythen, nachdem sie diese weiter ausgesponnen, und erst in den eschatologischen trat er (was jedoch nur Vermuthung sein kann) als der Urgott und zwar als der alleinige Beherrscher der neuen Welt wieder auf; in ahnungsvoller Ehrfurcht schaute ihn die Seherin, wagte aber seinen Namen nicht zu nennen, wenn er ihr auch wol noch kund war. Zeuß, Die Deutschen S. 72, stellt die scharfsinnige Vermuthung auf, daß der Name Tuisco für Tivisco, Tiusco zu nehmen sei und sich in seiner Ableitung wie Cheru-sci zu Tiu (Tius = sanskr. dyâus = Zeús, d. i. der Himmlische, der Gott des leuchtenden hellblauen Himmelsgewölbes), wie das spätere mannisco, menisco, Mensch, zum älteren mann verhalte (Grimm, Gramm. III, 319)[42]. Dem teutschen Stammvater Tiusco entspreche der keltische Dis pater bei Cäsar, wenn ihn dieser auch mit dem römischen Dis Pater, Pluto, zu vermengen scheine, B. Gall. VI, 18: „Galli se omnes ab *Dite patre prognatos praedicant*, idque ab Druidibus proditum dicunt.“ Eine Erinnerung an diesen Himmel- oder Allvater bricht jedoch noch in der Gylfaginning c. 3 in Odin's Beinamen Alföðr (Allvater) durch, und zwar in einer Weise, als ob die Welt bereits wiedergeboren sei[43]. Siehe über Tiu und Tiusco Grimm, Myth. S. 175 fg.

Teutsche Ueberlieferungen von der Erneuerung der Welt und der Wiederentstehung der Götter sind uns nicht erhalten. Zwar glaubt Simrock, Myth. S. 178 fg., daß sich Nachklänge sowol von dem Weltuntergange als von der Erneuerung in den über alle teutsche Gauen verbreiteten Sagen von dem schlafenden Kaiser erhalten hätten, der ursprünglich ein bergentrückter heidnischer Gott sei, der in einen Helden verwandelt ward. In dem hohlen Berge schlafe er dem Tage der Entscheidung entgegen, dann aber werde er erwachen und den letzten Kampf auskämpfen, worauf nun eine bessere Zeit folgen solle. Allein so verführerisch die Sache auch klingt, namentlich das Erscheinen des Antichrists, das Ertönen der Engelposaunen, die große Weltschlacht, die mit dem Erwachen des schlafenden Kaisers geschlagen werden soll, sowie der Anbruch des jüngsten Tages und die Wiederkehr einer bessern Zeit[44], so problematisch ist auch dieselbe, und man thut wohl, vorerst davon abzusehen, da die gegenwärtig darüber geführten, aber noch zu keinem Abschlusse gekommenen Untersuchungen eine andere Auffassung sehr wahrscheinlich machen[45].

Bei unserem Mythus fallen die vielfachen Uebereinstimmungen mit der heiligen Schrift sichtbar ins Auge. Die Völuspâ redet nämlich von der Auflösung aller sittlichen Banden und dem Ueberhandnehmen des Bösen auf Erden, von großer Hurerei, Beilalter, Schwertalter, Kriegen, Windalter und Wolfsalter, was die jüngere Edda mit Bruder-Verwandtenmord und allgemeinen Krieg kurz umschreibt, wie die heilige Schrift von den dem jüngsten Tage vorausgehenden Kriegen und Kriegsgerüchten redet, von der Empörung eines Volkes und eines Königreiches wider das andere, von dem Ueberhandnehmen der Ungerechtigkeit, dem Erkalten der Liebe, dem gegenseitigen Verrathe und Hasse, sowie daß ein Bruder den andern und der Vater den Sohn zum Tode überantworte, die Kinder sich wider die Aeltern empören und sie tödten helfen. Ferner redet die Völuspâ Str. 53 von der Entfesselung aller verderblichen und der Abnahme aller segensreichen Naturkräfte, was die jüngere Edda mit dem furchtbaren dreijährigen Fimbulwinter und der Kraftlosigkeit der Sonne umschreibt, wie die heilige Schrift von Pestilenz und theueren Zeiten, von Erdbeben hin und wieder und einer so großen Noth und Trübsal, als nicht gewesen sei von Anfang der Welt an. Die Völuspâ redet sodann vom Hereinbrechen der Götterdämmerung, wie die heilige Schrift von dem des jüngsten Tages: das das Erscheinen des Antichrists noch Hemmende (τὸ κατέχον 2 Theff. 2, 6) wird weggethan, wie der Fenriswolf seine Banden sprengt, das Meer und die Wogen brausen, Sonne und Mond verlieren ihren Schein, die Sterne fallen vom Himmel, die Himmel vergehen mit großem Krachen, die Elemente zerschmelzen vor Hitze und die Erde verbrennt[46]. Endlich entspricht der Monotheismus,

---

42) Wackernagel a. a. O. S. 19 sieht in dem Namen Tuisco ein schwache Substantivbildung zu dem ahd. zuisc, mhd. zwisch (zwiefach), wovon wir noch zwischen und zwischgold haben: also der Zwiefache (binus, hermaphroditus), und bringt damit die Sagen von hermaphroditischen Stammgottheiten anderer Völker in Verbindung. 43) Die Gylfaginnîng c. 52 folgt bei der Welterneuerung der Völuspâ, und zwar verbindet sie Str. 62. 42 u. 48, hat aber, wie schon angeführt, Mehres misverstanden (vergl. auch Maurer a. a. O. II, 87; Mannhardt a. a. O. S. 323); c. 53 compinirt sie die Völuspâ mit dem Vafþrûðnismâl, läßt aber das, was in jener von dem Gott der zukünftigen Welt gesagt ist, weg, sowie sie auch keine Rücksicht auf die betreffende Strophe im Hyndluliôð nimmt.

44) Hierin, glaubte schon J. Grimm, Myth. S. 911 fg., liege ein Zusammenhang mit dem Mythus vom Weltuntergange. 45) Vergl. Mannhardt, Die Götterwelt der deutschen und nordischen Völker I, 135 fg. 46) Matth. 24; Marcus 13; Lucas 21; 2 Petri 3, 12.

in dem Einen mächtigen Gotte der Völuspâ, sowie die Belohnung und Bestrafung der Menschen im Reiche der Seligkeit und der Qual durchaus der christlichen Lehre. Diese sämmtlichen Uebereinstimmungen hat man nun aus christlichem Einflusse und spätern Einschiebseln des Anordners der Völuspâ zu erklären gesucht, allein mit Unrecht. Denn zwischen den einzelnen Zügen unseres Mythus und denen der heiligen Schrift walten so wesentliche Unterschiede, daß eine Entlehnung für ganz unmöglich erscheinen muß. In der heiligen Schrift ist der dem Ende der Tage vorausgehende allgemeine Abfall von Christo, der bis zur Gottesverleugnung fortschreitet und sich bis zur Selbstvergötterung steigert, die in dem Antichristen ihren Gipfelpunkt erreicht, das Charakteristische, in unserem Mythus aber ist es die Auflösung aller sittlichen Bande, insbesondere des Familienlebens, der Ehe, der Blutsverwandtschaft und vor Allem des Bruderverhältnisses, also der Treue, welches letztere das heiligste Band war, welches das germanische Heidenthum kannte. Die Herrschaft des Brudermordes bezeichnet ihm daher den Gipfelpunkt alles Bösen, den heidnisch-germanischen Antichristen, der als Vorbote des Weltendes angesehen wurde und als solcher auch den Göttern bei Baldur's Ermordung galt. Diese Zeit wurde mit dem prophetischen Ausdrucke „Wolfsalter" in der Völuspâ bezeichnet, da man friedlose und verbannte Verbrecher „Wölfe" zu nennen pflegte [47]. Wenn nun aber nach der Völuspâ die Menschen allerdings dem Bösen verfallen sind, so hat doch die Auflösung aller sittlichen Banden auf Erden, wie wir sahen, darin ihren Grund, daß die Götter als die Haften und Banden der physischen und moralischen Welt allmälig durch ihre eigene Sünde alle Macht auf Erden verloren. Wie dies in der sittlichen Weltordnung der Fall ist, so auch in der physischen, und darum gerathen alle verderblichen elementarischen Kräfte, als deren Dämonen das Alterthum die Riesen ansah, in wilden Aufruhr und vernichten in entfesselter Wuth, sei es nun als principiell böse Mächte, oder aus Rache für die Ermordung ihres Stammvaters Ymir die von den Asen geschaffene Welt, sowie diese Götter selbst sammt ihrem eigenen ganzen Geschlechte.

Was sodann den in der neuen Welt zu Tage tretenden Monotheismus betrifft, so ist der Alles beherrschende Gott nicht der christliche, sondern, wie wir sahen, ein echt heidnischer erdgeborener Gott und leibhaftiger Stammvater der Menschen. Ebenso sind endlich die Belohnungen und Bestrafungen in der neuen Welt echt heidnisch; einmal war beides dem Heidenthume durchaus nicht fremd [48], sodann haben wir hier weder in Gimil einen christlichen Himmel, noch in Naströnd eine christliche Hölle, sondern jener ist ein echt heidnisches Reich der Seligen, und Naströnd eine teutsche Wasserhölle [49].

47) Vergl. Dietrich in Haupt's Zeitschrift VII, 314 fg. 48) Siehe Maurer a. a. O. II, 91 fg. 49) Ueber Gimill siehe Mannhardt, Germanische Mythen S. 321, über Nâströnd Dietrich in Haupt's Zeitschrift VII, 304—328; IX, 175—186; *Simrock*, Vaticinii Valae Vindiciae (Bonn 1853.); Kieler Monatsschrift 1853; Myth. S. 164 fg.

Außerdem hat man auch äußere Gründe geltend zu machen gesucht, welche die durch christlichen Einfluß in der Völuspâ gemachten spätern Einschiebsel beweisen sollen [50], allein darauf kann keinerlei Anfechtung begründet werden, wie Grimm, Myth. S. 775 und Maurer a. a. O. II, 39. 40 nachweisen [51]. (*A. Rassmann.*)

GÖTTERMUTTER (teutsche). Tacitus meldet in der Germania c. 45 von den fernen Aestiern, die er zu den Germanen und zwar der Sitte und Tracht nach zu den Sueben rechnet [1], daß sie die mater deûm verehrten. Als Zeichen des Aberglaubens trügen sie Figuren von Ebern: ein solches Amulet mache statt Waffen und alles Schutzes den Diener der Göttin auch unter Feinden sicher [2].

Unsere Denkmäler bezeichnen nun zwar keine Göttin als Göttermutter, allein die Eberzeichen scheinen es unzweifelhaft zu machen, daß keine andere darunter zu verstehen sei, als Freyja (Frouwa), da der Eber ihr und ihres Bruders Freyr (Frô) heiliges Thier war und sie beide einen goldborstigen Eber, Gullinbursti, Hildisvini genannt, besaßen, dessen Goldborsten die Nacht gleich dem Tage erhellten, der mit Pferdes Schnelligkeit rannte und des Gottes Wagen zog. Solcher Eberzeichen, von denen Tacitus redet, werden wir nun durch die angelsächsischen Ueberlieferungen versichert, welche melden, daß die Angelsachsen dieselben auf den Helmen zu tragen pflegten und durch dieselben, wie die Aestier, im Kampfe vor den feindlichen Schwertern gesichert zu sein glaubten [3]. Dasselbe muß auch Sitte und Glaube in Teutschland gewesen sein, wie die uns erhaltenen Eigennamen Epurhelm, Eparhelm beweisen (Grimm, Myth. S. 195). Es wird nun freilich nirgends ausdrücklich bezeugt, daß jene den Helm schmückenden Eberzeichen ein Symbol des Freyr oder der Freyja gewesen sei; allein wenn dies schon dadurch unzweifelhaft wird, daß der Eber das heilige Thier beider Gottheiten war, so wird dasselbe zur Gewißheit durch den Eigennamen Frôhelm (Grimm, Myth. S. 195), sowie durch den Helm Hiltigöltr (Hildeneber) in der Hrôlfs Krakasaga, da Hildr = Freyja ist und den mythischen Ansätzen dieser Saga Freyssagen zu Grunde liegen, und Hiltigöltr ein anderer

50) *Keysler*, Antiquitates selectae septentrionales et Celticae p. 126; Wachter unter dem Artikel Hyndluliôð (2. Sect. 12. Bd. S. 437. 38); Ettmüller in seiner Vauluspâ S. L und LIV; Köppen, Literarische Einleitung in die nordische Mythologie S. 60. 61; Weinhold in Haupt's Zeitschrift VI, 314. 51) Die Schlußstrophe der Völuspâ scheint dagegen entschieden unecht zu sein, oder steht wenigstens so abgerissen da, daß ihr Sinn sehr dunkel ist.

1) Siehe Grimm, Geschichte der deutschen Sprache S. 718 fg. 2) Matrem deûm venerantur. Insigne superstitionis formas aprorum gestant: id pro armis omnique tutela securum deae cultorem etiam inter hostis praestat. 3) Unter den vielen Zeugnissen der agſ. Poesie ist vorzugsweise Beóvulf 1449. 1450 wichtig: „Der weiße Helm das Haupt bedeckte ... geschmückt mit Kleinoden, umfangen mit Fürstenketten, wie in fernen Tagen ihn ein Waffenschmied würkte, mit Wundern zierte, mit Eberbildern besetzte, daß ihn seitdem nimmer Klingen noch Kampfschwerter versehren möchten." Vergl. den Artikel Grim und Hilde.

Name des der Freyja heiligen Ebers Hildisvîni ist (Mannhardt, Germanische Mythen Forschungen S. 89).

Zu der Ehre einer Mutter der Götter konnte Freyja aber wol nur als Gemahlin Odin's, des höchsten Gottes, gelangen, der als Alfödr (Allvater), wie er schon im Grimnismâl Str. 48 und in der Helgakvida Hundingsbana I. Str. 38 genannt wird, was Gylfaginning c. 9. 20 ausdrücklich durch „der Vater aller Götter und Menschen" erklärt wird, bezeugt ist. In den nordischen Quellen wird nun freilich Jörd, die Mutter Thor's, die auch die Beinamen Hlôdyn und Fiörgyn führt, als Odin's erste Gemahlin und Frigg die Tochter des Fiörgynn, als dessen zweite Gemahlin genannt und Freyja wird stets von dieser als eine besondere Gestalt scharf unterschieden, und auch in unsern teutschen Ueberlieferungen erscheint Frikka (Frigg) neben Frouwa; allein nach den neuesten Forschungen (s. insbesondere Simrock, Myth. S. 374—379) läßt sich die Identität von Frigg und Freyja nicht mehr ernstlich bestreiten, und es steht wenigstens so viel fest, daß Frigg aus Freyja emanirte und diese in ihrer ältern Gestalt mit Jörd (Hlodyn, Fiörgyn) zusammenfällt, wie denn auch die Edda davon noch eine Erinnerung bewahrt zu haben scheint, wenn dieselbe meldet, daß Freyja, als sie noch bei den Wanen war, mit einem Manne vermählt war, der Odur (Ôdr) hieß, dem sie, seitdem sie sich von ihm durch ihre Aufnahme unter die Asen hatte trennen müssen, goldene Thränen nachweint, ihn, den auf fernen Wegen fortgezogenen, bei unbekannten Völkern suchend. Odur ist aber unser Wod (Wodan), also eine andere Form für Odin; wie sich denn derselbe Mythus auch bei uns erhalten hat, indem einestheils beide unter dem Namen Woud und Freid wiedererscheinen (Schönwerth, Sitten und Sagen aus der Oberpfalz I, 313 — 314), anderntheils derselbe auch von Holda (mit der Freyja auch sonst zusammenfällt) gegolten hat (s. meine Deutsche Heldensage I, 158).

Möglich ist aber auch, daß wir unter der mater deûm die Nerthus zu verstehen haben, da diese Göttin, welche uns Tacitus in der Germania c. 40 als die terra mater nennt und ihren Cultus gleichfalls suebischen Völkern zuschreibt, auf diese Ehre gerechte Ansprüche hat. Unterstützt wird diese Vermuthung dadurch, daß Tacitus bei dem Ausdrucke mater deûm wahrscheinlich nach der interpretatio romana von einer römischen Göttin ausging, die ihm mit der Nerthus in Verwandtschaft zu stehen schien, wobei er wol an die phrygische Cybele, die magna deûm mater gedacht haben mag, da deren Umzug, wie ihn die römischen Autoren uns berichten (s. Grimm, Myth. S. 233 fg.), mit dem der Nerthus, wie ihn Tacitus beschreibt, beachtenswerthe Aehnlichkeit darbietet. Ebenso wie der Umzug der Nerthus wird nun aber auch der des Freyr in der Ólafs saga Tryggvasonar (Fornmanna sögur 2, 73—78) beschrieben, und es läßt sich annehmen, daß auch Freyja solche Umzüge hielt, da das göttliche Geschwisterpaar in allen Stücken sich gleich ist, und sich gleiche Umzüge derselben aus denen zurückschließen lassen, welche uns für Holda, die, wie schon erwähnt, mit ihr zusammenfällt, sowie für die heilige Gertrud, deren Dienst den ihrigen ersetzte (Simrock, Myth. S. 399—404), bezeugt sind. Freyja würde also demnach als eine Tochter der Nerthus zu betrachten sein, da sie nebst ihrem Bruder Freyr von Niörthr stammt, als dessen Gattin die buchstäblich gleiche Nerthus angesehen werden muß (Simrock, Myth. S. 357 fg.). Was aber von Freyja galt, das wird im höchsten Alterthume auch von ihrer Mutter Nerthus gegolten haben. Nerthus gehörte jedoch den Wanen an und fand nicht wie Freyja Aufnahme bei den Asen, aber von ihr ererbte Freyja, als Odin's Gemahlin, die Würde der terra mater und der mater deûm. Mit Jörd (Hlodyn, Fiörgyn) kann daher Nerthus nicht wie Freyja identisch sein. In der Hauptsache stimmt auch Simrock, Myth. S. 357 fg., vergl. S. 374—379 mit dieser Auffassung überein.

Es ist jedoch schwer zu entscheiden, welche von den beiden vorgetragenen Ansichten die vorzuziehendere sei, doch dürfte wol die erstere auf einer weit sicherern Quellengrundlage ruhen als die letztere. (*A. Raszmann.*)

GÖTTINGEN, 1) Fürstenthum. Das Fürstenthum Göttingen, der südlichste Theil des Königreichs Hanover, gehört zur Landdrostei Hildesheim, grenzt im Süden an die preußische Provinz Sachsen und das Kurfürstenthum Hessen, im Westen an Kur-Hessen und die preußische Provinz Westfalen, im Norden an den westlichen Theil von Braunschweig und an das Fürstenthum Grubenhagen, im Osten gleichfalls an Grubenhagen. Der Flächeninhalt beträgt 32⅕ □Meilen, auf welchen gegen 117,000 Einwohner in vier Städten (außer Göttingen noch Moringen, Münden, Nordheim), 13 Aemtern und 230 Landgemeinden wohnen. Bewässert wird das Fürstenthum durch die Werra und Fulda, welche demselben auf drei bis vier Meilen angehören und sich zur Weser vereinigen, die etwa auf sieben Meilen die westliche Landesgrenze bildet. Im Osten wird das Land von der Leine durchströmt, welche auf ihrem Laufe von Süden nach Norden rechts die Ruhme mit der Steinlake, Söffe und Siebar, links die Espolde und die Ilme mit der Spüling aufnimmt. Das im Ganzen bergige Land hat im Nordosten die Berge des Harzes, im Nordwesten den Solling mit dem 1580 Fuß hohen Moosberge, im Süden das Werragebirge und den Bramwald. Fast alle Berge sind stark bewaldet. Nächst dem Moosberge verdienen noch Erwähnung der Steinberg bei Münden und der stark mit Laubholz bewaldete, an Versteinerungen reiche Hainberg bei Göttingen, 1200 Fuß hoch, so die Plesse, ein 1100 Fuß hoher Basaltfelsen. Der in den Thälern und Ebenen fruchtbare Boden (namentlich im Thale der Leine) erzeugt Getreide in Ueberfluß, Tabak, Flachs, die Berge liefern Holz. Die Bewohner beschäftigen sich namentlich mit Ackerbau, Flachsspinnerei und Weberei, doch findet man namhafte Fabriken hauptsächlich nur in Göttingen und Münden. Der Religion nach gehören etwa 2500 Einwohner der katholischen, 6000 der reformirten Kirche, 1200 dem israelitischen Bekenntnisse, die übrigen der Lutherischen Kirche an.

2) Die Stadt Göttingen, Hauptstadt des gleichnamigen Fürstenthums, unter 51° 38′ 48″ (nach andern Angaben 51° 31′ 47,85″) nördl. Br., 7° 36′ 28″ östl. L. von Paris, 420 Fuß über dem Meeresspiegel, am Fuße des Hainberges und an der neuen Leine, welche aus der alten Leine etwa ¼ Stunde oberhalb der Stadt abgeleitet ist, unterhalb der Stadt wieder in dieselbe eintritt und auf ihrem Laufe die Altstadt von der Neustadt und der Marsch trennt und an der von Hanover nach Cassel führenden Eisenbahn, 2¾ Meilen südsüdwestlich von Nordheim, 3¾ Meilen nordöstlich von Münden. Der die Stadt umgebende Wall ist zu Promenaden eingerichtet und mit Linden bepflanzt. Die Stadt hat fünf Thore und vor denselben hübsche Anlagen, namentlich vor dem Alleethore mit dem Denkmale des Dichters Bürger. Unter den sich rechtwinkelig schneidenden Straßen, die zu beiden Seiten mit Trottoirs versehen sind, zeichnen sich besonders aus die Weender-, Groner-, Rothe und Alleestraße. Auf dem Neumarkte befindet sich ein Denkmal Wilhelm's IV. Unter den Kirchen zeichnen sich die Jacobikirche, Johanniskirche, Albani- und Universitätskirche aus. Die Stadt ist Sitz einer Justizkanzlei und einer Generalsuperintendentur und hat eine berühmte, von Georg II. im J. 1734 gegründete, 1737 eingeweihte Universität, die Georgia Augusta, welche durch die Fürsorge ihres ersten Curators, des Premierministers Gerlach Adolf Freiherrn von Münchhausen, wahrhaft königlich dotirt und zu außerordentlichem Ansehen gelangt ist. Sie ist Landesuniversität für Hanover, Braunschweig und Nassau. Sie besitzt (seit 1837) ein sehr schönes Universitätsgebäude, eine prächtige, im J. 1818 vollendete Sternwarte, von welcher Professor Gauß bereits in den dreißiger Jahren einen elektrischen Telegraphen nach dem physikalischen Cabinete in der Stadt anlegte und benutzte, eine der reichhaltigsten Bibliotheken von mehr als 350,000 (nach Andern 322,000) Bänden und 5000 Handschriften, ein akademisches Museum, Münz- und Gemäldesammlung, ein im J. 1842 gestiftetes physiologisches Institut mit physikalischem Cabinete und Instrumentenapparate, ein chemisches Laboratorium, eine Anatomie, die Blumenbach'sche Schädelsammlung, ein Entbindungshaus, zwei akademische Hospitäler mit einem Klinicum, chirurgisches Krankenhaus, Thierarzneischule, einen botanischen und ökonomischen Garten, ein archäologisches Institut und ein homiletisches und philologisches Seminar. Mit der Universität verbunden ist die 1751 gestiftete königliche Gesellschaft der Wissenschaften und eine teutsche Gesellschaft. Außer diesen zur Universität gehörigen Instituten besitzt die Stadt noch ein Gymnasium, eine höhere Töchterschule, eine seit 1784 bestehende Industrieschule mit Sonntagsschule für Gesellen und Lehrlinge, Elementarschulen, ein Werk- oder Arbeitshaus, ein Waisenhaus, ein Hospital und andere Armenanstalten, Buchhandlungen und Buchdruckereien. Zu den mannichfachen Erwerbszweigen der Einwohner gehören die Manufacturen in Tuch, Flanell, Hüten, Seife, Tabak, in Eisen, Stahl, Gold und Silber, Drechslerwaaren, Pfeifenköpfen, Leder, Zwieback, chirurgischen und mathematischen Instrumenten und buntem Papiere. Als ganz eigenthümliches Fabricat müssen noch die göttinger Mettwürste bezeichnet werden, die man in solcher Vortrefflichkeit nirgends anderswoher beziehen zu können glaubt. Für geselliges Vergnügen und Unterhaltung gibt es den Civilclub, das literarische Museum mit musikalischen Unterhaltungen während des Winters, das Theater und die Freimaurerloge August zum goldenen Cirkel und eine Menge Anlagen in der Nähe der Stadt.

Merkwürdig ist im Westen der Stadt ein kleiner Berg „auf dem Hagen," weil auf demselben die kaiserliche Pfalz Grone gestanden hat, welche die älteste Pfalz der sächsischen Kaiser gewesen ist, auf der sie sich seit Otto dem Großen meistens aufgehalten haben und wo ein Pfalzgraf das höchste Gericht gehalten hat. Kaiser Heinrich I. verschrieb sie im J. 929 seiner Gemahlin Mathildis zum Leibgedinge und diese schenkte die dasige Kapelle dem Kloster Pölde, Kaiser Konrad III. aber gab sie im J. 1146 dem Kloster Fredesloh, bis sie endlich einging und die Güter zersplittert wurden. Die Burg ist endlich in Besitz der Stadt Göttingen gekommen.

Die älteste Nachricht von Göttingen findet sich in den Urkunden Otto's des Großen, von 950 bis 960, in denen es Gutingi genannt wird und nur ein Dorf gewesen ist, welches den Vorfahren des sächsischen Herzogs Hermann Billung gehört hat. Von Heinrich dem Löwen, der den Ort als freies Eigenthum besaß, kam er an dessen Sohn, den Herzog und Pfalzgrafen Heinrich. In der Theilungsurkunde vom Jahre 1203 wird es Gudingin, aber noch keine Stadt genannt. Die Stadtrechte scheint der Ort durch Kaiser Otto IV. in dessen letzten Regierungsjahren erhalten zu haben, und in den Urkunden von 1232 wird schon der Bürgemeister und Bürger von Gotingen gedacht. Nachher war Göttingen eine erbunterthänige Stadt der Herzöge zu Braunschweig und Lüneburg und im 14. Jahrh. ein wichtiges Glied der Hansa, und mitunter Sitz der Linie Braunschweig-Göttingen, welche mit Albrecht II. (im J. 1287) beginnt und mit Otto dem Einäugigen endet. Nach seinem Tode fiel Göttingen an Wilhelm I. von Braunschweig-Wolfenbüttel und in Folge der Landestheilung von Wilhelm II. an Erich. Göttingen verweigerte ihm bis 1513 die Huldigung, weshalb dieser Fürst seine Residenz in Münden, Neustadt und auf dem Kalenberge hatte. Von letzterer Residenz erhielt das Fürstenthum später den Namen Kalenberg mit Göttingen. Im J. 1641 wurde Göttingen von den Oesterreichern unter Anführung des Erzherzogs Leopold vergeblich belagert. Von 1757 bis 1762 war es wiederholt in den Händen der Franzosen und wurde von denselben 1760 mehr befestigt. Bei ihrem Abzuge im J. 1762 sprengten sie den Wall zwischen dem Albaner- und Weenderthore in die Luft. Die mittlere Temperatur Göttingens ist im Winter + 0°,6 C., im Sommer + 17°,6 C. (*H. E. Hössler.*)

GÖTTINGER DICHTERBUND, auch Hainbund genannt, ein literarischer Verein von Jünglingen, die zu Göttingen in den siebziger Jahren des 18. Jahrh. studirten und mit gleichem Enthusiasmus der teutschen Poesie

huldigten, wie dreißig Jahre vorher in Leipzig die Verfasser der sogenannten Bremer Beiträge, zu deren Gesellschaft, außer Gärtner, Cramer, Gellert, Rabener, Zachariä, Ebert u. A., auch Klopstock gehörte[1]. Von diesem leipziger Vereine unterschied sich der göttinger wesentlich dadurch, daß derselbe nicht, wie jener, einen Gegner zu bekämpfen hatte, durch dessen Sturz ein besserer Geschmack in der teutschen Literatur gewonnen werden sollte. Ein Mann, wie Gottsched, war in Göttingen nicht vorhanden. Die meisten der dortigen Professoren hatten eine zu realistisch-empirische Tendenz, um sich für die Poesie sonderlich zu interessiren. Indessen folgte die genannte Universität doch mehr, als andere Hochschulen, einer modernen Richtung. Dies hatte sie unter Anderem schon durch die Aufmerksamkeit bewiesen, die sie der neuern europäischen Literatur gezollt, und die sie, außer den darauf sich beziehenden Vorlesungen, auch durch ihre zu vielseitigem Gebrauche geöffnete Universitätsbibliothek bethätigt hatte.

Zu diesen Umständen, welche den obengenannten literarischen Verein begünstigten, trat noch (1770) die Herausgabe des Göttinger Musenalmanachs. Nach dem Muster des pariser **Almanac des Muses** geformt, war dieser Almanach, der erste in Teutschland, schon deshalb eine merkwürdige und zeitgemäße Erscheinung[2]. Um Boie[3], der ihn herausgab, sammelten sich nach und nach mehre junge Talente, die an dem Aufschwunge der teutschen Poesie thätigen Antheil nahmen. Die nationale Dichtkunst in patriotischer Sinnesweise zu fördern war der Zweck ihres persönlichen Vereins, den sie um so gewisser zu erreichen glaubten, da sie in dem Göttinger Musenalmanache bereits ein entsprechendes Organ für ihre poetische Thätigkeit fanden. In rascher Folge traten mehre jener jungen Männer dichtend auf. Nächst Bürger, der zwar nie ein eigentliches persönliches Mitglied des nachher gestifteten Bundes ward, doch an demselben sich mehrfach betheiligte, dürften hier vorzugsweise Hölty, J. M. Miller, J. H. Voß, die beiden Grafen Stolberg, K. F. Cramer, Fr. Hahn und einige Andere als eigentliche Mitglieder des Bundes zu nennen sein. In näherer oder entfernterer Verbindung mit demselben standen Gerstenberg, Claudius, Leisewitz u. A. Auch Goethe lieferte, durch Gotter's Vermittlung, den er in Wetzlar kennen gelernt hatte, einige Beiträge zu dem Musenalmanache. Durch seinen Götz von Berlichingen war er den jungen Dichtern als ein leuchtender Stern erschienen. In diesem Schauspiele fanden sie echt teutsche Gesinnung, Freiheits- und Naturdrang, Haß der kalten Form und Regel, kurz Alles, was sie selbst in der Poesie für das Höchste hielten.

Den literarischen Verein, der sich in Göttingen gebildet hatte, zu einem geschlossenen Bunde umzuschaffen, ließ sich vor allen Voß sehr angelegen sein, der um Ostern 1772 die genannte Universität bezogen hatte. An seine Bekanntschaft mit den dortigen jungen Poeten knüpfte er eine Charakteristik einiger derselben, die er für die ausgezeichnetsten hielt. „Ich muß sie Ihnen doch nennen," schrieb er den 17. Juni 1772[4] an Brückner[5], „Hölty, ein sehr malerischer Dichter, beide Miller, Vettern des Doctor Miller[6], und — Minnesänger; Ewald, ein feuriges Genie, Cramer, ein Sohn des berühmten Cramer, von dem Sie die Ode auf den Tod Bernstorf's kennen, ein Kopf, der ungemein viel verspricht u. s. w. — Noch einen glücklichen Kopf hätt' ich bald vergessen Ihnen bekannt zu machen. Er heißt Hahn, aus dem Zweibrückischen gebürtig[7]. Einige Gedichte, die ihn uns bekannt machten, waren freilich voller ausschweifender Verzückungen, aber sie verriethen Genie. Einige Zeit nachher machte er das vortreffliche Stück an Miller[8]. Es ist wahrlich Klopstock'sches Feuer darin. Er ist ein Feind aller Gallier, die unser teutsches Vaterland mit ihren Sitten verderben"[9].

Daß dieser fast allgemein verbreitete Haß des französischen Wesens, das überhaupt damals in ganz Teutschland wenig galt, in dem vorhin erwähnten Dichter besonders stark emporloderte, wird, abgesehen von seinem höchst reizbaren Gemüthe, aus seinen heimathlichen Verhältnissen erklärlich, die das benachbarte Frankreich mit einem völligen Umsturze bedrohten. Noch weiter gingen in diesem Patriotismus die Grafen Christian und Friedrich Leopold Stolberg, die gleichfalls in den Bund traten, doch erst später nach Göttingen gekommen waren, daher sie in dem vorhin mitgetheilten Briefe erwähnt werden konnten. Für ihren jugendlichen Enthusiasmus konnten sie keine andere Befriedigung finden, als den Drang der Zeit und die Ereignisse der Gegenwart vom idealen Standpunkte aufzufassen. Auch die Stolberge, wie die übrigen Mitglieder des Bundes, waren noch insgesammt zu jung und noch zu sehr befangen von der akademischen Hypergenialität, um dem gewöhnlichen Leben Geschmack abgewinnen zu können. Sich eine absolut poetische Welt zu schaffen, in der die wirkliche aufgehen sollte, war das Ziel ihrer exaltirten Geistesrichtung. Einzelne Mitglieder des Bundes, die diese Richtung nicht gänzlich theilten, wie Hölty und Miller, zwei Dichter von sanftem weichem Gemüthe, wurden leicht von dem allgemeinen Strome mit fortgerissen. An ihnen fanden die Uebrigen um so weniger Widerstand, weil auch sie, wenn auch minder stürmisch, sich begeistert fühlten für Vaterland und Religion, für Freundschaft und Tugend. Das aber waren die großen Aufgaben, denen der Bund sich weihte. An einem

---

1) Vergl. Manso in den Nachträgen zu Sulzer's Allgem. Theorie der schönen Wissenschaften. 8. Bd. St. 1 in der dort gegebenen „Uebersicht der Geschichte der deutschen Poesie seit Bodmer's und Breitinger's Bemühungen." Klopstock's Leben von H. Döring (Weimar 1825.) S. 58 fg. 2) Vergl. Ebert's Ueberlieferungen. Bd. 1. Heft 1. S. 203 fg. 3) Heinrich Christian Boie, geb. am 19. Juli 1744 zu Meldorf im Holsteinischen, gest. daselbst als Etatsrath am 3. März 1806.

4) Siehe Briefe von Joh. Heinrich Voß. (Halberstadt 1829.) 1. Bd. S. 83. 5) Ernst Theodor Johann Brückner, geb. am 13. Sept. 1746 zu Nenzka im Mecklenburg-Strelitzischen, gest. am 29. Mai 1805 als Prediger zu Neubrandenburg. 6) Professor der Theologie in Göttingen. 7) Ludwig Philipp Hahn, geb. 1746 zu Trippstedt in der Pfalz, gest. 1787 als Kammersecretair zu Zweibrücken. 8) „Teuthart an Minnehold" in dem Almanache für 1773. S. 177 fg. 9) Auch Bürger, „das feurige Genie," wie ihn Voß nennt (in s. Briefen. 1. Bd. S. 87), wird in dem obigen Schreiben nicht erwähnt. Er war damals bereits Amtmann zu Altengleichen und daher selten in Göttingen anwesend.

festen Haltpunkte würde es demselben offenbar gefehlt haben, wenn sich nicht Einer in diesem Kreise befunden hätte, der zum Regeln und Ordnen ein besonderes Talent besaß. Das war Johann Heinrich Voß, der an die Spitze des Bundes trat und die formelle Herrschaft über denselben fast ausschließlich führte.

Noch vor der eigentlichen Gründung jenes literarischen Vereins, die in den September 1772 fällt, hatten sich die Genossen seit dem Mai des genannten Jahres am Sonnabende jeder Woche versammelt. Boie, als der älteste, hatte den Vorsitz in diesen Versammlungen, in denen die poetischen Erzeugnisse der einzelnen Mitglieder vorgelesen und einer allgemeinen Beurtheilung unterworfen wurden. Diese scheint nach dem Zeugnisse Boie's unparteiisch gewesen zu sein. „In unsern Zusammenkünften," schreibt er, „wird nicht geschmeichelt" [10]). Damit stimmt auch überein, was Voß in einem Briefe an Brückner vom 20. Sept. 1772 bemerkt. „Wir verbinden uns," heißt es dort [11]), „die größte Aufrichtigkeit in unsern Urtheilen gegen Andere zu beobachten, und zu diesem Endzwecke die schon gewöhnlichen Versammlungen noch genauer und feierlicher zu halten." Einen phantastischen Anstrich hat die eigentliche Gründung des Bundes, welche Voß in einem Briefe an Brückner mit den Worten schildert: „Den 12. Sept., liebster Freund, hätten Sie hier sein sollen. Die beiden Miller, Hahn, Hölty und ich gingen Abends nach einem nahegelegenen Dorfe. Der Abend war außerordentlich heiter und der Mond voll. Wir überließen uns ganz den Empfindungen der schönen Natur. Wir aßen in einer Bauernhütte eine Milch und begaben uns darauf ins freie Feld. Hier fanden wir einen kleinen Eichengrund, und sogleich fiel uns allen ein, den Bund der Freundschaft unter diesen heiligen Bäumen zu schwören. Wir umkränzten die Hüte mit Eichenlaub, legten sie unter den Baum, faßten uns alle bei den Händen, tanzten so um den eingeschlossenen Stamm herum, riefen den Mond und die Sterne zu Zeugen unsers Bundes an und versprachen uns eine ewige Freundschaft. — Jeder soll Gedichte auf diesen Abend machen [12]) und ihn jährlich begehen."

Der in diesem Briefe geschilderte Enthusiasmus für Freundschaft und Freiheit, verbunden mit sentimentaler Naturschwärmerei war das Grundelement des Bundes. Charakteristisch bezeichnet Hahn in einem seiner Briefe jenen Kreis als die „thatenlose, aber thatendürstende Jugend, die zur Zeit nur noch Büsche tragen dürfe, die sie der Eiche des Bundes entnommen." Jener Schwur unter der Eiche steigerte durch das Bewußtsein einer engern Verbindung, als bisher, das Selbstgefühl und die Thätigkeit der einzelnen Genossen. Es bildete sich dadurch aber auch eine förmliche Opposition gegen Alle, die dem Bunde nicht angehörten oder einer andern Geistesrichtung folgten. Die lyrische Poesie war der Kreis, in welchem sich die Bundesglieder bewegten, wobei sie jedoch, ihrer Individualität nach, eine verschiedene Richtung verfolgten. Charakteristisch war in den meisten der Drang nach positiver Erhebung wider die Gegenwart und die pathologische Empfindsamkeit eines mit der Welt zerfallenen, aber in sich selbst zufriedenen Individuums. Bald rauschten die Gesänge der jungen Dichter in dithyrambischem Pathos daher, bald ward von ihnen Freiheit und Vaterlandssinn gepriesen. Eine freudeberauschte Heiterkeit wechselte in jenen Gedichten mit den Gefühlen der Andacht und mit schwärmerischen Vorstellungen von der Erhabenheit des Schöpfers. In andern poetischen Erzeugnissen war die idyllische Liebe zur Natur vorherrschend, nicht ohne einen Anklang von Melancholie, die sich bald in der Sprache süßer Schwärmerei, bald in dem Ausdrucke unbefriedigter Sehnsucht und wehmüthiger Trauer kund gab.

Zu den erwähnten Elementen des Bundes muß noch die Vorliebe seiner Mitglieder für die Bardenpoesie gerechnet und hervorgehoben werden. In wie verschiedenen Gattungen der Dichtkunst sich auch Einzelne versuchten, indem sie sich bald Pindar, bald Kleist, bald Ossian zum Muster wählten, so schien doch darin unter ihnen eine völlige Uebereinstimmung zu herrschen, daß Klopstock ein Dichter sei, mit dem sich kein anderer vergleichen könne. Was ihnen in ihrer exaltirten Stimmung das Höchste sein mußte, hatte dieser Dichter in seinem Messias und in seinen Oden gefeiert. Dem erhabenen Muster, das er aufgestellt, nachzueifern, war das unermüdete Streben der gesammten Bundesgenossen. Auch in der Eigenthümlichkeit des poetischen Standpunktes, der den Hauptelementen nach nordischer Art und Abkunft war, traf Klopstock durch die von ihm gedichteten Bardengesänge zusammen. Unter seinem Panier die Frivolität Voltaire's und anderer in- und ausländischer Schriftsteller zu bekämpfen, dünkte ihnen der ehrenwertheste Beruf. Nicht völlig einverstanden scheint Boie, der in ihrem Bunde den Vorsitz führte, gewesen zu sein. Wenn auch nicht minder für Klopstock begeistert, misbilligte er doch die blinde Verehrung und Vergötterung jenes Dichters. Ebenso wenig huldigte er nicht so unbedingt der Bardenpoesie. Auch Schriftstellern, die eine ganz andere Richtung verfolgten, ließ sein besonnenes Urtheil Gerechtigkeit widerfahren, selbst solchen, die gradezu Klopstock's Antipoden genannt werden konnten, wie unter andern Wieland, dessen „goldnen Spiegel" er für „ungemein reizend" erklärte [13]).

Mit der oft exaltirten Stimmung der Bundesgenossen contrastirte die harmlose Gemüthlichkeit in ihren wöchentlichen Zusammenkünften. Das darin herrschende Ceremoniel schildert Voß [14]) mit den Worten: „Klopstock's Oden, Ramler's lyrische Gedichte und ein schwarz vergoldetes in Leder gebundenes Buch liegen auf dem Tische. Sobald wir alle da sind, liest einer Eine Ode aus Klopstock oder Ramler vor, und man urtheilt alsdann über die Schönheiten und Wendungen derselben

10) Siehe K. L. v. Knebel's literar. Nachlaß und Briefwechsel. 2. Bd, S. 129. 11) Siehe die bereits erwähnten Briefe von Voß. 1. Bd. S. 92. 12) Siehe unter andern das Gedicht von Voß: „Die Bundeseiche" in dessen sämmtlichen Gedichten. (Königsberg 1802.)

13) Wie Voß in s. Briefen 1. Bd. S. 91 äußert. 14) Siehe a. a. O. S. 97.

und über die Declamation des Lesers. Dann wird Kaffee getrunken, und dabei, was man die Woche etwa gemacht, vorgelesen und darüber gesprochen. Dann nimmt es Einer, dem es aufgetragen wird, mit nach Hause, und schreibt eine Kritik darüber, die des andern Sonnabends vorgelesen wird. Das obige schwarze Buch heißt das Bundesbuch und soll eine Sammlung von den Gedichten unsers Bundes werden, die einstweilen durchgehends gebilligt sind."

Merkwürdig ist die in eben diesem Briefe vom 26. Oct. 1772 enthaltene Schilderung einer andern Zusammenkunft, bei der es unter den leidenschaftlich aufgeregten Gemüthern sehr stürmisch zuging. „Einige Tage vor Ewald's Abreise," erzählt Voß[15]), „nöthigte er den ganzen hiesigen Parnaß, auch Bürger von Gellichhausen, zum Abschiedsschmause. Das war nun eine Dichtergesellschaft, und wir zechten auch wie Anakreon und Flaccus. Boie, unser Wardomar, oben im Lehnstuhle, und zu beiden Seiten der Tafel, mit Eichenlaub bekränzt, die Bardenschüler. Gesundheiten wurden auch getrunken, erstlich Klopstock's. Boie nahm das Glas, stand auf und rief: Klopstock! Jeder folgte ihm, nannte den großen Namen, und nach einem heiligen Stillschweigen trank er. Nun Ramler's! nicht voll so feierlich; Lessing's, Gleim's, Geßner's, Gerstenberg's, Uz'ens, Weiße's u. s. w. — Jemand nannte Wieland, mich dünkt, Bürger war's. Man stand mit vollen Gläsern auf, und — Es sterbe der Sittenverderber Wieland! es sterbe Voltaire u. s. w." Mit diesem Ausrufe hatten die Genossen zugleich das Losungswort der Literatur überhaupt ausgesprochen. Mittelbar wirkte dazu nicht blos der innere Drang der Jugend mit, sich die Fesseln der Convenienz gewaltsam abzuschütteln, sondern auch das Behagen, etwas Seltsames und Auffallendes zu thun. Wenn die Genossen, wie es oft der Fall war, im Versemachen mit einander wetteiferten, geschah es meist auf nächtlichen Spaziergängen und gewöhnlich beim Mondschein. Voß schrieb darüber an Brückner: „Wie gefällt Ihnen diese Methode?" Ich denke, „sie soll in unsern Lebensbeschreibungen noch erzählt werden"[16]). In ihren Gedichten machten sie sich es daher zur besondern Aufgabe, ihre Liebe und ihren Haß zu offenbaren, die echt teutsche Gesinnung und die strenge Moral, die das vorhin erwähnte Verdammungsurtheil charakterisirte.

Einen festen Haltpunkt erhielt die Verehrung Klopstock's in jenem Kreise nicht blos durch die sittliche Reinheit seiner erhabenen Gesänge. Auch in seiner Theorie hatte sich dieser Dichter zu dem literarischen Bundesprincipe bekannt, in welchem die Natur der Schule gegenüber das Losungswort bildete. Der bisherigen Macht der Regel hatte Klopstock in seiner „Gelehrtenrepublik" ihre Berechtigung abgesprochen, und dort selbst eines literarischen Bundes gedacht, der Alles, was nicht teutsch erschiene, stürzen und vernichten sollte. Die Schar der Jünglinge, die er für diesen Sturm der Begeisterung fähig hielt, hatte Klopstock in dem vorhin erwähnten Werke so deutlich bezeichnet, daß die Bundesgenossen kaum daran zweifeln konnten, sie selbst wären gemeint. Das über Wieland ausgesprochene Verdammungsurtheil ließen sie, auf Klopstock's Autorität gestützt, gegen Alle ergehen, die das von ihnen gepredigte Naturevangelium nicht schlechthin glauben wollten. Wer die Regel in Schutz nahm, entging ihrer Polemik nicht. So unter andern Nicolai in Berlin. Aber auch Dichter wie Weiße und Gellert blieben nicht ganz verschont. Ein besonderer Liebling der Bundesgenossen war Kleist als Sänger des Frühlings. Aber auch Geßner hatte durch seine Naturschilderungen ihre Gunst gewonnen. In geringerem Ansehen standen Gleim und Jacobi, von denen der letztere sogar ein „poetischer Stutzer" genannt ward. Die Verehrung Goethe's gründete sich, wie bereits früher erwähnt worden, auf seinen Götz von Berlichingen und auf die Beiträge dieses Dichters zu den Frankfurter Anzeigen, welche die entschiedene Richtung der Drang- und Sturmperiode verfolgten. Daß Herder als literarische Autorität anerkannt ward, erklärt sich schon aus den freundlichen Verhältnissen, die zwischen diesem Schriftsteller und Klopstock bestanden.

Den eben genannten Dichter zu feiern bot den Bundesgenossen sein wiederkehrender Geburtstag (der 2. Juli) eine erwünschte Gelegenheit. Charakteristisch ist in einem Briefe von Voß, daß der genannte Tag auf ein früheres Marienfest gefallen sei, welches, später im Hanöverischen abgeschafft, durch die Klopstocksfeier gewissermaßen ersetzt werden sollte. Eine allgemeine Begeisterung scheint unter den Bundesgenossen geherrscht zu haben, als sie, um den Geburtstag des „unsterblichen Mannes" zu feiern, sich auf Hahn's Stube einfanden[17]). Sie erschienen dort insgesammt festlich gekleidet. An einer langen, mit Blumen geschmückten Tafel, wo sie vor blinkenden Rheinweinflaschen Platz genommen hatten, stand ein Lehnstuhl für den abwesenden Sänger der Messiade. Auf diesem Sessel lagen Klopstock's Werke und unter demselben Wieland's Gedicht Idris und Zenide. Dies Werk ward von den Anwesenden zertreten, und Wieland's Bildniß, das sie aus einem Taschenbuche herausgerissen hatten, zuletzt noch unter allgemeinem Jubel feierlich den Flammen geopfert. Mehre Toaste vollendeten die Feier. „Wir tranken," heißt es a. a. O., „in Rheinwein Klopstock's Gesundheit, Luther's Andenken, Hermann's Andenken, des Bundes Gesundheit, dann Ebert's, Goethe's, Herder's u. s. w. Nun wurde das Gespräch warm. Wir sprachen von Freiheit, die Hüte auf dem Kopfe, von Teutschland, von Tugend u. s. w. — Klopstock, er mag's gehört oder vermuthet haben, hat geschrieben: wir sollten ihm eine Beschreibung des Tages schicken."

Die Schilderung jenes Festes liefert einen Beweis, wie sich in dem Kreise der Bundesgenossen Spiel und Ernst mischte, in Allem aber die subjective Begeisterung das Princip war. In dem Kreise talentvoller junger Männer manches treffliche Gedicht hervorzurufen, war

15) a. a. O. 1. Bd. S. 93 fg. 16) Siehe a. a. O. S. 101; vergl. S. 94. 17) Siehe a. a. O. S. 144 fg.; vergl. Hölty's Leben von Voß vor dessen Gedichten.

dieser Enthusiasmus vollkommen geeignet. Aber das ganze poetische Streben des Bundes bezog sich doch zu sehr auf jugendliche Stimmung und auf beschränkte Lebens- und Naturansichten. Eine eigentliche Basis schien diesem Streben, das in dem Eifer der Poesie selbst unterzugehen drohte, zu fehlen. Es war zu abstract, um sich in natürlicher Wahrheit darzustellen. Durch erhabene Gedanken, zarte Empfindungen und anziehende Naturschilderungen zeichneten sich mehre Gedichte einzelner Bundesglieder aus. In andern war ein poetischer Rigorismus, mitunter auch eine Koketterie und Affectation vorherrschend, die das ästhetische Interesse schwächte oder völlig störte.

Den Hauptton in jenen Gedichten hatten die Grafen Christian und Friedrich Leopold zu Stolberg angegeben. Ihnen, die einem edeln und vornehmen Geschlechte angehörten, verdankte der Bund einen besondern Glanz, abgesehen davon, daß sie es auch waren, welche die persönliche Betheiligung Klopstock's an den Interessen und Unternehmungen des Bundes vermittelten. Daß sie, wie man vernahm, des hochverehrten Sängers Umgang genossen hätten und selbst Poeten wären, zugleich freisinnig, vielseitig gebildet und ohne den in ihrem Stande gewöhnlichen Stolz, spannte die Erwartung ihrer Ankunft in Göttingen noch höher. Sie wurden mit Bewunderung empfangen. Voß schreibt an Brückner im December 1772 [18]) über die beiden Grafen: „Welche Leute sind das! Es ist an sich ungewöhnlich, Leute von mittelmäßigem Geschmacke unter den französirenden Großen und Landsassen zu finden; aber Leute von der feinsten Empfindung, dem edelsten Herzen, voll Vaterland und Gott, den vortrefflichsten Talenten zur Dichtkunst, und — ohne den kleinen Stolz! kurz, Leute, die Klopstock schätzt und liebt, in diesem Stande zu finden, das ist ein großer Fund!"

Bei so liebenswürdiger Persönlichkeit war es begreiflich, daß die von den beiden Grafen gewünschte Aufnahme in den Bund, durch welche sich derselbe geehrt fühlen mußte, durchaus keinen Schwierigkeiten unterlag, sondern mit allgemeiner Zustimmung erfolgte. Ihre patriotische Freiheitsliebe und die schwärmerische Freundschaft, die sie an einzelnen Mitgliedern des Bundes bewiesen, harmonirte völlig mit deren Denk- und Empfindungsweise. Tod und Verderben den Galliern zu schwören, war gleichfalls das Grundprincip der Grafen, das sich in mehren ihrer Oden und sonstigen Gedichte kund gab. Auf Klopstock's Autorität gestützt, huldigten sie auch der Bardenpoesie, mit der es den jungen Dichtern sehr Ernst war, ungeachtet Boie den Vorwurf dieser öffentlich scharf getadelten Richtung von dem Vereine abzuwälzen und das Ganze überhaupt als etwas Unerhebliches und Vorübergegangenes, als ein bloßes Spielwerk darzustellen bemüht war. In einem Briefe an Knebel [19]) schreibt er darüber: „Unsere jungen Dichter hatten einen Bund mit einander gemacht, ihre Leiern nicht durch Nachahmung zu entweihen, teutschen Geist und Patriotismus zu singen; aber Barden wollten sie durchaus nicht sein, wie wir jetzt das Wort nehmen. Sie wollten keine Bardenmythologie gebrauchen, und überhaupt, wie einige Neuere, nicht die Bardenpoesie blos zum Rüstzeuge und zur Stickerei unbardischer Gedichte machen. Ich munterte den Bund auf, und sie, die sich unter einander zum Spaß alte Namen gegeben hatten, gaben mir den Namen Wardomar."

Wie die Bundesglieder von dem Feuer ihrer vaterländischen Gesänge sich zu einfachen, sentimentalen Naturempfindungen herabstimmten, schildert Voß in einem Briefe an seine nachherige Gattin Ernestine, die Schwester seines Freundes Boie. „Kleist's Andenken," schrieb er [20]), „hab' ich auch diesen Frühling einen schönen Nachmittag gewidmet. Ich ging mit Hölty nach einem nahen Dorfe, Kleist's Frühling in der Tasche. Wir wollten uns in einem Garten unter einem blühenden Baume hinlegen." — Nach der erhaltenen Erlaubniß, in dem Garten des Pfarrhauses lesen zu dürfen, hatten sie sich dorthin begeben. „Wir setzten uns," fährt Voß fort, „in eine Laube, die aus Apfelbaum und Hollunder geflochten war, und Hölty las den Frühling vor. Die Nachtigall sang, die Tauben girrten, die Hühner lockten; von fern ließ sich eine Schar Knaben auf Weidenflöten hören, und die Apfelblüthen regneten so auf uns herab, daß Hölty sie von dem Buche wegblasen mußte. Wie wir fertig waren, lagerten wir uns noch eine Stunde unter einem blühenden Baume, und beobachteten die kleinen Würmer, die im fetten Grase herumschwärmten. — Im Wehen der Abendkühle gingen wir wieder nach Göttingen."

Weder mit dieser Sentimentalität, noch mit der ausschließlichen Verehrung Klopstock's, der Bardenpoesie und exaltirten patriotischen Sinnesweise harmonirte einer der talentvollsten Dichter, der ebenfalls in Göttingen studirt hatte, und mit dem dortigen Bunde in mehrfacher Beziehung stand, ohne demselben als eigentliches Mitglied anzugehören. Es war Gottfried August Bürger, der gefeierte Dichter der Lenore, jener Ballade, die noch in höherem Grade als seine übrigen Poesien eine so einstimmige Bewunderung und allgemeine Verbreitung unter allen Ständen fand, daß, wie erzählt wird, die Bauern in der Schenke sich von dem Küster diese Ballade vorlesen ließen [21]) und Goethe in einem fein gebildeten Cirkel es nicht verschmähte, sie zu declamiren [22]). Wodurch Bürger während seines Aufenthalts in Göttingen, ehe er Amtmann zu Altengleichen geworden war, von dem Eintritte in den Bund abgehalten worden, scheint daraus erklärlich, daß seine Entfernung und die Gründung jenes Vereins fast in dieselbe Zeit, in das Jahr 1772, fällt. Laune oder Zufall war es schwerlich, was ihn in dieser Beziehung zu einem Entschlusse bestimmte.

18) Siehe die mehrfach erwähnten Briefe. 1. Bd. S. 113 fg. Vergl. R. E. Prutz, Der Göttinger Dichterbund S. 242. 19) Siehe dessen Literarischen Nachlaß und Briefwechsel. 1. Bd. S. 139.

20) Briefe von J. H. Voß. 1. Bd. S. 218. Vergl. Hölty's Leben vor der Ausgabe s. Gedichte S. XXXII fg. 21) Siehe Althof's Nachrichten von Bürger's Lebensumständen S. 436. G. A. Bürger. Ein biographisches Denkmal von H. Döring S. 82. 22) Siehe dessen Dichtung und Wahrheit aus meinem Leben. 4. Bd. S. 44 fg.

Außer der populairen und allgemein verständlichen Poesie noch irgend eine andere Gattung wahrhaft anzuerkennen widerstrebte Bürger's Natur, die mit dem erzwungenen Pathos in vielen Gedichten der Bundesglieder Nichts gemein hatte. Ebenso wenig konnte sich seine Sinnlichkeit mit ihrer moralischen Strenge befreunden. Vielleicht regte sich auch in ihm ein gewisses Selbstgefühl. Auch ohne auf die Stimme des Publicums zu hören, mußte er fühlen, daß er den gesammten Bundesgliedern an Talent überlegen war.

Daß er ihrem Streben jedoch gerechte Anerkennung zollte, zeigt seinen Charakter von einer liebenswürdigen Seite. Ein interessantes Document hat sich hierüber in einem Briefe erhalten, den er, als der Bund kaum gegründet worden, im Herbste 1772 an Gleim schrieb. „In Göttingen," heißt es darin [23]), „keimt ein ganz neuer Parnaß und wächst so schnell wie die Weiden am Bache. Wenigstens zehn poetische Pflanzen sprossen dort, wovon zuverlässig eine oder fünf zu Bäumen dereinst werden. Ich erstaune und verzweifle beinahe, wenn mich Boie hier auf meinem Dörfchen besucht und die Producte dieser Pflanzschule mir vorlegt. Wenn das so fortgeht, so übertreffen wir noch alle Nationen an Reichthum und Vortrefflichkeit in allen Gattungen. Ich glaube, wir sind noch im vollen Steigen und noch lange nicht an unserm Ruhepunkte." In einem einige Monate später geschriebenen Briefe regt sich in der Klage, durch seine Amtsgeschäfte öfters der Poesie untreu werden zu müssen, ein gewisses Selbstgefühl und Bewußtsein seines Talents. „Mein Köcher," schrieb Bürger, „ist noch voll von goldenen Pfeilen. O wär' ich noch unter Euch in Göttingen. Ich wollte Euch allzusammt aus dem Sacke und in den Sack singen." Dazu konnte ihn wol der glänzende Erfolg seiner Dichtungen ermuthigen. Als selbständiger Schöpfer stand er den Bundesgliedern gegenüber, als Meister den Schülern, die noch in fremdem Gleise gingen. So hielt er sich immer in einer gewissen Entfernung von dem Bunde, dessen Zwecke und Formen ohnedies, wie bereits erwähnt, seiner Natur widerstrebten. Ebenso wenig aber mochten sich die Glieder jenes literarischen Vereins geneigt fühlen, ihm näher zu treten und sich seinem überwiegenden Talente unterzuordnen.

Immer blieb jedoch Bürger dem Bunde befreundet, auf dessen literarische Bestrebungen, deren Organ der Göttinger Musenalmanach war, auch dadurch ein nicht geringer Glanz fiel, daß Bürger's gefeiertes Gedicht Lenore zuerst in jenem Almanache erschien. In Bezug auf die Beiträge zu demselben, meistens von Bundesmitgliedern herrührend, wie über deren literarische Leistungen überhaupt, verdient bemerkt zu werden, daß ihre poetische Thätigkeit sich fast nur auf die Lyrik beschränkte. Die Idee eines größern dichterischen Werkes scheint ihnen fern gelegen zu haben. Vorzugsweise huldigten sie, auf Klopstock's Autorität gestützt, der Bardenpoesie. Sie war in dem Almanache nicht blos durch Gesänge aus Klopstock's „Hermann und die Fürsten," sondern auch durch andere Dichter vertreten, die ebenfalls nicht Bundesmitglieder waren, wie durch Kretschmann [24]), der sich selbst unter dem Namen „Rhingulf's des Barden" als Dichter im Publicum eingeführt hatte. Abwechselnd einer sentimentalen und religiösen Richtung folgten andere Dichter, so Bürger in „Suschens Traum" und in dem Gedichte: „An Agathe," Stolberg in der „Weissagung" u. s. w. Dem Almanache Anerkennung und Freunde zu verschaffen waren besonders mehre Beiträge von Claudius geeignet, vor allen aber die Gedichte, die unter den Chiffren E.O. und H.D. Goethe's Namen verbargen, der, wie früher erwähnt, durch seinen „Götz von Berlichingen" den Bundesgliedern die feurigste Bewunderung seines Talents abgenöthigt hatte.

Rühmen konnte sich der Bund, daß von ihm mit dem Musenalmanache eine literarische Erscheinung ausgegangen war, die mehr als irgend eine andere die allgemeine Aufmerksamkeit des Publicums in ganz Teutschland in Anspruch nahm und durch den ihr gezollten Beifall weit verbreitet ward. Auch die Stimme der öffentlichen Kritik lautete im Allgemeinen sehr günstig über diese poetische Sammlung. In der von Klotz herausgegebenen Deutschen Bibliothek der schönen Wissenschaften war zwar das neue literarische Unternehmen scharf angegriffen und bitter getadelt worden. Beseitigt ward jedoch jener Angriff durch das Lob, das in einem vielgelesenen Journale [25]) dem Herausgeber des Almanachs über seinen Geschmack und seine sorgfältige Auswahl ertheilt ward. Daß selbst Recensionen des Almanachs in Wieland's Deutschem Mercur [26]) im Allgemeinen günstig lauteten, war ein merkwürdiger Beweis von Wieland's Unparteilichkeit, da mehre in dem Almanache befindliche Gedichte gehässige Anspielungen auf ihn enthielten, abgesehen davon, daß der ihm geltende Uebermuth bei der früher erwähnten Klopstocksfeier ihm nicht unbekannt geblieben sein konnte. Zwar hatte der Almanach dem Misgeschicke nicht entgehen können, daß ein gleiches Unternehmen in Leipzig eine heftige Polemik gegen ihn richtete. Der Göttinger Almanach erhielt sich jedoch in der Gunst des Publicums durch den höhern Werth seiner Beiträge und trug so über seinen Nebenbuhler einen vollständigen Sieg davon.

Nicht so günstig, wie zum Publicum und zur Kritik, schien sich das Verhältniß des Bundes, in sofern es durch den Almanach vertreten ward, zur Universität Göttingen zu gestalten, von wo die durch ganz Teutschland verbreitete poetische Wirksamkeit ausging. Statt darin ein nicht verwerfliches jugendliches Streben zur Förderung der vaterländischen Literatur zu erblicken, liehen die akademischen Lehrer nur den abenteuerlichen Gerüchten, die sich über den Bund der jungen Dichter und ihre Absonderung von der gewöhnlichen Lebensweise verbreiteten,

23) Siehe H. Döring a. a. O. S. 57.

24) Karl Friedrich Kretschmann, geb. am 4. Dec. 1788 zu Zittau, gest. daselbst am 16. Jan. 1809 als Advocat und Gerichtsactuar. Siehe über ihn Jördens in s. Lexikon deutscher Dichter und Prosaisten. 25) In der Allgemeinen Deutschen Bibliothek. 22. Bd. Heft 1. S. 226 fg. 26) Vom J. 1778. 1. Bd. Heft 1. S. 163 fg., vergl. 2. Bd. Heft 1. S. 45 fg. 6. Bd. Heft 1. S. 89 fg.

überall ein offenes Ohr. Was ein Hauptmitglied des Bundes darüber sagt, verdient hier eine Stelle. „Niemand erwartete," erzählt Voß [27]), „daß eine stille Beschäftigung mit Musenkünsten auch nur würde bemerkt, geschweige auf einem Musensitze gemisbilligt werden. Aber der Ruhm einzelner Gedichte zu einer Zeit, da viele Tonarten noch neu waren, Entfernung vom gewöhnlichen Studentenverkehre, eine Verbindung, die nicht Landsmannschaft, nicht akademischer Orden war, mehr häuslicher als öffentlicher Fleiß, Umgang mit Grafen, die Griechisch lernten und Oden dichteten, endlich Klopstock's doppelter Besuch, der auf der Reise nach Karlsruhe und zurück einige Tage dem Bunde allein schenkte — alles dies erweckte Misfallen und füllte die hundert Ohren und Zungen des Gerüchts. Lehrer einer Akademie, deren erste Pflegerin Haller's Muse gewesen war, sogar solche, denen Dichtererklärung oblag, erlaubten sich Spott gegen Dichter und Musenbeschäftigungen. Man warnte öffentlich vor den unnützen und brodlosen Spielen der Phantasie; man stichelte auf schöne Geister, auf Empfindsamkeit und nichtige Ruhmsucht; man beklagte die belletristische Ungründlichkeit, in welche man beiläufig auch Winckelmann und Lessing hineinwinkte; man bemühte sich, durch Scherzreden die anwesenden Mitglieder der unbegünstigten Gesellschaft den Blicken und dem Gelächter der Versammlung zu bezeichnen. — Andere, die um einen gastfreien Bruder sich versammelten, Lehrer und Lernende, erfanden beim Wein eine Bardengesellschaft, die mit den Bardenschülern, an die Hunderte stark, auf die benachbarten Berge auszöge, in Thierhäute vermummt um Mitternacht opferte, Wodan und Klopstock anriefe, Bildnisse verbrannte, und keinen Wein, aber gewaltig viel Bier tränke. Dies Mährchen schwatzte sich herum, und ward vielfach ausgeschmückt, Denina in der Literatur der preußischen Monarchie [28]) verlegt die Feierlichkeit in die Nähe des Blocksberges. Auf dem Stolbergischen Schlosse zu Wernigerode, meldet er, sei ein großer Saal, wo die Barden Teutschlands unter dem Aeltesten Gleim um einen Tisch, dessen Ehrensitz für Klopstock's Geist ledig gelassen werde, ein jährliches Fest begingen." — Das Misverhältniß des Bundes zur Göttinger Akademie schildert auch ein 1774 von Voß geschriebener Brief an Brückner mit den Worten: „Wir werden hier von den Professoren außerordentlich gehaßt, weil wir Klopstock's Freunde sind und Niemandem die verlangte Cour machen. Man erzählt die lächerlichsten Geschichten von uns, von Eichenkränzen, die wir beständig trügen, von einem Ochsenberge (ich kenne ihn nicht), wo wir nach Art der Hexen nächtliche Zusammenkünfte halten sollen, vierhundert an der Zahl, alle in Ziegenfellen gekleidet und mit großen Krügen versehen, woraus wir Bier tränken, und solche Alfanzereien mehr, die dem Professorenwitze Ehre machen" [29]).

Ein schneidenderer Contrast ließ sich kaum denken, als der leidenschaftlich aufgeregte jugendliche Enthusiasmus der ruhigen Besonnenheit einer Bildungsanstalt gegenüber, die überall nur das Reale, das rein Praktische im Auge hatte, und allem Idealen abhold, in der Dichtkunst Nichts als eine Thorheit übermüthiger und unpraktischer Menschen erblickte. In dieser Ansicht lag der Hauptgrund einer Opposition, die es selbst nicht verschmähte, absichtlichen Entstellungen und gehässigen Gerüchten, die sich über den Dichterbund verbreiteten, ein offenes Ohr zu leihen und unbedingt Glauben zu schenken. Dies allein scheint es jedoch nicht gewesen zu sein, was die Mitglieder des Bundes tief verletzte. Ihrer gereizten und bittern Stimmung, welche Voß in den vorhin erwähnten Mittheilungen aussprach, lag noch etwas Anderes zum Grunde. Es war die vornehme Miene, womit die meisten Professoren auf den Bund und dessen Bestrebungen herabblickten [30]). Niemand aber konnte durch eine solche Geringschätzung mehr gereizt werden als Voß. Er betrachtete sich, wie bereits früher erwähnt, als Stifter und Mittelpunkt eines literarischen Vereins, an den er sich auch noch in spätern Lebensjahren gern erinnerte [31]). Den Bund verspottet zu sehen, konnte er nicht ertragen, und es läßt sich wol annehmen, daß für ihn darin der Keim zu seiner spätern literarischen Fehde gegen Heyne lag, wenn dieselbe auch in eine Zeit fällt, wo er längst Göttingen verlassen hatte.

Eigenthümlicher Art waren auch die auswärtigen Beziehungen des Bundes zu andern literarischen Vereinen Teutschlands. Mit den leipziger Poeten konnte der Bund schon deshalb in keinem freundlichen Verhältnisse stehen, weil sie es, wie früher erwähnt, gewesen waren, die als Nebenbuhler des Göttinger Musenalmanachs eine leidenschaftliche Polemik gegen dies Unternehmen gerichtet hatten. Wie wenig überhaupt die formelle Bildung Leipzigs unter den neuern und lebendigern Entwickelungen der Literatur ihren bisherigen Einfluß behaupten konnte, zeigten die wenig schonenden Urtheile, die der göttinger Bund über mehre leipziger Poeten fällte, namentlich über Gellert. Die bisher allgemein anerkannten Verdienste dieses Dichters, seine Popularität und leichte Versification konnte man ihm zwar nicht streitig machen. Doch trug man kein Bedenken, in Gellert's Gedichten das als trivial und unpoetisch zu bezeichnen, was ihm bisher als eine Tugend angerechnet worden war. Daß er ein guter, frommer Mann gewesen, war Alles, was die neue Dichtergeneration ihm zugestand. Damit glaubte sie der Pietät gegen ihn völlig genügt zu haben. Eine ganz andere Meinung hatten die jungen Dichter in ihrer exaltirten Begeisterung von seinen literarischen Verdiensten. Das von Voß darüber gefällte Urtheil, an und für sich

27) In den vor Hölty's Gedichten befindlichen Nachrichten von des Dichters Leben S. XXX fg. 28) La Prusse littéraire sous Frédéric II. 29) Siehe die mehrfach erwähnten Briefe von Voß. 1. Bd. S. 180.

30) Nicht bei allen scheint dies der Fall gewesen zu sein. Eine rühmliche Ausnahme machten Miller, Feder, Gatterer u. A. „Sie fuhren fort," erzählt Voß, „aufrichtige Gewogenheit zu äußern. Kästner ließ durch Boie und Hölty, die seine Einsamkeit besuchten, die Freunde zum Beitritt in die teutsche Gesellschaft wiederholt einladen; ihre Entschuldigung und selbst Hölty's Wegbleiben nahm er mit Nachsicht auf. — So reizbar er für das Lächerliche war, gegen die verlachten Jünglinge entfuhr ihm doch kein unmildes Wort." Siehe Voß im Leben Hölty's S. XXXV. 31) Siehe Briefe von Voß. 2. Bd. S. 141.

merkwürdig, verdient hier um so mehr eine Stelle, da es nach des genannten Dichters eigener Versicherung zugleich das Urtheil des ganzen Bundes war [32]).

In einem Briefe von Voß an Brückner vom Jahre 1773 heißt es: „Gellert ist ein guter, ein unterhaltender und belehrender Schriftsteller. Aber den Ruhm, den er bei seinen Zeitgenossen verdiente, verdient er jetzt in dem Grade nicht mehr. Ich glaube noch immer, daß es gefährlich sei, seine Prosa für ein Muster der Schreibart auszugeben. Denn französisch Teutsch kann unmöglich gut Teutsch sein" [33]). Hierher gehört ganz besonders die Stelle eines Briefes, in welcher Voß die von Brückner aufgestellte Ansicht lebhaft bekämpft, daß der Hauptzweck der Poesie doch eigentlich der Nutzen und die dadurch bedingte allgemeine Verständlichkeit wäre. Er sucht diese Ansicht mit den Worten zu widerlegen: „Der Dichter, der nur Eine große Seele, die wieder wirken kann, stark rührt, thut mehr, als der, der den ganzen Mittelstand in eine dumme Andacht einschläfert. Nach Deinen Grundsätzen ist Gellert, ist Schmolke mehr als Klopstock, denn beide werden mehr gelesen und verstanden. Wahrlich, Gellert als Dichter betrachtet, ist nicht viel mehr als Schmolke. Was sind seine geistlichen Lieder als compilirte Sprüche? Geht die Rührung je weiter, als die gewöhnlichste Postille verschafft? Ich tadle Gellert nicht; er ist für seine Leser nützlich, vortrefflich. Aber ich tadle die, die ihm einen höhern Rang des Genies anweisen, als er sich selbst, trotz aller seiner Eitelkeit, angemaßt hat. — Seine Lehrgedichte — willst Du die Gedichte nennen? Selbst unter den Lehrgedichten stehen sie auf der niedrigsten Stufe. Seine Fabeln — wer hat Aesop und Phädrus einem Homer, Pindar, Virgil nur von fern an die Seite gesetzt? Lafontaine wird als ein Genie der ersten Größe gepriesen, aber unter den Franzosen und von Franzosen. Gellert's Komödien, seine Briefe, seine Prosa! — Ich will ja gern dem Volke seinen Götzen lassen; nur verlange nicht, daß ich selbst niederfallen soll. Gellert war ein guter, frommer Mann, ein guter Schriftsteller für Zeiten, wo Gottsched Alles war, doch durchaus kein Dichter. Gellert schreibt leicht, aber nicht schön. Er nimmt leicht zu fassende Gegenstände und gießt dann sein ewiges unausstehliches Wassergeschwätz in solchem Ueberflusse darüber, daß die dumme Eitelkeit, die doch gern viel und schnell versteht, oder lesen will, vollkommen befriedigt wird" [34]).

Daß dies wegwerfende Urtheil ein Mann von kälterem Blute und von gereifterem Alter, wie es Brückner war, nicht billigen konnte, ist leicht begreiflich. Aber auch mit der Richtung, die ein anderer leipziger Schriftsteller verfolgte, der mannichfache literarische Verdienste hatte, stimmte der göttinger Bund nicht überein. Dieser Autor war Christian Felix Weiße. Seiner Poesie konnten die Göttinger so wenig Geschmack abgewinnen, daß sie ihn fast einstimmig für einen „frostigen Dichter" erklärten. Durch seine Urtheile in der Bibliothek der schönen Wissenschaften, die er redigirte, stand er auch als Kritiker bei ihnen in keinem sonderlichen Ansehen. Sie waren überhaupt der öffentlichen Kritik abgeneigt, von der sie meinten, daß sie durchaus keinen Nutzen, sondern vielmehr offenbaren Schaden bringe. Daß Weiße die Größe Shakespeare's nicht genügend anerkannte, verziehen ihm die Göttinger noch allenfalls. Völlig in ihrer Gunst war Weiße jedoch dadurch gesunken, daß er in seinem Lustspiele: „Die Poeten nach der Mode" über die Verehrung Klopstock's gespottet hatte. Daß Weiße mit Schriftstellern wie Klotz und Wieland in freundschaftlichen Verhältnissen stand, diente ihm ebenfalls nicht zur Empfehlung. Die Achtung des Bundes verscherzte er aber völlig durch eine Aeußerung, die ein von ihm an Klotz gerichteter Brief enthielt, der im Drucke erschienen war. Klopstock, hieß es darin, sei sein Freund und Klotz möchte ihn in seinem Journale „nicht frei beurtheilen" [35]). Ueber diese an und für sich unschuldige Aeußerung brach der Zorn der Göttinger in hellen Flammen aus. Was Weiße gutmüthig geäußert, deuteten sie ihm, „dem Witzlinge, der gar kein Poet sei," als eine unverzeihliche Anmaßung einem Dichter wie Klopstock gegenüber. Der poetische Bannfluch ward von ihnen auf Weiße geschleudert, den sie als unteutsch und charakterlos ihrer tiefsten Verachtung preisgaben.

In der Schweiz ward der Idyllendichter Geßner von dem Bunde aufrichtig verehrt, selbst da noch, als man einzelne poetische Schwächen an ihm bemerkt zu haben glaubte. „Geßner's Daphnis," schrieb Voß [36]), „ist vortrefflich. Ich hatte ihn seit einigen Jahren nicht gelesen. — Die naive Sprache der Liebe kennt keiner als Geßner. Was gehn mich seine Flecken an. Er ist so leicht wie Gellert und doch ein Dichter, ein großer Dichter." Dagegen stand Bodmer bei den Göttingern in keinem sonderlichen Ansehen. Sie urtheilten über ihn in ähnlicher Weise wie Klopstock, der ihm poetisches Talent gradezu absprach, doch seinen Bemühungen um die Literatur des Mittelalters vollkommene Gerechtigkeit widerfahren ließ.

Mit den preußischen Schriftstellern stand der Bund in geringer Beziehung. Für Fr. Nicolai, den Herausgeber der Allgemeinen Deutschen Bibliothek, der sich durch seine scharfe und unerschrockene Kritik im Gebiete der Literatur fast ebenso furchtbar gemacht hatte, wie die preußischen Soldaten in den Schlachten des siebenjährigen Krieges, konnten die Göttinger keine Sympathie empfinden. Ramler dagegen ward von ihnen, wenn sie auch seinen preußischen Patriotismus nicht theilen konnten, aufrichtig geschätzt, und es that selbst ihrer Verehrung für diesen Dichter keinen sonderlichen Eintrag, daß Einige

32) Siehe a. a. O. 1. Bd. S. 185. 33) a. a. O. S. 188. 34) a. a. O. S. 182 fg.

35) a. a. O. 1. Bd. S. 120. Durch den Unwillen über jene Aeußerung ward Voß zu der Ode: „Mein Vaterland" veranlaßt, deren Schluß sich offenbar auf Weiße bezieht. Die Verse lauten:

Der mit des Seraphs Stimme, Messias, dich
Den Söhnen Teut's sang: siehe, den lohnt der Spott
Des ungeschlachten Volks, den lohnt das
Schimpfliche Schonen des Afterfreundes.

36) a. a. O. 1. Bd. S. 256. Vergl. S. 185.

manche seiner Oden den Klopstock'schen gleichzustellen wagten. Wie das Andenken Kleist's, des Frühlingssängers, noch immer in dem göttinger Bunde gefeiert ward, ist bereits früher erwähnt worden.

In dem halberstädtischen Dichterkreise war es Gleim, der sein Interesse an der Literatur durch den väterlichen Schutz, den er jüngern Poeten angedeihen ließ, auch auf den göttinger Bund ausgedehnt hatte. Dafür fühlten sich ihm die Glieder jenes Vereins zu aufrichtigem Danke verpflichtet. Ihr Tadel traf jedoch Gleim's Vorliebe für die französischen Schriftsteller, die ihm in mehren seiner Gedichte zum Muster dienten [37]). Auch der Ton, den Gleim in seinen Anakreontischen Liedern anstimmte, dünkte den Göttingern einer teutschen Lyra unwerth. Daß er, wie die meisten halberstädtischen Dichter, mit Wieland in Verbindung stand, und sein Verhältniß zu diesem inniger war, als das frühere zu Klopstock, war für die Göttinger, wenn sie auch ihr Misfallen nicht laut äußerten, ein besonderer Stein des Anstoßes. Indessen gehörte doch Gleim zu denen, die dem Bunde ein lebhaftes Interesse bewiesen hatten. Für seine zahlreichen Beiträge zum Musenalmanach blieben ihm die Göttinger daher ihren Dank nicht schuldig, wenn sie auch nicht allen seinen poetischen Erzeugnissen Geschmack abgewinnen konnten. Auch mit den österreichischen Dichtern hatte der Bund durch Denis in Wien eine Art von Verbindung angeknüpft. Die Aufmerksamkeit der Göttinger auf die Kaiserstadt zu lenken waren aber auch Joseph's II. großartige Entwürfe zur Förderung der vaterländischen Literatur sehr geeignet. Dazu kam noch das weit verbreitete Gerücht, daß Klopstock einen Ruf nach Wien erhalten haben sollte.

Fruchtbarer als die erwähnten, größtentheils blos äußerlichen und zufälligen Beziehungen war das Verhältniß des göttinger Bundes zu den Literaten im Norden und am Rhein, und dadurch zu dem zwischen der Kritik und der Production geschlossenen Bündnisse, das eine neue Epoche der Literatur entwickeln half [38]). An Gerstenberg, den Dichter des Ugolino, der durch Klopstock mit den Interessen des Bundes und späterhin auch mit Voß persönlich bekannt geworden war, hatten die Göttinger einen theilnehmenden Freund gewonnen. Auch mit Claudius traten die jungen Dichter, namentlich Hölty, Miller und Voß, in ein wechselseitiges Freundschaftsverhältniß. Sie unterstützten sich durch Beiträge zu ihren literarischen Unternehmungen, Claudius zu dem Musenalmanache, die Göttinger zu der von ihm herausgegebenen Wandsbecker Zeitung. Mit Herder kam der Bund in keinen dauernden Verkehr, so lebhaft dieser berühmte Schriftsteller sich auch für jenen literarischen Verein interessirt und keine Gelegenheit versäumt hatte, anregend auf denselben einzuwirken und zu seiner Empfehlung beizutragen. An Merck schrieb er 1773: „Recensiren Sie doch den Musenalmanach bald. Es sind allerliebste Stücke darin: Von Bürger, der ebenso ein Minneantlitz und Silberstimme hat, als er singt, und der Engel Schmidt bei Gleim: ich glaube, da kann man für solche Sachen laut reden; und der Musenaccoucheur Boie verdient doch für seine Mühe auch Dank." Mit dem Ablehnen eines Rufs zu einer theologischen Professur in Göttingen, den Herder 1775 erhalten hatte, scheiterte für die Göttinger die Hoffnung, den berühmten Mann persönlich kennen zu lernen. Der Bund hatte sich jedoch um diese Zeit bereits aufgelöst und die meisten seiner Mitglieder hatten schon Göttingen verlassen.

Nichts glich dem Enthusiasmus, mit welchem von den Göttingern die Dichter empfangen wurden, die, wenn auch nicht durchaus, doch zum Theil ihrer eignen Richtung folgten. Zu diesen Dichtern gehörten, wie bereits früher erwähnt, besonders Goethe als Verfasser des „Götz von Berlichingen," neben ihm aber auch Lenz [39]), in dem man damals einen so nahen Geistesverwandten Goethe's erblickte, daß man die von ihm geschriebenen Schauspiele: den Hofmeister, den neuen Mendoza und andere mit Goethischen Productionen verwechselte [40]). Allen Regeln der Theorie Trotz zu bieten und ihre Fesseln abzuschütteln, wie es die genannten beiden Dichter, namentlich Goethe in seinem Götz, gethan, war auch die literarische Tendenz des göttinger Bundes. In seiner Farçe: „Götter, Helden und Wieland" [41]) war Goethe als ein Gegner dieses Dichters aufgetreten. In der Achtung des göttinger Bundes war er dadurch gestiegen. Was Goethe in spätern Jahren über die Sturm- und Drangperiode, der er selbst damals angehörte, und nebenher auch in Bezug auf den göttinger Bund äußerte, verdient hier eine Stelle. Von Unterwerfung unter das Gesetz der Schönheit, von Form und Grazie, meinte Goethe, sei im Götz noch wenig zu spüren gewesen. „So geschah es denn," fügt er hinzu, „daß die Jugend auch in diesem Stücke ein Panier sah, unter dessen Vorschritte Alles, was in ihr Wildes und Ungeschlachtes lebte, sich wol Raum machen durfte, und grade die besten Köpfe, in denen schon vorläufig etwas Aehnliches spukte, wurden davon hingerissen [42]). — In dem göttinger Dichterkreise hatte sich nun, zugleich mit mannichfachen poetischen Verdiensten,

---

37) „Wozu die Nachahmung der Franzosen?" schrieb Voß am 13. Juni 1773 an Brückner. „Ich will schwören, daß in 300 Jahren Wieland, Jacobi und Gleim-Anakreon (nicht Gleim-Tyrtäus) vergessen sind." Siehe a. a. O. 1. Bd. S. 142. 38) Vergl. R. E. Prutz, Der Göttinger Dichterbund S. 296.

39) Jacob Michael Reinhold Lenz, geb. am 12. Jan. 1750 zu Seszwegen in Livland, gest. am 24. Mai 1792 zu Moskau. Vergl. über ihn Jördens in s. Lexikon deutscher Dichter und Prosaisten. Goethe in Dichtung und Wahrheit aus meinem Leben. 3. Bd. S. 252 fg. Die von Tieck besorgte Sammlung der Lenz'schen Schriften. 3. Bd. S. 209 fg. Gervinus in s. Geschichte der deutschen Nationalliteratur. 4. Bd. S. 584 fg. 40) „Goethe," schreibt Voß, „hat eine Farçe wider Wieland drucken lassen. Ich habe sie noch nicht gelesen. Aber seinen „Hofmeister" kenne ich, eine Komödie, ebenso empörerisch gegen das Regelbuch als Götz von Berlichingen und ebenso nackte Natur." In einem spätern Briefe heißt es: „Der Hofmeister soll nicht von Goethe, sondern von einem seiner Freunde, Namens Lenz, sein. Die Aehnlichkeit mit Götz von Berlichingen ist so groß, daß selbst Klopstock getäuscht ward." Siehe Voß in s. mehrfach erwähnten Briefen. 1. Bd. S. 169. 252 fg., vergl. S. 176. 41) Leipzig 1774. Wieder abgedruckt in Goethe's Werken. 42) Dichtung und Wahrheit aus meinem Leben. 3. Bd. S. 206.

auch noch ein anderer Sinn entwickelt, dem ich keinen ganz eigentlichen Namen zu geben wüßte. Man könnte ihn das Bedürfniß der Unabhängigkeit nennen, welches immer im Frieden entspringt und grade da, wo man eigentlich nicht abhängig ist. — Im Frieden thut sich der Freiheitssinn der Menschen immer mehr hervor und je freier man ist, desto freier will man sein. Man will Nichts über sich dulden: wir wollen nicht beengt sein, Niemand soll beengt sein. — Dieser Geist und Sinn zeigte sich damals überall, und grade, da nur Wenige bedrückt waren, wollte man auch diese von zufälligem Drucke befreien. So entstand eine gewisse sittliche Befehdung, Einmischung der Einzelnen in's Regiment, die mit löblichen Anfängen zu unabsehbar unglücklichen Folgen hinführte"[43]).

Ueber den abstracten Freiheitsdrang der Göttinger, von dem Goethe nach den obigen Mittheilungen ein so „unabsehbares Unglück" befürchtete, scheint er in der Zeit, von der hier die Rede ist, doch anderer Ansicht gewesen zu sein. Wenigstens empfand er keine Scheu, sich dem Bunde zu nähern und mit ihm in eine Art von Verbindung zu treten. Aufgefordert durch Gotter, den er schon in Wetzlar kennen gelernt hatte, späterhin auch durch Boie, unterstützte Goethe, wie bereits früher erwähnt, den Göttinger Almanach mit Beiträgen. Auch mit Schönborn[44]), der, dem Goethe'schen Hause in Frankfurt befreundet, auf seiner damaligen Reise als Gesandtschaftssecretair nach Algier einige Zeit in Göttingen verweilte, trat der dortige Dichterbund in ein herzliches, auf gegenseitige Achtung gegründetes Verhältniß, das sich um so inniger gestaltete, da Schönborn ein Freund Klopstock's und der Grafen Stolberg war. Von Voß wird Schönborn „ein vortrefflicher Mann und ein großes Genie" genannt. „Er ist auch," fügt er hinzu, „Klopstock's Freund. — Zu Boie hat er gesagt, der Bund würde in einigen Jahren auf Teutschlands Parnaß Revolution machen. Unsere Grundsätze sind völlig die seinigen"[45]). Auch Schönborn lieferte mehre poetische Beiträge zu dem Göttinger Almanache und bethätigte so sein Interesse an dem Bunde.

In wie mannichfache Beziehungen auch nach und nach der Dichterbund mit den ausgezeichnetsten Literaten getreten war, schien doch noch immer durch Klopstock und Wieland für die Göttinger die Doppelrichtung bestimmt zu werden, der sie zu folgen oder die sie zu vermeiden hatten. Einen Stolz setzten sie noch immer darein, sich Klopstock's Freunde nennen zu dürfen. Aber auch in dem Hasse Wieland's und in der gegen ihn gerichteten Feindschaft erblickten sie eine gewisse Größe. Den Sturz dieses Dichters zu fördern, hielten sie für eins der verdienstlichsten Werke, und dazu nach allen ihren Kräften beizutragen, glaubten sie schon der Freundschaft schuldig zu sein, deren Klopstock sie würdigte. In ihrem jugendlichen Enthusiasmus hielten sie die Gattung der Poesie, die sich auf das Uebersinnliche und Abstracte bezog, für die einzig wahre. Daß bei Klopstock sich Alles, selbst die Liebe, in das Gewand der Religion kleidete, gab diesem Dichter, nach den Ansichten des göttinger Bundes, einen unbestreitbaren Vorzug vor den sinnlichen Schilderungen Wieland's. In einem zweideutigen Lichte erschien dieser Dichter noch obendrein durch die Betrachtung, daß er beim Beginn seiner schriftstellerischen Laufbahn ein Schüler und Nacheiferer Klopstock's gewesen, und in seiner „Prüfung Abraham's," in seinen „Psalmen," dem „Antilucrez," dem „Antiovid" und ähnlichen Werken ebenfalls der religiösen Richtung gefolgt war. Völlig verschieden von dem Klange der heiligen Harfe, deren Saiten er fortwährend angeschlagen, war der Ton in seinen „Komischen Erzählungen" und in andern sinnlichen Schilderungen, die mit dem sittlichen Rigorismus des göttinger Bundes im schärfsten Contraste standen. Diesen merkwürdigen Uebergang von der geistlichen zur weltlichen Dichtung, von Klopstock zu Crebillon, von Plato zu Epikur, von der strengen Moral zur lockenden Sinnlichkeit konnten die Göttinger Wieland um so weniger verzeihen, da die Vermuthung nahe lag, sein früherer christlicher Sinn sei Nichts als Maske und Verstellung gewesen. Eine genauere Kenntniß seines Charakters würde den göttinger Bund zu einer andern Ueberzeugung geführt haben. Ein geistreicher Schriftsteller vertheidigt den Dichter mit den Worten: „Wieland *war* gar nicht im Leben, was er in seinen Gedichten *schien*. Er war keusch im Leben, ein wackerer Ehemann, ein tüchtiger Vater; wollüstig aber in der Dichtkunst, frivol, sowie er zu einem Reime ansetzte, und Libertin nur mit dem Munde"[46]). Das war kein unwesentlicher Punkt in der excentrischen Polemik, welche die Göttinger gegen Wieland und gegen die nicht kleine Partei richteten, die der glatten und gefälligen Form, dem Reize der Sinnlichkeit, der Handlung und Bewegung in seinen poetischen Gemälden den Vorzug einräumten vor der abstracten Haltung Klopstock's.

Dieser Haltung war Klopstock in keinem seiner Werke so treu geblieben als in seiner 1774 herausgegebenen „Gelehrtenrepublik." Bei der Abfassung dieses bereits früher erwähnten Werkes hatte ihn die seltsame Idee geleitet, die teutsche Literatur als einen Druidenstaat darzustellen, mit Meistern und Gesellen, Oberzünften und Unterzünften, mit Landtagsverhandlungen, Gesetzen, Strafen u. s. w. Eine zahlreiche Subscription hatte das Erscheinen des Werkes, trotz des ungewöhnlich hohen Preises, in mehrfacher Weise begünstigt, da es ausdrücklich hieß: „man solle nicht sowol das Buch bezahlen, als den Verfasser bei dieser Gelegenheit für seine Verdienste um das Vaterland belohnen"[47]). Nach den

43) Siehe a. a. O. 3. Bd. S. 138 fg. 44) Gottlob Friedrich Ernst Schönborn, geboren 1741 zu Schönefeld in der Grafschaft Pinneberg, königl. dänischer Staatsrath, Ritter und Curator der Universität zu Kiel, gestorben zu Emkendorf am 29. Jan. 1817. Siehe *Raßmann's* Literarisches Handwörterbuch deutscher Dichter S. 331. 452. Goethe's Leben von *H. Döring* S. 520 fg. Eine Auswahl von Schönburn's Gedichten enthält Matthisson's lyrische Anthologie. 45) Siehe Briefe von Voß. 1. Bd. S. 146, vergl. S. 156. 171. 178. 186.

46) Siehe *Prutz*, Der Göttinger Dichterbund S. 319. 47) Siehe *Goethe*, Dichtung und Wahrheit aus meinem Leben. 3. Bd. S. 115.

aufs Höchste gespannten Erwartungen sah sich der größere Theil des Publicums, der den Inhalt der Gelehrtenrepublik unverständlich und ungenießbar fand, bitter getäuscht. Aber auch die öffentliche Kritik erhob sich fast einstimmig gegen das erwähnte Werk, an welchem man das Ungereimte in dem Entwurfe, die schwerfällige Form, den anmaßlichen Stolz, das Kastenwesen tadelte und noch viele andere Mängel scharf bezeichnete [48]). Was ein Ehrendenkmal für Klopstock werden sollte, diente nun dazu, sein bisher behauptetes Ansehen zu schmälern und ihm die Gunst des Publicums zu entziehen, die um so entschiedener auf seinen Nebenbuhler Wieland überging, dessen „Deutschen Mercur" der glänzendste Erfolg krönte. Unter diesen Umständen zeigte sich Klopstock, seiner abgeschlossenen Persönlichkeit ungeachtet, um so mehr bereit, sich einem literarischen Vereine zu nähern, der sich mit stürmischer Begeisterung an ihn herangedrängt hatte. In den jungen Dichtern erblickte Klopstock kräftige Stützen seines Ruhms und gab sich der Hoffnung hin, daß mit dem göttinger Bunde vereint die Idee der „Gelehrtenrepublik" sich noch realisiren könnte. Seine rege Theilnahme an dem Bunde bethätigte er daher, wie früher erwähnt worden, in mehrfacher Weise durch Zusendungen von Briefen, Büchern und andern freundlichen Gaben. Dadurch ging der Enthusiasmus des Bundes so weit, daß mehre seiner Glieder förmliche Wallfahrten nach Hamburg unternahmen [49]), um des verehrten Dichters Antlitz zu schauen und von ihm zu vernehmen, was er für die Zukunft von dem Bunde erwarte.

Mit Begeisterung meldete Voß im März 1774 einem Freunde, daß Boie aus Hamburg, wohin er gereist, einen Brief Klopstock's an den Bund mitgebracht habe. „Hier ist," schrieb Voß [50]), „die Abschrift. Der größte Dichter, der erste Teutsche von denen, die leben, der frömmste Mann, will Antheil haben an dem Bunde der Jünglinge. Alsdann will er Gerstenberg, Schönborn, Goethe und einige Andere, die teutsch sind, einladen, und mit vereinten Kräften wollen wir den Strom des Lasters und der Sklaverei aufzuhalten suchen. Zwölf sollen den innern Bund ausmachen. Jeder nimmt einen Sohn an, der ihm nach seinem Tode folgt; sonst wählen die Eilf. Mehr wissen wir selbst noch nicht. — Gerstenberg wundert sich, wie Teutschland nach Göttingen gekommen ist. Die Grafen Stolberg schreiben, daß Klopstock viel von uns erwartet. Schande über uns, wenn wir seine Erwartung nicht erfüllen. Aber Gott wird uns helfen! Denn Freiheit und Tugend ist unsere Losung. — Ohne Einwilligung des Bundes darf künftig Niemand etwas drucken lassen." Diese Mittheilungen scheinen das Resultat von Gesprächen mit Klopstock zu sein, den Voß um Ostern 1774 in Hamburg persönlich kennen gelernt hatte. Den literarischen Verein, der sich in Göttingen gebildet hatte, zu einem allgemeinen teutschen Dichterbunde zu erweitern, war ein Plan, mit dem sich Klopstock damals ernstlicher als jemals beschäftigte. Gesteigert ward das Selbstgefühl der Bundesglieder, deren höchster Stolz es war, nationalteutsche Dichter zu heißen, besonders dadurch, daß Klopstock am Schlusse seiner „Gelehrtenrepublik" mehre nicht undeutliche Winke hatte fallen lassen, wie er durch die Verbindung mit ihnen sein neues Project zu realisiren hoffte. Voß bemerkt hierüber: „Auf dem letzten Bogen der Gelehrtenrepublik kommt eine Schar von Jünglingen vor, die unser Bund ist. Ich zitterte, als ich sie las" [51]).

Diesen mächtigen Eindruck erklärlich zu finden, müssen hier Klopstock's eigene Aeußerungen auszugsweise mitgetheilt werden. Ueber die Periode, wo der erwähnte allgemeine Dichterbund, wie er hoffe, in's Leben treten werde, äußert sich Klopstock mit Begeisterung [52]): „Glücklicher Zeitpunkt! Ihr könnt ihn erleben, Jünglinge, deren Herz jetzt laut vor Unruhe schlägt, ob die Republik den großen Entschluß, sich zu diesem Zwecke zu vereinigen, fassen werde. Ist er gefaßt, so macht Euch Nichts mehr Unruhe. Denn Ihr wißt, daß der Teutsche gewiß ausführt, wenn er einmal beschlossen hat, auszuführen. — Das Alles könnt Ihr erleben, Jünglinge, und daran könnt Ihr Theil haben." Klopstock schildert nun weiter, wie bei der Berathung dieses Antrages „Unruhe und Murren im Volke" entstanden. „Da sprangen," fügt er hinzu, „zwölf edle und vaterländische Jünglinge, die einander zugewinkt hatten, auf Einmal auf, sonderten sich von dem Volke, zwangen ihnen Einen zum Anführer, und gingen bleich und zitternd, aber dennoch sehr muthig, nach dem halben Kreise zu. Die Aldermänner winkten und riefen ihnen Rückkehr entgegen. Allein die Jünglinge sahen und hörten Nichts mehr, gingen hinauf, sagten: Es wäre jetzt eben eine weite, ansteckende Seuche unter das Volk gekommen! baten, beschworen die Aldermänner bei der Ehre der Nation, bei dem Vaterlande, nicht hart zu sein, ihnen es nicht zu versagen, nicht abzuschlagen heute, an diesem festlichsten ihrer Tage, eine Stimme haben zu dürfen. — Die Aldermänner gestanden sie zu. Die Jünglinge gingen nicht wieder zum Volke hinunter. Sie traten seitwärts neben die Bildsäulen, blieben dort stehen und schlugen mit jener Anmuth der Bescheidenheit und mit der schönen Röthe des zurückgehaltenen Feuers die Augen nieder" [53]).

Der verächtliche Ton, mit welchem Klopstock in dem vorhin erwähnten Werke von den Facultätswissenschaften, von den historischen Kenntnissen u. s. w. als einer „gelehrten Tagelöhnerei" gesprochen hatte, war nicht geeignet, ihn bei den göttinger Professoren zu empfehlen, als er im Herbste 1774 auf einer Reise nach Darmstadt, wohin ihn der Markgraf Karl Friedrich von Baden gerufen [54]), die genannte Hochschule besuchte. Um so freudiger ward Klopstock von den jungen Dichtern empfangen, mit denen er über die Entwickelung des zukünftigen Bundes und

48) Siehe Allgemeine deutsche Bibliothek. 28. Bd. Heft 2. S. 102 fg. Wieland's Deutschen Merkur. 1774. Heft 3. S. 337 fg. K. L. v. Knebel's literar. Nachlaß und Briefwechsel. 2. Bd. S. 210. 49) Siehe Voß in seinen mehrfach erwähnten Briefen. 1. Bd. S. 154. 50) Siehe a. a. O. S. 156.

51) Siehe a. a. O. 1. Th. S. 159. 52) Siehe Klopstock's Gelehrtenrepublik. 1. Th. S. 432 fg. 53) Siehe a. a. O. S. 439 fg. 54) Siehe a. a. O. S. 177. Goethe in Dichtung und Wahrheit aus meinem Leben. 4. Bd. S. 98.

über die dabei zu verfolgenden Zwecke sich ausführlich besprach. Darüber schrieb Voß seinem vieljährigen Freunde Brückner: „Mit dem Bunde hat Klopstock große Dinge im Sinne, sein Plan ist aber noch nicht völlig bestimmt. — Alles, was wir schreiben, muß streng nach Geschmack und Moral geprüft werden, eh' es erscheinen darf. Er selbst unterwirft sich dem Urtheile des Bundes. Zwei Drittheile von den Stimmen entscheiden. Er selbst will nicht mehr als Eine Stimme haben und zwar auf unser Bitten die letzte. Nebenabsichten sind die Vertilgung des verzärtelten Geschmackes, ferner: der Dichtkunst mehr Würde gegen andere Wissenschaften zu verschaffen, manches Götzenbild, das der Pöbel anbetet, einen Heyne, Weiße u. s. w. zu zertrümmern, die Schemel der Ausrufer, wenn sie zu sehr und zu unverschämt schreien, umzustürzen" u. s. w.[55]).

Daß von diesen weit ausgedehnten und phantastischen Plänen keiner sich realisiren konnte, hätten die Mitglieder des göttinger Bundes sich gleich Anfangs sagen müssen, wenn ihre excentrische Stimmung ihnen erlaubt hätte, sich aus dem Gebiete abstracter Ideen in die Verhältnisse der wirklichen Welt zu versetzen. Die kühnen Hoffnungen, zu denen sie sich durch Klopstock's persönliche Bekanntschaft berechtigt fühlten, vereitelte, beinahe unmittelbar, nachdem er Göttingen wieder verlassen, die Auflösung des Bundes. Sie mußte erfolgen, da die Zeit, welche die jungen Dichter der Vorbereitung zu ihrem künftigen Lebensberufe widmen sollten, sich ihrem Ende nahte. Großartige Reformen in der Literatur hervorzurufen, war keine Zeit weniger geeignet als die kurze Dauer des akademischen Lebens. Das hatten die Bundesglieder bereits in ihrem Kreise erfahren, als die Grafen Stolberg, nach einem tieferschütternden Abschiede im Herbste 1773 Göttingen verlassen hatten. Der Eindruck, den diese Trennung auf die Zurückbleibenden gemacht, war so gewaltsam, daß er noch später in einzelnen ihrer Dichtungen wiedertönte. Ein merkwürdiger Beleg für die in dem Bunde herrschende sentimentale und excentrische Stimmung liefert ein davon entworfener Bericht, der zu charakteristisch ist, um mit Stillschweigen übergangen zu werden.

„Der 12. Sept.," schrieb Voß[56]), „wird mir noch oft Thränen kosten. Es war der Trennungstag von den Grafen Stolberg und ihrem vortrefflichen Hofmeister Clauswitz. Den Sonnabend waren wir bei Boie versammelt. Der ganze Nachmittag und der Abend waren noch so ziemlich heiter, bisweilen etwas stiller als gewöhnlich. Einigen sah man geheime Thränen des Herzens an. Das sind die bittersten, bitterer als die über die Wangen strömen. Des jüngsten Grafen Gesicht war fürchterlich. Er wollte heiter sein, und jede Miene, jeder Ausdruck war Melancholie. Unser Trost blieb noch immer der folgende Abend. Aber blos die Nacht blieb ihnen und uns übrig. Wir waren schon um zehn Uhr auf meiner Stube versammelt und warteten. Es war schon Mitternacht, als die Stolberge kamen. Aber die schrecklichen drei Stunden, die wir noch in der Nacht beisammen waren, wer kann die beschreiben? Jeder wollte den Andern aufheitern, und daraus entstand eine solche Mischung von Trauer und verstellter Freude, die dem Unsinne nahe kam. Der älteste Miller und Hahn (von mir weiß ich's nicht) fanden in jedem Worte etwas Komisches. Man lachte und die Thräne stand im Auge. Wir hatten Punsch machen lassen, denn die Nacht war kalt. Jetzt wollten wir durch Gesang die Traurigkeit zerstreuen. Wir wählten Miller's Abschiedslied auf Esmarch's Abreise[57]), das wir auf die Grafen verändert hatten. — Boie konnte es nicht aushalten und ging unter dem Vorwande von Kopfweh zu Bette, hat auch nachher nicht Abschied genommen. Hier war nun die Verstellung, alles Zurückhalten vergebens. Die Thränen strömten und die Stimmen blieben nach und nach aus. Miller's teutsches Trinklied[58]) machte uns darauf ein wenig ruhiger und dann ward noch das Trinklied von mir gesungen. Das Gespräch fing wieder an. Wir fragten zehnmal gefragte Dinge, wir schwuren uns ewige Freundschaft, umarmten uns, gaben Aufträge an Klopstock. Jetzt schlug es drei Uhr. Nun wollten wir den Schmerz nicht länger verhalten, wir suchten uns wehmüthiger zu machen, und sangen von Neuem das Abschiedslied, und sangen es mit Mühe zu Ende. Es ward ein lautes Weinen. — Nach einer fürchterlichen Stille stand Clauswitz auf: Nun, meine Kinder, es ist Zeit! — Ich flog auf ihn zu, und weiß nicht mehr, was ich that. Miller riß den Grafen ans Fenster und zeigte ihm einen Stern. Wie ich Clauswitz losließ, waren die Grafen fort. Es war die schrecklichste Nacht, die ich erlebt habe."

Durch die Trennung der Grafen Stolberg hatte der Bund, dem sie zu besonderer Zierde gereicht, einen empfindlichen Verlust erlitten, der durch neu hinzutretende Mitglieder in keiner Art ersetzt worden war, da diese sich für die Angelegenheiten des Bundes und besonders für seine rigoristische Tendenz minder lebhaft interessirten. Zu den bedeutendsten unter diesen Mitgliedern gehörte Leisewitz, der nachherige Verfasser des Trauerspiels „Julius von Tarent," der durch Hölty zur Aufnahme in den Bund vorgeschlagen und durch Klopstock's Freundschaft empfohlen war, zu einer Zeit, wo man noch von seinem poetischen Talente keine Kenntniß hatte. Sein Aufenthalt in Göttingen war jedoch von kurzer Dauer. Bereits im Herbste 1774 hatte er, nach vollendeten Studien, die genannte Universität verlassen. Dies war auch bei einigen andern Bundesgliedern der Fall. Miller hatte sich nach Leipzig, Hahn nach Zweibrücken begeben[59]). Einige Monate später hatte sich Boie entfernt und im Frühjahre 1775 auch Voß, jener in Hanover nach einer praktischen Stelle sich umzuthun, dieser, um von Wandsbeck aus, wohin ihn Claudius gerufen[60]), die Fortsetzung des bis-

55) Siehe Voß a. a. O. S. 178. 56) Siehe a. a. O. S. 221 fg.

57) Traurig sehen wir uns an,
Achten nicht des Weins u. s. w.

58) Siehe J. M. Miller's Gedichte. (Ulm 1783.) 59) Siehe Voß a. a. O. S. 174, vergl. S. 178 u. 186. 60) Siehe a. a. O. S. 181 u. 187.

her von Boie redigirten Göttinger Musenalmanachs unter dem Titel des Hamburger zu übernehmen, während in Göttingen selbst ein neuer Göttinger Musenalmanach erschien, den Göckingk herausgab. Durch die Trennung der Bundesglieder war ihr Verhältniß zu einander nicht gänzlich abgebrochen worden. Es dauerte vielmehr noch längere Zeit fort. Die scheidenden Freunde hatten sich das Versprechen gegeben, mit einander einen fortwährenden Briefwechsel zu unterhalten, an den sich noch eine officielle Bundescorrespondenz knüpfen sollte. Dadurch hofften sie noch immer die Idee der Klopstock'schen Gelehrtenrepublik zu realisiren. Noch immer zeigte sich ihr Interesse durch Beiträge zu den Musenalmanachen, besonders zu dem von Voß herausgegebenen, und zu dem von Boie mit Dohm 1776 gegründeten „Deutschen Museum." Dies Verhältniß änderte sich jedoch wesentlich, als der frühere Enthusiasmus sich nach und nach abkühlte. Die veränderten Lebensverhältnisse, die Ansprache der Wirklichkeit zerstörten die frühern idealen Träume, an deren Stelle nun eine prosaische Besonnenheit trat, die mit der Poesie wenig mehr gemein hatte. Nachtheilig für den ehemals bisher so innigen Verein wirkten noch allerlei andere Interessen, so die Almanachs-Concurrenz zwischen Bürger und Voß, später die Verschiedenheit religiöser Ansichten. So geschah es, daß Zwietracht und feindselige Gesinnung an die Stelle alter Freundschaft traten, und unter allen Mitgliedern des Bundes nur Voß sich an jenen literarischen Verein noch in spätern Lebensjahren gern erinnerte[61]). Waren auch Einige noch längere Zeit in einem ungestörten Freundschaftsverhältnisse geblieben, so erfüllte sich doch das von Voß[62]) bei ihrer Trennung in prophetischem Geiste ausgesprochene Wort, „daß sie nie wieder an Einem Orte zusammen sein würden."

Ein flüchtiger Rückblick auf die Stadien, die der göttinger Bund durchläuft, zeigt die Hauptklippe, an der die mannichfachen Entwürfe, der teutschen Literatur einen neuen Aufschwung zu geben, nothwendig scheitern und den Untergang des Bundes beschleunigen mußten. Es war die abstracte Klopstock'sche Form, in welche die für die Poesie begeisterten Jünglinge ihre Dichtungen kleideten. Gegenseitige Ausbildung, gemeinsamer Genuß der Natur und einfache Geselligkeit waren die ursprünglichen Zwecke gewesen, die sie im Auge hatten, als sie sich harmlos und beinahe zufällig vereinigten. Von diesen Zwecken wichen sie ab, als in ihrem Kreise zu der geistigen Ausbildung noch ein moralisches Interesse hinzutrat und Tugend und Freiheit das Losungswort der Verbündeten ward. Aus ihrem engen Kreise in das weite Gebiet der Literatur hinaustretend, wollten sie, wie eine Heerschaar, mit Klopstock an der Spitze, die ihnen misfälligen Richtungen der Literatur bekämpfen, um in derselben, nach ihres Herrn und Meisters Theorie, die Idee eines geschlossenen Freistaats zu realisiren. Immer mehr aus den Augen verloren sie dadurch den eigentlichen Bundeszweck, dessen conventionelle Form in ihnen den abenteuerlichen Gedanken hervorrief, durch ein abgeschlossenes Kastenwesen den teutschen Parnaß zu einer Druidenrepublik und einem damit verbundenen förmlichen Zunftwesen umzuschaffen. Diese Entwürfe, wie der beschränkte Standpunkt, von dem sie ausgingen, fanden jedoch überall so wenig Anklang, daß selbst die gegen Wieland gerichteten Angriffe, bei denen es sich doch meist nur um die Bekämpfung der bloßen Form handelte, keinen sonderlich günstigen Erfolg hatten. Die völlige Unhaltbarkeit des Bundes zeigte sich darin, daß seine Mitglieder ihre eigene Sache aufgaben und den Bund selbst zerfallen ließen. Seine Form war zu abstract, um die Verbündeten, nachdem sie sich getrennt und entfernt, noch länger zusammenzuhalten, sodaß die weitere Entwickelung ihrer Talente, Neigungen und Schicksale nun der Zeit anheim fiel.

Was jene Dichter in spätern Jahren zum Theil Treffliches geleistet, führt immer wieder auf ihre erste Vereinigung in ihrer akademischen Jugendperiode wie auf einen Urquell zurück. Schon deshalb darf der göttinger Dichterbund, wenn er auch seine hohen Zwecke nicht ganz erreicht, eine höchst bedeutende Erscheinung in der teutschen Literatur genannt werden. Trotz mancher Mistöne entlockten die jugendlichen Sänger ihrer Lyra auch manche zarte und allgemein ansprechende Klänge. Einzelne Gattungen der Poesie, unter Anderem die Idylle, wurden durch ihre Erzeugnisse zu neuem Ansehen erhoben. Unbestritten gebührt ihnen auch das Verdienst, das Volkslied in die Mitte der Nation eingeführt zu haben, wofür sich besonders in dem ersten Göttinger Musenalmanache vielfache Belege finden. Nicht blos auf die eigenen Productionen seiner Mitglieder hatte sich die Wirksamkeit des Bundes erstreckt. Aus seiner Mitte war auch die nähere Bekanntschaft mit der altclassischen Literatur hervorgegangen. Dazu dürften, neben den Uebersetzungsversuchen von Bürger und Stolberg, vor allen der teutsche Homer von Voß zu rechnen sein, der nicht blos bei seinem Erscheinen, sondern noch lange nachher mit Luther's Bibelübersetzung ein fast gleiches Ansehen behauptete[63]).

(*Heinrich Döring.*)

GÖTTLING (**Johann Friedrich August**), geboren zu Derenburg im Halberstädtischen am 5. Jan. 1755, der Sohn eines dortigen Predigers, erhielt nach dem frühzeitigen Tode seines Vaters einen dürftigen Schulunterricht zu Halberstadt. Einen wohlwollenden Gönner fand er an dem Dichter Gleim. Für die Naturwissenschaften zeigte Göttling ein besonderes Interesse. Er hatte sich schon ziemliche Kenntnisse in der Physik erworben, als er in seinem vierzehnten Jahre (1769) sich nach Langensalza begab zu dem berühmten Chemiker Wiegleb,

61) Vergl. J. Hillebrand's Deutsche Nationalliteratur. 1. Th. S. 338. 62) a. a. O. S. 261.

63) Vergl. die mehrfach erwähnten Briefe von J. H. Voß. Halberstadt 1829 (im ersten Bande). Dessen Nachrichten von dem Leben Hölty's vor der Ausgabe seiner Gedichte. R. E. Prutz, Der Göttinger Dichterbund. (Leipzig 1841.) K. v. Reinhard, Der Göttinger Musenalmanach (in dem Gesellschafter. 1823. Nr. 100). Hillebrand's Deutsche Nationalliteratur. 1. Th. S. 45. 327. 330 fg. 339. 384. Gervinus in s. Geschichte der poetischen Nationalliteratur. 5. Th. S. 22 fg. 52 fg. 59.

um die Apothekerkunst zu lernen. Durch rastlosen Fleiß machte er rasche Fortschritte in seinen Studien. Gründliche Kenntnisse erwarb er sich besonders in der Chemie. Von Langensalza begab er sich nach Weimar, wo er Provisor in der Apotheke des Bergraths und Hofmedicus Bucholz ward. Einen wesentlichen Theil der höhern Ausbildung seiner Geistesfähigkeiten verdankte er einem längern Aufenthalte in Göttingen, wo er Medicin studirte. Noch in spätern Jahren erinnerte er sich dankbar an den belehrenden Umgang Lichtenberg's, der sich väterlich seiner annahm und ihm mehrfache Beweise seines Wohlwollens und seiner Freundschaft gab. Durch wohlwollende Gönner wurden ihm die Mittel dargeboten, seine Kenntnisse auf einer Reise zu erweitern. Sie führte ihn nach England. Von da kehrte er über Holland wieder nach Teutschland zurück. In Göttingen hatte er den Grad eines Doctors der Medicin erlangt. Er habilitirte sich in Jena als Privotdocent. Großen Beifall fanden seine Vorlesungen über Technologie, bei denen er die auf seiner Reise erworbenen Kenntnisse benutzte. Auch als Schriftsteller hatte er sich um diese Zeit vortheilhaft bekannt gemacht durch eine von ihm herausgegebene Einleitung in die pharmaceutische Chemie (Altenburg 1778. 8.) und durch seinen Almanach für Scheidekünstler und Apotheker, den er im J. 1780 begann und bis zu seinem Tode fortsetzte [1]). Die Brauchbarkeit dieses Taschenbuchs vermehrte er durch ein besonders gedrucktes vollständiges Register. Seine Chemischen Versuche über eine verbesserte Methode, den Salmiak zu bereiten (Weimar 1782. 8.) blieben nicht unbeachtet. Vorzüglichen Beifall fanden seine Praktischen Vortheile und Verbesserungen verschiedener pharmaceutisch-chemischer Operationen für Apotheker. Dies Werk erschien zu Weimar 1783 und 1789 in zwei Sammlungen, zu denen Göttling später (1799) noch eine dritte hinzufügte. Für Liebhaber der Scheidekunst entwarf er eine zu Weimar 1784 in Folio gedruckte Tabelle über die Lehre von den Salzen und ihrer mittelsalzartigen Verbindungen.

Durch die gründlichen Kenntnisse, die Göttling in diesen und mehren andern Schriften entwickelt hatte, fand sich der Herzog Karl August von Sachsen-Weimar bewogen, ihn 1789 zum außerordentlichen Professor der Philosophie auf der Universität Jena zu ernennen. Dem genannten Fürsten verdankte er, da damals noch keine Besoldung für einen Professor der Chemie fundirt war, einen außerordentlichen Gehalt. Der Universität diente er in mehrfacher Hinsicht zu einer ungemeinen Zierde. Durch jugendliche Uebung und gereifte Erfahrung bekannt mit der Technik der Pharmacie in allen ihren Zweigen, dabei mit dem raschen Gange seiner Wissenschaft immer gleichen Schritt haltend und innig vertraut mit den Bedürfnissen seiner Zuhörer, bildete er dieselben für ihren künftigen Lebensberuf. Seine Collegien wurden fleißig besucht und wenige Docenten konnten sich rühmen, ein so volles Auditorium zu haben. Immer blieb ihm der Beifall, der ihm beim Antritt seines Lehramtes zu Theil geworden war.

Als Schriftsteller blieb Göttling fortwährend thätig. Im J. 1792 erschien von ihm, zu Jena gedruckt, sein Versuch einer physischen Chemie. Zwei Jahre später gab er seine Anfangsgründe der Probirkunst heraus (Leipzig 1794. 8.) und 1797 eine systematische Uebersicht der Manufactur- und Fabrikkunde. Ein sehr gründliches und umfassendes Werk war sein Handbuch der theoretischen und praktischen Chemie. Dies Compendium erschien zu Jena 1799 in drei Octavbänden. Dazu fügte er noch eine praktische Anweisung zur prüfenden und zerlegenden Chemie (Jena 1802. 8.) und eine physisch-chemische Encyklopädie, die in den Jahren 1805—1807 zu Jena in drei Octavbänden erschien. Gleichfalls in drei Bänden hatte er unter dem Titel eines physisch-chemischen Hausfreundes 1804 - 1807 eine Zeitschrift herausgegeben. Er war zugleich ein fleißiger Mitarbeiter an der Allgemeinen Literaturzeitung und an mehren Journalen. In Crell's Beiträgen zu den chemischen Annalen 1785 (Bd. 1. St. 1) theilte er interessante Bemerkungen über den Luftzünder mit; in Gren's Neuem Journale der Physik 1795 (Bd. 1. S. 1 fg.) einen Aufsatz über den Stickstoff und das Leuchten des Phosphors; in dem Reichsanzeiger 1801 (S. 381 fg.) Bemerkungen über einen eigenen, dem Manna ähnlichen Bestandtheil der Runkelrüben; in dem Intelligenzblatte zur Jenaischen Literaturzeitung 1807 (Nr. 77. S. 652 fg.) einen Aufsatz über den Kupfergehalt einiger Menschenknochen und andere Aufsätze.

Seine literarische Thätigkeit und die gewissenhafte Erfüllung seiner Berufsgeschäfte als akademischer Lehrer gewährten ihm Ersatz für manche Entbehrung, die ihm bei seiner Genügsamkeit leicht ward. Sein Charakter als Mensch hatte manche liebenswürdige Seiten, Neid und Misgunst waren ihm fremd und mit seinen Collegen lebte er stets in den freundlichsten Verhältnissen. Sehr glücklich fühlte er sich in seiner Ehe. Durch seinen Humor, den selten etwas zu trüben vermochte, machte er sich im geselligen Umgange allgemein beliebt. Zu unermüdete Geistesanstrengung setzte seinem Leben früh ein Ziel. Er starb am 1. Sept. 1809 im 54. Jahre [2]).

(*Heinrich Döring.*)

GÖTTNER (Franz Xaver), teutscher Jesuit, am 12. Oct. 1695 zu Linz in Oesterreich geboren, trat schon in seinem achtzehnten Jahre in den Jesuitenorden und widmete sich nach der Beendigung seiner Studien dem Unterrichtsfache. Er lehrte zuerst die Ethik zu Wien, dann die Philosophie zu Görz und zuletzt die Moraltheologie zu Laibach, wo er, nachdem er das Lehramt aufgegeben und noch einige Zeit als praktischer Seelsorger

1) Von diesem Almanache erschienen zu Weimar 1780—1808 30 Jahrgänge, die spätern auch unter dem Titel: „Chemisches Taschenbuch für Aerzte, Chemiker und Pharmaceuten." Auch andere Gelehrte hatten Antheil an diesem Almanache.

2) Vergl. Jenaische Literaturzeitung. Intelligenzblatt 1809. S. 522 fg. (Becker's) Nationalzeitung. 1809. St. 39. J. Günther's Lebensskizzen der Professoren der Universität Jena S. 210. Baur's Neues histor.-biographisch-literarisches Handwörterbuch. 6. Bd. S. 608 fg. Meusel's Gel. Deutschland. 2. Bd. S. 606 fg. 9. Bd. S. 439 fg. 13. Bd. S. 484 fg. 16. Bd. S. 347. 17. Bd. S. 746.

gewirkt hatte, am 1. Sept. 1733 starb. Seine die gleichzeitige Geschichte des Hauses Oesterreich betreffenden Gelegenheitsschriften in Prosa und in Versen (Mercurius austriacus seu Memorabilia Austriae superioribus annis gesta. Tyrnaviae 1729. 8. 3 Part. Lauri et Olivae conjunctio sive pax ter secundis Caroli VI. Rom. Imp. armis Hungariae recuperata. Tyrnaviae 1719. 8. Felicitas Styriae et caeterarum Interioris Austriae Provinciarum in adventu utriusque Caesareae Majestatis decem familiaribus epistolis exposita. Graeciae 1724. 8) sind zur Beurtheilung der damaligen Zustände und Gesinnungen nicht unwichtig, dagegen enthalten seine genealogisch-historischen Versuche (Successio genealogica Imperatorum et Regum Europae. Graecii 1729. 8. Successio genealogica S. R. J. Principum. Graecii 1730. 12. Successio genealogica Principum Italiae. Graeciae 1730. 12) nur Bekanntes und Gewöhnliches*). (*Ph. H. Külb.*)

GÖTTSCHE (Adolf Christian), geboren 1800 zu Lütjenburg in Holstein, wo sein Vater Jacob Göttsche Prediger war. Seinen Aeltern verdankte Göttsche eine sorgfältige Erziehung. Förderlich war ihm in seinen Jugendjahren besonders der Unterricht, den ihm der rühmlich bekannte Professor der Theologie J. O. Thieß ertheilte, der, nachdem er wegen seiner zu großen Freisinnigkeit sein Lehramt auf der Universität Kiel verloren hatte, in dem benachbarten Bordesholm einem Erziehungsinstitute vorstand. Dorthin war Göttsche's Vater als Prediger versetzt worden. Den letzten Schulunterricht erhielt Göttsche in der Gelehrtenschule zu Glückstadt, die er seit 1816 besuchte. Mit rühmlichen Zeugnissen seiner Fähigkeiten und seines Fleißes begab er sich 1818 nach Kiel, um dort Medicin und Chirurgie zu studiren. Schon früh hatten die Naturwissenschaften für ihn ein lebendiges Interesse gehabt. Zu seiner weitern Ausbildung besuchte er noch die Universität Göttingen. Durch öffentliche Vertheidigung seiner Diss. inaug. Typhi delineatio (Kilon. 1823) erwarb er sich im September des genannten Jahres in Kiel den medicinischen Doctorgrad. Zu Elmshorn bei Glückstadt ließ er sich hierauf als praktischer Arzt nieder. Diesem Berufe widmete er sich mit so angestrengter Thätigkeit, daß seine Gesundheit um so mehr litt, da er sich fast gar keine Erholung gönnte. Völlig erschöpft an physischen Kräften, starb er am 25. Sept. im J. 1849 im 49. Lebensjahre. Außer seiner erwähnten Dissertation gab er noch heraus: „Würdigung der von Dr. Berneck verfaßten Schrift: Zur Kenntniß und Verhütung der Cholera. Ein Wort in Betreff der Cholera." Itzehoe 1831. 8. In dem fünften Hefte des fünften Bandes der Zeitschrift für die gesammte Medicin (1837) veröffentlichte Göttsche „Zwei Fälle vom Kaiserschnitte." Mehre Beiträge lieferte er zum Itzehoer Wochenblatt und zum Kieler Correspondenzblatt †). (*Heinrich Döring.*)

*) *Aug.* et *Alois. de Backer*, Bibliothèque des écrivains de la compagnie de Jésus. Tom. V. (Liège 1859. 8.) p. 239.

†) Siehe Lübker's Lexikon der Schleswig-Holsteinischen Schriftsteller. Abth. 1. S. 192. Den Neuen Nekrolog der Deutschen. Jahrg. XXVII. 2. Th. S. 793 fg.

GÖTTWEIH, GÖTTWEIG oder GÖTTWICH, in Niederösterreich, Kreis ob dem Wiener Wald, auf einem 700′ hohen Berge, 2 Stunden von der Donau entfernt, eine große im J. 1072 gegründete Benedictiner-Abtei. Das jetzige Stiftsgebäude, 1719 erbaut, bildet ein Viereck, welches die ganze Bergfläche einnimmt. Die Abtei hat eine Bibliothek mit zahlreichen Incunabeln und Handschriften, ein physikalisches Cabinet, eine Münz-, Alterthümer-, Naturalien- und Kupferstichsammlung. — Das Chronicon Gottwicense, welches dem Abte Gottfried v. Bessel zugeschrieben wird, hat sich um teutsche Diplomatik und teutsche Geographie sehr verdient gemacht. (*H. E. Hössler.*)

GÖTZ, böhmisches Grafengeschlecht, das man gemeiniglich von denen von Götzen in der Mark Brandenburg herleitet. Hans von Götzen soll dem Kaiser Ferdinand II. zu Anfange des 30jährigen Krieges ein brandenburgisches Regiment Fußvolk als Contingent zugeführt haben und demnächst in den kaiserlichen Heeren zu den höchsten Ehrenstellen aufgestiegen sein. Besagter Hans ist aber vielmehr Böhme von Herkunft gewesen, entsprossen dem alten ritterlichen Geschlechte der Kocz von Dobrß (prachiner Kreises), welchen das alte Sprüchwort gilt: „Pan Kocz ma peniez mocz, Pan Ssicz ma gesstie wicz." (Herr Götz hat viel Geld, Herr Schütz aber noch mehr.) Johann Kocz von Dobrsch, mit Katharina von Straz oder aber Raczinka verheirathet, wurde der Vater von Wenceslaus auf Bistritz und Bayerek (klattauer Kreises), der Großvater von Johann Wenzel in Bistritz und Obitz, der im J. 1571 dem prager Landtage beiwohnte. Dessen Sohn Dionysius auf Bistritz und Neumarkt erkaufte um 7648 Schock 20 Gr. das seinen Vettern Bohuslaw und Christoph Kocz confiscirte Gut Auborsko und Dlaziwa mit den Dörfern Lipkowa w Struhadlech und Biehorzow. Bohuslaw war nämlich wegen Theilnahme an der Rebellion in die Hälfte, Christoph zu ⅓ verurtheilt worden. Außerdem büßte Bohuslaw noch mit seinem zu 8511 Schock abgeschätzten Gute Mileticze, klattauer Kreises, während dem Přederuch Kocz sein Gut Korosek im Werthe von 9493 Schock entzogen und an die Stadt Budweis verkauft wurde. Dionysius, in den Grafenstand erhoben, wurde in der Ehe mit Salome von Kokorzowa Vater von sieben Kindern, Karl auf Bistritz und Krakowecz, Jaroslaw auf Bieschin, Maximilian auf Wobicz und Neumarkt, Franz Rudolf, Malteser-Ritter, Johann Wenzel, der k. k. Generallieutenant, Dionysius und Maria. Diese, in erster Ehe an Wenzel Wratislaw von Lochowitz, in anderer Ehe an Otto Georg von Helmerzan verheirathet, hat Bieschin um 42,500 Fl. verkauft, indem keiner von den hier genannten Brüdern Nachkommenschaft hinterließ. Von ihnen der berühmteste, Johann Wenzel, hat Anfangs bei den rebellischen Böhmen Dienste genommen, dann als Oberstlieutenant unter des Mansfelders Fahnen gefochten. Denen valedicirte er nach dem Unfalle an der dessauer Brücke 1626, um als Oberst eines Infanterieregiments, woraus er erst ein Dragoner- und endlich ein Reiterregiment machte, in kaiserliche Dienste zu treten. Der Armee in

Holstein und sodann in Pommern zugetheilt, begehrte er von der Stadt Stralsund „mit seiner Reuterey einen Durchzug durch die Stadt in Rügen, welches Anmuthen aber die Stralsundische mit allem Glimpff abgelehnet, den Obristen stattlich verehret, nichts destoweniger, und zu Verhütung aller offens zu Ueberführung der Reuterey ihre große Fahrbothe und Werffbrücken neben den Fuhrleuten verliehen, Bier und Wein zugeschicket und in mehr Wege sich accommodirt." Götz zog hinüber nach Rügen, um das Commando auf der Insel zu übernehmen, 1628. Er wurde jedoch sehr bald von dort abgerufen, um die Stadt Stralsund, welche sich in Schwedens und Dänemarks Schutz begeben, zu Paaren treiben zu helfen. Die Stadt widerstand und die Insel Rügen wurde von den Schweden, die sich bereits auf Hiddensöe festgesetzt, mit überlegener Macht angegriffen. „Hierauff ist folgends am Osterdienstag der Obriste Dubald mit 600 Mann von dem General-Commandeurn in Stralsund, Alexander Leslie, commandirt worden, der ist, nachdem er sich mit denen, so allbereit auf Hiddensöe gelegen, conjungirt in voller Schlachtordnung vor der Kayserlichen Schantz, so auf der Alten Fähr gegen der Stadt über lag, gezogen, dieselbe anblasen, und durch einen Trometer ihnen andeuten lassen, sollten in der Güte sich accomodiren und die Schantz übergeben, oder im widrigen Fall sollte ihrer keiner mit dem Leben davon kommen. Auf welches sie die Schantz übergeben. Hierauff haben die Stralsundisch-Schwedische die daselbst auf der Höhe gelegene Kirch und den Kirchhof in der Eil verschantzet, und solches neue Werck mit Soldaten und Stücken versehen, damit sie vor Ueberfall möchten versichert seyn, weiln stracks des andern Tags die Kayserische in 300 starck selbiger Orten sich wieder sehen liessen, die doch, als die Schwedische an sie gewolt, wieder zurück gewichen. Die ander Schantz auff der neuen Fähr hat sich bis auf den 7. April gehalten, da endlich Mangel an frischem Volck, Proviant und Munition vorgefallen, aus welchen Ursachen die Kayserische solche auch mit Accord übergeben und abgezogen. Diesemnach hat der Kayserische Obriste Johann Götz den 24. 25. und 26. Aprilis bey stillem Wetter etlich Volck zu Roß und Fuß über den Wasser-Paß bey Brandeshagen gesetzt, kam auch selbsten den 25. dieses mit etlich Compagnien Reutern für die Alte Fähre, das neue Werck zu recognosciren, und zog den 26. diß gegen Abend mit 3000 Mann zu Fuß und 6 Compagnien Reutern vollends an, lägerten sich zwischen der Alten und Grasischen Fähr, und stellete sich folgendes Tags in voller Schlacht-Ordnung vor die Alte Fähr, und liesse sich angehen, als wenn er die neu auffgeworffene Schantz mit Sturm angreiffen wolte. Aber er wendete sich, durchstreiffte die gantze Insul, plünderte sie aus, und verließ sie demnach gantz bis auff die grosse Schantz am Brandeshagischen Paß." Dieses lüderliche Aufgeben des durch seine Lage so wichtigen Eilandes, in welchem, obwol hier die Reformation eingeführt worden, dennoch viele katholische Traditionen übrig geblieben waren, erleichterte ganz außerordentlich die Fortschritte der Schweden, gleichwie sie einen Vorgeschmack gab von der Kriegsmanier ihrer Gegner. Nur die gustrower Schanze auf Rügen blieb noch von den Kaiserlichen besetzt, wurde ihnen aber nach herzhaftem Widerstande entrissen. „Hierauff haben die Kayserische die Brandeshagische, gegen Rügen übergelegene Schantz, weil sie ihnen nach Verlust gedachter Rügianischen Hauptschantz nit viel Nutzen mehr schaffen mochte, selbsten geschlichtet, und solchen Ort verlassen," Götz aber zog mit seinem Volke den Grenzen der Ukermark zu, wo die „elende, ausgehungerte Stadt Pasewalk ihm zur Contribution übergeben. Der hat durch mancherlei Mittel und Exactionen in weniger Zeit der Stadt allen Vorrath entzogen, daß letzlich die gantze Summa der Extraordinair-Contribution über 147,000 Reichsthaler sich erstreckte. Und obwol solche Gelder mit höchster Ungelegenheit auffgebracht, und nur noch 3000 Rthlr. zu erlegen gewesen, hat dannoch gedachter Obrister Götz noch 14,000 Rthlr. auff die Stadt prätendiret. Da es nun eine Landkündige Unmüglichkeit war, solchen vorgegebenen Rest zu erlegen, schickete der Obriste den 31. Juli 1630 seinen Obristen-Lieutenant mit etlich Compagnien zu Roß und zu Fuß in die Stadt mit dem Befehl, daß er solche plündern, und die vornembste Bürger mit sich gefangen ins Läger bringen solte." Daß dieser Befehl pünktlich erfüllt worden, leidet keinen Zweifel. „Am 3. Septembris, da noch die Tribulier-Reuter, deren zwantzig gewesen, in der Stadt waren, kam gegen Abend ein Geschrey, es liesse sich Schwedisch Volck sehen; da verloren sich von Stund an diese Reuter, und kamen zwo Schwedische Compagnien an, etwa 140 Mann starck. Weil nun in Abwesen der Bürgermeister und der Obrigkeit die Stadt-Thor offen stunden, kamen sie ohn einige Mühe und Widerstand in die Stadt. Den andern Tag ward die Bürgerschafft von ihnen vorgefordert, und zu Ausbesserung der Wälle neben den Soldaten ermahnet: an welchem Werck sie dann auch sehr fleißig gewesen, also daß sie in drey Tagen eine merckliche Arbeit verrichtet. Den 7. Septembris aber erhube sich ein Geschrey, der Feind sey vor der Stadt und treibe das Vieh hinweg. Auf solches machten sich die Schwedische Tragoner schnell hinaus, und scharmutzierten mit den Kayserischen Reutern. Weil aber derselben ein grosse Menge auf sie ansetzte, reterirten sie sich nach der Stadt, nahmen neben den andern Soldaten und Bürgern die Wälle und Thor ein. Da nun die Kayserische auff solches in die 3000 Mann starck an die Stadt kamen, setzten sie derselben mit Schiessen heftig zu, kamen auch endlich bey der Ucker, da keine Besatzung war, auf den Wall, warffen bey der Prentzlauischen Pforten und bey dem Steinthor viel Feuerballen hinein, und ungeachtet sich die Schwedischen tapffer wehrten, bemächtigten sie sich doch der Stadt, und musten sich die Schwedische sampt den Bürgern nach dem Jagovischen Thor (?) reteriren. Da gieng es erst an ein Würgen und Niederhauen," und die Stadt mußte alle Schrecknisse eines Sturmes erdulden. Diese werden umständlich besprochen in zwei verschiedenen Druckschriften, betitelt: „**Laniena Pasvalcensis** oder das Paswalckische Blut-

Bad." Daß es dabei an argen Uebertreibungen nicht fehlt, wissen wir aus den Erzählungen über die Erstürmung anderer Städte. Aus Pommern vertrieben, über fiel Götz am 29. Juli 1631 den schwedischen Obersten Nicolaus Bock in Cotbus, dessen Regiment bei dieser Gelegenheit gänzlich ruinirt wurde. „Im J. 1631 wagten zwar die Sachsen unter der Anführung des Feldherrn von Arnheim Nimburg durch einen Sturm zu gewinnen, wurden aber von dem kaiserlichen Feldherrn Johann Götzen, der sich mit einer geringen Besatzung in die Stadt geworfen hat, mit blutigen Köpfen abgewiesen. Man zählte bey diesem Auftritte nebst vielen Kriegsgefangenen 300 Sachsen, die auf dem Wahlplatze geblieben sind." So die Hist. Soc. Jesu p. 3. l. 6. Das Theatrum Europ. aber läßt die Sachsen bei Limburg, wie dort statt Nimburg geschrieben, siegen, doch aber sich auf Prag zurückziehen und das Gefecht zu Ausgang Wintermonats vorfallen. Als Generalmajor focht Götz unter Wallenstein's Befehlen bei Lützen, wurde darauf nach Schlesien detachirt und übernahm, statt des Grafen von Schaffgotsch, das Commando der wenigen treugebliebenen Truppen. „Es hat sich aber bey diesem Handel Herr Obr. Götze nicht gespart noch gesäumpt, sondern ist bald darauff mit etlich tausent Mann zu Roß und Fuß angezogen, erstlich Leobschütz und Jägerndorf in sein Gewalt gebracht, darnach sich auff Troppau begeben und dasselbige belägert: Darinnen sich Schafgottschens Oberster Leutenant Freyberger zwar etwas gewehret, weil er aber von den Sächsischen oder Schwedischen sich keines Succurs der Zeit zu getrösten, ihnen auch von seinem Herrn Generaln sich zu accommodiren anbefohlen: Deßgleichen ihnen die Kayserliche Macht viel zu groß und unerträglich gewesen: Zumahl auch Frey- und Sicherheit von Herrn Obersten Götzen verbündlich zugesagt und allerdingen Perdon versprochen, als hat er sich accommodirt, und ist wiederumb auff der Kayserlichen Seiten getreten, aber alsobald gefangen genommen, und nacher Wien zu den anderen Gefangenen geschickt worden." Darauf nahm Götz am 6. April st. v. 1634 das von den Schweden besetzte Oels. Von Oppeln aber, welches er vom 24. April bis 2. Mai st. n. belagerte, mußte er nach vier vergeblichen Stürmen abziehen. Der Schlacht bei Liegnitz, den 13. Mai, konnte er demnach nicht beiwohnen, wol aber haben dort seine beiden Regimenter, das rothe und das weiße, gefochten. Würzburg hat er dagegen 1635 genommen, Hanau blokirt. Gegen Ausgang Februars 1636 übernahm er das Commando der zeither von Gronsfeld befehligten Armee, „und thäte er damit in Ober- und Unter-Hessenland nicht wenig Schaden." Von dort westlich sich wendend, leitete er vom halben März an die Umschließung von Coblenz und Ehrenbreitstein. Coblenz wurde den 4. Mai erstürmt, Ehrenbreitstein aber nur blokirt, nachdem Götz durch der Hessen und Schweden schlimmes Hausen in der Wetterau genöthigt worden, nach Hessen zurückzukehren. Ihm waren 25 Regimenter beigegeben, „die in dem Hessenland ebenmässige schlechte Arbeit gemacht mit plündern, sengen, brennen, morden, und allen anderen Kriegerischen Exorbitantien und Excessen, dann er und seine Völcker eben wol nach ihrem Willen gehauset, Hirschfeld und Dreyß ausgeplündert, Schwartzeborn eingeäschert, die Schäfferey vor Ziegenhayn verbrennt, deßgleichen auch die Stadt Homberg in Hessen eingenommen und angesteckt, daß sich der Oberste Siegeroth auffs Schloß reterirt, und darauff sich wacker aber doch vergeblich defendirt, denn er sich doch bald wegen der grossen Macht ergeben müssen." Angesichts solcher Gewalt bat Landgraf Wilhelm um Fortsetzung der Unterhandlungen, es wurde ihm aber von Götz, d. d. Treysa 31. (21.) Juli, die Antwort, daß die Tractaten „durch den Hanauischen Entsatz uffgehoben worden wären, und er Ordinantz habe, auff S. Fürstl. Gn. und dero conjungirte Schwedische Armee zu gehen." Unaufhaltsam seinen Vortheil verfolgend, rückte der General vor Paderborn, wo Hans Geiso nach tapferer zwanzigtägiger Vertheidigung am 25. Aug. capitulirte; Soest, Dortmund, Lünen, Werl, Hamm fielen nach einander in der Kaiserlichen Gewalt, und Götz war im Begriffe, mit der Einnahme von Dorsten, welches Landgraf Wilhelm als das Hauptbollwerk seiner Macht betrachtete, Westfalen vollständig von Feinden zu säubern, als das Treffen bei Wittstock den Faden seiner Entwürfe durchschnitt. Er wurde beordert, der Weser zuzueilen, bewerkstelligte bei Trefurt im halben November seine Vereinigung mit Hatzfeld's Armee, ohne doch die Schweden in ihrem Vordringen gegen die Diemel hin aufhalten zu können. Bald aber fühlte Baner, daß er sich zu weit gewagt: er wich nach Sachsen zurück, und neuerdings überzog Götz Hessen und Sachsen. Bis über die Oder, in die Neumark sich vertiefend, wohnte er dort, unweit Königsberg, einem Gelage bei, worin er solcher Unmäßigkeit sich überließ, daß er, in unmittelbarer Nähe zu dem wachsamen Gegner, nicht einmal das Losungswort zu geben vermochte. Nur unarticulirte Laute vermochte er herauszubringen, die der Generalwachtmeister den Wachen zu übersetzen sich bemühte. Aus dem fernen Osten zurückgerufen, um die südwestliche Reichsgrenze und Westfalen zu hüten, stand er Ende Septembers 1637 um Coburg, und aus Arnstadt erließ er am 13. Oct. eine gebieterische Aufforderung an die niederhessische Landschaft, sich in den Schirm des Kaisers zu begeben und dessen Geboten zu gehorchen, erfüllte jedoch nur theilweise seine Drohworte in dem Striche um Trendelenburg, da die Regierung zu Cassel um Schonung und Frist bat, bis die Landschaft beisammen sei und eine Verwendung befreundeter Fürsten beim Kaiser eintreten könne, mit dem auffallenden Zusatze zwar, „er solle den Bogen nicht zu hoch spannen, damit er nicht breche." Gleichzeitig ist auch bei Gelegenheit der Bestrafung eines durch seine Räubereien verrufenen Rittmeisters die Rede von des Generals „lobwürdiger Neigung zur Justiz und Bezeigung von dero Displicentz für solche Frevel." Am 30. (20.) Nov. erzwang er die Uebergabe von Lemgo, wo der nachmals, besonders zu Prag, so berühmt gewordene Königsmark Commandant gewesen. Gleich darauf, im December, hatte er lebhafte Streitigkeiten mit Piccolomini wegen der in den jülich-bergischen und clevischen Landen

zu beziehenden Winterquartiere, bis endlich der kaiserliche Hof für Piccolomini entschied und Götz die Quartiere räumen mußte. Westfalen schien vorläufig beruhigt und der Kaiser glaubte den besten Theil seiner dort nicht weiter nothwendigen Streitkräfte, besonders auch den General, für die Rettung von Breisach verwenden zu können. Höchst ungern, widerstrebend gehorchte Götz dem Rufe. Für den 20. März 1638 hatte er sein Volk nach Hamm beschieden, in dessen Nähe Hessen und Schweden nur auf den Abzug der Kaiserlichen lauerten, aber auf weitem Zuge, mit einem unübersehbaren Troß beladen, konnte das Heer erst zu Anfang des Maimonats um Tübingen und an der obern Donau eintreffen, von wo es sofort, mit Lebensmitteln für Breisach versehen, über Balingen, Rottweil und den Schwarzwald dem Rheine sich näherte. Ohne auf Herzog Bernhard's Manoeuvre zu achten, welcher am 16. (6.) Mai Miene machte, von Tuttlingen aus in Baiern einzubrechen, gewann Götz an demselben Tage die Schluchten des Schwarzwaldes, das Thal der Kinzig abwärts bis Gengenbach und Offenburg. Während Bernhard, mühsam durch die verhauenen Wälder dringend, über Schopfheim und Brombach sich zurückzog, in Sorge, vom Rheine abgeschnitten zu werden, zu Basel in Person mit dem Stadtrathe die im tiefsten Geheimnisse vorbereitete Proviantirung von Breisach rheinabwärts hintertrieb, der schwedische Resident und der Commandant in Benfeld die Strasburger durch Gewaltthätigkeiten einschüchterte, sodaß sie den kaiserlichen Räthen die Durchfahrt beladener Schiffe zu Berg versagten, warf Götz am 29. (19.) Mai, „unter dem Favor seiner Cavalerie," 200 Musketirer sammt 500 Säcken mit Mehl in das bedrängte Breisach, gleichwie er auch „kurz vorhero einer Convoi von Basel sich bemächtiget, und von derselben viel Speck, Butter, Käß und bei 500 Stück Viehs, als Rinder, Schaaf, Ziegen und dergleichen bekommen. Der Herzog, als er erfahren, daß den Breisachern etwas beigebracht, und besagte Convoi geschlagen worden, hat er sich darüber in etwas commovirt, und sobalden bei Neuenburg eine Schiffbrücken verfertigen, in der Insul eine Schanz aufwerfen, auch eine Ketten verfertigen lassen, selbige über den Rhein zu spannen, daß kein Schiff mehr hinunter passiren können." Das hatte Götz erleichtert, indem er bis Drusenheim gewichen, um den Herzog von Lothringen an sich zu ziehen, als ihm aber des Kaisers Gebot auferlegte, lieber das ganze Heer daran zu setzen, denn Breisach fallen zu lassen, als Kurfürst Maximilian ihm schrieb, „sich gegen den von Weimar zu wenden, ihm zu und nach zu setzen, bis er allerdings erlegt und ihm alle Mittel zu weiterer Kriegsgewalt benommen seien," rückte Götz wieder gegen Breisach vor. Er befehligte zehn Regimenter zu Roß und Fuß, 4000 Mann stark; vier andere Regimenter von der Mosel, an Reitern und Fußvolk 5000, die zerstreuten Truppen von der Schlacht bei Rheinfelden 1000 Mann; die Truppen, welche man hin und wieder aus den Garnisonen gezogen, die sich zu Roß und Fuß auf 1500 Mann erstreckt; drei sächsische, zwei würzburgische, drei des Gallas Regimenter, zu Roß und Fuß 4000 stark, und dann 3000 bairische Bauern, deren theils aufgesetzt und zu Cuirassieren gemacht wurden, sodaß also gedachte Armee in Allem gegen 18,500 Mann stark, „darbei sich sonsten eine schöne Artillerey und gehöriger Vorrath von Munition, Wägen und Ziehe-Pferden," aber auch ein unübersehbarer Troß lüderlichen Gesindels, angeblich 80,000 Köpfe, befand. Als hierauf Herzog Bernhard von Sachsen-Weimar „Nachricht bekommen, daß der Kayserische Feld-Marschalck Graf Götz den 17. Junii mit dero Armee bey Kenzingen angelangt, umb der beschlossenen Stadt und Vestung Prysach abermals von Proviant was beyzubringen, hat selbiger unter dem Obersten Tupadel ungefehr 120 Pferde commandirt, die Kayserische Armee und dero Beschaffenheit zu erkundigen, welche aber von den stark streifenden Crabaten angetroffen, meistentheils niedergehauen und gefangen worden. Indem nun die Flüchtigen wiederum zurückgangen, haben sie in dem Weimarischen Läger einen solchen Lärmen gemacht, daß noch selbige Nacht das ganze Läger (an Reiterei 5200, Infanterie 6600, Dragoner 660, in Summa 12,460 Mann) aufgebrochen und sich nach Neuenburg bezogen, weil vermeldet, die Kayserische Armee wäre mit der ganzen Macht vorhanden. Unterdessen haben die Götzischen an Früchten und Mehl, wie auch an andern gehörigen Nottürfftigkeiten einen ziemlichen Vorrath auf kleinen Schifflein abermals in Brysach gebracht und den Ort auf ein Vierteljahr zur Genüge versehen." Sonder Zweifel hätte Herzog Bernhard über seinem waglichen Unternehmen erliegen müssen ohne die alle Thatkraft seiner Gegner lähmende Zersplitterung im Commando. Ein Römer, Herzog Friedrich von Savelli, früher unter Götzens Befehlen stehend, erhielt den unabhängigen Oberbefehl eines bei Heilbronn zusammengezogenen Armeecorps und seit des Julimonats Anfang walteten zwischen den kaiserlichen und bairischen Generalen die widerwärtigsten Umtriebe und Gehorsamsverweigerungen, sodaß Fürstenberg genöthigt war, durch des Grafen von der Wahl und des Johann von Horst Zeugniß gegen den Vorwurf sich zu rechtfertigen, daß er die Baiern, jetzt vielleicht 14,000 Mann stark, gegen einander und gegen den kaiserlichen Feldmarschall verhetzt habe. Eine kostbare Zeit wurde über Klatschereien und Zänkereien, in unbedeutenden Gefechten verloren, endlich erfolgte doch zu Anfang Augusts über Rottweil und Rottenburg die Vereinigung der beiden kaiserlichen Armeen, und sie setzten am 7. Aug. (28. Juli) sich in Bewegung, vorläufig in der Absicht, in die belagerte Festung 2000 Malter Frucht einzuführen. Von Offenburg ausgehend, hatten sie das Kloster Schuttern erreicht, als Herzog Bernhard, durch aufgefangene Briefe gewarnt, am 8. Aug. über Kenzingen, Malberg und Lahr in Schlachtordnung heranzog und die Brücke bei Dinglingen erstritt. Am folgenden Tage warf er die kaiserliche Vorhut bis Friesenheim zurück, worüber besagtes Dorf in Flammen aufging. Götz wich zurück auf die vortheilhafte Anhöhe links von Friesenheim, wo Herzog Bernhard ihm Nichts anhaben konnte, und deshalb gegen Abend, nicht ohne Verlust, auf Lahr und Malberg sich zurückzog. Die

Nacht hindurch hielt Götz, fortwährend schlachtfertig, in seinem Lager bei dem Kloster Schuttern, am Morgen trat Savelli mit dem Vortrabe, die Vorräthe bei sich führend, den geraden Weg nach Breisach an. Gleich nach Mittag, vor dem Walde zwischen Kappel und Wittenweyer, stellte sich ihm Herzog Bernhard entgegen. Die besten bairischen Regimenter waren noch nicht zur Stelle, „und hat der Oberst Rosen, so neben dem Grafen von Nassau und Freiherrn von Putbus des Herzogen linke Seiten gehalten, den Savellischen und Götzischen rechten Flügel sonder große Resistenz in ihr eigen Fußvolk getrieben und bis dahin verfolgt, da dann die Kaiserische Partei großen Schaden erlitten und alsobald ein Theil derselben Infanterie auszureißen angefangen." Während dessen hatte Götz den schwedischen rechten Flügel unter Taupadel und Turenne auf das zweite Treffen zurückgeworfen. Da unterdessen der Herzog und Guébriant den Weichenden Verstärkung zuschickten und Götz dagegen, obwol von Savelli verlassen, den Nachdruck der gesammten feindlichen Streitkräfte mit seinen Baiern standhaft aushielt, erneuerte sich die Schlacht in steigender Erbitterung. Die Baiern nahmen der Weimarer Geschütz, warfen Schmidtberger's und Guébriant's Fußvolk und befanden sich im entschiedenen Vortheile, als Guébriant durch Trommellärm und Trompetengeschmetter, aus dem Walde hervorgehend, ihre Aufmerksamkeit dorthin lenkte, sodaß sie stutzig geworden sind. „Die Vermengung war damals so weit gelanget, daß sie endlich gar die Musqueten einander um die Köpfe geschmissen, die Götzische von des Herzogen Artollerie drei 12pfündige und vier von den kleinen Regiments-Stücklein bekommen: hingegen J. Fürstliche Gn. alle des Gegentheils Kanonen, sampt darzugehörigen Kugeln in ihre Gewalt gebracht, da sich dann ein jeder Theil solcher seines Feindes Stücke nach Vermögen, allein mit vieler merklicher Ungleichheit bedienet, daß die Götzische, weil sie zu den erlangten 7 Stücken mit tauglichen Kugeln nicht versehen gewesen, gar schlechten Vortheil davon gehabt, hingegen aber die Weimarische stetigs fort, und mit merklichem Effect schießen können. Weil es aber zu lang gewehrt, und das Artollerie-Volk ganz darüber erlegen, so seynd theils von des Herzogs besten Reutern abgesessen, haben der ermüdeten Constables und Handlanger Ampt versehen, und das Lob darvon getragen, daß sie trefflich wol geschossen. Dessen aber unerachtet, weiln die Kayserische immer mit mehrerm Volk nachsetzen können, lauter alte, des Handels verständige und wolgeübte Soldaten von beyderseit mit einander zu thun gehabt, und nicht bald ein Squadron, er seye dann äußerst bemüssiget worden, das Feld räumen wollen, sondern sich so herzhaft mit einander herumbgeschlagen, daß ein jeder Theil zum zweytenmal auf des andern vorige Stell zu stehen kommen, und also die Victori bis in die fünfte Stund wankelmütig verblieben, so haben sie endlich nur Squadronen- und Regimenterweiß auf einander getroffen, und hat deren fast ein jedes absonderlich aus dem Felde getrungen werden müssen, da dann in der letzte die Götzische und Savellische Hausen durchgangen, einander noch in ihre eigene Pagagy gefallen, und solche zu plündern selbst angefangen, die Schwedische es aber ihnen nicht gönnen wollen, sondern sie davon gejagt, und die guten Beuten lieber unter sich getheilet, damit aber sich also von einander gethan und getrennet, daß der Herzog auf seine meiste Cavallerie keinen Staat mehr machen können, sondern allein mit der Infantery und etlich wenig Reutern stehen geblieben." Die Baiern, 5 Schwadronen und 4 Fähnlein Fußvolk, in Allem gegen 4000 Mann, behaupteten ihren Posten auf der Wahlstatt, an einem Graben und vortheilhaften Passe, bis um 10 Uhr Abends, wo sie dann unverfolgt durch Offenburg sich zurückzogen. Gepäck und Lager, Geschütz, vornehmlich die für Breisach bestimmten 4000 Viertel Korn, 3000 Gefangene oder Todte, viele Fahnen ließen die Kaiserlichen im Stiche, doch hatten auch sie der Feinde ein Tausend erlegt, viele Gefangene gemacht, darunter der gefürchtete Taupadel, mehre Geschütze und 22 Fahnen erobert. Götz selbst ist zu Offenburg „nicht über ein halb Stund geblieben, sondern mit 6 seiner Pagagy-Wägen, die er vor aller Menge daselbst hinterlassen hatte, und all den zusammengefundenen Truppen sich noch dieselbe Nacht nach Oberkirch reterirt, allda er folgends etlich unterschiedlich hohe Officirer, so todt aus der Schlacht mit abgeführet waren, oder doch unterwegs noch den Geist aufgaben, begraben: immittelst der verhauene Weg über das hohe Gebürg, der Kniebis genannt, durch das Landvolk eröffnen, den Rest seines und des Savelli Volks, alles, bis in 1400 Reuter und 900 Mann zu Fuß, doch alles in merklicher Confusion, darüber nach dem Würtembergischen Land gehen, und besagte Wege gleich wieder hinter sich stärker als zuvor vergraben und verhauen lassen." Von Oberkirch aus, am 11. Aug., schrieb Götz an den Kaiser, bittere Klagen vorbringend gegen Savelli, der eine Wunde im Rücken davon getragen hatte; er selbst war seiner Rechtfertigung sicher, obgleich ein ungereimtes Gerücht ihn des Einverständnisses mit Herzog Bernhard beschuldigte. Ueber den Kniebis wendete er sich nach Neustadt an der Landstraße von Donaueschingen nach Freiburg, wo viele Officiere auf dem Rathhause gefangen saßen, dem schweren, ihnen angekündigten Gerichte entgegensehend, während auf diesem Punkte der General den Schwarzwald ganz eigentlich beherrschte und die Anstrengungen der getreuen Bauern leiten und fördern konnte. Schweren Schaden haben diese dem Feinde zugefügt, ihm gegen 1000 Mann erschlagen, aber nichtsdestoweniger war Götz nicht im Stande, die engere Cernirung von Breisach zu brechen, mußte vielmehr, bis daß die verheißenen Verstärkungen anlangten, auf einzelne wagliche Unternehmungen sich beschränken, stets in der Absicht, der bedrängten Festung einige Erleichterung zu verschaffen. Ueber einem solchen Versuche erlitt der Generalmajor von der Horst bedeutende Einbuße, da seine Leute, von zwei Seiten zugleich gefaßt, am 16. (6.) Sept. „wegen Enge des Passes, daraus sie sich schwerlich wenden können, das Mehl und beigeführten Früchten weggeworfen und ihrer bei 200 sitzen lassen," 60 Gefangene ungerechnet. „Dagegen sind

Sonntag 19. (9.) Sept. zur Nacht bei 200 Reuter, meistentheils Croaten, jeglicher mit einem halben Malter Mehl beladen, zu Brysach glücklich ankommen, und nachdem sie in der Vestung abgelegt, über die Brücken alsobald und Spornstreichs wiederumb davon gangen, auch etliche Wachten von den Weimarischen in so eilfertigem Durchbruch niedergehauen." Nachdem jedoch Götz, die Baiern einbegriffen, 6000 Mann zusammengebracht, auch des Anzugs von Lamboy gewärtig sein konnte, ließ er die ganze Linie von Neustadt bis Villingen und Rottweil vorrücken, der Anschlag aber, daß Savelli auf dem linken Rheinufer heraufsteigend die Schanze bei Hüningen nehme, der Herzog von Lothringen, aus Burgund herbeigeeilt, die Brücke von Neuenburg erstürme und Götz gleichzeitig das Lager vor Breisach überrasche, wurde durch aufgefangene Briefe dem Feinde verrathen, theils auch durch Lamboy's Langsamkeit gefährdet. Dieser mit seinen 5 Regimentern zu Roß und 2 zu Fuß, in Allem ungefähr 5000 Mann, war erst am 22. (12.) Sept. zu Mülheim bei Cöln über den Rhein und am 2. Oct. (22. Sept.) zwischen Höchst und Frankfurt über den Main gegangen. Noch hinderlicher wurde dem Projecte der Ausgang des Treffens auf dem Ochsenfelde bei Thann. Gleichwol setzten Götz und Lamboy, nachdem endlich die Vereinigung erreicht, sich in Bewegung, um vom 19. (9.) Oct. an der Belagerer Linien zu bedrohen. „Den 22. (12.) des Nachmittags haben die Kayserischen sich mit Macht in voller Bataille vor dem Weimarischen Läger jenseit präsentirt, und dieweil sie Kundschaft gehabt, daß die vornehme Schanz auf dem Berg (aus welcher man das ganze Läger fast übersehen können) nicht gar stark besetzt sein soll, einen Anschlag darauf gemacht. Nachdem aber Obrist Moser, als welcher auf besagtem Berg commandirt, solches innenworden, hat er sie mit Kanonen solchergestalt salutirt, daß sie mit Hinterlassung vieler Todten und etlich 100 Fascinen zurückgehen müssen. Nach zweien Tagen haben die Kayserischen sich abermals mit der Hälft fast ihrer Armee gezeigt und eine Minen gemacht, als wenn sie das Läger an drei Orten attaquiren wollten, worüber den 24. (14.) in der Nacht zwischen 12 und 1 Uhren ein starkes, unaufhörliches und allerdings bis auf den 25. Oct. in den Tag hinein gewährtes Schießen zwischen beiden Theilen entstanden, bei welchem sich die Schwedischen der großen Schanz mitten auf dem Rhein zwischen beiden Brücken ohne besondern Verlust bemächtiget. Auf obigen Scharmützel haben Hr. General Götz, beneben dem Generalmajor von Lamboy einen ganzen Tag mit den Weimarischen vor Breisach gefochten, und eine Schanz zum vierten mal vergeblich gestürmet, im fünften Sturm hineinkommen, viel niedergehauen, und das schottische Regiment daselbst in disordre gebracht. Von dannen sind die Kayserischen alsobalden auf der Schwedischen mittlern Schiffbrück angangen, dieselbe auch erobert und bereits mit 400 Mann darauf gewest, also daß es ein sauer Ansehen bei den Weimarischen genommen, weil die Vestung solchergestalt ohne einige Verhinderung mit dem mitgebrachten Proviant hätte versorgt werden können. Es hat aber die neidische Fortun ihre Unbeständigkeit gegen das Kayserische Volk unter dem vermeinten Favor häßlich sehen lassen. Denn Herzog Bernhard hat von Stund an den Comte de Turenne mit den Franzosen commandirt, welche beneben dem Obr. Battili und Obr. Hattstein dermaßen heftig auf die Kayserische getroffen, daß sie nicht allein die 400 Götzische Mann, so auf die Brücken kommen, alle niedergemacht und ersäuft, sondern auch die Schanz wieder an fünf Orten mannlich gestürmet und erobert. In der Schanz und auf der Wahlstatt hat man den 26. Oct. über 1000 Todte (und unter denselben 3 Obristen tödtlich verwundet, 5 Obristlieutenant neben vielen Officirern) gefunden, welche man alle in Rhein geworfen. Imgleichen viel allerhand Gewehr, sampt einer großen Anzahl Schaufeln und Hacken, womit die Kayserische ihre Laufgräben gemacht, überkommen, wie dann auch alle dero Arbeiter in besagten Gräben niedergemacht, 5 Capitain aber, sampt dem Obr. Neuneck und Obr. Scharter gefangen worden. Von den Schwedischen seind gleichfalls der Obr. Battili neben etlichen vornehmen Männern todt geblieben, Obr. Schönbeck tödtlich geschossen, der schottische Obriste Leslie aber gefangen worden." Götz hatte nur mit Widerwillen, durch Golz und Lamboy gedrängt, das Wagestück unternommen, daher die zögernden ungewissen Maßregeln während der vier entscheidenden Tage. Nachdem alle Versuche durchzubrechen gescheitert waren, wandte sich Götz, gegen des Herzogs von Weimar Erwartung, den 26. Oct. 2 Uhr Morgens auf Freiburg, dann auf Waldkirch, wo er in Uneinigkeit von Lamboy schied. Es ging das Gerücht, der Feldmarschall habe eine falsche Nachricht von 4000 Franzosen, durch welche sein Gegner verstärkt worden, erhalten und darüber alle Hoffnung aufgegeben. Nicht so der Kaiser, der, um das uralte Habsburgische Stammland zu behaupten und den Feinden des Reichs den gewaltigsten Paß nicht preiszugeben, den Krieg in Ober- und Niedersachsen vernachlässigte. Götz erhielt die Weisung, mit dem Kopfe für Breisach zu haften; Verstärkungen wurden der Armee im kinziger Thale aus Böhmen zugeschickt und Savelli, der noch am Mittelrheine stand, sollte über die Philippsburg die Vereinigung mit den Lothringern erzwingen. Aber Savelli begegnete, gleichwie der Herzog von Lothringen, unbezwingbarem Widerstande; Götz, durch den Grafen von Fürstenberg verstärkt, versuchte sich vergeblich an den Waldstädten, um am 19. (9.) Nov. von Lauffenburg aus das linke Rheinufer, die Straße zum Entsatze von Breisach zu gewinnen, trieb sich dann im obern Breisgau herum und sprach umsonst die Baseler um ihre Brücke an. An Allem, zumal an Geld, Mangel leidend, unmuthig, fürchtete er den Anzug von Longueville's ganzer Armee, wogegen sich zu sichern er ein festes Lager im Kletgau bezog. Zum Ueberflusse fiel sein Brief an Franz Mercy, Absichten auf Neuenburg und Hüningen verrathend, in Feindes Hand. In solcher Lage der Dinge erschien am 2. Dec. Graf Philipp von Mansfeld im Lager unweit Waldshut und Gutenberg, hörte, nicht unbefangen an sich, die feindlichen Reden der untergeordneten Generale, nahm dem Feldmarschalle Götz den Degen, ihm

zugleich erklärend, er sei des Kaisers und des Kurfürsten von Baiern Gefangener, und schickte den Ueberraschten, unter Bedeckung von 200 Pferden, nach München. „Dem wurden hierauf in seinem Arrest zu Ingolstadt fürnemlich zween Puncten fürgehalten: 1. Daß er den Duca di Savelli im Treffen bei Wittenweyer nicht gerettet, sondern gleichsam muthwillig hätte stecken und von Herzog Bernharden schlagen lassen. 2. Daß General Lamboy anfangs, als das Kaiserl. Volk vor Brysach angefallen worden, zur Defension desselben contra Herzog Bernharden Progress, und das Spiel gleichsam in Händen gehabt, er Götz aber auch diesem nicht assistiret, sondern ihn aus der Schanzen und von der Brucken treiben lassen. Graf Philipps von Mansfeld, der in dieser Sache nebst dem Obristen Schützen und Commissario Höfler Principal-Commissarius war, vernahm des Götzens Defension und reisete damit nach Wien, der Kais. Maj. davon zu referiren: des Grafen Götzen Gemahlin war daselbsten, in causa das beste zu sollicitiren: der Duca di Savelli ließe zu seiner Entschuldigung und des Götzens Gravirung eine Apologiam in Druck kommen: jedermann vermeinte Graf Götz würde mit dem Leben bezahlen müssen. Ob man nun wol diesem Herrn Generalen über die massen hart zugesetzt, und ihn eben lang am Kreuz hangen lassen, ist er doch folgendes 1640. Jahr den 17. Augusti sowol von Kais. Maj. als Churbayern zu Regenspurg auf dem Reichstag für unschuldig und frey erkläret worden, auch den 7. Sept. in Person dahin kommen." Der Armee in Schlesien zugetheilt, mußte hierauf Götz, während Gallas zu Brieg krank darnieder lag, 1643, das Obercommando übernehmen und er errang einige Vortheile über Torstensson, ließ auch durch den Grafen von Pücheim Ollmütz blokiren. Er nahm Wohlau und den Fürstenstein, Herrenstadt, Schweidnitz, trieb die rebellischen Walachen zu Paaren, wurde aber im Laufe solcher Erfolge durch des Rakotzy Vordringen in Ungarn abgerufen. Die erste Wirkung seines Eintreffens in den Bergstädten ergab sich in dem Abzuge der Türken, die bisher für Rakotzy gefochten hatten, wo dann Rakotzy selbst, durch wiederholte Niederlagen geschwächt, Frieden suchen zu wollen schien, bis es ihm gelang, am 26. April 1643 mit Torstensson sich zu verbinden. Nichtsdestoweniger unterlag er abermals, sodaß er an 3000 Todte zurückließ. Dafür aber geriethen Götz, der Feldmarschall und sein Feldmarschall-Lieutenant, Graf Pücheim, mit einander in Quästion, als Pücheim, „feurig, mager, eine Impressa auf den Feind fürgehabt, und Götz, dickleibig, langsam, roh, solches nicht gestatten wollen. Und hätte dieser den andern mit der Pistolen in den Backen oder sonsten durchschossen. Dannenher immittelst Don Hannibal Gonzaga von Ihr. Kayserl. Maj. herunter gesandt, um dieselbe Armada in Ungarn zu commendiren, weiln sich Götz unpäßlich befunden, aber Pücheim in etwas absentirt." Im halben November wurde Götz vollends mit vier Regimentern abgerufen, um die Verluste, welche Gallas mit der Hauptarmee gehabt, einigermaßen zu ersetzen. Am 4. Febr. 1645 marschirte Götzens Volk, an 5000 Mann stark, durch Prag, um sich am 6. bei Königshofen mit den Corps von Hatzfeld und Joh. von Werth zu vereinigen, was dann eine Armee von beinahe 20,000 Mann verschaffen sollte. Diese war noch nicht vollständig beisammen, als Torstensson mit 16,000 Mann und 80 Kanonen am 19. Febr. über Kaden, Pilsen, Klattau, den 26. Febr. vorging, am 2. März die gefrorene Moldau, eine Meile unterhalb Worlik, überschritt und am 5. März (23. Febr.) zwischen Wotitz und Jankau, an der Grenze des berauner und kaurimer Kreises, zu stehen kam. Der Entsatz des fortwährend bedrängten Ollmütz war die Aufgabe, welche er zunächst sich gesetzt, und dieses zu hintertreiben, folgte ihm zur Seite, immer noch zersplittert, von Königsaal aus die kaiserliche Armee über Přestitz, Grünberg, Horaždiowitz, Strakonitz, an Pisek und Tabor vorbei, bis zu dem von Tabor drei Meilen entlegenen Jankau. „Von den Gefangenen," berichtet Hatzfeld, „haben wir verstanden, daß der Feind mit der völligen Armada auf der andern Seiten des Bergs, gegen besagten Jankau zugehen thäte, wie wir dann denselben bald hernach hinter dem Berg hervorkommen und hinter besagtes Jankau an einem Berg logiren sehen." Ein Zusammentreffen war jetzt unvermeidlich geworden und mit dem Morgen des 6. März begann die Schlacht. Götz wagte sich, so wird erzählt, ungeachtet aller Warnungen und Gegenbefehle des commandirenden Generals Grafen von Hatzfeld, in eine zuvor nicht genau übersehene Gegend zwischen Teichen und Waldungen, die ihn außer Stand setzte, ordentlich zu fechten und selbst auch im Falle der Noth den Rückzug zu nehmen, ein Irrthum, den er mit dem Leben, mit dem Verluste seines besten Volkes, der neun Kanonen, die er bei sich führte, und, was das Schlimmste, fast aller Munition des Heeres, die ebenfalls durch einen Misverstand in diese unwegsame Gegend gerathen war, büßen mußte. Götz war gleich im Beginn der Schlacht, von einer Falconetkugel getroffen, gefallen, glücklicher als Hatzfeld, der den Verlust der Schlacht, die auf allen Punkten eine gleich ungünstige Wendung genommen hatte, überlebte und in Gefangenschaft gerieth. Nicht zufrieden, in Götz einen Sündenbock gefunden zu haben, klagt er in seinem Berichte an den Kaiser, „Johann von Werth habe aus Irrthum oder eigenmächtig eine andere Höhe mit Reutern, Fußvolk und Geschütz besetzt, als es in den Plänen des Oberfeldherrn lag." Auf die Stelle, wo Götz, nur 45 Jahre alt, erlag, nächst der Straße nach Wotitz, unweit Jankau, wurde eine Kapelle gesetzt, die man jedoch wegen Baufälligkeit zu Ende des vorigen Jahrhunderts abtragen mußte und durch ein Kreuz ersetzte. Noch lebt das Sprüchwort: „Pořidiš co Kec u Jankowa," Du wirst so viel ausrichten als Götz bei Jankau. Mit der Gräfin Apollonia von Hoditz verheirathet, soll er, nach der gewöhnlichen Angabe, keine Kinder hinterlassen haben, wiewol ihm von Andern zwei Söhne, Siegmund Friedrich und Johann Georg, dann auch der bei Balbin nicht erwähnte Bruder Peter beigelegt werden. Besagter Graf Peter hat „der Stadt Braunschweig, welche wegen angeforderter Contribution vor 3 Regimenter sich nicht er-

klären wollen, den 23. (13.) Mai 1638 bei 96 Wagen und Kärch, so mit Kaufmannswaaren dahin gehen wollen, auf 300,000 Reichsthaler aestimirt, angehalten, und bis Satisfaction erfolget, an sichere Ort bringen lassen." In dem Treffen bei Blotho, den 17. (7.) Oct. 1638, worin die Pfalzgrafen Karl Ludwig und Rupert, Königsmark und King unterlagen, führte Graf Peter Götz der Kaiserlichen linken Flügel. „Wolgedachter Graf, als welcher im vordersten Hausen gegen die Feind gestanden, ist gleich durch einen Kanonenschuß niedergelegt und durch dessen Tod bei seinen Officirern und Soldaten ein groß Trauren und Mitleiden verursacht worden." Er starb als Generalmajor. — Von des Feldmarschalls Söhnen starb Siegmund Friedrich als k. k. Feldmarschall-Lieutenant im J. 1662, Vater von Siegmund Friedrich 1700, Großvater von Johann Maximilian. Des Feldmarschalls anderer Sohn, Johann Georg, kaiserlicher Geheimrath und Landeshauptmann der Grafschaft Glatz, seit 1664, „war ein reicher Herr, der viele Güter in der Grafschaft besaß. Dieser Landeshauptmann suchte wieder viele Freiheiten der Grafschaft zu beschneiden, weil dieselbe sehr gemißbraucht worden, hingegen bemühete er sich auch viele Denkmale seines Eifers für die katholische Religion, Bildsäulen und Andachtscapellen zu stiften." Er starb 1681 und hinterließ drei Söhne, von welchen Johann Karl in einem Duelle in Ungarn geblieben; Johann Ignatius, Dragonerhauptmann und hernach Landesältester im Fürstenthume Liegnitz, unbeerbt blieb; Johann Ernst, kaiserlicher Kammerherr und Mannrechtsbeisitzer der Grafschaft Glatz, der Vater des Grafen Johann Franz Anton geworden ist. Dieser, mit Maria Anna von Stillfried vermählt, starb den 21. Nov. 1738. Sein Sohn, Graf Johann Joseph Leonhard, geb. den 6. Nov. 1727, starb, der letzte seines Hauses, im J. 1771. Die sämmtlichen Allodialgüter im Glatzischen, Gabersdorf, Albendorf, Craindorf, Eckersdorf, Ober-Haunsdorf, Louisenhayn, Melten, Neudeck, Neudorf, Reichenforst, Roth, Waltersdorf, Wiesau, Wiltsch, dann die Antheile Nieder-Haunsdorf, Mühldorf, Mittel-Steine, Alt-Steine, Tschuntschendorf, alle zusammen im J. 1799 zu 230,622 Thaler gewürdigt, hatte er seinem Neffen, dem Grafen von Magni, vermacht. Das Lehen Scharfeneck fiel der Krone anheim, wurde allodificirt und von K. Friedrich II. dem Generallieutenant von Götzen aus einer brandenburgischen Familie verliehen. Noch wird das im prachiner Kreise gelegene Hlowniowitz von einem Kotz von Dobrz besessen. (*v. Stramberg.*)

Götz von Berlichingen, s. Berlichingen.

GÖTZ (Franz Ignaz), praktischer Arzt, geb. am 26. Dec. 1728 in der Nähe von Colmar, gest. zu Paris am 28. Juni 1813. Durch glückliche Inoculationen der Menschenpocken hatte sich Götz einen solchen Ruf erworben, daß er 1780 berufen wurde, die Schwester Ludwig's XVI. zu inoculiren, und zwei Jahre später die Aufforderung erhielt, die Prinzen und Prinzessinnen am turiner Hofe ebenfalls zu inoculiren. Er schrieb daher auch: Traité complet de la petite-vérole et de l'inoculation. (Paris 1790. 12.) Nach solchen Erfolgen wurde Jenner's Entdeckung der schützenden Kraft der Kuhpocken, wodurch die Blatterinoculation in Verfall kommen mußte, für den inoculationseifrigen Götz ein Gegenstand des Hasses und der Verfolgungssucht, und er machte sich durch zwei Schriften Luft: De l'inutilité et des dangers de la vaccine, prouvés par les faits (Paris XI. 8.) und: La vaccine combattue dans le pays où elle a pris naissance, ou Traduction de trois ouvrages anglais (de Rawley, Moseley et Squirrel); avec deux gravures coloriées. (Paris 1807.) Die beiden Tafeln sollten durch Vaccine hervorgerufene scheußliche Misgestaltungen darstellen, waren aber der Art, daß die Polizei ihrer Verbreitung hindernd entgegentrat. Götz lebte übrigens noch lange genug, um die von ihm verabscheute Präservativmethode im vollen Siegesglanze zu erblicken. (*Fr. Wilh. Theile.*)

GÖTZ (Friedrich Christian), geb. zu Assumstedt am 11. März 1724, gest. 1779 als Magister der Philosophie und Pfarrer zu Iptingen im Würtembergischen, gab aus J. A. Bengel's literarischem Nachlasse „Die Geschichte und Briefe der Apostel" heraus. (Stuttgart 1764. 8.) Gründlicher und ausführlicher behandelte er denselben Gegenstand in dem von ihm zu Tübingen 1779 herausgegebenen Werke: „Das Leben Jesu Christi, die Geschichte und Briefe der heiligen Apostel, wie auch die Offenbarung Johannis aus des seligen Hrn. Prälaten und Consistorialraths Dr. J. A. Bengel's hierher gehörigen Schriften gezogen, nach desselben Zeitrechnung in gewisse Abtheilungen und Punkte eingetheilt und zum Gebrauch und Nutzen lehr- und heilsbegieriger Seelen eingerichtet" *). (*Heinrich Döring.*)

GÖTZ (Georg Friedrich), war am 9. April 1750 zu Hanau geboren. Sein Vater, obgleich nur ein Handwerksmann, wandte große Sorgfalt auf die Erziehung des wißbegierigen und talentvollen Knaben, dessen Geistesanlagen sich frühzeitig entwickelten. Bereits in seinem fünften Jahre las er nicht nur Teutsch, sondern auch mit vieler Fertigkeit Französisch, nachdem er nur kurze Zeit den Unterricht des französischen Sprachmeisters Rauzier genossen hatte. Noch größere Fortschritte in seiner Elementarbildung machte Götz, als ihn sein Oheim, der Conrector Fr. K. Chr. Götz zu Michelstedt in der Grafschaft Hanau zu sich in sein Haus nahm. Dieser wackere und vielseitig gebildete Mann trug große Sorge für die Geistes- und Herzensbildung seines Neffen. In besondern Lehrstunden unterrichtete er ihn in der Religion und in der teutschen und lateinischen Sprache. Zugleich verschaffte er ihm wohlwollende Gönner an dem Procurator des kaiserl. Kammergerichts v. Plönnies, dem Hofrathe Weiß, dem Hofprediger Cranz und andern einflußreichen Männern.

In seinem zehnten Jahre (1760) war Götz aus Michelstedt wieder nach Hanau zurückgekehrt, wo er das Gymnasium besuchte. Bergsträßer, Schellenberg, Vulpius und Wolf waren seine vorzüglichsten Lehrer. Unter ihrer

*) Vergl. Meusel's Lexikon der vom Jahre 1750—1800 verstorbenen deutschen Schriftsteller. 4. Bd. S. 255 fg.

Leitung erweiterte er seine Kenntnisse im Lateinischen, Griechischen und in den orientalischen Sprachen, sowie in den Elementarwissenschaften überhaupt. Durch Privatunterricht, den er in einigen Familien ertheilte, wie durch die Unterstützung, die er dem Superintendenten Walther und andern Gönnern verdankte, ward es ihm möglich, nach dem Tode seines Vaters, der ihm kein Vermögen hinterließ, seine Studien in Halle fortzusetzen. Im J. 1767 hatte er sich nach der genannten Hochschule begeben. In der Kirchengeschichte, Exegese, Hermeneutik und den übrigen theologischen Disciplinen waren Semler, Nösselt, Gruner und Vogel seine vorzüglichsten Lehrer, in der Philosophie Meier und Träger, in den schönen Wissenschaften Klotz und Jacobi, in der Naturlehre Eberhard. Durch Unterrichtsstunden, die er in dem hallischen Waisenhause ertheilte, verschaffte er sich, bei der mäßigen Unterstützung aus dem älterlichen Hause, die Mittel zu seiner Subsistenz. Im Herbste 1769 verließ er Halle. Er kehrte um diese Zeit in seine Vaterstadt Hanau zurück. Zuvor unternahm er, bei beschränkten Mitteln, eine Fußreise über Aschersleben, Halberstadt, Wolfenbüttel, Braunschweig, Göttingen, Cassel, Marburg und Gießen. Auf dieser Reise lernte er die vorzüglichsten Gelehrten und andere ausgezeichnete Männer kennen. Er erweiterte dadurch seine Welt- und Menschenkenntniß.

Sein väterlich für ihn sorgender Freund, der Superintendent Walther, war gestorben, als Götz nach Hanau zurückkehrte. An seine Stelle war Stockhausen getreten. An ihm fand Götz einen neuen Gönner [1]). Im J. 1771 ward er Hauslehrer bei dem Erbach-Fürstenauischen Forstmeister Brenner zu Bullau im Odenwalde. Zwei Jahre nachher bekleidete er eine gleiche Stelle bei dem Pfarrer Neidhart zu Villbrunn in der Herrschaft Breuberg. In beiden Stellen übte er sich fleißig im Predigen. Seine Kanzelvorträge fanden durch ihre Klarheit und Popularität vielen Beifall unter dem Publicum im Allgemeinen. Doch ließen sie auch den höher Gebildeten nicht unbefriedigt.

Erfolgreich war für Götz die um diese Zeit angeknüpfte Bekanntschaft des hessen-darmstädtischen Geh. Raths und Kreisgesandten zu Frankfurt, v. Barkhaus, der ihm 1774 seinen Sohn zur Erziehung übergab, um ihn zu seinen akademischen Studien in Halle vorzubereiten. Durch Empfehlung dieses einflußreichen Mannes ward Götz 1775 Erzieher der Prinzen und Prinzessinnen des hessischen Hofes zu Hanau. Der zugleich ihm übertragene Pagenunterricht ward ihm, bei überhäuften Geschäften und öfterer Kränklichkeit im J. 1782 wieder abgenommen. Durch die Gunst seines Fürsten schienen sich ihm so vortheilhafte Aussichten für die Zukunft zu eröffnen, daß er immer seltener die Kanzel betrat und endlich dem seiner Gesundheit nachtheiligen Predigen fast gänzlich entsagte. Die Literatur im weitesten Umfange des Wortes ward nun seine Hauptbeschäftigung.

Hart heimgesucht von physischen Leiden, unternahm er im J. 1784 eine Reise über Darmstadt in die Pfalz, nach Heidelberg, Speier und Mannheim. Für seine Gesundheit blieb dieser Ausflug ohne wesentlichen Erfolg. Sie verschlimmerte sich sogar und nöthigte ihn zur Rückkehr nach Hanau. Dort beklagte er den kurz zuvor erfolgten Tod seines früher erwähnten Gönners, des Superintendenten Stockhausen. Sein Schicksal nahm jedoch um diese Zeit (1784) unverhofft eine günstigere Wendung. Am 14. Nov. des erwähnten Jahres erhielt er ein fürstliches Rescript, in welchem er zum Stadtprediger bei der evangelischen Gemeinde zu Hanau ernannt ward. Kränklichkeit hinderte ihn, dies Amt sofort zu übernehmen. Erst zu Ostern 1785 war er im Stande, es anzutreten. Den durch Stockhausen's Tod unterbrochenen Religionsunterricht von zwei hessischen Prinzessinnen setzte er bis zu deren Confirmation fort [2]). Im J. 1786 folgte er dem Rufe zum zweiten Prediger der evangelisch-lutherischen Gemeinde nach Cassel. Auch für sein häusliches Leben war gesorgt. In einer sehr glücklichen, durch mehre Kinder gesegneten Ehe lebte er seit dem J. 1786 mit einer Tochter seines Oheims, des Pfarrers Götz in Knichen. In Cassel fand er einen weiten Kreis für seine Thätigkeit. Mit seinem dortigen Predigtamte war die Direction des v. Frankenbergischen Waisen- und Armenhauses verbunden. Bald nach seiner Ankunft in Cassel war er zum ordentlichen Mitgliede der fürstl. hessischen Gesellschaft der Alterthümer ernannt worden.

Er starb als Doctor der Theologie und erster Prediger der evangelisch-lutherischen Gemeinde in seiner Vaterstadt Hanau am 13. Febr. 1813 im 63. Jahre. Durch Fleiß hatte er, bei einer sehr geregelten Lebensweise, sich schätzbare theologische Kenntnisse erworben. Auch in andern wissenschaftlichen Fächern war er bewandert. Durch genaue Eintheilung seiner Zeit hatte er seiner oft überhäuften Amtsgeschäfte ungeachtet noch zu literarischen Arbeiten Zeit gewonnen. Er veröffentlichte mehre ascetische Schriften, Predigten und Kanzelreden. So schrieb er unter andern Predigten über den christlichen Glauben (Cassel 1788. 8.), über die christliche Sittenlehre (ebendas. 1790. Zweite Auflage. Gotha 1794. 8.), über die häusliche Erziehung der Kinder, aus den Werken teutscher Kanzelredner gesammelt (Cassel 1791—1792. 2 Thle. Zweite Auflage. Leipzig 1796. 8. 2 Thle.). Mit einem seiner Freunde, Fr. Rehm, reformirten Prediger zu Immichenhain in Niederhessen, gab er eine Sammlung von Casualpredigten heraus, von der eine neue und sehr vermehrte Auflage zu Leipzig 1794 erschien. Zu seinen bereits erwähnten Predigten über die christliche Sittenlehre fügte er später (1802) noch eine ähnliche Sammlung hinzu. In einzelnen Predigten gab er auch eine „Ausführliche Belehrung über den Eidschwur" (Cassel 1798. 8.) heraus. Noch verdienen unter seinen homiletischen Arbeiten seine Passionspredigten besondere Erwäh-

1) Ihm stiftete Götz ein biographisches Denkmal in der Schrift: Leben des verstorbenen Superintendenten Stockhausen. (Hanau 1781. 8.)

2) Siehe die von ihm herausgegebenen Glaubensbekenntnisse der Prinzessin Maria Friederike zu Hessen am 1. Juli 1784 (Hanau 1784. 8.) und der Prinzessin Karoline Amalie am 13. Oct. 1787, mit den dabei gehaltenen Reden. (Cassel 1787. 8.)

nung. Sie erschienen zu Cassel 1795—1806 in 5 Bdchen. Seiner Biographie des Superintendenten Stockhausen ist bereits gedacht worden. Das Andenken eines seiner Freunde ehrte Götz in dem von ihm verfaßten „Leben Heinrich Sander's, Professors zu Karlsruhe" (Hanau 1782. 8. 2. Auflage. Dessau 1785. 8.). Auch eine Sammlung von Sander's kleinen Schriften gab Götz zu Leipzig 1784 in zwei Octavbänden heraus. Ein Bildniß von Götz befindet sich vor Beyer's allgemeinem Magazin für Prediger (1790) Bd. 3. St. 4.[3]). (*Heinrich Döring.*)

GÖTZ (Jacob Albrecht Roderich), geboren am 9. Juli 1805 zu Simmern im Regierungsbezirke Coblenz. Er besuchte die dortige Schule, verdankte jedoch den größten Theil seiner Elementarbildung einem zweckmäßigen Privatunterrichte. In Berlin, wo er seine akademische Laufbahn eröffnete, studirte er hauptsächlich Philosophie und Mathematik. Für die letztgenannte Wissenschaft hatte sich sein früh erwachtes Interesse noch immer lebendig erhalten. Zu Ostern 1828 ward er als Lehrer der Mathematik am Gymnasium zu Zerbst angestellt. Seine ausgezeichneten Leistungen in der dortigen Lehranstalt, sein gründlicher Unterricht und die liebenswürdigen Eigenschaften, die er in seinem Privatleben zeigte, erwarben ihm dort allgemeine Achtung. Den an ihn ergangenen Ruf als Professor der Mathematik am Gymnasium zu Dessau anzunehmen, trug er Anfangs Bedenken. Er fühlte sich der Aufgabe nicht gewachsen, eine Stelle anzutreten, welche der berühmte Mathematiker Veith bisher bekleidet hatte. Er löste diese schwierige Aufgabe zu allgemeiner Zufriedenheit. Einen Beweis des Vertrauens erhielt er dadurch, daß der Herzog von Dessau ihm die Prinzessin Agnes und den Erbprinzen Friedrich zum Unterricht übergab. Auch sandte ihm der genannte Fürst die zum anhaltischen Hausorden gehörende goldene Medaille. Gleiche Auszeichnungen verdankte er dem Könige von Preußen und dem Könige der Franzosen in Folge wissenschaftlicher Werke, die er jenen beiden Monarchen dedicirt hatte. Ohne seinem Lehrerberufe im mindesten Eintrag zu thun, setzte Götz seine Studien und literarischen Arbeiten mit rastlosem Eifer fort. Sein oft leidender Zustand hätte ihm sagen müssen, wie sehr diese ununterbrochene Thätigkeit nachtheilig war. Sie war ihm so sehr Bedürfniß, daß er es nicht über sich gewinnen konnte, sie auszusetzen, ungeachtet der trüben Ahnung eines kurzen Lebens. Der Tod fand ihn mit der Feder in der Hand am 29. April 1848.

Götz war als Lehrer und Schriftsteller in gleicher Weise geschätzt. Aus dem Gebiete der Mathematik, als der Wissenschaft, die er von Jugend auf gepflegt, entfernte er sich als Autor höchst selten. Aber auch die damit verbundenen Nebenzweige zog er in den Kreis seiner literarischen Arbeiten. Seine Laufbahn als Schriftsteller eröffnete er mit dem Werke: „Die Arithmetik, Algebra und allgemeine Größenlehre" (Zerbst 1829. 8.). Seine ebendaselbst 1830 erschienene „Rechenkunst" erlebte 1841 die dritte Auflage. Gleichzeitig (1841) gab er noch ein „Praktisches Rechenbuch" heraus. Zu Berlin erschien von ihm 1833 die „Analytische und ebene Trigonometrie und Polygonometrie." In drei Octavbänden erschien von ihm in den Jahren 1837—1842 ein ausführliches „Lehrbuch der Physik" und in gleicher Bändezahl 1842 ein „Lehrbuch der Mathematik für Gymnasien." Eins seiner ausführlichsten Werke war eine „Sammlung von Lehrsätzen, Formeln und Aufgaben in der gewöhnlichen Rechenkunst, Mathematik und Physik." Wenige Jahre vor seinem Tode (1846) erschienen noch seine „Elemente der Physik auf mathematischem Grunde." Als ein scharfsinniger Kritiker zeigte er sich in seinen Beiträgen zu mehren gelehrten Journalen *). (*Heinrich Döring.*)

GÖTZ (Johann Christoph), geboren am 8. März 1688 zu Nürnberg, verdankte seine Elementarbildung dem Gymnasium seiner Vaterstadt. Späterhin (1706) besuchte er noch das Gymnasium illustre zu Coburg. In der Physik und Botanik, seinen Lieblingsstudien, war Lucas Riehms, in dessen Hause er wohnte, sein vorzüglichster Lehrer. In Altdorf studirte er, nachdem er sich schon in Coburg einige Kenntnisse in der Anatomie erworben hatte, mit großem Eifer Arzneikunde. Hofmann, Beier, Heister, Sontag, Lang u. A. waren seine Hauptführer im Gebiete des medicinischen Wissens. Einflußreich für seine wissenschaftliche Bildung wie für die Erweiterung seiner Welt- und Menschenkenntniß war eine Reise, die er nach beendeten Studien durch das südliche und nördliche Teutschland unternahm. Bei seiner Heimkehr ward er zu Nürnberg in das Collegium physicum aufgenommen. Um diese Zeit (1713) verheirathete er sich mit Margarethe Katharina, einer Tochter des Professors Spitz in Altdorf. Im J. 1719 ward er zum markgräfl. bayreuthischen Leibarzt ernannt und 1726 zum Mitgliede der kaiserl. Akademie der Naturforscher. Verdient machte er sich als Stifter des zu Nürnberg 1736 begonnenen Commercii litterarii physico-technico-medici. Bis zu seinem am 22. Nov. 1733 erfolgten Tode war er ein fleißiger Mitarbeiter an jenem gelehrten Werke. Aus dem Französischen übersetzte Götz die „Kunst, sein eigener Medicus zu werden" (Frankenhausen 1721 2 Thle. 8.) und aus dem Lateinischen des von ihm sehr geschätzten Professors G. E. Stahl „Gedanken von Verbesserung der Metalle" (Nürnberg 1720). In einem Vorberichte sprach er „Von der Wahrhaftigkeit und Fürtrefflichkeit der Alchymie." Er schrieb auch eine Praefatio ad G. E. Stahlii fundamenta chymico-pharmaceutica generalia (Helmstad.) 1721, und eine Historia chronologica scriptorum G. E. Stahlii ad ejus mentem disserentium. (Norimb. 1726.) Hauptsächlich von den Fiebern handelten seine Observationes historiae medico-practicae (Norimb. 1726). Außer

3) Vergl. Beyer a. a. O. Strieder's Hessische Gelehrtengeschichte. 5. Bd. S. 22 fg. 13. Bd. S. 345 fg. 14. Bd. S. 329. 15. Bd. S. 339. 17. Bd. S. 378 fg. Hassel's Journal: Westphalen unter Hieronymus Napoleon. Jahrg. I. 2. Bd. S. 43 fg. Meusel's Gel. Deutschland. 2. Bd. S. 609 fg. 9. Bd. S. 440. 11. Bd. S. 482. 13. Bd. S. 485. 17. Bd. S. 746 fg.

*) Siehe Schmidt's Anhaltisches Schriftstellerlexikon S. 115. Den Neuen Nekrolog der Deutschen. Jahrg. XXVI. 1. Th. S. 335 fg.

seiner zu Nürnberg 1726 erschienenen Schrift: „Der aufrichtige Medicus" sind noch seine zahlreichen Beiträge zu den Breslauischen Sammlungen der Natur- und Kunstgeschichte zu erwähnen. Dort befinden sich von ihm unter andern: Observationes de partu gemellorum inaequalis perfectionis p. 123 seq. De spontanea sanguinis ventilatione p. 137 seq. Problemata de phosphoro p. 189 seq. u. a. m.*). (*Heinrich Döring*.)

GÖTZ (Johann Nicolas), geboren am 9. Juli 1721 zu Worms, der Sohn des dortigen Predigers Philipp Peter Götz, verlor seinen Vater, als er kaum zehn Jahre alt war. Dem Gymnasium zu Worms verdankte Götz seine Elementarbildung. Seine Geistesfähigkeiten unterstützte ein anhaltender Fleiß. Er hatte sich gründliche Sprachkenntnisse erworben, als er in seinem achtzehnten Jahre (1739) die Universität Halle bezog. Er widmete sich der Theologie und verband damit philosophische und philologische Studien. Dankbar erinnerte er sich noch in spätern Jahren der Verdienste, die sich Baumgarten, Michaelis, Meier, Knapp, Stiebritz u. a. Professoren um seine wissenschaftliche Bildung erworben hatten. Aus dem älterlichen Hause konnte er nur auf eine geringe Unterstützung rechnen. Zu einer Erwerbsquelle diente ihm der Unterricht, den er drittehalb Jahre in der Schule des halleschen Waisenhauses ertheilte.

Seine früh erwachte Neigung zur Dichtkunst fand Nahrung in dem Umgange mit Uz und Gleim, die gleichzeitig mit ihm in Halle studirten. Mit Uz unternahm er eine Uebersetzung des Anakreon, die jedoch erst mehre Jahre später gedruckt ward [1]). Der engen Sphäre, in der sich sein poetisches Talent nicht sonderlich entwickeln konnte, ward Götz entrissen, als Baumgarten, der in mehrfacher Hinsicht sich seiner väterlich angenommen hatte, ihn 1742 zu einer Hauslehrerstelle empfahl. Götz übernahm diese Stelle, mit der zugleich das Amt eines Hauspredigers verbunden war, zu Emden in dem Hause des preußischen Obersten und Commandanten, Freiherrn von Kalkreuth. Götz lebte dort in angenehmen Verhältnissen, die ihm wenig zu wünschen übrig ließen. Das rauhe Klima in Ostfriesland wirkte jedoch nachtheilig auf seine Gesundheit. Wiederholte Fieberanfälle nöthigten ihn, im J. 1743 seine Stelle aufzugeben. Im Herbste des genannten Jahres kehrte er wieder nach Teutschland zurück, nachdem er zuvor die vorzüglichsten holländischen Städte besucht hatte. Nicht ohne Lebensgefahr, da bei Harlingen das Schiff, auf dem er sich befand, strandete, erreichte er Amsterdam, und kehrte dann im December über Utrecht, Düsseldorf, Cöln, Coblenz und Mainz in seine Vaterstadt Worms zurück.

Im Frühjahre 1744 wies sich ihm eine Aussicht, seine sehr geschwächte Gesundheit durch den Aufenthalt in einem milden Klima zu stärken. Von der Witwe des schwedischen Generalgouverneurs, Grafen v. Strahlenheim, ward er um diese Zeit als Hofmeister ihrer Enkel und als Schloßprediger nach Forbach in Lothringen gerufen. Seine Zöglinge standen als Officiere bei dem Regimente ihres Oheims, des französischen Feldmarschalls Grafen von Sparre. Oft verweilte er mit ihnen längere Zeit zu Saarlouis, Metz und Strasburg. Durch den Aufenthalt in diesen Städten ward wahrscheinlich sein Interesse an der französischen Literatur, mit der er sich später vielfach beschäftigte, zuerst geweckt.

Seine Zöglinge hatte Götz um diese Zeit (1746) auf die Ritterakademie zu Luneville begleitet. Er ward dort dem Könige Stanislaus vorgestellt und machte Voltaire's persönliche Bekanntschaft. Im J. 1748 ward er Feldprediger bei dem Leibregimente der Königin. In Nancy und Toul, wo dies Regiment, das den Namen Royal-Allemand führte, abwechselnd in Garnison lag, mußte Götz predigen. Als sich im April 1748 dies Regiment zu einem Feldzuge nach den Niederlanden rüstete, folgte Götz den Truppen durch einen großen Theil von Frankreich nach Flandern und Brabant. Wie er in spätern Jahren erzählte, war er selbst Zeuge gewesen von manchen Kriegsthaten jenes Regiments, das unter dem Commando des Grafen von Sachsen und des Marschalls von Löwenthal stand. Nach dem Friedensschlusse im Spätherbste 1748 besuchte Götz in Gesellschaft mehrer Officiere seines Regiments die vorzüglichsten Städte, Seehäfen und Grenzfestungen in den Niederlanden. Zu Saint-Avelt, wo er im Winterquartiere lag, ernannte ihn der Herzog von Zweibrücken Christian IV., auf Empfehlung des Generals von Odenheim, zum Pfarrer in Hornbach, einem unweit Zweibrücken gelegenen Städtchen. Dort verheirathete er sich 1752 mit der jungen Witwe des Oberconsistorialassessors Hautten, einer geborenen Cäsar. In seiner Ehe erzeugte er außer zwei Töchtern einen Sohn, der 1803 als Buchhändler zu Mannheim starb. Im J. 1754 ward Götz als Oberpfarrer und Inspector nach Meisenheim versetzt und 1761 als Pfarrer nach Winterburg in der hintern Grafschaft Sponheim berufen. Als im J. 1776 diese Grafschaft zwischen Baden und Zweibrücken getheilt ward, erhielt Götz die Würde eines Superintendenten zu Winterburg. Eine oft wiederkehrende Ahnung sagte ihm, daß sein Lebensende nahe sei. Sie täuschte ihn nicht. Am ersten Osterfeiertage 1781 ward er von einem Schlagflusse befallen, als er eben in die Kirche gehen wollte, um zu predigen. Acht Wochen hindurch mußte er das Bett hüten. Durch ärztliche Hilfe und sorgsame Pflege ward er so weit wieder hergestellt, daß er einen leidlichen Sommer durchlebte. Im Herbste verschwand jedoch für ihn die Hoffnung, wieder völlig zu genesen. Zwei wiederholte Schlaganfälle raubten ihm die Sprache. Von einem vierten getroffen,

*) Vergl. Will's Nürnbergisches Gelehrtenlexikon mit der Fortsetzung von Nopitsch. Baader's Lexikon verstorbener baierischer Schriftsteller. 1. Bd. 1. Th. S. 203 fg.

1) Die Oden Anakreon's in reimlosen Versen, nebst einigen andern Gedichten. (Frankf. und Leipzig 1746. 8.) Vergl. (Gottsched's) Neuen Büchersaal der schönen Wissenschaften. 3. Bd. St. 5. S. 417 fg. Seine eigenen poetischen Versuche, die er dieser Ausgabe beigefügt hatte, ließ Götz in einer zweiten Edition weg. Sie erschien 1760 zu Karlsruhe unter dem Titel: Die Gedichte Anakreon's und der Sappho Oden, aus dem Griechischen übersetzt und mit Anmerkungen begleitet. Diese Noten, in denen die Schönheiten des griechischen Dichters entwickelt werden, gehören Götz allein an.

starb er am 4. Nov. 1781 im 60. Jahre. Er ward zu Winterburg beerdigt an dem Fuße einer Linde, in deren Schatten er zu ruhen gewünscht hatte. Die Grabschrift, welche Götz sich selbst verfertigt hatte, ist zu charakteristisch, um übergangen zu werden. Sie befindet sich in seinen Vermischten Gedichten (Th. 3. S. 236) und lautet wie folgt:

Eusebia war mir nicht ungewogen,
Auch trug ich gern die traurige Livrey.
Doch Klio's Brust hatt' ich zu früh gesogen;
Sie lehrte mich die fröhliche Schallmei.
Lang' führte mich, nicht ohne Schelmerei,
Frau Cypria an meinen langen Ohren
Mit eigner Hand. — Nun aber bin ich frei,
Und überzeugt, daß sie aus Blut geboren,
Falsch wie das Meer, wild wie die Wellen sei [2]).

Eine anziehende Schilderung seiner Persönlichkeit enthält ein Aufsatz von Knebel [3]), der ihn auf der Rückkehr von einer Schweizerreise (1780) das Jahr vor seinem Tode in Winterburg besuchte. „Sein Aeußeres," schreibt Knebel, „zeigte mir einen festen, etwas untersetzten Mann, von mittlerer Größe, vollem Bau und feinen Gesichtszügen. Sein Anstand war simpel und äußerst bescheiden, doch so, daß man sah, daß er mit Menschen gelebt habe. Sein Inneres hielt er sehr verschlossen. Ich that ihm, mehr aus Verwirrung, als aus Absicht, mancherlei Fragen über ihn selbst, die er aber stets mit Bescheidenheit und wenigen Worten ablehnte. Ich bat ihn um die Erlaubniß, ein Paar Tage bei ihm wohnen zu dürfen. Willig und mit anscheinendem Vergnügen nahm er mein Ansuchen auf, und führte mich in sein Gastzimmer, welches dem Wohnzimmer gegenüber lag, und ließ mir, auf mein Verlangen, Thee zubereiten. Hier, sagte er, in diesem Zimmer, hat erst vor ein Paar Wochen der Minister v. *** ganzer acht Tage gewohnt. Ich habe die Ehre, sagt' ich, den Herrn Minister zu kennen. Das ist ein feiner Kopf und ein Mann, der viel Kenntniß und Geschmack hat. Er wird sich recht gefreut haben, hier bei Ihnen zu wohnen und mit Ihnen über Ihre Sachen zu sprechen. — Davon war wol nicht die Rede, erwiederte Götz mit bescheidenem niedergeschlagenem Blicke. Se. Excellenz waren blos in Dienstgeschäften hier. — Also kannte er Ihre Arbeiten nicht einmal? fragt' ich. Er antwortete nicht. Ich erstaunte, zumal, da ich mich erinnerte, einigemal an dortigem Hofe von diesem ausgezeichneten Manne gesprochen zu haben. — Noch an demselben Abende führte er mich in sein Gärtchen, dessen er so lieblich in seinen Gedichten gedenkt, und das mir, als sein liebes Waldorchester, immer vor Augen schwebte. Es war ein länglich viereckiger Raum, an dem Fuße des Berges, schwerlich über funfzig oder sechzig Schritte lang, mit Küchengewächsen und Obstbäumen wohl versehen, ein Theil des Ganzen mit schönen Erlen an einem vorbeifließenden Bache besteckt. Alles reizte mich hier, denn ich sah es durch das schöne Medium seiner Lieder und an der Seite des Dichters selbst. — Am andern Tage besuchten wir den Amtmann, der in dem Schlosse auf dem Berge wohnte und der uns auch eine freundliche Mittagsmahlzeit gab. Hier bemerkte ich, daß unser Herr Superintendent als Dichter eigentlich gar nicht bekannt war. Man sprach nur von ein Paar Hochzeitsgedichten von ihm und der Sänger der Musen und Grazien saß ganz still und zurückgezogen bei Tische [4]). — Ich hatte viel Mühe, ihn dazu zu bewegen, mich auf sein Studirzimmer zu führen. Endlich erlangt' ich es doch. Er zeigte mir seine Manuscripte, meist auf einzelne Blätter geschrieben und in sieben besondere Abtheilungen zusammengelegt, welche, wie er mir sagte, bei der Herausgabe ebenso viel Bände werden könnten. Uebersetzungen, die er von ganzen Dichtern gemacht hatte, waren darunter: vom Sarbiew, von einem großen Theile der Oden des Pater Ceva u. s. w. Er zeigte mir auch seinen kleinen, doch ausgesuchten Büchervorrath, worunter er viele, besonders lyrische Dichter, mit Noten und Anmerkungen bereichert hatte. Hier that er mir das Geständniß: wenn sich irgend ein Freund finden sollte, von dem er hinlängliche Versicherung hätte, daß er seine Werke so und nicht anders, und zwar durchaus erst nach seinem Tode, herausgeben würde, so wolle er ihm diese Manuscripte für einen geringen Preis, den er mir bestimmte, überlassen. Gleiches versicherte er mich auch von seinem kleinen Büchervorrathe, dessen Werth er erkannte und von dem er sich nur den Gebrauch auf Lebenszeit vorbehielt. Ich bat ihn, das Zutrauen wegen dieser Angelegenheit mir zu schenken, was er auch that. Bei meiner Zurückkehr hofft' ich ihm befriedigende Antwort hierüber ertheilen zu können. — Gegen einen dauernden Nachruhm schien er Nichts weniger als gleichgültig. Er beklagte unter andern, kein ähnliches Portrait von sich erhalten zu haben. Das Bild, das wir vor uns sehen, sei, wie er sagte, in seiner Jugend gemacht worden, und er zweifelte an der Aehnlichkeit, die auch wirklich schwer zu erkennen war [5]). Ich bat ihn, mir einen Augenblick zu einer Silhouette zu sitzen, und ob ich gleich kein sonderlicher Zeichner bin, so glaube ich doch den Umriß mit ziemlicher Richtigkeit getroffen zu haben. Man erkennt den kräftigen Umfang und den feinen bedeutenden Gehalt der Gesichtsbildung. —

2) Ein Gedicht auf seinen Tod von Gleim befindet sich in dem von Voß herausgegebenen Musenalmanache auf das J. 1786 S. 140. 3) Andenken an einen Besuch bei dem ehemaligen würdigen Superintendenten J. N. Götz zu Winterthur in der hintern Grafschaft Sponheim (in Herder's Adrastea. 1803. Bd. 5. St. 2). Wieder abgedruckt ward dieser Aufsatz in der von J. H. Voß herausgegebenen Schrift: Ueber Götz und Ramler. Kritische Briefe. (Mannheim 1809.) S. 7 fg.

4) Dies stimmt mit dem überein, was Voß a. a. O. S. 64 berichtet: „Als Dichter blieb Götz in seiner Gegend, außer wenigen Vertrauten, so unbekannt, daß, wie seines Sohnes Witwe erzählte, selbst Frau und Kinder es erst in seiner letzten Krankheit erfuhren. Gleichwol, so oft sein Amt es verstattete, war er im Studirstübchen, im Garten, auf Spaziergängen beständig mit den Musen beschäftigt. Auf einem solchen Streifzuge, da er in bessern Welten sich verlor, hatte ihn in einem benachbarten Bergwalde die Nacht überfallen. Nach langem Umherirren bemerkte er den Glanz eines Feuers und fand ein Zigeunerlager, wovon zwei Männer ihn um Mitternacht seiner bekümmerten Familie zurückbrachten." 5) Vor dem ersten Bande seiner „Vermischten Gedichte" (Mannheim 1785.) befindet sich dies Bildniß, copirt nach einem andern vor dem 16. Bande der „Allgemeinen deutschen Bibliothek."

Am Morgen, als ich Abschied von ihm nahm, schien er mir tief in sich gerührt. Er wollte eben gehen zu predigen. Wir gingen noch vor dem Hause, auf der Straße. Er sagte mir mit Bestimmtheit: er lebe kein Jahr mehr. Betroffen, wie ich hierüber war, stellte ich ihm seinen dem Anschein nach vollkommenen Gesundheitszustand und seinen dauerhaften Körperbau vor. Er blieb jedoch dabei und die Folge hat es nur gar zu richtig erwiesen, wie wahr er prophezeite. — Noch deutete er auf Manches, das mir zum Theil unverständlich war, das aber auf eine große Veränderung seiner Denkungsart über verschiedene der wichtigsten Punkte seines Lebens hinzielte. Wie auf eine finstere Nacht hin sah er auf sein Geschick und hielt seine Gedanken wie in einen eisernen Thurm verschlossen."

Den eben mitgetheilten Aufsatz über Götz schließt Knebel mit einer gerechten Anerkennung seines poetischen Talents. Er rühmt „die bezaubernde Anmuth seiner Lieder, den feinen und immer fruchtbaren Witz, den scharfen Geist, die oft veränderten und immer zierlichen Gestalten und Wendungen. Bienchen," sagt er, „schwärmen um sein Grab; seine Gedichte sind ein reicher Bienenkorb voll süßen Honigs, wo jede schöne Seele und Alles, was anmuthig ist, hinzufliegt." Mit gleicher Begeisterung äußert sich Herder [6]) über Götz in den Worten: „Nie sollte von dem teutschen Publicum der Dichter vergessen werden, der aus seiner Winterburg wie eine Nachtigall hinter dichten Zweigen sang, in seiner Sprache die zierlichsten Kränze flocht und sich in Reimen und ohne Reim und in jedem angenehmen Sylbenmaße versuchte." Einer besonders merkwürdigen Anerkennung seines poetischen Talents muß hier noch gedacht werden. Selbst Friedrich der Große, dessen Ohr, an den französischen Reim gewöhnt, dem teutschen Hexameter und ähnlichen Versarten keinen Geschmack abgewinnen konnte, zollte dem Anonymus, wie sich Götz in seinen Gedichten zu unterzeichnen pflegte, ein feines Lob über die von ihm in Distichen geschriebene Dichtung „die Mädcheninsel," welche Knebel während seines Aufenthalts in Potsdam in den siebziger Jahren aus Schmid's Anthologie der Deutschen besonders hatte abdrucken lassen [7]).

Minder günstig lautet die Stimme der neuern Kritik über Götz und sein poetisches Talent, das nicht allgemein anerkannt und nicht immer nach Verdienst gewürdigt worden. Minder unbefangen und parteilos als Bouterwek [8]) beurtheilt ihn Gervinus [9]). Zu den gefälligsten, anmuthigsten und correctesten Dichtern des achtzehnten Jahrhunderts darf er unbedenklich gerechnet werden. Er widmete sich vorzugsweise der lyrischen Gattung der Poesie, deren Verdienst auf der Darstellung sanfter angenehmer Empfindungen und auf der Feinheit des Gefühls in leichten Spielen der Phantasie und des Witzes beruht. Götz war in seiner Jugend durch die Anakreontisten, an deren Spitze sein Freund Gleim stand, auf den Weg geführt worden, den er weiter verfolgte, als er die französischen Dichter und unter ihnen besonders Gresset kennen lernte, von dem er auch das Gedicht Vert-vert nachahmte [10]). Die Feinheit der französischen Spiele des Witzes in teutschen Versen zu erreichen, war seitdem sein unablässiges Bestreben. Auch die heitere Grazie und jene Art von eleganter Lebensphilosophie, welche die vorzüglichen Lieder und kleinern Gedichte der französischen Literatur charakterisirt, findet man bei Götz wieder. Gervinus (a. a. O.) vermißt an mehren seinen Gedichten, selbst an der früher erwähnten „Mädcheninsel," die Rundung und Glätte der französischen Lyriker, die Götz bei seinem längern Aufenthalte in Lothringen und im Elsaß schätzen und nachahmen gelernt habe. Auf einer ebenso individuellen und subjectiven Ansicht beruht die von diesem Literarhistoriker ausgesprochene Behauptung, daß Götz, „wo er sich aus seinen erotischen Gegenständen in das verirre, was er Balladen, Idyllen u. s. w. nenne, überall fehlgegriffen habe." Diese angeblichen Irrwege betrat Götz übrigens selten, da er sich in seinen poetischen Erzeugnissen, denen er bald eine lyrische, bald eine epigrammatische Form gab, nicht leicht über die Grenzen seines Talents hinauswagte.

Der bei weitem größere Theil seiner Gedichte durfte, so lange Götz lebte, seinen Namen nicht tragen, da er als christlicher Pfarrer seinen Gemeinden dadurch ein Aergerniß zu geben fürchtete. Er sandte sie zur Durchsicht und kritischen Ueberarbeitung nach Berlin an Ramler, der sie dann, nach seiner Art verändert, theils in die von ihm herausgegebene Einleitung in die schönen Wissenschaften nach Batteux, theils in die Lieder der Deutschen und andere Sammlungen, zuletzt in seine lyrische Blumenlese aufnahm [11]). Zu willkürlichen Veränderungen in seinen Gedichten gab Götz seinem kritischen Freunde nicht nur Erlaubniß, er forderte ihn selbst dazu auf. „Wenn Sie glauben," schrieb er an Ramler, „daß ein Wort mit einem bessern vertauscht werden kann, so dürfen Sie solche Verwechselung herzhaft vornehmen. Ich sehe mich außer Stande," heißt es in einem spätern

6) In der Adrastea. 1803. 5. Bd. St. 2. 7) In seiner Littérature allemande, wo Friedrich II. bekanntlich manches willkürliche und unbillige Urtheil über die teutsche Literatur und namentlich über die teutschen Dichter sich erlaubt, fügt er hinzu: „J'ajouterai à ces Messieurs que je viens de nommer un *Anonyme*, dont j'ai vu les vers *non-rimés;* leur cadence et leur harmonie résultait d'un mélange de dactyles et de spondées; ils étaient remplis de sens, et mon oreille a été flattée agréablement par des sons sonores, dont je n'aurais pas cru notre language susceptible. J'ose présumer, que ce genre de versification est peut-être celui qui est le plus convenable à notre idiome, et qu'il est de plus préferable à la rime."

8) Siehe dessen Geschichte der Poesie und Beredsamkeit. 11. Bd. S. 269 fg. 9) Siehe dessen Geschichte der poetischen Nationalliteratur der Deutschen. 4. Th. S. 201. 204. 10) Unter dem Titel: Paperle. (Karlsruhe 1752. 8.) Vergl. Chr. H. Schmidt's Anweisung zur Kenntniß der vornehmsten Bücher in allen Theilen der Dichtkunst S. 138. In Prosa übersetzte Götz den „Tempel zu Gnidus" von Montesquieu. (Karlsruhe 1748. Zweite Aufl. ebendas. 1759. 8.) 11) In dieser Blumenlese befinden sich 130 Gedichte von Götz, welche Jördens in s. Lexikon deutscher Dichter und Prosaisten. 2. Bd. S. 196 fg. namhaft macht.

Briefe, „auf die Verbesserungen der hier folgenden Gedichte einige Zeit zu verwenden, und bitte Sie recht sehr, dies für mich zu thun [12]). — Sie sind jünger als ich; das Versificiren wird Ihnen weniger Mühe kosten als mir. Ich bin im Voraus überzeugt, daß Sie Alles recht gut machen werden und ersuche Sie sehr, erweisen Sie mir diesen Gefallen, wenn es Ihnen nicht zu beschwerlich ist." Im September 1763, nicht lange nachher, als er Consistorialassessor in Winterburg geworden war, wandte sich Götz an Ramler mit der Bitte, ein Bändchen seiner Gedichte zum Druck zu befördern. „Ich muß aber," schrieb er, „meiner Bedienung und meines leiblichen Glücks wegen, verborgen bleiben. — Mein Wunsch ist, daß Sie aus der Sammlung, die ich Ihnen senden werde, die besten Gedichte auslesen und nach Gefallen verändern. — Ich wohne in einem Lande, wo die schönen Wissenschaften verachtet sind, wo auf sechszehn Stunden Weges weit weder ein Buchladen, noch eine gute Bibliothek ist und worin es mir ganz und gar an einem kritischen Freunde fehlt." Im Januar 1764 empfing Ramler von Götz einen Brief, in welchem er ihm seinen Wunsch noch dringender ans Herz legte. „Ich hoffe," schrieb er, „die Aufrichtigkeit Ihrer Gesinnungen gegen mich aus der Strenge Ihrer Auswahl meiner Gedichte zu erkennen und ich ersuche Sie, darin herzhaft zu verfahren." Auch Gleim habe, wie er hinzufügte, ihn vor Kurzem zum Druck der Gedichte ermuntert und selbst einige Verbesserungen gemacht. Nach langem Schweigen fragte Götz in einem im October 1765 geschriebenen Briefe ängstlich: ob der Druck der Gedichte noch gehemmt werden könnte? Durch das Ablehnen eines wichtigen, aber beschwerlichen Amtes habe er einen Gönner beleidigt und müßte nun, seiner Wohlfahrt wegen, noch behutsamer sein. Er wünsche daher, daß seine Gedichte für jetzt entweder sämmtlich, mit strengster Geheimhaltung des Verfassers, in ein Journal eingerückt, oder nur „die sittsamsten und untadelhaftesten, welche die Tugend und die guten Sitten in gar Nichts beleidigten," unter dem Titel: „Blüthen des Parnasses" gedruckt würden. Die verabredete Ausgabe unterblieb. Indessen war des Dichters Freude über das von Ramler in den Liedern der Deutschen ihm gespendete Lob und über Lessing's Zufriedenheit mächtig genug, die Furcht vor den Amtsbrüdern und dem beleidigten Gönner zu überwältigen; doch erst nach langer Berathung mit sich selbst. Ramler, meinte Götz, sollte die Gedichte in verschiedene Sammlungen einrücken. „Je mehr ich die Sache überlege," schrieb er, „je mehr Gefahr scheint mir bei einer separaten Ausgabe der Blüthen unvermeidlich." Mit gleicher Besorgniß schrieb er im Juli 1765: „Ich willige in die Herausgabe der Blüthen, bitte aber nochmals, sie von zu schlechten Stücken und von Allem, was zu frei ist, zu reinigen, daß das Buch auch dem tugendhaftesten Frauenzimmer in die Hände gegeben werden kann." In einem im August 1765 geschriebenen Briefe meldete Götz: „Nach vieler und reifer Ueberlegung habe ich nunmehr beschlossen, meine Liebesgedichte, zu denen doch künftig keine neuen hinzukommen werden, in einem Bändchen separatim herauszugeben, und sie Rosen und Myrthen zu betiteln, worauf denn sogleich ein anderes Bändchen theils moralischer, theils scherzhafter und satyrischer Gedichte unter dem Titel: „Blüthen des Parnasses" folgen wird. Ein Verzeichniß der ersten Sammlung lege ich bei." Aber schon im October 1766 empfing Ramler von ihm einen Brief, in welchem Götz ihn beschwor, „bei seiner und der Seinigen Wohlfahrt die Ausgabe zurückzuhalten und ihm seine erstaunliche Dünkelhaftigkeit zu verzeihen." Sein langes Schweigen nach zwei von Ramler empfangenen Briefen entschuldigte Götz im December 1769 mit einer quälenden Unentschlossenheit, ob er von seinem letzten Entschlusse abgehen sollte. Wenn indessen, meinte er, Ramler in einem Vorberichte anzeigen wolle: die Gedichte wären schon vor zwanzig bis dreißig Jahren von mehren, vielleicht schon verstorbenen Verfassern, und zur Hälfte nach ausländischen Vorbildern, gemacht worden, so überließe er es seiner Klugheit und Verantwortung. Bei einem durchaus sittsamen Gedichte dürfte man den errathenen Verfasser nicht ableugnen; die verliebten und schalkhaften müßte bald ein Herr Roos, bald ein Herr v. Wurmser verfertigt haben. Zugleich sandte er neue Gedichte und sein Bildniß. Auch versprach er seine Lebensbeschreibung, wovon nach seinem Tode Ramler Gebrauch machen könnte. Im März 1771 sandte Götz einige Anmerkungen zum Batteur, mit dessen Uebersetzung sich Ramler damals beschäftigte, und zu den Oden des Horaz. „Mein Entschluß," schrieb er, „bleibt unveränderlich, daß Sie von meinen Gedichten herausgeben, was Ihnen beliebt, das Schlechte aber unterdrücken. Ich füge wieder einige Stücke bei und überlasse sie Ihrer Willkür, damit zu machen, was Ihnen gut dünkt." Im Juni 1771 schrieb Götz: „Es ist nicht nöthig, daß Sie mir die 35 Lieder noch einmal hierher schicken. Ihre Aenderungen sind immer berechtigt, mir zu gefallen. Darum bitte ich nur, daß Sie mir solche specificiren mögen." In eben diesem Briefe schildert er einen kleinen Ausflug. „Im Mai," schrieb er, „habe ich eine Lustreise in meine Vaterstadt Worms, nach Mannheim und Heidelberg gethan. Ich habe die vornehmsten Gelehrten, sonderlich die churpfälzischen Akademiker, besucht, auch einer öffentlichen Versammlung der Akademie beigewohnt, bei welcher der Churfürst selbst gegenwärtig war, und habe erkannt, daß es mit den schönen und ernsthaften Wissenschaften in diesen Gegenden noch nicht fort will." Im September

12) „Mir ist," schreibt Voß, dem die Durchsicht der von Götz hinterlassenen Manuscripte vergönnt war, „kein Dichter bekannt, der so mühsam und dabei so unsicher arbeitete, als unser Götz. Einzelne Verse und Strophen fanden sich mit zwanzig und mehren Veränderungen, nicht selten ins Schlechtere. Selbst die Nachahmungen ausländischer Gedichte bekamen gewöhnlich über zehn verschiedene Abschriften, mit Anmerkung derjenigen, deren Lesarten bei der allervollkommensten noch zu berücksichtigen sein möchte. Und diese hartnäckige, man sollte glauben peinliche, Arbeit, mit welcher Behaglichkeit hatte Götz sie betrieben! Das sah man an dem schönen Papier, der zierlichen Hand, der grünen und rothen Einfassung des Titels und des Urtheils, dem sinnvollen Unterstreichen mit Grün und Roth, wo sehr wichtige Varianten wol mit acht abwechselnden Strichen daherschimmerten ꝛc." Siehe die bereits erwähnte Schrift: „Ueber Götz und Ramler." (Mannheim 1809.) S. 29. 31 fg.

1771 schrieb Götz: „Von meinen Gedichten, die Sie in Händen haben, wünsche ich: 1) daß Sie aussuchen, was überhaupt gut ist, oder mit dessen völliger Ausbesserung Sie ohne mich zurecht zu kommen hoffen; 2) daß Sie solche Stücke, die Sie für ganz verwerflich halten, mir simplement remittiren, welches Urtheil ich allemal unterschreiben werde; 3) daß Sie bei solchen, deren Verbesserung Ihnen allzu beschwerlich ist, mir Ihre Gedanken am Rande mittheilen, damit ich sie Ihnen in verbesserten Abschriften zurücksende." Nach einer Krankheit, von der er sich nur langsam erholte, schrieb Götz im Januar 1776: „Wissen Sie, bester Freund, daß ich mit Ihren Aenderungen in meinen Gedichten wohl zufrieden bin und mich desfalls Ihnen ewig verbunden erkenne. Sie haben Alles gut gemacht. Ihre Lobsprüche des Ungenannten im Batteur und in der lyrischen Blumenlese sind die süßeste Belohnung, die ich für die viele an meine Gedichte gewendete Mühe nur immer hätte erwarten können. Gegen Ostern, wenn ich noch lebe, sollen Sie einen ausführlichern Brief bekommen." — Wiederholte Krankheitszufälle unterbrachen längere Zeit seine Correspondenz mit Ramler. Eine trübe Stimmung herrscht in einem Briefe, den Götz im Herbste 1777 an den Professor Chr. H. Schmid, den Herausgeber der Anthologie der Deutschen, schrieb. Seine für dies Journal gesendeten Beiträge begleitete er mit den Worten: „Ich habe meine Papiere zum letztenmal durchsucht. Hier ist Alles, was Ihnen etwa noch geschickt werden konnte. Alter, Kränklichkeit und neue vom Landesherrn mir aufgelegte Bürden erlauben mir schlechterdings nicht mehr, Ihnen etwas zu schicken. Ich bin zum Dichten zu kalt, und vielleicht schon lange. Ich bitte Sie, keinen Buchstaben unter diese Gedichte zu setzen, der mich entdecken und mir schaden könnte." Seinen letzten Brief an Ramler schrieb Götz im Februar 1779. „Ich habe," heißt es darin, „den zweiten Theil der lyrischen Blumenlese empfangen, ein Geschenk, das mir unschätzbar ist, weil ich aus dem beigefügten Briefe ersehe, daß Sie mich noch lieben und daß ich noch in gutem Andenken bei Ihnen bin. Ich danke Ihnen hiermit tausendmal, daß Sie sich meiner verlassenen Kinder so ernstlich angenommen, und sie so fein, so sittsam und wohl erzogen haben, daß sie sich ohne Furcht vor der Welt produciren dürfen. Ich empfehle Ihnen nun noch die übrigen Geschwister, deren ich mich gar nicht mehr annehmen kann, seitdem die Last des Alters und eines neuen Amtes mich schwer drückt. Machen Sie mit ihnen, was Ihnen beliebt."

Daß Götz die Herausgabe seines poetischen Nachlasses [13]), wie in der Vorrede ausdrücklich bemerkt wird, Ramler's Händen überließ, dürfte, nach den mitgetheilten Auszügen aus seinem Briefwechsel kaum befremden, wenn er nicht, wie Knebel berichtet [14]), über Ramler's Veränderungen sich mit tiefem Unmuthe geäußert und selbst den Wunsch ausgesprochen hätte, daß seine Gedichte nach seinem Tode unverändert gedruckt werden möchten. Knebel hatte sich erboten, dafür zu sorgen. Er empfing jedoch bald nach seiner Heimkehr von dem Schwiegersohne des Dichters einen Brief, der ihm meldete, daß Götz, vom Schlage befallen, außer Stande sei, zu schreiben, ihn jedoch ersuchen lasse, von seinem ihm ehemals gegebenen Versprechen abzustehen, indem er die Herausgabe seiner Werke seinem Sohne (dem Associé der Schwan'schen Buchhandlung in Mannheim, Gottlieb Christian Götz) übertragen habe. „Ich that sogleich," schreibt Knebel [15]), „auf alles Geschehene Verzicht, das nie eine kaufmännische Speculation zum Grunde hatte. Daß Götz, so unzufrieden er auch mit Ramler's Verbesserungen seiner Gedichte war, sie ihm dennoch zur Herausgabe überließ, zeugt, wie mich dünkt, von einer gänzlichen Gleichgültigkeit gegen die meisten Dinge in den letzten Jahren seines Lebens und so auch gegen seine Gedichte. Er bezeugte mir diese selbst noch kurz zuvor in einem Briefe, mit welchem er mir eine kleine Anzahl bis jetzt noch ungedruckter Gedichte zuschickte. Er bat mich, solche Niemand zu zeigen, als etwa Herder: qui meas aliquid putat esse nugas, fügte er hinzu. Vielleicht fürchtete er auch, bei der stumpfen Gleichgültigkeit seines Vaterlands, daß seine Werke gar nicht zum Vorschein kommen könnten, und doch war er, wie ich bereits erwähnt, Nichts weniger als gleichgültig gegen dauernden Nachruhm. Die häufigen Ermahnungen, die ich seitdem theils selbst, theils durch angesehene Personen habe ergehen lassen, und die eigene und vollständige Ausgabe seiner Gedichte gegeben, sind fruchtlos gewesen."

Was Ramler von dem ihm überlieferten Nachlasse des Dichters nicht für werth gefunden, öffentlich mitzutheilen, ist nicht bekannt. Manches vorzügliche Gedicht aus den ihm anvertrauten Manuscripten mag er dem Publicum vorenthalten haben. Daß er durch seine scharfe Feile und die grammatikalische Bestimmtheit, die er den zarten und anmuthigen Liedern des Dichters aufdrang, ihnen einen wesentlichen Schaden gethan, läßt sich kaum leugnen [16]). Davon überzeugt man sich, wenn man das von seiner Feile unberührte Gedicht: „Die Mädcheninsel" in Schmid's Anthologie der Deutschen [17]) mit dem Abdrucke in der Ramler'schen Ausgabe von Götzens Gedichten vergleicht. Wer mehre seiner Poesien kennen lernen will, die nicht durch die Hände jenes scharfen

---

13) Dieser Nachlaß erschien unter dem Titel: Vermischte Gedichte von Johann Nicolas Götz, herausgegeben von Karl Wilhelm Ramler. (Mannheim 1785. 8.) Dem kurzen Vorberichte folgt eine biographische Skizze unter der Ueberschrift: „Joh. Nic. Götzens Leben, wie er es selbst in der Kürze aufgezeichnet hat." Vergl. Allgemeine deutsche Bibliothek. 66. Bd. St. 1. S. 12. Gothaische gel. Zeitung. 1785. St. 49. S. 395 fg. Allgem. Literaturzeitung. 1785. 3. Bd. Nr. 191. S. 173 fg. Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften. 32. Bd. St. 1. S. 54 fg. — Einige Gedichte von Götz, die in der oben erwähnten Sammlung fehlen, findet man in der mehrfach erwähnten Schrift von Voß: Götz und Ramler (Mannheim 1809.) und im Morgenblatte für gebildete Stände. 1809. Nr. 35. S. 137. Nr. 43. S. 171. Nr. 52. S. 205. — Vergl. Neue Berliner Monatsschrift. Juni 1809. S. 821 fg.

14) In Herder's Adrastea. 1803. 5. Bd. St. 2. 15) a. a. O. 16) Vergl. Knebel a. a. O. 17) 3. Bd. S. 297 fg.

Kritikers gegangen sind, muß den bereits früher erwähnten Anhang des von Götz mit Uz gemeinschaftlich übersetzten Anakreon's [18]) zur Hand nehmen, aus welchem mehre Gedichte wieder unverändert in Schmid's Anthologie der Deutschen [19]) abgedruckt worden sind. Auch die von Götz herausgegebenen „Gedichte eines Wormsers" [20]) und die, welche er an Schmid für die ersten sechs Abtheilungen des Taschenbuches für Dichter und Dichterfreunde einschickte, sind von Ramler's Feile unberührt geblieben. Eine große Zahl ward von ihm in seine lyrische Blumenlese und die Fortsetzung derselben (Fabeln und Erzählungen von verschiedenen Dichtern) aufgenommen. Mit Ramler's Verbesserungen findet man auch eine Auswahl der von Götz verfaßten Gedichte in Matthisson's Lyrischer Anthologie. 3. Th. S. 3 fg. und in der von K. H. Jördens herausgegebenen Blumenlese deutscher Sinngedichte S. 175 fg. [21]).

(*Heinrich Döring.*)

GÖTZ (Joseph), teutscher Schulmann, im J. 1566 zu Jägerndorf in Schlesien geboren, widmete sich der Philologie und ward nach der Beendigung seiner Studien im J. 1592 Conrector an der Schule von Altbrandenburg. Im J. 1597 ward er Rector zu Stendal und kam in derselben Eigenschaft im J. 1605 nach Berlin und im J. 1610 an das Gymnasium zu Magdeburg, wo er im J. 1621 starb. Sein poetisches Talent erwarb ihm großen Beifall und die Ehre, zum kaiserlichen Dichter gekrönt zu werden. Seine „Geistliche Comödie vom Goliath" (Magdeburg 1616. 8.) enthält einige geschickt angelegte und gut durchgeführte Scenen und verdient mehr Berücksichtigung, als sie bis jetzt bei den Geschichtschreibern der teutschen Nationalliteratur gefunden hat. Seine übrigen Schriften (**Oratio graeco-latina de angelis. Brandenburg. 1596. 4. Oratio de norma et forma disciplinae in scholis recte feliciterque instituendae. Magdeb. 1610. 4.** und **Renovatio Gymnasii Magdeburgici. Magdeb. 1619. 4.**) haben jetzt mit Ausnahme der letzteren, welche einigen localen Werth behält, ihre Bedeutung verloren *). (*Ph. H. Külb.*)

18) Frankfurt und Leipzig 1746. 8. 19) 2. Bd. S. 197 fg. 3. Bd. S. 3 fg. 20) Sie erschienen 1750 anonym und ohne Angabe des Druckorts. 21) Vergl. Götzens Leben, wie er es selbst in der Kürze aufgezeichnet hat, vor dem ersten Bande seiner Vermischten Gedichte. K. L. v. Knebel's Andenken an einen Besuch bei dem ehemaligen würdigen Superintendenten J. N. Götz zu Winterburg (in Herder's Adrastea. 1803. 5. Bd. St. 2). Ueber Götz und Ramler. Kritische Briefe von J. H. Voß. (Mannheim 1809.) Chr. H. Schmid's Dichternekrolog. 2. Bd. S. 799 fg. Dessen Zusätze zu dem Leben von J. N. Götz (im Journale von und für Deutschland. 1792. St. 8. S. 654). Vetterlein's Handbuch der poetischen Literatur der Deutschen S. 152 fg. Baur's Interessante Lebensgemälde. 5. Th. S. 528 fg. Jördens Lexikon deutscher Dichter und Prosaisten. 2. Bd. S. 190 fg. 6. Bd. S. 228 fg. Wieland's Deutscher Merkur. August 1785. S. 127 fg. Bouterwek's Geschichte der Poesie und Beredsamkeit. 11. Bd. S. 269 fg. Fr. Horn's Poesie und Beredsamkeit der Deutschen. 3. Bd. S. 181 fg. Gervinus, Geschichte der deutschen Nationalliteratur. 4. Th. S. 201. 204. Meusel's Lexikon der vom Jahre 1750—1800 verstorbenen deutschen Schriftsteller. 4. Bd. S. 286 fg.

*) Joh. Chr. Adelung, Fortsetzung und Ergänzungen zu Jöcher's Gelehrtenlexikon. 2. Bd. S. 1512.

GÖTZ (Karl), teutscher Dichter, am 16. Febr. 1795 zu Pfungstadt bei Bensheim geboren, verlor sehr früh seinen Vater, einen Schneidermeister, und mußte, nachdem er den nöthigen Schulunterricht erhalten hatte, das Handwerk desselben ergreifen, obgleich er nur geringe Lust dazu verspürte. Später gab er auch dasselbe auf und wanderte zu seinem Bruder, welcher in die Brüdergemeinde getreten war und sich zu Ebersdorf im Voigtlande niedergelassen hatte. Hier ließ er sich im J. 1811 ebenfalls in die Brüdergemeinde aufnehmen und suchte sich in den Unterrichtsanstalten derselben und durch die Lecture der teutschen Classiker und der griechischen und römischen Schriftsteller in teutschen Uebersetzungen weiter auszubilden. Im J. 1815 übernahm er die Leitung eines Handelsgeschäftes zu Gnadenfrei in Oberschlesien, welches das Brüderhaus dieses Ortes gegründet hatte. Da er durch die mit diesem Geschäfte verbundenen Reisen und durch den Umgang mit vielen gebildeten Leuten auch andere religiöse Ansichten kennen lernte, so wurde er alsbald der Brüdergemeinde abhold und trat im J. 1824 förmlich aus derselben aus, um nach Amerika zu gehen, wo sein Bruder seit dem Jahre 1818 auf den dänisch-westindischen Inseln als Missionair und Lehrer der Neger mit großem Eifer wirkte. Da aber zu Hamburg seine Pässe nicht genügend gefunden wurden, so mußte er nach seiner Heimath reisen, um sich die nöthigen Papiere zu verschaffen; als er jedoch hier hörte, daß sein Bruder im J. 1827 auf St. Thomas gestorben war, gab er seinen Vorsatz auf und übernahm das Rechnungswesen der Kirche zu Bensheim an der Bergstraße. Später wurde er Rechner der benachbarten Gemeinde Hahn und zuletzt hielt er sich ohne Amt in seiner Vaterstadt auf, wo er im J. 1836 starb. Seine „Gedichte" (Darmstadt 1829. 8.), welche vorher einzeln in Zeitschriften erschienen, verrathen ein nicht gewöhnliches poetisches Talent und wurden mit Beifall aufgenommen *). (*Ph. H. Külb.*)

GÖTZ oder GÖZ (Zacharias), teutscher Schulmann und Numismatiker, im J. 1662 zu Mühlhausen geboren, widmete sich nach der Beendigung seiner Vorbereitungsstudien von dem Jahre 1680 an auf den Universitäten zu Jena und Leipzig der Philologie und wurde, nachdem er zu Leipzig im J. 1685 die Magisterwürde erlangt hatte, schon nach einigen Monaten Conrector an der Schule zu Lemgo. Im J. 1690 wurde er als Rector nach Lippstadt berufen; später (1697) kam er in derselben Eigenschaft nach Osnabrück und zuletzt (1705) nach Braunschweig, wo er um das Jahr 1718 starb. Er hinterließ eine werthvolle Sammlung von Münzen und andern Merkwürdigkeiten, welche er mit großer Beharrlichkeit und nicht geringem Geldaufwande angelegt hatte und deren einzelne Stücke ihm Stoff zu einer Reihe von jetzt noch werthvollen Gelegenheitsschriften lieferten, deren erste zehn (**Dissertationum de numis Decas I. Osnabrug. 1704. 4.**) mit so großem Beifalle aufgenommen wurden, daß sie bald in einer neuen, mit einer zweiten

*) H. E. Scriba, Lexikon der Schriftsteller des Großherzogthums Hessen. 1. Bd. S. 120 fg.

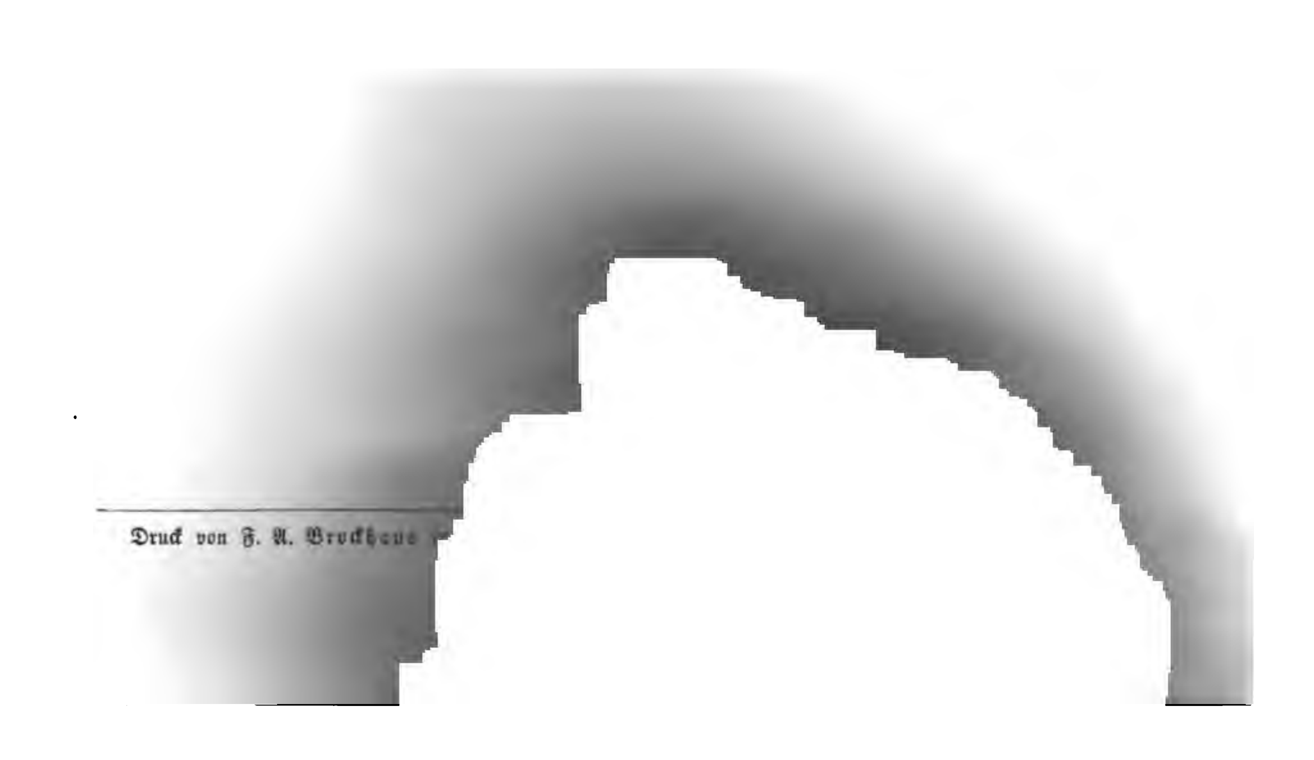
Decade vermehrten Auflage (De numis dissertationes XX, c. figg. Wittebergae 1716. 8.) erschienen, welche später noch einmal mit verändertem Titel (Amoenitates numismaticae. Witteb. 1754. 8.) ausgegeben wurde. Sie enthalten Abhandlungen über eine sehr alte thasische Silbermünze, über Silbermünzen der römischen Familien Fonteia, Sulpicia, Titia und Tituria, über eine falsche Medaille des Julius Cäsar und über verschiedene merkwürdige Münzen der römischen Kaiser bis auf Antoninus Pius, woran der Verfasser viele Bemerkungen über geschichtliche und antiquarische Gegenstände knüpft. An diese Abhandlungen schließen sich die Epistolae celeberrimorum virorum de re numismatica ad M. Zachariam Goezium. Accessit appendicis loco Musaeum Goezianum (Wittebergae 1716. 8.). Die Briefe enthalten Erörterungen über die von Götz in seinen numismatischen Abhandlungen aufgestellten Behauptungen und das Museum gibt nicht nur ein Verzeichniß der im Besitze des Verfassers befindlichen Münzen, sondern auch eine Beschreibung vieler andern von ihm gesammelten Merkwürdigkeiten, unter welchen besonders das kostbare Schwert des westfälischen Grafen Sebastian Fernandez, womit dieser im schmalkaldischen Kriege an der Seite des Kurfürsten Johann Friedrich focht, einige japanische Phallus und die Haut, worin der Schuhmacher und Dichter Hans Sachs im Mutterleibe lag [1]), zu nennen sein dürften. Ferner sind in die Beschreibung des Museums zwei beachtungswerthe Abhandlungen über den Roman und über den Ursprung teutscher Schimpfwörter (Geck, Hundsfott u. s. w.) eingeflochten. Die andern philologischen und theologischen Schriften des übrigens stets gründlich und gewissenhaft arbeitenden Götz (Elementa philosophica. Osnabrug. 1699. 8. Schediasma, quo praecipue ea, quae ad virum solide doctum spectant, traduntur. Osnabr. 1703. 4. Excerptorum seu locorum communium specimen I—V. Osnabr. 1709. 4. Disputatio de hierarchiis Angelorum. Lemgo 1687. 4. Anmerkungen über Gottfr. Arnold's Kirchen- und Ketzer-Historie. Osnabrück 1701. 12. und Programma ad Augustum Ducem Brunsvic. et Luneb. Wittebergae 1717. 4., worin man drei Briefe des berühmten Jesuiten Athan. Kircher findet) sind jetzt vergessen [2]). (*Ph. H. Külb.*)

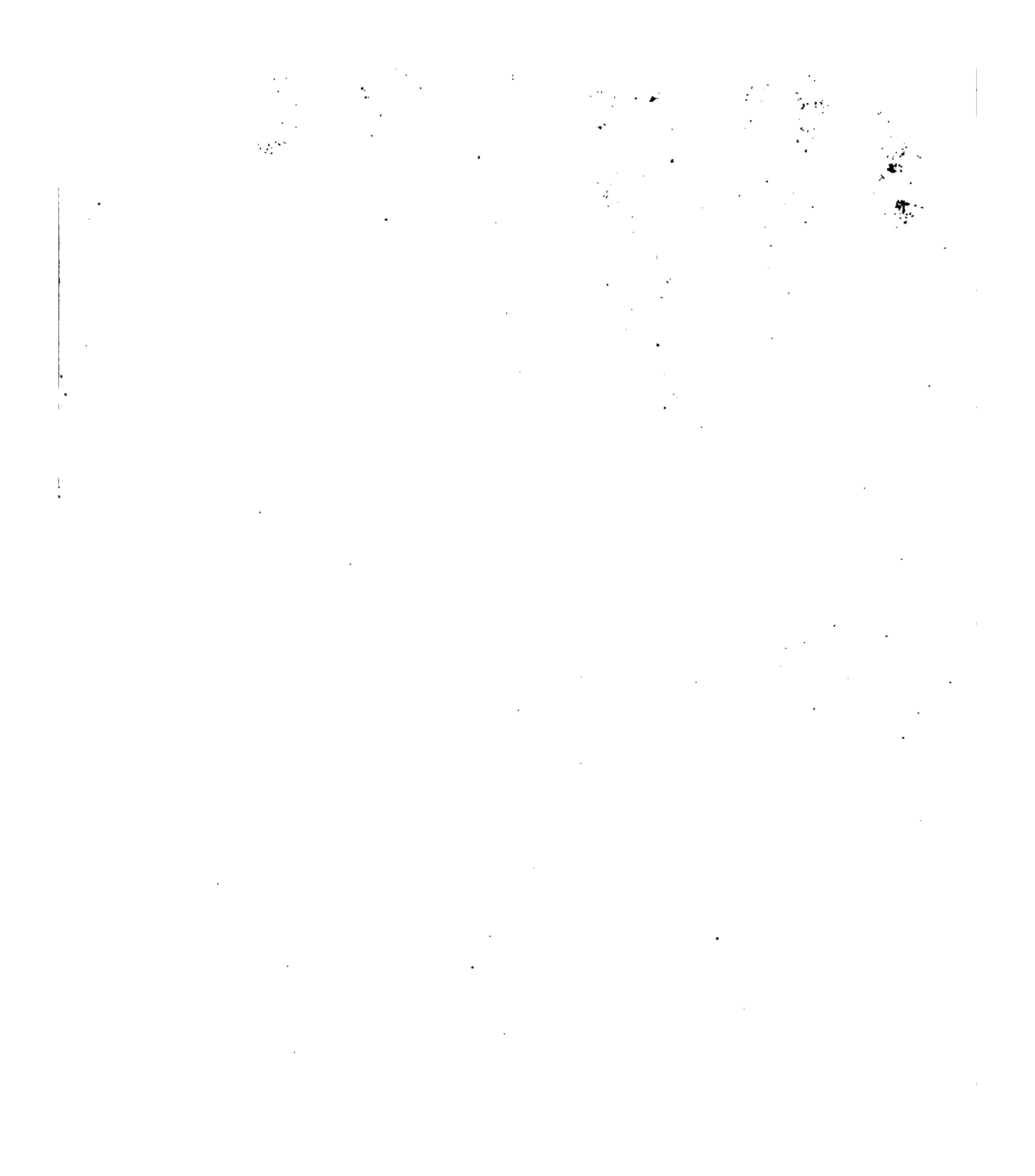
1) Unter dieser Haut, welche so zubereitet war, daß sie das Brustbild des Dichters darstellte, las man die Verse:

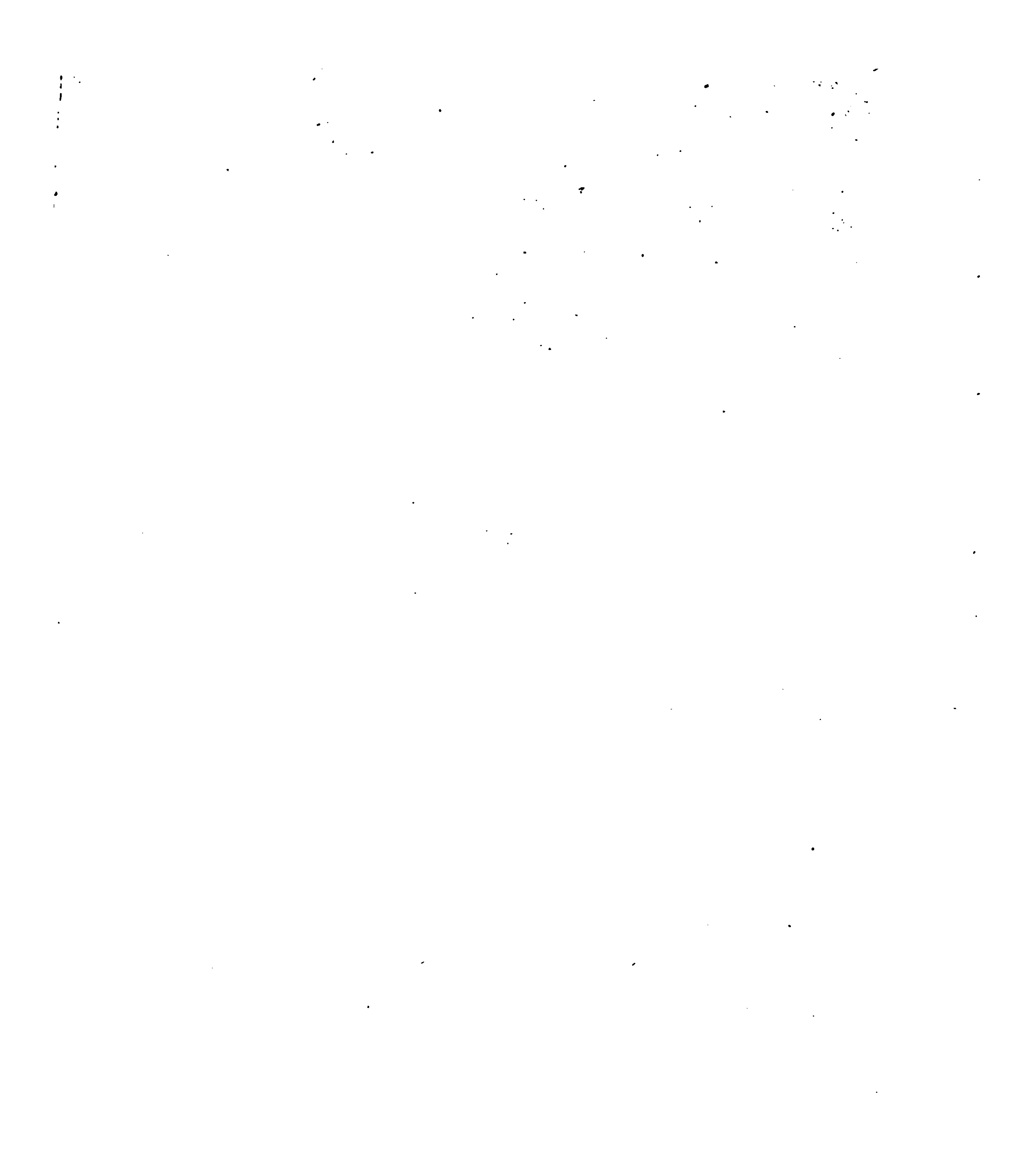
Zwey Monath ein und achtzig Jahr alt
War ich Hans Sachs in der Gestallt,
Von Enders Herrn Eysen abgemahlt,
Ein Kind war ich auf die Welt gebohren,
Zum Kinde bin ich wieder worden,
Denn all mein Künste hab ich verloren.
Gott bescher mir ein selig End,
Und nem mein Seel in seine Händ,
Geb mir auch ein frölich Urständ.

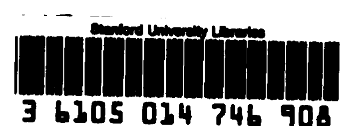
2) Vgl. Acta Eruditorum. Supplementa Tom. VI. (Lipsiae 1717. 4.) p. 439 seq. 477 seq. Joh. Chr. Adelung, Fortsetzung und Ergänzungen zu Chr. G. Jöcher's Gelehrtenlexikon. 2. Bd. S. 1512.

Ende des zweiundsiebzigsten Theiles der ersten Section.








Stanford University Libraries
3 6105 014 746 908

